Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064482126

Digitized by Google

902
056
.6

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Warte

Monatsschrift
für schöne Literatur

Sechster Jahrgang

München 1905

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze kritischen, literarhistorischen und ästhetischen Inhalts.

Seite

Behr, Max. Adalbert von Hanstein 322
— Otto Erich Hartleben 543
— Münchener Bühne 185, 314, 496
— Zeitschriftenschau I—XI 50, 113, 179, 238, 308, 366, 429, 491, 561, 630, 685
Binder, Hermann. Lebensbücher und anderes 150
— Belletristik von gestern und heute 745
Braungart, Richard. Hermann von Lingg 641
Castelle, Friedrich. Der Kampf gegen die unsittliche Literatur . . . 103
Clemenz, Bruno. Die pädagogische Literatur des Jahres 1904 . . 479, 557
Dickinson-Wildberg. Neue Gedichtbücher 555
Dreyer, Dr. Aloys. Kraiks „Deutsches Götter- und Heldenbuch" . . 106
— Dorfnovellistik in alter und neuer Zeit 353
— Die bäuerlichen Elemente in Schillers Dramen 458
— Schillers Jugendfreunde 487
— Johann Andreas Streicher 740
Eggert-Windegg, Walther. Poesie im Zuchthause 668
Hamann, E. M. Ferdinande Freiin von Brackel 514
Hauser, Otto. Die belgische Dichterplejade 648, 707
Isolani, Eugen. Über Neudrucke 680
Janus, Dr. Kritiker-Elend 193
Kiesgen, Laurenz. Dichter und Menschen 72
— Von allen Zweigen 158
— Neue Lyrik 282
— Aus fremden Gärten 620
Kohut, Dr. Adolf. Der größte Dichter Dänemarks 385
Kralik, Dr. Richard von. Die religiöse und nationale Festbühne . 27, 89
Lambrecht, Nanny. Drei Beiträge zur Frauenfrage 99
Lohr, Dr. Anton. Prinz Emil von Schönaich-Carolath 1, 80
— Selma Lagerlöf 136
— P. Luis Coloma 202
— Bogumil Goltz 266
— Neue Schriften zur Literaturgeschichte 342
— Schriften zur französischen Literaturgeschichte 463
— August Strindbergs Schriften 530
Popp, Dr. Joseph. Kunstliteratur-Bericht 288
— Adolf Wilbrandts „Erinnerungen" 595
— Die Münchener Kunstausstellungen des Jahres 1905 606
— Amiels Tagebücher 674
— Die christliche Kunst 724
— Das letzte Märchen 733

0902 .956 v.6 (RECAP)

555561

Digitized by Google

Seite

Rauftl, Dr. Johann. Neue Erzählungsliteratur 36
— Neue Romane 230
Scapinelli, Karl Conte. Neue Erzählungsliteratur 347
Schmidt, Dr. P. Expeditus. Vom Dramenmarkte 45
— Von unsern Klassikern 65
— Von zwei Dichterinnen 225
— Kleist- und Grillparzerstudien 331
— Schiller und seine Gemeinde 450
— Tendenzen und Probleme auf den Brettern 521
— Dichterbriefe 599
Schneiderwirth, P. Matthäus, O. F. M. Ungedruckte Lieder und Briefe von Luise Hensel 257
Thalhofer, Dr. Jugendschriften 96, 166
— Für die Jugend 297
Welter, Dr. Nikolaus. Das Felibertum 129
Wurm, Dr. Alois. Das Lebendige und Vergängliche in Ibsens Werk 359, 415
— Gottfried Keller 661, 716

II. Novellen, Skizzen etc.

Andersen, H. Chr. Der Stein der Weisen 393
Coloma, P. Luis. Karfreitag 202
Ertl, Emil. Die Rose 277
Keller, Paul. Beim Walddoktor 734
Lagerlöf, S. Der Brunnen der weisen Männer 142
Lambrecht, Nanny. Brri — kett! 87
Oldenburg, L. Ein Schulidyll 338
Schönaich-Carolath, Prinz E. v. Die Kiesgrube 17
Tolstoj, Leo. Aus „Lebensstufen" 751

III. Umfangreichere Dichtungen, Gedichtcyklen, Dramatisches.

Barsch, Paul 161
Bartels, Adolf 77
Berens, Alexander von 287
Bewer, Max 75
Drerup, Engelbert. Der Feldherr 101
Flaskamp, Christoph 164
Haustein, Adalbert von 322
Hartleben, Otto Erich 553
Helle, Fr. W. Spielmannslieder 178
Kurz, Edgar 286
Mertens, Hans Willy 163
Philips, Stephen. Marpessa 407
Pischinger, Arnold. Johann Sebastian Bach 212
Schönaich-Carolath, Prinz E. v. 15
Serra, Narziso (deutsch von **Maria de la Paz**) Der Narr in der Mansarde 580
Thrasolt, Ernst 94
Wertheimer, Paul 78

Digitized by Google

IV. Einzelne Gedichte.

	Seite
Behr, Max	177
Buschmann, A.	490
Cüppers, Ad. Jos.	149
Diederichs, F.	161
Dreyer, Aloys	365
Ekensteen, M. v.	237, 428
Hintermayer, Franz	237
Kienzingers, Max	365
Koulen, Josef	565
Pfeneberger, Jos.	434
Presber, Rudolf	286
Weingartner, Josef	157

V. Bücherbesprechungen.

Romane und Novellen: Heijermans, Diamantstadt (S. 55). — Michaelis, Der Richter (S. 56). — Wallner, Linzer Skizzen (S. 56). — Bruun, Krone (S. 119). — v. d. Pfordten, Das offene Fenster (S. 120). — Mereschkowsky, Das irdische Paradies (S. 120). — Schott, Torniers Brautfahrt (S. 121). — Krüger, Weg im Tal (S. 122). — Mußte es sein? (S. 123). — Reyberlein, Reformheer (S. 124). — Für Herz und Haus (S. 189). — Bruun, König aller Sünder (S. 190), — Poeck, Islandzauber (S. 191). — Aus Vergangenheit und Gegenwart (S. 244). — Cüppers, Königin von Palmyra (S. 246). — Lilienfein, Modernus (S. 246). — Bülow, Im Zeichen der Ernte; Schulze-Smidt, Magnus Collund (S. 247). — Schaer, Schatz im Moor; Jaques, Kreuz des Juden; Allgemeine Taschenbibliothek (S. 248). — Ertl, Feuertaufe (S. 318). — Stilgebauer, Götz Krafft (S. 319). — Oldenburg, Nu man to, Jan! Hoechstetter, Er versprach ihr das Paradies (S. 372). — Huch, Seifenblasen (S. 373). — Achleitner, Portiunkula (S. 374). — Handel-Mazzetti, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr; Münchener Volksschriften (S. 375). — Aus Vergangenheit und Gegenwart (S. 376). — Ernst, A. Sempers Jugendland (S. 435). — Ostini, Arme Seelen; Müller, Drei Liebesnächte; Sittenberger. Scholastica Bergamin (S. 436). — Huch, Wandlungen; Wassermann, Alexander in Babylon (S. 437). — Hollaender, Traum und Tag (S. 438). — Wibbelt, De lesten Blomen (S. 447). — Stratz, Gib mir die Hand (S. 504). — Sewett, Die Kirche siegt (S. 505). — Harder, Irdische und Himmlische Liebe (S. 506). — Achleitner, Eiskaplan; Meerheimb, Des Kaisers Adjutant (S. 506). — Bang, Excentrische Novellen (S. 507). — Bandello, Künstlernovellen (S. 568). — Hertz, Spielmannsbuch; Balzacs Werke (S. 569). — Dixon, Doubtful Hour (S. 570). — Maxwell, The Ragged Messenger; Atherton, The Valiant Runaways; Hardy, Bosheiten des Schicksals (S. 570.) — Meredith, Egoist; Aus Vergangenheit und Gegenwart (S. 571). — Siber, Novellen, die ein Spielmann schrieb (S. 639). — Cossak, Nordische Novellen (S. 760).

Lyrik und Epos: Lennemann, Aus Bauernlanden; Hermes, Wenn das Märchen wandert (S. 56). — Wohlmuth, Ferien-Träume (S. 57). — Pöllmann, Sonnenschein; Musenalmanach 1904 (S. 124). — Wittner, Kaiser und Vaterland (S. 125). — Clementz, Mutter (S. 126). — Koschate, Hl. Hedwig (S. 376). — Satiricus, Also sprach —?; Mentz, Gedichte (S. 376). — Kneip, Vershofen, Winkler,

Digitized by Google

Wir drei!; Englert, Fortunatus (S. 377). — Lichatscheff, Gedichte (S. 378). — Dusch, Almag'läut (S. 639). — Heyse, Italienische Dichter (S. 699). — Byrons Manfred, hrsg. von Müllner; Horaz, Oden, übertr. von Neß (S. 700). — Falke, Der gestiefelte Kater (758).

Drama: Koberstein, Der Große Kurfürst (S. 249). — Eulenberg, Kassandra, (S. 250). — Gruber, Heilige Nacht (S. 253).

Literaturgeschichte: Schuldes, Verfall der Literatur (S. 59). — Richemann, Humor in den Werken J. Mösers (S. 126). — Hartleben, Logaubüchlein (S. 250). — Bowinckel, Englischer Roman (S. 251). — Kralik, Klassiker und Katholizismus; Lohr, Flecknoe (S. 252). — Goethes Werke (S. 319). — Gercke, Griechische Literaturgeschichte; Eggert-Windegg, Mörike (S. 439). — Hagemann, Wilde; Schillers Werke (S. 440) — Briefe von Robert und Elisabeth Browning; Hertz, Wolframs Parzival (S. 441). — Landsberg, Moderne Literatur (S. 507). — Wilde, De profundis (S. 508). — Lorinser, Calderons religiöse Dramen (S. 509.) — Schillerbücher (S. 566). — Kerr, Das neue Drama; Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte; Dreyer, Stieler (S. 572). — Müller, Reuters Leben und Schaffen (S. 640.) — Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (S. 699). — Bach, Balde (S. 700). — Berthold, Sage von Faust (S. 701). — Althochdeutsche Literatur (S. 702). — Körners Werke; Schillers Werke (S. 704). — Schillers Werke (S. 754). — Scheid, Schillers Jungfrau von Orleans (S. 756). — Petzet, Heyse als Dramatiker (S. 757). — Pfennings, Goethes Harzreise; Jodl, Zwei Schillerreden; Pol, Verständnis Schillers (S. 759).

Aesthetik: Witasek, Aesthetik (S. 57). — Kunsterziehung; Anthes, Dichter und Schulmeister (S. 58). — Kellen, Theorie des Romans (S. 126). — Diederich, Gespenstergeschichten (S. 127). — Wege zur künstlerischen Erziehung (S. 448). — Schmidt, Wesen der Kunst (S. 703) — Ehrenfeld, Theorie des Gleichklangs (S. 758).

Kunst- und Musikgeschichte: Tizian; Kralik, Grundlagen der modernen Kunst (S. 60). — Moser, Joachim (S. 380). — Bie, Intime Musik (S. 448). — Mirow, Mozarts letzte Lebensjahre (S. 760).

Geschichte: Kirsch und Lukisch, Geschichte der Katholischen Kirche (S. 61). — Grupp, Römische Kaiserzeit (S. 378) — Lang, Nietzsche und die deutsche Kultur (S. 379). — Unser Vaterland Japan (S. 442). — Hartmann, Der Prozeß gegen die protestantischen Landstände in Bayern; Martin, Höhere Mädchenschule (S. 443). — Hamilton, Korea; Lauterer, Japan (S. 444). — Grimme, Mohammed (S. 510). — Widmann, Fischer und Felten, Weltgeschichte (S. 637). — Spahn, Leo XIII. (S. 697). — Lebensbilder hervorragender Katholiken des 19. Jahrhunderts (S. 704).

Varia: Krier, Studium und Privatlektüre (S. 59). — Kiesgen, Jugendschriftenfrage (S. 127). — Welt-Jahrbuch 1905 (S. 191). — Matthey, Märchenbilder (S. 253). — Eilhard, Weihnachtsnüsse; Keilers Literaturkalender (S. 254). — Der gemittliche Schläfinger (S. 320). — Klenz, Wörterbuch (S. 444). — Niklas, Deutsche Grammatik (S. 445). — Richter, Synonyme (S. 445). — Gerhauser, Blumen und Disteln (S. 511). — Natur und Kultur — Schrader, Von't Hölken up't Stöcksken (S. 512). — Dyroff, Seelenleben des Kindes (S. 573). — Schwochows Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts (S. 574). — Klöpper und Schmidt, Französische Stilistik (S. 574). — Franzos, Aus den Vogesen (S. 639). — Neuer deutscher Kalender; Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung (S. 703). — Hansjakob, Reise-Erinnerungen; Müller, Heliotrop (S. 756). — Hansjakob, Mein Grab (S. 757).

Digitized by Google

Sachregister.

Aakjaer, Jeppe 624.
Abel, H. K. 371.
Abraham a Sankta Clara 503.
Achleitner, A. 156 f. 374 f. 506.
Adlersfeld-Ballestrem, E. v. 242.
Aeltere Pinakothek 294.
Aesthetik 57 f. 60 f.
Aesthetizismus 240. 310. 366.
Aganoor-Pompili, V. 700.
Ahasver-Dichtungen 116.
Ahasver-Sage 181.
Alberti, Konrad 324. 472. 474.
Alexis, Guido 238.
Alexis, Willibald 689.
Allgemeine Bücherei 32.
Allgemeine Rundschau 50 f. 114. 179 f. 312 ff. 367 f. 495. 496. 725.
Allgemeines Literaturblatt 50. 238.
Allgemeine Verlags-Gesellschaft 53. 637. 639.
Almquist, J. V. 138.
Alte und Neue Welt 113 f. 432. 493.
Althochdeutsche Literatur 702.
Amiel, H. F. 674 ff.
Ammann, August 158 f.
Anders, Fritz 116.
Andersen, H. Chr. 97. 385 ff.
Andree, Rich. 369.
Angelus Silesius 137. 553.
Anonymität 50.
Ansbacher, L. 701.
Anschaulichkeit 53.
Anschauungslyrik 240.
Anthes, Otto 58 f.
Arens, Eduard 229 f.
Arnim, Achim v. 602 f.
Aschendorffs Ausgaben 70 f.
Atherton, Gertr. 570.
Aubanel Th. 129 f.
Auerbach, B. 120. 353 ff. 426. 690.
Auernheimer, R. 496.
Augsburger Postzeitung 180. 367. 724. 726.
Augustinus 674.
Aus Vergangenheit und Gegenwart 244 ff. 376. 571 f.
Avenarius, F. 53. 182. 311 f. 429. 495. 633. 725.

Bach, Jos. 700 f.
Baggesen, J. 385.
Bagster, G. G. 439.
Bahnsen, J. A. 54.
Bahr, H. 478.
Baierlein, J. 189.
Balaguer, V. 131.
Balde, Jakob 241. 700 f.
Baldensperger, F. 52.
Ballade 491.
Balzac 466 ff. 563. 569 f.
Bandello, M. 568 f.
Bang, Herm. 507. 563 f.
Banville, Th. de 650. 654.
Barbey d'Aurévilly 687.
Barrès, M. 116. 467.
Barrie, J. M. 251.
Barsch, P. 161. 495. 556 f.
Bartels, Adolf 73 f. 86. 107. 182. 331. 337. 426 f. 631. 689 f. 757.
Bartels, H. v. 296 f.
Barth, Bernhard 625.
Basch, V. 500.
Baß, J. 448.
Bastian, F. 371.
Baudelaire 650. 652 f.
Bauern 458 ff.
Baumann 524.
Baumberger, G. 176.
Baumeister, K. A. 426.
Baumgartner, Alexander 70. 117. 342. 465 f. 468. 568. 685 ff.
Bayerlein, Fr. A. 124.
Bayreuth 92.
Bayrischer Kurier 725 f.
Baz, G. A. 649.
Bazin, René 466. 468.
Beaulieu, H. v. 310.
Beaumarchais 465.
Beaunier, A. 657. 713.
Bechstein, L. 172.
Bechtoldsheim, H. v. 46.
Becque, Henry 467.
Becquer, G. A. 649.
Beer-Hofmann, Rich. 497. 691.
Beetschen, Alfred 648.
Belgische Lyrik 648 ff. 707 ff.
Belletristik 63. (kath.) 114 f. 366 ff.
Belli, G. G. 700.
Benedix, Rod. 238 f.
Benzmann, H. 85 f. 183. 492 f. 497.
Berberich, A. A. 59.
Berg, Leo 2. 9. 86. 324.
Berger, Alfred v. 30.
Berghoff, P. 185.
Beringer, J. A. 242. 493.
Berlepsch, L. v. 189.
Bernard, Tristan 315.
Bernhardt, Sarah 180 f.
Bernoulli, Karl 348.
Bernt, Friedr. 690.
Bernus, A. v. 285.
Berthold, O. 701 f.
Bery, Henriette 114.
Beskow, Elsa 96.
Bethge, Hans 295. 561. 624.

Digitized by Google

Bewer, Max 73 f., 694.
Bibliothek der Klassiker 382 f.
Bibliotheken 693.
Bickmann, Evaristus 257.
Bie, O. 448.
Biel, Anna M. 50.
Bierbaum, O. J. 474.
Bierlein, Fr. 183.
Bilderbücher 172. 297 ff.
Binder, Franz 226. 257.
Binder, Hermann 52.
Bitzius, A. s. Gotthelf.
Björnson 138. 188. 309. 497. 564.
Blennerhassett, Ch. 433 f.
Bodenhausen, E. v. 295.
Bodmer, J. J. 113.
Böcklin 295.
Böhlau, Hel. 169. 176.
Bölsche, W. 477. 482.
Böttger, Ad. 700.
Bohn 104. 313.
Boileau 650.
Bonus, A. 53. 480.
Bordeaux, H. 154 f.
Borel, Eugène 621.
Borromäus-Blätter 369 f.
Borromäus-Verein 105.
Bossuet 688.
Botrel, Th. 621.
Bourget, P. 466. 468.
Bouvier, B. 468 f.
Brackel, Ferdinande v. 343. 514 ff.
Brachvogel, E. 116.
Brandes, E. 563 f.
Brandes, G. 563 f. 603 f.
Braunfels, L. 690.
Brausewetter, E. 256.
Brentano, Cl. 170. 430. 603.
Bretzing, Gustel 371.
Bretzl, J. 371.
Briefe 599 ff.
Brieger, Alfred 569.
Brill, L. 59.
Brinckmann, J. 368.
Brouwer, J. 117.
Browning, R. u. E. 441.
Brühl, C. P. 50.
Brühl, H. J. 51. 118. 125.
Brugier, G. 342 f.
Brunet 129.
Bruno, Giordano 524 f.
Brunnemann, Anna 116.
Bruun, Laurids 119. 190 f.
Buchhandel 104 f.
Bücher der Weisheit und Schönheit 482. 502 ff.
Bühne und Welt 51. 180 f. 314. 492.
Bülow, Frieda v. 247.
Bürger, G. A. 683.
Buet, Charles 241.
Bulcke, K. 555.
Bulle, O. 745. 756.
Bulthaupt, H. 333 f. 426.
Bunsen, Maria v. 242.
Buntscheck 300 f.
Buol, M. 181.
Burckhard, Max 29.
Burghaller, Rud. 526 f.
Burns, Robert 183.
Busse, K. 115. 183. 227 ff. 493. 495.
Butscher, Aug. 244.
Byron 2. 700.

Caine, Hall 251.
Calderon 31 ff. 53. 89. 430. 433. 508 ff.
Cardauns, H. 170. 245. 375. 383.
Carducci, H. 700.
Caspari, G. 299.
Castelle, Fr. 51. 429.
Cavalliere, M. s. Reschreiter.
Chamisso 387 f. 649.
Chateaubriand 466 f. 676.
Christ, Sophie 190.
Christliche Frau 51. 114. 313. 433.
Christliche Kunst 64. 724 ff.
Christliche Welt 319.
Cervantes 594.
Claudius, M. 430.
Clemenz, H. 126.
Coloma, L. 196 ff. 383. 434.
Conrad, H. 504.
Conrad, M. G. 116. 475 f. 745 f.
Coppée, Fr. 188.
Cordula Peregrina 59.
Corelli, Marg. 251.
Cornelius, H. 45 f.
Cornelius, Peter v. (Maler) 297.
Cossak, Marg. 760.
Cotta, Verlag 67.
Cottons, P. 497.
Coudenhove, Paula 46 f. 117.
Courteline, G. 467.
Creizenach, Wilh. 67.
Cüppers, A. J. 245 ff.
Curel, Fr. de 467.
Dähnhardt, O. 502.
Dänische Literatur 563 f.
Dänische Lyrik 623 f.
Dante 51. 54.
Darmstädter Ausstellg. 1901 296.
Dehmel, R. 182. 242. 493 f. 508.
Deodata, M. 255.
Deutsche Gesellschaft f. christliche Kunst 240. 725 f. 732.
Deutsche Grammatik 445.
Deutsche Humoristen 175 f.
Deutsche Literatur-Gesellschaft 53.
Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart 631. 689.
Deutscher Balladen-Born 492.
Deutsche Revue 238 f. 690.
Deutscher Hausschatz 114. 181. 495 f.
Deutscher Spielmann 96.
Deutsche Schillerstiftung 690 f. 694.
Deutsches Götter- u. Heldenbuch 106 ff.
Devoluy, Peire 134 f.
Devrient, Ed. 51 f.
Devrient, Otto 51.
Dichterpreise 690 f.
Dichterstimmen der Gegenwart 51 f. 371. 493. 496.
Dichtung 115. 622. 624.
Dickens, Ch. 439.
Diderot 427.
Diederich, Benno 127.
Diederich, Franz 159.
Diederichs, Eugen 482.
Dierx, Leon 650.
Dingelstedt 596 f.
Dirkink, J. v. 154 f.
Dixon, E. H. 570.
Dohm, H. 99 f.
Donnay, M. 467.
Don Quijote 302. 594.
Doormann, Christine 303.
Dorfnovellistik 353 ff.
Drachmann H. 563 f. 623.
Drama 45. 181. 331. 335. 572.
Dransfeld, H. 116 f. 433. 496.
Dreher, Konrad 316.
Drerup, E. 240. 491 f.
Dreyer, A. 572 f.
Dreyer, M. 315. 507.
Droop, Fritz 496.

Digitized by Google

Droste-Hülshoff, A. v. 115. 225 ff. 383. 704.
Dryden, John 252.
Dürer, A. 114. 294.
Duhr, Bernhard 29 f.
Dusch, Wilh. 639 f.
Dyk, E. van 650.
Dyroff, Ad. 573 f.

Ebner-Eschenbach, M. v. 242.
Eckart, B. 501.
Edhor, J. 53.
Eekhoud, G. 715.
Efeuranken 239.
Eggert, Ed. 669.
Eggert-Windegg, W. 439.
Ehrenfeld, Alexander 758.
Eibesthal 34.
Eichendorff, J. v. 122.
Eichert, Franz 52. 241. 256. 496.
Eilhard, F. 254.
Eisert, Albert 528.
Ekensteen, M. v. 571 f. 575.
Ekkehard, Dr. 688.
Elias, Julius 603.
Eloesser, A. 467.
Elsaß 52. 371.
Elskamp, M. 657. 713 f.
Engel, Ed. 180.
Engelbrecht, L. 183.
Englert, Seb. 377 f.
Englische Malerei 293.
Englischer Roman 250 f.
Entwicklungsromane 438.
Enzio, R. W. 183. 494.
Ernst, Otto 58. 315 f. 435 f.
Ernst, Paul 151 f.
Ertl, E. 318.
Erwinia 52. 371. 494.
Erzieher zu deutscher Bildung 482.
Eschelbach, H. 112.
Eschstruth, N. 242.
Esmarch, E. 183.
Ettlinger, Jos. 691 f.
Eucken, Rud. 50.
Eulenberg, H. 186. 238. 250.
Eyth, M. v. 242.

Fabris, R. Fabri de 244.
Falke, Gustav 99. 507. 631. 694. 758.
Faust 29. 51. 69. 180. 701 f.
Fecke, Fr. 182.
Federer, H. 113. 432.
Fehrs, J. H. 369.
Feldigl, F. 117.
Felibertum 129 ff.
Felten, W. 637.
Festbühne 27 ff. 89 ff.
Fester, Rich. 499.
Feuchtwanger, L. 248 f.
Feuerbach, A. 297.
Fichtner, J. 571 f.
Fietz, Alois 48 f.
Finn, Fr. 97. 303.
Fircks, K. v. 503 f.
Fischel, O. 60.
Fischer, H. R. 325.
Fischer, Herm. 68. 427.
Fischer, Karl 439. 694. 749 f.
Fischer, P. 637.
Fischer, S., Verlag 47. 547.
Fischer, Wilh. 154.
Flaischlen, C. 478.
Flake, Otto 371.
Flaskamp, Chr. 51. 124 f. 160.
Flaubert 687.
Flavus, Jos. 245 f.
Flecknoe, R. 252.
Flinzer, F. 96.
Fogazzaro, A. 434. 700.
Fontainas, A. 715.
Fontane, Th. 242. 689.
Fouque, Fr. 107.
France, A. 467.
Frankfurter Zeitung 383.
Franz, Alfred 54.
Franziß, Franz 117.
Französische Literatur-Geschichte 463 ff.
Französische Lyrik 620 ff.
Französische Plastik 296.
Französische Stilistik 574.
Franzos, K. E. 639.
Frauenfrage 99 ff.
Frauenromane 241 f.
Freier Almanach 371.
Freiligrath, Ferd. 354.
Freistatt 309.
Fremdsprachlicher Unterricht 574.
Frensdorf, Ernst 683.
Frenssen, G. 183. 694.
Frey, Adolf 426.
Frey, Alex. 180. 312.
Freytag, G. 238 f.
Friedensblätter 181 f.
Friedrich, M. v. 750.
Friesen, E. 376.
Fuchs, H. 529.
Führich, Jos. 297.
Für die junge Welt 173 f.
Fürst, Rud. 116.
Fulda, L. 47. 186. 316 f. 354.
Funke, A. 69.
Furtwängler, A. 294.

Galdós, Perez 433.
Ganghofer, L. 349 f.
Garten, J. von 302 f.
Gassenhauer 51.
Gautier, Th. 650.
Geibel, Em. 107, 624.
Geiger, L. 427. 699.
Geijerstam, G. af. 153 f.
Geißler, M. 114.
Gemittliche Schäsinger 320,
Genast, Ed. 683.
Gengnagel, Karl 526.
Genius, Ad. 70 f.
George, St. 184. 715.
Gerard, Dor. 53.
Gérardy, P. 715.
Gercke, A. 439.
Gerhauser, Mich. 511 f.
Germania 54. 114. 239 f. 493. 562. 686 f. 726.
Gesellschaft 378.
Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung 575.
Gesellschaft für Verbreitung von Volkskunst 382 f.
Gesmund, Armin 525.
Gespenstergeschichten 127.
Giera, P. 129.
Giese, Martha 97.
Gietmann, G. 60.
Gilkin, Iwan 652 f.
Gille, Valère 715.
Giorgione 60.
Giraud, Albert 652. 654 f.
Girndt, Otto 571 f.
Gleichen-Rußwurm, A. v. 242. 428.
Görres, G. 704.
Goethe 9. 29. 52. 66 f. 239 f. 252. 319 f. 483. 552. 636. 676. 699. 759.
Goethebünde 115.
Goltz, Bogumil 184. 266 f.
Gorki, M. 467. 472. 504. 749.
Gottberg-Herzog, Adelaide v. 253.
Gottesminne 52. 240 f. 255. 430 f. 433. 491 f.
Gottfried v. Straßburg 68.
Gotthelf, Jer. 113. 354. 356 ff.
Gottschall, R. v. 238 f.
Gräbke, H. 369.
Grävell, H. 238.

Digitized by Google

Graf, A. 649.
Greber, Jul. 377.
Greeven, E. A. 117. 495.
Gregh, Fern. 621.
Greif, Martin 179.
Greinz, Rud. 352 f.
Greuffing, P. R. 249.
Griechische Literatur-Geschichte 439.
Grillparzer 68. 70. 331 ff.
Grimm, Brüder 602 f.
Grimme, F. W. 51.
Grimme, Hubert 510 f.
Grotthuß, Ev. 503. 633.
Gruber, Jakob 253 f.
Gruber, Karl 52, 371.
Grün-Deutschland 474.
Grüninger, Jakob 113.
Grunert, Emil 527 f.
Grupp, G. 378.
Günther, Herm. 371.
Günthner, Engelb. 433. 508 f.
Gundlach, Fritz 621 f.
Gurlitt, C. 289. 292. 631.
Gustav vom See 470.
Gutzkow, K. 690.

Haack, Fr. 292.
Hackemann, August 117 f. 314.
Häckel, E. 167.
Hagemann, C. 440,
Hagelstange, A. 726 ff.
Hahn, Martin 750.
Halbe, Max 179. 182. 238. 419. 507. 689.
Halm, Friedr. 68. 70.
Hamann, E. M. 70. 114. 179. 433. 496.
Hamerling, R. 376.
Hamilton, A. 444.
Hammer, Jul. 690.
Hamsun, Knut 564.
Hancke, O. 239.
Handel-Mazzetti, Ev. 367. 375.
Hansen, J. J. 704.
Hansjakob, H. 180. 756 f.
Hanstein, Ad. v. 322 ff. 754 f.
Harden, M. 630.
Harder, Agnes 506.
Hardt, Ernst 495.
Hardy, Thomas 251. 570 f.
Harmonium 448.
Harnack, Ad. 674.
Harnack, O. 427. 632 f.
Hart, Brüder 29.
Hart, Heinrich 58. 642.
Hart, Julius 240. 478.
Harten, Angelika 115.
Hartleben, O. E. 137. 250 f. 314. 507. 543 ff. 654. 694.
Hartl-Mitius, P. 316.
Hartmann, Ed. v. 54. 630.
Hartmann, Jul. 487 ff. 740.
Hartmann, Karl 443.
Harzer Bergtheater 34. 50.
Hauff, W. 173. 694 f.
Haug, Friedr. 489.
Hauptmann, G. 91. 115. 182. 186 f. 324. 419. 471. 507. 689. 691.
Hauptmann, Karl 497. 691.
Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 175 f.
Hauser, Otto 623 f. 625.
Haushofer, Max 642 f.
Hebbel 67 f. 107 f. 331. 335 f. 504. 600. 689.
Hebel, J. P. 173.
Hebentanz-Kaempfer, L. v. 99 f.
Heemstede, Leo Tepe v. 51 f. 115. 241. 495.
Hegel 337.
Heijermans, H. 55 ff. 117. 238. 316. 467.
Heimat 703.
Heimatkunst 182. 232. 359. 372.
Heine 2 ff. 180. 563. 676.
Heinzel, Max 320.
Hellen, Ed. v. d. 65. 754.
Heller, Ludwig 186.
Hellinden, Martin 53.
Hellinghaus, O. 382.
Henckell, K. 494 f.
Hennigsen, Joh. 169.
Hensel, Luise 225 ff. 257 ff. 430. 704.
Herbert, M. 189. 191. 241. 244. 343. 367. 495.
Herder 427.
Herders Konversations-Lexikon 50. 687.
Hérédia, J. M. de 650.
Hermann und Dorothea 70.
Hermes, Rich. 56 f.
Herold, Th. 116.
Hertz, Henrik 385.
Hertz, Wilh. 441. 569. 622 f.
Hervieu, P. 467.
Hesse, Herm. 347 f. 495.
Hesse, M., Verlag 67. 681.
Heyck, Ed. 296 f.
Heyking, El. v. 242.
Heyl, J. A. 98.
Heyse, Paul 39 ff. 136. 447. 624. 647. 699 f. 757 f.
Hettinger, Fr. 635.
Hettner, Herm. 661. 690.
Hilden, Anna 302.
Hildrich, Else 114.
Hille, Peter 183. 242. 308.
Hillern, W. v. 747.
Hilty, Karl 311.
Hirschfeld, G. 245.
Hirth, Georg 314.
Historisch-politische Blätter 304.
Hlatky, Ed. 181. 283.
Hochland 309. 313. 367. 433 f. 492 f. 634.
Hock, Stefan 338.
Höber, Karl 254 f.
Hoechstetter, S. 372 f.
Höffner, J. 636.
Höhler, M. 748.
Höller, Guido 302.
Hölscher, Fr. 70.
Höritz 34.
Hofer, Fried. 493. 496.
Hoffmann, Camill 495.
Hoffmann, Hans 176. 692. 694.
Hoffmann, Karl 563.
Hofmannsthal, Hugo v. 115. 184.
Hofmiller, J. 243. 686 f.
Holberg, L. 385.
Holitscher, A. 232 f.
Holländer, F. 438. 477. 507.
Holmes, Mary 245.
Holstein, L. 624.
Holz, Arno 187 f. 240. 324. 491.
Homer 52.
Horaz 700.
Horn, W. O. v. 370.
Houben, H. 49.
Huch, Friedr. 437.
Huch, Ric. 115. 346. 373 f.
Huch, Rud. 182.
Huck, J. Chr. 51.
Hüffer, H. 383.
Hugo, V. 115. 656. 676.
Huppert, Ph. 59. 63. 114 f.
Hutten-Stolzenberg, M. L. v. 154 f. 366.
Huysmans 467. 622. 651.

Ibsen 48. 66. 328. 359 ff. 415 ff. 472. 497. 508. 521. 548. 600 f. 603 ff.

Digitized by Google

Idealismus 136. 507.
Illustration 638 f.
Immermann 354. 356 f.
Impressionismus 240.
Ingemann, B. S. 385.
Innendekoration 296.
Innerkofler, Adolf 29.
Inouye, T. 653.
Intime Musik 448.
Italienische Dichter 699 f.
Jacobsen, J. P. 561. 563. 623 f.
Jacoby, A. 303.
Jaeger, H. 420.
Jaeger, Joh. 668 f.
Janke, E. 266 ff.
Japan 442. 444.
Japanische Lyrik 625.
Japanische Schriftstellerinnen 116.
Jaques, Herm. 248.
Jellinek, A. L. 572.
Jensen, J. V. 564.
Jerschke, O. 187 f.
Joachim, Jos. 380.
Job 52.
Jodl, Fr. 759.
Jörgensen, J. J. 43. 477. 562 ff. 623 f.
Joesten, Jos. 345 f.
Jonas, E. 428.
Jordan, W. 107 f.
Josties, Fr. 369.
Jugend 313 f.
Jugendschriften 127 f. 171 f.
Jugendzeitschriften 173 f. 239.
Jung-Stilling 354.

Kalkschmidt, E. 492 f.
Kant 631 f.
Karpeles, G. 180.
Katalonische Dichtung 131.
Katholiken des 19. Jahrhunderts 704.
Katholikentage 90 f.
Katholiken und Literatur 695 f.
Katholische Kirche 61 f.
Katholische Religion 181.
Katholisches Sonntagsblatt 320.
Katholische Welt 241. 496.
Katholische Zentralbibliothek 304 ff.
Katholizismus 252.
Kausen, A. 117.
Keiter, H. 126 f.
Keiters Kathol. Literatur-Kalender 254 f.
Kellen, T. 126 f.
Keller, G. 113. 115. 183. 354. 494. 661 ff. 689. 716 ff.
Keller, Heinr. 352.
Keller, P. 232. 733 f.
Kemmer, L. 314.
Kennan, G. 168.
Kerner, H. f. Cardaunes, H.
Kerr, A. 572.
Kettner, G. 427. 755.
Key, Ellen 99 f. 529.
Keyserling, E. v. 498.
Kielland, Alex. 750 f.
Kiesgen, L. 50. 116. 127 f. 179. 466. 496.
Kilian, Eugen 427.
Kind 573 f.
Kindheit 308 f.
Kind und Kunst 174.
Kinkel, Gottfr. 345 f.
Kipling, R. 251.
Kirchbach, W. 567 f.
Kirchenschmuck 726.
Kirsch, J. P. 61 f.
Kiß, Jos. 116.
Klaiber, P. 190.
Klassiker 65 ff. 252. 635. 681.
Klassiker der Kunst 294.
Klaußmann, O. 98.
Klein, Ferd. 179.
Klein, L. 316.
Kleinsorge, Fr. 71.
Kleist 331 ff.
Klenz, H. 444.
Klöpper, El. 574.
Kneip, J. 125. 377.
Knodt, K. E. 52. 86. 429. 494.
Kobell, Fr. v. 572 f.
Koberstein, Fritz 249 f.
Koch, Hans 526.
Koch, Max 117.
Koch, W. 183.
Kölnische Volkszeitung 114 f. 305. 312. 366 f. 383. 495 f. 688 f. 726. 748.
Kölnische Zeitung 242 f. 313.
Könnecke, G. 568.
Körner, Th. 704.
Köster, A. 440.
Kohlrausch, Rob. 334. 683.
Koht, H. 603.
Kolping, A. 375.
Kolportageromane 256.
Kompert, L. 690.
Korea 444.
Koschate, P. 376.
Kovács, E. 116.
Kraeger, H. 567.
Krag, T. P. 564.
Kralik, R. v. 27 ff. 50. 52. 60 f. 106 ff. 115. 181. 191. 252. 431. 433.
Kranz, Rich. 556.
Krapp, L. 117. 125 f. 180 f. 241. 255. 562.
Krausbauer, Th. 302.
Krauß, Rud. 242. 427.
Kreiten, W. 227 f. 383.
Krier, J. B. 59.
Kritik 309 f.
Kritiker 193 ff.
Krüger, H. A. 122 f.
Krüger-Westend, H. 325.
Küchler, K. 325.
Kühnemann, E. 631 f.
Kümmel, K. 320.
Küster, K. 324.
Kujawa, J. T. 246.
Kultur 241 f. 429.
Kunst 366. 429 ff. 703. (mod.) 60 f.
Kunst-Ausstellungen 606 f.
Kunsterziehung 58 f. 448.
Kunstgenuß 53.
Kunstgeschichte 288 f.
Kunstwart 53. 182. 311 ff. 492. 495. 633. 689 f. 693 f. 725.
Kuntze, Edm. 175.
Kurz, Edg. 284 f.
Kurz, Heinrich 356.
Kurz, Herm. 68. 284. 427.
Kurz, Isolde 284. 346.

Laforgue, J. 650. 656.
Lagerlöf, S. 136 ff. 242. 564.
Laicus, Ph. 244 f. a. Wasserburg, Ph.
Laienkritik 310.
Lambrecht, N. 114. 181. 367 f. 369.
Land, Hans 235 f.
Landhaus, modernes 296.
Landois, H. 369.
Landsberg, H. 507 f. 683 f.
Landschaftstheater 114.
Lang, Albert 379 f.
Lange, Sven 185 f.
Langewiesche, W. 495.
Langkavel, M. 180.
Lanzalone, G. 310 f.
Laube, H. 596.
Lauterer, Jos. 444.
Lavater, J. K. 113.

Digitized by Google

Lavedan, H. 467.
Lazarus, Moritz 690 f.
Lazarus, Nahida 690 f.
Learnei, M. D. 427.
Lebnow, J. 53.
Legband, P. 683.
Lehmann, Rud. 633 f.
Leihbibliotheken 105.
Leisching, J. 292.
Leixner, O. v. 43. 115. 311.
Lektüre 59.
Lemonnier, C. 715.
Lenbach 606. 619 f.
Lengefeldt, L. v. 428.
Lennemann, W. 56. 496.
Lentner, J. 354.
Leo XIII. 625. 697 f.
Leo-Gesellschaft 29. 32 f. 35.
Leonhardus, J. 371.
Lepsius, Joh. 116.
Lerberghe, Ch. 242. 657. 707 f. 715.
Lessing 70. 600 ff.
Lessing, O. E. 336 ff.
Levertin, O. 137 ff.
Lex, Mich. 334 f. 726.
Lichatscheff, El. 378.
Lie, J. 563 f.
Lieber, A. 496.
Liebermann, M. 631.
Lienhard, Fr. 115 f. 183 f. 232. 266 ff. 371.
Liepmann, J. 429.
Liliencron 12. 169. 182 f. 474. 494. 507. 557.
Lilienfein, H. 238. 246 f.
Lindemann, E. 382.
Ling, H. v. 641 ff.
Lisle, Leconte de 650. 656.
Literarische Praxis 312.
Literarischer Handweiser 53 f. 369. 726 ff.
Literarischer Ratgeber 191 f. 706.
Literarische Rundschau 731.
Literarisches Echo 115 f. 243. 308. 310 ff. 492 ff. 630. 691 f. 694.
Literarische Warte 513. 578 f. 705 f.
Literatur 59 f. (mod.) 182. 469 ff. 507 f.
Literaturgeschichte 464. 572.
Litzmann, B. 426.
Lobsien, W. 97.
Löschhorn, H. 293 f.
Loessel, G. 376.
Loewenfeld, R. 749.
Logau, Fr. v. 250 f. 553.
Lohr, A. 50. 252. 471. 512 f. 578.
Lorinser, Fr. 508 ff.
Loti, P. 468.
Lucka, E. 495. 559.
Ludwig, O. 71. 689 f.
Lübke, W. 289.
Luitpoldgruppe 607 f.
Lukas, J. 50.
Lukisch, B. 61 f.
Lyrik 240. 491 ff. (relig.) 429 f. 476.

Mackay, J. H. 42 f. 324.
Mader, Felix 726.
Madjera, W. 116.
Mädchenschulen 443 f.
Maeterlinck 184. 242 f. 508. 535. 657. 707. 709 f.
Maidorf, M. 170.
Maistre, J. de 117. 465 f. 687.
Mann, Th. 308.
Marbacher Schillerbuch 425 ff.
Marlowe, G. 715.
Martens, K. 317. 352.
Martin, M. 443.
Massinger, Ph. 497. 504.
Matkowsky, Ad. 333.
Matthey, J. G. 253.
Matthis, Ad. 371.
Matthisson 426.
Mauch, Th. 501.
Mauclair, C. 656.
Maupassant 548. 687 f.
Maurer, K. H. 556.
Maxwell, W. B. 570.
Mayne, H. 439.
Mayrhofer, J. 51.
Meerheimb, H. v. 234 f. 506.
Meerheimb, R. v. 117 f. 314.
Megede, J. R. z. 352.
Meier, Helmbrecht 354.
Meisterwerke der deutschen Bühne 67 f.
Menne, Karl 496.
Mentz, L. 376.
Menzel, Ad. 297.
Meredith, G. 251. 571.
Mereschkowsky, C. v. 120 f.
Merkle, Seb. 748.
Mertens, H. W. 158.
Merwart, K. 184 f.
Meusel, J. G. 695 f.
Meyer, E. 503.
Meyer, K. F. 113. 183. 494.
Meyer, R. M. 66. 107. 115. 356. 666.
Meyer-Houstelle, Ch. 122.
Meyerfeld, M. 508.
Meyr, M. 177.
Michaelis, K. 50. 56.
Miegel, A. 492. 555.
Mielke, H. 344 f.
Ming, Jos. 241.
Minor, Jak. 755.
Mirbeau, O. 243.
Mirow, L. 760.
Mistral, Fr. 129 ff.
Moderne Literatur 182. 469 ff. 507 f.
Moeller-Bruck, A. 180. 182.
Moeller-Bruck, H. 180.
Mörike 52. 137. 179. 181 ff. 242. 439 ff. 512. 574 f. 689. 693 f.
Möser, Justus 126.
Mohammed 510 f.
Mombert, A. 508.
Monatsblätter f. deutsche Literatur 183. 494 ff.
Mont, P. de 117. 648. 654.
Montesquieu 503.
Moralt, O. 317.
Moser, A. 380.
Moser, G. v. 239.
Mozart 760.
Mühsam, Erich 308, 495.
Mühlbach, L. 357.
Müller, Anton 756 f.
Müller, Elis. 171.
Müller, G. A. 436.
Müller, Hans 495.
Müller, J. 640.
Müller-Poyritz, K. 49.
Müller-Sondershausen, E. 688.
Müller-Waldenburg, W. 48.
München 607.
Münchner Allgem. Zeitung 686 f. 745. 756.
Münchener Kunst 607.
Münchener Kunstausstellungen 606 ff.
Münchener Post 313.
Münchener Sezession 607 f.
Münchener Volksschriften 375 f.
Münchhausen, B. v. 492.
Münsterscher Musenalmanach 51. 493.
Münz, B. 483.
Muncker, Fr. 67. 601 f.

Digitized by Google

Musenalmanach deutscher Hochschüler 124 f. 493.
Museum 684.
Musset, A. de 750.
Muth, Erw. v. 238.
Muth, Karl 493. 634 f.
Muther, Richard 289. 293.
Mystizismus 240.

Naerup, C. 564.
Naivität 308 ff.
Naturalismus 136 f. 240. 366. 470 ff. 507.
Natur und Glaube 183 f.
Natur und Kultur 512.
Natur und Offenbarung 116.
Naumann, Fr. 53. 319.
Negri, A. 700.
Neidhart v. Reuental 354 ff.
Nerese, M. 369.
Neß, Jos. 700.
Neudrucke 680 ff.
Neue Philologische Rundschau 688.
Neuer deutscher Kalender 703.
Neues Magazin 52. 308. 370 f.
Neuromantik 137. 429. 466 f. 507. 563.
Newman, J. H. 182.
Niborn, R. 526.
Niederdeutsche Literatur 368 f.
Nietzsche 43. 137. 183. 379 f. 564.
Niklas, J. 445.
Noguchi, Y. 116.
Noltsch, W. O. 29.
Nordische Literatur 561 ff.
Norrmann, T. 248 f.
Nossig, A. 524.
Novalis 137.
Nuova antologia 310.

Oberammergau 35. 52. 92.
Oberon 71.
Odenthal, J. 241.
Oehlenschläger, Ad. 385.
Oestéren, Fr. W. v. 43 f.
Oettingen, W. v. 66. 319.
Oldenburg, L. 369. 372.
Olfers, R. v. 114.
Ompteda, G. v. 507. 631.
Onslow, W. 376.
Opitz, M. 600. 701.
Orbilius 309.
Ostini, Fritz v. 295. 436.
Ostpreußisches Dichterbuch 555.
Ott, Arnold 113 f. 181.

Pachaly, P. 71.
Padua 294.
Pädagogische Literatur 479 ff. 557 ff.
Pagés, Hel. 114.
Pantheon-Ausgabe 69. 500.
Panzer, Friedr. 354.
Pape, Justus 104. 106.
Parker, G. 251.
Parnassianer 650.
Parzival 441.
Pascal, Bl. 465. 688.
Pasch, G. 51.
Paschalis 98.
Paul, Ad. 185.
Paulin, P. 371.
Peche, Th. 186.
Perfall, A. v. 232 f.
Perfall, K. v. 351.
Persönlichkeit 1 f. 137.
Petersen, E. 66.
Petersen, J. 428.
Petersen, M. 173.
Petrarka 674.
Petrus v. Rosenheim 180.
Petzet, E. 757.
Pfalz, Franz 175.
Pfannkuche, A. 105. 311.
Pfeiffer, B. 427.
Pfeiffer, Fr. 354. 441.
Pfennings, A. 759.
Pfister, A. v. 426.
Pflanz, O. A. 171.
Pflaum, Chr. D. 53.
Pfleger, L. 180.
Pfordten, O. v. d. 120.
Pfülf, O. 685 f.
Philippi, Felix 317.
Philo v. Walde 320.
Picard, H. 52. 371.
Pichler, A. 256.
Pierson, Verlag 529.
Pietsch, P. 309 f.
Platzhoff-Lejeune, Ed. 181.
Pletsch, O. 96.
Pniower, O. 69.
Poe, E. A. 180.
Poeck, W. 191.
Pöllmann, A. 52. 62 f. 90. 124. 160 f.
Pol, H. 759.
Polack, Fr. 501.
Poppenberg, F. 184.
Porta, C. 115.
Porto-Riche 467.
Positivismus 468.
Possart, E. v. 188.
Praxmarer, J. 98 f.
Predigt 53.
Presber, Rud. 284. 631.
Presse 105 f.
Prévôt, R. 371.
Proelß, Rob. 694.
Pronold, R. L. 125.
Propyläen 561.
Prudhomme, S. 52. 185.
Prüderie 366 f.
Psychodramen 117 f. 314.
Pütz, E. v. 571 f.
Putlitz, G. zu 239.
Puttkamer, A. v. 285. 371.

Quérido, Js. 117.

Raabe, W. 36 ff. 168 f. 233.
Rabelais 688.
Raff, Hel. 156.
Rahel 683.
Rahmer, S. 683.
Raupach, E. 107.
Realismus 136. 467. 479. 507 f. 564. 569. 661.
Reber, Fr. 294.
Rechtschreibung 444 f.
Regener, E. A. 346.
Regensburger Katholikentag 62 f. 431.
Reginus, F. s. Bretzl, J.
Reich 312.
Reichenbach, M. v. 236 f.
Reimmichl s. Rieger S.
Reinhard, Fr. 284.
Reko, V. A. 184.
Religion 429 ff.
Rembrandt 293.
Remer, P. 116 f. 496.
Renan, E. 475. 676.
Rency, G. 715.
Renner, G. 116. 495.
Reschreiter, M. 240 f.
Reuter, Fr. 640.
Reuter, Gabriele 242. 507.
Reyberlein, F. A. 124.
Rheinau, Kl. 170. 571 f.
Richemann, J. 126.
Richter, Chr. 445 f.
Richter, F. 427.
Rieger, S. 156.
Riehl, B. 726.
Riehl, F. W. 177. 353.
Riemer, W. 699.
Rimbaud, A. 656.

Digitized by Google

Risch, P. 500 ff.
Robrecht, J. K. 726.
Rode, O. 654.
Rodenbach, G. 650 f.
Römische Kaiserzeit 378 f.
Rördam, Waldemar 624.
Röttger, K. 184.
Roman 126 f. 344 f. 367 f. (naturkl.) 470 f.
Romantik 137. 331. 665 f.
Ronay, St. 118.
Rosée, Ad. 317.
Rosegger, P. 36. 38 f. 44. 169. 176. 483.
Rossetti, D. G. 649.
Rossi, Cef. 700.
Rostand, E. 181. 467. 621.
Rothes, W. 239 f.
Roumanille 129 f.
Rousseau 676.
Roy, Grégorie le 715.
Rozwadowski, J. v. 703 f.
Ruederer, Jos. 243.
Ruge, Cl. 51.
Rupertus, J. 50.
Ruysbroek 652.

Saar, F. v. 694.
Sabatier, Fr. 180.
Sachs, Hans 89.
Sagen, deutsche 106 ff.
Sahr, Jul. 493.
Sakolowski 295.
Salus, H. 56.
Salzer, A. 342.
Samain, A. 715.
Sand, George 475.
Sarcey, E. 467.
Satiricus 376.
Sauer, J. 731.
Savreux, P. 52.
Schaching, O. v. 97 f. 496.
Schaer, Wilh. 248.
Schätzler-Perasini, G. 188.
Schäuffler, Th. 702.
Scharf, L. 495.
Scharffenstein, H. 489.
Schauffert, H. A. 91.
Schaukal, R. 184. 631.
Schauspielkunst 182. 597.
Scheid, Nik. 756.
Scherer, Chr. 294.
Scherer, E. 674 f.
Scherer, W. 689.
Schering, E. 530. 532.
Schickele, R. 52. 370 f.
Schiller, Charlotte v. 428.
Schiller 65 f. 256. 303 f. 325. 331. 425 ff. 440 f. 450 ff. 458 ff. 487 ff. 499 ff. 566 ff. 630 ff. 682. 684. 690. 704. 740 f. 754 ff. 759 f.
Schillerfeier 383. 526.
Schillergaben 501. 575. 694.
Schillerpreis 691.
Schlaf, Joh. 240.
Schlegel, Fr. v. 704.
Schleuther, P. 91 f.
Schlossar, Anton 68.
Schlüter, C. 227 f.
Schmid, Chr. v. 241.
Schmid, Germ. v. 355.
Schmidt, Christian 371.
Schmidt, Chr. H. 683.
Schmidt, C. W. 703.
Schmidt, Erich 358. 566.
Schmidt, Exped. 240. 368. 383.
Schmidt, Herm. 574.
Schmidt, K. E. 296.
Schmidt-Bonn, W. 314 f.
Schmitt, Julian 238 f. 356.
Schmitz-Mancy, M. 69.
Schneider, O. E. 427.
Schnitzler, A. 53.
Schönaich-Carolath, Ev. 1 ff. 80 ff. 344. 512.
Schönbach, A. E. 40. 241 f.
Schöne Literatur 116. 495. 563.
Schöninghs Ausgaben 69. 304.
Schofer, J. 59.
Scholle 607 f.
Scholz, Aug. 504.
Scholz, W. v. 492.
Schopenhauer 54. 482.
Schorn, H. T. 181.
Schott, Anton 53. 115. 189. 191. 231 f. 245. 375.
Schott, Fritz 121 f.
Schrader, Aug. 512.
Schröder, H. 369.
Schröder, L. 183. 368 f.
Schrönghamer, F. X. 51. 125. 283. 493.
Schrott, Joh. 180.
Schubart 427.
Schubin, O. 242.
Schücking-Göttingen, L. 383.
Schuk, P. 181.
Schuldes, Jul. 59.
Schule 53. 58 f. 480.
Schulze, B. 333.
Schulze, K. 125.
Schulze-Smidt, B. 247 f.
Schuppe, A. 245.
Schuster, Max 694.
Schutzfriß 681 f.
Schwäbischer Schillerverein 428.
Schweizerische Rundschau 113. 493. 496. 563 f.
Schweizer Poesie 113.
Scotta, M. 114.
Sée, Edm. 315.
Seeber, Jos. 116. 181.
Seeliger, E. G. 747.
Seemann, Aug. 369.
Segerer, Josef 239.
Sello, Erich 284.
Semrau, M. 289.
Sergel, Alb. 495.
Serra, R. 594.
Séverin, F. 715.
Sewett, Arth. 505 f.
Sexuelle Erziehung 166 ff. 242 f.
Shakspere 184. 331.
Shan, Bernh. 498.
Sheehan, P. A. 506. 748.
Siber, Jul. 639.
Siebert, Fr. 166 f.
Sienkiewicz, H. 54.
Simplizissimus 313 f. 434.
Simrock, K. 107 f.
Sittenberger, H. 337 f. 436.
Skram, Amalie 564 f.
Skram, Erik 563 f.
Söhle, Karl 694.
Sophokles 331.
Sozialdemokratische Presse 313.
Soziale Dichtung [illegible]
Spahn, M. 697 f.
Spanische Dramen 594.
Spanische Lyrik 624.
Spanischer Roman
Specht, Rich. 67.
Spemanns Goldene Bücher 295.
Spielhagen, Fr. 136.
Spillmann, J. 117. 255.
Spitteler, K. 309.
Springer, A. 292.
Stadler, E. 371.
Stael, Mad. de 676.
Stark, H. A. 180.
Steig, Reinhold 333. 602 f.
Steiger, E. 331.
Steijnen, J. [illegible]
Stein, L. W. 186
Steinle, E.

Digitized by Google

Stern, Ad. 182, 633. 689 f.
Sternberg, L. 556.
Stern der Jugend 239.
Sterneberg, W. 241.
Stevenson, R. L. 251.
Stieler, K. 572 f.
Stifter, Ad. 69. 482.
Stilgebauer, E. 50. 319.
Stillfried, F. 368.
Stillger, S. 50.
Stimmen v. Maria-Laach 117. 255. 493. 685 f.
Stimmen vom Berge 239.
Stimmungslyrik 240.
Stirner, M. 43.
Stöber, Ad. 371.
Stöber, Aug. 371.
Stöber, Ehrenfried 371.
Stolberg, L. v. 704.
Storn, Th. 2. 183. 664.
Stoskopf, G. 371.
Straß, Rud. 350 f. 504 f.
Strauß, E. 746.
Strauß-Torney, L. v. 492.
Strehler, W. 182.
Streicher, J. A. 487. 684. 740 ff.
Strindberg, A. 530 ff. 564.
Stümcke, H. 180.
Stürmer 52.
Sturm, Aug. 492.
Sudermann, H. 91. 315. 419. 476.
Sue, E. 357.
Süddeutsche Monatshefte 243.
Süs, Georg 371. 494.
Sully-Prudhomme 650.
Swarth, Hel. 715.
Swinburne, Ch. 654.
Synonyma 445 f.

Tapper, L. 51.
Telmann, Fritz 238.
Tendenz 471. 521.
Theater 28. 30. 179. 181. 691.
Theater (amerik.) 51.
Theaterkritik 193 ff.
Theuriet, A. 53 f.
Thielers, M. 86.
Thode, H. 50. 289.
Thürmann, O. 309.
Tielo, A. K. 7. 86. 183 f. 555.
Tizian 60.
Todesidee 180.
Tolstoj 80. 749.
Torresani, Karl 115. 351.
Tr[illegible] 36 ff.
Trede, P. 369.
Trew, Jak. 600.
Trojan, Joh. 170.
Tschechow, A. 180.
Türmer 494 f. 633. 635 f. 690.
Turgenjew, J. 563.
Turiner Ausstellung 296.

Uhland, L. 179.
Unsittliche Literatur 103 ff. 114. 180. 242 f. 311 f. 380 ff.
Urfé, H. d' 473.
Urlichs, H. L. 294.

Vater, P. 686 f.
Veber, J. 497.
Vega, Lope de 594.
Velasquez 294 f.
Velhagen & Klasings Monatshefte 636.
Verbeck, P. 635.
Verdaguer, J. 51 f. 179 f. 625.
Vereinsbühne 89 f.
Verhaeren, E. 657 f. 707.
Verlaine, P. 621 f. 649. 652. 656.
Versepos 642.
Vershofer, W. L. 125. 377.
Vers libre 650. 656.
Verslibristen 650.
Veuillot, L. 688.
Viebig, Cl. 369 f. 507.
Vielé-Griffin, Fr. 660.
Vilmar, Chr. 701.
Vivanti, A. 700.
Vockeradt, H. 70.
Vögele 54.
Völler, Fr. J. 512.
Vogel, M. A. 694.
Voigt, Th. 51. 493.
Voigt-Aly, M. 522 f.
Volkmann, L. 294.
Volksbibliotheken 105.
Volksbildung 382. 575.
Volksbühne 52. 62 f. 181. 431 f.
Volksbund 380 ff.
Volkskunst 382.
Vollmoeller 47 f.
Vowinckel, E. 251 f.
Vulpinus, Th. 52. 371.

Waal 52.
Wachler, E. 34. 183.
Wachs, Dav. 528.
Waetzoldt, Steph. 58.
Wage 309.
Wagner, Rich. 53. 107 f.
Wahl, Ed. 97.
Wahner, Jos. 53.
Wahrheit 117 f.
Walden, A. v., s. Krapp, L.
Wallpach, A. v. 496.
Wallner, Susi 56.
Walterbach, C. 173.
Walzel, O. 66. 426. 499.
Wasserburg, Phil. 117. 343.
Wassermann, J. 437 f.
Wasserzieher, E. 71. 493.
Watson, J. 251.
Weber, Ernst 96.
Weber, G. A. 114.
Weddigen, O. 500.
Wedekind, Fr. 315. 497 f.
Weigand, W. 50. 188. 494.
Weihnachtslieder 243.
Weihnachtsspiele 253 f.
Weingartner, Jos. 124.
Weininger, O. 559.
Weinland, F. 98.
Weißenfels, R. 500. 754.
Weitbrecht, K. 53.
Weitbrecht, R. 115 f.
Weizsäcker, P. 427.
Welter, N. 116.
Weltgeschichte 637 f.
Welt-Jahrbuch 191.
Weltzien, Otto 368.
Wendel, Herm. 371.
Weressajew, W. 748.
Werner, R. M. 68. 154.
Wernher der Gartenaere 354 ff.
Wertheimer, P. 74 f.
Wesendong, K. 122 f.
Wesendonk, M. 53.
Westenholz, Fr. v. 426.
Westermanns Monats-Hefte 632.
Wette, H. 238.
Weyman, St. 251.
Whitman, W. 657.
Wibbelt, A. 369. 447 f. 512.
Wichner, Jos. 98.
Widmann, S. 637.
Wiedikon 113. 181.
Wiegand, J. 523 f.
Wiegershaus, F. 183. 495 f.
Wieland 71 f. 333.
Wiener Burgtheater 595 f.
Wiesenberger, Fr. 97.
Wiesmann, Herm. 117.
Wilbrandt, Ad. 41 f. 234. 331 ff. 507. 595 ff.
Wilde, O. 242. 440. 508.

Digitized by Google

Wildermann, M. 53.
Wille, Bruno 631.
Willroider, L. 297.
Winds, Ad. 51. 182.
Winkelfett-Zumbrook, L. 170 f.
Winkler, A. J. 377.
Winterholm, A. v. 245.
Wirklichkeit 473 f.
Witasek, St. 57 f.
Witkowski, G. 67.
Wittenweiler, H. 359.
Wittner, O. 125.
Witzmann, G. 183.
Wörner, B. 375.
Wohlmuth, A. 57,
Wohlwill, Ad. 427.
Wolf, Marguerite 52. 159 f. 371.
Wolff, E. 324. 333.
Wolff, G. 116.
Wolff, Johanna 116.
Wolgast, H. 127.
Worms, K. 230 f.
Woryswede 295.
Wortbildung 703.
Wüllner, L. 700.
Wukadinović, Sp. 332 f.
Wurm, Alois 369.

Zahn, E. 349.
Zeitschrift d. Allgemeinen deutschen Sprachvereins 309.
Zeitschrift f. christliche Kunst 118.
Zeitstimmen 184 f.
Zelter 699.
Zensurzentrale 105.
Ziegler, Th. 426.
Ziel, E. 116.
Zirbes, P. 370.
Zobeltitz, H. v. 352.
Zola 238. 467 ff. 474 f. 687 f. 745.
Zoozmann, R. 494. 503.
Zuchthauspoesie 668 ff.
Zukunft 630. 633.
Zumbrook, F. 51.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Oktober 1904 = Heft 1

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Literarische Skizze von Dr. A. Lohr.

Es war um die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren. Da sah es im deutschen Parnaß nicht zum besten aus. Unsere Epigonen vergaßen über der virtuosen Beherrschung der Form ganz die Hauptsache, nämlich den Inhalt, und boten statt der goldenen Äpfel in silbernen Schalen nur zu oft Kartoffeln. Da kam wie ein Wetterwind die Reaktion und brachte den modernen Ideen in der Literatur das Übergewicht. Die Bourgeoisdichtung wich der sozialen. Die Geisteswissenschaften mußten hinter den sog. exakten Wissenschaften zurückstehen, und die naturwissenschaftliche Richtung der Zeit bemächtigte sich auch der Dichtung. Die Idee wurde Nebensache, das «document humain» dagegen alles. Malte man früher in Rosenfarben, so zeichnete man jetzt alles grau in grau. Und war man vorher konventionell, so wurde man jetzt originell um jeden Preis. Man „entdeckte" die Nachtseite des Großstadtlebens, die Dirne, die sexuellen Zwischenstufen, und was dergleichen wenig erbauliche Dinge mehr sind. Aber das kraftlose Experimentieren, das ekle Wühlen im Schmutze, das öde Effekthaschen stieß die besseren Elemente bald ab. Und während sich die „Alten" eben mit den zahmer gewordenen „Jungen" wieder aussöhnten, war ein neues Schlagwort von Bedeutung für das Schrifttum geworden. Während der aus der materialistischen Weltanschauung herausgewachsene Naturalismus den Menschen lediglich für das Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse ansah, erklärte Friedrich Nietzsche auf einmal die Persönlichkeit, nicht die Umstände, für den Träger der Entwickelung. Eine große Persönlichkeit ist freilich auch vom Geiste ihrer Zeit erfüllt; aber sie geht nicht in ihm unter, sondern drückt ihm vielmehr ihren Stempel auf. Und auf den Ruf Zarathustras zogen tausende von Grautieren

Digitized by Google

das berühmte Löwenfell an und Herdengeschöpfe gaben sich mit Stolz als Übermenschen. Der Ruf nach Persönlichkeit in der Literatur erscholl aber seitdem stets lauter. Freilich bis jetzt mit dem Resultat, daß geschwollene Phrasen und hohles Kraftmenschentum bei den meisten den Mangel an echter Persönlichkeit verdecken müssen. Die Löwenmähne und das Gebrüll tuns noch nicht: man merkt doch gar bald die langen Ohren.

Die wahre Persönlichkeit gibt sich nicht in einem Schwall von Worten, sondern in Taten. Bei ihr ist alles inneres Erleben, das machtvoll nach äußerem Ausdruck ringt, das sich in Handlung umsetzen, objektivieren muß, um die Persönlichkeit sich entwickeln zu lassen. Dichterische Werke, die nicht mit innerer Notwendigkeit geschrieben werden, sind daher besten Falles zweiten Ranges.

Von diesem Standpunkte aus können wir nur sehr wenige moderne Dichter so hoch stellen wie den Prinzen Emil von Schönaich-Carolath. Er ist ein Ausdruckskünstler durch und durch, dem die Dichtkunst nur das adäquateste Mittel ist, seine sich nach Betätigung, nach Wirksamkeit drängende Persönlichkeit zum Ausdrucke zu bringen. Er stellt sich damit in die Reihe jener Großen des Geistes hinein, die glänzende Dichter wurden, weil sie nicht den nötigen Ellenbogenraum zum Handeln besaßen. Schönaich-Carolath, der viel von Byron hat, gemahnt gerade auch in dieser Beziehung an ihn.

Seine Dichtungen sind sein Leben, das Auswirken seiner Persönlichkeit. Und es ist eine männliche, imponierende Persönlichkeit, die uns aus den Werken Schönaich-Carolaths entgegentritt. Seine Gedanken sind von überraschender Kühnheit und Tiefe, seine Ideen und Anschauungen voll erhabener Größe und mitleidsvoller Nächstenliebe, sein Herz keusch und zart bei aller sinnlichen Glut, die manche seiner Schöpfungen durchpulst.

Geworden ist der Dichter aber unabhängig von allen Richtungen und Strömungen zu dem, was er jetzt ist. Er verdankt der Moderne sehr wenig, fast allzu wenig; denn von ihren Vorzügen, der Ausbildung der Technik und dem Sinne fürs Wirkliche, Reale, hätte er noch viel lernen können. Mehr verdankt er der Romantik, vor allem Heine und Byron, deren Einfluß in seinen ersten Dichtungen deutlich erkennbar ist. Aber bald fand er seine Eigenart und bildete sie selbständig weiter. Leo Berg hat diese literarhistorische Stellung ziemlich zutreffend mit den Worten umrissen: „Er ist ein Byron, der durch Theodor Storm gegangen ist, bis auch er am Ende zu seiner Zeit gelangte und in der Mitleidsidee, die bei ihm aber noch ihre christliche Farbe rein behielt, von den Kämpfen seines trotzigen Herzens ausruhte."

Geboren ist Prinz Schönaich-Carolath 1852 in Breslau. Zu Beginn der 70er Jahre wurde er Offizier in einem elsässischen Dragoner-Regiment. Wohl infolge einer unglücklichen Liebe ging er dann auf weite Reisen, nach Ägypten, Tunis und Südeuropa. Der Schmerz um die verlorene Jugendgeliebte machte ihn auch zum Dichter. 1878 erschien sein erstes Werk, die „Lieder an

Digitized by Google

eine Verlorene“[1]), in denen er sich sein überquellend Weh vom Herzen sang. Das Buch zeigt zwar mancherlei Anklänge an Heine, aber im ganzen wirkt es doch schon original, weil der Schmerz eben echt und sein poetisches Ausströmen dem Dichter ein Herzensbedürfnis war. Er sucht die verlorene Geliebte im Auslande, auf weiten Fahrten durch Wüstensand und über Meereswogen zu vergessen. Vergebens! Der heiße Schmerz verfolgt ihn überall hin. Kein Liebesrausch übertäubt ihn; weder die Sonne Afrikas noch die gewaltige Öde des amerikanischen Felsengebirges vermag ihn auszulöschen. Wilde Klagen wechseln mit müder Resignation. Aber alles erinnert ihn nur an sein Leid.

Grauer Vogel über der Haide,
Der klagend die Heimat mied,
Ich glaube, wir beide, wir beide
Haben dasselbe Lied.

Es hat dir ein Sturm aus Norden
Zerstört das heimische Nest;
Auch mir ist entrissen worden,
Was mein ich wähnte so fest.

Wir wollen zusammen singen
Das Lied vom verlorenen Glück
Und wollen uns weiter schwingen
Und nimmer kehren zurück.

Aber das Leid drückt ihn doch nicht zu Boden. Es vertieft, vergeistigt und läutert ihn. Nur die Kleinen am Geiste vernichtet es, die Großen erhebt es. Er weiß, daß jeder große Dichter, wie jeder große Mensch überhaupt, durch ein großes Weh gegangen sein muß.

Der arme, gestorbene Dichter!
Man formte sein Bild aus Stein
Und stellte es auf den Marktplatz
Ins Menschengewühl hinein.

Stadtväter, Lohndiener und Fremde
Besehn und beloben ihn sehr,
Doch seine besten Gedichte
Liest lange schon keiner mehr.

Er steht sehr einsam und traurig,
Im Sommer dick überstaubt —
Im Winter werfen die Knaben
Schneebälle nach seinem Haupt.

Er ist so groß geworden
Und hat es so weit gebracht,
Weil ihn ein ganz kleines Mädchen
Einst endlos elend gemacht.

[1]) Stuttgart 1878, E. Hallberger. 8°. 115 S.

Digitized by Google

Hier vermag der Dichter schon mit leiser Ironie seinen eigenen Schmerz zu objektivieren. Dieses Gedicht ist auch zugleich ein sprechendes Beispiel, wie sich der Heine'sche Einfluß bei ihm zeigte. Auch der Zyklus „Nachhall" des Buches zeigt das Herz des Dichters noch zu Tode verwundet. Aber es ringt sich schon die Überzeugung durch, daß dieser Schmerz vielleicht notwendig war, um ihn seiner Lebensaufgabe entgegenzuführen, und er bittet Gott:

O, laß mein Herz nicht nutzlos sich verbluten,
Häuf ihm die Schmerzen, daß es aufwärts strebe,
Reiner, gewalt'ger, daß sein Überfluten
Die ganze Welt durchläut're und belebe,

Laß jene Liebe, die du mir zerschlagen,
Weil auf ein Wesen ich sie stolz gerichtet,
Mich leuchtend auf die Menschheit übertragen —
Mein Gott! Dann hab' gelebt ich und gedichtet.

Das Gedichtwerk klingt versöhnlich aus. Aus dem Wettersturm von Schmerz und Enttäuschung scheint die neue, sonnige Welt eines zur inneren Ruhe gekommenen Gemütes emporzusteigen. Aber es scheint nur so.

Nachdem das erste große Weh sich ausgetobt hat, bemächtigt sich des Dichters ein bitterer Weltschmerz. Sein Geschick scheint ihm kein bedauerlicher Einzelfall, sondern die Folge eines unerbittlichen Gesetzes. Aus dieser Stimmung heraus schreibt er die Novelle „Tauwasser"[1]). Der Inhalt ist kurz folgender: Bent Sörensen, ein langweiliger, steifer und unbeholfener Pfarrerssohn, studiert schon vier Semester Matemathik an einer norddeutschen Universität. Er kennt nichts weiter als Arbeit und Pflicht und hat nur den einen Wunsch, recht bald die Stütze seiner Eltern und Geschwister werden zu können. Da bricht plötzlich sein Schicksal über ihn herein. Unter recht romantischen Umständen lernt er auf dem Dache der Mietskaserne, wo er wohnt, eine junge Italienerin kennen, die eben in einem deutschen Gedichtbuche liest. Die beiden verlieben sich, und damit ist Bents und auch Giacintas Unglück nach der Ansicht des Dichters besiegelt. Die Liebe hat Bent sofort umgewandelt. Um die Geliebte zu unterstützen, wirft er seine spartanische Sparsamkeit über Bord und fordert von seinem bedürftigen Vater ohne Bedenken hundert Taler. Auch die liebsten Habseligkeiten trägt er freudig aufs Leihamt. Sogar zum Helden und Martyrer läßt ihn seine Liebe werden. Giacinta, die sich am Konservatorium der Universitätsstadt ausbilden läßt, sucht baldmöglichst eine Stellung zu erringen, um ihren Bent heimführen zu können. Ein Engagement am Hoftheater wird ihr in Aussicht gestellt. Aber das Debut gelingt ihr infolge eines unglückseligen Zufalls nicht. Bent, der in höchster Aufregung nach der Vorstellung ein Café aufgesucht hat, stellt hier einen Rittmeister zur Rede, der die Ehre seiner Geliebten einer abfälligen Bemerkung unterzogen. In dem darauffolgenden Duell wird er schwer verwundet und ist von da ab, obwohl er am Leben bleibt, ein toter Mann, der sich für seine

[1]) Leipzig 1899, G. J. Göschen. 2. Aufl. 8°. 144 S.

Digitized by Google

Familie aufopfert. Giacinta hat den alternden Hofrat, der sie protegierte, geheiratet und ist eine stille Frau geworden. Bents Freund von Versen aber, der eine hoffnungslose stille Liebe zu Giacinta im Herzen trug und sich bei Bents Duell höchst ritterlich benahm, ist auf Reisen gegangen, „von denen man nur selten zurückkehrt". „Eigentlich sind sie alle untergegangen in den Tauwassern", wie der Dichter am Schlusse bemerkt. Daß Bent und Giacinta nicht zusammenkommen können, ist nach Anlage der Novelle nicht notwendig. Aber für den Dichter, der sie augenscheinlich mit großer persönlicher Ergriffenheit schrieb, war dieser Ausgang nach seinen Erlebnissen eine Notwendigkeit. Georg von Versen, durch dessen Mund der Dichter sich gern selber sprechen läßt, bemerkt: „Es ist ein Naturgesetz, daß wir am Übergewöhnlichen, an unseren heftigsten, heißesten Herzensregungen zugrunde gehen müssen". Und er fährt erläuternd fort: „Sieh', da unten ist's Winter und alles liegt begraben in letztem Schnee. Sie sollen schlafen. Da kommt plötzlich ein Frühlingsahnen, ein warmer Hauch, ein Märzklang — es brechen die Knospen, welche am sehnsüchtigsten harrten, ihr dunkles Gefängnis. Sie liebten ihn zu sehr, den heiligen Sonnenkuß, sie haben zu jäh, zu früh geblüht. Wohl war das Grün, was sie gebracht, das edelste und schönste vor allem — aber sie haben gefehlt gegen das Gesetz der mähligen Entwicklung, sie müssen sterben in den Tauwassern. So ist es auch mit den Menschen. Der große Haufe blüht, reift, stirbt nach allgemeinen Regeln. Sie lähmt ein mäßiger Frost, ein mäßiger Sonnenblick schafft ihnen Leben — im ganzen haben sie nur Segen davon. Wenn aber ein Herz von sehnsüchtigerem, höherem Schlage zu früh aufgeküßt wird von der urewigen Sonne, wenn es zu jäh erfaßt wird vom Sturm des Schönen, so stürzen bald die Wasser darüber, unwendbar, rächend, gesetzerfüllend". Weil die Leidenschaft sie zu früh ergriff und ihre Liebe zu schön war, darum gingen die Tauwasser des Lebens verheerend über die Liebenden hinweg. Mit Macht steuert der Dichter auf dieses Ergebnis hin und hinterläßt in uns ein Gefühl der Wehmut, ja des Niedergedrücktseins über den Tod, dem das Schöne geweiht ist. Sentimentalen Seelen könnte die Lektüre dieser Novelle sogar gefährlich werden. Aber für den Dichter war diese Schöpfung eine Selbstbefreiung, eine Tat der Erlösung aus dumpfen Seelenzuständen heraus.

Rein technisch hat das Werk viele Mängel. Der Dichter hat seine Idee noch nicht in die Realität hineinstellen können. Abgesehen von den mancherlei unwahrscheinlichen romantischen Episoden besitzt keine Gestalt der Novelle echtes, pulsendes Leben, feste, klare Umrisse. Und doch zeigt die Novelle bereits den wahren Künstler. Kraftvoll ist die Idee, unbekümmert um die Einzelheiten, zum Ausdrucke gebracht und bis ins Typische erhoben. Und die Stimmung ist meisterlich bis zum Ende festgehalten. „Der Märzwind stieß über die Dächer, die Sonne schien zum erstenmal", als „das junge Mädchen mit den fragenden Augen und der blassen Stirn" Bent zum erstenmale entgegentrat. Und beim ersten Liebesgeständnis der beiden, da „brach der Tauwind herein und schlug

Digitized by Google

die warmen Schwingen um die beiden, dann brauste er hin und sang um die Giebel sein Auferstehungslied". Beim ersten Kusse aber, den Bent seiner Braut gab, „war es ein Frühlingsvogel, der sich über ihn auf einen Zweig gesetzt hatte und so laut sang, als wolle er sich die kleine Brust sprengen". Und an dem Abend, an dem Giacinta ihr unglückliches Debut gab, da brach Eisgang und Deichbruch herein, „und nun brausten auch die Tauwasser über, eine wilde Sturmflut, alles begrabend, junges Grün, junges Glück, ihn und sie, rächend, vernichtend, gesetzerfüllend. . . "

Auch die Sprache verrät hier schon den ernsten Künstler. Der Stil ist vornehm abgetönt, ohne hohles Pathos und ohne leere Phrasen. Nur etwas zu viele Partizipia, die unsere Sprache weniger liebt als beispielsweise ihre romanischen Schwestern oder das Englische, fallen auf.

Mit dem nächsten Werke, den „Dichtungen"[1]), die nur zwei Jahre nach „Tauwasser" erschienen, reckt sich der Dichter schon zu seiner vollen dichterischen Größe empor. Ich wüßte kaum ein Gedichtwerk aus den letzten zwanzig Jahren zu nennen, das an dichterischem Werte diesem ebenbürtig wäre. Des Dichters erste Periode, in der die Wertherstimmung vorherrschte und die eigene Individualität noch nicht zum vollen Durchbruche gekommen war, hat kaum noch Anteil mehr an dieser Schöpfung. Ein Vollblutdichter tritt uns hier entgegen. Auch dieses Stadium beherrscht noch der Schmerz um die Jugendgeliebte. Aber der Dichter hat sich jetzt vollkommen gefunden; er vermag gleichsam objektiv über seinen eigenen Schmerzen zu stehen, und die Frage seines Liebesleides ist ihm zum Probleme des Weibes überhaupt geworden. Die Art aber, wie Schönaich-Carolath dieses Problem in den größeren lyrisch-epischen Dichtungen „Angelina", „Die Sphinx" und „Don Juans Tod" behandelt, verrät eine ganz außergewöhnliche dichterische Persönlichkeit. An Kraft des Ausdrucks, faustischer Tiefe des Gedankens, Stärke der Empfindung, Naturbeseelung und glänzender Sprache kommt diesen Dichtungen in der ganzen modernen Literatur wohl nichts gleich. Man atmet hier in einer Luft, die ebenso glutgetränkt und gedankengesättigt ist wie Hamerlings Dichtungen, und an Energie des Ausdrucks noch Byrons Dichtwerke überragt. Und dichter fast noch als auf diesen Werken lagert der Höhenrauch tiefen Schmerzes, der jeder großen Dichtung eigen ist, über Schönaich-Carolaths epischen Schöpfungen.

Die erste betitelt sich „Angelina". Sie erweist die Schönheit, den letzten Widerschein und den Abglanz Edens, als den Fluch des Weibes. Die Einleitung ist prächtig. Eine lustige Gesellschaft zecht bei einem Künstler in Rom. Man erwartet noch am selben Abend das Erscheinen eines Blumenmädchens namens Angelina, das eine ebenso vielumworbene als spröde und seltene Schönheit ist, die ihr Geschlecht durch die vielen Begierden, die sie entfacht, aber unerwidert läßt, an den Männern rächen zu wollen scheint. Ihr Erscheinen wird durch eine neue Märe von Tannhäuser sinnvoll eingeleitet. Alle sind von ihrer

[1]) Leipzig 1903, G. J. Göschen. 7. Aufl. 8°. 296 S.

Digitized by Google

Schönheit entzückt, und schnell ist unter dem Andrange der Käufer ihr Körbchen von Rosen leer. Für den Dichter, der träumerisch am Fenster stehen geblieben war, bleibt keine mehr übrig. Da reicht sie ihm aus ihrem dunklen Haar ein Sträußchen Frühnarzissen. Als sie wieder entschwunden ist, beklagt Gaston, des Dichters Freund, das Los der Schönheit. Er glaubt, daß Angelina entweder schon gefallen ist oder über kurz oder lang fallen wird. Wie der Dichter ihn strafend anblickt, will ihm Gaston den Beweis liefern. Sie gehen dem Mädchen nach und finden, wie es einem Kinde Labung bringt. Das gibt dem Dichter das Vertrauen zur Menschheit wieder. Im zweiten Gesange erfüllt sich aber doch das Unglaubliche. Angelina, das Königskind der Schönheit, ist dennoch dem Fluche verfallen. Als der Dichter das hört, da schaudert er, und über „Bimini, dem blauen Land, geht rot die Sonne unter, auf ewig unter". In einem Schwarme wüster Zecher sucht er Angelina auf. Eine häßliche Alte weist die Gesellschaft in eine benachbarte Kirche. Als sie da eintreten, finden sie im Morgendämmer einen offenen Sarg vor, in dem Angelina liegt, in ihrer Sünden Maienblüte vom Tode dahingerafft. Von der Orgel aber braust mit gewaltigen Klängen das trostreiche Osterlied herab: „Christus ist auferstanden." Die unvermittelte Gegenüberstellung des Triumphes der Schönheit und ihres grausamen Unterganges im starrenden Schmutz ergreift aufs schmerzlichste. Wir fragen verzweifelnd: Warum nur? Warum? Und nur eins vermag uns und dem Dichter die gräßliche Tragik des Loses alles Schönen verständlich zu machen: Die Schönheit, die Sinnenliebe erweckt, ist dem Tode geweiht. Sie muß untergehen. Aber wenn Angelina auch im Straßenstaub untergesunken, ihr besseres Teil ist gerettet durch Christi Erlösungstat. Der Sünde Sold war der leibliche Tod, der durch Christi Verdienst zum geistigen Ostern werden kann.

Nicht so versöhnlich klingt die „Sphinx" aus. Sie ist das Drama der Sinnenliebe. Dem Edelmenschen, der wahres, ewigkeitgesättigtes Glück beim Weib der Sinne, bei der Sphinx, suchen will, winkt nur Enttäuschung und Tod. Er muß entsagen oder untergehen. Als Donna Santa den Geliebten um Geld und Ehre verraten hat, und dieser verzweifelt beim Rabbi Zephania Rettung sucht, weiß ihm der Weise nur den einen Rat zu geben: Entsage!

Es ist das Weibliche die dunkle Frage,
Die jedem, der hinaus ins Leben stürmt,
Als ernster Prüfstein sich entgegentürmt.
Ob früh ob spät, für jeden wird am Ende
Das Weibliche zur Lebenssonnenwende.
Das ist die Sphinx mit schöngeschwungnem Bug,
Schläfrig enttaucht dem gelben Sand von Theben,
Auf deren Mund in einem dunklen Zug
Der Tod sich paart mit wildem Drang zum Leben:
Die roten Lippen, leicht von Hohn gebäumt,
Neigt sie dir zu; sie beut zur Wahl indessen
Aus weißer Hand dir einen dunkeln Strauß,

Digitized by Google

Den formen: Schmerz, Kampf, Arbeit und Vergessen.
O nimm ihn hin und wisse, daß Cypressen
Auf Erden so recht eigentlich zu Haus.
Streifst du den Mund, der dir entgegenträumt,
In wildem Kusse — dann ist's mit dir aus,
Auf ewig aus, ohn' Hoffnung, ohn' Erbarmen . . . .

Aber die Leidenschaft ist zu übermäßig in Guy geworden. Sie durchglüht ihn wie feurige Lava, auf die Zephanias Worte wie Regentropfen in einen Feuerkrater fallen. Er will sterben und untergehen, nur rächen will er sich an der Verräterin und in ihrer Umarmung seine Liebesraserei austoben.

Und nun folgt die Schilderung einer Liebesnacht, die an wilder Glut, großartiger Leidenschaftlichkeit und berauschender Farbenpracht ihresgleichen kaum wieder hat. Aber der Ekel folgt dem Überschwange der Lust auf dem Fuße. Der wilde, aber heilige Schmerz des unschuldig Verratenen ist durch den ehebrecherischen Liebesrausch in den Kot gezogen und entheiligt.

Meiner Seele Schwingen
Lähmt Ekel, stöhnte Guy, es bricht mein Herz
Vor schalem Abscheu: nun, da Stillung hätte
Der wilde Wunsch, verlor ich meinen Schmerz,
Das Diadem!

Jetzt erhebt sich von dem Purpurpfühl Donna Santa und spricht, dem Tode verfallen, selbst die Deutung des Sphinxrätsels aus, die viel erfreulicher ist als die des Rabbi. Für den bloßen Alltags- und Sinnenmenschen, der sich „an des Rätsels schönem Bollwerk: Leib" genügen läßt, gibt es keinen Kampf und keine Tragik. Wer aber den Grund des Rätsels ausdeuten will und aus dunklen Augensternen, die ihm heiß in Liebe entgegenleuchten, ein Gefühl tiefer Sehnsucht nach einem Glück ohne Ende, ein „Heimweh nach verlorener Ferne" schöpft, der muß entsagen, denn der Leib kann ihm seine Sehnsucht nicht stillen.

In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
In uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.

Aber nur durch Entsagung zieht uns das Weib himmelan. Der Strahl von Gott, der Himmelsfunken, den das Weib in uns geweckt, er muß im Schmerz geläutert und zur starken Ewigkeitsflamme entzündet werden.

Heil dem, der Glück beim Weibe nie gefunden
Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
Das ewig Weibliche ist Schmerz ohn' Ende:
Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da — doch eins mit Gott.

Und dieses heiligen Schmerzes ist Guy durch Wollust verloren gegangen. Er hat sich selbst vernichtet, bevor der Dolch dem Leben nun ein Ende setzt.

Digitized by Google

Man sieht, wie tief der Dichter schürft! Seit Goethe, Heine, Lenau, Hamerling haben wir solche Tiefe der Gedanken im Gewande einer solch prunkenden, üppigen, gigantischen Sprache kaum mehr gehört. Der Dichter hat jetzt seine Individualität gefunden. Vom träumerischen Weltschmerzler ist er zum Titanen geworden, der als souveräner Künstler mit Sprache und Gedanken schaltet. Die Idee ist ihm alles. Auf lebenswahre, reale Darstellung der Personen und Geschehnisse gibt er wenig. Die Träger der Handlung sind keine Individualitäten, sondern Schemen, personifizierte Ideen, die des Dichters Gedanken aussprechen und in die er seine persönliche Leidenschaft, seine eigenen Erfahrungen hineinlegt. Das ist ein Fehler, ebenso wie die lose, wenig organische Komposition und die bisweilen überlangen, wenn auch stellenweise großartigen, Erörterungen und Reflexionen. Übrigens muß ich auch Leo Berg beistimmen, der vier Schichten in dem Gedichte entdeckt hat. Die poesieumduftete, romantische Einleitungsszene, in der Guy von Donna Santa, die ihm ewige Liebe schwört, Abschied nimmt und die glutvolle Schilderung der Liebesnacht sind wahrscheinlich zuerst entstanden. Der Besuch beim Rabbi und die Ausdeutung des Sphinxrätsels durch Donna Santa selber sind wohl zur Vertiefung des Problems größtenteils nachher eingefügt worden. Doch sei dem, wie ihm wolle: Die innerliche Einheit und Echtheit ist da, und das Ganze von dantesker Größe. Und mag man mit dem Dichter über manches rechten: wahrhaft groß ist seine Weltanschauung, daß nur der Schmerz, das innerliche Freimachen von der größten Leidenschaft, zu Gott emporführe:

Unsterblich ist der Schmerz allein.
Was nie du besessen,
Ersehnt, nie vergessen,
Wird deines Himmels Grundbau sein.

Der wilde Schmerz um die verlorene Geliebte, der sich in der „Sphinx" noch titanenhaft aufbäumte und nichts von Entsagung wissen wollte, obwohl gerade diese als das Höchste, Beste und Notwendige anerkannt wird, ist in „Fatthume" im Vergrollen. Zwar schreit auch hier das Herz noch dann und wann in tiefem Weh auf, aber es ist doch mehr entsagungsvolle Wehmut, die sich auslöst. Wie Goethe die Abendsonne seiner Leidenschaft in den „Westöstlichen Divan" ausstrahlte, so verobjektiviert gleichsam der Dichter diese Stimmung in fremdländischem, orientalischem Gewande. Das unerbittliche Schicksal trennt Fatthume und ihren Geliebten. Sie wird in den Harem des Großherrn geholt, wo sie bald stirbt. Der liebende Dichter aber folgt ihr hinüber „bis zur Strahlengrenze" mit seinen Liedern:

Uns trennt kein Tod. Wenn im Posaunenstoße
Des Weltgerichts die Gräber sich bewegen,
Wird auch dein Auge, das verweinte, große,
Neu auf mich schütten seinen Strahlenregen.

Digitized by Google

Dem Dichter ist ein leuchtend Los gefallen:
Wer Großes schuf, reißt aus der Nacht der Zeiten
Ein sterblich Weib, das er geliebt vor Allen,
Zum Sonnenstrom versöhnter Seligkeiten.

So will auch ich in Liedern ew'ger Dauer,
Du stolze Tochter der Abencerragen
Das Weh um dich, die Weltlast meiner Trauer,
Als Büßer Atlas zu den Sternen tragen.

Rein dichterisch genommen, ist dieser Zyklus von hohem Werte. Der Dichter spielt nicht mit dem fremden Milieu, das er allerdings aus seinen Reisen genau kennt. Alles ist echtes, inneres Erlebnis, das dadurch, daß es in ein fremdes, orientalisch-exotisches Gewand gekleidet ist, vom Persönlichen mehr ins Allgemein-Menschliche erhoben wird. Freilich ist der individuelle Reiz der einzelnen Lieder trotzdem hoch anzuschlagen. Namentlich ist die Einheit der Stimmung, das völlige Ineinanderfließen von Natur und Seele, das ein allgemeiner Vorzug der Schönaich-Carolathschen Muse ist, bewundernswürdig festgehalten.

Ein geniales Seitenstück zur „Sphinx" ist „Don Juan". Die Sinnenliebe zieht den Hochstrebenden in den Staub und vernichtet ihn, wenn er sich ihr ergibt. Wendet er sich aber ab, so können ihm Schmerz und Entsagung den Weg nach oben weisen. Die geistige, seelische Liebe erlöst aber selbst den größten, ruheloseſten, verdorbensten Sünder. Sie erlöst sogar Don Juan, das personifizierte Laster. Von sinnlicher Begierde ruhelos umhergepeitscht, kommt Don Juan auch zur Grusenfürstin Diava, die ein geheimnisvoller Erlösungstrieb zu ihm hinzieht. Die reine Königsjungfrau bietet ihm Hand und Krone an. Aber die Ehe ist dem Wüstling das Verhaßteste und er schlägt sie hohnlachend aus. Als frecher Eindringling, der sich seinen Weg in die Königsburg mit Blut gebahnt, soll Don Juan nun sterben. In der Schloßkapelle harrt Diava bis zum Morgen bei ihm aus, um wenigstens seine Seele zu retten. Er erzählt ihr dabei seine Lebenssage. Venus und Ahasver haben ihn gezeugt und Faust ist sein Zwillingsbruder. Eine ebenso tiefsinnige, wie eigenartige Auffassung. Und während Don Juan spricht, heult draußen der Nachtsturm und der Donner rollt. Ein Wetter steht über den Bergen und die Steppe dehnt sich blitzüberflackert aus. Der Burghof glänzt im roten Fackelglanz, dumpf dröhnen die Bretter und Balken unter dem Hämmern der Arbeitsleute, die das Hochgerüste bauen, und Pöbelmassen, die Blut erwittern, drängen sich lärmend heran. Da rührt ihn Diavas Aufopferung. Zum erstenmale schweigt das sinnliche Begehren in ihm. Leib oder Seele? forscht sie bang.

Die Seele, rief er, denn ich liebe dich
Und will dir folgen durch die Seligkeiten.

Die Liebe hatte ihn erlöst, als er in dem Feuerbrand, den das Licht vor dem Ikon entzündet, mit Diava stand.

Digitized by Google

Es sank die Burg, durchs Land die Glocken klangen,
Und als die Flammen Halleluja sangen,
Ist mit dem finstern Seelenbräutigam,
Erlöst, Diava himmelwärts gegangen.
Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, des Frühling ewig währt.

Die Personen, Don Juan, Diava, der Archimandrit, sind hier individualister gehalten, als in der „Sphinx". Auch ist es hier weniger der Dichter selber, der spricht und reflektiert, als die Personen, aus denen die Gespräche herauswachsen. Höchst eigen ist hier die Art, wie Schönaich-Carolath das Don Juan- und andere Motive zur dichterischen Vertiefung seiner Idee verwendet, interessant auch die Wahl des Schauplatzes, auf dem sich das epische Gedicht abspielt. Die Sprache ist wieder von großer Wucht und dabei doch farbensatt, plastisch und klangvoll.

Liebe erlöst. Das ist auch der Inhalt der Dichtung „Judas in Gethsemane". Zwar hält Judas, der, wie auch die Vertreter des Bösen in der „Sphinx" und anderswo, volle Redefreiheit beim Dichter genießt und diese auch bestmöglichst ausnützt, eine Rede, die an Gotteshaß und Weltverachtung Entsetzliches leistet; aber Jesus sendet dem Verruchten dennoch seinen stillen, dunklen Heilandsblick nach. Und deshalb meint der Dichter: Wenn groß auch unsere Schuld und groß das göttliche Gericht, des Heilands Liebe „wird am allergrößten bleiben". Gerade der Umstand, daß Schönaich-Carolath Judas die tiefgründigsten Anklagen gegen Jesus schleudern und ihn fast triumphieren läßt, daß er einen hassensgewaltigen Dämon und keinen armseligen Verräter aus ihm macht, läßt andererseits auch wieder die unendliche Größe der göttlichen Barmherzigkeit so recht hervortreten. Hier beginnt auch die Wandlung beim Dichter, der vom Egoismus seines Schmerzes zum Altruismus der Gottes- und Nächstenliebe weiterschreitet. An faustischer Gedankentiefe, Bilderpracht und Leidenschaft des Ausdrucks reiht sich auch diese Dichtung den andern würdig an.

Das Versmaß, das der Dichter in seinen Epen anwendet, ist fast ausschließlich der fünffüßige Jambus, bald männlich, bald weiblich, und in verschiedentlicher Reimstellung. In den Einzelgedichten aber wechseln mannigfache lyrische Strophenformen miteinander ab, die alle mit gleicher Meisterschaft gehandhabt sind.

Muß Schönaich-Carolaths Epik an allererster Stelle genannt werden, wenn man vollwertige epische Gedichte aus den letzten Dezennien aufzählen will, so darf die lyrische Hälfte der Dichtungen gleichfalls zum Besten gerechnet werden, was die heutige Dichtung hervorgebracht hat. Jedes Gedicht ist ein Erlebnis, eine Selbstbefreiungstat. Seine Lyrik ist der eines Greif, eines Falke und Liliencron ebenbürtig. Nicht wie Geibel zerrinnt ihm über der Herrschaft der schönen Form der wertgebende Gehalt. Echte Ergriffenheit, tiefes, inneres Erleben, wahres,

Digitized by Google

echtdichterisches Naturgefühl einen sich in seiner Dichtung, um sie zu einer schönen Vollendung gedeihen zu lassen. Sein Grundzug ist romantisch; er erinnert an Eichendorf, Heine, Chamisso. Aber wenn bei ihm auch das Gefühl vorherrscht, so hat er doch gleich den Modernen ebenfalls zu schauen gelernt, und indem er so Natur und Seele, Empfindung und Form zu schöner Harmonie vereint, schafft er kristallklare, vollendete und zugleich hinreißende Lieder. Meinem Gefühl nach steht er als Lyriker über dem vielgefeierten Liliencron. An Kraft und Anschaulichkeit kommt er ihm gleich; an Tiefe, an seelischem Gehalt, an Vornehmheit und echter Größe übertrifft er ihn.

Und welche Ausdrucksfähigkeit, welch lebendige Anschaulichkeit, welche Bilderpracht ist diesem Gottbegnadeten gegeben! „Die Lande küßt leise ein Glockenklang im Wind"; „Des Abendrotes schräge Flammenspeere"; „Am Wegrand in schwarzen Lachen Ertrinkt mißfarbiges Abendrot"; „Der Ozean, in schmetterndem Verbranden, Warf Dir zu Füßen seine bittern Tränen"; „Es steigt des Domes Schattenmasse Mit Blumenzier und Turmesknauf Weltflüchtend aus dem Lärm der Gasse"; „Der Herbst senkt die graue Schlußgardine"; „Ein Wetter kam auf fahlen Wolkenrossen aus Süd geritten" usw.

Ähnliche Akkorde, wie in den Epen, sind hier in der Lyrik angeschlagen. Nur sind sie weicher, schmelzender. Das Weh um verlorenes Glück durchzuckt noch viele Lieder, von denen einige aus den „Liedern an eine Verlorene" herübergenommen sind. Aber auch andere Töne mischen sich mit diesem Grundakkord. Das poetische Erleben bewegt sich auf einer breiteren Basis. Erinnerungen, Erfahrungen aller Art und patriotische Töne finden ihre dichterische Auslösung. Aber der Höhenrauch ewiger Wehmut umhüllt alle Gedichte; die eigne Wunde läßt ihn der ganzen Schöpfung Weh nachfühlen. Wenn er auch, so namentlich in den Epen „Sphinx" und „Judas in Gethsemane", titanenhaft dem Weltenschöpfer und seiner Regierung Trotz zu bieten schien, so verzweifelt er aber doch nicht. Im Gegenteile erkennt er diesen Schmerz als glühende Flamme, die das Menschen- und besonders das Dichterherz in heißem Weh ausbrennen muß, damit es geläutert sich abwende von dem Gaukelspiele dieser Welt „zu Gott empor", wie die letzten Worte der „Dichtungen" lauten und worauf letzten Grundes das ganze Werk hinzielt. Für die Jugend oder „weitere Kreise" paßt das Buch freilich nicht, aber ernsten, reifen Menschen wird es zur Tat, die ihnen Kraft und Mut für den Lebenskampf verleiht und edelsten Genuß vermittelt.

Ein Jahr nach den „Dichtungen", 1884, erschien wieder ein Prosawerk. Es sind die „Geschichten aus Moll"[1]). Sie sind noch ganz in die weltschmerzliche Stimmung der „Dichtungen" und der früheren Werke getaucht, wie schon der Titel und das melancholische Motto verrät:

Amai la storia d'infelici amori,
La triste melodia, gli inni di pianto.
E la farfalla, che volò sui fiori
D'un Camposanto . . . .

[1]) Leipzig 1898, G. J. Göschen. 2. Aufl. 8°. 188 S.

Digitized by Google

Diese Novellen, oder vielmehr Skizzen, sind glänzende Gedichte in Prosa. Sie bedeuten in der heutigen Literatur das, was ungefähr Böcklins Bilder in der Malerei sind. Vom Naturalismus oder Realismus haben sie nichts an sich, sind vielmehr teilweise im alten romantischen Stile gehalten, teilweise symbolistisch. Sie zeichnen sich jedoch sowohl vor den Schöpfungen romantischer Epigonen, wie moderner Symbolisten durch ihre starke Anschaulichkeit und ihre klare, künstlerische Sprache aus, die weder hohles Pathos noch steife Formglätte verunziert. „Sonnenuntergang" heißt die erste Skizze. Ein mittelalterlicher Ritter aus dem 12. Jahrhundert hat ein bürgerlich Mädchen heiß geliebt und entsagen müssen. Nachdem er sich gerächt an den Mördern seiner Liebe, zieht er an einem Herbstabend kampfversehrt in einen Wald ans Ufer eines Sees. Hier steigt er ab, entledigt sich seiner Rüstung, schichtet Holz um eine Buche auf und entzündet es. Da tritt noch einmal die Liebe in Gestalt eines hingebungsvollen jungen Weibes vor ihn hin. Er weist sie aber ab, denn er ist fertig mit dem Leben. In das Sturmesgrollen schreit er sein Totengebet hinein und verschwindet in der Lohe. Ebenfalls im Mittelalter spielt „Schön Lenchen", das realistischer, aber auch weniger eigenartig ist. Es ist die rührende Geschichte vom sittigen Goldschmiedstöchterlein, in das sich der wilde Junker verliebt, den die Liebe nun zahm macht. Aber obwohl sie sich ewig Treue geschworen, ist Schön Lenchen schwach; unter dem Zwange ihres Vaters heiratet sie den reichen Basler Kaufherrn. Sie findet aber kein Glück in ihrer Ehe. Der gebrochene Treuschwur quält sie. Da beichtet sie einem Mönche, der als gewaltiger Prediger die Herzen rührt, ihre Schuld. Es ist der ehemalige Junker, der ihr verzeiht. Ganz symbolistisch ist die Skizze „Vom Könige, der sich totgelacht hat". Der herbe Pessimismus des Dichters bricht hier als bittere Ironie wieder durch. Einem Rittersohne hat eine böse Fee an seiner Wiege verheißen, er solle nur dreimal in seinem Leben lachen. Als in heißer Liebesstunde ein Mädchen zum erstenmale an seinem Herzen lag, da entquoll ihm auch das erste Lachen voller Jugend und Glückseligkeit. Und wieder lacht er, als man ihm hinterbringt, daß die Geliebte ihn verraten hat, er lacht „so wild und so grausig, daß das Schloß erbebte, die Risse sich öffneten, die Mauern krachten und die stürzenden Giebel einen Trümmerberg häuften, über den der Nordsturm das Lachen hinwegführte, bis es erstarb wie der Hilferuf eines Gewürgten über dem Schutte und in den Sümpfen drüben". Und als er König geworden ist, lacht er zum drittenmale und lacht sich tot, als ein Weib ihm entgegentritt und ihm einen Anschlag gegen sein Leben verrät, obwohl sie damit ihren Verlobten und ihren Vater dem Henker überliefert. Der König begreift das nicht. Und als sie ihm erklärt, daß sie es tue, weil sie ihn liebe, aus des Herzens Grunde liebe, da lachte König Sigo sein letztes Lachen, und „graues Haar trugen jene davon, die es vernommen". Ähnlichen Weltschmerz verrät „Die Königin von Thule". Aber sie bietet doch den tröstlichen Schluß, daß ernste Lebensarbeit über die Enttäuschungen der Jugend hinwegführt. In „Entlang den Hecken" ist die behandelte Idee ebenfalls für den Dichter charakteristisch.

Digitized by Google

Es ist aber zu romantisch-sentimental. In jugendlichem Tändelsinn hat ein angehender Künstler es übersehen, sich rechtzeitig die Hand seiner Cousine Annie zu sichern. Er kommt zu spät; sie hat sich eben mit einem andern verlobt. Ihr Jawort will sie nicht mehr rückgängig machen, obschon sie ihren Vetter herzlich liebt. Und das um seinetwillen. Der Schmerz soll ihn aufrütteln aus Unklarheit und Müßiggang und ihn zum wahren Künstler hinaufläutern. Gute Psychologie verrät der Ausschnitt aus dem modernen Leben: „Die Kerze". Das Zusammenstimmen von Umgebung und Empfindung, das ein Hauptvorzug unsers Dichters ist und womit er so oft außerordentliche Wirkungen erzielt, ist hier wieder bis ins kleinste durchgeführt. Als Helene den Brief mit ihrem Jawort an den taktlosen Geschäftsmenschen Zander unterzeichnet und ihre Verbindung mit dem edlen Dr. Stein damit unmöglich gemacht hat — da erlischt die Kerze. Wichtig für die Entwicklung des Dichters ist die folgende Skizze „Am Strome". Die verlorene Jugendliebe hatte zuerst die Wertherstimmung im Dichter hervorgerufen, die zu starrem Trotze gegen die Mächte des Schicksals in den Epen anwuchs, bald aber wieder zu wehmütiger Ergebenheit in Gottes Willen wurde. Jetzt aber beginnt der egoistische Weltschmerz sich ganz zu lösen, und der Ozean von Liebesfähigkeit, Glut und Kraft, der in des Dichters Herzen lebt, strömt aus über die ganze Welt in edelster Nächsten- und Gottesliebe. In „Am Strome" zeigt uns der Dichter zuerst sein Herz, das allem Elend schlägt. Das arme Mädchen, das am Weihnachtsabend ins Wasser springt, weil es in ehrlicher Arbeit sein bischen Brot nicht verdienen kann, ist eine wuchtige Anklage gegen die Gesellschaft. Manches in der Skizze ist ja bei aller guten Beobachtung übertrieben und wird der Wirklichkeit nicht gerecht, aber der große Zug in der Ausführung und die heiße Liebe zu den Ärmsten der Gesellschaft müssen dem Dichter unsere warmen Sympathien und unsere Anerkennung sichern. Bedeutend in Stoff und Ausführung, kraftvoll und tief, ist wieder „Die Rache ist mein". „Der Nachtfalter" weist feine Psychologie auf und scheint viel Persönliches zu enthalten. Günther Stormeck, der Mann mit dem heißen Herzen und den Idealen, sieht am Schicksale eines Nachtfalters, der sich in die Flamme stürzt, daß er in die geradezu empörend korrekte, aber gewöhnliche Familie, in die er heiraten wollte, nicht hinein paßt. Die letzte Geschichte „Lia" ist wieder stark romantisch, obwohl z. B. der geizige, widerwärtige Onkel realistisch genug gezeichnet ist. Den Inhalt bildet eine Variation der alten Geschichte von dem Künstler, der so groß und so berühmt ward, weil ein kleines Mädchen ihn so unglücklich gemacht. Für unsern heutigen Geschmack ist „Lia" zu sentimental, aber die Novelle hinterläßt eine mächtige Wirkung, wenn man sich ihrem Einflusse hingegeben hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dichtungen

von Prinz Emil von Schönaich-Carolath[1]).

Der schmale Weg.

Zwei Pfade sind es, die zur Wahl auf Erden.
Der breite frommt den Lebensfrohen, Satten,
Des andern Bahn umdüstern Höhenschatten;
Ihn wandern jene, die das Sternenzelt
Zum Obdach wollen, die an Feuerherden
Als Flammenhüter lagern, fern der Welt.
Und wenn im Tal zu lähmend weilt die Nacht,
So schleudern von des Felsens schroffster Gabel
Ein brennend Scheit sie niederwärts mit Macht.
Das stürzt ins Leere, funkensprühend zieht
Es seiner Flugbahn blitzende Parabel;
Dem Flammenscheit gleicht jedes große Lied.
Die Wachefeuer, deren Flackerlichter
Auf fernen Höhenzügen lodernd stehen
Rotflammend, ewig einsam, sind Ideen,
Und ihres Brandes Hüter nennt man Dichter.

Nach dem Gewitter.

Nun zucken verlodernd, versunken,
Die Blitze vom Waldesrand,
Es regnet, sattgetrunken
Hat sich das brünstige Land.

Ein Eichbaum am Hügelkamme
Verknistert im Wetterschein;
Um Höhen buhlt die Flamme,
Das Tal nur birgt Gedeihn.

Den goldnen Weizenschobern
Schuf kein Gewitter Harm —
Schon bricht in frohem Erobern
Vom Dorf ein Schnitterschwarm.

Es muß, ein Brand im Regen,
Auch der Poet verglühn,
Der Dichtung Feuersegen
Durchs dunkle Land zu sprühn.

Der Feldweg.

Vom Ulmenwald, dem dunklen, schwermutvollen,
Der Schierlingduft und ew'ge Kühlung haucht,
Dehnt flammengelb, in Sommerluft getaucht,
Das Kornfeld sich, glutzitternd, weltverschollen.

[1]) Proben aus des Verfassers gleichbetiteltem Buche. Leipzig 1903, G. J. Göschen. 7. Aufl. 8°. 296 S.

Digitized by Google

Am Wegrain dort — es war zum letztenmal —
Verlornes Lieb, schritt ich an deiner Seite,
Viel Engel gaben freundlich uns Geleite;
Sie blieben dir — mein Weg sank rasch zu Tal.

Nun geh' ich einsam durch die Mittagsstunde
Dein denkend hin, und mir am Wege blüht
So reich der Mohn, als hab' mein Herz versprüht
Achtlos das Blut aus tiefgeheimer Wunde.

Ach, bringen wird kein künft'ger Sommertag
Zurück mir je, was folgend deinen Schritten
Still mit dir selbst zur Dämmerung geglitten —
Nachtwandelnd geh' ich durch den heißen Hag.

Das Leben lacht, auf fremden Feldern schimmert
Halmschwer das Korn; Gott geb' ihm gut Gedeih'n.
Bald bringen sie den Erntesegen ein,
Durch goldnen Staub schon fern die Sichel flimmert.

Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem andern reifte,
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreifte,
Aufrichten still zum ew'gen Ernteland.

Letzter Sonntag.

Es segeln südwärts über den Wald
Die Störche der Sonne zu,
Nun gehen auch wir, wie bald, wie bald
Mein Lieb, zur Ruh.

Wir wollen danken mit leisem Mund
Für alle genoss'ne Pracht,
Für alles, was uns im Herzensgrund
Erschüttert und selig gemacht.

Wir wollen, nun still der Tag verloht,
Hinziehen durchs dämmernde Land,
Wie Kinder im letzten Sonnenrot
Heimwandern Hand in Hand.

Wir dürfen grollen und klagen kaum,
Daß kühl zum Herbste treibt
Das letzte Blatt vom Lebensbaum,
Denn unsre Liebe bleibt.

Nicht ist sie mit Jahren der Seligkeit
Gleich Sonnen gewandert stromab —
Nein, sprengen wird sie zur Frührotzeit
Barmherzig das tiefste Grab,

Wird leuchten dem letzten Aufersteh'n
Und tilgen den letzten Schrei —
Komm Lieb, wir wollen beten geh'n,
Es rauscht der Herbst vorbei.

Dein müdes Haupt neig meinem zu,
Im fröstelnden Sonnenschein,
An meiner Brust in tiefer Ruh
Schlaf ein!

Digitized by Google

Die Kiesgrube.

Von Prinz Emil von Schönaich-Carolath[1]).

Es war ein Tag zwischen Loire und Jura. Fern hinter welligen Hügelketten schob sich das neugebildete französische Corps in Stellung. Seine Flanke deckten zwei Halbbrigaden, hier auf Vorposten lagerte, in leicht ansteigendem Gelände, ein Bataillon.

Die Sonne schien warm auf die nassen, räderdurchfurchten Felder, in den Hohlwegen sackte sich zusammenschmelzender Schnee mit braunen, krustigen Rändern.

Drunten, am Kreuzpunkt der Straßen, lag ein Wirtshaus, dahinter, in seichter Talmulde, das Dorf. Vor der Kirche hatte man die Nußbäume gefällt, sodaß sie als Verhau den Dorfeingang sperrten.

Sonst bot das Gelände ein Bild des Friedens, nichts schien auf nahe Kriegsgefahr zu deuten, es gingen sogar Gerüchte, daß die Deutschen irgendwo zwischen Belfort und der Lisaine eine Niederlage erlitten hätten. Vom Feinde sei nichts zu befürchten und Ruhetage ständen in Aussicht.

Des freuten sich die Leute des dritten Bataillons, denn die meisten waren kriegsmüde, und ihre vernachlässigten Monturen, ihre lärmende, schlechte Haltung zeugten reichlich davon, daß der Feldzug bisher für sie aufreibend, unheilvoll gewesen war.

Oben am Feldsaum lag eine Kiesgrube, die Abfallstätte des Dorfes. Dort scharten sich Mannschaften, Mobilgarden und Linienſoldaten im Durcheinander. Seitwärts, noch eben zwischen den zertrümmerten Rädern hängend, stand ein gestrandeter, verlassener Maketenderkarren. Den hatten die Soldaten erbrochen und beraubt; weitumher lagen Sardinenbüchsen, Kistendeckel, fettige Papierreste. Ein halbgefülltes Fäßchen erfreute sich des regsten Zuspruchs, doch hatten sich des Schatzes ein Paar energisch aussehende Kerle bemächtigt, die eine Art Schenkpolizei ausübten.

Jetzt war ein beliebtes, volkstümliches Spiel im Gange; mit verbundenen Augen kniete einer und gab seine Kehrseite preis. Auf diese schlugen einzeln, in Reihenfolge, die Kameraden, natürlich in derber Weise. Der Blinde hatte zu raten, von wem der Schlag gekommen: nannte er den Täter, so mußte der die Stelle des Geschlagenen einnehmen.

[1]) Aus des Verfassers „Lichtlein sind wir u. a. Novellen". Leipzig 1903, G. J. Göschen. 8°. 111 S.

Digitized by Google

Jetzt fiel ein Hieb von besonderer, klatschender Wucht; der Getroffene sprang empor und rieb wutschnaubend seine krapproten Hosen. Das war Betrug, schrie er, indessen die andern vor Wonne brüllten, ihr habt nicht mit der Hand gehauen, sondern mit einem Riemen! Ja, mit deinem Leibriemen, du verdammter Hund, fügte er hinzu, einem hageren, grinsenden Infanteristen sofort an die Kehle springend.

Andere suchten wegzureißen, zu vermitteln; im Umsehen entstand eine erbitterte Prügelei.

Hundert Schritte davon schlenderte, im Kapuzmäntelchen und rotem goldverschnürtem Käppi, ein Leutnant. Als der den Lärm vernahm, zog er eine Landkarte aus der Tasche, und begab sich, eifriges Terrainstudium vorschützend, aus der Nähe der Streitenden.

Auf einmal erhob sich unfern des gestürzten Marketenderkarrens hinter einem Schutthaufen ein schmutzbedecktes Tier. Es war ein großes abgezehrtes Pferd, das infolge seiner schrecklichen Magerkeit noch größer als gewöhnlich erschien. Unter dem schäbigen Fell zeichneten sich die Rippen wie Tonnenreifen, am Vorderbein trug es eine große, unförmige Geschwulst, die von Schlägen oder von vernarbendem Knochenschuß herrührte.

Zutunlich und wohl halb verhungert schleppte es sich bis zu den Streitenden und begann die zerbrochenen Kisten nach etwas Stroh zu durchsuchen.

Die Erscheinung war eine derart unvermutete, kläglich komische, daß sich der Zank legte und ein allgemeines Gelächter entstand. Die schlechtesten Witze wurden laut.

Der sieht ja aus, hieß es, als ob Mittfasten und Charfreitag zusammenfielen.

Das ist des Teufels Rosinante, schrie ein anderer, die schickt uns Satan zum Spazierenreiten.

Paßt mal auf, sprach ein kleiner, stämmiger Kerl, indem er den Leibgurt lockerte und die Mütze in den Nacken schob.

Er nahm einen Anlauf und sprang von hinten auf das Tier, das gesenkten Kopfes dastand. Hü, Alter! rief er, indem er die mageren Weichen mit den Hacken bearbeitete. Linksgalopp, marsch!

Das alte Geschöpf, seines Zeichens offenbar ein ausgedientes Militärpferd, verstand zum Jubel der Anwesenden die Aufforderung und versuchte willig, trotz seines geschwollenen Beines, ein paar humpelnde Galoppschritte zu tun.

Digitized by Google

Wir wollen mitreiten, riefen einige, als das Gelächter sich gelegt hatte, auf dem Kamel haben wir alle Platz.

Wartet mal, sprach einer, wir wollen Faschingsumzug halten.

Er holte aus dem Marketenderkarren eine schmutzige Frauenhaube mit flatternden Bändern und stülpte sie über die trübseligen, baumelnden Pferdeohren. Unterdessen hatten drei, vier andere den Rücken des Pferdes erklettert.

Brrr, Alter — hü, nun vorwärts!

Aber das kranke Tier bewegte sich nicht, nur seine Beine zitterten unter der Last. Das Stillstehen erregte Hohnrufe und Zorn. Spaßverderber, willst du, oder willst du nicht? Hiebe begannen zu hageln.

Das Pferd tat eine letzte Anstrengung und stand abermals still. Nun sprangen etliche erbittert hinzu, Fußtritte polterten zwischen die hageren Weichen.

Laßt doch das Tier in Frieden, bat ein kleiner Rekrut, der die Quälerei nicht mehr ansehen mochte.

Was ist gefällig, Monsieur Schnêtz, Monsieur Pierre Schnêtz, höhnte ein langer Moblot. Sollten Sie vielleicht in ihrer Heimat zu den Ehrenmitgliedern des Tierschutzvereins zählen, hochgeehrter Monsieur Schnêtz?

Und alle wiederholten im Chor: Monsieur Schnêeeets —

Dem kleinen gehänselten Elsässer war vor Erregung das Weinen nahe. Man quält doch Geschöpfe nicht ohne Grund zu Tode, das da hat sein Lebtag schwer gearbeitet — und dann hat das alte Tier ja doch auch schließlich einmal eine Mutter gehabt —

Der einfaltsvolle Einwand weckte eine brüllende Lachsalve.

Sollte man nicht meinen, rief der hagere Moblot, daß ihr elsässisches Bauernpack mit euren Haustieren aus einem Troge frißt? Wenn du nicht mitmachen willst, so scher dich zum Teufel, dummer Rekrut. Geh in den Stall und trink Brüderschaft mit den Ochsen. Ihr andern vorwärts — hü, Schindmähre!

Aber die Mähre war nicht vom Fleck zu bringen. Holt einen Knüppel und schlagt vor die Schienbeine, riet einer, der früher Sandfuhrmann gewesen war.

Gesagt, getan, doch die Kreatur rührte sich nicht; aus dem schmierigen Fell brach dicker Schweiß, die Augen wurden gläsern, trübe.

Was geht hier vor sich? rief eine zornheisere Stimme. Seid ihr französische Soldaten oder feiges Marodeurgesindel?

Digitized by Google

Vor den Ueberraschten stand ein ältlicher, untersetzter Herr in bürgerlicher Kleidung. Ihm folgte, säbellos, das Reitstöckchen im Stiefel tragend, ein Verwaltungsoffizier. Man merkte es ihm an, daß er trotz seiner Epauletten sich nur ungern in die Nähe der Soldaten gewagt hatte.

Das Erstaunen der anfangs Ueberraschten legte sich gar bald; den Offizier beachteten sie nicht, um so mehr widmeten sie dem alten Herrn ihren Spott.

Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs? rief einer, sich breitspurig auf seinen Knüttel stützend.

Guten Tag, Herr Bürgermeister, sprach ein anderer mit tiefer Verbeugung. Sie wollen uns wohl wegen Störung der Sonntagsruhe belangen, und der Mehlsack dort hinter ihnen soll das Protokoll aufnehmen, he?

Sie tragen Offiziersabzeichen, herrschte der alte Herr seinem Begleiter zu, und wissen nicht, sich Respekt zu verschaffen? Mein Gepäck blieb zurück, und ich habe Zivilkleider am Leibe, sagen also wenigstens Sie der Bande, woher wir kommen, und daß —

Wäre gegenüber dieser Stimmung der Leute und in diesem Augenblick völlig unnütz, entgegnete der andere achselzuckend, leise.

Dann, als er bemerkte, daß immer mehr Soldaten sich scharten und die Kiesgrube füllten, ließ er seine Stimme anschwellen. Das sind übrigens brave Troupiers und gute Kameraden, rief er im Brustton väterlichen Wohlwollens. Nur manchmal etwas ausgelassen, im ganzen aber wirklich brave, gute Kinder. Sie wissen und fühlen es: der Stolz und die Hoffnung Frankreichs ruhen auf ihnen —

Ein johlendes Gelächter lohnte die Redewenduug. Wir verbitten uns dein Lob, du Speckmade. Halte den Mund und spare deine Mühe. Was habt ihr übrigens hier zu suchen? Macht, daß ihr fortkommt und haltet uns nicht auf. Gleich geht der Schnellzug weiter. Einsteigen, meine Herrschaften, einsteigen!

Der lange schwarze Kerl hatte den Ruf getan, indem er sich gleichzeitig wieder dem ermatteten, keuchenden Pferde näherte. Doch auch der alte Herr trat dichter heran. Wer die Hand noch einmal gegen dieses Geschöpf hebt, rief er, dem Moblot fest ins Gesicht sehend, ist kein Soldat mehr, sondern ein Schuft und ein Feigling.

Feigling du selbst, schrie der Hagere haßerfüllt. Und weil dir an dem Tier gar so viel zu liegen scheint, so sollt ihr beide eure Bescherung kriegen. Da —

Digitized by Google

Er hatte rasch eine Zaunlatte erhoben, sprang auf das Tier zu und schlug es mit voller Wut zweimal über den Kopf.

Es warf den Hals matt in die Höhe und blieb noch aufrecht stehen, auf zitternden Knien. Ein Auge lief ihm, ausgeschlagen, langsam über den hängenden Kopf; es starb noch immer nicht.

Der alte Herr hatte sich aufgereckt, die Adern schwollen ihm in den Schläfen, in seiner Hand lag plötzlich ein schwerer Armeerevolver. Erst schien es, als wollte er dem Schurken, der den Schlag getan, ins Gesicht brennen, dann aber wandte er sich zu dem alten Pferde, streichelte es und jagte ihm kurzweg eine Kugel durchs Gehirn. Es fiel zusammen und streckte sich.

Jetzt waren es die Schreier, die mit offenen Mäulern dastanden. Etliche drückten sich und rissen ehrenhalber ein paar erzwungene Witze; die schlimmsten jedoch, die für den enttäuschten, wutfahlen Mobilgardisten Partei genommen, rafften Zaunlatten auf und wollten dem Fremden zu Leibe.

Da erschien, von den Offizieren abgesandt, ein alter, mit Denkmünzen bereihter Sergeant, ein Auvergnate. Unter gräßlichen Flüchen trieb er seine Leute auseinander. Dann, die Backen aufblasend, maß er den Angekommenen. Verhaftet, folgen Sie mir zum Kommandanten! sprach er barsch.

Aus den Straßengräben hinter den Scheuntoren reckten Mannschaften die Hälse empor, betrachteten neugierig den Vorgang. Sie bildeten Reihe, die Hände in den Kapotttaschen, die Zigarette im schlaffen Mundwinkel. Etliche Spaßvögel tauschten in langgezogenen Diskanttönen ihre Bemerkungen.

Plötzlich steckte einer die Finger in den Mund und tat einen gellenden Pfiff. Die Andeutung war sofort begriffen. Achtung, ein Spion! Ein verkleideter Preuße! Ja, wenn wir stets verraten werden, was hilft dann aller Mut? Armes Frankreich!

Durch die dunkelnden Dorfgassen wälzte sich, fortwachsend, der häßliche Ruf: Spion! Spion!

Der kleine Gefangenentransport erreichte den Gasthof. Ueber dem Treppengang machte der Sergeant Halt und klopfte mehrfach. Nach kurzem Harren öffnete sich die Tür; eine dralle Schenkmagd, ein paar Teller nebst geleerten Flaschen tragend, floh kichernd aus dem Zimmer. Drinnen stand, vor einem halb abgedeckten Tisch und einer von vergossenem Rotwein fleckigen Feldkarte, der Kommandant.

Digitized by Google

Er schnob den Unteroffizier an, bedeutete ihm, sich nebst seinem Begleiter davonzuscheren, der alte Herr jedoch drängte den Sergeanten gegen die Tür, zog eine Brieftasche, und erzwang sich, mit dem Fuß aufstampfend, Gehör: Bisher Kommandant der Marineinfanterie zu Brest. Durch Befehl des Diktators einberufen und mit folgendem Kommando betraut —

Ein Knittern von Papieren, das Umstürzen eines heftig zurückgeschobenen Stuhles, dann aufsteigende, kurze Auseinandersetzung, beherrscht durch eine zornige, scharf klingende Stimme, die jede Entgegnung zurückwies.

Unten rasselten und hielten ein paar Gepäckwagen. Begleitung energisch zurückweisend, verließ der alte Herr das Gasthaus, nahm aus der Hand eines Trainsoldaten blaulibellierte Papiere, las sie beim Schein aufflammender Streichhölzer, und bestieg eines der Gefährte. Dann verschwand der kleine Zug eilig, auf holperigen Wegen, mit schwankenden Laternen, in der Nacht.

Droben, gestiefelt über dem Bett liegend, schlief der Kommandant einen wüsten Schlaf. Bei den Feldwachen herrschte Getöse, Flammenstöße lohten winddurchfacht. Auf dem brandroten Hintergrund hoben sich die Umrisse tanzender, mimender Soldaten.

Die Kiesgrube war verlassen, in ihr lag die riesenhafte, beulenbedeckte Gestalt des verendeten Pferdes. Wohlig, wie glücklich, endlich rasten zu dürfen, streckte es die unförmlichen geschwollenen Beine. Der Mond war aufgegangen, bestrahlte die Ackerschollen, streifte jede Kuppe. Er kroch endlich langsam über das tote Tier und weckte in dessen glasigem Augenwinkel ein grünes, schräges, tückisches Leuchten.

* * *

Der Morgen dämmerte bleifarbig; der Schrei versprengter Hähne scholl von den Gehöften. Plötzlich entstand links in den Feldern ein flackerndes, jäh abreißendes Gewehrfeuer. Daß dort etwas nicht in Ordnung, könnte ein Laie wissen. Doch die Schläfer im Dorf denken nicht an Gefahr; der Feind ist noch weit, wir haben Ruhetag. Sie recken sich, schimpfen über falschen Alarm.

Doch schon ist das Dorf voller Feinde. Ulanen preschen durch die Hauptgasse, stechen und schlagen auf alle ein, die halbbekleidet aus den Quartieren stürzen. Dann verschwinden sie spurlos wie toller Spuk, nur am Dorfsaum, in den Häusern hat sich eine starke Abteilung eingenistet und knattert aus trefflicher Deckung ihre zähe Morgenreveille.

Digitized by Google

Zum Straßenkampf ist's nicht Zeit, die überfallenen Kompagnien hasten und fluten dem Ausgang des Dorfes zu.

Sammeln! tönt das Kommando. Hinein in die Kiesgrube! Sammeln!

In die Kiesgrube drängt sich die Menge, doch drinnen sieht es nicht schön aus. Zwischen den Ueberresten der gestrigen Feier, zwischen Sardinenbüchsen und Flaschenscherben liegt das tote Pferd. Es erscheint, steifknochig hingestreckt, manchem noch riesiger, als es bei Lebzeiten gewesen. Auf seine erstarrten Lefzen, aus denen die langen Zähne hervortreten, hat der Tod einen halb fürchterlichen, halb befriedigten Zug geprägt, als wolle es sagen: Seht her, ihr andern. Mein Teil an Lebensnot habe ich überstanden. Ihr aber wißt nicht, was noch kommen kann. Ich habe Ruhe und bin gut daran. Besser vielleicht als ihr.

Ist es die frühe Morgenstunde, ist es die Nähe des Feindes — manchen befällt würgendes Unbehagen.

Fern im Vorlande werden kurze graue Linien sichtbar, die sich schußlos heranschieben, auftauchend und versinkend.

Die Kiesgrube halten! schreien die Offiziere.

Aus der Mulde fluten Schützenschwärme und hüllen sich sofort in ein heftiges, weitstreichendes Chassepotfeuer.

Gegenüber, auf morgenhellem Hügelzug bewegen sich kleine dunkle Häuflein, durch Zwischenräume getrennt. Von denen steigt plötzlich eine Trichterwolke auf. Herüber, doch hoch über die Stellung, viel zu hoch, kommt eine Granate. Im Waldsaum zwischen den schwarzen Fichtenzweigen verstirbt sie mit Prasselschlag, in kupferfarbiger Lohe.

Schlechtes Zeichen, urteilt der alte Sergeant, der neben seiner Flügelrotte liegt. Die drüben sind uns näher am Leibe als sie's wissen.

Teufel, die saß!

Ein Kompagniechef, der abends vorher vergnügt dem Spionenfange zugesehen, fliegt vom Eisenschimmel, bleibt als hingespritzter Farbenfleck zwischen den Lehmschollen liegen. Aus der Schützenkette zurück rennt einer der ärgsten Schreier von gestern; er rennt wie irrsinnig, die zerschmetterte, baumelnde Kinnlade mit den Händen stützend.

Zwei andere Granaten folgen in sekundenscharfem Intervall; beide sind bösartige Treffer. Ein Halbzug taumelt, durch Luftdruck und Splitterschlag zersprengt, durcheinander; aufgestörte Schützenschwärme weichen trichterförmig nach rückwärts. Die feindliche Batterie, von Gegenfeuer unbelästigt, nutzt ihren Vorteil aus. Jetzt feuert sie Shrapnells;

Digitized by Google

hoch am Himmel, Gewitterwölkchen gleichend, platzen die Geschoße, senden den Bleihagel schräg niederwärts, das Gelände scherend, Deckungen durchschlagend, Bäume schrammend.

Immer rascher hüllen sich die deutschen Geschütze in Dampf, immer regelmäßiger, mit unheimlicher Sicherheit, kommen die Treffer herüber. Das fällt den Verteidigern auf die Nerven. Zu dumm, vor einer Batterie zu liegen, die sich eingegabelt hat, wie auf dem Übungsfeld! Hastig, viel zu voreilig, wird die Kiesgrube geräumt. Im toten Winkel, hinter schußsicherem Höhenzug, sammelt sich das Bataillon. —

Es kam in rasch hergestellten Truppenverband, die Aufnahmebrigade ordnete sich zum Vormarsch.

Ihre Front entlang ritt der Stab. Adjutanten, ein Signalflaggenträger, von Dragonern umgeben. Allen voran ein kleiner untersetzter Herr in goldstrotzendem Käppi.

Als er vor das dritte Bataillon kommt, grüßt er nicht, sondern zügelt sein Pferd. Gibt's unter euch einen anständigen Burschen, der Pierre Schnêtz heißt?

Die Führer riefen die Frage weiter, der Name lief rückwärts durch die Kompagnien.

Aus der Front hastete, hochbepackt, ein kleiner Rekrut; er wußte nicht, ob er belobigt, oder ob er vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Mit angefaßtem Gewehr, im Innersten erzitternd, blieb er vor dem Befehlshaber stehn. Der musterte ihn kurz, freundlich.

Hast du Eltern? Ja. Nun wohl. Du meldest dich beim Fourier und fährst sofort mit den Brigadeakten nach Lyon. Wenn du dann später — vielleicht bald — nach Hause kommst, so bleib ein braver Mensch und grüße die Alten von deinem General.

Er trieb sein Pferd senkrecht auf das Bataillon zu, wendete dann, und ritt langsam, dicht vor den Gliedern, die Front ab. Er tat es wortlos, doch während er vorbeiritt, wurde er von den Meuterern erkannt; manchem begannen die Knie zu schlottern, manche Hand löste sich schlaff vom Gewehrkolben.

Als er vorbei war, ging ein Wispern durch die Reihen. Viele wandten sich mit Gesichtern, die käsebleich geworden waren, dem Nebenmann zu.

Doch schon hielt der Stab seitwärts auf einem Hügel. Der General hob nicht einmal das Fernglas, ein einziger Blick zeigte ihm die drohende Gefahr. Da war ein schwerer Flankenstoß im Werke, ja, noch Schlimmeres. Südöstlich, meilenfern, ballten sich kleine Traubenwölkchen, in der klaren

Digitized by Google

Luft verfliegend. Kein Zweifel, dem aufmaschierenden, zusammengeschobenen Armeekorps drohte Umfassung; auch am rechten Flügel hatte der Feind angepackt. Doch das war nicht eigene Sache, dort mochten andere sorgen; hier hieß es einsetzen, rücksichtslos. Schon wand sich links, durch Terrainwellen, eine zweite deutsche Batterie, auftauchend und verschwindend wie der Rücken einer kurzgegliederten Schlange. Schräg vom Dorfsaum her fegte der Dampf feindlichen Gewehrfeuers. Im Vorgelände sprangen Schützenschwärme heran, sich gefährlich verstärkend.

Die Kiesgrube halten, entschied der General; hier müssen wir stehen oder fallen.

Er atmete auf. Hinter ihm, endlich, kam hilfbereite Artillerie, die Geschütze im Sturzacker schlenkernd und schleudernd, die Pferde in den Sielen keuchend. Zwei bange Minuten, dann losbrechendes Schnellfeuer, aufwütend, den deutschen Angriff niederzwingend, die gefährliche Lücke für kurze Zeit schließend.

Und doch zu spät — wahrscheinlich zu spät. Den Rand des Bruches umklammern, im Steinschutt liegend, die ersten dünnen Schwärme der feindlichen Schützen; die ringen nach Atem, keuchend hingestreckt, sich duckend unter der Wucht des nahen, rasenden Geschützfeuers, dabei doch kaltäugig nach Schußfeld für die Klappenvisiere spähend. Hinter ihnen, wie aus der Erde gewachsen, aufgelöste Kompagnien, unter Hurra mit dem Bajonett anlaufend.

Die Kiesgrube! schreit der General mit wetterleuchtenden, Unglück ahnenden Augen. Die Kiesgrube wiedernehmen, sonst geht, Gott schütze uns, das Gefecht verloren.

Die Kiesgrube? Herr General, gibt der Adjutant barsch zurück, dort holt uns alle der Teufel. Das wird ein Massengrab —

Ein Höfling war der brave Offizier niemals gewesen. Jetzt scheidet er, durch den Kopf geschossen, mit tiefer, spitzer Hofmarschallverbeugung vom Pferde.

Wie der General sich betroffen umsieht, gewahrt er leere Sättel und angeschossene, wild bockende Gäule. Ja so! Zündnadelfeuer auf vierhundert Meter? Dann freilich —

Er wendet sich und reitet, um seinen Befehl selbsteigen zurückzutragen. Das dritte Bataillon, soviel weiß er, hat den Schlüssel der Stellung, die Kiesgrube, preisgegeben. Daß dieses, gerade dieses Bataillon die Kiesgrube wiedernehmen soll, ist nicht mehr als billig, ist ihm unumstößlicher Entschluß. Freilich glaubt er nicht mehr an ein Ge-

Digitized by Google

lingen. Gleichviel; wie er über den Sturzacker galoppiert und wie sein Säbel in der Scheide schüttert, gefällt er sich in dem Vorgefühl naher Vergeltung. Er weiß, daß jenes viehisch hingemarterte Pferd von gestern bald Gesellschaft bekommen, daß es zugedeckt werden wird mit den Leibern seiner Peiniger. Dieses steht zweifellos fest. Im übrigen ist es, da Blut doch einmal fließen muß, durchaus logisch, daß die Ungerechten zuerst an die Reihe kommen, früher als viele Gerechte, viele arme Teufel dort hinten.

Aber wie? Denkt der General daran, das Tier rächen zu wollen durch Menschenblut?

Im Grunde, nein. Dennoch erfüllt es ihn mit Genugtuung, daß der Zufall zum Strafgericht gleichsam drängt. Die Freveltat erscheint ihm als schwerwiegend und bedeutungsvoll. Nicht als Einzelausbruch, als Anstifterin zu schlimmeren Folgetaten, sondern als Offenbarung des schlechten, ehrlosen Geistes, der von jener Truppe Besitz ergriffen hatte.

Bekümmert, doch mit geschärften Blicken, sieht er, der warme Patriot, neben den glänzenden, bewunderungswürdigen Eigenschaften seines Volkes auch dessen Erbfehler, die Ruhmsucht, die Grausamkeit, den Mangel an Selbstzucht, den spöttelnden, nicht umzubringenden Lästertrieb, in jenen Schuldigen verkörpert. Er sieht alle schädlichen Stoffe, alle verderblichen Keime, das dürre, siechе Dekadententum, in jenem zuchtlosen Haufen dort drüben greifbar versammelt. Jene Beule auszudrücken, die Menschheit vor der Fortzeugungskraft solchen Abschaums zu bewahren, würde eine nützliche, einwandsfreie Tat sein.

Früher pflegte man Meuterer zu dezimieren; dieses Verfahren werden die Preußen entbehrlich machen. Übrigens dezimieren? Gutenacht. Aus der Kiesgrube, dem Höllenschlund, kehrt keiner lebendig wieder. Wie sagte doch der erschossene Offizier soeben? Ein Massengrab!

Der General hat einen kurzen Weg zu durchmessen. Während sein Pferd die Ackerfurchen überquert, fesselt ihn eine Wolkenbildung seltsamer Art, die man zuweilen bei Gewittern, bei Schiffbrüchen und Feldschlachten wahrnimmt. Über den willenlosen Scharen, die ein Herrscherwort in den Krieg, ein Befehlsruf in den Tod sendet, ballt sich ein sturmvoller Himmel mit finsteren Wolkensäumen. Aus denen zuckt erdenwärts, gleich einem Henkerschwert, ein breiter, fast gleißender Strahl. Es ist die apokalyptische Verbildlichung des Gesetzes, daß ohne Blutvergießen es keine Vergebung der Lebensschuld, ohne Brandopfer keine Versöhnung, keine Wiedergeburt gibt. Doch jener Strahl ändert

Digitized by Google

sich plötzlich, wird glänzender, breiter. Aus nachtverschleiertem Grunde, auf hohem Stamm hebt sich ein Kreuz, wächst heran über die Wolkenschatten, streckt seine bleichen, leuchtenden Arme weit über Himmel und Erde.

Dereinst, du heiliges Zeichen, kommt dein Siegestag.

Es wird die Menschheit, irregeworden an ihren Götzen und an sich selbst, nach Versöhnung schreien. Es werden die Völker erkennen, daß nur ein friedlicher Wettkampf in Arbeit und Nächstenliebe ihrer würdig ist, daß es nur einen berechtigten, gottgewollten Krieg gibt: den Krieg gegen Selbstsucht und Sünde.

Via crucis — via lucis!

Noch leuchtet, verheißend, kein Regenbogen, am Himmel ziehen wetterschwangere Schneewolken, darüber gleißt die stechende südfranzösische Wintersonne.

Jetzt ist der Befehlshaber zur Stelle gekommen; einem meldenden Truppenführer nimmt er das Wort vom Munde, zeigt auf das dritte Bataillon. Wir greifen an, Herr Oberst; Ihr Regiment folgt als Reserve. Jetzt an den Feind mit denen da! Und sollten die Herren nach rückwärts durchgehen, so lassen Sie feuern — doch nicht zuerst auf die Preußen!

Er zieht den Säbel und setzt sein Pferd in kurzen Trab. Das dritte Bataillon en avant! Zum Sturm auf die Kiesgrube!

Die religiöse und nationale Festbühne.

Erfahrungen und Vorschläge von Dr. Richard von Kralik in Wien.

Um der freundlichen Aufforderung nachzukommen, meine Ansichten und Erfahrungen über die Möglichkeit der Errichtung nationaler und religiöser Festbühnen im Zusammenhang darzulegen, scheint es mir am einfachsten, geradezu von Anfang an alles das zu erzählen, was ich selber mit meinen vielfachen Versuchen für Erfolge oder Mißerfolge hatte. Man möge daher die Subjektivität dieser Skizze entschuldigen. Aber ich hoffe, so anderen und der Sache am meisten zu nützen, indem ich rücksichtslos meine eigene Subjektivität preisgebe.

Digitized by Google

Die Überzeugung, daß unsere Bühne weitaus ihr Ideal verfehlt, ist in uns nicht etwa nur durch eine klassizistische Vorliebe für das antike Drama, oder durch eine romantische Hinneigung gegen das Mittelalter mit seinen Mysterienspielen angeregt worden, sondern durch die ganze Tendenz der modernen Bühne selber. Wir ersehen schon aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, daß sich unsere Klassiker vollkommen klar waren über den ungeheuren Abstand ihrer damals möglichen Bestrebungen gegenüber dem, was eigentlich geleistet werden könnte und sollte. Aber wir erfuhren auch, wie praktische Bühnenmenschen mit Neid und Bewunderung dieses Höhere wenigstens zum Teil in den musikalischen Weihefestspielen Richard Wagners oder in den volkstümlichen Passionsspielen Oberammergaus erspürten. Ich legte mir nun die Frage vor, warum tat und tut man denn nicht das richtige, wenn man es erkennt oder ahnt. Die Antwort darauf ist eine nicht ganz einfache. Wir haben erstens kein nationales Bewußtsein, keine nationale Kultur, die wie von selber als Hochblüte ein nationales Drama höchsten Stils aus sich heraus ersprießen lassen könnte. Wir haben zweitens — und dieser Mangel hängt mit dem ersten enge zusammen — kein einheitliches, alles Leben, auch das staatliche, erfassendes religiöses Bewußtsein. Bei der Spaltung der Nation in Katholiken, Protestanten und — Juden ist an eine religiöse Auffassung nationaler Probleme nicht zu denken. Und doch ist schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus die höchste Kunstform das nationale Fest, und doch ist dieser nationale Festgedanke schon rein ästhetisch ohne die Mitwirkung einer positiven Religion unfaßbar und gar nicht auszudrücken, gar nicht zu gestalten. Denn wie eine wirkliche Kunst ein wirkliches Volk braucht, so braucht sie auch einen wirklichen Gott und eine wirkliche Offenbarung Gottes, einen autoritativen kirchlichen Kultus. — Ein weiterer Grund des Tiefstandes ist, daß die Theaterdirektoren auch der ersten Hoftheater nur sichere Geschäfte machen wollen, und auch die hervorragendsten Dichter sind von diesem Geschäftsstandpunkt mehr oder minder beherrscht.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber war von Anfang an mein Standpunkt der der vollständigen Resignation. Ich sagte mir, ich wolle rücksichtslos meinem Ideal des hohen religiösen und nationalen Festdramas nachjagen, deshalb, weil es auch zugleich das Ideal jeder sachgemäßen Ästhetik sein muß. Ich sagte mir aber, daß ich dabei auf jede praktische Durchführung vorläufig verzichten müsse, wenigstens sie nicht anstreben dürfe. Ich habe die meisten meiner dramatischen und auch nichtdramatischen Arbeiten unternommen in der Resignation, dafür vielleicht nicht einmal einen Verleger, gewiß auch in absehbarer Zeit keinen Regisseur zu gewinnen. Ich habe deshalb meine ersten Dramen überhaupt nicht einem Verleger angeboten und dann, als die Drucklegung nur durch einen hingebungsvollen Freund vermittelt wurde, keine oder fast keine Verbindung mit dem bestehenden Theater gesucht, obwohl ich nichts weniger als Buchdramen schreiben wollte. Zu diesen meinen ersten patriotischen Historiendramen gehören „Maximilian" und „Die Türken vor Wien". Sie unterscheiden sich von den gewohnten Re-

Digitized by Google

pertoiredramen dadurch, daß in beiden das Festliche und das Religiöse als ein wesentliches ästhetisches Ingrediens behandelt wird, ohne aber gerade aufdringlich zu werden. Den „Maximilian“ wollten die Brüder Hart in Berlin auf einer freien Bühne aufführen. Ich lehnte aber mit Rücksicht auf den Festcharakter des Stückes ab.

Eine zweite Station meiner dramatischen Versuchswanderung bezeichnen meine Mysterien und der „Faust“. Mir war es nämlich darum zu tun, den eigentlichen nationalen Stil des deutschen Dramas aus dem Grund festzustellen. Das schien mir am besten durch eine erneuernde Bearbeitung der mittelalterlichen und Renaissancebühne zu geschehen.

Im „Faust“ wollte ich zeigen, wie das echte deutsche Volksdrama im Gegensatz zu dem bei aller subjektiven Willkür über allen Preis erhabenen Kunstwerk und Bekenntniswerk Goethes eigentlich aussieht. Aber ich will hier nicht auf die ästhetischen Prinzipien eingehen, sondern nur erzählen, daß der frühere Direktor des Wiener Burgtheaters, Burckhard, es bereits im Prinzip angenommen und die Rollen verteilt hatte. Die Aufführung scheiterte, wie mir gesagt wurde, nur daran, daß Mitterwurzer und Thimig über die Besetzung des Hanswursts sich nicht einigen konnten. Ich war nicht betrübt darüber. Mein Faust gehört nicht an eine Bühne, auf der Goethes Faust mit Recht heimisch ist und es allein bleiben soll. Mein Freund P. Adolf Innerkofler teilt mir mit, daß mein Faust wiederholt von katholischen Vereinen auf seine Veranlassung gespielt wurde. Das richtige Feld für das Spiel wäre freilich eine große Volksbühne.

Vollkommen aussichtslos hatte ich meine Bearbeitung der Mysterien unternommen. Beansprucht doch das Weihnachtsspiel zusammen mit dem dreiteiligen Osterfestspiel ungestrichen vier Abende oder vielmehr vier Tagewerke von der Ausdehnung der in Oberammergau gewohnten Spielzeit. Und dazu käme ein noch unvollendetes Pfingstfestspiel, das mit der Zerstörung von Jerusalem schließen soll. Ich benutzte denn auch jahrelang mein mit mönchischem Fleiße schön geschriebenes Manuskript nur zur festzeitgemäßen Vorlesung im engsten Familien- und Freundeskreise.

Einer solchen improvisierten Vorlesung wohnte zufällig der Maler Professor W. O. Noltsch bei und meinte, daß die Aufführung dieser Mysterien eine willkommene Aufgabe der damals neu gegründeten Leo-Gesellschaft wäre. Mit ungeheurer Ausdauer gelang es ihm, das Direktorium dieses Vereins zu versammeln und eine Vorlesung zu veranstalten, die auch den musikalischen Teil nicht ganz überging. Der Eindruck war ein guter. Aber man war zuerst ängstlich aus finanziellen Gründen, wie aus Furcht vor der vermeintlich antireligiösen Gesinnung der Großstadt Wien. Man meinte, es wäre gut, bescheiden anzufangen, etwa nur mit Kindern, in kleinstem Rahmen. Diese Ansicht wäre durchgedrungen und alles wäre im Sande verlaufen, wenn P. Bernhard Duhr S. J.,

Digitized by Google

nicht in zündender Rede die Überzeugung zum Sieg geführt hätte, so etwas müsse man nur entweder im größten Stil anfassen oder gar nicht.

Nun begannen also die Vorbereitungen. Der vornehmste Saal Wiens, der große Musikvereinssaal wurde gemietet. Für die Hauptrollen stellten sich zwei hervorragende Mitglieder des Burgtheaters zur Verfügung. Die übrigen Darsteller waren nicht professionelle Schauspieler, und diese Mischung bewährte sich ganz gut. Die Regie übernahm Baron Alfred Berger, der heute Direktor in Hamburg ist. Die Chöre wurden von der Wiener Singakademie unter Leitung ihres Chormeisters übernommen. Der Aufbau der Bühne wurde dem Theatermeister des Burgtheaters übergeben; die neuen Dekorationen wurden nach Skizzen von den Malern Wörndle und Groß durch die ersten Techniker ausgeführt. Ein Komitee war in Permanenz und betrieb den Gang aller Einzelheiten. Trotz der größten Schwierigkeiten klappte alles herrlich. Das Weihnachtsspiel wurde zu Ende des Jahres 1893 dreimal gegeben. Das Publikum war zahlreich, glänzend und durchaus nicht bloß exklusiv katholisch. Der Nuntius, der Kardinal-Erzbischof, der Feldbischof, Weihbischöfe, der ganze hohe Klerus, die Welt- und Klostergeistlichkeit fehlte ebensowenig, wie die hohe Aristokratie, das kaiserliche Haus, die Kreise der Politik, der Wissenschaft und Kunst. Liberale, Sozialdemokraten entzogen sich der tiefen volkstümlichen Wirkung nicht. Protestanten begeisterten sich ebenso hier wie in Oberammergau. Die merkwürdigste Erscheinung war aber, daß gerade die Juden mit einem gewissen nationalen Stolz ihre Helden verherrlicht sahen, ihre Nation, ihre Gebräuche. Wir selber waren alle überrascht von einer so weitgehenden und tiefen Wirkung, die uns nachträglich fast wie ein Wunder erschien. Alle Befürchtungen über Skandale, Störungen, Verhöhnungen waren umsonst gewesen. Wir hatten fast mit einem kühnen Sprung den Gipfel alles dessen erreicht, was überhaupt erreichbar schien. Und das finanzielle Ergebnis? Das Unternehmen hatte rund 12 000 Kronen gekostet und rund 14 000 Kronen eingetragen. Drei Vorstellungen hatten also die unverhältnismäßig großen Ausgaben für neue Dekorationen, für das wiederholte Aufschlagen einer eigenen Bühne nicht nur gänzlich amortisiert, sondern auch einen respektablen Reingewinn getragen, der wohltätigen Zwecken zukam.

Dennoch muß ich leider gestehen, daß dieser glänzende Sieg den Keim der Auflösung in sich barg. Die Bedenken kamen erst hintennach. So hatte man Bedenken, ob das Erscheinen der göttlichen und heiligen Personen auf einer Bühne ganz einwandfrei sei. Charakteristisch für die Anschauung des Durchschnitts war eine Äußerung, die ein Mitglied des Burgtheaters tat, dem man großen Einfluß auf und außerhalb der Bühne zuschrieb. Eingeladen sich das Spiel anzusehen, soll das Mitglied gesagt haben: „Wenn ich andächtig sein will, gehe ich nicht ins Theater; wenn ich ins Theater gehe, so will ich eine Unterhaltung.“ In dieser naiven Äußerung ist freilich der Unterschied zweier Kulturauffassungen treffend ausgedrückt. In kirchlichen Kreisen nahm man auch hie und da daran

Digitized by Google

Anstoß, daß Fachschauspieler mitgespielt hätten, die vielleicht ein andermal gezwungen wären, ganz unkirchliche Gegenstände zu vertreten. Auch mag man gefunden haben, daß diesmal der ästhetische Gesichtspunkt den religiösen allzusehr überwiegen mochte.

Ein anderer Keim der Auflösung lag eben in diesem ästhetischen Erfolg. Man war überrascht von der großen Wirkung einer solchen nicht auf einer Fachbühne beruhenden Veranstaltung und gedachte diese Erfahrung anderweitig zu fruktifizieren. Unser Musikdirigent wollte, ebenso wie ichs mit den Mysterien tat, etwas mit alten Spielopern unternehmen. Ein totales Mißverständnis der Sache und ihrer Wirkung. Da sein Plan nicht durchschlug, so versuchte er doch wenigstens, die im Jahr darauf erfolgte Wiederholung des Weihnachtsspieles zu einer Art von historischem Konzert zu machen, und ohne mich davon zu unterrichten, meine volkstümlichen traditionellen Tonsätze durch vortreffliche, aber nicht zum Stil gehörige Motetten des 16. Jahrhunderts zu verdrängen. Außerdem hatte er Orchestersätze eingelegt. Das Resultat war eine starke Verstimmung desjenigen, der sich im Unrecht wußte, und ein finanzielles Defizit, hervorgegangen aus dem nur kostspieligen, aber dem Ganzen abträglichen musikalischen Prunk. Gewitzigt durch diese Erfahrung trat das Weihnachtsspiel im nächsten Jahre wieder in der ersten Fassung auf. Aber eine gewisse Verstimmung und Müdigkeit war zurückgeblieben. Es fehlte der Schwung des ersten Males. Ich kann wohl sagen, daß ein verständnisvolles Mitschwingen gleichgestimmter Saiten leider allzusehr mangelte.

Wenige Monate darauf kam aber die Sache des Festspiels in eine neue, noch glänzendere Bahn. Prinzessin Alexandrine Windischgrätz hatte es übernommen, für einen Verein irgend eine einträgliche Veranstaltung zu patronisieren. Im Einverständnis mit Gräfin Melanie Zichy-Metternich faßte sie nun den Plan, anstatt eines banalen Bazars eine künstlerische Darbietung im Sinn des Weihnachtsspiels zu versuchen. Ich wurde darob um ein Gutachten angegangen und schlug vor, ein religiöses Auto von Calderon, und zwar das „Große Welttheater", im größten Stil aufzuführen. Bei Gelegenheit meines Weihnachtsspieles war mir nämlich zu Ohren gekommen, diese mittelalterliche Art sei nicht das Rechte, man solle sich lieber Calderon zum Muster nehmen, der es vermeide, heilige oder göttliche Personen auftreten zu lassen. Gut, ich wollte nun zeigen, daß diese Art Calderons noch viel kühner und gewaltiger sei, da hinter der Maske der Parabel das Göttliche mit Recht noch eindringlicher hervortrete. Zugleich erschien mir eben jenes geniale Drama gewissermaßen wie ein Programm meiner eigenen Poetik und Weltweisheit. Ich wollte zeigen, daß ich mich durch die aufgerufene Autorität Calderons vollkommen decken konnte. Endlich wollte ich den Neid der Götter dadurch beschwören, daß ich nicht mich selber, sondern einen anerkannten toten Kollegen zum Worte kommen ließ. Diesmal wurden auch ganz und gar keine Fachschauspieler zugelassen. Wir alle konnten auch so ganz zufrieden sein. Die beiden hohen Damen erwiesen sich als die geistvollsten Regisseure, Dramaturgen und friedensreichsten Direktorinnen, eine dritte hochherzige Aristokratin stellte durch

Digitized by Google

einen Garantiefonds den Erfolg sicher. Ich beschränkte mich auf die Komposition und Dirigierung der Chöre und Melodramen und auf die Skizzen für Bühne und Kostüme. Die Sensation dieses Unternehmens war aber der Schauplatz: der große ungedeckte gotische Arkadenhof des Wiener Rathauses, uns von dem Bürgermeister und Gemeinderat hochsinnig zur Verfügung gestellt. Die Bühne war ein einfacher Bau von Holz und Tapeten ohne Vorhang, das Orchester bestand nur aus drei Trompeten, drei Posaunen, Pauken und Harfe, erfüllte aber den akustischen Riesenraum so gewaltig, wie man sichs nur wünschen mochte. Umständlich und kostspielig war nur die Aufstellung der Bänke für das Publikum, umständlich und an die Nerven gehend war die Rechnung mit dem Unbestand des Wetters, dem natürlich alle Beteiligten ausgesetzt waren. Dennoch ist mir dieses Unternehmen mit der reinsten Erinnerung verknüpft.

Wichtig war dies Unternehmen auch dadurch, daß es Anlaß gab, die „Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft" zu gründen. Diese billigen Hefte sollten vor allem die Textbücher der reichlich für die Zukunft geplanten Festspiele bieten, und dies bewährte sich auch trefflich, indem die Texte die Wirkung des Wortes und Tons unterstützten, während anderseits die Aufführungen den reichlichen Absatz dieser Hefte sicherten. Leider wurde aber dieser ursprüngliche Plan durch andere Pläne gekreuzt, zum Schaden der Bücherei und des Festspielgedankens.

Erfreulich war mir auch die Fortwirkung dieser Aufführung. Bei den Chören hatte sich besonders eifrig der katholische Jünglingsverein Mariahilf beteiligt. Kurze Zeit darauf kam sein Vorstand zu mir und sagte: „Machen Sie uns so ein Auto im Stil Calderons, aber es soll auch womöglich patriotisch sein oder sich auf etwas Heimisches beziehen, es soll in der Idee passend sein für unsern Jünglingsverein, es soll gewissermaßen seine höhere Idee ausdrücken und die Gedanken behandeln, von denen unser Kulturleben jetzt in widerstreitendem Sinn beherrscht wird, und endlich dürfen nur Männerrollen vorkommen. Sonst vertrauen wir Ihnen alles weitere an." Ich dichtete und vertonte nun mit besonderer Wärme für diesen wackeren Verein meinen „Kaiser Marcus Aurelius in Wien". Ich mutete ihm hier mehr zu, als man gewöhnlich einem Verein zumutet. Ich dachte, hier sei das Höchste gut genug. Ich wurde nicht getäuscht. Die Proben wickelten sich jedenfalls mit größter Disziplin, voll Lerneifer und Sachlichkeit ab. Die Aufführung im großen Musikvereinssaal befriedigte trotz mancher begreiflicher Schwächen.

Kurz vorher hatte im selben Musikvereinssaal eine Wiederholung des Calderonschen „Welttheaters" stattgefunden. Man wollte nämlich die Aufführung noch einmal genießen, ohne sich vor dem unberechenbaren Wetter fürchten zu müssen. Zugleich ist diese Aufführung wichtig durch die Durchführung eines sehr heilsamen Prinzips. Man hatte bisher einen Teil der Kostüme ausgeliehen. Ich drang nun darauf, daß man sich alles selber verschaffe; denn oft war man in Verlegenheit geraten, da man sich auf Kostüme verließ, die dann nicht kamen. Dieser neue Grundsatz bewährte sich auch durchaus. Er wurde auch durchgeführt,

Digitized by Google

als die Leo-Gesellschaft 1898 mein Dreikönigsspiel, den zweiten Teil des Weihnachtspiels zur Aufführung brachte, wieder im großen Musikvereinssaal. Die beträchtlichen Kosten wurden schon durch die ersten Aufführungen gänzlich gedeckt.

In einem kleineren Saal wurden durch die Leogesellschaft von den gleichen Kräften im Februar 1898 meine „Rolands Knappen" gleichsam als festliches Fastnachtsspiel aufgeführt, wenn auch mit bescheidenerem Apparat. Mir war es besonders darum zu tun, die deutsche Volks- und Heldensage als das stilvollste Stoffgebiet einer idealen Festbühne zu erweisen, zu zeigen, wie frisch und lebendig noch alle diese Motive sind. Ein anmutiger Festreigen hob die gute Wirkung dieses bescheidenen Versuchs. Das Orchester wurde durch ein Streichquartett mit Klavier ersetzt.

Mehr oratoriengemäß, ohne Kostüme und Bühne, wurde zu Ostern 1898 meine „Veronica" gesprochen und gesungen durch den Ambrosiusverein, später durch einen Arbeiterverein. Hier wollte ich wieder zeigen, daß es möglich sei, den ganzen Osterfestgedanken nicht nur in einem figurenreichen und szenenreichen Mysterium, sondern im kleinsten Rahmen zu fassen; denn in einer einzigen Szene wird er durch zwei Sprecherinnen und einen Frauenchor ausgeführt.

Im Mai versuchten wir es wieder in höchstem Stil mit dem großen Arkadenhof des Rathauses. Es galt ein Festspiel zur Feier der fünfzigjährigen Regierung des Kaisers. Ich bearbeitete dazu Calderons „zweiten Ruhm Österreichs". Die Bühne, Dekoration, Anordnung von Chor und Orchester war diesmal noch viel reicher und prunkvoller als je. Es galt ja diesmal nicht zu sparen. Statt aller Beschreibung zitiere ich ein paar Sätze eines liberalen Wiener Tagblatts: „Wieder war gestern der herrliche Arkadenhof des Rathauses zum imposanten Schauspielsaale geworden: ein Saal, umrahmt von gigantischen Säulenhallen. Wahrhaftig, ein schöneres Weihefest-Spielhaus könnte sich Kralik in seinen ruhelosen Träumen von einer reinen, erhabenen Zukunft des Dramas nicht ersinnen. Es genüge ihm, darum beneidet zu werden von den prunkvollsten Schauspielstätten." In diesem Arkadenhof war ein ganzes Gebirge mit einem lebendigen Wald vor einem riesigen gemalten Prospekt (ohne Vorhang) aufgebaut.

Und dennoch wurde diese Bühne fast noch übertroffen durch die Szene, die mir der schon erwähnte Jünglingsverein im September 1898 anbot, um dort meine „Erwartung des Weltgerichts" zu spielen. Das geschah nämlich auf dem großen Platze vor dem schönen Schwarzenbergischen Palast am Rennweg, „also sozusagen auf der Straße, wie in den großen Zeiten der geistlichen Festspiele". Der Platz erhebt sich, durch zwei Rampen zugänglich, über die Umgebung, und der Prospekt, der sternenbesäte blaue Himmel, leuchtete weithin bis auf die Ringstraße. Allerdings ängstigte auch hier wieder das Wetter und die kostspielige Bankanlage. Es war behaglicher, als im Jahre darauf das Spiel im großen Musikvereinssaal öfters wiederholt wurde.

In diesem Jahre 1899 wurde auch „Marcus Aurelius" auf dem Ju-

Digitized by Google

biläums-Stadttheater von Fachschauspielern aufgeführt, leider durchaus unerquicklich, schlecht vorbereitet und in nicht ganz sachlichen Absichten.

Im Jubiläumsjahre 1900 hatte sich ein Verein „Christliche Wiener Volksbühne" gebildet. Ich verfaßte für ihn ein Festspiel „Das Heil der Welt". Als gewissenhafter Chronist muß ich wieder zugeben, daß der Erfolg kein reiner war, und zwar waren es gerade die katholischen Zeitungen, die, gewiß mit Recht, strenger ins Gericht gingen als die liberalen. Der Verein hat sein ferneres Tätigkeitsgebiet mehr auf dem Felde der Heiterkeit gesucht; doch sind Anzeichen vorhanden, daß er nach genügender Erfahrung sich wieder höheren Zielen zuwenden wird.

Neue Hoffnungen erweckten im Jahre 1900 die geistlichen Festspiele zu Eibesthal. In diesem kleinen Dorf in Niederösterreich hatte vor kurzem der Pfarrer den Plan gefaßt, Passionsspiele zu geben, um so die Kosten für einen Kirchenbau hereinzubekommen. Er hatte aber vergessen, das Ordinariat davon zu verständigen, und so wäre dies Unternehmen gleich von Beginn an verwehrt worden, wenn man nicht gnädige Rücksicht genommen hätte auf die großen Schulden, die die kleine Gemeinde in gutem Glauben schon für das Spiel auf sich genommen hatte. Man wollte nun aber von der schon wiederholt gegebenen Passion für dieses Jahr abgehen, und ich verfaßte dazu das Vorleben Jesu, indem ich mich sehr asketisch getreu an den Wortlaut der Evangelien hielt. Aber gerade das wurde von geistlicher Seite als bedenklich erklärt. Ich zog daher meine Arbeit zurück und es kam dann die im Druck erschienene Trilogie: „Die Schatzung in Bethlehem. Der zwölfjährige Jesus. Der Tod des heiligen Joseph" zur Aufführung. Ich hatte aber wohl den Stil hier nun wieder etwas zu hoch gegriffen für jenes vom literarischen Leben so ganz abgelegene Publikum. Mit Absicht, da ich also lieber den Versuch machen wollte, mir selber zu genügen und der Sache, als in einer doch unzureichenden Sphäre unterzugehen. Ich plante in dieser Weise einen großen religiösen Festzyklus; aber Ort und Verhältnisse waren diesem allzu hochfliegenden Plane nicht günstig.

Ich will hier noch erwähnen, daß ich auch von der Leitung der Höritzer Passionsspiele aufgefordert wurde, Vorschläge zu einer breiteren Ausgestaltung zu machen. Ich riet die Hereinbeziehung vaterländischer, heimatlicher Stoffe an. Aber auch hier erwies sich eine Fortentwicklung vorläufig noch als allzu schwierig.

Diese geplanten nationalen Festspiele verwirklichten sich aber durch den mir auf diesem Gebiete nahestehenden Dr. Wachler im Harztheater. Ich habe dazu ein Drama aus der deutschen Göttersage „Der Dichtertrank" beigetragen. Diese Bühne unter freiem Himmel hat den Vorzug, daß ihr die künstlerischen Kräfte des Weimarer Theaters zu Gebote stehen. Ich bin aber sonst nicht in die näheren Verhältnisse dieses Unternehmens eingeweiht und habe auch noch nicht über Erfahrungen zu berichten.

Wenn ich nun zurückblicke, so muß ich mich über die Fülle von An-

Digitized by Google

regungen wundern, deren Zeuge ich allein war, ohne sie selbst hervorgerufen zu haben. Ich muß mich aber auch anderseits wundern, daß all diese Ansätze doch nicht zu einem ständigen, dauernden Unternehmen führten. Die Schuld liegt gewiß an der Inkongruenz der verschiedenen Faktoren. Jeder will doch etwas anderes als der andere. Es war mir aber trotz vieler praktischer Beispiele, trotz wiederholter ästhetischer Darlegungen nicht gelungen, alle die Kreise, die von mir etwas ähnliches verlangten, zu überzeugen, daß es so und nicht anders sein sollte. Vielfach wirkte störend das Vorbild von Oberammergau, das doch als unnachahmbar anerkannt werden sollte, oder andere Vorbilder. Ich konnte meine Gönner nicht zwingen, auf meine Poetik einzugehen, da doch noch in Bezug auf alle Poetik und Dramaturgie bei Publikum und Kritik die vollste Anarchie herrschte.

Ich muß mich wohl selber anschuldigen, daß ich nicht alle Energie dabei entfaltete. Durch volles Einsetzen meiner ganzen Arbeitskraft auf diesem Gebiet wäre vielleicht im Verein mit der Leo-Gesellschaft die Begründung einer dauernden Festspiel-Organisation möglich gewesen. An freundlicher Aufmunterung hat es nicht gefehlt. Aber anderseits mußte ich doch die scherzhafte Äußerung hören, man spotte darüber, daß eine gelehrte Gesellschaft Theater spiele, oder der „Kralikismus" nähme zu sehr überhand, es wäre zu fürchten, daß aus der Leo-Gesellschaft eine Kralik-Gesellschaft würde ꝛc. All das war durchaus freundschaftlich gemeint, legte mir aber doch auch freundschaftliche Rücksichten auf. Nach den Erfolgen der Jahre 1897 und 1898 hatte ich wohl etwas selbstbewußt gesagt: „Gebt mir nur die moralische Autorisation, sagt, daß es euch freut, daß es unsere große gemeinsame Sache fördert, und ich führe euch jährlich ohne jedes finanzielle Wagnis wie bisher einige größere und kleinere Festspiele auf. Im Besitz unseres bereits schuldenfreien Fundus an Kostümen und Dekorationen wird es leicht sein, aus den leicht berechenbaren jährlichen Überschüssen allmählich ein Festtheater im Zusammenhang mit einem Vereinshaus herauszuspielen und nebenbei einen wichtigen Kulturfaktor spielend zu schaffen, dramatische Dichter zu wecken, zu pflegen, um uns zu scharen, auch bildenden Künstlern, Schauspielern, Musikern ein würdiges Schaffensgebiet zu bereiten." Die Begeisterung war teilweise so groß, daß man vorschlug, die Leo-Gesellschaft sollte sich durch ein Gelübde jährlicher geistlicher Spiele, Fronleichnamsspiele usw. binden. Auch wurde tatsächlich ein Patronatsverein gegründet. Ja, mehrere hervorragende Architekten arbeiteten Pläne und Modelle aus für das projektierte Festspielhaus. Aber dennoch zeigte es sich, daß die prinzipiellen Fragen noch ungeklärt waren, daß noch manche Bedenken herrschten. Es schien mir nicht passend, noch weiter zu drängen, oder gar, wie mir wohl leicht möglich gewesen wäre, die Sache in meine eigene Hand zu nehmen. Das wäre ganz gegen meine Ästhetik gewesen. Das Kunstwerk ist mir ein Produkt des Künstlers und des Aufnehmenden. Es wird erst durch das Bedürfnis, durch die Not des Volkes vollendet. So auch jene nationale und religiöse Festbühne, die mir klar vor der Seele steht, die aber auch von der Nation mit Leidenschaft erkannt, gefordert und ergriffen merden muß, mag

Digitized by Google

nun als Vertreter der Nation sich ein Kritiker, ein Theaterdirektor, ein Verein, ein Fürst oder ein König ausweisen.

Die Sache ist auch heute noch nicht ganz reif, wie ich aus verschiedenen Symptomen klar erkenne, aber doch entschieden reifer geworden. Und darum will ich diese Gelegenheit ergreifen, einige neue Mittel anzugeben, um zum gedeihlichen Ziele zu kommen, indem ich aber für alles Grundsätzliche auf mein Kunstbüchlein, meine ‚Kulturstudien' und ‚Kulturarbeiten' verweise.

(Schluß folgt.)

Neue Erzählungsliteratur.

Besprochen von Dr. Johann Ranftl in Graz.

Ein Zufall brachte das neueste Buch von Rosegger und zwei neu aufgelegte Bücher von Wilhelm Raabe auf meinem Schreibtisch zur Rezension zusammen. Und Rosegger und Raabe, die schon ein stabreimender Namensanfang verbindet, passen gar nicht so übel zusammen. Beide sind warmherzige Schilderer von „Idyllen einer untergehenden Welt". Beide sind eifrige Didaktiker und wollen Volkslehrer sein, mahnend, warnend, tröstend. Rosegger und Raabe sind träumerische Gemüter voll romantischen Sinnes. Sie lieben die kuriosen Kostgänger unseres Herrgotts auf Erden und umkleiden sie mit reizendem Humor. Beide interessieren sich für die Kinderwelt, für das Kleine und scheinbar Unbedeutende, und „des Innern stiller Frieden" erscheint ihnen als das höchste zu erstrebende irdische Gut. Es ist daher in der Tat kein übler Zufall, wenn sich gerade diese zwei Männer bei mir zusammenfanden.

Über Raabe brauche ich nicht ausführlicher zu berichten. Die Leser der „Literarischen Warte" lernten den vorzüglichen, aber noch immer nicht genügend bekannten Humoristen vor ca. 3 Jahren aus einem ausführlichen Jubiläums-Essay zu seinem 70. Geburtstage kennen. Dort wurde der Humorist und Dichter und liebenswürdige Gemütsmensch nach allen Richtungen gewürdigt. Heute habe ich Gelegenheit, kurz auf ein paar Bücher hinzuweisen, die damals nicht erwähnt wurden und die doch auch sehr lesenswert sind, selbst wenn darin der alte Raabe mit einem gewissen Manierismus auftritt. Der Dichter des kleinen, engen deutschen Lebens zeigt sich auch hier. Dorf, Kleinstadt, oder die stillen abgelegenen Winkel der Großstadt werden auch in diesen Erzählungen bevorzugt. Raabe hat seine

Digitized by Google

kleinen Absonderlichkeiten. So erklärt er am Schlusse der „Prinzessin Fisch“[1]), daß er die Geschichte eigentlich „Auf der Schwelle“ betiteln sollte. Es wäre wohl auch zutreffender gewesen, nur hätte die Benennung des humoristischen Klanges entraten müssen. Bei Raabe gibt es keine spannenden Verwicklungen und keine Hetzjagd für die Phantasie. Durch 200 Seiten hindurch werden in der „Prinzessin Fisch“ nur alltägliche Erlebnisse breit und ruhig geschildert und humoristisch beleuchtet. Es geschieht nirgends etwas Aufregendes. Daß etwa ein verlorener Sohn aus Amerika heimkommt und mit der jungen Frau eines alten Mannes wieder das Weite sucht, darf man heute in Dichtung und Leben kaum mehr aufregend nennen. Zumeist füllen das freundlich-heitere Buch Szenen deutscher Kinder- und Gymnasiastenjahre, wie sie der junge Theodor Rodburg in der Umgebung echt Raabe'scher Sonderlinge, des philosophierenden borstigen Buchbinders Bruseberger, der Mutter Schubach, eines alten Gymnasialmonarchen, des Dr. Drüding erlebt. Das Hübsche ist nur die Art der Erzählung, die immer von kleinen humoristischen Lichterchen durchspielt erscheint, wie bei Jean Paul oder Dickens.

Der Kontrast zwischen der „guten alten Zeit“ und dem neuen, für Raabe mehr oder weniger öden, poesielosen Fortschritt, den der Dichter ziemlich häufig in seinen Büchern durchführt, spielt auch in der „Prinzessin Fisch“ eine bedeutende Rolle. Das alte romantische Kleinstädtchen Ilmenthal mit seinem Kuhstieg genießt des Dichters ganze Sympathie, während das eindringende Kurortsleben mit Telegraphen und amerikanischen Abenteurern ziemlich übel wegkommt. Ein ähnlicher Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit bewegt auch die Menschen des zweiten Buches „Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft“[2]). Die Mühle im stillen Grunde, das liebe Stelldichein aller frohen Menschen des nahen Städtchens, das alte romantische Ding, das leider von einer nahen, neuerstandenen Zuckerfabrik zugrunde gerichtet wird, ist diesmal der Hauptgegenstand, den der Dichter unter seinen Händen humoristisch hin- und herdreht. Die Komposition ist eine glückliche. Der Erzähler versetzt sich mit seiner jungen Frau in die alte verlassene Mühle, die sein Vaterhaus ist, um noch eine letzte Sommerfrische darin zu verleben, ehe alles einer neuen Fabriksanlage zum Opfer fällt. Im Hause und auf Spaziergängen, bei Regen und Sonnenschein unterhält man sich über der Mühle Glück und Ende und die Unterredungen werden nebenher aufgezeichnet. Es ist ein anziehendes Gemisch von Tragik und Komik, wenn der alte, gemütliche Pfister sich grimmig gegen Gestankverbreitung und gegen die Verunreinigung seines lieben Wassers und seiner reinen Luft auf Tod und Leben wehrt, wenn er siegt und doch den Sieg nimmer ausnützen kann. Denn die neue Zeit geht mit eisernem Schritte über die alte hinweg und der Autor gibt dem Leser nur den Wink, das kräftige, tiefe Gemütsleben der Vorfahren mit in die neue Gestaltung der Dinge hinüberzunehmen. Der Rahmen der Erzählung (Gespräche,

[1]) Berlin, O. Janke. 2. Aufl. 217 S. Mk. 3.—.
[2]) Berlin, O. Janke. 2. Aufl. 204 S. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Aufzeichnungen) durchbricht beständig mit romantischer Ironie die Darstellung, oftmals geschickt und sinnreich, manchmal nur äußerlich. Die Erzählungsweise selbst ist im Pfisterbuche frischer als in der „Prinzessin Fisch", wo z. B. die manierierte Wiederholung stereotyper Wendungen zu weit getrieben wird. Die beliebten Mittel Raabe'schen Humors: Pathos bei geringem Anlaß, unerwartete, feierliche Citate im Munde eines A. A. Asche, komisch ausgenützte Zitate aus allen Literaturen, das Zusammenmengen barocker Wendungen und Einfälle mit sentimentalen Gefühlsanwandlungen begegnen uns hier wie in anderen Werken unseres Humoristen. Die originelle Frische trägt es aber immer über das Barocke und Veraltete davon.

Es wäre wahrlich wünschenswert, wenn man in unseren Tagen der Unrast und Nervenüberreizung sich manchmal eine Stunde gönnte, um sich an der stillen, behaglichen, heiteren Betrachtung von Welt und Menschen, wie sie in Raabes Büchern gepflegt wird, zu erfrischen und für das Leben und den Alltag zu stärken.

Schon bei Besprechung von Roseggers letztem Roman „Weltgift" mußte betont werden, daß bei unserem steirischen Erzähler neben dem Volksdichter auch immerfort der Volkslehrer hervortritt, daß dieser es nie unterläßt, sowohl in eigener Person als auch durch die Figuren seiner Erzählung mit Sentenzen, guten Lehren, mit förmlichen Predigten vor seine Leser zu treten. Im neuen Buche „Das Sünderglöckl"[1]) ist Rosegger einmal nichts als Prediger und Lehrer. Er läutet das Sünderglöckl mit Freimut, mit kräftigem Zuge, selbst mit derbem Griffe. Es sind keine weltumspannenden Ideen und keine zukunftsträchtigen Gedanken, die der Leser hier zu erwarten hat, sondern die Alltagssünden der Gegenwart, die allergewöhnlichsten Torheiten, wie sie bei Arm und Reich, in Stadt und Land üppig wuchern, werden mit klugem Blicke und mit ehrlich zürnendem Gemüte unverdrossen durchgehechelt. Das nationale deutsche Laster der Trunksucht, die Roheit im Gesellschaftsverkehr und im Parlament, die Unverläßlichkeit in Handel und Wandel, Verschwendung und Geiz, die kleinen Überflüssigkeiten des Lebens, die unnötige Prüderie, der Singvogelmord in den südlichen Provinzen, die Sünden auf der Kanzel, in der deutschen Sprache, in Literatur und Kunst und Kunstkritik, selbst die neuerfundenen verkrüppelten Buchstaben, die „modernen Diebszeichen" usw. sind die Gegenstände, die bald mit behaglichem Humor, bald mit scharfer Ironie vorgenommen werden. Die Torheit solcher alltäglichen Sünden zu bekämpfen, mag freilich manchem philiströs, Roseggers Gesichtspunkte zu bescheiden, das ganze zu hausbacken erscheinen. Allein bedenken wir: die große Welt der Menschen ist eben keine andere als die kleine Welt des Alltags und des Durchschnittes. Und wem ein gesundes Volk lieb ist, der darf auch die kleinliche Arbeit nicht scheuen, den Narrheiten, mit denen die „Allzuvielen" behaftet sind, herzhaft an den Leib zu rücken. Denn wir sind vorläufig noch keine Nation von Ausnahmsmenschen.

---

[1]) Leipzig, L. Staackmann. VIII und 404 S. Mk. 4.— [5.—].

Digitized by Google

Roseggers Buch ist diesmal nichts weiter als ein Büschel von Skizzen und Aufsätzen, die schon im „Heimgarten" und sonst veröffentlicht wurden. Trotzdem fügen sich die Steinchen dieses Mosaiks vorzüglich zum einheitlichen Bilde zusammen, aus dem uns Roseggers Charakter und Geist mit klarem Auge entgegenblickt. Wie immer eifert er auch hier für sein einfaches, innerliches, geistiges Leben, das allein Glück bringt. Mensch sein und wahrhaft glücklich sein kann niemand durch Besitz und Reichtum, sondern nur im Geiste. Für die Kultur des innerlichen geistigen Lebens und Reifens fordert er das Recht der Einsamkeit, das „Recht der Zelle" im weltlichen Sinne. „Das Beständige ist der Mensch in seiner großen, ewigen Seele. Diese darf nicht zerrissen werden, um sie fetzenweise an äußere Dinge zu hängen; vielmehr die äußeren Dinge, die Schätze und Errungenschaften müssen der Seele zufliegen, wie die Sternensplitter des Himmels in den Sonnenball fliegen, daß er um so herrlicher lodere. Nichts der Dinge wegen, alles der Menschen willen! Das muß der Leitspruch aller unserer Bewegung und Veränderung sein." (S. 218.) Wiederholt wird auch mit rührend schönem Worte betont, daß erbarmende Liebe mehr ist, als „Fortschritt" im Sinne des Tagesgötzentums. Wenn Rosegger auch in manchem Punkte unseren Widerspruch herausfordert, wie bei seinen Äußerungen über religiöse Dinge, über Kunst und Kunstkritik, über die Sprachsünden u. dgl., so wird sich der Freund des Volkes doch freuen dürfen, wenn durch Bücher wie das „Sünderglockl" eine schwere Menge volkstümlicher und alterprobter, auf christlichem Grunde gewachsener Lebensweisheit auch in jene Gemüter gestreut wird, die sich weder von einem religiösen Buche noch von einem Prediger eine Belehrung gefallen lassen. Für solche große Kinder ist Rosegger ein verdienstvoller, berufseifriger „Waldschulmeister".

Der berühmte Erzähler ist ein Feind der Theorie und er behauptet, daß der Mensch nie so dumm sei als wenn er in Theorien mache. Rosegger ist uns in der Tat auch am liebsten, wenn er eine kleine Erzählung, eine novellistische Skizze, einen Dialog, eine Anekdote in seiner einfachen, lebendigen und packenden Art zum besten gibt und durch die Erzählung, durch einen Typus, die gute Lehre in unserer Seele wachsen läßt. Wo er theoretisiert und sich in abstrakten Erörterungen ergeht, wird er nur zu leicht kahl, unsicher und verfehlt seine Wirkung. Er vermeidet darum zumeist mit richtigem Gefühle die nüchterne Abhandlung oder er stellt wenigstens neben die allgemeine Erörterung sofort ein drastisches Beispiel. Auf die Belehrung über den Geiz folgt gleich die Erzählung vom „Krach".

Jeder Leser, der selbständig zu urteilen vermag, kann aus dem „Sünderglockl", in dem eine Menge von Beobachtung und Studium des Volkes aufgesammelt ist, gar mancherlei Anregung schöpfen. —

Auch ein neuer Band Heyse ist erschienen: „Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen"[1]). Man darf es als eine Art von Sieg

[1]) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 408 S. Mk. 4.50.

Digitized by Google

der Heyse'schen Erzählungskunst bezeichnen, daß ein neues Buch dieses Autors, der schon vor ca. 50 Jahren seine ersten Novellen schrieb, von den Liebhabern und Kennern literarischer Kunst — wobei das Wort „Kunst" zu unterstreichen ist — nicht unbeachtet bleibt, obwohl fast alljährlich ein neuer Band erscheint und obwohl Heyse seit einem halben Jahrhundert fast nur Liebesgeschichten erzählt. Weil er sich auf das Motiv der Geschlechtsliebe in seinen unendlichen Variationen einschränkt, so nennt ihn Schönbach mit Recht „den kleinen Dichter einer kleinen Gattung". Ein Wort, das der Grazer Literarhistoriker in gewissen „führenden" Organen nicht aussprechen durfte!

Nach dem unbegründeten Theaterlärm mit der dürftigen „Maria von Magdala", deren Aufsehen nur dem Berliner Zensor zu verdanken war, dürfte dieses Novellenbuch seinem kunstreichen Erzähler einen allerdings weniger lauten, aber tieferen Erfolg einbringen.

Die erste und umfangreichste Erzählung ist eine Novelle von der Schwiegermutter, von einer unsympathischen Heldin, die sich selbst inmitten der feinen Stilistik das schmückende Epitheton „Drache" gefallen lassen muß. Diese Frau Karoline ist ein unangenehmes Weib voll kindischer Eitelkeit und voll feindseligen Unverstandes, eine Mutter, die mit grausamer pädagogischer Tücke ihrem Kinde sein Lebensglück zerstört, indem sie dieses Glück einer kleinlichen Selbstsucht und einem niedrigen Hasse opfert. Welch eine Mutter, die bei einer noch so vernünftigen Forderung des Kindes tiefgekränkt gleich mit der erbärmlichen Phrase zur Hand ist, ihre Tochter warte wohl nur auf den Tod der Mutter oder auf die eigene Großjährigkeit! Sie ist der „verkörperte Egoismus, voll Neid und Eifersucht auf die eigene Tochter, ihrem Schwiegersohn bloß darum spinnefeind, weil er ihr Kind glücklich machen will —" diese Frau Karoline ist die interessanteste Figur, neben der die übrigen ziemlich zurücktreten. Für Achim, ihren Schwiegersohn, ist es eine „moralische Unmöglichkeit", neben dieser Schwiegermutter und ihrem Anhange, unter dem sich ein fanatischer, konventionell gezeichneter Pastor am widerlichsten bemerkbar macht, zu leben. Den Schluß führt leider ein äußerlicher Zufall herbei. In der feinen, wohl abgewogenen Sprache kann man überall Heyses bekannte virtuose Kunst bewundern. — Das zweite Stück: „Er selbst" ist eine interessante Charakterstudie voll leisen Humors. Dann folgt wieder eine elegische und ernste Geschichte von den „Zwei Witwen". Eine unglückliche Witwe vertraut ihrer gleichfalls unglücklichen Freundin an, welche schweren Seelenkämpfe sie in einer scheinbar glücklichen Ehe mit einem edlen Manne auszukämpfen hatte, dessen epileptische Anfälle wie ein verborgener Wurm ihr ganzes Glück zerstörten. Mit feiner Kunst ist der Rahmen verwendet. Durch das Zusammenwirken zarter Zurückhaltung und freundschaftlicher Aufrichtigkeit der Erzählerin, durch den Kontrast der beiden Frauen und durch des Dichters seelische Beobachtungsgabe erhält die kleine Dichtung ihren delikaten Reiz. Die letzte Nummer „Der Idealist" behandelt wie „Er selbst" eine Sonderlingnatur. Wieder entfaltet sich diese in Zwiegesprächen mit dem Dichter. Weniger überzeugend wirkt diese Darstellung

Digitized by Google

am Anfange. Umso geschickter verflicht sich aber das Ganze gegen Schluß zu. Und die geistreiche Durchführung wird auch hier durch einen leichten Anflug von Humor glücklich gehoben. Diese letzte Erzählung ist auch wegen ihres Milieus nicht uninteressant, denn sie führt uns in das Münchner Künstlerleben hinein wie seinerzeit Heyse's „Letzter Kentaur". Der „Idealist" ist ein Bewunderer Prellers, ein „Fanatiker der schönen Linie" und daher ein Gegner der Koloristen. Dieser Zug wird glücklich für das halb komische Gebahren des Helden ausgenützt. Wenn man Heyses Novellen auch vom ethischen Standpunkt aus nicht sehr hoch zu schätzen braucht, in der Kunst der Komposition und Sprache nimmt er es ziemlich mit jedem auf.

Das Grundelement des neuen Romanes von Wilbrandt, „Familie Roland"[1]), bildet gleichfalls die Liebe in verschiedenen Gestalten, wie denn auch der Autor selbst als künstlerische Persönlichkeit einigermaßen in Heyses Nähe tritt.

Dr. Friedrich Roland wird von zwei Frauen geliebt. Zwei Männer lieben seine Tochter Ilse. Teresa Hofbauer, eine leidenschaftliche Italienerin, verzehrt sich in aussichtsloser Liebe und Sehnsucht nach Roland und stirbt. Die sanfte Eleonore, eine Witwe wie Teresa, wurde schon in ihrer Jugend von Roland geliebt und liebte ihn wieder. Sie erreicht ihr Ideal zwar spät, aber sie erreicht es. Teresas Sohn, der leidenschaftliche Halbitaliener, der schöne Mann und haßerfüllte Sozialdemokrat, liebt glühend Rolands Tochter, allein er verliert deren Gegenliebe und damit jeden Halt für das Leben. Er erschießt sich auf dem Grabe seiner Mutter. Gustav Lenz, der unbedeutende Durchschnittsmensch, darf dafür nach einer kleinen Irrung glücklich in Ilse Rolands Arme sinken. So baut sich dieser Roman auf einem ausgesprochenen Parallelismus von Personen und Schicksalen auf. Roland, der dem Dichter als Idealbild eines charaktertüchtigen, arbeitsfreudigen, braven deutschen Mannes gilt, steht in der Mitte, wie der Fels in der Brandung. Um ihn herum bewegt sich das ganze Liebeswirrsal. Sein Charakter, wie auch derjenige der übrigen Hauptpersonen, ist klar, einfach und plastisch gezeichnet, und zwar in einer ähnlichen Sprache, wie sie Heyse liebt, nur um eine Nüance reicher und kräftiger. Die Szenen lösen sich zwanglos in mannigfachen Kontrasten ab, wie sie schon in den Charakteren der Personen bedingt sind. Während Teresa und eine Frau Professor Lydia aufdringlich um die Männer werben, verhalten sich Eleonore und Ilse scheu und ablehnend. Der Widerstreit der sozialen Anschauungen hilft die Gegensätze noch verschärfen. Der Schluß der Geschichte gestaltet sich etwas matt und konventionell. Wie stark fällt nicht die Liebesszene zwischen Gustav und Ilse gegenüber dem leidenschaftlichen Schlusse des 2. Buches ab. Gustav wird geradezu ein philisterhafter Phrasenheld, der mit dem Beinamen Ilses, „Mathasunta", unnötigen Unfug treibt wie der Dichter selbst. Wenn die sozialen Konflikte von Wilbrandt auch nur mehr berührt als tiefer in die Handlung und das Seelenleben ver-

[1]) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 339 S. Mk. 3. .

Digitized by Google

flochten werden, so kann man doch im ganzen dem Romane nachrühmen, daß er die Deutschen bei der Arbeit aufsucht, und einige Szenen und Typen machen ihn sogar zu einem besseren Zeitroman.

Daran reihen sich ein paar Bücher mit klar und scharf ausgesprochener Tendenz. Das erste ist John Henry Mackays „Die Menschen der Ehe. Schilderungen aus der kleinen Stadt“[1]). Zwei verliebte Menschen der Mackay'schen Erzählung sitzen im Gastgarten. „Das letzte Glas stand vor ihnen. Der gelbe Wein schimmerte in der Dämmerung.

„Auf unsere Liebe! — Dora!“ rief er.

„Nein, auf die Freiheit unserer Liebe, die sie so schön macht!“ sagte sie langsam, bevor sie trank.“ In diesem epigrammatischen Zwiegespräch steckt schon genug von Mackay's Wesen, vom Wesen des Dichters, dessen Lieblingsidee die Freiheit ist, der vor Jahren das didaktische Kulturgemälde „Die Anarchisten“ schrieb und der Max Stirners Schriften herausgab und dessen individualistische Gedanken in Verse brachte. In seinen frühern Büchern „Anna Hermsdorff“, «Arma parata fero», „Fortgang“, „Sturm“ usw. grollt und stürmt die ganze soziale Unzufriedenheit der Gegenwart und in den „Anarchisten“ sucht er alles Weh und Elend, das sich in der heutigen Gesellschaft an die Oberfläche drängt, in ein Buch zusammenzuleiten. Freiheit ist seiner Weisheit erster und letzter Schluß, Freiheit von jeder Fessel, mit der die heutige bürgerliche Moral den Menschen bindet. Daher schreit er auch nach Freiheit von den Ketten der Ehe, nach der freien Liebe. Die Menschen der Ehe sind dem Dichter „Menschen der Enge im Gegensatz zu den Menschen der Weite; Menschen, die nie in Konflikt kommen mit ihrer Umgebung, da sie alle Geschicke — alle, die aus der Menschen Hände kommen — als von Gott ihnen auferlegt betrachten; Menschen der kleinen Zufriedenheit, die ihr Glück finden in den Winkeln des Tages, immer an dem einen Tische, immer an derselben Brust: Menschen, die nicht wissen, was es heißt, ein Versprechen auf Lebenszeit geben, weil sie nicht wissen, was es heißt: zu leben; Menschen der Stagnation, nicht Menschen der Bewegung; Nummern, aber Nummern, welche zu Zahlen werden, und welche ich deshalb hasse! —“ Diesen Karikaturen stellt Mackay im Schlußteil seines Büchleins das Idealbild der freien Liebe entgegen, in dem alles eitel Ernst, Würde, Fassung, Liebreiz, Güte, Harmonie ꝛc. ist. Natürlich beweist ein solcher energischer Kontrast nichts. Man könnte ebensoviele große und freie Menschen in der Ehe finden und daneben kleinliche, verschrumpfte, versklavte Philister außerhalb der Ehe.

Die Anschauungen Mackays sind in Reflexionen und Dialogen entwickelt, wie sie sich bei einem Besuche des Helden im Städtchen seiner Jugend zwanglos ergeben. Die Kleinstadt und ihre Stimmung sind meisterhaft geschildert. In seine Darstellung legt der Verfasser allenthalben eine kühle, vornehme Ironie. Alles mit Ausnahme der freiheitlichen und selbstherrlichen Persönlichkeit kostet ihm

[1]) Berlin, S. Fischer. 96 S. Mk. 1.—.

Digitized by Google

nur ein Lächeln. Seine Prosa ist glatt und ruhig, von jener Ruhe, „mit welcher der Forscher das Objekt seines Studiums benennt". Sagt er doch selbst von seinem Verhältnis zur Welt in einem seiner Gedichte:

Einst wähnte ich sie zu verachten —
Ich verachte sie nicht mehr —
Ich kann nur noch betrachten —
Ich schaue um mich her. —

Mit Mackay, der vom individualistischen Philosophen Max Stirner ausgeht, sind wir unwillkürlich in der Nähe Nietzsches angelangt, der gleichfalls von Max Stirner herkommt. Freilich handelt es sich im Buche Otto von Leixners: „Also sprach Zarathustras Sohn . . . ."[1]) nicht um die Verherrlichung Nietzsches oder seiner Jünger, sondern um eine Bekämpfung der Hammerphilosophie. Der vielseitige Literaturforscher, Publizist und Polemiker Leixner, den die Leser dieser Zeitschrift unlängst als Lyriker kennen lernten, hat auch schon eine ziemliche Reihe von Erzählungen geschrieben, in denen seine ethischen, didaktischen Neigungen zutage treten. Das Buch über den Zarathustrasohn greift aus dem großen Problem Nietzsche nur die unglückselige Wirkung heraus, welche die Lehre vom Übermenschen in jugendlichen Gemütern anrichten kann und erfahrungsgemäß anrichtet. Ein solcher junger Mann von edlen und guten Anlagen phantasiert sich in die Gedanken- und Gefühlswelt des erträumten Übermenschen hinein. Die Vorstellung eines allmächtigen Ich, neben dem Eltern, Geschwister und alle Menschen nur Schatten sind, zehrt alle altruistischen Regungen auf. Es droht eine „Eiszeit" über das Herz hereinzubrechen. Heroische Mutterliebe, die Liebe anderer edler Menschen und die Ironie eines verkommenen „Übermenschen" schaffen den Verirrten zu einem neuen, tatkräftigen Arbeiter im Dienste der Wissenschaft und der Mitmenschen um. Statt eines Buches voll jugendtollem Ichfanatismus wird sein philosophisches Lebenswerk „die Freiheit des Einzelnen im Dienste der Gemeinschaft". Die Ereignisse der Erzählung sind von Leixner geschickt und knapp gruppiert. Das Buch ist geistreich, wenn es gleich tiefer sein könnte. Man vergleiche übrigens die Verirrung und Umkehr des Leixner'schen Romanhelden mit dem, was Jörgensen erlebte und literarisch darstellte. —

An letzter Stelle möchte ich unseren Lesern einen neuen Erzähler vorstellen, der mit seiner kräftigen Kunst noch Aufsehen erregen dürfte. Friedrich Werner van Oestéren hat bisher nur Verse veröffentlicht: „Merlin, ein modernes Epos", „Wir, Satiren", „Domitian, tragische Dichtung in 5 Aufzügen", „Schatten im Walde, eine Dichtung". „Die Wallfahrt"[1]) ist sein erstes Prosawerk und ein grausam realistisches Genrebild aus dem galizischen Volksleben. Eine ärgere polnische Wirtschaft als die unter Oestérens Wallfahrern kann sich die verwegenste Phantasie kaum ausmalen. Eine Wallfahrerschar, die

[1]) Berlin, Otto Janke. 2. Aufl. 222 S. Mk. 3.—.

Digitized by Google

von einem Dorfe auszieht, sich unterwegs verstärkt, nach langer Reise bei der wundertätigen Mutter Gottes von Krecow anlangt und dann wieder nach Hause kehrt, ist das Motiv im äußerlichen. Innerhalb dieses Rahmens malt der Dichter eine blutige Liebesaffaire, Genreszenen und Charakterbilder, ebenso naturalistisch als traurig. Der einzige anständige Mensch im Zuge ist der Fahnenträger Jasiek. Alles übrige ist ein greuliches Gesindel, vertreten durch Typen wie die ewig keifende Betschwester Poldzia, durch Michal, einen Strolch und Tagedieb, ein Liebespaar, unsauber tratschende Basen. Am Wallfahrtsorte sehen wir zwei verschlagene unehrliche Geistliche, ein dürrer, hagerer Pfarrer mit spitzer Nase und ein dicker Kaplan (ein etwas abgebrauchter Kontrast!), welche die Dummheit der Leute ausnutzen. Prügelei und Totschlag krönen das Ganze, so daß die alte Poldzia mit Recht meint: „Lieber Jasiek, wenn man statt zur Gottesmutter zum Teufel wallfahrtet, kann auch nichts Schlimmeres geschehen, bei meiner Seele!"

Van Oestéren erzählt scheinbar harmlos ruhig und sachlich, und gerade diese einfache Ruhe wirkt um so ironischer. Der Dichter mengt sich mit keinem Schmäh- und Hohnwort ein, nur die Ereignisse und karikierten Menschen sprechen. Sparsam zeigt sich das Ironische in der Sprache. So z. B. die Verwendung des Wortes „fromm".

Wie weit die Schilderung den wirklichen Verhältnissen in Galizien nahekommt, kann ich nicht beurteilen. Daß man solche Vorgänge, wenn sie wirklich vorkommen, nicht gut anders als mit mitleidiger Ironie behandeln kann, ist verständlich. Allein in zweifacher Hinsicht scheint mir der Erzähler mit seiner Auffassung doch im Unrecht zu sein. Dem genauer Zusehenden offenbart sich selbst in den traurigsten und primitivsten religiösen Formen ein Zug der Seele nach oben. Man denke, wie Rosegger öfters unter den wunderlichsten Schlacken das edle, leuchtende Metall zu finden weiß. Sollte gerade im niederen Volke Polens, dessen Poesie so reiche Gemütsschätze birgt, gar keine Spur ernsterer Religiosität sich finden? Und dann trifft die strafende Ironie Oestérens nicht das rechte Ziel, wenn sie mit den armen, elenden Kreaturen spielt. Eine tiefergehende Satire müßte vielmehr jene treffen, durch deren Schuld solche Zustände in Polen herbeigeführt oder aufrecht erhalten werden. Der dürre Pfarrer und der dicke Kaplan dürften kaum allein die Schuldigen sein.

Das düstere Bild erinnert inhaltlich stark an die pessimistischen Schilderungen moderner Russen. Prosa und Darstellung sind aber virtuos gehandhabt.

[1]) Dresden, Carl Reißner. 176 S. Mk. 2.–.

Digitized by Google

Vom Dramenmarkte.

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Πάντα ῥεῖ — alles ist im Flusse! Ob es für das Wort des alten Naturphilosophen wohl eine bessere Anwendung geben kann, als auf die heutige Ästhetik? Als Goethe die bekannten Worte schrieb: „Auf unsern deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag", — da konnte er noch nicht ahnen, was alles nachkommen werde, konnte er nicht voraussehen, daß man, dem Namen zum Trotze, gelegentlich selbst die Handlung von der Bühne verbannen wollte, um nichts als Schilderung zu geben. So flutet eine ganze Skala von Bühnenstücken auf und ab zwischen den beiden Polen, an deren einem der rein äußere, mehr oder minder historische Vorgang, an deren anderem die reine Stimmungsmalerei steht.

Und der Erfolg von dem allen ist eine allgemeine Unsicherheit und Unklarheit; kein Mensch beinahe hat mehr eine Ahnung davon, daß die dramatische Kunst ebenso ihre Grundgesetze hat wie jede andere auch. Und wenn dann einer oder auch eine auf einen Stoff stößt, der irgendwelchen künstlerischen Reiz besitzt, so muß ein Drama ausgewalzt werden, gleichviel, ob sich der Stoff dazu eignet oder nicht.

Die Gesetze des Dramas hier zu schreiben, kann nicht meine Aufgabe sein; aber das eine glaube ich festhalten zu müssen, daß das Drama weder bloßes Geschehen, noch bloße Stimmung verlangt, sondern das Werden der Tat und ihr Wirken auf die Seelen in strenger psychologischer Entwicklung. Bloße Stimmung ist Lyrik, äußerer Vorgang ist Epik, auch wenn sie im Gewande des dramatischen Dialoges auftreten.

Nicht völlig hat die Epik ein Werk zu überwinden vermocht, das aus verschiedenen Gründen hohe Achtung abnötigt: Die Trilogie „Maria Stuart"[1]) von H. Cornelius. Wir haben eigentlich ein Geschichtswerk vor uns, das auf den sorgfältigsten historischen Studien beruht. Schon das Bild der schönen Schottenkönigin mit dem Faksimile ihrer letzten Unterschrift und gelegentliche Fußnoten zeigen das, und die warm empfundenen, formenschönen Sonette, die jedem der drei „geschichtlichen Dramen" vorgesetzt sind, zeigen des Verfassers edle Absicht, das Charakterbild der unglücklichen Heldin in der Reinheit zu zeigen, die von der neueren Forschung klargestellt wurde. Dadurch wird aber notwendigerweise die dramatische Kunst geschädigt. Vieles was geschichtlich durchaus wahr, erscheint im Kunstwerke als zufällig — ich erinnere an den Tod des Titelhelden James Stuart im zweiten Drama, der durch die Hand einer wenig bedeutenden Nebenperson doch eigentlich aus privater Rache erfolgt. Andere Dinge, die häufig wiederkehren, wie die endlosen Brieffälschungen, wirken im Kunstwerke ermüdend, wenn sie auch hundertmal historisch richtig sind. Am bedenklichsten aber ist wohl, daß die Handlung zu weit auseinandergedehnt wird: wir haben die ganze Geschichte der unglücklichen Königin vor uns, angefangen von ihrer Landung an

[1]) Bonn 1903, P. Hanstein. 2. Aufl. 370 S.

Digitized by Google

Schottlands Küsten bis zum blutigen Ende in Fotheringhay. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß immer neue Personen eingreifen, die den einheitlichen Eindruck, den das Drama machen soll, schwer aufkommen lassen. Auch wirken die ewigen Intrigen und ihre Verabredung, die in Wirklichkeit nie so rasch und offenherzig möglich wäre, etwas stimmungstörend. Mit einem Worte: Die Trilogie leidet an der Geschichte.

Das hindert aber nicht, dem Werke möglichst weite Verbreitung zu wünschen, wenn es auch schwer ist, ihm eine Bühnenzukunft vorauszusagen. Die Form ist die des klassizistischen Dramas und die Sprache mit ganz verschwindenden Ausnahmen edel und schön. Wo sich der Poet nicht vom Geschichtsforscher beengt fühlt, gelingen ganz prächtige Charakterköpfe, so der alte Diener im 9. und 11. Auftritt des 5. Aktes im ersten der drei Dramen. Die Verse wären vielleicht an manchen Orten noch flüssiger, hätte der Reim weniger häufige Anwendung gefunden; freilich gibt der Reim auch wieder Stellen von hoher poetischer Schönheit. So kann das Werk als Lesedrama entschiedene Empfehlung finden.

Wie ein Satyrspiel zu dieser tragischen Trilogie mutet mich die fünfaktige Komödie „Dreikönigsabend“[1]) von Hans Frhrn. von Bechtolsheim an. Es spielt am Hofe der Queen Beß, die das Auftreten von Frauen auf den Bühnen strengstens verboten hat. Ein Mädchen schleicht sich doch ein — aus Liebe zu einem Manne natürlich, aber man weiß nicht zu wem. Und dies Ereignis wird an diesem Weiberhofe, bei dem die Eifersucht, nicht zuletzt die der alten Königin selber, eine bedeutsame Rolle spielt, von allen Seiten zu den mannigfachsten Zwecken ausgenützt. Es entspinnt sich ein lebhaftes und verwickeltes Intrigenspiel, dessen einzelne Fäden hier bloßzulegen unmöglich ist. Am Ende löst sich alles in Wohlgefallen auf und zwei Paare bekommen sich. Die Farben der Charakterzeichnung sind mitunter etwas dick aufgetragen, namentlich bei der Königin selber, die gelegentlich einen geradezu hausknechtmäßigen Ton anschlägt und die vom Grafen Essex her bekannte schlagfertige Hand nicht vermissen läßt. Beides scheint auf sicheren Forschungen zu beruhen. Das ganze Stückchen ist von großer Lebendigkeit und Frische und schon die Namen einer Reihe historisch bekannter Personen, Shakspere voran, geben ihm einen eigenen Reiz, der vieler Interesse wecken wird.

Noch reicher an bekannten Namen ist das Personenverzeichnis eines anderen Bändchens: „Renaissance“[2]), Zeitbild in 5 Akten von P. Coudenhove. In einem kurzen Vorworte, datiert Erla 1904, gibt sich die Verfasserin als Frau zu erkennen und verwahrt sich gegen die Vorwürfe des Gesinnungswechsels und der „Tendenzkunst“; ihr Stück sei „das einfache Werk einer Frau, keines Kirchenpolitikers, keines Kirchenhistorikers“. Bene! Dem Kirchenpolitiker wie Historiker erlassen wir das Dramenschreiben gerne; wer solches betreibt, gleichviel ob Frau oder Mann, sollte aber eben in erster Linie Dramatiker sein. Ein

[1]) Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt. 140 S. Mk. 2.50.
[2]) Augsburg 1903, Theodor Lampart. 60 S. Mk. 1.50.

Digitized by Google

solcher würde sofort fühlen, daß in der Bezeichnung „Zeitbild in 5 Akten" eigentlich ein innerer Widerspruch liegt. Alle die Renaissancemenschen, mögen sie zusammengehören wie Julius II. und Michelangelo, oder weltenweit auseinanderstehen, wie Luther und Savonarola, mit Hilfe einer mehr als dürftigen Handlung auf einem Blatte zusammenzubringen, ist ein ganz nettes Experiment; das ist aber auch alles. Die Verse sind nicht schlecht, auch einzelne Szenen als Schilderungen recht hübsch; das ganze aber ist eine verfehlte Arbeit, die ihre Wirkung nicht aus dem eigenen Kunstwerte, sondern aus der großen Reihe bekannter Charaktermasken herleitet. Als Einleitung zu einem Kostümballe wäre das Werkchen hoch empfehlenswert, müßte nicht die dürftig motivierte Tragik des Schlusses der Ballstimmung schaden.

Um gleich in Italien zu bleiben, sei Ludwig Fuldas Schauspiel in vier Aufzügen „Novella d'Andrea"[1]) hier angeschlossen, das mir in zweiter Auflage vorliegt. Der Name Fulda bürgt für gewandte Arbeit und flüssige Verse. Ob es dem Dichter gelungen, ganz so tief zu greifen, wie er wollte, werden manche anzweifeln. Namentlich die studierende Frauenwelt wird ihm wenig Dank wissen, daß er den ganzen Studiereifer der ersten Doktorin des Rechtes an Bolognas hoher Schule auf die Liebe zu einem gelehrten Freunde zurückführt; es gibt denn doch Frauen, denen es ernstlich um die Wissenschaft selber zu tun ist. Der Freund wählt aber nicht die Gelehrte, sondern deren hausmütterliche Schwester; und es ist am Ende ein schwacher Trost für das leere Herz Novellas, wenn sie hört, daß der Geliebte mit der geistig unbedeutenden Schwester nicht glücklich geworden ist. Fulda aber hat es verstanden, mit diesem Ausgange auch den gelehrten Frauen ein Kompliment zu machen, und steht damit gedeckt nach allen Seiten da. Die Tiefe des psychologischen Gedankens scheint damit eben nicht gefördert zu werden — ob es aber dem Verfasser darauf ankam? Das wirksame und gefällige Bühnenstück hat er jedenfalls geliefert.

Fulda hat Cotta zum Verleger, und der stattet gut aus, S. Fischer in Berlin aber noch besser, wenigstens auffälliger. Und das ist in unserer Zeit der Äußerlichkeiten nicht ohne Bedeutung. Ohne den splendiden Papieraufwand in Quartformat würde Vollmoeller, der Dichter ohne Vornamen, kaum viel bedeuten mit seiner Pseudoromantik, die schließlich der Sinnlichkeit im bedenklichen Sinne dient. „Assüs, Fitne und Sumurud"[2]) betitelt sich sein neuestes Trauerspiel. Der Held, ein Findling aus königlichem Blute, den ein bürgerlicher Kaufmann groß gezogen, erweist sich als ein jammervoller, hysterischer Schwächling, der seine treue Pflegeschwester Fitne verschmäht, um einer schönen Odaliske des Hofes nachzulaufen — bitte: ganz wörtlich! Es ergeben sich die unglaublichsten Verschlingungen der Handlung, wobei die Willkür der orientalischen Fürsten auf den Dichter übergeht; grausam, wie diese mit ihren Sklaven, springt er mit der Handlung um. Eine Nachtszene mit völliger Entkleidung der Odaliske bildet das „Glanzstück" des letzten Aktes; dann geht es rasch zu Ende, und

[1]) Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung. 168 S. 8°. Mk. 2.—.
[2]) Berlin 1904, S. Fischer. 165 S. 4°. Mk. 5.— [6.—].

Digitized by Google

Assüs stirbt an einem zufälligen Pfeile, richtiger am fünften Akte, dieser „garstigen Staupe", um mit Lessing zu reden. Die Fülle der Gestalten, die in all diese Vorgänge eingreifen, kann natürlich hier nicht einmal angedeutet werden — in bunten Bildern wenig Klarheit! Technisches Geschick und sprachliche Gewandtheit sind anzuerkennen — aber die allein machen noch lange nicht den großen Dichter aus; und großes hat uns Vollmoeller nicht zu sagen.

Wie dieser an d'Annunzio, ebenso enge schließt sich Walther Müller-Waldenburg an Ibsen an, ohne wie jener das Vorbild zu erreichen. „Totes Leben"[1]) heiß sein Werk, ein Schauspiel in drei Aufzügen. Die Handlung ist bald erzählt. Hertha Waldow wird von ihrer kranken Mutter, ihren karrièrehungrigen Brüdern und nicht zuletzt vom salbungsvollen Pastor, der Geld für seine Stiftungen braucht, in die Ehe mit einem ungeliebten Manne hineingetrieben. Das tut auf die Dauer nicht gut; am Totenbette ihres Kindes sinkt sie dem Jugendgeliebten in die Arme, der zu spät mit seinem Wundermittel — er ist ein verunglückter Mediziner — berufen worden. Der Gatte kommt dazu, sie geht mit dem Geliebten davon: Duell der beiden Männer — am Ende sitzt sie ahnungslos an des Geliebten Sterbebette, der sich den zerschossenen Arm nicht amputieren lassen und sterben will, um der Frau wieder zur gesellschaftlichen Stellung zurückzuverhelfen, ohne daß sie sein Opfer kennt. Morgen wird er sterben, und sie ahnt es nicht — darüber fällt der Vorhang. Ibsens Ehethema also. Noch mehr aber zeigt sich Ibsens Einfluß in der Art und Weise, wie die Mädchen über sich selber philosophieren; Hertha weiß, daß sie noch nicht erwacht ist, daß sie aber einmal „als Weib erwacht sein werde" (S. 29) und hat eine Riesenfreude an dieser Phrase. Und wie sie dann später an ihres Kindes Bette „als Weib erwacht", läuft sie ihrem Manne davon. Scham- und Pflichtgefühl müssen nach dieser Theorie fallen, wenn „das Weib erwacht". So niedrig denk' ich vom Weibe doch nicht, daß es nur von der Sinnlichkeit regiert werde, sobald es zu sich selber komme. Und wenn das Weib der Leidenschaft gehorcht, wird es nicht so darüber philosophieren. Das ist dem Norweger nachempfunden, der „Freiheit und eigenen Verantwortung" Ellidas, auch ein bischen der Nora — aber so früh, so antizipando wie Hertha Waldow, ergeht sich diese nicht in philosophischen Untersuchungen. Ibsen kennt die Menschen doch besser und versteht es ganz anders, die Konstruktion seiner Gestalten künstlerisch zu verschleiern. Schade, daß der junge Dichter, dem Beobachtungsgabe und Geschick der Charakterisierung nicht abzusprechen sind, durchaus eines anderen Pfade gehen will.

Eigene Wege zu gehen sucht Alois Fietz, der eine Komödie in vier Aufzügen bietet, „Der Himmelsrichter"[2]) betitelt. Das Werkchen ist „dem Entdecker und Förderer seines literarischen Schaffens" Prof. Dr. Hauffen in Prag, vom Verfasser zugeeignet. Die Vermutung, die diese Widmung weckt, daß man es mit einem Dorfdichter zu tun habe, der direkt aus dem Volke herausgewachsen, wird durch das Stück selber bestätigt, nicht nur durch ein paar

[1]) Berlin N 28, Moderner Berliner Verlag. 97 S. 8°. Mk. 1.50.
[2]) Prag 1904, Carl Bellmann. 140 S. 8°. Mk. 2.—,

Digitized by Google

Stellen, an denen die sprachlichen Schwierigkeiten nicht völlig überwunden sind, sondern durch seine ganze Eigenart. Ein paar Mädchenhändler haben mit sozialdemokratischen Phrasen eines Dorfes weibliche Jugend betört, so daß sie alle mit dem sauberen Paare dem erträumten künftigen Glücke entgegen einfach durchbrennen. Sie werden aber glücklich zurückgebracht. In der Mitte steht der Bürgermeister, der Himmelsrichter, wie ihn seine alte Feindin spöttisch getauft hat, der alles einsetzt, seiner Gemeinde Ruhe und Zufriedenheit zu erhalten, aber bei den Gemeinderäten teils offene oder geheime Feindseligkeit, teils Gleichgültigkeit findet. Der Hauptgegner ist ein ganz gemeiner Heuchler und Intrigant; und in dem dicken Farbenauftrag bei dieser Gestalt wie in dem etwas allzu bequem herbeigeführten Schlusse zeigt sich der naive Naturpoet. Im allgemeinen aber sind die Bauern sehr gut gesehen und einzelne Charaktere, wie der der alten Weberin, gehen wirklich ergreifend in die Tiefe. Das Stück wird nicht ohne Wirkung bleiben, aber eine Komödie ist es nicht, sondern ein echtes Volksstück. Über den Dialekt bin ich mir nicht klar geworden; es mischen sich ober- und mitteldeutsche Klänge in ihm, was in einzelnen Gegenden Böhmens ja immerhin möglich sein mag.

Ebenfalls das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen möchte Karl Müller-Poyritz mit seinem „Drama aus dem Arbeiterleben Max Burkert“[1]). In der Zeit der Februarerlasse waren soziale Dramen häufig, heute weiß man wenig mehr von dieser Gattung, kaum einzelne, die ein Menschenschicksal auf dem Hintergrunde der sozialen Kämpfe schildern, haben sich einige Zeit auf den Bühnen halten können wie Langmanns „Bartel Turaser“. Etwas ähnliches möchte, wie es scheint, auch Müller-Poyritz schaffen, schiebt aber doch immer wieder die Prinzipien des sozialen Ringens in den Vordergrund, so daß die rein zufällige Lösung äußerst flach wirkt; dazu die plumpe Exposition — in Summa: eine ungeschickte Leistung.

Als letztes sei ein anspruchsloses Stückchen angeführt, das ohne Tendenz einen seelischen Konflikt zu behandeln sucht und am 28. März bereits auf dem Stadttheater in Koblenz seine Uraufführung erlebte: „Über die Liebe die Pflicht“[2]), Schauspiel in drei Akten von Heinrich Houben. Der Titel gibt den Inhalt an, den sich jeder ergänzen kann, wenn er weiß, daß es sich um eine Schmuggler- und Grenzergeschichte handelt. Der Verfasser ist offenbar bestrebt, ein leicht aufführbares Stück zu bieten; er greift nicht eben tief, doch fehlt es nicht an Herzenstönen. Nur die Art und Weise, wie sich im letzten Akte alle eben nötigen Leute zusammenfinden, ist etwas sehr bequem. Dennoch tut es einem wohl, wenn auch in etwas veralteter Technik, hier eine Arbeit zu haben, die eben nichts anderes will als künstlerisch wirken. Der Kritiker lechzt nach Stücken, die rein künstlerisches Wollen vereinen mit voller Beherrschung der Technik. Freilich macht eben das des Dramatikers Schaffen so schwer, daß sich in ihm die schöpferische Phantasie mit dem kühlsten, berechnendsten technischen Können zu innigem, fruchtbarem Bunde vermählen muß.

[1]) Dresden 1904, E. Pierson. 59 S. 8°. Mk. 1.50.
[2]) Kempen (Rhein), Klöckner & Mausberg. 62 S. 8°. Mk. 1.25.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

I.

Allgemeines Literaturblatt. XIII. 13. Von den zahlreichen Besprechungen der 13. Nummer haben allgemeineres, literarisches Interesse die kritischen Wertungen von Rudolf Eucken, „Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung“ (Leipzig, Dürr 1903) und Henry Thode, „Schauen und Glauben“ (Heidelberg, C. Winter 1903). Sowohl an Eucken wie an Thode rühmen die Referenten das ernste Streben nach Wahrheit, die Ehrlichkeit der Meinung, wenn sie auch als Christen die Weltanschauung der beiden Verfasser oft nicht teilen können. Die schöne Literatur ist für ein „Allgemeines Literaturblatt“ recht stiefmütterlich behandelt; es sind im ganzen drei deutsche Bücher besprochen, deren bedeutendstes wohl R. v. Kraliks Götterkomödie „Der Dichtertrank“ sein mag. Aus einer Bemerkung des Rezensenten (L. Kiesgen) geht hervor, daß das Werk zur Aufführung auf dem Harzer Bergtheater bestimmt ist.

Allgemeine Rundschau. I. 20. 21. Die „Allgemeine Rundschau“ macht durch ihre Vielseitigkeit ihrem Namen alle Ehre. In Nr. 20 kämpft S. Stillger gegen die „Anonymität in der Presse“, die Stand und Arbeit des deutschen Journalisten herabsetze. Als den „Sieg der Dummheit über die Intelligenz“ hat sie schon Joseph Lukas bezeichnet (in seinem „leider vergessenen“ Buch: „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung“.) — Dr. F. Rupertus spendet dem Herderschen Konversationslexikon, insonderheit dem 3. Band: Elea bis Gyulay, seiner vornehmen Verschmelzung von ruhiger Objektivität und energischem Katholizismus, seiner Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Aktualität uneingeschränktes, fast begeistertes Lob. — Dr. Anton Lohr bespricht „neue literarische Erscheinungen“. (E. Stilgebauer, „Götz Krafft“, W. Weigand, „Michael Schönherrs Liebesfrühling“, K. Michaelis „Der Richter“, Anna M. Biel, „Roman einer Mutter“, C. P. Brühl, „Reise nach Schottland“), von denen er eigentlich nur Wilh. Weigands Novellen und C. P. Brühls Reisebuch empfehlen kann, jene für „literarische Liebhaber“, dieses besonders für die studierende Jugend. — Nr. 21 ist als Festnummer zum Regensburger Katholikentag erschienen, auf den sich demgemäß auch die meisten Beiträge beziehen. Ruhig und klar spricht Dr. P. M. Baumgarten über „Pius X. und die Reformer“. Ein Satz mag vielen aus der Seele gesprochen sein: „Diese Kirchenverbesserer (nämlich die ernsten und ernst zu nehmenden) in mißverstandenem Eifer gleich anzufallen, als ob sie beinahe schon ausgesprochene Ketzer wären, ist das Zeichen eines überaus kleinen

Digitized by Google

Geistes“[1]). — Dr. J. Chr. Huck stellt in dem Aufsatz „Ein Trank aus Eunoë“ einführende Danteliteratur zusammen. (Philalethes, Hettinger, B. A. Betzinger, Eugenia Levi, Hilty, Grauert u. a.) Er erhofft von einer größeren Verbreitung Dantes die Einschränkung der konfessionellen Verhetzung und Hebung der gegenseitigen Achtung. — Ein Münchener Lehrer, Franz Weigl, bezeichnet Dr. med. F. Sieberts „Buch für Kinder. Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen“ (München, Seitz u. Schauer) als eine „Verirrung auf dem Gebiete der Sexualpädagogik“ und geht mit ihm ziemlich scharf ins Gericht. Mir erscheinen als bedeutend für diese hochwichtige Frage die im 2. Jahrg. der „Christlichen Frau“ enthaltenen „Korrespondenzen zur Aufklärungstheorie“, die der Charitasverband vielleicht in einer kleinen Broschüre gesondert herausgeben könnte.

Bühne und Welt. VI. 9. Was an dieser Zeitschrift vor allem anderen angenehm auffällt, ist die reiche Fülle der den Text begleitenden Abbildungen. Auch der künstlerische Schmuck, Kopfleisten, Vignetten u. a. ist oft von erquickender Eigenart. Er stammt meist von Ernst Liebermann. — Clara Ruge erzählt vom „amerikanischen Theater der Gegenwart“. Wilhelm Tapperts Beitrag „Gassenhauer“ ist eine leichte, aber oft recht ergötzliche Kost und auch kulturhistorisch interessant. — Adolf Winds widmet Otto Devrient, dessen Bildnis den Umschlag des Heftes schmückt, ein „Gedenkblatt zur zehnten Jährung seines Todestages“ (24. Juni 1894). Als der Sohn Eduard Devrients, des „Karlsruher Bühnenreformators“ genoß der Künstler natürlich die sorgfältigste berufliche Vorbildung. Als Theaterleiter in Mannheim, Frankfurt und zuletzt in Berlin (1889 u. 1890) war er Gegenstand lebhafter Erörterungen und heftiger Anfeindungen. Die Abbildungen Otto Devrients in seinen Hauptrollen (Mephisto, Hamlet u. a.) unterstützen den Verfasser des objektiv geschriebenen und anregenden Aufsatzes. Ob allerdings, wie A. Winds behauptet, der zweite Teil des „Faust“ durch die Bemühungen Devrients im eigentlichen Sinne „populär“ geworden ist, möchte man sehr bezweifeln.

Dichterstimmen der Gegenwart. XVIII. 11. Unter den lyrischen Gaben des 11. Heftes sprach mich am unmittelbarsten das Gedicht „Bei der Lampe“ von Georg Pasch-Kempen an, das trotz künstlerischer Unzulänglichkeiten eine starke Stimmung atmet. Abgeklärter gibt sich F. X. Schrönghamer in einem Zyklus „Sonntagnachmittag“. Die in Gymnasiastenkreisen spielende, „kleine, aber lehrreiche Geschichte“: „Die Humoreske“ von J. Mayrhofer S. J.-Charlottenlund steckt voll gutmütigen Humors. Friedrich Castelle entwirft ein Lebensbild des münsterischen Volksdichters Ferdinand Zumbroock, dessen Bildnis dem Hefte beigegeben ist. Zumbroock der 1890 in Münster gestorben ist, hätte, wie Castelle meint, ein ebenso „scharfsichtiger Volksschilderer“ wie Fr. W. Grimme werden können, „wenn er mehr Prosa geschrieben hätte“. Die mitgeteilten Proben lassen in der Tat auf eine kräftige Eigenart schließen. — Fr. Castelle bespricht auch den „Münsterschen Musenalmanach 1904“. Er stellt Chr. Flaskamp und Theodor Voigt am höchsten, daneben H. J. Brühl. — In einem längeren Referate würdigt Leo van Heemstede die „Blumen vom Kalvarienberg“ Jacinto Verdaguers. Er bemerkt, „die skeptische, ungläubige Welt wird an Liedern dieser Art kopfschüttelnd vorbeigehen, den Dichter der Über-

[1]) Im Original nicht gesperrt.

Digitized by Google

schwänglichkeit, der frommen Lüge, der Donquichotterie oder gar der Heuchelei beschuldigen; sie weiß nichts von Franziskus und Theresia, sie hat keine Ahnung, wie Heilige denken, lieben, dichten und beten. Der fromme Priester Verdaguer aber war von Jugend an am Born der Heiligkeit getränkt, kein Wunder, daß seine Lippen von Gedanken, wie sie den Heiligen eigen sind, überfließen."

Erwinia. Elsässische Blätter für deutsche Literatur. XI. 10. Als „Monatsblatt des literarischen Vereins Alsabund" sucht diese Zeitschrift das Elsaß in literarischer Beziehung zu vertreten. Ein Aufsatz „Goethe und Frankreich" von Karl Gruber, zugleich eine Besprechung des F. Baldenspergerschen Buches: Goethe en France (Paris, Hachette 1904) kommt zu pessimistischen Endresultaten hinsichtlich der „Popularität", der „Totalrezeption Goethes in Frankreich". — Den produktiven Teil der Zeitschrift bilden Gedichte von Marguerite Wolf, Sully Prudhomme, Th. Vulpinus, K. E. Knodt, H. Picard. — Nach einer Notiz der Umschau der „Erwinia" hat René Schickele, der den Lesern der ersten Jahrgänge der „Liter. Warte" bekannte Paul Savreux, die Redaktion des „Neuen Magazins für Literatur" (früher „Magazin f. Literatur") übernommen, nachdem die bisher von ihm geleitete elsässische Halbmonatsschrift „Der Stürmer" eingegangen ist.

Gottesminne II. 7. 8. Den „göttlichen Dulder" der homerischen Epen bringt Richard von Kralik in einer Parallele „Das Buch Job und die Odyssee" mit dem biblischen Typus des leidenden Gerechten zusammen. Man brauche dabei nicht notwendig an unmittelbare Beeinflussung zu denken, wohl aber an eine „gewisse Wechselwirkung", „einen gemeinsamen Zug der Zeit". Neben auffallenden Ähnlichkeiten in Stoff, Komposition und zahlreichen Einzelstellen sei am wichtigsten die Analogie der ethischen Idee. „Die einfache Klarheit des Job beleuchtet auch den verborgenen Sinn der Odyssee, wie umgekehrt auch der Job durch die Odyssee eine bestimmtere Farbengebung bekommt. Das Problem beider Gedichte ist das ursächliche Verhältnis von Schicksal und Verdienst." — Als eine Art Kommentar zu P. Pöllmanns „Appell an den Regensburger Katholikentag" (s. Literarische Warte Heft 11) mag seine Aufsatzreihe „Die deutsche Volksbühne in alter und neuer Zeit" gelten, die er im 8. Heft mit dem Passionsspiel in Waal (bayer. Schwaben) eröffnet. Für die Forderung vollen Tageslichts bei der Aufführung bringt er einen schönen Satz Eduard Devrients „Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit." Dresden 1851. 3. Aufl. Leipzig 1880. S. 37 bei: „Die großen Volks- und Menschheitsinteressen gewinnen erst volle Kraft und Weihe, wenn sie in die freie Luft, in den täuschungslosen Sonnenschein, vor alles Volk hinaustreten." Bezüglich der Musik wünscht P. Pöllmann das Studium der alten Passionsspiele, für den Text ein kräftiges Zurückgehen auf die liturgische Grundlage. Besonders lieb ist ihm in Waal das „Statuarische, Bildliche". Den Waaler Christus (Paul Stork) nennt er eine Prachtgestalt, die Maria (Josephine Baudrexl) und Johannes (Gebhard Heinz) „in jugendlicher Zartheit" umrahmen. — Als einer der ersten Festgäste zu Mörikes hundertstem Geburtstag (8. Sept. 1904) stellte sich Hermann Binder-Altingen ein, der „Religiöse Anklänge bei Mörike" zu einem inbrünstigen Akkord vereinte. (Heft 8.) — Die Lyrik der beiden Hefte (besonders des siebenten) ist im allgemeinen innige, fromme Kunst, sonntäglicher Erbauung voll. Heft 8 birgt ein Gedicht von wunderbar wirksamer Plastik: „Glücksjagd" von Franz Eichert.

Digitized by Google

Kunstwart. XVII. 19. 20. Ferdinand Avenarius reiht seinen Ausführungen über „Sehen und Schauen" und „Phantasiekunst" einen Aufsatz „Anschaulichkeit und seelischer Gehalt" an, der zunächst den Begriff der Anschaulichkeit erhellt. Anschaulichkeit sei natürlich vor allem nicht mit Beschreibung zu verwechseln. „Dichterische Anschaulichkeit besagt nicht deutlich abgeschilderte Außen-, sondern lebendig erzeugte Innenwelt." Von grundlegender Bedeutung scheinen mir die Ausführungen über die Psychologie des künstlerischen Genusses zu sein, wonach Genießen eine Art umgekehrtes Schaffen ist. Einen einleuchtenden und wichtigen Satz bringt der Verfasser zweimal: „Anschaulichkeit spezifiziert nicht." Ich bin überzeugt, daß zahlreiche Menschen sich den Kunstgenuß erschweren oder unmöglich machen, weil sie beim Lesen oder Schauen den die Dinge scharf auseinanderhaltenden Verstand allzu sehr walten lassen. Und ich will nicht ungerecht sein — aber ich bin leider ebenso überzeugt, daß die Art des literarischen Betriebs, besonders der Lektüre, auf unseren Schulen viel zu diesem Übel beiträgt. — In demselben Hefte kämpft F. Lebnow gegen die Buntheit und Stillosigkeit der modernen, deutschen Militärmusik. („Kriegerischer Klang".) Diese sollte — wie die ältere deutsche Marschmusik — „der musikalische Ausdruck zielbewußten, energischen Wollens, schlichter, pflichtbewußter Gesinnung, unerschütterlichen Mutes" sein und nicht allerlei „modischen Schund" in ihr Programm aufnehmen. — Etwas zu negativ gehalten sind die Ausführungen Chr. D. Pflaums über „die ästhetischen Probleme an unsern Universitäten". — Die „Losen Blätter" bringen Briefe R. Wagners an seine Freundin Mathilde Wesendonk, von denen sich einzelne wie dithyrambische Kommentare zu seiner Musik lesen. Interessant ist unter anderem das folgende Urteil Wagners über Calderon: „.... Dieser Blick über die Welt hinaus . . ist . . der einzige, der die Welt versteht. So blickte Calderon und wer hat das Leben, die Schönheit, die Blüte wundervoller nachgedichtet als er?" — Als Kunstbeilagen sind dem Hefte beigegeben: ein Bildnis Math. Wesendonks von C. Dorner und zwei stimmungsstarke Blätter von Fidus. — Das Heft 20 enthält einen Vortrag: „Die Kunst im Zeitalter der Maschine" von Friedrich Naumann und einen Aufsatz über die „Kunst der religiösen Rede" von Bonus, der die vorherige schriftliche Fixierung der Predigt als „unecht" verwirft. Die „Losen Blätter" bieten Gedichte von Karl Weitbrecht († 10. Juni 1904) und Abschnitte aus Arthur Schnitzlers „Einsamer Weg".

Literarischer Handweiser. XLII. 2. Franz Hülskamp äußert sich an der Spitze des Heftes über ein neues Unternehmen der „Allgemeinen Verlags-Gesellschaft", das „Kirchliche Handlexikon", herausgegeben von Dr. Michael Buchberger-Freising, das in 2 Bänden von je ca. 20 Lieferungen à 1 Mk. erscheint und von dem die 1. Lieferung vorliegt. Hülskamp spendet ihm, an dem allein fast 60 Mitarbeiter beteiligt sind, „das höchste Lob". — R. Wildermann-Recklinghausen bespricht in wohlwollender, aber in ästhetischer Beziehung oberflächlicher Weise den von der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" preisgekrönten Roman „Der Stern von Halalat" von Martin Hellinden. (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.) Kritischer ist das Referat Jos. Wahners-Neisse über neue Belletristika des Verlags Benziger & Co., Einsiedeln. Unter den deutschen Originalschöpfungen stellt er nur Anton Schotts „Seeberger" höher, während er J. Edhors Romanen „Goldene Herzen" und „Das Opfer der Ehre" mit Recht ziemlich ablehnend gegenübersteht. Ähnlichen Charakters ist nach Wahner Dorothea Gerards „Dorfkönigin". Dagegen wird an A. Theuriets aus dem

Digitized by Google

Französischen übersetzter „Stiftsdame" die „scharfe und doch so feine Analyse der Charaktere und die naturwahre, in anmutiger Sprache gegebene Schilderung der Schauplätze und Vorgänge" hervorgehoben. Als wertvollste Stücke der Übersetzungsliteratur werden die Romane von H. Sienkiewicz „Mit Feuer und Schwert" und „Pan Wolodyjowski" bezeichnet. Diese beiden Dichtungen sind durch den in Vorbereitung befindlichen Roman „Sturmflut" zu einer Trilogie verbunden, die im Original schon 1884 erschienen ist und deren Teilen Wahner das Prädikat „poetische Meisterwerke" zuerkennt.

Wissenschaftliche Beilage zur Germania. 30—33. Die „Wissenschaftliche Beilage zur Germania" enthält außer größeren für die „Literarische Warte" weniger in Betracht kommenden Aufsätzen („Katholische Sozialpolitik in protestantischer Beleuchtung" von Prof. Dr. Walter-Straßburg; Hiltys „Glück"-Dogmatik von P. Sörensen-Exaeten; „Das französische Konkordat vom Jahre 1801" von Dr. P. A. Kirsch-Freiburg i. B. u. a.) einen Hinweis auf die von der Tübinger philosophischen Fakultät mit dem 1. Preise gekrönten Schrift des Pfarrers Dr. Vögele-Schönthal: „Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus". (31) Der Verfasser setzt sich im 1. Teil des Buches mit Schopenhauer, J. A. Bahnsen und Ed. v. Hartmann auseinander. Der 2. positive Teil entwickelt an der Hand der größten Dramatiker der Welt (Äschylos, Sophokles, Shakspere, Calderon, Schiller) den Begriff des Tragischen und legt insbesondere die Beziehungen der Kunst zur Sittlichkeit dar. — Eine anmutende Untersuchung veröffentlicht Alfred Franz in der Studie „Dantes Beatrice" (33). Was man bis jetzt über Beatrice weiß, ist nur Hypothese. Es ist nicht einmal sicher, ob sie ein wirkliches Geschöpf oder nur Allegorie und Symbol war. A. Franz gibt den Inhalt der „Vita Nuova" wieder, die ja von „dem sich dem Dichter durch die Begegnung und die ideale Liebe zu Beatrice erneuernden Leben" handelt.

M. Behr.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

Heijermans, Hermann, Diamantstadt. Roman. Berlin 1904, E. Fleischel & Co. 380 S. 8°. Mk. 5.—.

Heijermans ist den Lesern der „L. W." kein Unbekannter mehr. Im letzten Hefte lernten sie diesen begabten Schriftsteller als Dramatiker kennen; hier zeigt er sich als gestaltungskräftiger Prosaepiker. Wieder bietet er einen Ausschnitt aus dem Leben, und zwar aus einem der düstersten und dunkelsten Erdenwinkel, aus dem Judenviertel Amsterdams. Es ist das Elend der armen jüdischen Diamantenschleifer der holländischen Großstadt, das er uns schildert. Seine Technik ist vollkommen naturalistisch. Nichts wird uns erspart von der Ausmalung des gräßlichen Daseins, das die an Geist und Körper degenerierten und korrumpierten Juden in den engen, übervölkerten, übelriechenden, ungesunden Löchern von Hütten im Ghetto führen. Ganze Familien bewohnen nur ein Zimmer, schlafen nur in einem Bett zusammen, und vegetieren in einem Milieu von Unrat und widerlichem Gestank, daß einem vom bloßen Lesen übel wird. Der seelische Schmutz macht sich aber fast noch ekliger breit als der körperliche. Am sympathischsten kommt Eleazar weg, der Träger der Handlung und wohl auch der eigenen Ideen des jüdischen Verfassers von einer Verbesserung der Lage dieser jüdischen Proletarier. Gewiß wäre eine Hebung der materiellen Lage dieser Leute der erste Schritt einer geistigen Wiedergeburt, eines Herausreißens aus ihrem schauerlichen physischen und moralischen Elend und ihrer Verkommenheit. Der Streik, den die Diamantschleifer zu gewinnen im Begriffe sind, soll wohl das Morgenrot einer besseren Zeit bedeuten. Aber ob sozialistische und atheistische Schwärmereien, wie sie Eleazar kundgibt, die neue, bessere Zeit heraufführen, ist denn doch sehr zu bezweifeln. Handlung enthält der Roman nur wenig, wie das so dem Wesen des Naturalismus entspricht. Dazu ist die Lösung des Knotens durch einen plötzlichen Brand, der zufällig entsteht und den beiden Trägern des Konflikts den Tod bringt, doch recht unkünstlerisch, wenn auch bequem. Dagegen ist die echt naturalistische Milieuschilderung von großer Kraft und Naturwahrheit; auch die Aufrollung der Charaktere darf als psychologisch gelungen bezeichnet werden. Eine Weiterentwicklung der Charaktere im Laufe der Geschichte erfolgt allerdings nicht. Von künstlerischem Geschmack zeugt es, daß der Autor neben Abschnitte voll sozialen Elendes und tiefer Verkommenheit humoristisch-angehauchte jüdische Familienszenen hinstellt. Im ganzen ist der Roman das Werk eines kräftigen, gestaltungssicheren Talentes und trotz der grauenvollen Schattenseiten des

Digitized by Google

Lebens, die er schildert, interessant; eine Familienlektüre ist er aber durchaus nicht.

München. L. v. Roth.

Michaelis, Karin, Der Richter. Stuttgart 1903, Axel Juncker. 202 S. 8°. Mk. 3.— [4.—].

Mit einer peinlichen Empfindung legt man das Buch aus der Hand. Übertriebene Realistik und ebenso übertriebene Phantastik ranken sich um eine teilweise recht unwahrscheinliche Handlung, in der abstoßende Gräuel und Brutalitäten sich unerträglich häufen. Es wäre sehr schade, wenn eine so starke dichterische Individualität wie K. Michaelis auf diesem Abwege weiterschritte. Wenn solche Rohheiten der Feder einer Frau entfließen, wirken sie doppelt unangenehm.

München. L. v. Roth.

Wallner, Susi, Linzer Skizzen. Linz 1904, Vincenz Fink. 152 S. 8°. K 2.40.

Diese Skizzen sind zwar keine Kunstwerke, aber sie mögen, namentlich für österreichische Leser, eine gute Unterhaltungslektüre bilden. Es sind temperamentvolle, mit einem gewissen behäbigen Humor gezeichnete Ausschnitte aus einer charakteristischen Mittelstadt.

M. L.

Lyrik.

Lennemann, Wilhelm, Aus Bauernlanden. Gedichte. Iserlohn, Ferd. Bischoff jun. 79 S. 8°. Mk. 1.—.

Der prunkvolle Einband und die solenne Drucklegung sind nicht Kennzeichen des echten lyrischen Talentes: das wurde mir wieder einmal klar, als ich nach mehreren splendid ausgestatteten Reimsammlungen die schlicht, sogar sehr bescheiden sich präsentierende Sammlung „Aus Bauernlanden" des jungen Iserlohner Dichters Wilhelm Lennemann las. Bei der Besprechung eines Sammelbandes „Der Westen" konnte ich schon auf seine Kraft hinweisen, und es ist mir ein Vergnügen, daß der dort ausgesprochene Wunsch, Lennemann in einem eigenen Büchlein zu begegnen, so unerwartet schnell Erfüllung gefunden hat. Der Inhalt des Bändchens ist bedeutend genug, daß man, alle Rücksicht beiseite setzend, diese starke Begabung durch Ankauf und weitere Empfehlung des Bändchens unterstützen muß. Es sind Verse voll Erdgeruch, Sonne und Glanz, Lieder, die von der derben, kräftigen Art des Bauernvolkes reden. Daß da und dort Anklänge hervorbrechen (der „Bauerngott", den Hugo Salus erfunden zu haben scheint, kommt mir etwas oft vor), will nichts heißen, bei einem Dichter, der in Bildern eigener Anschauung spricht. So heißt es z. B. in

Bauernsprüche.

1. Wir sind vom niederdeutschen Stamme,
   nicht erdenmüde und nicht krank,
   uns säugte keine Großstadtamme
   und haben Feinde, Gott sei Dank.
2. Herr Gott, eh' wir zum Lichte gehen,
   gib Kraft dem Arm, das ist genug,
   dann will mit blankem Schwert und Pflug
   ich deinen Tag bestehen.

Und noch an vielen anderen Stellen, an einzelnen Wendungen und trefflichen Strophen zeigt Wilhelm Lennemann, daß er ein Heimat- und Volkslyriker werden kann, wie wir deren nie genug besitzen können gegen die Masse saftloser Artistendichterlein, die mit ihrem Salonparfüm stehen und — meistens bald — fallen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Hermes, Richard, Wenn das Märchen wandert. Dresden 1904, E. Pierson. 96 S. 8°. Mk. 2.—.

Man könnte über das Büchlein das auf jeder Seite die Gevatterschaft irgend einer anderen modernen Dichtergröße deutlich zeigt, mit Stillschweigen hinweggehen,

Digitized by Google

wenn sich nicht hier und da erkennen ließe, daß Richard Hermes wohl auch anderes dichten kann als diese flackerigen Verse. Wir wünschen ihm Überwindung seiner Sehnsüchte und vor allem: Stellung auf eigene Füße.

Köln. L. K.

Wohlmuth, Alois, **Ferien-Träume.** Mit Umschlagzeichnung von Franz Rauch und zwei Vignetten von Franz Stuck. München 1904, Georg Müller. 72 S. 8°. Mk. 1.— [2.—].

Halb Vers, halb Prosa, geben diese Ferienträumereien des bekannten Schauspielers ein zwiespältiges Büchlein, in dem ein guter Witz hier und da über die Frostigkeit und geringe Bedeutung des Ganzen nicht hinwegtäuschen kann. Man wird nicht warm bei dieser Traumfülle, bei der man einen Kuß, eine Ohrfeige und das Engagement einer Haushälterin als reale Geschehnisse mit in den Kauf bekommt. Man erwartet Geist und findet höchstens Geistreicheleі. Ganz artig ist das einleitende Gedicht, in dem Wohlmuth von der Scheinwelt des Theaters Abschied nimmt; wir führen daraus die zweite und die Schlußstrophe an:

Ihr erbsenrollenden Orkane,
Du Blitz aus Kolophonium,
Du frischgenähte Siegesfahne,
Elektrisches Elysium.
Du ausgestopfte Vogelwelt,
Papierner Schnee,
Du aufgerolltes Ährenfeld,
Lebt wohl, ich geh'!

Hier lasse ich mir nicht soufflieren,
Was mich entflammt, erfreut, durchglüht;
Hier darf ich frei extemporieren,
Wie alles, was da lebt und blüht;
Echt, nicht gemacht, sind fern und nah
Frucht, Blüten, Baum,
Die Menschen selber echt beinah' —
O Ferientraum! L. K.

Literaturgeschichte und Aesthetik.

Witasek, Dr. Stephan, **Grundzüge der allgemeinen Ästhetik.** Leipzig 1904, Ambrosius Barth. 410 S. 8°. Mk. 4.—.

Die Erörterungen dieses Buches sind psychologisch. —

Das scheint selbstverständlich, ist es aber nicht. Denn die literarischen Neuheiten auf diesem Gebiete enttäuschen oft durch Aufwartung mit Massen empirischen, historischen, schöngeistigen oder auch physiologischen Materials. Dagegen findet man hier mehrere wissenschaftlich aufgebaute Untersuchungen über die Bedingungen und Wirkungen des Ästhetischen, bei denen man eher bemerken könnte, daß sie zu wenig empirisch gehalten sind.

In einem Überblick über das ästhetische Tatsachenmaterial gewinnt der Verfasser Idealität und Außergegenständlichkeit als wesentliche Eigenschaften des Ästhetischen und sichtet dann die Haupttypen ästhetischer Gegenstände. Er findet folgende fünf Klassen: Einfache Empfindungsgegenstände; Gestalten; normgemäße Gegenstände; das Ausdrucks- und Stimmungsvolle; Objektive, wie Ereignisse, Zustände ꝛc. Die Hauptfrage, nämlich nach dem Verhalten des Subjekts, wird im zweiten Hauptteil behandelt. Wiederum in umständlicher Analyse, deren Ergebnis nicht in wenige Worte zusammenzufassen ist. Der Verf. lenkt hier die Aufmerksamkeit auf alle möglichen Momente, wie auf die Illusion, die Freiheit des Genusses, die Weltentrücktheit, die Erhebung über das Dasein, ferner auf die Rolle der Vorstellungen, der Phantasie und des Willens. Er betont auch, m. W. zum erstenmal, die „physische Resonanz" und schließt mit einer Betrachtung über die Kunst, der wir das größte Interesse entgegenbringen. Vollständig kann man dem Urteil darin von der Kunst als „sozialem Phänomen" zustimmen, wo-

Digitized by Google

nach der Ruf nach „Freiheit der Kunst“ zurückzuweisen ist.

Manch wichtige Einzelheit steckt in dem Buche, das, auch als Ganzes genommen, eine wertvolle, fortschrittliche Leistung darstellt.

B. C.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10., 11. Oktober 1903. **Deutsche Sprache und Dichtung.** Leipzig 1904, R. Voigtländer. 284 S. 8°. Mk. 1.25.

Anthes, Otto, **Dichter und Schulmeister.** Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. Leipzig 1904, R. Voigtländer. 78 S. 8°. 80 Pfg.

Bei der gegenwärtigen Bewegung, die man mit dem Schlagwort „Erziehung zur Kunst“ kurz und treffend bezeichnet, nimmt nichts so sehr die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise in Anspruch, als das Problem: Wie leitet man schon die Jugend zum künstlerischen Genießen an? Wie muß man auf sie einwirken, damit das Kunstwerk als solches von der Jugend aufgefaßt, verstanden, genossen wird? Der erste Kunsterziehungstag in Dresden behandelte diese Frage in Hinsicht auf die bildende Kunst; im Jahre 1903 trat man in Weimar zusammen, um über Sprache und Dichtung seine Ansichten auszutauschen.

Die Zeitungsberichte, die zur Zeit über diese Tagung informierten, haben schon darauf hingewiesen, wie wenig die Ansichten der Teilnehmer übereinstimmten und daß bei Gelegenheit der Jugendschriftenfrage fast so etwas wie ein Krach im Kongreß entstanden wäre. Nun, die Streit- und Händellust, die man den alten Germanen nachsagt, steckt auch in den Jungen Aber verwunderlicher als dieses scheint, daß keiner von den vielen Pädagogen auf die Frage, wie man die Jugend zum künstlerischen Genießen anleite, eine befriedigende Antwort geben konnte. Ich sage „scheint“; nämlich allen, die meinen, auf eine Frage gehöre eine ausreichende, präzise Antwort, und die eine erschöpfende Antwort auf die obigen Fragen von einem so illustren Kreise wie dem Kunsterziehungstage erwarteten. Es gibt aber eben Fragen, die sich gar nicht so einfach beantworten lassen. Und sicher gehört unsere Frage in diese Kategorie.

Allerdings bringen fast alle Vorträge Material zur Beantwortung. Manche tun dies in einer klassischen Form und mit lobenswerter Tiefe und Gründlichkeit. Mit wirklicher Ergriffenheit liest man die schönen Ausführungen des leider schon dahingegangenen Stephan Waetzoldt über den Deutschen und seine Muttersprache; trefflich, und in ihrer Komik oft treffend, sind die Vorträge Otto Ernsts. Die galligen Bemerkungen, die Heinrich Hart über das dichterische Kunstwerk in der Schule machte, haben mit stillem Schmunzeln alle Blätter glossiert. So verschieden auch die Meinungen des 2. Kunsterziehungstages in bezug auf ästhetische Normen waren, so herrschte darin Einmütigkeit, daß die Schule bisher ihre Aufgabe am Dichterwerk nicht erfüllt habe daß es anders werden müsse.

Nicht nur in Lehrerbibliotheken gehört dieses anregende Buch. Alle, die sich für eine tiefere Gemütsbildung unseres Volkes durch Heranziehung künstlerischer Werke interessieren, werden von seiner Lektüre Gewinn haben. Und welcher Mensch mit literarischen Neigungen wäre hiebei nicht interessiert?!

Mehr praktisch und für die Beantwortung der eingangs gestellten Frage außerordentlich wertvoll, wenn nicht entscheidend, ist die Schrift von Otto Anthes. Sie ist so frisch und lustig geschrieben, daß auch der Nichtpädagoge sie mit Vergnügen durchstudieren wird. Denn ein bißchen Studium und Nachdenken dürfte wohl auf diese

Digitized by Google

wichtige Sache verwendet werden. Man lernt zunächst über das Wesen des lyrischen und dramatischen Kunstwerks nachdenken, und der, dem der fundamentale Unterschied zwischen Rhetorik und Poesie nach der einfachen und klaren Entwicklung dieses Büchleins einmal klar geworden ist, kann einfach nicht mehr in die Öde verstandesmäßiger Auffassung des Poetischen zurückfallen. Der gibt dem Verfasser recht, wenn er anscheinend paradox sagt: „Der Lehrer, der das dichterische Kunstwerk seinen Schülern vermitteln will, braucht dazu gar keine besondere berufliche Vorbildung. Er muß zunächst nur die Kulturarbeit an sich selbst vollbringen, die von jedem gebildeten Menschen verlangt werden müßte.“ Das heißt, er muß gelernt haben, „auf die Suggestion des Dichters zu reagieren“. — Ferner: „Die Lektüre von Dichtungen in der Schule sollte nur einem Manne übertragen werden, der das Erlebnis der Kunst für sich durchgemacht hat. Wenn er dann überhaupt ein Lehrer ist, wird er dieses Erlebnis schon irgendwie an seine Schüler heranbringen. Die spezielle Methode, nach der er das macht, kann ganz gleichgültig sein. Es geht nach jeder Methode.“

Bravo. Man lese dann die feinen Behandlungen Goethescher Gedichte, die Einführungen und Bemerkungen zu Gedichten von Heine, Uhland und Eichendorff. Man vergleiche die Analysen zu Kleist und Schiller. Leute, die so lesen und genießen gelernt haben, werden auch der zeitgenössischen Dichtung gerecht, während man tatsächlich ja dem heutigen gebildeten Publikum die grandiose Unfähigkeit vorwerfen muß, „einen zeitgenössischen Dichter als solchen zu erkennen, ihn von dem Troß der Schreiber und Reimer zu unterscheiden“. Das Büchlein sei als eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunsterziehung bestens empfohlen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Krier, Johann Bernhard, **Das Studium und die Privatlektüre.** Siebzehn Konferenzen. 5. Auflage. Herausgeg. von Dr. J. Schofer, Repetitor. Freiburg 1904, Herder. 342 S. Mk. 2.— [2.80].

Daß das Buch einem Bedürfnisse entgegengekommen ist, beweist der Umstand, daß es bereits in 5. Auflage vorliegt. Leider steht es in der Beziehung, die uns hier allein interessiert, immer noch nicht auf der Höhe, sondern wandelt noch ganz auf den „blumigen Pfaden der Romantik“, die Dr. Huppert auf dem Regensburger Katholikentage so gut ironisiert hat. Die Fortschritte, die seit 1898 errungen sind, werden ignoriert und an deren Stelle wird größtenteils minderwertiges Zeug aus der neueren Literatur genannt. So werden Brills Epen und sogar Berberichs „Tannenburg“ empfohlen. In der Lyrik finden als neueste Gaben nur die „tiefempfundenen Lieder der Cordula Peregrina“ Erwähnung. Von modernen Romanschriftstellern sind nur Wichner, Spillmann und Konrad Kümmel angeführt! Die ausländische Literatur findet sich ähnlich behandelt. Das ist sehr zu bedauern; denn solche Empfehlungen bedeuten großenteils eine direkte Anleitung zu schlechtem Geschmack und verraten eine mangelhafte Fühlung mit der Literatur. Das ist um so mehr zu beklagen, als der ganze Geist, der das Werkchen durchweht, warme Anerkennung und Empfehlung verdient. Erwähnt sei noch, daß die „Lit. Warte“ nicht unter die poetischen Zeitschriften, wie „Gottesminne“ und „Dichterstimmen“, sondern unter die Literaturblätter zu rubrizieren ist. Hoffen wir, daß die folgende Auflage auch in literarischer Hinsicht eine Besserung bringt und sich auf die Höhe der Zeit erhebt.

München. Dr. A. Lohr.

Schuldes, Julius, **Zur Geschichte des Verfalls der Literatur.** Wien VI/2

Digitized by Google

Verlag: „Das literarische Deutsch-Österreich". 16 S. 50 Pfg.

Manchem Gedanken und dem ganzen Grundton dieser frisch geschriebenen Broschüre kann man beistimmen. Nur sind die Ausführungen zu oberflächlich-feuilletonhaft, so daß man weder ein annähernd richtiges Bild der heutigen „verfallenen" Literatur noch der Ursachen dieses Verfalls erhält. Doch ich wiederhole: Der Geist, aus dem heraus die kleine Abhandlung geschrieben ist, muß als guter und wahrhaft fördernder bezeichnet werden.

München. L. v. Roth.

Kunstgeschichte.

Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. 3. Bd. der „Klassiker der Kunst" in Gesamtausgaben. Mit Einleitung von Dr. O. Fischel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. Mk. 6.—

Wir haben die Eigenart und Bedeutung dieses neuen Unternehmens gelegentlich der ersten zwei Bände schon erläutert wie empfohlen. Im allgemeinen muß dies Lob auch jetzt gelten: Meist gute, vielfach ausgezeichnete Reproduktionen orientieren uns über Entwicklung und Größe eines der begnadetesten Meister italienischer Renaissance. Der Text zeigt sich über die neueste Forschung wohlorientiert; die historische wie ästhetische Würdigung ist besonnen, lichtvoll und gewinnend. Ein trefflicher Apparat von Anmerkungen wird selbst dem Fachmann willkommen sein. Obwohl betreffs der „Irdischen und himmlischen Liebe" die Vorliebe für Wichhoffs Deutung als „Venus von Medea überredet" durchschimmert, wahrt sich Dr. Fischel doch die Freiheit einer allgemeinsten Deutung im unmittelbaren Genuß des einzigen Werkes. Daß er das „Konzert" mit Morelli dem Tizian zuschreibt, möchte ich auf Grund eingehendster persönlicher Betrachtung, wie jüngster Forscherresultate anderer, nicht als so gewiß gelten lassen. Ich glaube, daß wir Giorgione und Tizian hier an der Arbeit vermuten müssen; womit zugleich die langjährige Kontroverse im wesentlichen entschieden wäre. Bei einer Reinigung der Bildes zeigte sich, daß die Originalleinwand nur ungefähr bis zur Mitte der weißen Feder reicht, welche den vielbewunderten Kopfputz des schmucken Jünglings bildet. Dann wäre der Meister der Mittelfigur ein anderer als der jener Seitenfiguren; ja vielleicht ist hier — aus anderen Gründen — sogar an einen Dritten zu denken. Daß Giorgiones Werke teilweise von Zeitgenossen vollendet wurden, ist bekannt: Das Wiener Bild „Aeneas und Evander" ist von Sebastiano del Piombo fertig gemalt; und selbst bei der Dresdener Venus denken manche an Tizians Mitarbeit.

Wenn wir der Publikation zu den bisherigen Freunden zahlreiche neue wünschen, so brauchen wir wohl kaum zu bemerken, daß der Tizian-Band kein Familienbuch sein kann, noch will. Dr. Jos. Popp.

Kralik, Richard v., **Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst.** Drei Vorträge. Wien, Anton Schroll & Cie. 107 S. 4°. Mk. 2.50.

Der Verfasser gehört zu den allseitigsten, originellsten und mutigsten Denkern, die auf unserer Seite ästhetische Probleme behandeln. Er ist dabei weder für sich, noch für die Sache schon zur abschließenden Reife durchgedrungen, wird aber trotzdem, ich möchte beinahe sagen eben dadurch, wertvoll für unsere Forschung. Gerade das vorliegende Buch beweist, wie ein vorurteilsloses Herantreten an die heutige Kunst selbst einen solchen Idealisten wie Kralik real macht, d. h. zum Geständnis der Unzulänglichkeit unserer bisherigen Schönheitsnormen und ihrer Art, Schaffende und Geschaffenes zu er-

Digitized by Google

fassen und weiteren Kreisen zu vermitteln, zwingt. Man kommt mit der metaphysischen Ästhetik nicht in das Wesen der heutigen Kunst hinein, weil diese unter teilweise anderen Voraussetzungen, in anderen Absichten und mit neuen Mitteln arbeitet. Deshalb lehnt Kralik eine solche Ästhetik überhaupt ab. Er geht hierin wohl zu weit, wenn er dies als absolute Forderung aufstellt, hat aber unbedingt Recht und verdient um dessentwillen hohes Lob, wenn er für die Gegenwart und eine noch ziemlich ferne Zukunft eine idealistische Schönheitslehre abweist. Auch die Mischung in Gietmanns Auffassung führt nicht zum Ziel; sie hält uns durch ihre ungenügende Beimischung des Realen sogar auf. — Kralik spitzt alles auf die künstlerische Persönlichkeit zu! Das ist das ganz köstliche positive Resultat seiner neuesten Arbeit, um derentwillen wir ihm die geistreiche, aber zu gewalttätige historische Einleitung gerne nachsehen. Das dritte wertvolle Element, das Kralik mit Schärfe und Begeisterung herausstellt, ist die Bedeutung der Kunst überhaupt im Organismus der Kultur und in der Gesamtheit des menschlichen Lebens. — Im einzelnen erweist er sich als einen verständnisvollen Kenner der guten Moderne, der er die Wege ebnen will. Wir sind in mancherlei Punkten nicht seiner Anschauung; allein das fällt wenig ins Gewicht gegenüber den mächtigen Leitsätzen der ganzen Schrift; überdies ist für das Detail dieses Gebietes vorläufig noch keine allzu übereinstimmende Meinung zu erzielen. Deshalb und weil wir Kralik auch sonst hiezu als den Berufenen erachten, möchten wir den Wunsch aussprechen: Er wolle alle seine Kraft darauf konzentrieren, diesen Aufriß zum Ausbau zu führen! Wir brauchen gerade für die bildenden Künste Führer; in der Literatur sind wir bereits über das Schwierigste glücklich hinausgekommen.

München. Dr. Jos. Popp.

Kirchengeschichte.

Kirsch, Prof. Dr. J. P., und **Luksch**, Prof. Dr. V., **Illustrierte Geschichte der Katholischen Kirche.** Herausgeg. von der Österreichischen Leo-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Lfg. 7—13. Preis je Mk. 1.—.

Mit Riesenschritten rückt dies herrliche Werk voran. Sieben weitere Lieferungen kann ich heute anzeigen. Mit Lieferung 9 beendet Prof. Kirsch seine Aufgabe, die Darstellung der Kirche in der Alten Welt. In der folgenden Lieferung beginnt der zweite Teil von Prof. Luksch, der die Kirche unter der abendländischen Völkergesellschaft schildert. Mit Freuden können wir feststellen, daß beide Herren Verfasser an Knappheit und Klarheit der Darstellung unübertroffen sind. Selbst so schwierige Kapitel wie die dogmatischen Streitigkeiten über die Person Christi, die dereinst die alte Kirche so tief aufwühlten, finden allgemein verständliche Besprechung. Die Kapitel, die des Mönchtums Entwicklung, die Völkerwanderung und ihre Folgen, die Ausbreitung des Christentums nach Norden und Osten schildern, bedeuten ebensoviel Glanzpunkte der prächtigen Darstellung. Dazu der tadellose Bilderschmuck! Das Werk wird mit seinen reichen Illustrationen, die den Text stetig sorgfältig begleiten, ein kleines Kompendium christlicher Kunst. Die verschiedenen kirchlichen Baustile des Morgen- und Abendlandes treten uns in ihren Hauptvertretern in vollendeter Illustration entgegen. Und auch die Kleinkunst kommt zu ihrem Rechte: man betrachte nur einmal den Einbanddeckel des Codex aureus von St. Emmeram, der der 9. Lieferung beiliegt: fast jede Einzelheit ist prächtig herausgekommen. Die 13. Lieferung führt uns bis in die große Zeit kirchlicher Reform, die sich vor allem an den Namen

Digitized by Google

des Klosters Cluny knüpft. Hier schließt der Text der zweiten Lieferung an, die als Probe des zweiten Teiles vorausgeschickt worden war. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das Werk in den angegebenen Grenzen abgeschlossen werden wird. Ich empfehle es nochmals aufs eindringlichste. Es ist der Gesellschaft würdig, die es herausgibt und des Verlages, der es herausbringt.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Vermischtes.

National-religiöse Volksbühnen und der Regensburger Katholikentag. Als P. Pöllmann den im 11. Hefte des vorigen Jahrgangs der „L. W." abgedruckten Aufruf an den Regensburger Katholikentag veröffentlicht hatte, da dachte sich wohl mancher Kunstfreund: Wieder ein Schritt vorwärts! Die Angelegenheit ist jedenfalls so gut vorbereitet, daß die Regensburger Versammlung die vorgeschlagene Organisation zur Errichtung national-religiöser Volksbühnen ohne weiteres bestätigen und gutheißen kann, auf daß dann die praktische Arbeit beginne. Leider wurde nun aber die wichtige Angelegenheit infolge verschiedener unglücklicher Umstände so verpfuscht, das nichts mehr zu retten war. Vor allem war es schon mißlich, daß P. Pöllmann seinen Antrag nicht, wie erforderlich, persönlich vertreten konnte. Es hätten sich aber, trotzdem er niemand offiziell mit seiner Vertretung beauftragt hatte, dennoch Leute gefunden, die den Antrag ihrerseits aufgenommen und vertreten hätten, wenn er nicht in folgender zusammengeschrumpfter Fassung vorgelegen hätte: „Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands möge das Augenmerk ihrer Nachfolgerinnen auf die Errichtung national-religiöser Volksbühnen hinlenken, indem sie den Auftrag zu einer umsichtigen Prüfung dieser wichtigsten Frage einem Ausschuß erteilt, aus dessen Schoß ein Redner für den 52. Katholikentag zum Vortrag zu bestimmen ist." Und dabei war dieser Satz noch in einen anderen Antrag hineingeraten, aus dem er erst herausgelöst werden mußte! Es sollte also ein Ausschuß gebildet werden. Leider waren aber keine Persönlichkeiten genannt, aus denen er sich hätte zusammensetzen sollen. Bei der Schnelligkeit, mit der auf Katholikentagen gearbeitet werden muß, ging es doch nicht an, erst in der Welt herumzutelegraphieren, ob der oder jener bereit wäre, in diesen Ausschuß einzutreten. Auch die Namen, die einem da im letzten Augenblicke einfallen, dürften nicht so glücklich gewählt sein, wie wenn die Liste der Mitglieder vorher reiflich erwogen ist. Man hätte vorgeschlagene Persönlichkeiten in den gewünschten Ausschuß wählen resp. bestätigen können, aber man konnte sie bei der raschen Abwicklung der Geschäfte nicht erst suchen. Ferner ging es nicht an, einen Redner über die Sache für den nächsten Katholikentag zu bestimmen, oder einen Ausschuß mit der Befugnis der Wahl eines solchen einzusetzen. Die Auswahl der Redner ist jeweils Sache des Lokalkomitees, dem nicht vorgegriffen werden darf. Bei dieser Sachlage war also mit dem vorliegenden Antrage nicht viel anzufangen. Ihn gänzlich umzuändern ging bei der knappen Zeit auch nicht an und wäre schon statutengemäß kaum zulässig gewesen. So blieb nichts übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen. Und daß es so kam, war vielleicht gut. Denn wenn auch für die nächste Tagung ein offizieller Redner bestimmt worden wäre, so würde damit wenig gewonnen sein, und das, worauf es ankommt, nämlich die Organisation, wäre nur hinausgezögert worden. Meines Erachtens muß die Sache anders angepackt werden, wenn die Bestrebungen mit Erfolg gekrönt sein sollen. Der Katholikentag kann hier nicht die Initiative ergreifen. Kenner der Verhältnisse

Digitized by Google

werden das verstehen. Es muß ungefähr so vorgegangen werden: Alle diejenigen, die der Sache zustimmen, schließen sich untereinander zu einem Verein zusammen, dessen Gründung P. Pöllmann als Initiator und Anreger in die Hände nehmen möge. Ist so eine Organisation geschaffen und erweist sie sich als lebensfähig und ihrer Aufgabe gewachsen, so kann sie vor den nächsten Katholikentag treten und ihr Programm entwickeln. Derselbe wird dann nicht zögern, die Bestrebungen dieses Vereins mit seiner Autorität zu unterstützen, ihn zu popularisieren und ihm Mitglieder zuzuführen. Möge daher in dieser Sache nur dann wieder an den Katholikentag herangetreten werden, wenn eine Organisation mit festem Programm geschaffen ist. Denn selbst in dem Falle, daß eine Resolution zugunsten der Bestrebungen für national-religiöse Volksbühnen angenommen würde, so nützte das ohne Organisation gar nichts und verwehte erfolglos im Winde. L.

Dr. Huppert über Belletristik. Daß der Wert der Belletristik für das Leben und Denken, überhaupt die ganze Kultur, auch im katholischen Deutschland immer besser erkannt wird, beweist der Umstand, daß auch auf der heurigen Katholikenversammlung wieder ein Redner für Belletristik aufgestellt war. Die Wahl des Herrn Dr. Huppert aus Köln war entschieden eine glückliche zu nennen, um so mehr als Dr. H. schon auf früheren Tagungen den gleichen Gegenstand vertreten hatte. Mit der Rede, die er in der 2. öffentlichen Versammlung hielt, konnten die Freunde einer künstlerischen Belletristik wohl zufrieden sein. Nachdem er sich gegen die Schmutzliteratur gewandt hatte, die ja ebenso die Feindin wahrer Kunst, wie der öffentlichen Wohlfahrt ist, ging er auf die historischen Grundlagen der heutigen Literatur ein und bezeichnete es als Mißgriff, daß die katholischen Schriftsteller die Revolution in der Literatur nicht mitgemacht hätten. Sie hätten eben die ganze Bewegung mit einer unerfreulichen Begleiterscheinung verwechselt und wären „auf den blumigen Pfaden der Romantik“ ruhig weitergewandelt. Das sei zwar erklärlich, aber bedauerlich. Sodann trat er für die Freiheit der Schriftsteller ein, auch zeitgemäße Probleme behandeln und Sittengemälde entwerfen zu dürfen. Und weiterhin führte er aus: „Wie kommen wir weiter? Wenn wir alle einig zusammenstehen: Schriftsteller, Kritiker, Publikum. Und das wollen wir. Dazu soll uns ein echter Korpsgeist beseelen. Wenn ich heute zurückschaue auf die Generalversammlung in Krefeld, vor der gerade das Wort gefallen war, die kath. Belletristik stände nicht auf der Höhe der Zeit, dann darf ich heute mit Stolz konstatieren: Wir sind weiter gekommen seit 1898. Und wir werden ganz sicher weiter kommen, wenn wir alle zusammenstehen, wenn ein jeder in seiner Weise arbeitet, die von christlichen, von katholischen Anschauungen getragene belletristische Literatur einer Blüteperiode entgegenzuführen.“ Zum Schluß rief der Redner dann: „Weg mit dem Schmutz! Gute Familienlektüre! Künstlerische Belletristik!“ Damit können wir ihm nur beistimmen, wie wir überhaupt wünschen, die Rede möge in weiteren Kreisen Beachtung finden. Leider fehlt es ja noch überall. Solange pathologische Schimpfbroschüren in kath. Blättern eine breitere Behandlung finden als das bedeutsamste literarhistorische Werk, ist noch manches nicht so, wie es sein sollte. Doch gehen wir an dieser Stelle auf die vielen unerquicklichen Zustände in unserm Literaturleben nicht näher ein! Wenn jeder einzelne bemüht ist, an sich und den Verhältnissen zu bessern, so viel in seinen Kräften steht, so wird und muß es immer besser werden. L. v. R.

Digitized by Google

Die christliche Kunst. Unter diesem Titel erscheint laut Prospekt der „Gesellschaft für christliche Kunst m. b. H." in deren Verlag eine neue „Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst in Gegenwart und Vergangenheit, sowie für das gesamte Kunstleben". Damit scheinen die Bestrebungen zur Gründung einer katholischen Kunstzeitschrift größeren Stils ihre Erfüllung gefunden zu haben. Ob die an eine solche Zeitschrift geknüpften Erwartungen jetzt befriedigt werden, wird nach Erscheinen der ersten Hefte bald zu konstatieren sein. Der Preis der Zeitschrift ist auf jährlich Mk. 12.— (Einzelheft Mk. 1.25) festgesetzt. Was die in den ersten Tagen des Oktober zu Trier tagende Generalversammlung der „Gesellschaft für christl. Kunst" zu diesem Prävenire-Spielen der G. m. b. H. sagen wird, bleibt noch abzuwarten.

Fernsprecher.

An Mehrere. Sie berufen sich darauf, daß Gedichte, die von uns abgelehnt wurden, gleich darauf in anderen Organen — Sie nennen die „Dichterstimmen" — Aufnahme fanden. Wir müssen eben andere, strengere Maßstäbe anlegen und haben auch nicht soviel Raum für Lyrik zur Verfügung wie rein lyrische Blätter, da der Schwerpunkt der „Lit. Warte" auf literarisch-kritischem Gebiete liegt.

E. K. in K. Sie fragen: „Dürfen katholische Schriftsteller in ganz oder teilweise gegnerische Blätter belletristische Beiträge liefern?" Solange sie von der Mitarbeit an katholischen Blättern noch nicht leben können, wird ihnen das wohl niemand verbieten dürfen.

A. M. in W. Wir empfehlen Ihnen das „Ateneo" in Turin.

Zur gefl. Beachtung!

Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte" bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an Herrn Dr. Anton Lohr in München, Bothmerstraße 16/I, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezension bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11, und alles, was für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" bestimmt ist, ausschließlich an den Schriftführer Herrn Carl Conte Scapinelli in München, Franziskanerstraße 14, zu adressieren.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München, Bothmerstr. 16/I. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. November 1904 = Heft 2

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Von unsern Klassikern

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München

Eine Freude ist es für den Kenner des deutschen Schrifttums, wenn die immer neuen Ausgaben der Klassiker ihm beweisen, daß diese Dichter trotz aller Moderne noch lange nicht abgehaust haben. Sie sind ja zum Teile Leute einer vergangenen Zeit und müssen aus ihrer Zeit heraus verstanden werden. Aber ich meine, so wenig Mozarts Musik veraltet, so wenig können es unserer Klassiker Meisterwerke: klassisch ist das, was nicht veraltet, hat man erklärt. Und das, was nicht veraltet, beruht halt doch schließlich auf der künstlerischen Persönlichkeit dessen, der es geschaffen.

So hat man in einzelnen Kreisen zeitweilig gegen Schiller gewütet. Vorbei! Man ist ruhiger geworden. Man mag mit kritischem Blicke so manches an seinem Schaffen sehen, was Tadel verträgt; aber im ganzen weiß man ihn doch immer wieder zu schätzen, man kann gar nicht anders. Und ich kann mir keinen denken, der nicht Freude haben müßte an der neuen schönen Ausgabe, die Cotta uns schenkt. Mein Wunsch, es möge auch hier Schiller an die Seite Goethes treten, hat sich rasch und glänzend erfüllt. Das Zentennarium seines Todes soll die Säkularausgabe in sechzehn Bänden abgeschlossen sehen.[1])

Mir liegen vier Bände vor, deren erster der Gedichte ersten Teil bietet; Eduard von der Hellen hat die Ausgabe besorgt. Wer bisher Schillers Gedichte aufschlug, der sah die drei „Perioden" als Einteilungsgrund — ein Wort, das mich schon ärgerte als angehenden Lateinschüler, als ich seinen Sinn noch gar

[1]) Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Stuttgart und Berlin, J. G Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Jeder Band Mk. 1.20 [2.—.] Bd. 1: Gedichte I (Eduard von der Hellen) Bd. 4: Don Carlos (Richard Weißenfels), Bd. 6: Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans (Julius Petersen), Bd. 7: Die Braut von Messina. Tell. Semele. Menschenfeind Huldigung der Künste (Oskar Walzel).

Digitized by Google

nicht verstand. Hier ist endlich einmal die gutgemeinte, aber schlecht beratene Anordnung Freund Körners beiseite gesetzt und eine ältere Ordnung vorgezogen worden, die Schiller selber im Jahre 1804 für eine geplante Prachtausgabe vorgenommen. In vier Bücher gliedert sich jetzt die Sammlung, deren erstes und zweites die Lieder und Balladen, deren drittes und viertes die Gedankenlyrik, jenes im antiken Metrum, dieses in Reimstrophen enthält. Ein Anhang gibt Gedichte, die aus den Ausgaben von 1800 und 1803 gestrichen wurden.

Jetzt liegt das Werk des Lyrikers Schiller ganz anders vor uns. Jetzt zeigt es sich, ähnlich wie Goethes unvergleichlich geordnete Gedichte, als ganze, schöne Einheit — und wir dürfen wohl hoffen, daß die „Perioden" für immer überwunden sind. Schon dieser eine Band, den Schillers Bild nach Danneckers bekannter Büste schmückt, ist eine außerordentlich wertvolle Gabe, geeignet, den Lyriker Schiller in ganz neuem Lichte erscheinen zu lassen, da man nicht mehr durch die bunt durcheinander gewürfelten Gedichte der verschiedensten Gattungen mühsam das verbindende Band suchen muß.

Die Bände vier, sechs und sieben bringen die Meisterwerke des Dramatikers mit Ausnahme des Wallenstein, dem jedenfalls der fünfte Band zugedacht ist. Auch hier gebührt dem Texte und den Einleitungen alles Lob. Es fehlt nicht an ruhiger Kritik — man lese die Parallele der Technik Schillers und Ibsens, die Walzel (Bd. 7, S. XI) gibt, ohne einem der beiden Dichter einseitig zu nahe zu treten. Aber im ganzen herrscht die ungetrübte Verehrung ohne übertriebene Verhimmelung. Daß sich Petersen im sechsten Bande wiederholt verpflichtet fühlt, den Dichter von allem Verdachte des bösen Katholisierens freizusprechen, könnte uns heiter stimmen, wüßten wir nicht, daß auf katholischer Seite aus Stellen wie Mortimers bekannter Rede viel zu weit gehende Schlüsse gezogen werden. Mit weit unbehaglicheren Gefühlen verzeichnen wir die Tatsache, daß die Redensarten von „fanatischen Priestern" und namentlich von sittlich bedenklichen „kirchlichen Praktiken" in den Anmerkungen zu Don Carlos (z. B. S. 323) einfach und ohne jede Einschränkung so erwähnt werden, wie man sie sich zur Zeit der seichten Aufklärung eben vorstellte. Von einem wissenschaftlich gebildeten Manne unserer Tage kann man doch unmöglich annehmen, daß er an all diese Schauermärchen glaubt. Uns aber, die wir uns redlich abmühen, das ehrliche Zusammenarbeiten der nun einmal im Glauben getrennten Volksgenossen auf nationalem Boden zu fördern, wird durch eine derartige Behandlungsweise die Arbeit erschwert und die Freude am gemeinsamen Besitze getrübt. Es tut mir sehr leid, das aussprechen zu müssen, aber die Sache will's.

Die Jubiläumsausgabe der Werke Goethes rückt gleichfalls rüstig vorwärts. Von den geplanten vierzig Bänden liegen bereits neunzehn vor. Richard M. Meyer beendet in Band 24 und 25 die Herausgabe von „Dichtung und Wahrheit" und Wolfgang von Öttingen in Band 35 die Schriften zur Kunst mit dem dritten Teile, beide in der schon früher anerkannten

Digitized by Google

vorzüglichen Weise. Im 17. und 18. Bande bietet uns Wilhelm Creizenach „Wilhelm Meisters Lehrjahre". So ganz warm bin ich bei seiner Einleitung nicht geworden. Man wird kaum einen direkten Tadel auszusprechen haben, die Einleitung trägt alles Bedeutsame mit großer Sorgfalt zusammen, hie und da hilft auch die Vermutung ein bischen nach, um Lücken in der Entstehungsgeschichte zu erklären. Das eigentlich Persönliche könnte wohl noch besser herausgearbeitet sein. Creizenachs Arbeit ist die des Gelehrten, und als solche vorzüglich. Wer aber mit der Notwendigkeit zu rechnen hat, solche Werke in weitere Kreise zu bringen und weiß, auf wie viele Hindernisse man dabei stößt, der wünscht sich noch etwas mehr von der Arbeit, die Franz Muncker zu den „Wahlverwandtschaften" in so trefflicher Weise geboten hat. Und gerade eine Ausgabe wie diese fordert solche Einleitungen.

Höchste Anerkennung gebührt unter allen Umständen der Firma Cotta, die der Ehre, die sie als erster Klassikerverlag genießt, in so glänzender Weise die schuldigen Opfer zu bringen weiß.

Von ihrer Bibliothek der Weltliteratur[1]) ist unter den Neuerscheinungen besonders die Hebbel-Ausgabe zu nennen, die bis jetzt fünf Bände umfaßt, deren erster die Gedichte, der zweite bis vierte die Dramen, der fünfte Novellen und Erzählungen, ferner das Stück Selbstbiographie „Meine Kindheit" und Schriften zur Theorie der Kunst umfaßt. Mit großer Liebe sind die Einleitungen Richard Specht's geschrieben, vielleicht an einzelnen Stellen mit etwas zu viel Vorliebe für den Dichter. Aber wer tiefer in Hebbels Eigenart eingedrungen, findet das zum mindesten nicht unbegreiflich. Ich weise sehr gerne empfehlend auf diese Ausgabe hin, der es in manchen Stücken entschieden zum Vorteile dient, daß sie nicht die allererste war.

Neben Cotta hat sich in den letzten Jahren ganz besonders Max Hesses Verlag in Leipzig als Klassikerverlag hervorgetan. Max Hesses Neue Leipziger Klassikerausgaben und seine Volksbücherei treten unmittelbar neben Cottas Bibliothek der Weltliteratur und Cottas Handbibliothek. Von Volksbücherei und Handbibliothek wird an anderer Stelle zu sprechen sein; was sie bringen, stammt natürlich nicht alles von unsern Klassikern. Wohl aber dürfen die „Meisterwerke der deutschen Bühne"[2]), die Professor Dr. Georg Witkowski bei Max Hesse herausgibt, nicht unerwähnt bleiben. Es sind Unterrichtsmittel allerersten Ranges, die vor allem das eine im Auge haben, den Leser oder Zuschauer zu eigener Geistesarbeit heranzuziehen. Notizblätter mit wenigen Stichworten laden ihn ein, seine eigenen „Eindrücke und Betrachtungen" aufzuzeichnen: hoffentlich wird davon recht viel Gebrauch gemacht. Ein anregender, von Pedanterie freier Lehrer kann Großes mit diesem Hilfsmittel erzielen. Die Einleitungen geben — gleichfalls nach Stichworten wie Entstehung, Stoff, Gliederung, Charaktere, Bühnengeschichte, Literatur — in knapper und klarer Sprache alles Wissenswerte,

[1]) Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. Jeder Band Mk. 1.—.
[2]) Jeder Band Mk. 0.30 [0.50].

Digitized by Google

alles was zur Vorbereitung dient. Diese Einleitungen sind fast durchweg von hervorragenden Fachgelehrten geschrieben, so die zu Hebbels Nibelungen[1]), die mir eben vorliegen, von Richard Maria Werner, dem Herausgeber der großen kritischen Ausgabe der Werke Hebbels. Mögen die kleinen wohlfeilen Heftchen recht fleißig benützt werden.

An neuen Klassikerausgaben aus Hesses Verlag habe ich Hermann Kurz und Friedrich Halm zu verzeichnen, bei jenem sind es die sämtlichen Werke in zwölf Bänden (drei Leinenbänden), bei diesem ausgewählte Werke in vier Bänden (ein Leinenband). Bei Kurz, den Hermann Fischer herausgibt, ist die Bezeichnung „Sämtliche Werke" nicht eben zutreffend[2]); seine sehr verdienstvolle Übersetzung Gottfrieds von Straßburg z. B. ist in den vorliegenden Bänden nicht enthalten. Das soll an sich kein Tadel sein, da nach der vorzüglichen Arbeit von Wilh. Hertz nur wenige mehr nach Kurz greifen werden; aber es darf immerhin gesagt werden.

Kurz gehört ja nur noch im weiteren Sinne zu den Klassikern, er lebte 1813—1873. Aber er ist eine liebenswürdige Erscheinung, ein Volksschriftsteller im guten Sinne, dessen Werke gelesen zu werden verdienen; und darum hat es mich gefreut, daß sie uns in dieser handlichen Ausgabe dargeboten werden. Mit großer Liebe hat der Herausgeber das Bild des Mannes gezeichnet, „dessen Leben ein Kampf mit widrigen Umständen gewesen ist". Die Einleitungen zu den einzelnen Werken geben knapp die bei der Herausgabe befolgten Grundsätze an.

Für Friedrich Halm, wie sich bekanntlich der Reichsfreiherr Eligius von Münch-Bellinghausen als Dichter nannte, habe ich persönlich niemals besondere Vorliebe aufgebracht. Aber der Historiker begrüßt selbstverständlich immer dankbarst neue handliche Ausgaben. Und die Ausgabe als solche, die Anton Schlossar besorgt, verdient Lob. Er hat seines Helden Leben — zum „Helden" wird ihm der Dichter gelegentlich — mit Wärme und Ausführlichkeit geschildert und den einzelnen Werken, die recht gut ausgewählt sind, knappe, aber genügende Einleitungen vorausgeschickt. Der „Fechter von Ravenna" und der „Sohn der Wildnis", selbst die von Vilmar so energisch abgelehnte „Griseldis", haben noch immer ihre Verehrer; ihnen wird diese Ausgabe willkommen sein. Es ist überhaupt mit Dank anzuerkennen, daß der Verlag den Kreis der Klassiker nicht zu enge zieht.

---

[1]) Heft 29/30. Jede Nr. brosch. 30 Pf., geb. 50 Pfg., Doppel-Nr. geb. 80 Pf.

[2]) Hier muß ich einen lapsus calami notieren, der mir bei Besprechung der Hesseschen Grillparzer-Ausgabe zustieß (Heft 8 des vor. Jahrg. S. 462). Das Wort „reichlich" findet sich nicht auf dem Titelblatte: es muß mir wohl irgend eine Verwechslung untergelaufen sein, und an Anmerkungen, richtiger Fußnoten, fehlt es bei den Gedichten nicht; bei den Dramen, mit denen ich mich dort zumeist beschäftigte, habe ich tatsächlich keine Anmerkungen gefunden, die man doch, wie z. B. bei Cottas Goethe- und Schillerausgaben am Ende des Bandes zusammengestellt zu suchen pflegt. Aber auch die Dramenbände tragen den allgemeinen Titel, der auf die Anmerkungen hinweist; das kann leicht irreführen. Gerne aber stelle ich noch einmal ausdrücklich fest, daß Max Hesses Grillparzer-Ausgabe die vollständigste ist, die bisher erschienen.

Digitized by Google

In der äußeren Ausstattung den Leipziger Ausgaben sehr ähnlich, nur etwas kleiner im Formate, ist eine „Taschenausgabe mit großer Schrift" von Stifters Ausgewählten Werken, die bei Franz Goerlich in Breslau zum Preise von 2 und 3 Mark erschienen ist. Bild und kurze Biographie sind beigegeben, sonst einfacher Textabdruck von einer Reihe der besten Erzählungen Stifters. Papier und Druck sind als gut anzuerkennen. Ein beiliegender Prospekt spricht von „Franz Webers Hausbibliothek"; in dem Stifterbande ist sonst der Name Weber nirgends zu finden.

Weitaus am elegantesten ist die Pantheon-Ausgabe von S. Fischer in Berlin. Aus ihr liegt uns wieder in dem bekannten feinen braunen Lebereinband der zweite Teil des Faust vor. (Mk. 3.—). Otto Pniower hat für Textrevision, Einleitung und Erläuterungen gesorgt. Freilich kann in dem gegebenen knappen Rahmen nicht eben alles gesagt werden, was irgendwer an irgendwelcher Stelle des geheimnisreichen Gedichtes gesagt wünschte; aber was in diesem engen Rahmen möglich war, das ist auch gesagt; und es ist zu hoffen, daß Goethes große Dichtung mit ihrem so mannigfachen Reichtum an innerem Gehalte wie äußerer Schönheit durch eine solch elegante und bequeme Ausgabe immer mehr Leser finde.

Von Schöninghs Textausgaben alter und neuerer Schriftsteller liegen uns die ersten fünfzehn Bändchen vor. Es sind nett kartonnierte Hefte zu dem billigen Preise von 30 bis 40 Pfg. Die Ausstattung, Papier, Druck, Heftung sind entschieden gut zu nennen. Seminardirektor Schulrat Dr. A. Funke und Professor Dr. Schmitz-Mancy werden als Herausgeber der Sammlung genannt; in ihnen haben wir wohl auch die Verfasser der Einleitungen und Anmerkungen zu sehen, da diese sonst keinen Verfassernamen zeigen.

Was nun die Prinzipien der Ausgabe anlangt, so liegt offenbar der Gedanke, praktische, handliche und wohlfeile Schulausgaben zu schaffen, dem ganzen Unternehmen zugrunde. Und dies Ziel ist auch erreicht. Die Einleitungen bestreben sich, über den Stoff der einzelnen Dichtung wie über des Dichters äußere und innere Lage, aus der heraus sie entstanden, knapp und klar zu orientieren. Die Anmerkungen sind ausreichend, manchmal mehr als das in den Erklärungen einzelner Worte; aber hier müssen wir wohl der praktischen Erfahrung der Pädagogen trauen, auch wo wir in Kleinigkeiten ein wenig anders schreiben würden. Falsch ist im Egmont (S. 92, 5. Note zum IV. Akte) die Erklärung Seiger = Zeiger; Uhr wäre richtiger, wie auch aus der beigegebenen philologischen Erläuterung zu Seiger hervorgeht. Auch war mir neu, daß Thalia eine der drei Grazien sei (10. S. 72).

Von Band 12 ab ist durch kleine Nummern im Texte auf die Anmerkungen hingewiesen, was ich gerne vermissen würde. Für ein Kreuzchen in der szenischen Angabe zum Vorspiele der Jungfrau von Orleans (S. 11) und ein Sternchen beim Worte „Agnus Dei" in der Kostümangabe der Maria Stuart (V. Akt 6. Auftr. S. 114) habe ich nirgends die zugehörige Note gefunden.

Digitized by Google

Vertreten ist Schiller mit sechs Bändchen: Braut von Messina (1), Ausgewählte Gedichte (4), Maria Stuart (5), Jungfrau von Orleans (11), Wallenstein (14/15), Goethe mit vier Bändchen: Götz von Berlichingen (2), Hermann und Dorothea (10), Tasso (12), Egmont (13), Lessing mit Nathan (3) und Emilia Galotti (6). Daß die Einleitung zu diesem Drama die Schulfiktion festhält, als habe Lessing hier die Theorien der Hamburgischen Dramaturgie praktisch durchgeführt, sei wenigstens erwähnt — es wird durchaus nicht mehr von jedermann geglaubt. Einzelne Bändchen sind Shakspere: König Lear (7), Grillparzer: Sappho (8) und Uhland: Herzog Ernst (9) gewidmet. In der Einleitung zur Sappho kommt (S. 3) die Wendung vor, Grillparzer sei „neben Friedrich Halm der beste Dramatiker Österreichs". Dagegen muß ich entschieden Einspruch erheben; nicht neben, sondern bedeutend über Halm steht der Dichter der Sappho: zu dieser Einsicht kommt man jetzt doch auch langsam in Norddeutschland, wo man den Wiener Tragöden allerdings bis heute noch nicht recht versteht.

Die Auswahl ist, wie diese Liste zeigt, nicht einseitig oder engherzig zu nennen, und auch die Einleitungen wissen sich sehr ruhig auszusprechen und die dichterische Bedeutsamkeit zu würdigen, wenn sie auf Dinge kommen, die manchen Leuten höchst bedenklich scheinen, zum Exempel die Stellung Klärchens zu Egmont. Das ist sehr zu loben. Der Text ist „purgiert", aber mit Vorsicht und ohne Rigorismus. Ein gedanklicher Bruch ist mir nur aufgefallen in der bekannten Stelle im IV. Gesange von „Hermann und Dorothea", worauf leider auch der Abriß von E. M. Hamann nach P. Baumgartners Vorgang überflüssiger Weise aufmerksam macht. Hier ist durch einfache Streichung des bedenklichen Verses das eine Glied einer Antithese hinausgeworfen, und das wirkt störend.

Ich will den Schulausgaben gegenüber nicht völligen Verzicht auf jede Purgierung verlangen, freue mich vielmehr, daß hier eine sehr schonende Hand gewaltet hat, und empfehle diese Textausgaben aufs beste. Hoffentlich waltet derselbe Geist in der großen Sammlung von Ausgaben deutscher Klassiker mit Erläuterungen, die ebenfalls bei Schöningh erscheint und, so viel ich aus den Ankündigungen ersehen kann, gleichfalls vor allem der Schule dienen will.

Das gleiche Bestreben zeigt schon die Bezeichnung einer weiteren Sammlung: „Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht". Mir liegt davon ein halb Dutzend 1904 neu erschienener Bändchen vor, alle elegant in Leinen gebunden, die im Preise zwischen 90 Pfg. und 1,15 Mk. stehen. Es sind fast durchweg Dichtungen, die dem gewöhnlichen Schulbedarfe etwas ferner stehen, doch wird die Auswahl, wo sie ungewöhnlich erscheint, jeweils gut begründet. Die Erläuterungen sind außerordentlich reichlich und eine Reihe von Winken zu Aufgaben sind jedem Bändchen beigegeben.

Ich verzeichne: „Minna von Barnhelm", herausgegeben von Dr. Heinrich Bockeradt, Direktor des Gymnasiums zu Recklinghausen, Shaksperes „Coriolanus" von Fr. Hölscher, Professor am kgl. Paulinischen Gymnasium zu Münster, „Dichter der Freiheitskriege" von Dr. Adolf Genius, Ober-

Digitized by Google

lehrer in Cleve, Grillparzers „Weh dem, der lügt“ von Dr. Paul Pachaly, Oberlehrer am Lehrerinnenseminar in Potsdam, Otto Ludwigs „Erbförster“ von Franz Kleinsorge, Oberlehrer am Gymnasium in Siegburg, und Wielands „Oberon“ von Dr. Ernst Wasserzieher, Direktor des Lehrerinnenseminars in Neuwied. Wie man sieht, sind die Herausgeber durchweg Schulmänner von Fach.

Die letzten zwei Bändchen haben mich besonders gefreut. Otto Ludwig ist in den Kreisen der Schüler viel zu wenig bekannt; mit Recht geht darum seine Biographie und eine gute Einleitung über „Otto Ludwigs Dramatik“ voraus. Was soll man aber erst zum Oberon sagen! Natürlich ist die Dichtung mehrfach verkürzt — um etwa die Hälfte, was im Vorwort ausdrücklich gesagt wird. Das gefällt mir schon besser als die Purgierung. Aber es wird der Leute genug geben, die trotzdem noch Zeter schreien über den Gedanken, den Oberon zu einer Schulausgabe zu machen. Ich kann mich nicht enthalten, den Herausgeber selber reden zu lassen. Er sagt im Vorwort:

„Von den sechs großen Dichtern des 18. Jahrhunderts, die gewöhnlich mit dem Namen Klassiker bezeichnet werden, ist heute keiner so wenig im Volke lebendig als Wieland. Neunzig Prozent seiner viele Bände umfassenden Werke mögen mit Recht vergessen sein; Oberon verdient dieses Schicksal nicht. Denen, die da glauben ihn entbehren zu können, seien die Worte Goethes zugerufen: „Solange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleibt, wird Oberon als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“

Eine allgemeine Bildung ohne Kenntnis von Wielands Meisterwerk ist unvollständig; es ist zugleich eine Ergänzung und eine Quelle des Verständnisses zu Shaksperes „Sommernachtstraum“ und Karl Maria von Webers Tonschöpfung „Oberon“. Zugleich bietet es dem Leser, der den Homer und die Nibelungen kennt, das einzige Beispiel eines romantischen Epos.

Der heranwachsenden Jugend kann dies herrliche Werk in verkürzter Gestalt dringend ans Herz gelegt werden; besonders die weibliche Jugend (z. B. in Lehrerinnenseminaren) wird sich immer wieder daran ergötzen und erbauen.“ (S. 3 f.)

So weit der Herr Direktor! Ja —: und erbauen! Denn er versteht es — nicht etwa die leichtfertigen Stellen herauszuklauben, sondern hinzuweisen auf das Grundmotiv der Dichtung, die unerschütterliche Treue der beiden Gatten Hüon und Amanda. Er braucht sich darum auch nicht zu scheuen, in der Einleitung (S. 8) vom Agathon zu sagen: „Es war der erste große, bedeutende Roman der deutschen Literatur, von den Zeitgenossen (außer Lessing) aber nicht gebührend anerkannt.“

Und am Ende (S. 189) heißt es noch einmal: „Alles in allem verdient der Oberon wegen seiner eigenartigen Schönheiten, die ihn vor den anderen, bei uns eingebürgerten epischen Dichtungen auszeichnen, wieder mehr als bisher gelesen zu werden. — Möchte diese Ausgabe zur näheren Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Dichter das Ihre beitragen!“

Digitized by Google

Aber Herr Direktor — Sie wohnen am Rheine und wagen es, Wieland zu empfehlen? Und noch dazu in einer Schulausgabe? Respekt vor Ihnen! Wenn Sie von manchen sollten darob gescholten werden, so denken Sie an einen, der an der Isar sitzt: Solamen miseris, socios habuisse malorum. Ich aber schließe heute sehr befriedigt mein Referat von unsern Klassikern.

Dichter und Menschen

Drei neue Gedichtbücher, besprochen von Laurenz Kiesgen in Köln

Wie lange ist's her, daß der Dichter nicht mehr, mit langen, ambrosischen Locken vor der Harfe sitzend, süßen Wohllaut der Saiten Gold entlockt? Oder daß er den Pegasus besteigt und mit vor Entsetzen emporgesträubtem Haar die halsbrecherische Fahrt auf den Parnaß wagte? Oder daß er mit zierlicher Laute in syringenduftigen Lauben sitzt und Rondos und Triolette seufzt? Gott sei Dank, es ist schon recht lange her. Unsere Dichter sind Menschen geworden.

Sie sind nicht mehr das Gespött der Witzblätter. Der naiven Seelen, die da glauben, die Gattung Poet sei ein ganz anders geartetes Menschengeschlecht, sind auch nur herzlich wenige; sie sind so ziemlich ausgestorben mit den Tagen, da die Poeten selbst auf die alten Theaterrequisiten verzichteten, von der Bühne herzhaft ins Leben sprangen und schlecht und recht nichts weiter sein wollten als eben Menschen. Und so sind die Begriffe Dichter und Mensch heutzutage nicht mehr disparate, sondern sich deckende Bezeichnungen.

Selbstverständlich ist der wahre Dichter immer ein rechter Mensch gewesen, ein potenzierter Mensch sozusagen. Das Hinaufsteigen über das wirkliche und wahre Menschentum in eine halbe oder ganze Gottähnlichkeit hat ihm eine bornierte Unkenntnis dichterischer Kraft zugeschrieben, oder wenn es einmal ein Poet selbst wirklich prätendierte, dann war er entweder nicht ganz gescheit oder es war ein raffinierter Charlatan. Aber selbst das Kokettieren mit einer dichterischen Priesterwürde, die sich vom gewöhnlichen Sterblichen und seinem Gehaben bewußt entfernt, ist heute unter den wahren Dichtern immer weniger zu finden; vielmehr wird das völlige Gleichsein mit der übrigen Menschheit von den Poeten stolz und frei betont. Man räumt sogar den Qualitäten des echten Menschen den Vorrang ein: Erst ein Charakter, dann ein Poet.

Digitized by Google

Dieser Ausspruch könnte eigens für Max Bewer geprägt sein, der uns in seinem Künstlerspiegel[1]) eine Persönlichkeit zeigt, die in Charakterfestigkeit und Milde der Gesinnung gleicherweise für sich einnimmt. Max Bewer ist als begeisterter Verehrer Bismarcks und Goethes in manchen seiner früheren Schriften hervorgetreten und hat schon mehr als gelegentlich die Federn der Zeitungsschreiber in Bewegung gesetzt, wenn sein Wort einmal wie der Nagel auf den Fleck getroffen hatte. Hier gibt er uns einen Selbstspiegel und einen Spiegel für andere, treffliche Gedankenpoesie über Gott, Mensch, Kunst und Künstler. Vom Dichter und vom Dichten handelt ein besonderer Abschnitt. Ein passendes Bild von der Art seiner Auffassung hält die Strophe fest:

Wie ein Bauer am Sonntag
Schau' ich gelassen ins Tal,
Einen Halm in den Lippen,
Warm umwogt vom Hauch der Arbeit.

Selbsttätig, protzig und keck; dieser Mann hat keine Zeit, sich mit zitternden Sensationen abzugeben. Was er tut, ist ihm ernste Arbeit, und auch die Kunst ist ihm eine durchaus ernste Sache, kein Spielen mit Gefühlchen. Von der Sittlichkeit und dem Christentum hält er viel; sie sind die Grundpfeiler deutschen Kunstschaffens; ganz im Gegensatz findet er die Anschauung gewisser „Moderner", die er Schiller gegenüberstellt.

Will man heut ein Dichter werden,
Muß man erst in den Kloaken
Lernen, wie die Ferkel quaken,
Und vor allem selbst ein Schwein sein.

Das ist zwar nicht reinlich, aber kräftig und zweifelsohne. Der „Künstlerspiegel" ist kein Buch der vornehmen Langeweile. Er regt an und auf. Seine Dikta verlangen Stellungnahme. Darum wird dies Buch immer wieder hervorgeholt werden und uns immer wieder etwas Neues zu sagen haben, wie ein wohlwollender, gereifter Freund, der an unserer Befreiung von künstlerischen Vorurteilen ein lebendiges Interesse hat, der sein Deutschland und die großen deutschen Männer und Künstler von Herzen liebt und dem auch die religiöse Weihe wohl ansteht.

Bekannter noch als Max Bewer ist Adolf Bartels in der deutschen Literatur. Seine literarhistorischen Bücher, namentlich die Geschichte der neuesten Dichtung, mögen noch so verschiedenartig beurteilt werden, Tatsache ist doch, daß er für die Moderne und deren Entwicklungsgang vielfach sozusagen das erlösende Wort gefunden hat und daß die Mehrzahl der Deutschen die Literatur der Gegenwart mit den Augen Bartels' betrachtet. Jetzt, als Zweiundvierzigjähriger, gibt er seine „Lyrischen Gedichte"[2]) heraus. „Für einen großen Poeten halte ich mich nicht", sagt er im Vorwort. Als Zeitgenosse der Klassiker oder der großen

[1]) Dresden 1904, Goethe-Verlag. 200 S. 8°. Mk. 4.50.
[2]) München 1904, G. D. W. Callwey. 203 S. 8°. Mk. 3.— [4.—].

Digitized by Google

Realisten hätte er Bedenken getragen, diese Verse zu veröffentlichen. „Unter den gegenwärtigen Verhältnissen jedoch scheint mir das Risiko nicht so groß; denn wenn auch zurzeit zweifellos größere Talente als ich existieren, an Höhe und Ernst des Strebens, die in unsern Tagen nicht zu unterschätzen sind, weiß ich mich jedem gleich, und daß ich auch manches erreicht habe, hat mir der Beifall kompetenter Beurteiler und engerer ernster Leserkreise oftmals gezeigt." — Das ist echt Bartels'sche Sprache; stolz und selbstbewußt kann dieser Lyriker übrigens recht wohl sein. Im weiteren gibt das Vorwort ganz interessante Aufschlüsse über des Dichters Schaffen und wir müssen statt weiterer Auszüge alle Verehrer des Literarhistorikers darauf verweisen. Er beweist, daß er auch über seine eigenen Dichtungen den kritischen Maßstab nicht verloren hat, und das will nicht wenig bedeuten.

Bartels Lyrik ist von herbem Charakter, schlicht und gegenständlich, oft etwas knorrig oder von hartem Gepräge. Keller und Hebbel fallen uns ein. Der Grundton ist eine leise Schwermut, die oft an dem Unvermögen, dem reichen Innenleben vollen und treffenden Ausdruck zu geben, neue Nahrung schöpft. Die Heimat — Wesselburen, Hebbels Geburtsstätte — zieht immer wieder sein Herz und seine Liebe mit schmerzlicher Gewalt an sich, obgleich es nicht Rosentage waren, die sie dem Dichter bot. Aber sie sah seine Jugend, war das goldene Land seiner Kindheit, und die Kindheit ist ja eigentlich das poetische Land schlechthin. Dabei zeigt sich das erotische Empfinden unseres Dichters rein und empfindsam, in keiner Weise angekränkelt, gesund und frisch. Mit Recht darf man dem Autor zustimmen, daß in seiner Lyrik „eine Persönlichkeit und ein Leben steckt". Diese Persönlichkeit kämpft mannhaft mit dem Leben und es geht von ihr ein Hauch des Mutes und der Hoffnung aus, der dem Versbuche gewiß solche Leser werben wird, die dem strebenden, ehrlichen Manneworte mehr Sympathien entgegenbringen als der weichlichen, oft weibischen Dekadentenlyrik.

Die Bücher von Bartels und Bewer sind mit den Bildnissen ihrer Verfasser geschmückt.

Reihen wir an diese Verssammlungen mit dem Stempel starker Persönlichkeiten das Buch „Neue Gedichte" von Paul Wertheimer[1]), so tun wir es nicht, um einen Gegensatz zu konstruieren, wiewohl hier die charaktervolle Persönlichkeit weniger betont hervortritt und das dichterische Erlebnis mehr um der Schönheit an und für sich dargestellt erscheint, denn als Ausdruck einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung. Wertheimer will vor allen Dingen Poet sein, und er ist einer. Seine Dichtung als Mittel benutzen, philosophische oder künstlerische Erfahrungen der Welt mitzuteilen, wie es Bewer tut, oder sie mit Bartels gleichsam als Lebensabrechnung wie ein Notwendiges dem Publikum vorzulegen, das fällt ihm nicht ein. Er ist ein glücklicher Dichter, der wie ein junger Bursch fröhlich in die Herrlichkeit der Welt hinauswandert, mit hellen Augen ihre bunten Wunder

[1]) München 1904, Georg Müller. 96 S. 8°. Mk. 1.50.

Digitized by Google

schaut, Blumen und Mädel, daneben auch die düsteren Bilder nicht übersieht, und uns nun davon erzählt. Natürlich hat er seine Grundsätze und Lebensmaximen und gelegentlich treten sie zutage, aber er kramt sie nicht besonders aus. Sie sind nicht seine Brille, durch die er alles betrachtet; das ist vielmehr die Poesie selbst, eine bald leichte, bald ernstere anmutige Begabung, die jedem zusagen wird, der nicht mit großen Problemen beim Lesen poetischer Bücher zu tun haben möchte. Die Hauptsache ist ja, daß alle diese Verse gute Poesie sind; man soll keine Lehrgedichte von einem Poeten verlangen, der von sich sagt:

Mein Herz ist süßen Glückes schwer,
Unruhvoll, wo es landet:
Viel weiße Arme hat das Meer,
Darin mein Schifflein strandet.

So ist auch dieser Dichter Mensch vor allem darum, daß er seiner Neigung das rechte Wort zu geben versteht. Er ist ein Troubadour und moderner Poet, ohne daß man vor dem ominösen Worte modern erschrecken müßte oder daß man an Bewers hartes Wort nur zu denken brauchte. In den unten mitgeteilten Proben dieser drei Poeten sind ein paar charakteristische Stücke ausgewählt, die nur den Zweck haben, auf das Ganze begierig zu machen.

Neue Gedichte[1]

1. Von Max Bewer

Kritik des Kritikers

Was ist ein Kritiker? . . . .
Ein dummes Luder,
Nicht eines Trittes mit dem Fuße wert,
Ein Schaf, ein Ochs, sogar ein Pferd,
Wenn nicht in seines Herzens tiefstem Grund
Noch nebenbei ein ganz gemeiner Hund;
Ein Zeilenschinder, der für Geld
Es heut mit dem und morgen jenem hält,
Ein Vieh, das Blödsinn qualmt
Und wie ein Wilder tobt,

[1]) Proben aus den im Artikel „Dichter und Menschen" auf S. 72 ff. dieses Heftes besprochenen Gedichtbänden.

Digitized by Google

Das Höchste stets verfolgt und haßt,
Perfid, charakterlos und roh —
Doch wenn er lobt? . . . .
Ein Mensch, der in die Welt paßt
Comme il faut,
Der einz'ge Kritikus
Von allen in der Stadt,
Der von der Kunst gottlob
Doch eine Ahnung hat!

Philosoph und Künstler

Wie nur ein Kind in seinem Arm
Die Puppe lieben kann,
So sieht die Welt ein Künstler warm
Mit vollem Herzen an;
Mit bunten Kleidern schmückt er sie,
Mit seidnem Hut und Schuh,
Und raunt ihr voller Phantasie
Die schönsten Dinge zu;
Der Philosoph will Gründe sehn,
Setzt kalt sein Messer an,
Bis er was drin ist: Hobelspän
Und Sägmehl, sehen kann!

Künstler und Philister

Die Kunst ist nur ein Luxustand,
Die kann der Mensch entbehren,
So spricht der biedre Hausverstand,
An Würden schwer und Ehren.

Geschmückt strahlt wie vom Juwelier
Des Abendhimmels Ferne,
Und dennoch lebt so manches Tier
Vergnügt auch ohne Sterne!

Entbehrlich ist in Wald und Flur
Der Vöglein hold Geflüster,
Notwendig dünkt in der Natur
Allein sich der Philister!

Entbehrlich ist im Weltenraum
Selbst unsres Erdballs Treiben,
Doch das im Ernst ist denkbar kaum,
Wo soll Herr Meyer bleiben? . . .

Die Kunst Gottes

Ein Bild, in dem kein Schatten ist,
Kann man unmöglich malen,
Drum, weil auch Gott ein Künstler ist,
Muß Glück durch Unglück strahlen;
So wölkt der Leiden Dunkelheit
Durch unsres Lebens Fröhlichkeit;
Warum, das bleibt uns oft verhüllt,
Vor Gott ist es ein schönes Bild!

Digitized by Google

Zweierlei Kunstgesicht

Wie sie schielen, wie sie schnüffeln,
Alle Ecken aus und ein,
Um in ihren neu'sten Werken
Ganz naturgetreu zu sein;
Alles wird genau studieret
Auf Gestalt und auf Geruch,
Um die Liebe zu probieren,
Treiben sie selbst Ehebruch;
Ja, das Schmutzigste zu schildern,
Ist für sie ein Künstlersieg,
Während vor Homer, dem Blinden,
Venus aus dem Schaume stieg!

2. Von Adolf Bartels

Fastnacht

Es ist des Frühlings erster Hauch
Der stille Schürer eurer Lust.
O, seinen Segen spür' ich auch
Und bin mir leisen Glücks bewußt.
Doch wo ihr in die Lüfte schreit,
Da bleib' ich innig froh und still;
Das ist die echte Heiterkeit,
Die flackern nicht, die leuchten will.

Und wenn die tolle Lust versank,
Im Glas nur noch ein schaler Rest,
Dann weih' ich meinen Feuertrank
Dem ewig neuen Frühlingsfest.

Die Nacht

Die heil'ge Nacht ist wiederkommen,
Die Nacht, die ewig wunderbar.
Ich atme wieder süßbeklommen
Den Duft von ihrem feuchten Haar.
Sie steigt herauf aus blauem Meere
Und schreitet durch die Lande weit,
Den Himmel streift ihr Haupt, das hehre,
Und rührt sein strahlend Sternenkleid.

Und wenn die Sterne leis' erbeben,
So spür' ich zitternd auch mein Sein —
O, wie erscheint ein Menschenleben
So voll, so leer, so groß, so klein!

Digitized by Google

An Klaus Groth

Als ich zum letzten Mal dich sah
Bei einer kurzen Rast im Norden,
Da warst du deinen Achtzig nah,
Ich fünfunddreißig kaum geworden.

Und wie auf elf der Zeiger stand
Und Müdigkeit den Gast verscheuchte,
Nahmst du die Lampe in die Hand,
Daß sie mir durch den Garten leuchte.

So standest du im hellsten Licht —
Ich ging, doch immer rückwärts lugend,
Und dacht': Vergiß die Stunde nicht!
Vom Alter scheidet so die Jugend.

Und stets noch kann ich so dich sehn
Und hab' es immer neu empfunden:
Du wirst noch lang im Lichte stehn,
Wenn ich im Dunkel längst verschwunden.

3. Von Paul Wertheimer

Brunnen im Abend

Wir sind alle wie tiefe Bronnen:
Jeder trägt seine Welt verborgen; —
Sterne und Morgensonnen,
Bunte Lichter,
Viele Gesichter,
Lachend und voll Schwermutsorgen.
Jeder Brunnen ist ganz allein
Und versteht es kaum —
Was der andre im Traum
Murmelt im Abend-Dämmerschein.

Fäden

Viele Fäden gleiten
Zwischen mir und dir,
Lustig-feine Saiten,
Drauf die Wünsche schreiten
Zwischen mir und dir.

Und aus Hin und Wider
Wie die Fäden ziehn,
Web' ich meiner Lieder
Seidenes Gefieder
In das Dämmer hin.

Digitized by Google

Tragödie

„Den Franz laſſ' ich Doktor ſtudieren,
Der ſoll mir in die Stadt —
Und müßt' ich vor Hunger krepieren
Und eſſ' ich mich nimmer ſatt."

Der Bauer ſchaffte vom Morgen
Bis in den grauen Tag;
Zur Nacht die dürre Sorge
In ſeinem Bette lag.

. . Wie der Franz an das Vaterhaus pochte,
Da war er allen fremd;
Aß nicht mehr, was man da kochte,
Und trug ein ſteifes Hemd.

Und höhnte die alten Sitten
Und höhnte das Gotteshaus —
Da ſchritt der Alte inmitten
Der Nacht zum Feld hinaus.

Den Spaten packt' er mit Beben,
Den um den Sohn er geführt.
Er hat noch des Schweißes Kleben
Am harten Griff geſpürt.

Schrie auf mit Gram-Geberde
Und raufte das welke Haar;
Er warf den Spaten zur Erde,
Bis der zerbrochen war.

Den wollte er nicht mehr haben,
Der ſollte ihm nicht mehr dienen —
Der hatte nur tiefer gegraben
Den Abgrund zwiſchen ihnen!

Digitized by Google

Prinz Emil von Schönaich-Carolath

Literarische Skizze von Dr. A. Lohr

(Schluß)

Nun folgt eine zehnjährige Pause im Schaffen des Dichters (1884—94). Er hat mit seiner Jugend und ihren Stürmen jetzt völlig abgeschlossen. 1887 gründet er eine Familie und übernimmt bald nachher die mütterlicherseits überkommene Fideikommißbesitzung Haseldorf in Schleswig-Holstein zur Bewirtschaftung. Familienglück und Arbeit bilden hier die Sterne seines Lebens. Lange schweigt er, denn die Erfüllung, das Glück, macht stumm. Ein Dichter wie Carolath redet aber nur unter dem Zwange starker innerer Erregung und Nötigung. Ein Kleinerer hätte sich wohl überhaupt am häuslichen Herde genügen lassen und in der peinlichen Erfüllung seiner privaten, politischen und sozialen Pflichten einen befriedigenden Lebensinhalt gefunden. Nicht so Schönaich-Carolath. Das Feuer der Nächstenliebe, das sein einstig Weh hat anzünden helfen, es sucht zu entflammen, zu wärmen, zu brennen. Der Dichter sieht seine Mitmenschen, sein Vaterland in Gefahr. Er sieht die finsteren Gewalten des Unglaubens, der Selbstsucht, der Gesinnungslosigkeit, des Kastengeistes frisch am Werk, unser Volk zu verderben. Er beobachtet, wie die „satten" Kreise eine empörende Gleichgültigkeit, ja sogar Abneigung, gegen dringende soziale Reformen an den Tag legen; mit Schrecken nimmt er die immer mehr Platz greifende Gottlosigkeit wahr. Und sein Haß und seine Liebe sind werktätig. Und weil er keine Peitsche nehmen und, heiligen Zornes voll, die finsteren, zerstörenden Mächte aus dem Tempel des deutschen Vaterlandes hinauspeitschen kann, so greift er zur Feder und sucht das deutsche Volk aufzurütteln aus dem Materialismus, in den es vielfach zu versinken droht, und es hinzuführen zu einer Wiedergeburt in Gott, und damit zusammenhängend, zu werktätiger Nächstenliebe. Seine Schriften sind Tat und Leben. Er ist ein größerer Prophet als Tolstoi, der Abkehr von der modernen Kultur predigt. Schönaich-Carolath ist positiv. Er will Weiterführung, Höherhebung dieser Kultur; und in Christo und seinem Geiste muß diese Erneuerung vor sich gehen. Er will durch seine Kritik der bestehenden Zustände nur bessern, nicht nörgeln, nicht erbittern. Im „Adeligen Tod" sagt er in dieser Hinsicht: „Es muß innerhalb eines jeden Volkes Menschen geben, denen Gesetze, Regierung, Sitten nicht genügen, die nicht zum allgemeinen Dorfteiche schreiten, sondern rücksichtslos, unerschrocken neuen Wasserquellen nachspüren und sich auf ihren Wegen durch keine Ungnade, durch keinerlei Anfeindung abschrecken lassen. Diese Leute sind Wahrheitssucher, sie stammen als solche ein wenig von den alttestamentlichen Propheten ab. Was sie suchen, ist lebendige Verbindung mit dem Guten, dem Wahren, lebendige Verbindung mit Gott. Solche Unzufriedene sind ihrem Volke kein Hemmnis, sondern ein Heil."

Digitized by Google

Zum vollsten Ausdrucke kommen des Dichters soziale Ideen in der Novelle „Bürgerlicher Tod“[1]). Sie ist ungleichartig und etwas sprunghaft komponiert. Auch vermag nur die starke Persönlichkeit und die hervorragende Kunst des Dichters uns über manche kleine Unwahrscheinlichkeit und einige künstlerisch tote Stellen, wo die Tendenz nicht organisch in der Geschichte aufgegangen ist, hinüberzugeleiten. Aber das muß man gestehen: Ein mächtiges Mitgefühl mit den Unterdrückten geht hier vom Dichter aus und ergreift uns, rührt uns, reißt uns hin. Ein armer Familienvater hat den besten Willen, sich und seine zahlreiche Familie ehrlich zu ernähren. Trotz aller Anstrengungen gelingt ihm dies nicht, und der Untergang der Seinen steht immer näher vor der Türe. Nirgends findet er Rettung, nirgends Hilfe. Das Elend treibt den Mann schließlich ins Wasser. Er hat einen Zettel zurückgelassen, auf dem zu lesen: „Liebe Mitmenschen, ich habe viele Kinder, und keiner gibt mir Arbeit, denn keiner will glauben, wie schlecht es uns geht. Ich bliebe wohl gerne am Leben, doch ich bin alt und schwach. Nun springe ich ins Wasser, damit ihr seht, wie groß die Not ist. Erbarmet euch meiner Frau und Kinder, helft ihnen und verzeiht mir. Witthoff.“ Aber selbst die letzte Hoffnung des Armen, durch seinen Tod die Öffentlichkeit auf die Not der Seinen hinzulenken, sollte zunichte werden. Die Polizei schafft den Zettel sorgfältig beiseite, denn „erhielte ein Zeitungsschreiber davon Kenntnis, so gäbe es die schönsten Rührartikel für die freisinnigen Blätter. Das könnte von oben herab übel vermerkt werden, denn die Welt ist voll von Unzufriedenen und Nörglern, deren liebste Aufgabe darin besteht, unserer hochlöblichen Regierung das Leben sauer zu machen“. Der Lohn der hartherzigen Gesellschaft, die einem im Lebenskampfe Untersinkenden den Strohhalm der Rettung nicht bot, besteht aber darin, daß die Kinder des Toten entschiedene Sozialdemokraten und Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung werden. Zum Schlusse der Geschichte erfahren wir dann des Dichters eigene soziale Anschauungen durch den Mund eines jungen Geistlichen, der sie einem Polizeioffizier gegenüber verteidigt. Sie sind von Carlyle inspiriert. Der Geistliche bemerkt: „An praktischen Einrichtungen werktätiger Liebe fehlt es ja, dem Himmel sei Dank, keineswegs; dennoch ist der Staat weit entfernt davon, seine Schuldigkeit in vollem Maße zu tun. Beispielsweise erfüllt er sie auf den Gebieten des Schutzes gegen Verarmung und jenen der Armenpflege, in der Frage der Trunksuchtsbekämpfung sowie jener der Sonntagsheiligung ganz entschieden nicht. Der Staat leistet Vollendetes in administrativen Haarspaltereien, in der Ausnützung seiner Beamten, im Unterdrücken und Beschneiden originaler Bestrebungen, er ist groß im Bestrafen und Bevormunden, allein sehr schwach, wenn es gilt, Kinder, Frauen und Greise zu schützen, oder seinen eigenen abgearbeiteten Dienern eine menschenwürdige Pension auszusetzen. Es fehlt an allen Ecken und Enden ... Kaiser und Staat allein vermögen freilich die große Schwenkung, die gewaltige Steuerwendung nicht auszuführen, unser gesamtes Volk muß zur Besinnung gelangen und mit Entschiedenheit in

[1]) Leipzig 1894, G. J. Göschen. 2. Aufl. 1895. 12°. 138 S.

Digitized by Google

die Bahn einer christlicheren, rechtschaffeneren Lebensauffassung einlenken. Wir müssen dem Heilande, dessen Stuhl wir vor die Türe gestellt, wieder einen Platz an unserem Herde, in unserer Familie einräumen ... Der christliche Geist allein ... vermag die große Opferstimmung zu zeitigen, durch welche ein Volk innerlich erhalten und erneuert wird, er allein kann es erreichen, daß wir den Trieb zu gegenseitiger Beherrschung und Ausnützung in Wohlwollen und Dienelust verwandelt sehen. Er allein kann es schaffen, daß die Besitzenden sich der Enterbten annehmen, daß die Regierenden den Regierten Opfer bringen durch Aufgeben verzopfter Institutionen, verletzender Formen und Privilegien, damit mehr Liebe in den gegenseitigen Verkehr gebracht, sowie die schroffen Unterschiede der verschiedenen Lebensstellungen gemildert werden. Und wie es wahr bleibt, daß jede Tat auf dem Gebiete der Nächstenliebe eine Summe von Bösem verhütet, eine Anzahl polizeilicher Maßregeln erspart, ebenso gewiß ist es, daß endgültig nur werktätige Liebe die Sozialdemokratie und unsere anderweitigen inneren Feinde zu entwaffnen vermag."

Diese Worte sind Mannestaten wahrer Nächstenliebe, die Segen verbreiten, wo sie hindringen. Und wenn wir manche Mängel an der formalen Seite der Novelle feststellen können, so müssen wir uns eben vor Augen halten, daß es dem Dichter nicht in erster Linie darauf ankam, ein Kunstwerk zu schaffen, sondern zu wirken, seine innere Ergriffenheit auf uns zu übertragen, als echter vates für unsere heiligsten Güter und Ideale zu kämpfen.

Ein Seitenstück zur Novelle „Bürgerlicher Tod" bildet die Novelle „Adeliger Tod"[1]), die im gleichen Jahre 1894 erschien. Hier sehen wir den Adel im Verfall, besonders den Schwertadel. Der alte pensionierte General Freiherr von Klitzow kann aus seinem kleinen Gute kaum mehr das Geld herauswirtschaften, das seine beiden Söhne, die Offiziere sind, als Zulage benötigen. Der Ältere, der Kavallerieleutnant Bernhard, ist trotz aller Bemühungen tief in Verschuldung geraten. Sein Oberst Potendorf, der an dem ganzen Unheil die Schuld trägt, da er auf alle Weise den Luxus der Offiziere fördert, hat ihm nun einen 14tägigen Urlaub zur Regelung seiner Verhältnisse gegeben; hat er bis dahin wenigstens seine Ehrenschulden nicht bezahlt, muß er quittieren. Während der Manöver lernt aber Potendorf ein paar Tage nachher Bernhards Schwester Ella auf einem Balle kennen und begehrt sie zur Frau. Damit wäre Bernhard gerettet. Ella will anfangs das Opfer bringen, aber ihrem stillen Verlobten, dem prächtigen Dr. Hermann, gelingt es, sie davon wieder abzubringen. Bernhard zahlt nun auf „kavaliermäßige" Art seine Schulden, d. h. er erschießt sich. Der sympathische jüngere Sohn Hans aber fällt gleichzeitig in einem Duell. Er weiß zwar, daß der Zweikampf Gottes Gebot zuwiderläuft; aber „das muß der König besser wissen". So fallen beide einem Ehrbegriffe zum Opfer, der dem göttlichen und menschlichen Gesetze und dem gesunden Menschenverstand widerstreitet. Der alte General aber, der so Schweres erlitten, sieht in einer Vision

[1]) Stuttgart 1894. In „Über Land und Meer". Bd. 73.

Digitized by Google

die Zuchtrute eines großen Krieges hereinbrechen. Er selber führt die Geschwader der Entarteten zum Blutritte gegen die Franzosen in den schmetternden Tod hinein. Aus den zuckenden Leibern der Gefallenen, aus der ungeheuren Blutsaat aber sieht er eine neue, schönere Zukunft, einen ewigen Völkerfrühling erblühen.

Auch diese Novelle ist äußerst eindrucksvoll. Da spricht einer zu uns, der Macht hat, die Gabe des zündenden Wortes und die Kraft einer gewaltigen Überzeugung. Auch in den adeligen, den Offizierskreisen muß die Gottesfurcht wieder einkehren, soll es nicht zu einer Katastrophe kommen. Die falschen Ehrbegriffe und Standesvorurteile müssen fallen, und Gottes Gebot muß allem voranstehen, selbst eines Königs Anordnung.

In künstlerischer Hinsicht wäre der Novelle eine größere Abrundung gut angestanden; der Schluß ist etwas zu unvermittelt. Einzelne Szenen sind prächtig wiedergegeben; nur stören auch in dieser Novelle allzulange Erörterungen. Das diesbezügliche Gespräch Dr. Hermanns mit dem alten General enthält ja Ausführungen, die in hervorragendem Maße Interesse und Beachtung verdienen. Im Rahmen des Ganzen nehmen sie jedoch einen zu breiten Raum ein. Aber gepackt hat uns der Dichter wieder, wie nur er es vermag und auf den Schwingen einer kraftvollen, künstlerisch beherrschten Sprache hat er uns den Adlerflug seiner Gedanken, Wünsche, Abneigungen und Bestrebungen am Handeln und Reden seiner Personen miterleben lassen.

Mit diesen zwei Werken hat der Dichter seine Mission vorläufig erfüllt. Mächtig hat er einer kranken Gesellschaft ihre Gebresten vor Augen geführt und mit flammenden Worten auf das Heil hingewiesen, auf die Erneuerung der Welt in Christus. Nun ist er wieder ein wenig ruhiger geworden und wendet sich Problemen zu, die auch soziale Bedeutung haben, aber nicht in dem Maße aktuell sind wie die eben behandelten. Deshalb kann er hier auch mehr Sorgfalt auf die formale Ausgestaltung der Geschichte legen, wie das in dem 1896 erschienenen neuen Novellenbuche „Der Freiherr", „Regulus", „Der Heiland der Tiere"[1]) wirklich der Fall ist. „Der Freiherr", Legationsrat Baron Rottberg, ist seines bisherigen Lebens müde geworden und will sich verheiraten. Seine Cousine Gabriele von Irmeldingen hat er als Gemahlin sich ausersehen. Trotzdem Gabriele schon in einen Leutnant verliebt ist, erzwingt er die Verbindung mit ihr doch dadurch, daß er ihre Eltern aus drückender Verschuldung befreit und an ihre kindliche Dankbarkeit appelliert. Aber die Liebe kann er nicht erzwingen, wenn er auch alles tut, was in seiner Macht steht. Schließlich gibt er die aussichtslose Bemühung auf und will seine Frau freigeben, um in der Fremde ein neues Leben zu beginnen. Aber nachdem er im Innern entsagt hat, trifft ihn die Kugel eines Wilderers, dessen Glück er zerstört hatte, als er es durch einen Gewaltakt sichern wollte. Die Novelle zeigt in ebenso künstlerischer als überzeugender Weise, daß der Egoismus nur zum eigenen und fremden Unglücke führt und daß man seine Macht nicht dazu mißbrauchen dürfe, auf

[1]) Leipzig 1896, G. J. Göschen. 2. Aufl. 1903. 181 S. 8°.

Digitized by Google

Kosten anderer sein eigenes Glück aufbauen zu wollen. Die Behandlung des Stoffes weist hier bedeutendere künstlerische Vorzüge als in den vorhergehenden Novellen, aber das Ganze wirkt nicht so unmittelbar. Die zweite Novelle „Regulus" ist eine intime Skizze aus der Zeit des badischen Aufstandes 1848, in der schwäbische Gutmütigkeit und preußische Schneidigkeit mit einander kontrastieren. Der den deutschen Idealismus, der zwei Jahrzehnte später ein großes einiges Vaterland schaffen sollte, verkörpernde Held findet in der Geschichte ein tieftragisches Ende. Die dritte Novelle, „Der Heiland der Tiere", ist wieder von höchster Eigenart und eine der merkwürdigsten Novellen der neueren deutschen Literatur überhaupt. Martin, der einzige Sohn eines Tiroler Bauern, gewinnt infolge von allerlei Umständen eine ganz besondere Liebe zu den Tieren. Die anderen Dorfbewohner verstehen das aber nicht, und hassen und verfolgen den Sonderling und Ketzer. Aber wie das bei solchen pathologischen Naturen gewöhnlich der Fall ist, so bestärken alle Anfeindungen Martin nur noch in der Überzeugung, daß er dazu bestimmt sei, die Tiere zu erlösen. Er beschließt, für sie zu sterben. Er erklimmt eine unzugängliche Stelle an einer Bergwand, bindet sich an einem Baum fest und hämmert einen Nagel durch seine linke Hand. So verblutet er, ein Bild voll schauerlicher Tragik und mittelalterlicher Phantastik, vor den Augen der entsetzten Dorfbewohner. Inzwischen haben Bubenhände sein Anwesen in Brand gesteckt, um den Verhaßten zu vernichten; der Wind aber bläst die Flammen über das Dorf hin. Und während droben am Felsen der gekreuzigte Tierheiland in Todesqualen sich windet, bricht drunten in einer gewaltigen Feuersbrunst das ganze Dorf zusammen. Auf den Trümmern der reinigenden Flammen kann dann wieder ein entsühntes Geschlecht neue Wohnstätten bauen. In dieser Novelle, die voll großartiger Tragik und tiefer Psychologie steckt, hat der Dichter seine Gottes- und Menschenliebe bis zur Liebe zu aller Kreatur erweitert. Trotz aller pathologischen Einzelheiten und der Wahnsinnstat des „Tierheilands" am Schlusse werden wir beim Lesen doch ein wenig an die Zeiten des hl. Franziskus erinnert. Es liegt unleugbar auch eine gewisse Größe in der pathologischen Gestalt Martins, der die Heilandsworte: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes", ins Übermaß verzerrte.

Auf diese Novellen ließ Schönaich-Carolath erst 1902 sein bis jetzt letztes Werk[1]) „Lichtlein sind wir", „Die Kiesgrube" und die „Die Wildgänse" folgen. Er ist immer mehr zur Überzeugung gekommen, daß zwar jeder das Seinige tun müsse, um das Gute zu wirken, daß aber auf Erden niemals alles vollkommen sein könne. Eine unendliche Ruhe, ein großes Vertrauen auf den schließlichen Sieg alles Guten, auf den Ausgleich im Jenseits, ist über ihn gekommen. Wer hier leiden mußte und in Schmerz und Elend seinen Weg ging, drüben wird er nur in um so größerer Herrlichkeit auferstehen. „Lichtlein sind wir" heißt die größte Novelle des neuen Bandes. Ein junger Idealist und Sternkundiger kommt in eine Provinzstadt, um da in Ruhe einen neuen Stern

[1]) Leipzig 1902, G. J. Göschen. 111 S. 8°.

Digitized by Google

zu entdecken. Dabei verliebt er sich in die Pflegetochter Jutta des Stadtverordneten Brentabor, bei dem er ein Dachstübchen bewohnt. Jutta muß aber einen Polizeileutnant heiraten und geht am Hochzeitstage ins Wasser. Der junge Astronom entdeckt schließlich den gesuchten Stern und heißt ihn Jutta. Doch diese kurzen Andeutungen geben keinen Begriff von der Novelle, die technisch fehlerhaft ist, manche Unmöglichkeit enthält und teilweise stark romantisch anmutet, aber voll Poesie, Feiertagsstimmung und überirdischer Weihe ist. Wir vergessen den Stoff der Geschichte ganz über den Wasserquellen religiöser Erhebung, die der Dichter in unser Herz rauschen läßt: „Daß Wissenschaft und Glaube unvereinbar sind, ist ein tödlicher Irrtum .... Wenn mich kein Glaube aufrecht hielte — wie könnte ich dann hoffen und arbeiten? ... Wo Glaube fehlt, fehlt auch die Kraft ... Wahre Gelehrte, die keinen Glauben hätten, gibt es nicht ... Philosophie füllte noch niemals ein hungerndes Herz mit Gütern ... Nicht fürchten, nur glauben! ... Glaube ist Trost. Glaube spricht: Es gibt keine verlorene Liebe. Glaube jubelt, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag von der Liebe Gottes ... Glaube spricht, daß Herzen, die einander geliebt, sich wiederfinden müssen, kraft ihrer Liebe, in Gottes Nähe ... Lichtlein sind wir von Gott kommend, zu Gott gehend und Ruhe findend in Ihm allein!"

Über die folgende Novelle urteilt Hans Benzmann in den „Hamburger Nachrichten": „‚Die Kiesgrube' gehört zu den besten Novellen Schönaich-Carolaths. Sie behandelt eine Episode aus dem letzten deutsch-französischen Kriege ... Diese Novelle ist in einem kräftigen realistischen Stile geschrieben. Farbig, plastisch, bewegt und lebendig — wie eine dramatische Szene — spielt sich der kurze Vorgang ab."

Das letzte Stück, „Die Wildgänse", ist eine symbolisch-allegorische Skizze des Inhalts, daß Haß und Hoffnung es sind, die der Freiheit Hüter bilden.

Damit stehen wir am Schlusse. Ob Schönaich-Carolath uns noch weitere wertvolle Gaben bieten wird? Wahrscheinlich, denn er steht noch im rüstigsten Mannesalter. Aber was er uns bisher beschert hat, das zwingt uns, ihm einen Ehrenplatz unter den Dichtern der Gegenwart anzuweisen. Allein steht er da, einsam, aber gewaltig. Von den großen Romantikern im Anfange des vorigen Jahrhunderts ist er aus-, aber sehr bald über sie hinausgegangen. Manches hat er von den Modernen, aber nicht so viel, daß er ihnen zugezählt werden dürfte. Auch die Bezeichnung „Neuromantiker" gibt sein volles Wesen nicht wieder. Er ist ein guter und großer Mensch und ein großer Dichter. Er ist ein Ausdruckskünstler. Seine Werke sind Taten, sind das Auswirken seines inneren Lebens. Nur wenn er innerlich erregt war, griff er zur Feder. Der Schmerz, der sich ausweinen wollte, der Groll gegen das grausame Geschick und die heiße Gottes-, Menschen- und Vaterlandsliebe, die innig nach Betätigung rangen, waren es, die seine Werke ans Licht brachten. Bei ihm gibt es keine l'art pour l'art-Kunst; die Dichtung ist ihm nur das jeweils adäquateste Mittel,

Digitized by Google

sich selbst oder andere fortzuentwickeln, zu heben, zu läutern, edler und besser zu machen. Aber auch als Formkünstler leistet er Großes: An Wucht und Energie des Ausdrucks, großartiger Phantasie, Bilderpracht und hinreißender Sprache kommen ihm, zumal in den Epen, nur wenige Dichter gleich; nur in der Darstellungsfähigkeit, in der realistischen Ausmalung, erreichen ihn auch schwächere Poeten. Und was uns besonders an dem Prinzen freut: Er ist echt deutsch, gesund und religiös. Der von mir sonst hochgeschätzte Literarhistoriker Bartels hat einen der unglücklichsten Augenblicke seines Daseins gehabt, als er Schönaich-Carolath als dekadent, ungesund und undeutsch bezeichnete. Das gerade Gegenteil ist richtig. Nun, jeder hat das heilige Recht, zuweilen sich bedeutend zu irren. Oder ist es undeutsch, daß die traurige Jugenderfahrung den Dichter zutiefst ergriffen hat? Daß er dadurch an Gott und der Welt, an einer immanenten Gerechtigkeit, zu zweifeln begann und in titanischem Ringen mit den finstern Mächten sich zu einer freudigen Gottesliebe emporkämpfte: ist das undeutsch und dekadent? Ist das Ringen um eine Weltanschauung nicht vielmehr echt germanisch? Und wenn sich ein weltschmerzlicher Schleier über seine gesamten Dichtungen breitet, — ist das nicht bei allen großen Dichtern der Fall? Und das feurige Eintreten für Religion, soziale Pflichten und deutsche Ideale, ist das ungesund, dekadent und undeutsch? Und der Dichter ist auch tiefkeusch, nicht im Sinne der Prüden, sondern in dem des gereiften Mannes: ist das dekadent?

Prinz Emil von Schönaich-Carolath wird nie so populär werden, wie er es verdiente, dafür ist er zu tief, zu vornehm, zu wenig Modedichter. Auch seine soziale Stellung bildet ein großes Hindernis. Er hat auch nichts für die Jugend geschrieben und nichts, was bloße oberflächliche Unterhaltungslektüre wäre. Aber gerade darum möchte ich alle, die eine wahrhaft deutsche, christliche, männliche, vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Kunst genießen wollen, zum Prinzen Schönaich-Carolath hinführen: sie werden von seiner Muse wahrhaft fürstlich beschenkt werden.

Literaturangaben: Aufsätze über Prinz E. v. Schönaich-Carolath: Leo Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten. S. 130—178. — Beilage zur Münchner „Allgem. Zeitung" 1899. Nr. 210 (A. K. T. Tielo). — Literarisches Echo 1902. V. Jahrg. 1. Heft (H. Benzmann). — Janus. Bd. I. 10. Heft (K. E. Knodt). — Belletr.-literarische Beilage der „Hamburger Nachrichten" 1903. Nr. 35 (H. Benzmann). — „Deutsches Adelsblatt" 1903. Nr. 24 (M. Thielers).

Digitized by Google

Brri—kett!

Großstadtskizze von Nanny Lambrecht in Aachen

Aus der dicken Nebelluft tropft es in den Straßenschmutz. Vor den Schaufenstern rasseln die Rolläden herauf; hinter den verhangenen Fenstern schläft man noch.

Ein Wintermorgen — trüb, kalt, ungemütlich! Vor einem schwerbeladenen Kohlenwagen schnauft ein Arbeitspferd. Der Dampf aus seinen Nüstern quirlt in den Nebel hinein, die breiten Wagenräder knattern schwerfällig über das nasse Pflaster. Nebenher trollt ein Mann in Arbeitskleidern, die Peitsche unterm Arm, die Hände in den Taschen, die Ohrklappen an der Mütze herunter — schläfrig, mürrisch, grob! Ab und zu öffnet er den Mund, stößt eine Dampfsäule heraus und dann in geschäftsmäßiger Eintönigkeit: „Brrri—kett".

Der Ruf prallt gegen die Nebelwand ohne Klang, ohne Echo. Eine dumpfe Schwere lagert in der Morgenfrühe.

Hinter dem Fuhrwerk her schleicht ein Weib mit hochgezogenen Schultern und eingeducktem Kopfe. Der Nebel rieselt ihm auf das glatte Haar und das zerrissene Schultertuch. Der dünne verschossene Rock ist feucht und schlampert ihm um die Knie.

Wenn der Fuhrknecht seinen Ruf ausstößt oder eine Haustüre geöffnet wird und jemand mit einem Korbe zum Wagen kommt, schrickt es zusammen wie unter einem Peitschenhieb und weicht um ein paar Schritte zurück. Seine Augen sind immer erschrocken, ängstlich, suchend; seine Gedanken wirbeln um das eintönige Dreierlei: Hunger, Schläge, Verachtung! Ein halbes Menschendasein hindurch immer so, immer gleich!

Von dem Wagen herunter klatscht etwas auf das Straßenpflaster. Wie ein Raubtier springt das Weib herzu, wühlt die Kohlenstücke aus dem Straßenschmutz heraus und wickelt sie hastig, verstohlen, schreckhaft in seine Schürze. Und dann bohren sich die unstäten Augen in die Wagenöffnung wieder fest, wo bereits eine zweite Brikettform, länglich glänzend, wie schwarzer Marmor, herausdrängt. Noch ein Rütteln über den nächsten hervorstehenden Straßenstein, und wieder klatschts nieder und wieder verschwindet das Kohlenstück unter der Schürze. Die Frau lächelt ganz glücklich und drückt ihren Schatz an sich, so zärtlich, als wär's ein Kind an ihrem Busen. Dabei sagt sie ganz leise und selig: „Johännchen".

Da plumpsen gleich zwei auf das Pflaster. Sie stößt einen heisern, unterdrückten Freudenschrei aus und wirft sich über den Fund.

Digitized by Google

Eine derbe Faust greift ihr ins Genick und reißt sie empor: „Spitzbüberſch! Na, sull dich —! her mit den Dingern!“ Mit der breiten, plumpen Hand hat er gleichzeitig ihr Haar und Schultertuch erfaßt und zwingt den zusammenbrechenden Körper zum Stehen. Unter schwerem Atemringen will sie sich loszerren und umklammert krampfhaft die Kohlenstücke unter der Schürze.

„Wat haste noch gestiebitzt?“ schreit sie der Fuhrknecht roh an und reißt an ihrer Schürze. Das Schürzenband springt entzwei; sie läßt sich schütteln und zerren, aber fest, fester drückt sie das Erkaperte an sich und stammelt nur das Eine: „Für't Johännche! Schlagt mit dot, aber hergeben tu ich nichts!“ Den Fuhrknecht erbost ihr Eigensinn. Er ringt wütend mit ihr, seine Hand ist zerkratzt, ihr Haar ist zerrauft, und dann hebt er die verhungerte, leichte Gestalt empor, läßt sie auf das Straßenpflaster niederfallen und fährt weiter.

„Brri—kett!“ Sie rafft sich auf und läuft die Straße zurück in enge Gassen hinein, in das engste Haus und in das feuchteste Kellergelaß. In der niedern Kammer riecht es muffig und nach kaltem Rauch. In der Ecke steht ein zersprungener Ofen mit einem feuchten, qualmenden Rasenstück darin. Neben dem Ofen auf einem Haufen Kleider ein abgezehrter Knabe — still, bleich, teilnahmslos.

„Johännche!“ nickt und ruft sie ihm zu, und er lächelt nicht einmal. „Arme, lewe Jong! Jetzt sullst warm haben, ja wart nur, Jongche.“ Sie gibt sich keine Zeit zum Ausruhen, kniet vor dem Ofen und facht die Glut an und legt die Kohlenstücke ein — fein, bedächtig, wie etwas Seltenes und Kostbares. Dann brennts und flackerts, und es knistert sogar und so warm ists — so wohlig!

„Johännche, mei lewer Jong! Nu lach mich an un sag: Mutte, schön is, schön warm is! — Johännche! Johännche!! — —“

Sie nimmt seine eiskalten Händchen in die ihren und haucht darüber und steckt sie ins Schultertuch — und so warm wirds in der Kammer — — aber das Johännche wird immer kälter —.

„Dot biste!“ schreit das Weib auf. „Dot! Dot!! Johännche, mei Jong — und jetzt is warm —.“

Stumm und unbeweglich sitzt sie dann neben ihrem Kinde, selber wie eine Tote, und kann nicht weinen.

Das Feuer flackert im Ofen. — Weit von der Straße her dringt ein Ruf: „Brri—kett!“ —

Digitized by Google

Die religiöse und nationale Festbühne

Erfahrungen und Vorschläge von Dr. Richard von Kralik in Wien

(Schluß)

Vor allem dürfte es nun wohl schon an der Zeit sein, eine Zeitschrift „Festbühne" zu gründen oder an eine bestehende Monatsschrift anzugliedern. Das Hauptgewicht würde da nicht auf theoretische oder statistische Erörterungen zu legen sein, sondern es müßte vielmehr dafür gesorgt werden, daß die Abnehmer, wozu auch alle theaterspielenden Vereine gehören, ein wirklich praktisches Repertoire in die Hand bekommen, das sie unmittelbar verwerten können. Es müssen nicht nur gute aktuelle neue Dramen geboten werden für mannigfache religiöse und volkstümliche Feste, sondern auch zeitgemäße Neubearbeitungen von Mysterien, Moralitäten, Fastnachtsspielen, Schulspielen der Humanisten und Jesuiten; besonders Hans Sachs, der Dürer des deutschen Dramas, müßte da erst unserm Volk entdeckt werden als unser deutscher Shakspere. Aber auch Neubearbeitungen Calderonscher Fronleichnamsspiele werden erwünscht sein. So werden also auch unsere modernen Dichter, die zum größten Teil ganz desorientiert sind, lernen, was volkstümlich, was gut und recht ist, und jene langweiligen Unmöglichkeiten, jenes blinde ästhetische Tasten aufgeben, worunter sogar die Vereinsbühne zu leiden hat. Ansätze zu einer solchen Zeitschrift oder zu einem Repertoire für Vereinsbühnen sind schon vorhanden, aber soweit sie mir bekannt sind, etwas unzulänglich.

Ich halte sehr viel vom christlichen Vereinswesen. Auf ihm beruhen meine sozialen Zukunftshoffnungen. Hier ist das organisierte Volk. Der jetzige Theaterdirektor und Dichter steht aber einem atomisierten, ganz unberechenbaren Publikum gegenüber. Ich weiß es aus persönlichen Geständnissen, wie unheimlich einem Theaterdirektor, selbst einer Hofbühne, deshalb zu Mut ist, wie er sich eigentlich ganz außer jedem Rapport mit dem Publikum fühlt und vergebens sucht, hie und da anzuknüpfen. Hier liegt unsere Stärke. Aber natürlich sind das auch nur Organisationskeime, die gepflegt, erweitert, zusammengefaßt werden müssen. Was den Opfermut, die Begeisterung, den großen Sinn dieser Vereine betrifft, habe ich noch eine Erfahrung nachzuholen. Ein Wiener Arbeiterverein, der mehrere tausend Mitglieder zählt, wollte in großartigster Weise mein dreiteiliges Osterfestspiel aufführen. Er hätte nur solche Mitglieder mittun lassen, die die Kosten ihres Kostüms selber tragen wollten. Der Plan scheiterte dennoch, ich weiß nicht genau aus welchen Gründen. Man sagte mir, daß das Ordinariat auch mit der Bewilligung zögere, da man eine nicht genug würdige Darstellung fürchte. Vielleicht hat man auch sonst üble Erfahrungen befürchtet. Es waren nämlich von anderer Seite mit bodenlosem Leichtsinn Festspiele versucht worden, die einen kläglichen finanziellen und künstlerischen Krach zur Folge hatten. Man hat daher vonseite der kirchlichen Autorität vollkommen Recht, die sichersten künstlerischen und finanziellen Garantien zu ver-

Digitized by Google

langen. Ich habe versucht, diese autoritative Stellung der Kirche zum geistlichen Drama grundsätzlich zu erörtern (Kulturarbeiten S. 259 f.) und mich diesbezüglich über das Einverständnis der kirchlichen Autorität pflichtgemäß vergewissert.

Also diese christliche Vereinsbühne wäre zu organisieren, zu heben, aber nicht zu überheben. Nach meiner Erfahrung hat eine gewisse Vereinsmeierei, die alle Ehren und Erfolge nur auf den eigenen Verein beschränken will und den eigenen Kräften daher zu viel zutraut, am meisten geschadet. Es muß also zu einer wirklich großen und würdigen Festbühne eine höhere Autorität die einzelnen Organe zu gemeinsamer Arbeit zusammenfassen.

Da möchte ich nun unter vielen Möglichkeiten gerade jetzt eine besonders günstige herausgreifen! P. Ansgar Pöllmann hat ja eben von den deutschen Katholikentagen einen Anstoß erwartet und seine Anregung hat bereits einen Wiederhall gefunden. Nun gut, ich führe nur seinen Gedanken weiter aus, indem ich vorschlage, daß die Katholikentage nicht nur theoretisch diese Sache beraten, sondern sie sogleich selber durchführen. Die Orte dieser Versammlungen wechseln jedes Jahr; doch immer wird ein bedeutsames Zentrum als Sitz gewählt, eine große Halle wird gebaut. Wohlan, man baue diese Halle künftig so, daß sie nicht nur für Reden, sondern auch für szenische Aufführungen dienen kann. Das wird die Kosten kaum vergrößern, die Schönheit des Raumes nur erhöhen. Es ist lediglich eine Tribüne nötig, auf der man, nicht realistisch, sondern stilistisch, symbolisch den Ort der Handlung andeuten kann, sei es durch einen Prospekt, sei es durch lebende Bäume, durch Tapeten usw. Ein Vorhang ist nicht nötig, da das Festspiel, wie die Autos des Calderon, nur aus einem Akt, einem „Auto" zu bestehen hat. Aber die Kostüme seien glänzend und reich. Das Komitee beauftrage jedes Jahr einen andern Dichter, ein passendes Festspiel zu verfassen. Dies drücke den Gehalt der Zeitstimmung gleichnishaft aus durch einen geschichtlichen oder religiösen Vorgang, der womöglich mit dem Ort der Versammlung in Beziehung steht. So sei das Werk wohl für diese Festversammlung besonders berechnet, aber doch so gehalten, daß es auch an anderem Ort und zu anderer Zeit wiederholt werden kann, und dadurch den nicht veraltenden Schatz unserer Literatur zu vermehren imstande ist. Die Aufführung geschehe unter Leitung des Ortskomitees durch die ansässigen Vereine, die ja bereits einen Stock von sprechgewandten und musikalischen Mitgliedern besitzen werden. Damit aber auch die nichtdramatischen christlichen Dichter nicht zu kurz kämen, bestelle man auch jedesmal eine große pindarische, lyrisch-epische Festkantate, die ebenso den Zweck hätte, alles Festliche, alles Erhebende des Ortes und der Zeit im Wort, in der Stimmung zu verdichten, ein dauerndes künstlerisches Monument des Tages zu werden. Ähnliches hat sich schon bei den Generalversammlungen der Leo-Gesellschaft bewährt, ohne große Mühe und Kosten zu verursachen.

Damit hätten wir im höchsten Sinne ein deutsches, ein christliches Olympia errungen und errichtet, allerdings nur dann, wenn die Sache wirklich im höchsten Sinn und mit dem Bewußtsein ihrer ganzen kulturellen Bedeutung angefaßt

Digitized by Google

wird. Ein schöner Wetteifer der verschiedenen Vororte würde sich regen. Wer weiß, ob nicht manche Stadt ihre Festhalle dauernd zu bleibenden Festspielen wird beibehalten und ausbilden wollen, wenn irgend ein guter Samen auf besonders empfänglichen Boden fiel.

Natürlich ist die Hauptsache, daß die Veranstaltung der deutschen Katholikentage durch eine solche Pflege der praktischen Kunst ihre Aufgaben wirklich gefördert und nicht etwa beeinträchtigt oder abgelenkt sieht. Nun, das ist nicht mehr unsere Sache, das ist die Sache des anderen Vertragsteils. Aber jedenfalls können wir Künstler nun ungefähr so wie einst Richard Wagner zum Publikum sagen: „Wenn Ihr eine Kunst haben wollt, hier sei sie Euch geboten. Wenn nicht, so beklagt Euch aber nicht länger über unsere Rückständigkeit oder Inferiorität!"

Nun mag man uns aber einwerfen, daß es an den Dichtern sei, sich selber durchzusetzen, oder daß man eben warten müsse, bis die großen Dichter kämen. Darauf antworte ich, daß keine Künstler da sein können, wenn man keine Kunst will. Die Natur erzeugt das Talent ebenso fruchtbar, wie sie ja jedes Jahr die Bäume und Blumen erzeugt. Aber nicht jede Blume wird gepflückt, und mancher Baum wird durch chinesische oder französische Beschneidung verkümmert. So sind ja auch immer Redner da. Niemand wartet, bis uns die Natur von selbst einen Demosthenes vorstellt. Kurz gesagt, die Dichter sind immer da, sie werden nur von sozialen Verhältnissen oder Moden entweder gehoben oder gedrückt, entweder an die richtige Stelle gesetzt oder vernichtet.

Oder man könnte uns einwerfen: Zeigt euer Talent im Wettbewerb mit andern in den stehenden Theatern, verlangt nichts Neues von uns! Gewiß bleibt uns dieser Wettbewerb immer frei. Aber statt aller Erklärung der Verhältnisse sei mir wieder die Mitteilung einer persönlichen Erfahrung erlaubt. Ich habe, wie bereits bemerkt, obwohl ich eine Anzahl von Theaterstücken längst geschrieben und gedruckt hatte, nicht ihren theatermäßigen Vertrieb angestrebt, weil ich die Verhältnisse zu gut kannte, um daran starke Hoffnungen zu knüpfen. Man bedenke, daß z. B. Richard Wagner, der doch eine Zeitlang selber Kapellmeister war, keine seiner großen Zugopern seit Tannhäuser angebracht hätte, ohne die Hingebung seines Freundes Liszt, der als Kapellmeister von Weimar das ihm selber hoffnungslos scheinende riskierte, später ohne König Ludwig. Von welchen Zufällen hing es ab, daß man heute von Gerhard Hauptmann oder Sudermann auf dem Theater spricht! Das hat alles gemacht werden müssen. Nun aber gar die katholische Literatur! Schaufferts „Schach dem Könige" wäre nie aufgeführt und preisgekrönt worden, wenn man den Ultramontanismus des Autors gekannt hätte. Vor mehr als zwei Jahren erhielt ich durch Vermittlung eines gemeinschaftlichen Bekannten von Dr. Schlenther, dem Direktor des Wiener Burgtheaters, die freundliche Einladung, ihm meine gedruckten und ungedruckten Dramen vorzulegen. Er äußerte sich, daß er vorerst das für mich charakteristischste zur Aufführung für Herbst 1902 aussuchen wolle, um mich so einzuführen, denn er sei es meiner Stellung in der Literatur

Digitized by Google

schuldig, mich nicht zu übersehen. Ich nehme es Herrn Schlenther durchaus nicht übel und trage es ihm garnicht nach, daß er nichts dergleichen tat, sondern mir vor kurzem das ganze Material durch seinen Sekretär Rosenbaum übersenden ließ, als ich um einige Manuskripte davon für das Harzer Theater bat. Wenn ich Direktor gewesen wäre, ich hätte wohl ebenso gehandelt wie er, ich hätte es nicht gewagt, die Stücke eines als idealistisch, vielleicht sogar als klerikal und ultramontan bekannten Autors von der Kritik zerreißen zu lassen und dem Budget der Bühne eine unverantwortliche Wunde zu schlagen. Ich habe mich zwar trotz meiner Haltung über die nichtkatholische Kritik nicht zu beklagen, aber es ist ganz natürlich, der Direktor riskiert mehr als ich. Zudem setzen meine Stücke natürlich kein blasiertes, sondern ein festlich gestimmtes Publikum voraus; wir alle, wir Katholiken, können und wollen nicht mit so anziehenden Sensationen arbeiten wie andere, und schließlich wollen wir eben schon vom rein ästhetischen Standpunkt etwas Höheres, etwas Anstrengenderes, etwas weniger Bequemes, etwas Strengeres.

Aber damit ist nicht gesagt, daß wir die stehende Bühne ganz aufgeben wollen, nein, wir hoffen sie schon auch noch zu erobern. Ich selber habe ein Programm ausgearbeitet, wie man allmählich aus dem Repetoiretheater das Festtheater entwickeln kann, ohne Feindseligkeit, ohne Revolution, bloß durch organisch fortschreitende Reformen (Kulturstudien I, 311).

Auch jenen ländlichen Festspielversuchen mögen wir unser Interesse fortdauernd erhalten. Aber ich erwarte mir doch davon nicht allzuviel. Es ist ein Irrtum gewesen, Oberammergau für den Typus dieser Art anzusehen. Der Bestand der Oberammergauer Spiele ist ein Zufall. Die Regierung hat in der Aufklärungszeit einige ganz entlegene Dörfer übersehen und mit ihren Aufhebungsdekreten verschont. Aber, das was Oberammergau heute als Ausnahme bietet, war einst regelmäßige hohe Kunst der Hauptstädte. Die Passionsspiele und andere Mysterien gehörten einst auf die Hauptplätze vor den Kathedralen der großen Städte und sollten auch heute noch dahin gehören.

Auch Bayreuth darf man nicht als durchaus nachahmenswerten Typus auffassen. Wagner und König Ludwig haben einst ihr nationales Festspielhaus in viel großartigerem Maßstab für München geplant. Und nur als dagegen eine Revolution auszubrechen drohte, warf der König jene Millionen, die auf immer der Hauptstadt zugute kommen sollten, und warf Wagner sein Nibelungengold in die Weite. Auch die athenische religiöse Nationalbühne war im Mittelpunkt des jonischen Reiches und faßte 30 000 Zuschauer. Solange wir gar so weit dahinter zurückbleiben, dürfen wir auch nichts ähnliches erwarten an allumfassender religiöser und nationaler Bedeutsamkeit.

Um zusammenzufassen, so befinden wir Katholiken uns in einer Not, die aus einer Tugend entspringt, aber eben diese Not zwingt und befähigt uns, aus ihr eine Tugend zu machen. Die Möglichkeit, mit dem verrotteten und unästhetischen Bühnenunwesen zu konkurrieren, ist uns abgeschnitten, zu unserm

Digitized by Google

Heile. Wir sind auf das Höchste angewiesen, und wir werden es auch unter unsern Mitbewerbern allein erreichen, so gewiß eben die Not uns vor allem trifft und aufstachelt.

Was ich hier vorschlage, scheint sehr kühn und groß und unerhört, aber, in der vorgeschlagenen Weise vorbereitet und angefaßt, hat es nichts Unmögliches, nichts Gewagtes in sich. Es ergibt sich ganz organisch aus lauter bereits bestehenden und gedeihenden Keimen. Sie brauchen nur etwas gepflegt, zu einem wohlgeordneten Garten zusammengefaßt zu werden. Es ist weder vom Publikum noch von den Künstlern Unerhörtes gefordert. Es braucht kein Patronatsverein mit Anteilscheinen und Generalversammlungen gegründet zu werden. Die Dichter brauchen kein neues Kunstwerk der Zukunft zu erklügeln. Sie brauchen nur das, was zu sagen ist, in jedem Fall einfach und schlicht geradezu und aus dem ganzen Herzen herauszusagen. Wenn sie ihren Auftrag gerade so pflichtgemäß und gewissenhaft ausführen, wie irgend ein Referent über ein bestimmtes Ressort, so werden sie ins Schwarze treffen. Sie müssen freilich Poeten sein und Poesie geben. Aber die Poesie ist ja auch eine altbewährte Sache, die nicht mehr erst von uns erfunden zu werden braucht.

Zum Schluß noch die Bitte, diese Ausführungen nicht als einen Hilferuf in eigener Sache, oder als eine aufdringliche Anpreisung meiner dramatischen Universalmedizin aufzufassen. Für mich ist die Poesie eine der Möglichkeiten, das, was ich zu sagen habe, in möglichst prägnanter Weise auszusagen. Gewiß würde ich es vor allem gerne in dramatischer Form wirken lassen. Aber ich bin durchaus nicht so einfältig angelegt, deshalb, weil sich uns einige Pforten des Dionysostempels verschließen wollten, auf jeden anderen Weg zu verzichten. Ob nun auf der Bühne oder an dem Weg in die Wüste, keiner von uns wird aufhören, das zu sagen, was er zur Herbeiführung einer großen, echten, nationalen und religiösen, einer deutschen, einer christlichen Kultur auf dem Herzen hat.

Nachschrift.

Ich werde nachträglich darauf aufmerksam gemacht, daß einige meiner Vorschläge gegenwärtig ganz aussichtslos seien. Das ist aber für einen Idealisten kein Grund, sie zurückzuziehen oder zu unterdrücken. Gewiß, wir Künstler werden noch lange aussichtslos zu kämpfen haben, bis wir die Gelehrten und die Politiker überzeugt haben, daß jene liberale Bourgeois-Ästhetik falsch und überwunden ist, wonach die Kunst nur Luxus, Erholung, Abspannung, Unterhaltung, Überfluß sei. Es wird noch lange Zeit brauchen, bis die richtige Ästhetik die vollkommene Gleichberechtigung der Kunst neben Wissenschaft und Ethos erstritten haben wird, bis man eingesehen haben wird, daß ein großer Dichter auch ein großer Entdecker und Wissender, ein großer Volkserzieher und Lehrer sein muß, und daß es ohne Ästhetik ebensowenig eine vollkommene Wissenschaft, ein vollkommenes soziales und kulturelles Leben geben kann, wie das Evangelium ohne die duftige Blütenkrone der alles ergründenden künstlerischen Parabeln nicht denkbar ist.

Digitized by Google

Ernst Thrasolt: Gedichte

Halsenbach

Eine ſtille Inſel iſt's, die taucht
Aus grünem Meer,
Wo duftend Ähre an Ähre haucht
Und woget her.
Rund, fern wie an einſamen Küſten ſtehn
Die Föhren, die ſchwarz herüberſehn
Nach der Inſel in des Kornes Meer.
In den heiligen Halmen raſtet's nicht,
Und ſie ſchwanken ſchimmernd durchs Sonnenlicht
Und ſingen und ſenken ſich ſegenſchwer.
Und keine, keine Welle trägt
Den Lärm einer fremden Welt mir zu,
Und jede, jede Welle ſchlägt
In die Seele Frieden mir und Ruh
Auf der Inſel in des Kornes Meer.

Hochgang

Ein Pfad aus blauem Schiefer,
Von blühender Heide umbraunt,
Grün ſäumt ihn Kiefer an Kiefer,
Ein Windhauch raunt und raunt.

Und Sonne und Schatten von Zweigen
Wechſeln dir übers Geſicht.
Still ſchreiteſt du hin durch das Schweigen,
Durch der Höhen Luft und Licht.

Die Täler drunten wie Särge
Voll Nebel und Schwäche und Not,
Rund hoch die Felſenberge
Sonnenumloht.

Digitized by Google

Im Wald

Überm Wald liegt ewig ungestört
Die große Ruh.
In den Wipfeln nur wird der Wind gehört
Immerzu und zu.

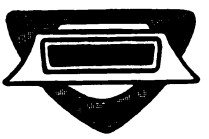
Wie wird's dir bei den Stimmen des Winds
So stark und leicht.
Seine tiefen, wahren Worte sind's,
Daß die Welt entweicht.

Deine stille Seele überbrückt
Hier Nacht und Leid,
Und sonnig sieht sie sich entrückt
Nun Welt und Zeit.

Ein ewiges Lied. Hinein verirrt
Sich kein fremder Hall.
Und deine Seele wächst und wird
Weit wie das All.

Wahl?

Soll deines Wagens Rad zerbrechen im Schlamme?
Soll seine Achse verzehren der Sonne Flamme?
Soll'n deinen Blick der Erde Nächte blenden?
Soll ihn blenden das Licht?
Soll dir dein Herz der Frost verderben?
Soll es in heiligem Brande sterben?
Eine Wahl gibt's nicht!
Greif zu, greif zu mit Herkuleshänden!
Ein Held wirst du enden.



Digitized by Google

Jugendschriften

Referat von Dr. Thalhofer in München

Während ich im verflossenen Jahre auf Deutschlands Bibliotheken mich mit mittelalterlichen Handschriften abmühte, kam mir da und dort ein Jugendbuch zugeflogen. Manches ergötzte mich, manches brachte Ärger; über beiderlei muß ich nun Bericht erstatten.

Pletsch, „Wie's im Hause geht nach dem Alphabet“ [1]) können wir durchaus empfehlen. Die Holzschnitte dieser „Volksausgabe“ sind trefflich geraten. Die Verse wollen den Gegenstand mit möglichster Verwendung je eines Alphabetbuchstabens beschreiben; sie sind trotz des lehrhaften Charakters dichterisch doch besser ausgefallen als manche unserer modernen Bilderbuchtexte. Als Neuheit bot Loewes Verlag kurz noch vor Weihnachten 1903 „Hänschen im Blaubeerenwalde“ von Elsa Beskow. Der großen Ausgabe (Mk. 3.—) folgt nun eine kleine ebenfalls farbige Ausgabe (Mk. 1.20). Sowohl die dichterische Idee wie die künstlerische Ausführung ist gelungen. Hänschen wird zum Zwerge verwandelt, Zwerge und Zwerginnen helfen ihm die beiden Körbchen mit Blau- und Preiselbeeren füllen. Hänschen schenkt sie der Mutter zum Namenstag. Der Text kann schon den Kleinsten vorerzählt werden. Flinzers Zirkus [2]) liegt den meisten Kindern stofflich zu fern. Auch Großstadtkinder werden sich daran nicht erfreuen; es ist an Humor zu arm, das Gequälte und Gesuchte der Arbeit zeigen auch die Verse. Kreidolf Ernst nennt seine neuesten „Bilder und Reime“ [3]) Schwätzchen. Die acht farbigen Blätter bieten Szenen aus dem Kinder- und Naturleben. Wie wir von Müttern uns sagen ließen, sind die etwas klappernden Verse für die Kleinen gerade recht, für sie passen auch die stark vereinfachten Linien, sie geniert auch die manchmal unbeholfene Anordnung der Teile nicht; freilich direkt verzeichnete Dinge wie der Hund im ersten Bilde wären nicht eben notwendig. Der Verlag hat das Buch in bekannter glänzender Weise ausgestattet. Wir hätten ihm aber dreiviertel des leeren weißen Randpapieres gerne geschenkt, dann könnte es um 1 Mk. geboten und in erster Linie empfohlen werden. In ähnlicher Weise, die mehr auf das Charakteristische als linear Schöne ausgeht, hat Kreidolf das I. Bändchen des „Deutschen Spielmanns“ [4]) illustriert. Ernst Weber will unter diesem Titel „eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk mit Bildern von deutschen Künstlern“ darbieten. Das erste Bändchen behandelt „des Kindes kleine und große Welt, sowie Lust und sein Leid“ in Prosa (Grimm, Andersen, Volkmann-Leander), und Poesie (Rückert, Güll, Hey, Fontane, Keller, Mörike, Gerok); auch Religiöses findet sich. Eine schöne Gabe für Kinder von 10 Jahren ab! Die beiden nächsten

[1]) Stuttgart, Loewes Verlag. Mk. 1.50.
[2]) Ebenda. Mk. 2.50.
[3]) Köln, Schaffstein & Co. Mk. 2.—.
[4]) München, G. F. W. Callwey. Jedes Bändchen Mk. 1.—.

Digitized by Google

uns vorliegenden Bändchen: Wanderer. Eine Fahrt durchs deutsche Land im Spielmannsgeleit. Bildschmuck von Cissarz (8°, 64 S.) und Wald. Der deutsche Wald, was er raunt und singt. Bildschmuck von Wilibald Weingärtner (8°, 67 S.) bieten den höheren Stufen von 12 Jahren ab viel Schönes. Von Andersens Märchen gibt Fr. Wiesenberger eine gute Auswahl mit 17 Bildern von Oswald Grill[1]). Nur das Märchen vom Hahn und Schnelläufer ist etwas zu reich an Reflexionen. Die Bilder sind vorzüglich. Die schönen alten und neuen Kinderlieder, die Lobsien unter dem Titel „Selige Zeit"[2]) vereinigt hat, erscheinen nun in Volksausgabe zum billigen Preise von Mk. 1.25.

Nun zum Kreuze aller Jugendschriftenreferenten, den spezifischen Jugenderzählungen! Da können wir gleich eine ausgezeichnete Arbeit empfehlen: Finns „Philipp der kleine Sänger"[3]). Den etwas abenteuerlichen Schluß wollen wir dem amerikanischen Leben zu gute halten, aus dem uns hier ein lebensvoller, mit christlichem Geiste durchtränkter Ausschnitt geboten wird. Schon mehr lehrhaft liest sich das Jugendleben, das Eduard Wahl Kindern und Eltern unter dem Namen „Ein armes Großstadtkind"[4]) erzählt. Das Leben eines begabten anstelligen Frankfurter Knaben, den mit seiner verwitweten Mutter innigste Liebe verbindet, ist hier offenbar mehr mit dem Auge des Pädagogen als des Dichters gesehen und geschildert. Dennoch glaube ich, daß besonders Stadtknaben das Buch nicht bloß stofflich mit großem Interesse zu Ende lesen werden, sie werden gewiß auch die Wärme spüren, die das ganze Buch durchzieht und die sichtliche Liebe des Verfassers zu seinen Personen, der man es auch nachsehen kann, wenn sie gar zu deutlich den belehrenden Finger oder die predigende Hand erhebt. Gut gemeint, sehr gut gemeint ist die im gleichen Verlag erschienene Erzählung für Mädchen „Lislott"[5]) von Martha Giese. Es soll die entstehende Freundschaft zwischen der Schulzentochter Lislott und dem armen städtischen Kostmädchen Esther erzählt werden. Sie wird auch erzählt, es wird viel darüber geredet, es werden auch ein paar Geschehnisse gut hingesetzt, aber das Ganze lebt nicht vor uns auf, es bleibt auf dem Papier. Die Verfasserin ist nicht talentlos. Versuche sie es erst mit guten Skizzen, damit sie die Einzelheiten scharf sehen lernt! Sie wird dann auch den überstopften Stil wegbringen; denn was man gut und genau gesehen hat, das kann man auch einfach und richtig sagen. Immerhin ist das anzuerkennen, daß eine von innen kommende Stimmung durch das ganze Buch geht. Ganz und gar fehlt dies der Reiseerzählung „Simba der Suahili"[6]) von Otto v. Schaching. Man könnte an dieser Erzählung bis ins einzelne nachweisen, wie für eine bestimmte Jugendschriftenserie bis zu einem bestimmten Termin nach bestimmter Seitenzahl und zu

[1]) Linz 1903, Lehrerhausverein. 99 S. 8°. Mk. —.85.
[2]) Linz, Schönemann. Mk. 3.—.
[3]) Einsiedeln 1902, Benziger. 196 S. 8°. Mit Bildern. Mk. 3.60.
[4]) Stuttgart, Löwes Verlag. Mk. 3.—.
[5]) Ebenda. 157 S. Mk. 3.—.
[6]) Regensburg 1903, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 158 S. kl. 8°. Mk. 1.35.

Digitized by Google

bestimmtem Preis eine Geschichte angefertigt wird. Die Sache ist übrigens geschickt gemacht und hält sich von aller Moralisiersucht frei. Wir wissen auch, daß Schaching mehr kann; gerade deswegen durfte er diese Erzählung nicht schreiben.

Mehr erfreulich als die frei erfundenen Jugenderzählungen sind im allgemeinen diejenigen, welche sich an einen historischen Stoff anlehnen, freilich verdirbt auch hier die Absicht, ihn für die Jugend zurechtzurichten, manchmal von Anfang an das Ganze. Bei der Auswahl des Stoffes wird ja die Rücksicht auf den jugendlichen Leserkreis noch voranstehen, diese wird aber bei der Bearbeitung und Gestaltung des Stoffes immer mehr zurücktreten vor dem Ergriffensein und Ergriffenwerden durch das in der dichterischen Phantasie erstehende neue Leben. So scheinen mir die zwei Erzählungen entstanden zu sein, die ich heute in erster Linie für die reifere Jugend empfehlen möchte. Paschalis behandelt in seinem „Grenzkapitän Bernhard“[1]) die Ereignisse des tollen Jahres 1848 in Baden, die mit der Flucht des Großherzogs ihren Höhepunkt erreichen. Mit echt dichterischen Mitteln wird das Ungesunde und Ungerechte, aber doch wieder durch einen gewissen Idealismus Bestechende der Revolutionsideen dargestellt. Das andere Buch, auf das wir hinweisen möchten, nennt sich: „Rulamann. Erzählung aus der Zeit der Höhlenmenschen und der Höhlenbären“[2]) von Dr. F. Weinland. An der Hand einer ganz einfachen Geschichte wird das Leben der Steinzeitmenschen und deren Untergang im Kampf mit den eisenbewaffneten Kelten behandelt. Die Darstellung ist, wie die Anmerkungen zeigen, wissenschaftlich wohl begründet, dem jugendlichen Fassungsvermögen zugänglich, die eingewobene Liebesepisode ist durchaus zart behandelt. Zu den bisherigen schon ziemlich zahlreichen Bearbeitungen unseres deutschen Sagenschatzes für die Jugend tritt eine neue von Oskar Klaußmann: Aus dem deutschen Sagenschatz. Die Nibelungen, Lohengrin, König Rother, Gudrun, Wolfdietrich[3]). Der Erzählungston ist frisch, einzelne Stellen sind aus den Original-Heldenliedern in hochdeutscher Übertragung eingefügt. Zur Wahl der Stoffe könnte man einwenden, daß die letzten drei Sagen zu verwandt sind, um nacheinander die Jugend zu interessieren. Ob das Buch andere Bearbeitungen des gleichen Stoffes übertrifft, kann ich zur Zeit nicht feststellen, da mir das einschlägige Material zur genauen Vergleichung nicht vorliegt. An sich ist das Buch zu empfehlen.

In meinen Referaten über Jugendbücher und in den prinzipiellen Auseinandersetzungen zur Jugendschriftensache habe ich immer Wahrheit, Lebenswahrheit auch auf diesem Gebiete verlangt. Daher empfahl ich nachdrücklich unter anderen Selbstbiographien Wichners und Heyls Jugenderinnerungen. Diesen füge ich nun als wertvolle Lektüre besonders für Gymnasialschüler Praxmarers Buch bei: „Aus

[1]) Straßburg 1902, Bull.
[2]) Leipzig 1903, O. Spamer. 5. Aufl. 256 S. 8°. 64 Textabbildungen. Mk. 5.50.
[3]) Stuttgart, Löwes Verlag. 134 S. 8°. 6 Buntbilder. Mk. 4.—.

Digitized by Google

den Flegeljahren in die Mannesjahre“[1]). Der Verfasser ist ja aus gröberem Holz geschnitzt als die beiden vorgenannten, und es kommt ihm auch ab und zu auf einen derben Satz nicht an. Aber das Leben hat auch nicht immer weiche Hände. Hinter dem Ganzen steht aber eine Persönlichkeit, die durch und durch gesund ist, die Leid und Lust erlebt und sich mit Gottes Gnade und guter christlicher Menschen Hilfe durchgerungen hat. Das nun lachend und weinend mitzuerleben, dazu verhilft uns dieses Buch.

Zum Schlusse noch etwas für große Kinder: „Aus Muckimacks Reich“[2]). Märchen und Satiren von Gustav Falke. Buchschmuck von Dasio. Kunstmärchen, eine gefährliche Sache! Nicht vielen gelingen sie, Falkes Fabulierlust ist es gelungen. Man wird nie gerade hinaus lachen, aber immer lächeln über dem feinen Buch, es steckt viel Weisheit darin und goldener Humor, selbst die Satire wird nicht bitter. Zweimal hab ich's mit Behagen gelesen und ich weiß nicht, ob ich's nicht nochmal herunter hole. Kindern, auch nicht der sogenannten reiferen Jugend, gebe und empfehle ich es natürlich nicht, sie haben noch nicht die Organe dafür.

[1]) Innsbruck 1903, H. Schwick.
[2]) Hamburg 1903, A. Janssen. 94 S. 4°. Mk. 3.—.

Drei Beiträge zur Frauenfrage

Referat von Nanny Lambrecht in Aachen

Nennen wir es ein Triptychon, das mir da in drei Büchern zum Frauenberuf zur Besprechung vorliegt. „Die Mütter“[1]) von Hedwig Dohm nimmt jedenfalls das mittlere Feld ein, als extreme „Flügel“ schließen sich an: „Über Liebe und Ehe“[2]) von Ellen Key und „Bleibet im Hause“[3]) von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. Was Ellen Key in ihren Essays schreibt, ist gewissermaßen eine Vervollständigung der viel gepriesenen und viel angefeindeten „Vera-Literatur“ — freilich in dem Sinne kontra Vera! Die Ehe ist demnach die historische Kontinuität, an der man mit respektvoller Verneigung — vorübergeht. Die „freie Liebe“ könnte etwa die Vorschule zur Ehe sein, um dieser ehrwürdigen, zopfigen Institution wenigstens keine impotenten Männer zuzuführen. Und da passiert denn die logische Entgleisung! Es ist

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. Mk. 3.—.
[2]) Berlin 1904, S. Fischer. Mk. 4.—.
[3]) Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 1.50.

Digitized by Google

doch eine große Naivität, zu glauben, daß — wenn einmal die freie Liebe gesellschaftlich existenzberechtigt wird, auch nur für einen Bruchteil die Veranlassung vorliegt, das „Ehejoch" auf sich zu nehmen. Luther betrachtet die Keuschheit ohne Ehe als undenkbar, das war der Eselstritt gegen das Zölibat; Ellen Key geht weiter und löst diesen Grundsatz, dem man das protestantische Pfarrhaus verdankt, dahin auf, daß derselbe Satz, den Luther gegen das Zölibat schleudere, sich auch gegen die Ehe anwenden lasse. — Eine Erziehung zum Sittlichen wird strikte verneint. Selbstentwicklung sei das große Geheimnis der Natur! Und nun stelle man sich solch ein Entwicklungswunder vor! Es liegt doch klar, daß in diesem Falle ein Kind an seinen Erfahrungen, die ihm die Erziehung ersetzen müssen, gemeinhin zugrunde gehen wird. Aber das alles ist ja nur die Quintessenz aus Goethes bekanntem Ausspruch: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst". Letzte und einzige Forderung des extremen Naturalismus mit der Gloriole des Naturtriebes! Verschiedene zutreffende Ansichten lassen sich aus den Essays herauspflücken, das sind die Prämissen; aber dann fällt wieder der logische Aufbau an dem Mangel an Wissenschaftlichem und systematischer Klarheit sowohl, als an den unsinnigsten, christentumfeindlichsten Schlußfolgerungen zusammen.

Weniger absolut, aber mit haarscharfen Redewendungen geht Hedwig Dohm in „Die Mütter" vor. Das Buch mit seiner Männeranklage liest sich bestrickend und man muß zeitweise an sich halten, um da noch die nun einmal festgelegte Grenzlinie unterscheiden zu können. Jedenfalls haben ihre Ausführungen über die sattsam besprochene Frauenerwerbsfrage den Vorzug, von neuen Gesichtspunkten und Anschauungen auszugehen. Ihr fulminanter Protest gegen die Verneiner der „Kopfarbeit der Frau" klingt in den Gewissensfragen aus: „Verbrauchen nicht Alterationen der Seele ebensoviel oder mehr organische Kräfte, als die Alterationen des Denkens? Gibt es z. B. einen eminenteren Feind der Gesundheit, als eine unglückliche Ehe? Sollte die nicht das Gehirn ganz anders und gründlicher aus allen Fugen rütteln, als eine anstrengende geistige Arbeit?" Somit kommt sie zu dem Diktum: „Die Frau muß neben Ehe und Mutterschaft noch einen Beruf ausfüllen." Nein, nein! Da gibts nur ein Entweder — Oder! Beides — ein Unding! — Bezüglich der Kindererziehung kommt die Verfasserin zu dem verblüffenden Schluß, daß im großen und ganzen die Mütter die schlechtesten Erzieherinnen ihrer Kinder sind. „Eine oberflächliche, törichte Frau wird ihre Kinder töricht erziehen, und es wäre in diesen Fällen ein Segen für die Kinder, wenn ihre Kraftentfaltung wo anders als in der Kinderstube vor sich ginge." Das „wo anders" ist natürlich der Hinweis auf die höheren geistigen Berufe, und darin können wir der Verfasserin nicht beistimmen. Die Gattin hat gewählt und soll in ihrem Berufe aufgehen, sintemalen man nicht zwei Herren dienen kann. Aufs Kochstudium braucht sie sich nicht zu beschränken, aber zwei Berufen obliegen, wo jeder die ganze Hingebung erfordert — das ist widersinnig! — Das interessanteste Kapitel des

Digitized by Google

Buches ist wohl das heuer zeitgemäße Thema über die sexuelle Aufklärung in der weiblichen Erziehung. Auf diesem Gebiete haben wir bisher auf katholischer Grundlage kein ausschlaggebendes Buch. Hedwig Dohms Ansichten hierüber könnten schon diese Lücke ausfüllen. — Jenen beiden Frauenverfechtern diametral gegenüber stehen die Ansichten in dem Buche „Bleibet im Hause" von Lucy von Hebentanz. Wir finden das dem Werke aufgeprägte Stigma schon im Vorwort: „Wir betrachten die Emanzipation der Frau durch das Christentum besiegelt und wollen sie nicht weiterführen." Die Frauenfrage spitzt sich hier mehr zur Existenzfrage zu; manche Ausführungen laufen jedoch Gefahr, in der Engherzigkeit zu versanden, und werden Widerspruch finden. Unbedingt zustimmen muß man der Verfasserin bei ihren Auslassungen über die Dienstbotenfrage. „So lange die „Gesellschaft" nicht „Dame" und „Dirne" unterscheiden kann, wenn beide nur Seidenkleider tragen, solange wird sie auch keine ordentlichen Dienstboten erziehen." Allerdings: Beispiele ziehen an, und damit greift Hebentanz eine der schwierigsten sozialen Fragen auf: Den Appell an das Gewissen der Gesellschaft. Einige Stellen über „Bildung" und Kindererziehung lesen sich wie Ausschnitte aus einem Betrachtungsbuche und sprechen vornehmlich zum Herzen der Mütter; dem Geiste der Frau wird das richtige Maß zuerkannt und in dieser Weise eine Ausgleichung der schroffen Gegensätze herbeigeführt. Ihre interessanten und von reichen Erfahrungen zeugenden Ausführungen hierüber laufen aus in dem Diktum: „Mann und Weib bilden das Ganze in ihrer sozialen Mission!" Wir müssen indessen dahingestellt sein lassen, ob der Frauenmission nicht dennoch ein größerer Inhalt gegeben werden soll.

Der Feldherr

Gedicht von Engelbert Drerup in München

Es war ein heißer Tag. Die Klingen klirrten.
Hie Freund, hie Feind: mit Heissah drauf und dran!
Die Äxte krachten und die Pfeile schwirrten.
Die Reih'n im wilden Ringen sich verwirrten.
Du oder ich: da galt es Mann um Mann.

Und wen es traf, der fiel. Zum Händedrücken,
Und war's der beste Freund, war keine Zeit.
Der Feldherr, weiß von Haar, doch jung von Blicken,
Erspähte hier und dort der Feinde Lücken
Und führte selbst die Fähnlein in den Streit.

Digitized by Google

Und dröhnend rief er: „Für den Kaiser fechtet
Ihr wider die Rebellen. Haltet stand!
Der Raubgraf hat den Kaiser schier entrechtet,
Und wenn er siegt, sind wir, das Reich geknechtet,
Als seine Dienstmagd seufzt das deutsche Land.

Drum auf den Feind!" Sein Helmbusch fliegt im Winde,
Und wie ein Banner weht der weiße Bart.
„Drum auf den Feind, und gälts dem eignen Kinde!"
Er spornt sein Roß: so hetzt der Hund die Hinde,
Und beißend frißt sein Schwert, wen es gewahrt.

„Dort ist der Graf!" Hei, wie die Brünnen krachen,
Sein Roß zertritt den Feind mit starkem Huf.
„Den nehme ich, und schirmten ihn die Drachen!"
Wir hörten nur ein kurzes, grauses Lachen.
Und wieder scholl es laut mit Feldherrnruf:

„Heran, Herr Graf, und achtet Euer Leben!
Untreue büßt der Kaiser mit dem Tod." —
„„Ha, ha, zum Spaß! Willst du mir Lehre geben?
Ihr Herren, macht das Alter euch erbeben?
Vorwärts! Haut ein und färbt die Klingen rot!""

Ein scharfer Anprall. Unsre Reiter wanken.
Der Feldherr hält sie, aufrecht wie ein Turm,
Und wütend schlägt er drein mit Löwenpranken.
Da packt den Feind ein Fähnlein in die Flanken:
Die Flucht reißt alles fort im Wirbelsturm.

Den Grafen mit: und hinterdrein die Meute.
„Nun steht, Herr Graf, zum Zweikampf ruf' ich Euch!
Ihr läuft ja wie ein Hase in das Weite."
Ein schwarzer Ritter wendet sich zum Streite:
„„Von meinem Herren wehr' ich Euren Streich.""

„Dein Schwert ist gut. Wer lehrte dich's, Geselle?"
Ein Schlag. Sein Helm zerspringt. „Weh mir, mein Sohn!" —
„„Und bist mein Vater du, fahr hin zur Hölle!"" —
„Dein Teufel sprachs. Nun hüte dich, Rebelle!
Dein Kaiser zahlt durch mich dir deinen Lohn."

Digitized by Google

Ein kurzer, heißer Kampf. Blutüberronnen
Sinkt hin der Jüngling auf den Rasengrund.
„Weh mir, der Feldherr hat den Sieg gewonnen.
Doch ach, verlöscht sind meines Lebens Sonnen."
Er steigt vom Roß und küßt des Toten Mund.

Da führt man her gefesselt und gebrochen
Den Grafen vor den Feldherrn zum Gericht.
„Das Urteil ist vom Kaiser Euch gesprochen:
Verfallen sind dem Henker Haupt und Knochen,
Herr Graf. Doch Euer Henker bin ich nicht.

Im Männerkampfe habt Ihr mich gemieden.
Statt Euer schlug mein Kind ich. Führt ihn fort! —
Dem Kaiser gab ich alles. Ohne Frieden
Und einsam ist mein Alter nun hienieden.
Bald ruh' ich aus an einem stillen Ort."

Der Kampf gegen die unsittliche Literatur

Ein Wort zur Erinnerung von Friedr. Castelle in Münster

Im 5. und 6. Oktober hat in Cöln der internationale Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur getagt. Die überaus große Beteiligung in- und ausländischer Vorkämpfer auf diesem Schlachtfelde, das die ganze zivilisierte Welt in sich schließt, das einmütige Handinhandarbeiten aller Nationen, Parteien — nur die Sozialdemokratie war offiziell ausgeschlossen — und Konfessionen, wie es auf dem Kongresse erfreulicherweise zu Tage trat, und endlich die Einsetzung eines internationalen Komitees, das den für 1905 nach Bern einberufenen diplomatischen Vertretern aller europäischen Staaten in einer Denkschrift die Notwendigkeit des erweiterten gesetzlichen Schutzes gegen den Schmutz in Wort und Bild vor Augen stellen wird, diese drei Faktoren gewährleisten wohl einen allgemeinen Erfolg der so bedeutsamen Sittlichkeitsbewegung. Sie ist eine internationale Strömung, und das muß sie sein, denn sie richtet sich gegen eine Krankheit, die von einer Nation zur andern hinüberfrißt. Sie ist eine interkonfessionelle Strömung, den sie will allgemein geltende christliche Ideale und christliche Gesittung wieder zu Würde und Ansehen bringen.

Digitized by Google

Wohl mit Absicht hatte man dem Kongresse den Charakter „zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur" gegeben, und seine Resultate in dieser Hinsicht sind für uns besonders wertvoll und von bleibender Bedeutung. In seinem einleitenden Berichte wies zunächst der Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine, Pastor Lic. Bohn den Vorwurf zurück, der Kongreß wolle Künstler und Schriftsteller in ihrem Wirkungskreise behindern, wolle sich einem gesunden Fortschritte in der Kunst entgegenstemmen, wolle dem Künstler die Freude seiner Schaffenskraft unterbinden. Unsern Ansturm richten wir nur, so betonte der Redner mit Entschiedenheit, „gegen eine Literatur, die das Weib zu einer Ehebrecherin und die Jungfrau zur Dirne macht, — gegen eine Literatur, die den Jüngling vergiftet, daß er weinen muß um die Jahre seiner Jugend, — die das sittliche Fühlen, Denken und Handeln des Mannes verwirrt, daß er seinem ehelichen Weibe nicht mehr in die Augen sehen kann". Das sind Worte, die man ohne Bedenken unterschreiben kann. Recht aus dem Herzen gesprochen war uns in der Rede Pastor Bohns auch das Urteil über die „psycho-sexuelle" Literatur. „Wir verwehren dem Schriftsteller durchaus nicht, geschlechtliche Stoffe zu behandeln, aber wir verbieten ihm vom sittlichen und zugleich vom ästhetischen Standpunkte aus die behagliche wollüstige Breite in diesen Dingen." . . . „Wir stellen ferner an den Schriftsteller, der geschlechtliche Fragen behandeln will, die Anforderung, daß er zwei Gesetze achte, welche nicht nur für die Schriftsteller, sondern für die Kunst überhaupt, wie für das Leben maßgebend sind, das Gesetz der Natürlichkeit und Wahrheit." . . . „Derjenige Schriftsteller, welcher außereheliche Geschlechtlichkeit als normal und selbstverständlich verherrlicht, verkehrt die Welt, macht das Unnatürliche zum Natürlichen und versündigt sich nicht nur an sittlichen Normen, sondern an einem allgemein geltenden Grundgesetze jeglicher Kunst."

Ernste Mahnungen an den „gesamten ehrenhaften" Buchhandel richtete der um die Veredelung der modernen Belletristik verdiente Hamburger Buchhändler Justus Pape, der Vorkämpfer für Gustav Frenssen. Der Buchhändler ist im Kampfe gegen die unsittliche Literatur unentbehrlich. Sein Beruf zwingt ihn zu einer unablässigen Beschäftigung mit den Erzeugnissen der Tagesliteratur. Das Publikum holt sich bei ihm Rat und er kann, wenn er gewissenhaft arbeitet, unendlich viel Segen stiften. Pape verlangt vom Verlagsbuchhändler, daß er die ihm zum Verlage angebotenen Schriftwerke nicht nur auf die künstlerische Art und Form ihrer Darstellung[1]), sondern auch auf ihren sittlichen Gehalt prüfe. Das Häßliche und Gemeine, das Widerliche und Abstoßende darf nicht in den Mittelpunkt schönwissenschaftlicher Literaturwerke gestellt werden. Dem Sortimentsbuchhändler legt Pape dringend ans Herz, dem kaufenden Publikum nur sittlich reine Bücher zu empfehlen. Prospekte über Schriftwerke, denen die Spekulation auf niedrige Triebe und Begierden an der Stirn steht, soll er unter Protest zurückweisen.

[1]) Dazu dürften aber die allerwenigsten Buchhändler qualifiziert sein. A. d. Red.

Digitized by Google

Die Anforderungen an den Sortimenter darf und muß man noch um eine außerordentlich wichtige vermehren: der Sortimenter muß sich unter allen Umständen gründlich und unabläßig mit dem Studium der modernen Literatur beschäftigen und mit ihrer Entwicklung fortschreiten. Es gibt — ich kann das aus eigener Anschauung bestätigen — namentlich unter den Buchhändlern, die vorwiegend schöne Literatur vertreiben, manche, die sich über den Wert oder Unwert selbst derjenigen Bücher, die am besten „gehen", kein Urteil erlauben können, weil sie die Werke nicht gelesen haben. Das ist ein Armutszeugnis schlimmster Art und zugleich eine Unverantwortlichkeit dem Publikum gegenüber. Hinzu kommt noch, daß solche Buchhändler gewöhnlich auch noch eine Leihbibliothek führen. Wir sind grundsätzliche und entschiedene Gegner der Leihbibliotheken, da sie in ihrer heutigen Gestalt Bazillenherde in jeder Beziehung sind. Aber solange nicht die Organisation der Volksbibliotheken und Lesehallen, der auf dem Kölner Kongresse auch warm das Wort geredet wurde, eine allgemeine und allumfassende ist, wird das Lesebedürfnis zum großen Teile in den Leihbibliotheken befriedigt werden. Darum sollte der ehren- und gewissenhafte Buchhändler ihr die allergrößte Sorgfalt angedeihen lassen. Man wird uns erwidern, der Buchhändler ist ein so vielbeschäftigter Mann, daß er unmöglich alles lesen kann. Zugegeben, aber die hervorstechenden Erscheinungen der Tagesliteratur zu prüfen oder von einer kompetenten Persönlichkeit prüfen zu lassen, darf man von ihm doch wohl verlangen. Im übrigen wird diesem ganzen Übelstande hoffentlich bald abgeholfen werden. Die Buchhändler wollen auf Anregung des Kölner Kongresses versuchen, in Leipzig, dem Mittelpunkte des gesamten deutschen Buchhandels, eine Zensurzentrale, in der Dichter und Künstler mitarbeiten, einzurichten. Hoffentlich wird's gelingen.

Recht sympathisch waren uns die Ausführungen des Pastors Dr. Pfannkuche-Osnabrück über die Volksbibliotheken und Lesehallen, die schon kurz erwähnt wurden. Als die beste Organisation auf diesem überaus wichtigem Gebiete kennzeichnete der Redner den Verein vom hl. Karl Borromäus. Volksbibliotheken sind für die Verdrängung der Kolportageliteratur von der allergrößten Bedeutung. Und wo sie verständig eingerichtet und geleitet wurden, haben sie bis jetzt immer Erfolg gehabt. Freilich die erste Bedingung ist die Anstellung eines wissenschaftlich gebildeten Bibliothekars, und daran ist die Organisation in mittleren Städten bisheran meist gescheitert. Vielleicht wird eine in Hannover auftretende Bewegung, von der Kommune aus einen Bibliothekar anzustellen, der die ganze Provinz bereist und die Bibliotheken kontrolliert, von Erfolg gekrönt sein und anderwärts Nachahmung finden.

Auch der Presse wurde auf dem Kongresse ernst ins Gewissen geredet. Sie solle sich durch die Tatsache, daß so wenig und so wenig Gutes auf dem Gebiete der Belletristik produziert werde, nicht in ihrem Urteile beeinflussen lassen, sondern in der Kritik jederzeit streng und unnachsichtig bleiben. Der Tagespresse wurde empfohlen, allen Erscheinungen in Literatur und Kunst gegenüber ein

Digitized by Google

wachsames Auge zu haben, dem Theater mehr als bisher verständige Aufmerksamkeit zu schenken, in der Auswahl der Feuilletons höhere Anforderungen zu stellen und namentlich auch vielgelesene Wochen- und Monatsschriften zu verfolgen, gute zu empfehlen, schlechte zu verwerfen.

Alle diese Resultate des Kölner Kongresses sind durchaus greifbarer Natur. Keine Ideen und Hirngespinste, sondern Erzeugnisse ernster, verständiger Beratungen einsichtsvoller Männer. Sie in die Tat umzusetzen ist Sache jedes Einzelnen an seinem Platze. Die unsittliche Literatur ist, so betonte auf dem Kongresse ein Redner, eine Quelle, an der unser Volk sich den Tod trinkt, wenn sie nicht rechtzeitig und gründlich verstopft wird. Das ist ein ernstes und hartes Wort, aber leider nur zu berechtigt. Helfen wir alle daher mit, daß die deutsche Literatur nach und nach ein Gesund- und Jungbrunnen für unser Volk und namentlich für unsere Jugend werde. Beherzigen wir den Weckruf, mit dem Justus Pape seine Rede schloß: „Mehr Blücher, mehr Arndt, *mehr deutschen Zorn gegenüber allem unsittlichen Wesen!*"

Kraliks „Deutsches Götter- und Heldenbuch"[1]

Von Dr. A. Dreyer in München

Man kann es der altromantischen Schule gar nicht hoch genug anrechnen, daß sie die Begeisterung für die Sage der deutschen Vorzeit mächtig entfachte. Als im Zeitalter der Aufklärung das Niebelungenlied wieder ausgegraben wurde, da erkannten nur wenige erleuchtete Geister die literarische und nationale Bedeutung der deutschen Ilias', und selbst Friedrich der Große verhielt sich schroff ablehnend dagegen.

Erst die Romantik erschloß dem Volke den Weg nach dem verlorenen Paradies der Sage. Die Dichtkunst führte uns freilich oft auf seltsamen Irrpfaden, bis endlich die Wissenschaft nach mühevoller Arbeit den Dornenwall durchbrach, der sie von dem schlafenden Königskinde schied.

In neuen Ausgaben ließ sie die alten ruhmreichen literarischen Denkmäler aufleben und immer tiefer drang sie in das Wesen und die Urform der Sage ein.

[1] Das Deutsche Götter- und Heldenbuch. Gesammelt und erneuert durch Richard von Kralik. 6 Bde. 8°. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. I. Die Amelungensage. (311 S.) II. Die Wilzen- und Welfungensage. (388 S.) III. Die Göttersage. (290 S.) IV. Dietrich und seine Gesellen. (363 S.) V. Rosengarten und Rabenschlacht. (332 S.) VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende. (359 S.)

Digitized by Google

Doch auch das der mittelhochdeutschen, althochdeutschen und altnordischen Sprache unkundige Volk sollte aus diesen Errungenschaften reichen Nutzen ziehen. Dafür waren zwei Kategorien von Schriftstellern tätig: einerseits die Dichter, andererseits die Übersetzer bzw. Nachdichter.

Die ersteren erfüllten ihre hehre Aufgabe — mit wenigen Ausnahmen — nicht in genügender Weise; sie kleideten die Sage mitunter in solchen phantastischen Flitter, daß sie kaum wieder zu erkennen war. Es sei hier nur an Fouqués Trilogie „Der Held des Nordens“ erinnert, von Raupachs schwächlichen Nibelungendramen ganz zu schweigen. Auch Geibels „Brunhild“ ist trotz aller dichterischen Schönheit ein mißglückter Versuch dieser Art und nur Hebbels und Richard Wagners Nibelungentrilogien werden künftige Geschlechter überdauern.

Unter den Übersetzern wirkte bahnbrechend Karl Simrock. Sein unbestrittenes Verdienst bleibt es, seinen Landsleuten die Schätze altdeutscher Dichtung und das Heiligtum der Edda, dieser „Urgroßmutter deutscher Sage“ eröffnet zu haben. Ich betone ausdrücklich, daß er als Übersetzer nicht gering einzuschätzen ist. Darin stimme ich mit Ad. Bartels überein, daß er „als Dichter nicht groß genug war, das Alte wahrhaft wiederzugebären, sondern sich auf objektive Überlieferung der epischen Elemente beschränken mußte“.

Von der Mehrzahl seiner Nachfolger gilt leider das gleiche Urteil; ja man darf es offen aussprechen, daß ein erklecklicher Teil dieser Verdeutscher der alten Heldensage sich bei weitem nicht zu der Höhe erhebt, auf welcher Simrocks Kunst stand. Sie übertrugen Wort für Wort der alten Dichtung und glaubten, damit etwas Großes geleistet zu haben; allein den Geist derselben erfaßten sie nicht.

Simrock fast ebenbürtig zur Seite tritt dagegen Wilhelm Jordan in seinem Hauptwerke „Die Nibelunge“ (2 Teile: Die Siegfriedssage, 1868, und Hildebrands Heimkehr, 1874), wie in seiner Edda-Übersetzung (1889).

Bartels nennt seine Übersetzung „Reproduktion, nicht wirkliche Neuschöpfung, nicht ohne glänzende, aber auch wieder mit sehr schwachen Partien“. R. M. Meyer bricht über ihn rücksichtslos den Stab mit den Worten: „Nie sind die Gestalten der Vorzeit an Jordan herangetreten und haben von ihm Blut zur Neubelebung gefordert, wie der Doktor Faust den jungen Goethe verfolgte.“

Es läßt sich nicht ableugnen, daß Jordan oft ins Philosophieren gerät und dem ehrwürdigen Sagenbaume manches fremde Reis aufpfropft, daß in seiner Nachdichtung nicht selten das Denken und Empfinden des modernen Menschen durchschimmert, daß seine alliterierenden Verse hie und da der unfreiwilligen Komik nicht entbehren. Allein wenn ihm auch die Schöpfung eines eigentlichen Kunstwerkes nicht gelang, sein Versuch bleibt neben den „Amelungen“ Simrocks und dessen anderen Bearbeitungen altdeutscher Denkmäler literarhistorisch bedeutsam.

Hebbel entkleidete in seiner gewaltigen Tragödie, die seit den Bayreuther Festspielen ganz von der Bühne verschwunden ist, die Sage ihrer mythischen Elemente und suchte eine natürliche Lösung aller Geschehnisse herbeizuführen;

Digitized by Google

Richard Wagner dagegen verwebt das Götter- und Menschenschicksal fest miteinander. Daß die Sage im Spiegelbilde des Dramas nur in verkürzter Form, nur in den Grundlinien erscheinen kann, bedarf keiner weiteren Erörterung. Der Dramatiker muß aber auch unter den Helden der Sage eine strenge Auswahl treffen. Wagner hat um der künstlerischen Einheit willen manchen Recken (wie Dietrich von Bern) fortgelassen, den wir unliebsam vermissen.

Das Epos kennt gottlob eine derartige Beschränkung nicht; es rauscht gleich einem Strome in behaglicher Breite dahin. Dennoch soll es wie das Drama ein einheitliches Gebilde sein. Für den epischen Dichter erwächst also die Aufgabe, die „zerstreuten Sagentrümmer" zu einem unlösbaren Ganzen zu verschmelzen, ohne daß die Spuren des Ansatzes sogleich ins Auge fallen.

An diese Aufgabe wagten sich Simrock und Jordan und zu ihnen gesellt sich nun Richard v. Kralik als Dritter im Bunde.

Vor mehr als 20 Jahren begann er — wie er selbst berichtet — dieses Werk, das nun in sechs stattlichen Bänden vorliegt. An dessen Schlusse (Bd. VI, 358 und 359) gibt er eine gedrängte Übersicht über die deutschen, angelsächsischen, nordischen und lateinischen Quellen, die er hauptsächlich benützte. Hiebei fehlt — um dies von vornherein gleich festzustellen — keines der Sagengebilde, wie es durch Sängermund auf uns gekommen ist.

Es mangelt ihm nicht „das Bewußtsein der schier unüberwindlichen Schwierigkeiten", dieses außerordentlich reichhaltige Material in eine einheitliche Form zu gießen, die grellen Widersprüche, die sich in den verschiedenen Überlieferungen finden, zu beseitigen, ermüdende Breiten zu kürzen.

Dieser Riesenarbeit, des Schweißes der Edlen wert, unterzog sich Kralik; er wollte — wie er in der Vorrede zum I. Buche bemerkte — ein Werk schaffen, „das mit der größten Treue und Vollständigkeit, allerdings ohne überflüssige Weitschweifigkeit, in bester Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt, die ganze nationale Arbeit möglichst abschließt, weder romanhaft dichtend noch gelehrt deutelnd. Der Dichter soll dabei nur der Redaktor, der Hüter und Wahrer des volkstümlichen Schatzes sein, sein Kustos und Konservator". Und in der Vorrede zum III. Bande erblickt er als seine Aufgabe die Pflege der deutschen Sage, die noch fortlebt, „begossen vom Tau der Dichtung. Dieser Art von dichterischer Philologie verdanken wir jene Arbeit der griechischen Kultur, deren Ergebnis unser Homer ist". Für die deutsche Kultur strebt er in seinem Epos „etwas Ähnliches" an und geht dabei von der Grundlage des Nibelungenliedes und des deutschen Heldenbuches aus. „Auch in der Edda ist ja die Nibelungensage der Kern des Ganzen. Ich habe also nichts anderes getan, als was ein deutscher Nibelungendichter des 13. Jahrhunderts getan hätte, wenn er mit der nordischen Sage vertraut gewesen wäre."

Damit drückt er auch schon kurz und bündig aus, daß seine Nachdichtung kein Sprechsaal der eigenen Weltanschauung sein soll (wie bei Jordan), sondern

Digitized by Google

daß er — wie es des Epikers Pflicht ist — sein subjektives Empfinden zurückdrängt.

Auf den Ton des Nibelungenliedes ist Kraliks ganzes Epos gestimmt. Wie Simrock in seinen „Amelungen“ die von Uhland in die deutsche Literatur eingeführte neuere Nibelungenstrophe mit Geschick handhabt, so gebraucht Kralik für seine Dichtung durchgehends den Nibelungenvers statt der verschiedenartigen metrischen Formen der Originale. Durch Aufgeben der Vierzeiligkeit sucht er den Strophencharakter absichtlich zu verwischen, um so „der Wirkung des griechischen Hexameters am nächsten zu kommen“. Die Wahl dieser rhythmischen Form ist im allgemeinen durchaus glücklich zu nennen; nur hätte bei dem großen Umfange des Werkes (mindestens das Dreifache der Homerischen Epen!) ein Wechsel im Vers für einen genau abgegrenzten Sagenkreis, — z. B. für die Göttersage, — der Einheitlichkeit des Ganzen keinen Abbruch getan. Für die Übertragung der Edda scheint der Nibelungenvers am wenigsten geeignet, hier wäre der Stabreim an seinem Platze.

Wohltuend berührt die Schlichtheit seiner Diktion, die sich dem Geiste des Originals wohl anzuschmiegen versteht und jede Effekthascherei ängstlich vermeidet. Er vertauscht die einfache und doch so plastische Sprache des Urtextes keineswegs mit gesuchten und verkünstelten Wendungen.

Wenn das Nibelungenlied uns von dem sterbenden Siegfried erzählt:

„Die bluomen allenthalben von bluote waren naz.
dô rang er mit dem tôde; unlange tet er daz“,

so ändert Kralik in seiner Übertragung nichts und behält sogar das heute nicht mehr gebräuchliche Wort „unlange“ bei:

„Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.
Da rang er mit dem Tode: unlange tät' er das“,

während Jordan fabuliert:

„Und am murmelnden Wasser das weiße Maßlieb
Stand nun geschminkt mit blutiger Schminke.“

Das Kapitel „Nibelungennot“ trägt an der Spitze und am Ende die allbekannte Anfangs- und Schlußstrophe des Nibelungenliedes in wortgetreuer Übersetzung. Eine stattliche Anzahl von Archaismen hat Kralik in seine Nachdichtung eingestreut, um das altertümliche Gepräge der Dichtung auch im neuhochdeutschen Gewande stärker hervortreten zu lassen. (Ein Glossar in Bd. VI S. 350—357 gibt dem Nichtphilologen die nötigen Erläuterungen.)

Überall also strebt er Volkstümlichkeit an. Die früher im Volke lebendigen Heldensagen sollen diesem wieder so geläufig werden, wie einst die Hellenen mit der Ilias und Odyssee vertraut waren: das ist sein Leitmotiv, wenn ich ihn recht verstehe. Allein ihr bedeutender Umfang steht der Popularisierung seiner Nachdichtung vor allem im Wege. Ein sechsbändiges Werk über einen noch so erhabenen

Digitized by Google

Gegenstand wird in unserer leichtlebigen Zeit, die noch dazu mit Büchern förmlich überschwemmt wird, nicht so leicht zum Gemeingut einer Nation. Im Interesse des Dichters würde ich mich freuen, wenn ich mich hierin gründlich täuschte; denn sein Bienenfleiß und seine große Liebe zur Sage der deutschen Vorzeit nötigen uns — abgesehen von seiner nicht geringen dichterischen Begabung — höchste Achtung ab. Daß er das Wesen der Sage tief ergründet hat, das bezeugen schon die einleitenden Bemerkungen zu jedem Bande, die knapp und klar die unumgänglich nötigen literarischen und historischen Kenntnisse vermitteln. Er gibt nicht nur am Beginne seines Werkes dem Leser einen kursorischen Überblick über das Ganze, „als rettenden Faden durch das Gewirr der Sage", sondern schickt auch jedem einzelnen Abschnitt eine kurze Inhaltsangabe voraus.

Des Dichters feste Verknüpfung der einzelnen Sagenformen selbst wird freilich der unbefangene Laie mit weit günstigeren Augen betrachten als der eingefleischte Germanist. Jener freut sich des innigen Zusammenschlusses; dieser klagt vielleicht darüber, daß diese und jene Überlieferung aus dem großen einheitlichen Gemälde nicht mehr so scharf hervorspringt, daß sie ihre Selbständigkeit eingebüßt hat. Allein für den Neutöner der Sage existieren solche Sonderinteressen nicht; bei ihm muß sich alles zum Gedeihen des Ganzen unterordnen.

Kralik hat den gesamten Sagenstoff in 6 Sagenreihen gegliedert, die ihrerseits wieder in Abschnitte zerfallen. Der erste Hauptteil, die Amelungensage, stützt sich namentlich auf die mhd. Dichtungen „Dietrichs Flucht", „Ortnit", Wolfdietrich A. B. C. und D." und auf die ags. Gedichte „Der Wanderer" und „Deors Klage". Im zweiten Teile erscheint die Wilzen- und Welfungensage auf Grund der Volsungasage, der Spielmannsepen „König Rother" und „Orendel" und des Kudrunliedes, sowie des ags. „Beowulf" und einiger Kapitel der Edda. Diese bietet auch hauptsächlich den Stoff zu der „Göttersage" des dritten Teiles. Vom vierten Abschnitt an („Dietrich und seine Gesellen") setzt die Dietrichsage ein, die auch noch auf die beiden letzten Teile („Rosengarten und Rabenschlacht" und „Nibelungennot" und „Dietrichs Ende") übergreift. Außer aus der Thidrekssage schöpft Kralik hier aus den Dichtungen „Biterolf und Dietleib", „Ekenlied", „Virginal", „Sigenot", „Goldemar", „Der Wanderer" und dem lt. „Waltharius", während ihm für die beiden Schlußakte seines Werkes das „Nibelungenlied" mit der „Klage" und dem „Seyfriedslied", das ahd. und das jüngere „Hildebrandslied", das „Meerwunder", der „Wartburgkrieg" u. a. mhd. Quellen, die Edda nebst anderen als nordischen Dichtungen und der lt. „Ruodlieb" sowie Jordanes Gotengeschichte und Paulus Diaconus Langobardengeschichte als Vorlagen dienten. Auch das Dresdener und Straßburger „Heldenbuch" zog er wiederholt zu Rate.

Es würde uns viel zu weit führen, wollte man das Verhältnis des Dichters zu den früheren Bearbeitern hier ausführlich dartun. Ich kann mich nur auf ein paar ganz kurze Proben beschränken.

So mag zunächst Kraliks Uebertragung der „Völuspa" (aus der älteren Liederedda) in Parallele gestellt werden mit Simrockes Verdeutschung:

Digitized by Google

Simrock:

Allen Edeln
Gebiet' ich Andacht,
Hohen und Niedern
Von Heimdalls Geschlecht:
Ich will Walvaters
Willen künden,
Die ältesten Sagen,
Der ich mich entsinne.
Einst war das Alter,
Da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See,
Nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich,
Noch Überhimmel:
Gähnender Abgrund
Und Gras nirgend.

Kralik:

Schweigen gebiet' ich allem heiligen Menschengeschlecht,
Heimdalls göttlichen Kindern, dem Könige wie dem Knecht.
Allvater hat geboten, daß ich zu seinem Preis
Der Vorzeit Sagen künde, die hehrsten, die ich weiß.
Das erfuhr ich als Erstes, daß im Beginne der Zeit
Nicht Erde war noch Himmel, nur Öde weit und breit.
Das war das Riesenalter, als Jener lebte hehr.
Da war nicht kühle Woge, nicht Sand, noch See, noch Meer,
Nicht Erde fand sich irgend, noch Überhimmels Spur,
Auch Gras und Kräuter nirgend, die „gaffende Gähnung“ nur.

Dem Donnergotte wird von dem Riesen Thrym nach einem Metgelage sein Hammer Malmer gestohlen. Wie er nun ausgeht, diesen zu suchen, das schildert uns (in der Lieder-Edda) die „Thrymsquida“. Die ersten Verse dieses Liedes übertragen nun Jordan und Kralik folgendermaßen:

Jordan:

Wütend war Wingthörr, als er erwachend
Seinen Hammer vermißt' und ihn nirgend bemerkte.
Den buschigen Bart und das Scheitelhaar schüttelnd
Sucht ihn umsonst der Sohn der Erde.

Das war der Ausruf, mit welchem er anhub:
„Nun lausche mir, Loki, und laß dir sagen,
Was nirgend auf Erden vernommen wurde
Noch im hohen Himmel, wer stahl mir den Hammer?“
Sie liefen nach Freyas leuchtender Wohnung

Kralik.

Da wurde wild der Donnerer, als er vom Schlaf erstand
Und seinen Malmer suchte und ihn doch nirgends fand.
Den Bart begann er zu schütteln, zu raufen begann er das Haar,
Es fuhr der Sohn der Erde umher in der Götter Schar.
Das war die erste Rede, die er da konnte sagen:
„Weh, höre du nun, Loke, was Donner dir muß klagen,
Was man noch nicht im Himmel noch auf der Erde ahnt,
Ich bin um den Hammer bestohlen, sei du zur Hilfe gemahnt!“
Da gingen diese beiden der schönen Freia nach,

Digitized by Google

Und das war der Ausruf, mit welchem er anhub:
„Willst du mir Freya dein Federhemd leihen,
Mir [!] meinen Hammer zurück zu holen?“

Und Loke war der erste, der diese Worte sprach:
„Wirst du mir, süße Freia, dein Federhemd wohl borgen,
Damit ich unsern Donner befreie von bittren Sorgen.“

Schon aus diesen flüchtigen Gegenüberstellungen läßt sich ersehen, daß Kralik weitaus volkstümlicher verfuhr als seine beiden Vorgänger. Wie enge er sich an das Original anschließt und wie leicht er, frei von jeder Verkünstelung, Vers und Reim handhabt, mag noch die folgende Probe (die Begegnung Siegfrieds und Krimhildens V, 31) erweisen:

Nun ging die Minnigliche, als wie das Morgenrot
Tut aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not,
Der sie da trug im Herzen und doch nie hatte gesehn;
Er sah die Minnigliche nun herrlich vor sich stehn.
So wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
Des heller Schein so lauter her vor den Wolken geht,
Dem gleich stund Frau Krimhilde vor andren Frauen gut;
Daran ward wohl gehöhet viel manniges Helden Mut.
— — — — — — — — — — — —
Er neigte ihr gar minniglich, Gnade er ihr bot;
Es zwang sie zu einander der sehnenden Minne Not.
Mit lieben Augenblicken sahen einander an
Der Herr und auch die Fraun; das ward heimlich getan.

Eines hätte ich dringend gewünscht: die unverkürzte Wiedergabe des alten Hildebrandsliedes, des „einzigen Denkmals unserer Nationalepik aus vormittelhochdeutscher Zeit“. Der versöhnende Abschluß hätte dem jüngeren Hildebrandsliede entnommen werden sollen.

In seinem Abschiedsworte an den Leser nennt Kralik seine Arbeit einen Versuch eines vorläufigen Abschlusses. Er weiß wohl, daß er durch die Kontaminierung verschiedener Texte mit der Germanistik in Widerstreit geraten wird. Allein ihn leitet ein praktischer Gesichtspunkt, das Streben, die Sage der Vorzeit dem deutschen Volke zu erschließen. Und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint sein Werk als eine außerordentlich verdienstvolle Tat.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

II

Alte und Neue Welt. XXXIX. 1—6. Mit einem historischen Roman aus der Makkabäerzeit: „Der Volksverächter" von Hans Eschelbach, illustriert von Alexander Zick, tritt die „Alte und Neue Welt" ihre 39. Reise zu den Lesern an. — Auch sonst läßt das im 1. Heft mitgeteilte belletristische Programm der Zeitschrift auf einen genußreichen, auch künstlerisch genußreichen Jahrgang hoffen. — Außer durch gute Gedichte („Heimfahrt", „Wildtannen", „Sehnsucht") und eine Novelle „Krieg" von Jakob Grüninger, der als Mitarbeiter der wertvollen „Schweizerischen Rundschau" bekannt ist, werden speziell die Schweizer Dichterkreise durch den von H. Federers Eigenart durchtränkten Bericht über „das schweizerische Volksdrama ‚Karl der Kühne und die Eidgenossen' von Dr. Arnold Ott" vertreten. (H. 3.) Federer verteidigt zunächst temperamentvoll seine Landsleute gegen den Vorwurf der „Nüchternheit". Bodmer, Lavater, Jer. Gotthelf, vor allem G. Keller und K. F. Meyer seien nichts weniger als nüchtern. Was K. F. Meyer betreffe, an dem man „immer mehr das ausländisch Welsche und ausländisch Deutsche festlegen möchte", so schaue er auch seine italienischen Gestalten „mit den erst scheuen, dann ruhigen, dann nachdenklich überlegenen Augen eines Schweizers an". Man solle die Schweizer Poesie lieber „derb und herb" nennen! „Unsere Natur — es ist wahr — erdrückt ein mittelmäßiges Empfinden. Was soll man Berge besingen, die sich im Rot des Morgens und Abends und in den Schleiern der Himmelswolken so tüchtig selber loben? Was soll man die Flühe preisen, da ein Alphorn es weit melodischer tut? Was hilft eine Ode, wenn sie nicht so hoch wie unsere Steinadler fliegen kann? Nein, unser Land erdrückt die Mittelmäßigkeit. Daher haben wir so wenige, aber tüchtige Kerls auf den Parnaß geschickt." Als einer von diesen, als echter Schweizer, wird der Dramatiker Dr. Arnold Ott (geb. 1840) charakterisiert. Der divinatorische Blick, mit dem Shakspere „über sein spärliches Latein und über die Mängel und Schnitzer Plutarchs hinweg" seinen Cäsar erfaßt habe, sei ihm in hohem Maße eigen. Sein „Karl der Kühne" könne im besten Sinne ein Volksdrama genannt werden. Das Volk sei „der wahre und alleinige Hauptheld, das liebe, geduldige, starke und zähe Schweizervolk". Auch die Aufführung in Wiedikon zeige ein „demokratisches Gepräge". Der Schluß des Aufsatzes, an dessen kerniger Sprache man seine Freude haben muß, befaßt sich mit der Persönlichkeit des Dichters. „Bei einer wahrhaft königlichen Grobheit besitzt er ein Herz voll Freundschaft und Takt".

Digitized by Google

Doch habe ihm seine Offenheit viele Feinde gemacht. Einsam, von seinem Vaterlande noch nicht erkannt, stehe er da, „auf nichts als auf sein Genie gestützt".

Das fünfte Heft enthält die auf den Kölner Blumenspielen 1904 preisgekrönte Erzählung „Was im Venn geschah" von Nanny Lambrecht, das sechste Max Geißlers — eines Berufenen — Ansichten zum Thema „Landschaftstheater".

Die Christliche Frau. II. 10—12. Es ist ein unberechenbarer Vorteil für die Sache der katholischen Frauenbewegung, daß die erfahrene Konvertitin E. M. Hamann für die Leitung ihres Organs gewonnen werden konnte. Ich will hier gar nicht von ihrem feinen ästhetischen Sinn, ihrem scharfen Blicke für die Bedürfnisse der Zeit reden — es ist mir ja nicht um persönliches Lob, sondern nur um ein Prinzip zu tun; das Wertvollste an ihr, *das gerade für unsere Zeit Wertvollste* ist jene klare Güte, die am besten ein innerlich reiches Leben gibt und die nach gewissen Beziehungen auch Toleranz und Objektivität genannt werden kann. Dies Grundheilmittel für manche Schäden unserer Zeit — m. E. auch für die Inferiorität der Katholiken auf literarisch-künstlerischem Gebiete — gegen kurzsichtige und engbrüstige Elemente zu stützen und zu verteidigen ist eine Hauptaufgabe aller Einsichtigen. — Klarheit, liebevolles Verständnis bei aller Betonung des Gefährlichen und Unvollkommenen hat E. M. Hamann bei ihren George Sand-Aufsätzen die Feder geführt (Literarische Warte, Heft 11; Allg. Rundschau Nr. 14; Deutscher Hausschatz Nr. 36; Wissensch. Beilage z. Germania Nr. 26; *Christliche Frau* Nr. 10). In der „Christlichen Frau" stellt sie neben anderem die Verdienste der Französin um die ideale Frauenbewegung fest. „Sie hatte die Einsicht und hatte den Mut und hatte die Kraft, die Knechtung des Weibes inmitten einer verdorbenen Gesellschaft bloßzustellen, die Schattenseiten, die furchtbaren Gefahren der französischen Gewohnheits-Eheschließung darzutun". Doch sei sie, selbst in Leidenschaft verstrickt, zur Führerin nicht berufen gewesen, die Selbstzucht, vermöge deren sie ihr Genie zu einem reinen Juwel hätte gestalten können, habe ihr gefehlt. So lebe sie in der Geschichte weiter als ein „Genius mit umgekehrter, schwälender Fackel". — Eine Skizze „Entdeckung" von Marie Scotta im gleichen Heft ist gehaltvoll und voll reifer Güte. Sie hat in mir den Wunsch erweckt, der Verfasserin noch öfters zu begegnen. Fein in Stimmung und Sprache ist das Sommerstück „Es war gut" von Else Hildrich. (H. 11.) Außerdem sind noch Skizzen von Henriette Berry (H. 11), Rita von Olfers und Helene Pagés (H. 12) zu nennen. — Im 11. und 12. Heft veröffentlicht Professor G. Anton Weber, der Verfasser der bekannten Monographie über Albrecht Dürer (3. Aufl., Regensburg 1903), einen längeren Aufsatz über den Nürnberger Meister. Durch den redaktionellen Hinweis auf N. Lambrechts Aufsatz „Förderung christlicher Volkskunst durch die Frau" S. 328, 10. Heft, 1. Jahrg. (s. auch Lit. Warte 4. Jahrg. S. 703) wird dem mit einer gelungenen Reproduktion des Selbstbildnisses gezierten Beitrag die richtige Stellung im Programm der katholischen Frauenbewegung angewiesen.

Kölnische Volkszeitung. Lit. Beilage 29—39. Dr. Huppert hat bekanntlich auf der Regensburger Katholikenversammlung über „Moderne Belletristik" gesprochen. Seine Ausführungen findet man in Nr. 34 der „Liter. Beilage der Köln. Volkszeitung". Er hat den einleitenden Teil seiner Rede der Bekämpfung der Schmutzliteratur gewidmet. Daß konfessionelle und parteipolitische Bestrebungen hier aus-

Digitized by Google

geschlossen sein sollen, findet seine volle Zustimmung. Mit den Goethebünden, mit Otto von Leixners Volksbund zusammen müsse man den Kampf aufnehmen gegen alles, was das deutsche Volk an Leib und Seele vergiftet. Mit dem Satz „Wahre Kunst soll und darf nicht bekämpft werden" geht Dr. Huppert nach einem literarhistorischen Rückblick auf die letzten Jahrzehnte zum positiven Teil seiner Ausführungen, speziell zur Literatur der Katholiken, über. Er verlangt für diese „moderne, zeitgemäße Probleme": „Wir dürfen unsere Schriftsteller und Schriftstellerinnen nicht in spanische Stiefel stecken, sondern müssen sie sich tummeln lassen im Leben unserer modernen Zeit, Skandalgeschichten — die verbitten wir uns, und dagegen wehren wir uns mit aller Macht —, aber Sittengemälde unserer Zeit zu entwerfen, das ist der Künstler gutes Recht, das wir ihnen nicht verkümmern dürfen." Mit der dreifachen Forderung: „Weg mit dem Schmutz! Gute Familienlektüre! Künstlerische Belletristik!" schließt die Rede, die hoffentlich in maßgebenden Kreisen einigen Eindruck gemacht hat. — „Annette von Droste-Hülshoff" von Karl Busse wird als eine im großen Teil gegen die Familie der Dichterin gerichtete Tendenzschrift gekennzeichnet. In der Tat stellen sich einzelne mitgeteilte Stellen als arge Übertreibungen dar, so hört man S. 124 „eine große Klage und Anklage gegen die Verhältnisse, in denen eines der größten deutschen Talente im ganzen doch jämmerlich verkümmert ist". Gerade die vom Rezensenten hervorgehobene „gute, zuweilen ausgezeichnete Kenntnis" der Dichtungen Annettes nnd der einschlägigen Literatur hätte Busse vor solchen Kraftsprüchen, denen zahlreiche „feine Bemerkungen" gegenüberstehen, bewahren müssen. — L. van Heemstede, der auch in der „K. B." seine überwundene Kunstanschauung vertritt, hat in einem, „Vom Thespiskarren" (Nr. 37 f.) wenig geschmackvoll betitelten, Referate für Fritz Lienhards „Heinrich von Osterdingen" und „Ahasver", dann auch für Kraliks „Göttertrank" uneingeschränkte Worte des Lobes. Unter Gerhart Hauptmanns dramatischen Werken steht nach seiner Ansicht „Der arme Heinrich" am höchsten. Angelica Hartens neues Märchenbuch „Zur Sonnwendzeit" (Köln, Bachem 1904, 193 S., 4 Mk.) wird besonders der Jugend „aufs wärmste empfohlen". (Nr. 39.)

Das literarische Echo. VI. 18—24. Das Prinzip der „Dichtung" [1]: „Dichter über Dichter", mag einem zünftigen Literarhistoriker wie R. M. Meyer freilich nicht sehr erbaulich sein. Und doch haben die kleinen Monographien gar nicht die Absicht, ihm ins Handwerk zu pfuschen, sie wollen gar nicht Literaturgeschichte treiben. Von den bisher erschienenen 9 Bändchen stellt R. M. Meyer am höchsten: „Viktor Hugo" von Hugo v. Hofmannsthal und „Gottfried Keller" von Ricarda Huch. — Den Mailänder Volkspoeten Carlo Porta (1776—1821) nennt Carl Baron Torresani in einem ihm gewidmeten Aufsatz „den größten neuzeitlichen satirischen Dialektdichter der Welt". Seine Urwüchsigkeit sei ebenso wirksam, wie seine Versgewandtheit verblüffend. Doch sei er wegen der Schwierigkeit der Mailänder Volkssprache für den Nichteinheimischen schwer zu genießen. — Richard Weitbrecht meint in einer Besprechung von Anton Schotts „Gottestal" (herausgegeben von der deutschen Literaturgesellschaft), die Bezeichnung „Preisgekrönt" sei vielleicht nur eine neue Form der Reklame. (H. 19.) Bevor man seinen Lesern derlei diskreditierende Vermutungen auftischt, würde man doch gut tun, sich zu erkundigen. Bequemer ist es

[1] Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler.

Digitized by Google

freilich zu sagen „ich kenne nicht . . . und ich weiß auch nicht . . .“ — Einige andere Dichter, die uns nahe stehen, finden wohlwollende Aufnahme. Laurenz Kiesgens „Maisegen“ nennt Theodor Herold (H. 18) „eine frische, blühende Spende“, die dankbar entgegenzunehmen sei. Aus Hedwig Dransfelds „Erwachen“ liest Paul Remer „innere Fülle“ heraus, bedauert aber zugleich, daß sie ihren Reichtum nicht besser beherrsche, daß sie wohl Dichterin, aber nicht Künstlerin sei. Ernst Ziel (H. 22) vermißt an Nikolaus Welters „Frühlichtern“ „eine markant ausgeprägte Physiognomie“, doch sei die Sammlung „durch jenen leichten Wurf dichterischer Produktion charakterisiert, der das innerlich Konzipierte mit Grazie zur konkreten Gestalt herausbildet“. „Ahasver-Dichtungen“ mustert Rudolf Fürst im 21. und 22. Heft. Er geht dem Stoffe vom ewigen Juden besonders in der deutschen und französischen Literatur nach. Der Dichtung der letzten zehn Jahre sei es vorbehalten gewesen, „dem bleichen Schatten neues Leben einzuhauchen“. Es zeige sich das Bestreben, der altvertrauten Gestalt eine neue Seite abzugewinnen. Neben Johannes Lepsius, Johanna und Gustav Wolff, Wolfgang Madjera, Fritz Lienhard, Gustav Renner, Carry Brachvogel wird da auch Joseph Seebers „Ewiger Jude“ (1894) genannt und als „eine seltsame Vision“ bezeichnet. Dichtercharakteristiken veröffentlichten Rich. Weitbrecht über Fritz Anders (H. 18), Anna Brunnemann über Maurice Barrès (H. 21), Eugen Kovács über Joseph Kiß, den er den „bedeutendsten, lebenden Poeten Ungarns“ nennt (Heft 22). Interessant sind die illustrierten Ausführungen Yone Noguchis über „Japanische Schriftstellerinnen“ (H. 20). Im 24. Heft regt sich M. G. Conrad über den geplanten internationalen Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur auf. Man kann mit manchen seiner Sätze ja zufrieden sein, doch wird seine Objektivität durch Mißverständnisse und Vorurteile recht stark getrübt.

Natur und Offenbarung. L. 8. Vermittlerarbeiten haben immer ihren hohen Wert, und gerade in unserer Zeit mit ihren Spaltungen und Gegensätzen sind solche Bestrebungen eine sehr schätzbare kulturhistorische Förderung. Die Zeitschrift „Natur und Offenbarung“, die in Bälde ihr 50jähriges Jubiläum feiern kann und wohl eine der ältesten katholischen Zeitschriften unter den zurzeit bestehenden ist, hat sich die Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben zur Aufgabe gesetzt. Die Redaktion wird von Privatdozent Dr. C. Forch in Darmstadt geführt. Das geschieht mit ebensoviel ernster Wissenschaftlichkeit, wie abgeklärter Gesinnungstüchtigkeit. Den eigentlichen Zielen der Zeitschrift dienen vor allem die einleitenden Aufsätze: „J. Reinkes Ansichten über die Deszendenztheorie“ von Dr. W. Bergen im 8. Heft und „Der Wille in der Natur“ von Prof. Dr. C. Gutberlet im 9. Heft. Der durch seine zahlreichen naturwissenschaftlich-apologetischen Bücher bekannte letztere Autor beschäftigt sich in seinen sehr entschieden gehaltenen Ausführungen mit dem von der Aperzeptionspsychologie W. Wundts auf das Weltall ausgedehnten sog. Voluntarismus. — Neue und reizvolle Bemerkungen zu einem vielbehandelten Thema liefert August Hackemann im gleichen Heft. („Schützende Formen und Farben im Pflanzenreich.“)

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland. V. 16—19. Wie weit kritische Auffassungen auseinandergehen können, das zeigt eine Besprechung von Hedwig Dransfelds „Erwachen“ in Nr. 18 dieser Zeitschrift. Während Paul Remer im „Literarischen Echo“ geradezu bedauert, daß die Dichterin

Digitized by Google

ihre „innere Fülle" und ihren „Reichtum" durch die Form nicht zu bezwingen vermöge, spricht E. A. Greeven von „banalen Effekten" und „Fünf-Groschen-Wahrheiten", von „commis voyageurs-Gewandtheit". Der Aufsatz „Frauenlyrik", der diese „Würdigung" enthält, zeichnet sich überhaupt durch einen eigentümlichen Ton aus. Herr Greeven scheint Spott mit Kritik zu verwechseln. — An Herman Heijermans „Ora et Labora", „dem Drama der Heidebewohner Frieslands", lobt J. Brouwer („Holländische Dichtung" Nr. 16 und 17) die meisterhafte Darstellungskunst. Ein Blaubart-Thema, dessen Wahl der Rezensent bedauert, schlägt Pol de Mont in seiner Novelle „De Amman van Antwerpen" an. Der Inhalt sei wenig genießbar, doch der Stil um so schöner. Js. Quéridos Roman „Menschenwee" hat dem Dichter den Namen des niederländischen Zola eingetragen. J. Brouwer bezeugt seinen „grausamen Realismus". Ein realistisches Talent, doch völlig unbekannt, sei auch J. Steijnen, dessen Novellen- und Skizzenband „Proletariërs" als „Leistung ersten Ranges" bezeichnet wird. — Den Zusammenbruch der medizeischen Schönheitswelt will P. Coudenhoves Drama „Renaissance" schildern. Max Koch spricht der Verfasserin die „dichterische Kraft" ab, ihre Gestalten „ihr eigenes Leben leben zu lassen". Die führenden Geister jener Zeit seien zu absichtsvoll zusammengedrängt.

Stimmen aus Maria-Laach. 1904. 5—8. Die freie epische Dichtung „Maria Magdalena" von F. Feldigl (Bruck 1903, Sighart) kann P. Hermann Wiesmann nicht als einen Erfolg betrachten, wenn er auch dem Verfasser Talent nicht abspricht. Er hofft auf eine reifere Frucht der Muse des Sängers (H. 5). Das tut auch P. J. Spillmann bei der Besprechung von A. Waldens „Kreuzesblüten" und „Christus" (H. 7). Die erste Lesung der „Christusvisionen" macht auf christlich-gläubige Seelen einen höchst unangenehmen Eindruck. Das sei nicht unser Christus, sondern „ein von modernem Weltschmerz durchtränktes Wesen". Bei alledem verkennt der Rezensent des Autors Begabung nicht und wünscht ihm, er möge „seinen Mißbegriff erkennen und zur Sühne durch einen Kranz von wirklich christlichem Geiste durchdrungener Gesänge Christus, den Sieger, den König der Glorie, verherrlichen". — Ziemlich ausführlich spricht P. A. Baumgartner im 8. Heft über Joseph de Maistre (1754—1821).

Die Wahrheit. X. 8. und 9. Im 8. Heft nimmt Dr. Armin Kausen, durch neue Berufspflichten genötigt, in herzlichen Worten Abschied von seinen Lesern. Er hatte die Leitung der „Wahrheit" von Philipp Wasserburg übernommen und gibt sie jetzt in die Hände von Prof. Dr. Franz Franziß in München, der sich im folgenden Hefte mit einigen programmatischen Sätzen einführt. „Friede und zielbewußte gemeinsame Bekämpfung des moderen Atheismus auf Seiten der Katholiken und gläubigen Protestanten, die Förderung des Wohles und der Größe unseres Vaterlandes, treue Mitwirkung zur Lösung der sozial-politischen Aufgaben im Reiche, gründliche Umschau auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Kultur, das sind in großen Zügen die Ziele, welche die Wahrheit sich gesetzt hat." — Die Reclamsche Universal-Bibliothek zählt unter ihren Schätzen auch zwei Bändchen „Psychodramen" von Richard von Meerheimb (Nr. 2410 und 2604). Diese Dichtungsart untersucht August Hackemann im 8. Heft der „Wahrheit" nach Wesen und Bedeutung. Ihr Begründer war der ebengenannte Oberst v. Meerheimb in Dresden, der jetzt Ehrenvorsitzender einer literarischen Vereinigung zur Ausbreitung des Psycho-

Digitized by Google

dramas ist. Hackemann bezeichnet dasselbe als eine lyrisch-dramatische Kunstform und bringt zur näheren Erläuterung seiner Ausführungen ein paar Beispiele bei. „Die kurze, feste Begrenzung, die klare Gruppierung der mit epischer Schärfe getroffenen Auswahl" (Prof. Hettner), vor allem aber „der große Stil, die schwungvolle Sprache" gebe den echten Psychodramen ihre hinreißende Wirkung. Die Schlußseiten des Aufsatzes befassen sich mit der Frage, ob eine neue Kunstform überhaupt möglich sei und ob etwa das Psychodrama schon als solche gelten könne. Hackemann will demselben — im Gegensatz zu den waschechten Psychodramatikern — nur den Namen einer „Entwicklungsstufe" gönnen. — Mit ehrlicher Herzenswärme charakterisiert H. Jos. Brühl den Deutsch-Ungarn Stefan Ronay, dessen schmerzensreiche Gedichte nach seinem 1893 erfolgten Tode im Verlag von Alfred Janssen, Hamburg, erschienen sind.

Zeitschrift für christliche Kunst. XVII. 4—6. Soweit ich aus der mir vorliegenden zweiten Hälfte des Aufsatzes ersehen konnte, halten die Ausführungen „Zur Darstellung des Nackten in der bildenden Kunst und die Modellfrage" von dem Düsseldorfer Historienmaler Franz Gerh. Cremer im allgemeinen den richtigen Standpunkt ein. Sein Tadel richtet sich besonders gegen gewisse Darstellungen der „keuschen Susanna" und der „büßenden Magdalena", (auch gegen Correggios Büßerin in der Dresdener Galerie). Cremers Äußerungen zur Modellfrage berühren durch ihren maßvollen, warmen Ton ungemein sympathisch. Er leugnet nicht, daß das Studium des Nackten für jung und alt seine Gefahren hat, fährt aber dann fort: „Ist nicht noch vieles andere ebenfalls mit Gefahren verknüpft, dem man aber, auf Gottes Schutz vertrauend, offenen Auges und klaren Verstandes mutvoll begegnet, weil das, was man tut, Pflicht ist"? — An eine gute Lichtdruckreproduktion von Raphaels heiliger Cäcilia knüpft Karl Justi im fünften Heft einen ausführlichen Kommentar. Die vier Nebenpersonen deutet er als den heiligen Paulus, den Evangelisten Johannes, den hl. Augustinus und die Büßerin Magdalena. An jeder Figur sei die freudige Ruhe in Gott zu hinreißendem, individuellem Ausdruck gekommen, „sie alle, so verschieden nach Zeit, Geistesart und Schicksal, — sie sind hier zum engsten Kreise vereinigt durch jene Macht, die alle menschlichen Scheidewände aufhebt". — Die reiche Illustrierung macht in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Inhalt die Zeitschrift zu einem vortrefflichen Studienmaterial.

M. Behr

Digitized by Google

Kritische Umschau

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen

Romane und Novellen

Bruun, Laurids, **Die Krone.** Roman. Stuttgart 1904, Axel Juncker. 212 S. Mk. 3 50.

Auf Seite 178 dieses Buches sagt der zum Tode verurteilte Dr. Müller, ein illegitimer Sohn des Königs: „Die großen Forderungen, welche Ibsen an die Persönlichkeit stellte, sein ‚Nichts oder alles', könnten schwerlich einen empfänglicheren Erdboden gefunden haben." Abgesehen von diesem literarhistorisch bedeutsamen Hinweis läßt sich der Einfluß des großen norwegischen Dichters in der „Krone" überall unschwer erweisen. Wie sein berühmter Lehrmeister, zieht Bruun scharf zu Felde gegen die überlieferten sozialen Formen und Anschauungen; wie dieser nimmt er den Kampf auf gegen die religiöse und gesellschaftliche Heuchelei und demonstriert ad oculos, daß die Kinder oft die Sünden der Eltern büßen müssen. All das sind Probleme, wie sie Ibsen gern in den Kreis seiner poetischen Betrachtungen zieht, und die Bruun, keineswegs ein sklavischer Nachahmer, nicht unerörtert läßt; allein den Schwerpunkt seines Romans bildet doch ein anderer, nicht minder wertvoller, dichterischer Vorwurf: die Erziehung eines Königs. Dabei gewährt er uns ebenso tiefe als interessante Einblicke in das Privatleben eines Fürsten, das zwar nach außen hin glanzvoll erscheint, in Wahrheit aber oft tief unglücklich ist. Der Nimbus der Majestät zerfließt; der König wird uns menschlich nahe gerückt in seinen Schwächen und Leidenschaften. Sein Unglück besteht darin, daß eine vernünftige Erziehung ihn nicht gelehrt hat, über sie zu herrschen und daß seine Macht es ihm ermöglicht, seine unerlaubten sinnlichen Lüste zu befriedigen. Nicht gegen die Person des Herrschers, sondern gegen ein dem Byzantinismus entspringendes Erziehungssystem richtet sich des Dichters flammender Protest. Wiewohl Bruun einer christlichen Weltanschauung nirgends das Wort redet, zeigt er doch in der ergreifenden Geschichte des Dr. Müller, daß der Atheismus auf falsche Bahnen und schließlich zum Verbrechen führt. Von geradezu erschütternder tragischer Wirkung ist der Umstand, daß der greise König, in dessen Hand ja die Entscheidung über Leben und Tod ruht, über seinen ihm bisher unbekannten, einer sündigen Liebe entsprossenen Sohn zu Gericht sitzen soll und aus Entsetzen vor der furchtbaren Enthüllung vom Tode ereilt wird. Eine gewitterschwüle Stimmung lastet über dem Romane, nicht ein einziges Mal blitzt ein erheiternder, belebender Sonnenstrahl durch das nachtdunkle Gewölk; der Dichter weiß uns nur zu erzählen von schwerem, tiefem Menschenleid, das auch die Höchstgeborenen nicht verschont.

Dr. A Dreyer

Digitized by Google

von der Pfordten, Otto, **Das offene Fenster.** Roman. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlg. 358 S. Mk. 4.—.

Die tragischen Konflikte, die durch die Ehe eines den besseren Ständen angehörigen Mannes mit einem Mädchen aus dem Volke entstehen, bildeten schon einen beliebten dichterischen Vorwurf zu jener Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm. Denn sie überdauerten die Periode des „Sturms und Drangs", der sie entstammen. Von den Geschichten dieser Art wurde wohl B. Auerbachs „Frau Professorin" am populärsten mit der prächtigen Gestalt des „Lorle", das sich in höheren Lebenssphären ebensowenig heimisch fühlt wie eine Wildblume, die in fremdes Erdreich verpflanzt wird.

Otto von der Pfordten hat das gleiche Thema aufgegriffen und den Schauplatz statt in den Schwarzwald nach Oberbayern verlegt. Die Heldin seines Romans, die dralle Kreszenz, ist kein so zierliches Nippfigürchen wie Auerbachs Lorle, sondern um etliche Nuancen derber, kräftiger, dafür aber auch viel naturwahrer. Weit mehr als Auerbachs manchmal doch etwas gar zu sehr gekünsteltes Schwarzwaldmädchen gefällt mir diese selbständige, kraftstrotzende Altbayerin, die ihr Herz nicht auf der Zunge trägt und im Unglück den Kopf hoch hält. Ihr Gatte, der Arzt Stephan, hat wohl den einen oder anderen Zug von dem schwächlichen Maler Reinhard in der „Frau Professorin" bekommen.

Allein diese Ähnlichkeiten sind mehr äußerlicher Natur. In der Zeichnung seiner Charaktere, vorab der Kreszenz, verrät der Dichter eine sichere Hand und er weiß den schroffen Gegensatz der Anschauungs- und Empfindungsweise zwischen Stadt und Land vortrefflich herauszuarbeiten. Die Fabel des Stückes ist gut erfunden und folgerichtig durchgeführt.

von der Pfordten hätte seinen Roman — im Hinblick auf Auerbach — auch „Die Frau Doktorin" nennen können. Allein ihn beschäftigt noch ein weiteres Problem und dies wollte er schon durch den Titel andeuten. Er will der ärztlichen Wissenschaft, die auf traditionelle Methoden sich gründet und dem Naturheilverfahren jede Berechtigung abspricht, einen Hieb versetzen. Die Heldin seines Romans wird zugleich der beredte und tatkräftige Anwalt der naturgemäßen Lebensweise und Heilmethode und sie findet in dem klugen Arzte Georg, dem Freunde ihres Mannes, ein warmes Verständnis für ihre Bestrebungen. In diesem Dualismus der Probleme findet sich der Dichter ganz gut zurecht und er vermeidet es ängstlich, in einen trockenen, lehrhaften Ton zu verfallen. Der Roman „Das offene Fenster" ist wirklich eine tüchtige literarische Erscheinung, welche die leichte und seichte Erzählungsliteratur der Gegenwart bedeutend überragt.

Dr. A. Dreyer

Mereschkowsky, C. v., **Das irdische Paradies.** Ein Märchen aus dem 27. Jahrhundert. Eine Utopie. Charlottenburg 1903, Friedrich Gottheimer. 486 S. 8°. Mk. 4.50.

Eine Ausdrucksform für die gähnende Unzufriedenheit mit der Gegenwart! Aber die gewollte Form ist nicht erreicht. Die künstlerische Gestaltung ist nicht gelungen. Das Märchen ist geschickt erfunden und weist Züge auf, die den heutigen mächtigen Entwicklungsdrang von Wissenschaft und Technik ins Potenzierte ausmalen. So sind solche Erfindungen in der Ernährung und Fortpflanzung der Zukunftsmenschen verwertet. Die Idee hängt ziemlich einzig an dem Problem der Entwicklungslehre, und zwar an dem Gesetze der Zuchtwahl, das hier in verklärten Tönen idealistisch angewandt wird. Die sich selbst zum Ekel gewordene Kulturmenschheit des 27. Jahrhunderts negiert sich selbst — darin liegt

Digitized by Google

im Ernst die Utopie — und hat beschlossen, eine vermittels Zuchtwahl und Vererbung von Rassenqualitäten auszubildendes und rein zu erhaltendes Menschengeschlecht auf einer polynesischen Insel zu begründen, das den unseligen Kummer und Zwang des modernen Kulturlebens nicht kennt und durch besondere Maßregeln von aller Berührung mit diesem Verderben bewahrt bleibt. Glücklich, heiter und jugendschön — so lernt sie der Erzähler kennen, und verlebt einige Tage unter ihnen, wie sie, Kindern gleich, von einem „Alten" der Kulturvölker in allem und jedem überwacht und geleitet werden. Ihre Lebensaufgaben sind rein körperliche: Essen, Spielen, Fortpflanzen, und zwar werden vom „Alten" die Exemplare ausgesucht, die sich fortpflanzen sollen, damit der Typus fortgebildet werde. Sind die Tage der verlängerten Jugend um, so trinkt man eine Art Lethe und beschließt schmerzlos die Lebenszeit, ohne in ein gebrechliches Alter einzutreten.

Wie gesagt, das Ganze entbehrt der künstlerischen Gestaltung, obwohl danach gerungen ist. Der Ernst liegt jedoch in der Verachtung des gegenwärtigen Lebens, und daß es ein Russe ist, der das traurige Märchen schrieb, um sich und den Lesern ein erträumtes Paradies zu zaubern, ist besonders charakteristisch.

Vorstehendes war geschrieben, als ich in der „Umschau" Nr. 37 nachstehende Notiz fand: Eine Farm für Menschenzucht. Über eine eigenartige Hochzeit, die dieser Tage in Perm, im nordöstlichen Rußland, auf den Gütern des Großgrundbesitzers Raschatnikow stattfand, berichtet die „Polit.-anthropolog. Revue" nach russischen medizinischen Blättern. Die Hochzeit gehört zu einer Reihe interessanter biologischer Experimente, die der genannte Großgrundbesitzer seit Jahrzehnten veranstaltet. Raschatnikow hat nämlich eine größere Geldsumme der Züchtung schöner Menschen geweiht. Er duldet unter seinen Arbeitern nur die vollkommensten und gesündesten Exemplare von Männern und Frauen, Leute von tadelloser Körperschönheit. Unter diesen Leuten stiftet er selbst Heiraten, indem er diejenigen Paare zur Vereinigung bringt, die den schönsten menschlichen Nachwuchs zu liefern versprechen. So hat er sich nach und nach eine Kolonie auserlesener Schönheiten geschaffen und hat sich auf seiner „Zuchtfarm" der Aufgabe unterzogen, das Menschengeschlecht zu verbessern. Er hat bereits 40 Musterpaare zusammengebracht und diese haben ihm über 100 wirklich schöne Kinder in die Welt gesetzt. Die Buben strotzen von Kraft und Schönheit, die Mädchen sind Typen von Anmut und Lieblichkeit. Aus dieser zweiten von Raschatnikow nach seinen eigensten Ideen gezüchteten Generation war nun das obenerwähnte Hochzeitspar das erste, das er zusammengefügt hat und das ihm eine neue, dritte Sprößlingsschaft von Idealmenschen schaffen soll. Der Bräutigam war ein Bauer namens Wasiliew, geradezu ein Antinous von jugendlicher Schönheit, die Braut ein entzückendes Mädchen von 18 Jahren. Das Paar wurde in des Gutsherrn eigener Equipage zur Kirche gefahren, und erhielt von ihm eine Aussteuer, bestehend in einem hübschen Häuschen und reichlichem Ackerland. Das Hochzeitsmahl wurde gleichfalls vom Gutsherrn gegeben, und Raschatnikow selbst brachte dabei einen Toast auf die „zweite Generation seiner Pfleglinge" aus. — Also scheint die Fabel nicht freie Idee des Dichters zu sein. B. C.

Schott, Fritz, Herrn Christian Torniers Brautfahrt und andere Geschichten. Goslar, F. A. Lattmann. 226 S. 12°. Mk. 2.—.

Vom Weichselstrand zu den bayerischen Alpen und von Berlin zu den Halligen der Nordsee führt uns die Verfasserin im

Digitized by Google

Laufe ihrer Geschichten. Aber fast immer weiß sie lebenswahre Menschen in meist ergreifenden oder bedeutsamen Lebensschicksalen vor unsere Augen zu stellen. Der leicht humoristische Ton, der in der ersten Geschichte anklingt, kehrt nicht mehr wieder und macht in den meisten folgenden Novelletten einer vorwiegend tragischen Stimmung Platz. Die im Buche bekundeten Sympathien und Antipathien, die Behandlung und Auswahl der Stoffe, auch die Sprache, lassen Fritz Schott (Charlotte Meyer-Houselle) als ernststrebende Künstlerin erkennen, die von der abgeblaßten Schablone der Familienblattgeschichte wie den pikanten Mätzchen vieler moderner Schriftstellerinnen gleich weit entfernt ist. Sie ist keine bedeutende Individualität, besitzt aber gesundes, natürliches Gefühl, Liebe zu den Armen, Bedrückten und Einsamen aller Art und auch Liebe und Verständnis für die Natur, so daß ihre Geschichten manchem willkommen sein werden.

L.

Krüger, Hermann Anders, **Der Weg im Tal.** Roman in drei Büchern. Hamburg 1903, Alfred Janssen. Mk. 4.— [5.—].

Hermann Anders Krüger, der sich durch seine fleißige, verdienstvolle Arbeit „Der junge Eichendorff“[1]) als tüchtigen Literarhistoriker eingeführt hat, schuf in seiner „Sirenenliebe“[2]) Packenderes als in dieser Dichtung. Sein Erstlingsroman war eine jugendliche Kraftprobe. Da diktierten Herz und Leidenschaft, und sein ästhetischer Sinn behütete den Verfasser vor allzu grober Verletzung der Grenzen, die Kunst und Leben scheiden. Auch sein Schauspiel „Ritter Hans“[3]) wirkt trotz vielfacher fremder Einflüsse im ganzen poetischer und stärker als „Der Weg im Tal“, der diesen beiden temperamentvollen Büchern gegenüber oft nüchtern und vertrocknet erscheint. Der bedächtige Gelehrtengeist seines Helden, des Dr. phil. und späteren Privatdozenten der Geschichte Fritz Tetzner, liegt über dem Roman, zumal über der letzten Hälfte. Manche Seite liest sich wie eine etwas ausführlich gehaltene Biographie eines Historikers.

Am reichsten an wirklichem poetischen Leben ist wohl das erste Buch, dessen Ereignisse sich in Genua abspielen. Fritz Tetzner, der sich schon in verschiedenen Wissenschaften mit Erfolg versucht hat und zuletzt von den Lorbeeren des Dichters träumt, wird durch eine alte Dame, die „Mutter Strong“, dem Glauben an seine Kraft wiedergegeben, als er schon an seiner Berufung zu wirklicher Größe zu verzweifeln beginnt. Anläßlich der Erstaufführung seiner „Schlagenden Wetter“ in Leipzig kommt er aber zur Erkenntnis, daß er nicht zum Dichter geboren sei und wendet sich nach kurzer Zeit, beeinflußt von Frau Strong und einigen Professoren, endgültig und mit steigenden Erfolgen der Geschichte zu. Frau Strongs Tochter, die ehemalige, hochbegabte Sängerin, die inzwischen durch den Verlust ihrer Stimme auch gezwungen worden ist, den Weg im Tal zu gehen, wird schließlich sein glückliches Weib.

Gewiß hat auch dieser Roman seine Schönheiten. Die ruhige Abgeklärtheit und Reife sticht beispielsweise von der oft saloppen Erzählungsmanier der „Sirenenliebe“ vorteilhaft ab. Frau Strong ist eine lebenswahre, sehr sympathische Gestalt mit der ganzen wohltuenden Wärme der Mütterlichkeit, ihre Tochter ein prächtiger Charakter, der frischeste und anmutendste des Buches, voll Temperament und doch voll sanfter Weiblichkeit. Der Held selbst wird ohne ungesunde Idealisierung als vornehme Persönlichkeit von echtem Seelenadel hingestellt. Dagegen

[1]) Leipzig, H. Haessel.
[2]) Hamburg, Alfred Janssen.
[3]) Ebenda.

Digitized by Google

passen die Zeichnungen des Dr. jur. Poffke und des alten Onkels Oberst nicht ganz in die sonstige Würde des Buches, dazu ist der in ihnen steckende, ernste Kern zu wenig herausgearbeitet, zumal bei Poffke. Das Schlimmste jedoch ist, daß der Roman die Versprechungen, die der Titel macht, nicht hält. Dieser Doktor Tetzner, der mit ganzer Seele an dem Ideal des Dichters hängt, gibt sich doch gar zu leicht mit dem Talweg zufrieden. Man erwartet Kampf, ja Verzweiflung, ein allmähliches Losringen mit blutendem Herzen, dann erst die stille Resignation und den Frieden der Bescheidenheit. Statt dessen findet man ein paar über das Buch zerstreute, schöne Worte von Höhenwanderern und vom Entsagen, man will künstlerisch gestaltetes Leben und Ringen und findet nüchterne, philosophische Reflexion, graue Theorie.

Erfreulich ist an Hermann Anders Krüger der sittliche Ernst, mit dem er — natürlich ohne jede Moralpaukerei — seine Stoffe angreift. Das zeigte sich bei den heiklen Themen des „Ritter Hans" und der „Sirenenliebe", der Geschichte eines Ehebruchs, in erfreulicher Weise. Schon um dessentwillen wäre ihm ein großer Wurf zu gönnen. Freilich, „Der Weg im Tal" ist das nicht.

München Max Behr

Musste es sein? Briefe von Karl Wesendong an seine Pflegeschwester Ruth. München 1904, Friedrich Rothbarth. 184 S. 8°. Mk. 3.— [4.—].

Karl und Ruth liebten sich von Kindesbeinen an. Aber während er in der Welt herumstreifte, opferte sich Ruth unter dem Zwange ihres Vaters auf dem Altare der sog. Familienehre und heiratete einen reichen Kranken, der „schon alle Symptome des körperlichen Verfalles auf der Stirne trug". Ruth hatte man gesagt, Karl sei tot, und Karl hatte man telegraphiert, Ruth habe sich verlobt. So war alles äußerlich glatt gegangen. Und als Karl endlich heimkehrte und die Geliebte als Frau und Krankenpflegerin eines Andern vorfand, da blieb ihm nichts übrig als wieder hinauszuziehen und ein besseres Schicksal abzuwarten. In Berlin hatte ihm nun ein einflußreicher Kolonialfreund den Auftrag erteilt, sich mindestens ein Jahr lang in Deutsch-Südwestafrika kritisch umzusehen und ihm seine Eindrücke genau zu berichten. Er nahm an und schiffte sich ungesäumt nach seinem Bestimmungslande ein. Von Zeit zu Zeit schreibt er nun seiner geliebten Ruth alles über Land und Leute, was er erfährt und beobachtet. Wir kommen mit ihm in einem sehr großen Teile des Schutzgebietes herum und gewinnen einen bedeutenden Einblick in die dortigen Verhältnisse. Auch die Größe und eigenartige Schönheit der südafrikanischen Natur lernen wir kennen. Die Zustände aber findet der Verfasser derartig, daß seine Darstellung eine sehr scharfe Verurteilung der Regierungspolitik bildet. Die Entwicklung der Dinge gibt ihm auch vollkommen recht. Zuerst bricht im Süden der Aufstand der Bondelzwarts aus, dem Leutnant Jobst mit mehreren seiner Leute zum Opfer fällt, und zu Anfang des heurigen Jahres erheben sich die Hereros, die auch Karl Wesendong den Tod bringen sollen. Der Schluß klingt sehr elegisch aus. Ruths Mann ist gestorben. Die Herzen von Karl und Ruth schlagen sich nun in seliger Hoffnung auf ein baldiges großes Glück entgegen. Aber der Hereroaufstand zerstört das alles grausam; Karl stirbt einsam in der afrikanischen Wildnis mit seinen letzten Gedanken bei Ruth, die nun „allein weiterpilgern soll, allein zwischen Gräbern". Die literarischen Qualitäten dieser Briefe, die vom August 1902 bis zu Anfang 1904 reichen, sind keine unbedeutenden, wenn

Digitized by Google

auch naturgemäß die Beleuchtung der Zustände in Südwestafrika höheres Interesse beansprucht.

München Dr. A. Lohr

Reyberlein, Fritz Abel, **Das Reformheer** oder **Auf nach Sedan!** Ein Überroman aus der Mitte des 20. Jahrhunderts. Kassel 1904, Gg. Dufayel. 102 S.

Die Parodien auf literarisch bedeutsame Werke sind auch ein bemerkenswertes Zeichen unserer Zeit. Kaum ist einem Autor der große Wurf gelungen, mit seinem Buche (berechtigtes oder unberechtigtes) Aufsehen zu erregen, flugs stellt sich auch schon — wie weiland hinter dem König der Schalksnarr stolzierte — der unvermeidliche Parodist mit der Geißel der Satire ein. Wenn er wohlgezielte Hiebe auszuteilen versteht, dann ist er nicht unwillkommen; wenn aber sein Witz schal wird oder mit der Zeit ganz versiegt, dann wenden wir uns enttäuscht von dem langweiligen Gesellen ab. Auch Bayerleins bekannter Roman „Jena oder Sedan?" fand schnell einen Parodisten, der sich unter dem recht naivhumoristischen Pseudonym „Reyberlein" verbirgt. Ein paarmal gelingt es ihm ganz gut, den unverbesserlichen Idealisten Bayerlein mit seinen Träumen von der Neugestaltung des deutschen Heeres zu persiflieren; doch im allgemeinen ist sein Witz oft gar kindlich und vermag daher nicht zu erwärmen. Selbst in den beteiligten Kreisen dürfte diese Art der Verulkung Bayerleins kein besonderes Wohlgefallen erregen. Dr. A. Dreyer

---

Lyrik

Pöllmann, P. Ansgar, O. S. B., Mönch der Beuroner Kongregation, **Sonnenschein.** Gedichte. 2. Aufl. Münster i. W. 1904, Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff). 134 S. 8°.

Die neue Ausgabe der Gedichte P. Pöllmanns kann jedem Freunde der wiedererwachten katholischen Dichtung ein herzliches und aufrichtiges Vergnügen bereiten, und wäre es auch nur aus dem rein äußerlichen Grunde, daß sich damit schon wieder ein erhöhtes Interesse unseres Publikums an der Produktion seiner Lyriker zeigt. Nebenbei hat man ja auch noch die besondere Genugtuung, daß diese Gedichte ein weite Verbreitung wirklich verdienen. Da das erste Erscheinen der Sammlung in der „Warte" schon angezeigt wurde, erübrigt sich wohl, auf diese nur wenig (besonders in den Stücken „Martin Greif" und „Von Euch") veränderte Neuauflage im einzelnen einzugehen. Nicht aber kann ich unterlassen darauf hinzuweisen, daß mir auch das Wiederlesen dieser bald schlichten, bald stark hinrauschenden Verse erneuten Genuß bereitet hat; schön abgetönte Stimmungsbilder, die eigentlichen lyrischen Stücke, findet man reichlich. Welch prächtiger Gedanke ist es z. B., daß der Heiland nach einem langen Blick in die Augen seiner Mutter entschlafen sei! (Mutteraugen, S. 40.) Eine treue, rührende Heimatliebe schwellt dies weiche Herz (Alle Morgen, S. 53), dem noch reiche Liederspenden entquillen mögen.

Köln Laurenz Kiesgen

Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m b. H. 130 S. 8°. Mk. 2.50.

Wir haben hier den neuen Jahrgang des Musenalmanachs katholischer Studenten vor uns, den L. Krapp vor drei Jahren zum erstenmal in die Welt sandte. Dem vorigen Bande konnte ich an dieser Stelle Lobenswertes nachsagen; vom heurigen Almanach ist der Eindruck — leider, muß man sagen — nicht so günstig. Nicht als ob wir im ganzen eine minderwertige Leistung vor uns hätten; was Christoph Flas-

Digitized by Google

kamp und zum Teil auch was Lorenz Krapp und H. J. Brühl beigesteuert haben, ist ganz gute Lyrik und darf sich überall sehen lassen. Aber man kann diese Beiträge nicht wohl auf Rechnung dieses Musenalmanachs setzen; denn sie sind schon vorher, mit ein paar Ausnahmen, bereits veröffentlicht gewesen. Es braucht also hier nicht weiter davon die Rede zu sein. Immerhin, wer von diesen Poeten noch nichts gelesen hat, kann in den Proben des Musenalmanachs ihre Eigenart erkennen. Außer den Beiträgen des Herausgebers, Fr. X. Schrönghamer, wären dann noch einzelne Gedichte von W. L. Vershofer, Weingartner, Schulze und Pronold zu nennen, die etwas versprechen. Auch J. Kneip gibt sich annehmbar. Was aber von den übrigen siebzehn Mitarbeitern im Musenalmanach steht, wird am besten mit Stillschweigen übergangen und legt bei mehr als einem die Frage nahe: Mußte das gedruckt werden? Erfüllte es nicht hinlänglich seinen Zweck als poetische Stilübung und wäre es nicht besser im Kasten geblieben? Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeit, in jedem Jahre einen vollwertigen Musenalmanach deutscher Hochschüler zusammenzustellen und ich glaube, daß es mit diesen Almanachen wie mit den Trauben ist: sie gedeihen nicht in jedem Herbste. Sie gedeihen verhältnismäßig nur selten. Darum kommt einem beispielsweise die diesjährige Ernte so wenig zufriedenstellend vor. Das ist alles so bläßlich, so konventionell; teilweise glaubt man Früheres kopiert, die frischen Töne der Jugend fehlen auch noch. Die schmachtlappigen Sehnsüchte und ein Kokettieren mit Todesgedanken sind noch immer nicht gewichen. Diesen Poeten fehlt das Erlebnis. — So viel wäre über die literarische Bedeutung des Almanachs zu sagen. Als mutiges Zeichen einer Christus bekennenden Jugend ist natürlich sein Erscheinen zu begrüßen. Aber auch dieser Gedanke bestimmt mich, rückhaltslos meinen Eindruck auszusprechen. Man könnte denken, um der Absicht des idealen Unternehmens willen dürfte die Kritik mit mildernden Worten Schäden berühren. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß damit keinem gedient ist. Wir dienen der lyrischen Kunst nicht mit guten Absichten. Wenn unser Können versagt, schreitet man über uns hinweg. Darum ist mein sehnlichster Wunsch, daß unser nächster Musenalmanach, der nicht 1905 zu erscheinen braucht, vollwertige Proben des Könnens und achtunggebietende Stücke der Lyrik aufweist.

Köln Laurenz Kiesgen

Wittner, O., Mein Kaiser und mein Vaterland. Lyrisch-epische Worte an jung und alt. Dresden 1904, E. Pierson. 68 S. Mk. 1.—.

Der übelberatene Sänger von „Piuri" (vgl. Juliheft der Lit. Warte, V. Jahrg.) hat aufs neue sein lyrisch-episches Zwitterroß bestiegen, diesmal, um mit der stolzen Herausforderung „O, nennt mir die Mächte, die mich halten, daß ich nicht kann, wo Geist hin will!" unter die ehrgeizige Schar patriotischer Dichter zu sprengen. Und der Erfolg? — parturiunt montes et nascitur ridiculus mus. „Nimm ein paar Schock Haupt- und Eigenschaftswörter meist patriotischer Bedeutung unter ängstlicher Vermeidung des Artikels, durchmenge sie mit der gleichen Zahl unerschrockener Verben und leime sie mit Hilfe einer Mandel abgerissener Flickwörter in gereimte Zeilen zusammen!" Nach diesem Quacksalberrezept aus der poetischen Handwerkerküche Wittners erhältst du, lieber Leser, ohne Schwierigkeit die Erzeugnisse seiner prometheischen Muse. Aber hüte dich beim Genuß der Speise! Sie wirkt zwerchfellerschütternd und magenverstimmend. — Und das sollen patriotische, an jung und alt gerichtete Poesien sein! Wir hoffen, dem Verf. nicht wieder im Parnaß zu begegnen.

Neisse Dr. Wahner

Digitized by Google

Clementz, Dr. Heinrich, **Mutter!** Ihr Lob — ihre Freude — ihr Leid. Aus der Weltliteratur gesammelt. Mit fünf Kunstdruckbildern. Köln, J. P. Bachem. 443 S. 8°. Mk. 6.—.

Das ist ein prächtiges Buch. In der Ausstattung von würdiger Vornehmheit, ist sein Inhalt durch die Unterabteilungen des Titels genügend angegeben. Es ist das Hohelied von der Mutter aus allen Zungen, Zonen und Zeiten. Der literarisch Verwöhnte mag bei einigen Namen stutzig werden; sieht er näher zu, so muß er zugeben, daß seine Besorgnis verfrüht war: Das mächtige Gefühl hat auch die kleinen Sänger über sich hinausgehoben. Dr. Clementz war ein eifriger Sammler und Sichter. Neben Altbewährtem hat er manches Feine, Neue entdeckt und hier in seinen Strauß gebunden. So vernehmen wir ein rauschendes Lied zum Preise der Mutter, deren Walten Salis-Seewis so kurz und treffend charakterisiert hat:

Sie spendet wie die gütige Natur,
Ihr Zweck ist Wohltun und ihr Wesen Liebe.

Als Geschenkband kann man das Werk nur aufs beste empfehlen.

Laurenz Kiesgen

Literaturgeschichte

Richemann, Dr. J., Oberlehrer, **Der Humor in den Werken Justus Mösers.** Separat-Abdruck aus Band XXVI der Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Osnabrück. Osnabrück 1902, F. Schöningh. 106 S. 8°.

Eine dankenswerte Aufgabe ist es, mal in die ältere Zeit der deutschen Literatur hineinzugreifen und in einer Spezialabhandlung einen halb verschollenen Dichter der Gegenwart etwas näher zu rücken. Dies ist dem Verfasser der vorliegenden Schrift über Justus Möser recht gut gelungen, und zwar hat er den Humor M.s allseitig beleuchtet. Man mag über Humor denken wie man will, der gesunde Humor eines gutmütig lächelnden, nicht verbitterten Dichters und Philosophen ist himmelweit verschieden von dem, was man heute in weiten Kreisen unter „humoristisch" versteht, einer „Kunstgattung", die alle andern Merkmale trägt, nur nicht das der Kunst. Hier bei Möser kann man es studieren, wie dieser dem Humor gerecht ward. Besonders interessant ist, wie er die Modetorheiten, die Verbildung der Frauenwelt geißelt, aber immer lächelnd, ohne Bosheit. Mutatis mutandis paßt vieles auch auf die heutige Damenwelt; denn im Grunde genommen ist sie sich gleich geblieben: in diesem Punkte unbekehrbar, allem Törichten zugänglich, aller Logik unzugänglich — mit Ausnahme der Leserinnen dieses Artikels. Die Arbeit ist ohne Anstrengung zu lesen, leicht geschrieben und doch ernst und würdig. Wir sehen, daß Möser das richtige Maß des Humors getroffen und daß wir von ihm sagen können:

Fest im Auge das Ziel, laß über die Bahn des Geschosses
Schweifen den prüfenden Blick, daß du kein Wesen verletzest.
Und wenn du schleuderst die Pfeile des Witzes, ermiß doch die Flugbahn!
Leicht ist getroffen ein Herz, daß es zu Tode sich grämt.

Siegburg Dr. Macke

Kellen, Tony, **Theorie des Romans und der Erzählkunst** von Heinrich Keiter. 2. Aufl. Essen 1904, Fredebeul & Koenen. 314 S. Mk. 2.40 [3.—].

Es muß Herrn Kellen zum hohen Verdienst angerechnet werden, daß er sich der Mühe unterzog, das Keitersche Buch zeitgemäß verbessert neu herauszugeben. Wenn auch die Theorie des Romans noch keinen Schriftsteller schafft, so bietet sie doch dem Talente die Möglichkeit, sich manches Äußer-

Digitized by Google

liche seines Berufes etwas rascher als durch die Erfahrung anzueignen. Auch der Literaturfreund wird so ein Werk gern einmal durchlesen; schaut er doch durch dessen Fenster nicht übel in die literarische Werkstatt hinein. Kellen hat die verdienstvolle Keitersche Arbeit um mehr als die Hälfte vermehrt; verdienstvoll ist davon namentlich das Kapitel „Zur Geschichte des Romanes", das einen guten historischen Überblick bietet. Die Definitionen im Kapitel II sind dagegen nicht so recht geglückt; die historisch-genetische Beziehung zwischen Epos und Roman ist nicht herausgearbeitet. Der Unterschied zwischen Novelle und Erzählung ist dem Verf. unbekannt. Eine kleinere Novelle ist ihm eine Novellette oder „einfach" eine Erzählung. Auch in anderen Kapiteln kann man nicht mit allem einverstanden sein. Doch im ganzen ein tüchtiges, förderliches Werk, in dem viel ehrliche Arbeit steckt. L. v. R.

Diederich, Dr. Benno, **Von Gespenstergeschichten,** ihrer Technik und ihrer Literatur. Leipzig 1903, Schmidt & Spring. 354 S. 8°. Mk. 4.—.

Die Tatsache, daß Kinder wie Erwachsene von Gespenstergeschichten elektrisiert werden, und daß selbst den „Ungläubigsten" ein ursprüngliches, sonderbares Schauern beim Anhören von gespenstischen Dingen überkommt, hat den Verfasser veranlaßt, die Wirkungen von solchen Geschichten weiterhin zu beurteilen und psychologisch zu untersuchen. Er hat umfangreiche Sammlungen literarischer Materialien angelegt, wovon er hier reichlich mitteilt. Er versucht auch eine Einteilung in eigentliche und uneigentliche Gespenstergeschichten, in solche, die mit der Absicht, zu spannen, geschrieben, und in solche, die nur gelegentliche Einflechtungen sind ꝛc. Beispiele für Gespenster im Drama, im Roman, in der Novelle werden erbracht und schließlich einiges über die Technik der Gespenstergeschichten vorgetragen.

Es ist ein völlig unbetretenes Land, das hier in die Theorie der Literatur führt, geeignet, das Schaffen des Dichters von einer bestimmten Stelle aus zu verstehen, eine Art vergleichender Literaturkunde. B. Clemenz

---

Jugendschriften

Kiesgen, Laurenz, **Randglossen zur Jugendschriftenfrage.** (36. Heft der Pädagogischen Vorträge und Abhandlungen von Jos. Pötsch.) Kempten 1904, Jos. Kösel. 64 S.

In obiger Broschüre nimmt der als Dichter wie als Schulmann gleich rühmlich bekannte Verfasser Stellung zu dem heutigen Stande der Jugendschriftenfrage und charakterisiert bzw. glossiert dieselbe in klarer, streng sachlicher Weise. Als bahnbrechend auf diesem Gebiete erachtet auch er das Buch des Hamburger Lehrers Heinrich Wolgast „Das Elend unserer Jugendliteratur", das seine Schlüsse auf tiefer und solider Basis aufbaut. Wer die Berechtigung der künstlerischen Erziehung anerkennt in der Frage: Welche Jugendschriften?, muß im großen und ganzen mit Wolgast gehen. Jeder unparteiisch Denkende wird gewiß der Behauptung Kiesgens mit ganzem Herzen zustimmen, daß der Lehrer ein geeigneter Jugendschriftenbeurteiler ist, aber erst dann, wenn er durch Studium des Besten aus dem Schatze der Literatur „zur literarischen Genußfähigkeit vorgedrungen" ist. Leider werden — wie K. selber zugeben muß — in den Prüfungsausschüssen nicht überall Lehrer mit den nötigen künstlerischen Qualitäten tätig sein. Die Bedeutung der Urteile der Prüfungsausschüsse scheint er meines Erachtens doch etwas zu unterschätzen. Wenn sie auch für die pädagogische Welt nicht bindend

Digitized by Google

sind, so kümmern sich nun desto mehr die Eltern um „das Normalverzeichnis der einzig wahren Jugendliteratur", wie Blüthgen sich ausdrückt. Das Gute, das diese Ausschüsse schon geschaffen haben, erkennen wir gleich K. freudig und rückhaltlos an. Desgleichen wird jeder Erzieher und Freund der Jugend darin mit ihm übereinstimmen, wenn er das ästhetische Prinzip hochhält und nachdrücklich die Heranbildung eines Geschlechtes fordert, das der deutschen Dichtung lebendiges Verständnis und tiefe Anteilnahme entgegenbringt. Wer sich über die Jugendschriftenbewegung rasch und eingehend orientieren will, dem wird Kiesgens Broschüre ein willkommener Führer und Berater sein, der diese Frage vom katholischen Standpunkte aus und mit dem prüfenden Auge des erfahrenen Jugendbildners betrachtet. Dr. A. Dreyer

---

Eingelaufene Bücher

die sich zur Besprechung nicht eignen:

1. **Deppisch,** Aug., **Neufränkische Lieder und Weisen.** Leipzig, Leo Woerl.
2. **Fries,** Karl, **Liebeslieder.** Straßburg 1904, Jos. Singer.
3. **Holly,** Leon, **Sturm und Stille,** Erfurt 1904, G. A. Brodmann.
4. **v. der Pfalz,** Otto, **Der Troubadour.** Zweibrücken 1903, P. u. L. Hallanzy.
5. **Denkschrift über das deutsche Privatschulwesen.** Herausgegeb. vom Vorstande des Allgem. Deutschen Privatschulvereins. Leipzig 1904.
6. **Zimmermann,** Athanasius S. J., **England und die soziale Reform.** Heft 10 der Frankfurter Zeitg. Broschüren.
7. **Bludau,** Dr. August, **Ein Ausflug nach Baalbeck und Damaskus.** Heft 11 der Frankfurter Zeitg. Broschüren.
8. **Plaßmann,** Dr. Jos., **Untersuchungen über den Lichtwechsel des Granatsterns und Cephei.** Münster Aschendorffsche Buchhandlung.
9. **Eichhorn, Die Welt der Freiheit.** Leipzig 1904, R. Wöpke.
10. **Soziales Adreßbuch.** Herausgegeben vom Volksverein für das kathol. Deutschland. Kevelaer, Butzon & Berker.
11. **Schirmeyer,** Ludwig, **Festspiel vom Kaiser Karl.** Osnabrück 1904, G. Pillmayers Buchhandlung.
12. **Forell,** G. v., **Wie man sich verlobt.** Novellen. Dresden 1904, E. Pierson.

Fernsprecher

J. W. in **G.** Wenden Sie sich, bitte, direkt an die betr. Redaktion. In die internen Angelegenheiten anderer Zeitschriften können wir uns nicht einmischen.

A. K. in **M.** Wir freuen uns, daß auch Ihnen die Änderung im Programm gefällt. Ein Artikel über das gewünschte Thema liegt schon in der Mappe.

Beiträge für die „Literarische Warte" möge man richten an die Redaktion der „Literarischen Warte", München, Bothmerstr. 16.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Dezember 1904 = Heft 3

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Das Felibertum

Ein Nachklang zu dem Jubiläum vom 23. Mai 1904

Von Dr. Nic. Welter in Diekirch

Am 21. Mai 1904 waren es 50 Jahre, daß sich auf dem zwei Stunden östlich von Avignon gelegenen Schlößchen Font-Segugne sieben provenzalische Dichter zusammenfanden und den Bund der Feliber gründeten, mit dem Entschlusse, die lang verkannte, im Erwachen begriffene Heimatsprache zu heben, zu bereichern und in dichterischen Werken zu befestigen. Die Namen dieser Sieben sind: Aubanel, Brunet, P. Giera, Mathieu, Mistral, Roumanille und Tavan. Den Anstoß zu der poetischen Vereinigung gab ein Streit zwischen den verschiedenen Dichterschulen Südfrankreichs, wegen der für das Neuprovenzalische einzuführenden Rechtschreibung, also ein gar prosaischer Beweggrund. Der Gedanke dazu ging von Mistral aus, der ihm auch den Namen erfand. Er fühlte, daß es hiezu einer Bezeichnung bedurfte, die durch ihre Neuheit gleich auffiel und deren unklarem Inhalte der Reiz des Geheimnisvollen anhaftete. Nun hatte er einst aus dem Munde einer alten Bäuerin ein Lied gehört, worin der Knabe Jesus vorgeführt wird, wie er im Tempel mit den sieben Felibern des Gesetzes über das Wesen der Gottheit streitet. Bedeutung und Herkunft des Wortes waren ihm unklar; nach dem Zusammenhang zu urteilen mußte es gleichbedeutend sein mit „Lehrer, Schriftkundiger". Diesen Namen schlug Mistral vor. Er war wirklich neu, klangvoll, bot Gelegenheit zu schönen Reimen und ward von den Freunden mit Beifall aufgenommen.[1])

[1]) Zur Erklärung des Namens „Felliber" sind von Mistral selbst und den südfranzösischen Sprachgelehrten die verschiedenartigsten Ableitungen versucht und Mutmaßungen aufgestellt worden. Schließlich scheint er einer Verderbung des ursprünglichen Wortlauts seinen Ursprung zu verdanken.

Digitized by Google

In derselben Sitzung ward das Organ des Bundes gegründet, ein Volkskalender, der „Armana Prouvençau", dessen erste Nummer auf Neujahr 1855 erschien. Das bescheidene Büchlein, das auch heute noch in demselben gelben Kleid, nur in vielfach vermehrter Auflage erscheint, ist die erste gemeinsame literarische Tat der Feliber; in seine Redaktion erhielt niemand Zutritt, der nicht mit feierlich erhobener Rechten geschworen hatte, sich der von den Sieben genehmigten Rechtschreibung als der einzig guten zu bedienen.

Zur allgemeinen Anerkennung gelangte die junge Schule durch den Erfolg von Mistrals Erstlingswerk „Mireo" (1859), mit deren Erscheinen die neuprovenzalische Sprache ihre glänzende Wiedergeburt feiert. Gestützt ward dieser Sieg durch die dichterischen Erfolge Roumanilles und vor allem Aubanels; die Bewegung fand in der Provence stets lauteren Anklang und der Bestand des Felibertums war gesichert.

Im Bewußtsein des Gelingens beschlossen die Gründer, sich Satzungen zu geben und ein Verzeichnis der Mitglieder ihrer Vereinigung zu veröffentlichen, was im Kalender für das Jahr 1863 geschah. Ein eigentliche „Verfassung" brachten diese Satzungen nicht; sie regelten bloß die Zusammensetzung der Preisgerichte bei den literarischen Wettkämpfen. Auch sind sie nie in Kraft getreten, denn die hier gezogenen Schranken wurden bald durch das rasche Wachstum des Bundes durchbrochen und überflutet. Nun traten auch, unter dem überragenden Einfluß seiner Hauptdichter, viele Gegner auf seine Seite und nahmen seine Rechtschreibung an (1863).

Somit schien das Felibertum seine Aufgabe erfüllt zu haben, denn die Frage nach der Rechtschreibung hatte ja seine Gründung besonders veranlaßt. Wirklich wollten sich die Freunde mit dem Errungenen begnügen und die Waffen aus den Händen legen. Mistral allein sah weiter und ahnte all das Große, das aus dieser literarischen Bewegung herauswachsen konnte. Er hatte dem Felibertum den Namen gegeben und zum Ansehen verholfen; er erfüllte es nun auch mit einem neuen Geist und führte es aufwärts auf kühnem Pfade der Tat; er gab der Bewegung einen Anstoß so gewaltig, daß ihre Wellenkreise mit stets stärkerem Schlage in die Zukunft hineinwogten. Mistral ist daher der eigentliche Gründer des Felibertums. Spracherneuerung und Sprachveredlung, ihm wurden sie Mittel zur Kräftigung des Volksbewußtseins, zur Erhaltung der landschaftlichen Einrichtungen und Gebräuche Südfrankreichs vor dem zermalmenden Walzengang einer übertriebenen Zentralisationssucht, ja sogar

---

Mistral hörte, wie angedeutet, der Knabe Jesus sei aufgefunden worden, disputierend „emé li tiroun de la lèi, emé li sèt Felibre de la lèi", „mit den Jüngern des Gesetzes, mit den sieben Felibern des Gesetzes". In Wirklichkeit aber dürfte es heißen „emé li tiroun de la lèi, emé li Sefer, libre de la lèi", „mit den Jüngern des Gesetzes und den Büchern des Gesetzes". Beide Verse decken sich lautlich und rhythmisch fast vollständig; im zweiten Vers ist der Zusatz „libre de la lèi" nichts anderes als die provenzalische Erläuterung des Hebräischen „Sefer". Die erste Lesart ergibt einen dunkeln Sinn und bestfalls eine Wiederholung; die andere Lesart befriedigt inhaltlich durchaus. — So zeigt sich auch in diesem Fall die Wissenschaft als die unliebsame Zerstörerin der Legende; die Legende aber bleibt trotz alledem lebendig und wert.

Digitized by Google

zur idealen Verbrüderung aller lateinischen Volksstämme im Dienste des Wahren, Guten, Schönen.

Zur Verwirklichung der letzteren Absicht, des sog. „Lateinischen Gedankens", wurden Verbindungen angeknüpft mit Rumänien, Italien, vor allem mit Catalonien. Auch die catalonische Dichtung hatte erst vor einigen Jahrzehnten einen neuen Frühling erlebt und nun brachte Mistrals Vermittlung beide so verwandte Literaturen einander näher. Wechselseitige Dichterfahrten wurden unternommen, die hüben und drüben veranstalteten Blumenspiele beschickt, und als die Feliber dem Catalonen Viktor Balaguer, der 1866 als Vorsitzender der revolutionären Junta aus Barcelona flüchten mußte, großmütige Gastfreundschaft gewährten, verehrten ihnen die Freunde des Verbannten einen prachtvollen Erinnerungspokal. Diesen Becher feierte Mistral in einem schwungvollen Liede, das zum Bundeslied des Felibertums ward und noch heute bei ihren Zusammenkünften gesungen wird.

Unterdessen hatten auch die literarischen Kreise in Paris den Neuprovenzalen ihre Aufmerksamkeit zugewendet; namhafte Romanisten traten in den Dienst ihrer Ziele und die übrigen Provinzen Südfrankreichs standen bereit, sich den Bestrebungen der Provence anzuschließen. Da hielt Mistral die Zeit für gekommen, sein Werk auf erweiterter Grundlage dauernd aufzubauen.

Dies geschah im Jahre 1876 am Feste der hl. Stella (21. Mai), die zur Patronin des Bundes erkoren ward, in der ehemaligen Kapelle der Tempelritter, dem heutigen Speisesaal des „Hôtel du Louvre" zu Avignon. Die von Mistral entworfenen Satzungen wurden einstimmig angenommen und am 14. April des nächsten Jahres bestätigte ein ministerieller Erlaß die Gründung des Schriftstellervereins „Le Felibrige".

Einige dieser Hauptsatzungen sind folgende:

„Die Feliber zerfallen in drei Klassen: die Majourau, die Manteneire, die Soci. Die Zahl der Majourau bleibt auf 50 beschränkt; sie bilden das Konsistorium, die neuprovenzalische Akademie, das eigentliche Haupt des Felibertums.

„Die Manteneire, die aktiven Mitglieder, sind unbegrenzter Anzahl und gliedern sich in mehrere Provinzen (Mantenenço).[1])

„Vorsitzender des Konsistoriums ist der „Capoulié", den verschiedene Beisitzer in der Geschäftsleitung unterstützen.

„Das Sinnbild des Felibertums ist der siebenstrahlige Stern. Einen solchen Stern trägt der Capoulié bei den jährlichen Zusammenkünften. Die Majourau heften sich ihrerseits eine Grille aus Goldbronze an.

„Jedes 7. Jahr findet eine Hauptversammlung statt, bei der die Preise der „großen Blumenspiele" zur Verteilung gelangen. Der Sieger in den großen Blumenspielen hat das Recht, die Königin des Festes und des Felibertums zu küren, die ihn dann mit dem silbernen Olivenkranze krönt.

[1]) Durch Beschluß der diesjährigen Konsistorial-Versammlung vom 22. Mai 1904 wurden die Mantenenço abgeschafft. Auch soll die Zahl der Majourau auf 70 erhöht werden.

Digitized by Google

„Bei derselben Gelegenheit ernennt das Konsistorium die „Soci“[1]), die Ehrenmitglieder und Gönner des Felibrige, auswärtige Schriftsteller, Gelehrte und Künstler, die sich um den Bund verdient gemacht haben.“

Der Tag des 21. Mai 1876 fand seinen Widerhall in Paris. Kurz nachher traten die dort wohnenden Schriftsteller und Künstler Südfrankreichs zu der „Societé de la Cigale“ zusammen. Aus dem Schoße dieser ging 1879 die „Societé des Felibres de Paris“ hervor, die sich aus den eigentlich provenzalischen Kräften zusammensetzt und neben der Hebung der provenzalischen Literatur die Förderung des Dezentralisationsgedankens auf ihre Fahne schreibt.

Derselbe 21. Mai ist aber noch in anderer Hinsicht für die Geschichte des Felibertums bedeutsam. Bis dahin hatte sich die Mistralsche Bewegung auf die engere Provence beschränkt. Nur der südöstliche Teil des eigentlichen Languedoc mit den Städten Nimes und Montpellier war ihr beigetreten. Auf dem Tage von Avignon schlossen sich auch das westliche Languedoc und Aquitanien an und nun umspannte das Felibertum ganz Südfrankreich. Da aber brach sich in ihm eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit Bahn.

Die Schule von Avignon war entschieden kirchlich und antirepublikanisch gesinnt; die Hauptvertreter des südlichen Westens gaben sich als Freidenker und rote Republikaner. Sie betonten, gleich nach ihrem Anschluß, die freisinnigen Überlieferungen des Südens gegenüber den „Kleriko-Monarchisten“. Diese Schriftsteller knüpften also nicht an die Zeiten des Minnedienstes an, sondern fühlten sich als Nachkommen der Albigenser und machten ihren Gefühlen in feurigen Streitgesängen Luft. „Hoch der Federalismus und der Liberalismus!“ also lautet die Losung dieser äußersten Linken des Felibertums. „Wir sind“, so erklärten sie 1892 durch den Mund eines ihrer Jüngsten, „Autonomisten und fordern Freiheit für unsere städtischen Gemeinden; wir sind Federalisten, und wenn irgendwo in Nordfrankreich ein Volk mit uns gehen will, so reichen wir ihm die Hand. Wir wollen eine selbstherrliche Versammlung in Bordeaux, in Toulouse, in Montpellier; wir wollen eine solche in Marseille oder Aix und diesen Versammlungen sollen unsere Gerichte, Schulen, Universitäten und öffentlichen Gebäude unterstehen.“

So wurde, was anfangs nur eine literarische Wiedergeburt erstrebte, umgemodelt zum mächtigen Hebel einer Neugestaltung auf staatlichem Gebiet. Diese Pläne fanden in Paris begreiflicherweise wenig Anklang; das Felibertum ward den dortigen leitenden Kreisen als gefährliche Rückschrittspartei verdächtig.

[1]) Die Gesamtliste der deutschen Soci begreift bis heute folgende Namen: 1. Prof. Dr. Behrens, Gießen. 2. Prof. A. Bertuch, Frankfurt. 3. Frau Betty Dorieux-Brotbeck, Nizza. 4. Prof. Dr. E. Böhmer, Lichtental. 5. Ingenieur H. J. Bösser, Lindental. 6. Hofrat Dr. J. Fastenrath, Köln. 7. Prof. Dr. W. Förster, Bonn. 8. Prof. Dr. O. Hennike, Bremen. 9. Prof. Dr. Körting, Kiel. 10. Prof. Dr. Ed. Koschwitz, Königsberg. 11. Buchhändler Otto Lenz, Leipzig. 12. Prof. Dr. Neumann, Heidelberg. 13. Prof. Dr. K. Sachs, Brandenburg. 14. Prof. Dr. Sturzinger, Würzburg. 15. Prof. Dr. H. Suchier, Halle. 16. Prof. Dr. H. Ahnen, Echternach-Luxemburg. 17. Prof. Dr. Nic. Welter, Dieklrch-Luxemburg.

Digitized by Google

Andrerseits mißbilligten alle verständigen Führer die Übergriffe von Heißspornen und suchten den Strom in seinen Ufern zu halten.

Mistral vor allem, und sein Gebaren kommt bei der Sonderstellung, die er im Felibertum einnimmt, vor allem in Betracht, hielt sich aller Politik fern. Um so nachdrücklicher trat er ein für die Rechte der Heimatsprache und die Wahrung provenzalischer Eigenart. Natürlich war er bei der Gründung des Bundes zum Capoulié ernannt worden. Diese Würde legte er 1888 freiwillig nieder, da er sich noch zu seinen Lebzeiten den Nachfolger geben wollte. Er blieb jedoch in höherem Sinn das Haupt des Felibertums. Er arbeitete in Vers und Prosa seinen ursprünglich gesteckten Zielen zu und dies mit stets gesteigerter Kraft und Begeisterung.

In Mistrals Dichtungen hat sich die provenzalische Sprache selbst erkannt, alle in ihr schlummernden Kräfte entfaltet, alle in ihr gebundenen Töne in Schwingung gesetzt und köstliche Wohlgerüche ausgehaucht. Er hat in seinem Riesenwörterbuch, das er mit Recht „Hort des Felibertums" betitelt, den Wortschatz des Provenzalischen für alle Zukunft festgelegt. Er hat vor einigen Jahren das „Museon Arlaten" gegründet, das eine Provence im kleinen in seinen Räumen birgt.[1]) Er hat voriges Jahr endlich „das Fest der Jungfrauen" eingesetzt, um die Frauen und Mädchen der Provence zur Beibehaltung ihrer reizenden Tracht aufzumuntern; denn auch in Form und Faltung des Gewandes offenbart sich ein Stück Volksseele. Damals erschienen kaum einige Mädchen, die seinem Wunsch entsprochen hatten. Am Ostermontag dieses Jahres aber gestaltete sich „das Fest der Jungfrauen" zu einer großartigen heimatländischen Kundgebung und erfüllte die weiten Arenen von Arles mit griechisch-sarazenischer Schönheit und Kraft.

Wie Mistral, so tun auch seine Freunde und Schüler, ein jeder nach dem Maßstab seiner Mittel. Die Liebe zur Heimat und zur Heimatsprache eint alle wie mit ehernem Band. Sie haben denn auch bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Durch Preisausschreiben und Aufträge fördern sie provenzalische Wissenschaft, Literatur und Kunst. Unter ihrem Antrieb errichten die südfranzösischen Städte ihren Hochschulen würdige Prachtbauten und rüsten sie für ihre gelehrten Zwecke mit reichen Mitteln aus. Ihnen dankt es die neuprovenzalische Sprache, daß sie an ihren Universitäten Bürgerrecht erlangt hat und in „Mireio" nach klassischem Muster erläutert und gewürdigt wird. Ihr Heimatstolz belebt sogar die Ruinen der Römertheater wieder, daß der Gegenwart eine Ahnung aufgehe von dem tragischen Schauer antiker Kunst. Und wenn es auch verfehlt ist, Orange mit seinen dramatischen Neuaufführungen als ein französisches Bayreuth zu feiern, so verdiente es dies Unternehmen doch, von der Regierung anständig unterstützt zu werden; denn nirgends greift einem die Erhabenheit der reinen Kunst stärker ans Herz, als bei diesen Darbietungen unter der stahlblauen

[1]) S. meinen Aufsatz „Ein Besuch bei Frederi Mistral" in „Literarische Warte", 2. Jahrg., S. 321—332.

Digitized by Google

Wölbung des südlichen Sternenhimmels und zwischen den mit jungem Grün bekleideten Trümmern untergegangener Größe.

Das alles sind wahrhafte, nicht wegzuleugnende Erfolge. Für Frankreich wäre es ein richtiges Glück, wenn diese Dezentralisationsbewegung stets weiteren Boden gewönne, denn Paris hatte sich von dem Marke der Provinzen nachträglich so vollgesogen, daß sie in beängstigendem Maß an Blutarmut zu kränkeln anfingen. Auch in dem Sinne ist den Felibern volles Gelingen zu wünschen.

Und so durfte Frederi Mistral den 50jährigen Jubeltag des Felibertums mit berechtigtem Stolze begehen. Das „Cinquantenàri dóu Felibrige", an dem ich mich beteiligen durfte, gestaltete sich zu einem wahren Volksfest der Poesie. Schon für den 22. Mai waren aus den entlegensten Enden Südfrankreichs zahlreiche Freunde nach Avignon geströmt. Der Himmel selbst wollte für die Feier des 23. sein Teil beitragen: ein kräftiger Regensturz verschwemmte den Staub und dämpfte die Hitze. Die Morgenfahrt durch die fruchtbare Ebene war ungemein köstlich. Zu Gadagne ward ausgestiegen und nun ging es zu Fuß, an malerischen Schloßruinen vorbei, dem grünen Hügel von Font-Segugne zu, aus dessen Laubdunkel das Geburtshaus des Felibertums, blank wie eine Marmorvilla, herniederglänzte. Überall freundliche Gesichter, bekränzte Häuser, gezierte Gäßchen. Auch das Schlößchen hatte sich zum Empfang der Gäste herausgeputzt. Aus den umliegenden Ortschaften eilte die ländliche Bevölkerung zusammen. Anfangs waren wir hundert, eine Stunde später waren wir mehrere Tausend. Endlich erschien der Held des Tages, Mistral. Wer es nicht mit eigenen Augen schauen durfte, wie der Meister von Maiano von seinen treuen Provenzalen empfangen wird, der weiß nicht, was ein Dichterkönig ist. Hoch und stattlich, den Überzieher flott überm Arm, trat er, begleitet von seiner Gattin, der in provenzalischer Tracht die ergebene Dienerin folgte, unter den Bäumen hervor. Alsbald erhob sich ein brausender Jubel: „Hoch, Mistral! Hoch, die Feliber!" und Hüte und Mützen und Tücher grüßten durch die Luft. Er aber schritt elastischen Ganges durch das Gewühl, ruhig lächelnd, wenn auch innerlich geschmeichelt, ließ die grauen Augen über die Menge schweifen, griff dann und wann an den bekannten breitkrämpigen, grauen Filzhut, begrüßte alte Bekannte mit hellem Zuruf und kräftigem Händedruck und hielt mit Lammesgeduld knipsenden Verehrern stand. Im Freien des Parkes wurde getafelt, im Schatten und im Nadelfall der Pinien. Ein richtiges Poetenmahl, zwanglos und heiter. Durch das Klirren der Teller, das Klingen der Gläser und das Geschwirr der Stimmen erschwang sich hie und da ein munteres „Hoch, Mistral!", das dann dort und hier seinen Widerhall fand.

Am Nachmittage nahm die eigentliche Festhandlung ihren fröhlichen Verlauf. Am Fuße einer gewaltigen Platane lösten sich Dichter und Redner ab. Bei der Gelegenheit offenbarte sich mir der jetzige Capoulié, der Dichter und Geschichtsforscher Peire Devoluy, als ein Volksredner von großartiger Wucht und als ein Wackrer, unter dessen Führung die Barke des Felibertums ungefährdet

Digitized by Google

segeln darf. Seine sprachlich und inhaltlich gleich hervorragende Rede zeugt von dem prächtigen Geist, der noch heute die Besten des Felibertums beseelt. Mit feurigen Worten erinnerte er an die glorreiche Geschichte der Provence, an die blutigen Niederlagen der Albigenserkriege, an die Jahre der Trauer, die diesem Falle folgten, bis endlich das vaterländische Schwert, das seit so vielen Jahrhunderten in der Verborgenheit der verzauberten Wildnis von Font-Segugne verborgen lag, von friedlichen Dichterhänden ausgegraben ward, und schloß mit folgender ergreifender Anrufung:

„O Mistral, Roumanille, Aubanel, Tavan, Giera, Brunet, Mathieu, hier war es, wo ihr den Bundeseid geschworen, wo ihr die große Verschwörung der Wiedereroberung angezettelt habt.

„Und weil dieser herrliche Hain solch wunderbare Morgenröte anbrechen sah, weil er solche Ernte der Fröhlichkeit vorbereitet hat, solche Erneuerung des vaterländischen Lebenssaftes, bleibt er unserm Volke bis ans Ende der Jahrhunderte geheiligt. Kommt, Feliber, kommt von überall her, trinkt aus dem heiligen Becher und empfangt die Weihe des Mysteriums von Font-Segugne.

„Hier, auf dem Altar des Vaterlandes, vor dem Großmeister, der es unsterblich verkörpert, laßt uns, gleich jenen, den Bund besiegeln: Schwören wir, einigen Herzens zu bedenken, zu lernen, zu verstehen; schwören wir, ohne Nachlaß zu arbeiten für den Triumph unserer höchsten Rechte!

„Und aus dieser schattenbehüteten Wiege der Wiedergeburt, aus diesem unentweihten Asyl der Geächteten, ziehen wir alle aus und entfachen, furchtlos, wie jene gewesen, zum endlichen Sieg, den heiligsten und redlichsten der Kämpfe, den friedlichen Krieg der Begeisterung und der Treue, den Krieg der Feder und des Wortes, um unser uns widerrechtlich entrissenes Erbe nach seinem ganzen Umfange wiederzuerobern, alle guten Willens und einträchtig und einstimmend in den Ruf der Väter:

„Gebe Gott die Erde seinen Getreuen zurück!""

An diese mit unendlichem Jubel aufgenommene Ansprache schloß sich das Coupo-Lied, wobei der „heilige Becher" in der sonnendurchflirrten Dämmerung mystisch erblinkte. Zum Schlusse erhob sich Mistral zu einem eigenen Festlied von packender Schönheit, das vorher auf leichten Blättern unter die Zuhörer ausgestreut worden war. Die weihevollen, nach einer uralten Melodie gedichteten Strophen atmen hoffnungsvolle Begeisterung und trutzige Tatkraft, Dankesfreude und Siegesstolz. Mistral selbst sang sie mit stets helltöniger Stimme. Die Seele der Provence schien von seinen Lippen zu fließen und im Laubwerk zu seinen Häupten die Geister der Vergangenheit herniederzulauschen und Grüße der Erkenntlichkeit zu lispeln. Das Volk wiederholte vielhundertstimmig den Kehrreim und wir alle trugen an dem Abend das Lied sowie die Erinnerung an einen herrlichen Dichtertag als dauernden, sonnigen Gewinn von dannen.

Que Diéu rènde la Prouvènço à sis fidèus amant!
Gebe Gott die Provence ihren Getreuen zurück!

Digitized by Google

Selma Lagerlöf

Literarische Skizze von L. v. Roth

Die Literaturgeschichte zeigt uns, wenn wir auch nur einen flüchtigen Blick über ihr zwei- bis dreitausendjähriges Gebiet werfen, ein stetes Nacheinander von Reaktionen. Das eine wächst und das andere stirbt. So ist's im Menschenleben, in der Natur, so ist's überall unter der Sonne. Beständigkeit hat nur der Wechsel. Im Schrifttum aller zivilisierten oder halbwegs zivilisierten Völker begegnen wir diesem Gesetze unter der Form eines beständigen offenen oder latenten Kampfes zwischen Realismus und Idealismus. Natürlich beeinflussen die Individualitäten der betreffenden Dichter, die Stammeseigentümlichkeiten, der allgemeine Bildungsgrad und die äußeren Schicksale eines Volkes dessen jeweilige Literatur stets mehr oder weniger stark. Aber davon wollen wir jetzt absehen. Mir scheint der Dualismus von Realität und Idealität, der sich in allen bedeutenderen Literaturen bemerkbar macht, einem tiefen menschlichen Bedürfnisse zu entsprechen. Er ist gleichsam ein Analogon zu des Menschen Doppelnatur, die aus Leib und Seele sich zusammensetzt. Das Bedürfnis des Menschen, fest auf der „wohlgegründeten, dauernden Erde" zu stehen, entspricht seiner realistischen Seite, während sein Glücksverlangen, das „tiefe, tiefe Ewigkeit" will, hinaussieht über die Vergänglichkeit alles Sichtbaren, der idealistischen Seite entspringt. Darum zeitigen auch Perioden materiellen Aufschwungs mit Vorliebe eine realistische Literatur, während in Zeiten, wo der Mensch mit den Zuständen um sich unzufrieden ist, der Idealismus emporschießt. Mit der Philosophie ist es ja ähnlich, und diese kausalen Zusammenhänge lassen sich nicht leugnen, auch wenn man der schöpferischen Persönlichkeit der Einzelnen noch so viel zuschreibt. Entsprechend seiner Natur wird der normale Mensch beiden Seiten seines Wesens, der idealistischen wie der realistischen, in gleicher harmonischer Weise Rechnung tragen. So sind auch die größten Dichter diejenigen gewesen, welche wie Shakspere, Calderon, Dante und Göthe in einer großartigen Synthese Idealismus und Realismus zu vereinen wußten. Die einseitig das eine oder das andere betonenden Perioden haben dagegen besten Falles eine silberne Literatur geschaffen wie die Romantiker und darauf die Realisten des 19. Jahrhunderts. Reaktionen sind überhaupt ihrem Wesen nach einseitig. So bedeutete auch der verflossene Naturalismus der letzten 25 Jahre, der die Reaktion gegen die lendenlahme Nachromantik und den zahmen Realismus der Heyse und Spielhagen bildete, keine neugewonnene Höhe der Literaturentwicklung, denn wenn er auch bedeutende technische Fortschritte brachte und die künstlerischen Grenzen nach einer Richtung hin erweiterte, so übersah er dagegen über seiner mühseligen Sezierarbeit die hinter dem »document« verborgene, den leiblichen Augen und den Händen unerreichbare, aber dafür nicht weniger reale Seele. Die Kunst sank

Digitized by Google

zum Kunsthandwerk herab. Die Deskription trat an Stelle der Intuition. Die Persönlichkeit untergrub der Naturalismus in der Kunst ebenso, wie der Materialismus, dessen künstlerisches Abbild er war, in der Philosophie. Da kam Nietzsche in der Philosophie und erklärte, daß der Herdenmensch ja wohl ein Produkt von Vererbung, Erziehung, Umgebung, überhaupt seines Milieu, sein möge, daß aber der Herrenmensch, die große Persönlichkeit, sich über alles das hinwegsetzen könne und daß alle großen Männer der Weltgeschichte Initiatoren und Schöpfer gewesen seien. Damit war nun das Schlagwort „Persönlichkeit" in die Welt geworfen und zündete auch auf den literarischen Stoppeln des Naturalismus immer stärker. Dieser Schrei nach Persönlichkeit trug wieder ein eminent idealistisches Moment in die Dichtung, die, auch von anderen Umständen veranlaßt, rasch idealistischen Bahnen zusteuerte. Und nun stehen wir wieder mitten im Idealismus, ob er nun unter der Form der Heimatkunst, des Symbolismus, Mystizismus oder der Märchendichtung auftritt. Auch eine Persönlichkeit will jeder sein, und bläht sich auf und posiert; wenn man näher zuschaut, wird man freilich unter den vielen Persönlichkeitsfratzen nur wenige echte Individualitäten treffen. Die Löwenhaut allein tuts noch nicht, wenn darunter ein Langohr steckt. Und das ist nun die Zeit, in der sogar ein O. E. Hartleben den Angelus Silesius ausgräbt, Novalis wieder zu Ehren kommt und Mörike so begeistert gefeiert wird. Auf diesem Boden muß auch die Kunst einer Selma Lagerlöf, dieser Romantikerin vom reinsten Wasser, reiche Anerkennung ernten. Hatte der Naturalismus die Quellen der Phantasie vertrocknet, so brechen sie in Lagerlöfs Dichtung an tausend Stellen hervor und bewässern den Urwald einer Märchenwelt, wie sie sich in der modernen Literatur nirgendwo findet. Das Schoßkind der Romantik, die blaue Blume Phantasie, ist auch das Schoßkind der schwedischen Dichterin. Mit seiner Hilfe versetzt sie uns fast überall in ihren Büchern in ein Märchenland, wo bei aller Anschaulichkeit und gelegentlichen realen Zügen doch eine andere Logik und Kausalität herrscht als in unserer prosaischen Alltagswelt. Und das ist nun die Kunst Selma Lagerlöfs, daß sie ihre Welt der Dichtung mit solcher Kraft und Ursprünglichkeit zu schildern versteht, daß wir das Unglaublichste gläubig hinnehmen und ihr folgsam in ihre Idealwelt folgen. Auch der heutige Romantiker ist ein moderner Mensch und von des Gedankens Bläße angekränkelt. Die Skepsis zerfrißt seine Phantasie und selbst seinen besten Offenbarungen fehlt die Naivität der Ursprünglichkeit. Die moderne Neuromantik ist wesentlich subjektiv; der Stempel unserer Zeit und der jeweiligen Individualität liegt ihren Produkten aufgeprägt. Nicht so Selma Lagerlöf. Hören wir ihren Biographen[1]): „Selma Lagerlöf ist die wunderbarste literarische Anomalie, die ich kenne. Was man ewig veraltet wähnte, hat sie erneut, was man längst überlebt und begraben glaubte, dem hat sie eine Auferstehung bereitet, die aller Herzen ergriffen hat. In einer Zeit, die vor allem erfahren und alt erscheint, und deren Dichtung es,

[1]) Oskar Levertin, Selma Lagerlöf. In „Die Literatur", herausgegeben von G. Brandes. Berlin, Bard, Marquardt & Co. 79 S. Mk. 1.25 [2.50].

Digitized by Google

selbst wenn sie Jugend spielt, schwer fällt, die Fältchen an den Schläfen und das weltkluge Lächeln um den Mund zu verbergen, betrachtet sie die Welt wie ein zum erstenmale aufgeschlagenes Märchenbuch und vermag das, was sie sieht, so zu erzählen, daß all die Alten und Überklugen rings im Kreise gleichfalls wie Kinder werden und an ihren Lippen hangen. In einer Zeit, wo die Wagschale der intellektuellen Berechnung ausgesprochen die der Unmittelbarkeit überwiegt, ist sie eitel überquellende Phantasie und spricht einzig und allein aus ihres Herzens Einfalt — das Wort in seiner biblischen Bedeutung genommen. In einer Zeit des Zweifels und des Mißtrauens, die das Leben hart und unerbittlich anblickt, hat sie für alles Lebende jenes zärtliche Umfangen, jene trunkene Begeisterung für Menschen, Tiere und Blumen, wie man sie beim heiligen Franziskus und anderen südländischen Heiligen mit dem Wesen glückberauschter Singvögel findet. All dies bildet zusammen eine Dichtung, die in Fehlern und Verdiensten etwas ganz Einziges ist und mit beinahe mystischer Originalität wirkt."

Die Lebensgeschichte Lagerlöfs ist verblüffend einfach. Sie erblickte im Jahre 1858 in Värmland das Licht der Welt. Von 1882—1885 besuchte sie das Lehrerinnenseminar in Stockholm, machte ihr Lehrerinnenexamen und war dann lange Jahre Elementarlehrerin in Landskrona in Südschoonen. Bekannt wurde sie erst durch das Erscheinen ihres Erstlingswerkes „Gösta Berling" 1891, dem einige Jahre nachher die „Unsichtbaren Bande" folgten. Beide Werke wurden bald ins Deutsche übersetzt und fanden mannigfachen Anklang. Mit der Unterstützung ihres Königs konnte sie Mitte der 90er Jahre eine Reise nach Rom und später nach Jerusalem machen; die Romane „Wunder des Antichrist" und „Jerusalem" bildeten die Frucht dieser Fahrten. Jetzt lebt die Dichterin in Falun im urschwedischen Dalekarlien.

Das Erstlingswerk Lagerlöfs, die „Gösta Berlings Saga", betrachtet Levertin vor allem unter dem Gesichtspunkte der Eigenart Selmas und ihrer Bedeutung als „Repräsentantin der Volksphantastik in einer kritischen und reflektierenden Zeit". Bei der Untersuchung der Saga, des „Prosaepos des alten Värmland", findet er nun, daß in der phantastischen Dichtung zwar „keine einzige photographische Abbildung vorkommt", daß sich aber auch andrerseits „keine einzige Gestalt" darin findet, „die nicht von irgend einem bestimmten Vorbild ausgegangen" ist. Nach den stofflichen Voraussetzungen erfahren wir auch etwas über die literarischen Vorbilder Selmas. Ihr schwedischer Landsmann findet Anklänge an den heimischen Romantiker J. B. Almquist und glaubt auch an einen größeren Einfluß Björnsons auf die Dichterin. Eine dritte Art von Einwirkung minderwertiger Art nennt er „Reminiszenzen aus der Leihbibliothek". „Ihr großes Erstlingsbuch ist nämlich nicht nur eine altertümliche Saga, es ist auch ein altertümlicher Roman und darum nicht halb so gut . . . Die Saga läßt alle Ereignisse, auch die unglaublichsten, gelten, wofür sie gelten können und es fällt ihr nicht ein, sie erklären zu wollen — der Roman will den Zusammenhang von Seelen und Taten zeigen." Das letztere geschieht nun mit jener

Digitized by Google

„Scheinpsychologie" der schlechten Romane, die sie in ihrer Jugend gelesen, und worin jede Ursache die extremste Wirkung hatte. Als das Originelle an der Saga feiert Levertin mit genugsamer Begeisterung die „Ursprünglichkeit und Kraft der Phantasie" Lagerlöfs. „Wenn die Logik auch manchmal zu kurz kommt, so bekümmert das die Verfasserin wenig . . . Selma Lagerlöfs innerer Gesichtssinn hat überdies eine bemerkenswerte Schärfe. Die visionäre Greifbarkeit und Macht der Bilder beschwichtigt oft alle prosaischen Einwände."

Lagerlöfs Erzählungsgabe widmet Levertin folgende im allgemeinen treffende Charakteristik: „Von Natur gehört S. Lagerlöf zur Rasse der großen Erzähler. Wie diese dichtet sie episch und zyklisch, stets nach der Breite, ohne es je müde zu werden, Episode an Episode zu fügen. Wenn ihre Bücher schließen, so ist es, weil Bücher einmal schließen müssen, aber nie, weil der Stoff erschöpft ist. Ihre Versuche, alle Sagen und Erzählungen in einen gegebenen Rahmen zusammenzuzwingen, sind auch sehr linkisch, und vergebens sucht sie in ihren Werken eine eigentliche dramatische Entwicklung zu erzielen. Bei ihr gelten die gewöhnlichen Schwere- und Geschwindigkeitsgesetze nicht — das Tempo bleibt den ganzen Weg dasselbe. Wie bei allen reinen Epikern braust Welle auf Welle und trotz der lyrischen Schreibweise liegt etwas Gleichmäßiges und Einförmiges über der Rhythmik ihrer Dichtung. Wahrscheinlich würde es für sie auch nicht die Mühe lohnen, eine geschlossene Kompositionsform aus einem Gusse anzustreben. Eine solche ist nicht möglich, wenn man sich auf einem und demselben Plane bewegt, in der Breitedimension, mit nebeneinander aufgereihten Bildern, anstatt sich auf der Tiefe zu bewegen und die Ereignisse sich kausal auseinander entwickeln zu lassen. Selma Lagerlöf muß sich damit begnügen, so zu komponieren wie Homer. — Das ist ja gar nicht übel, und dann kann man, wie bekannt, bei dieser Methode hie und da ein wenig einnicken, ohne daß es das Ganze nennenswert zu stören braucht."

Als letzten bestimmenden Zug ihres dichterischen Temperaments nennt Levertin Lagerlöfs „subjektive Gefühlvollheit", die auch ihre Darstellungsart, ein beständiges „Anthropomorphisieren", bedingt. Allem, was den Menschen umgibt, gibt Selma Gestalt und Leben; und wenn vieles auch bloß „kindliches Phantasiegetändel von der wohlfeilsten Sorte" ist, so schafft ihre Einbildungskraft doch sehr oft künstlerische und lebensvolle Personifikationen.

In ihrem zweiten großen Prosaepos „Wunder des Antichrist" reißt sich Lagerlöf vom heimischen Boden los. Natur und Menschen Süditaliens haben auf die Kinderphantasie Selma Lagerlöfs bei ihrem dortigen Aufenthalte einen starken Eindruck gemacht. Und durch ihre Märchenstimmung hindurch läßt sie in einem Komplex von Erzählungen, Legenden und Novellen den Zauber des Südens vor uns erstehen, das wunderbare Städtchen Diamante mit seinem Dom, seinen alten Kirchen und Palazzis, seinen pittoresken Menschen, die noch schlichte und starke Gefühle haben und ursprünglich im Lieben wie Hassen sind, und all dem Glanz und Zauber südlicher Landschaft. Und so gewinnen wir ein farbenpräch-

Digitized by Google

tiges, romantisches, leuchtendes Bild, in dessen Mittelpunkt die Liebe Micaelas und Gaetanos steht, das zwar der Wirklichkeit durchaus nicht entspricht, das aber voll eigener Kraft strahlt. Leider hat es die Verfasserin in einen Rahmen gesteckt, der in mancher Hinsicht unglücklich gewählt ist. Schon der symbolisch-historische Prolog, der von der Entstehung des Klosters Ara Coeli auf dem Kapitol und seinem wundertätigen Christkinde mit der Inschrift: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" auf dessen Krone, erzählt, ist nicht sonderlich gelungen. Die Sache entwickelt sich in der Weise, daß eine spleenige Engländerin eine Kopie des Bildes mit der Inschrift „Mein Reich ist nur von dieser Welt" anfertigen läßt, das Original entwendet und das unechte Bild an seine Stelle setzt. Das echte Bild kehrt aber wunderbarerweise wieder zurück, während der Abt mit dem Rufe „Anathema Antichristo!" das falsche Bild aus Ara Coeli hinauswirft, worauf es seinen Wanderzug durch die Welt antritt. Die Deutung des Reiches des Antichrist auf den Sozialismus, dessen Herrschaft das falsche Bild anzeigt, mag man ja für eine originelle Fiktion halten; sehr geistreich ist sie nicht. Am Schlusse greift die Verfasserin Leo des Dreizehnten Enzyklika über die soziale Frage auf und verwebt sie mit ihrem Gedankengang. Als P. Gondo mit übertriebenem Eifer gegen den Antichrist Sozialismus predigt, bedeutet ihm der edle Greis auf Petri Stuhl, es sei besser, das Gute und Berechtigte an einer Kulturbewegung, die neben ihren sehr gefährlichen Seiten ja auch viel Echtes und Welterneuerndes in sich berge, mit dem Christentum in Einklang zu bringen, als blind dagegen zu wüten. Aber das klingt alles zu didaktisch; es ist nicht in organischen Einklang mit dem eigentlichen Inhalt des Buches gebracht.

Besser ist die Umrahmung zu ihrer zweibändigen Erzählung „Jerusalem" gelungen. Selma Lagerlöf will darin den schwedischen Bauernstand und sein ganzes inneres Wesen prosaepisch zur Darstellung bringen. Als die Verfasserin den bekannten „roten Faden" suchte, der ihren ganzen Stoff, das schwedische Bauernleben, durchzog, da trat ihr immer wieder der religiöse Zug entgegen. Deshalb wählte sie, wie Levertin zeigt, mit ziemlich glücklicher Hand als Rahmen die Geschichte einer Sektiererbewegung in Dalekarlien, die mit einer religiösen Auswanderung nach Palästina endet. Wie Levertin weiter nachweist, fanden solche religiöse Auszüge von Sektierern in Schweden öfters statt, so daß es der Verfasserin an Vorlagen nicht fehlen konnte. Die Vorbedingungen zu solchen Erscheinungen sind gerade in Schweden wie nirgendwo anders gegeben. „Jeder, der irgend eine schwedische Kulturperiode tiefer studiert hat, weiß, wie man stets auf geistliche Mystik, sehnsüchtige Gotteshingebung oder frommes Grauen stößt, sowie man nur von den Zivilisationsherden hinaus in die großen tiefen Volksschichten dringt. Die einsamen, in weißem Schnee begrabenen, von schwarzem Wald umschlossenen Bauernhöfe sind Jahrhundert um Jahrhundert die Heimstätten der religiösen Schwärmerei gewesen, wo Menschen, bald glaubenssicher als des Herrn Vorposten, bald geängstigt als die Ausgestoßenen des Himmels,

Digitized by Google

ihre Gebete mit dem Rauch der gegen die Finsternis kämpfenden Feuer himmelan steigen ließen."

Selma Lagerlöf basierte nun ihre „Erweckungsbewegung" auf einem wirklichen Ereignis. Wie Levertin angibt, entspricht ihrem „Hellgum", der mit seinen Predigten ein ganzes Kirchspiel „bekehrt" und dessen tüchtigste Leute mit sich nach Jerusalem führt, ein gewisser Laienprediger Larsson, der eine Schar Dalekarlier Bauern zur Auswanderung nach Jerusalem und zum Anschlusse an eine dortige amerikanische, kommunistisch-religiöse Bruderschaft veranlaßte.

Die Darstellung, in die wieder eine große Reihe von Erzählungen, Gestalten, Episoden hereingezogen werden, ist auch diesmal von größter epischer Breite, so daß es schwer hält, alle die vielen Gestalten im Gedächtnisse zu behalten. Da die Verfasserin wie eine unermüdliche Märchenerzählerin voll Wortreichtum und üppig wuchernder Phantasie darauf losplaudert, so verschwimmen eben unter der Fülle der Bilder und der Lebendigkeit der Sprache die scharfen Konturen und festen Umrisse. Das betont auch Levertin. Im übrigen konstatiert er als Landsmann, daß sie ihren schwedischen Bauern ein richtiges Nationalepos geschenkt habe. Den zweiten Band, dessen Stoff nicht recht in Lagerlöfs eigentlicher Sphäre liegt, findet er mit Recht schwächer.

So ist gleich der Prolog nicht geraten. Die offensichtlichen Gründe dafür liegen darin, daß Selma Lagerlöf eben kein historischer Denker von großer synthetischer Begabung ist, der in einem Romankapitel uns einen Begriff von der weltgeschichtlichen Bedeutung Jerusalems geben könnte. Für das Große und Heroische hat Lagerlöf überhaupt kein rechtes Organ; ihre Märchennatur sieht im Orient vornehmlich das Land der Parabeln, Märchenerzähler und Bazare. Dagegen sind die Wirkungen, die Jerusalem auf die schwedischen Bauern ausübt, wieder außerordentlich lebendig und breit geschildert.

Auch in ihrem neuesten Buche, den „Christuslegenden"[1]), woraus nachstehend mit freundlicher Erlaubnis des Verlages eine Legende als Probe vorgeführt wird, zeigt Selma Lagerlöf wieder die Fehler wie die Vorzüge ihrer Kunst. Ihr weiches Gemüt, ihre Märchenstimmung, ihr breiter Stil, ihre kindliche Phantasie kommen in den Legenden so zur Geltung, daß der Leser unwillkürlich in den Bann dieser Wunderwelt hineingezogen und zum gläubig zuhorchenden Kinde wird. Die Tonvögelchen, die davonflattern, als der Jesusknabe in die Händchen klatscht, und der Palmenbaum, der sich herabneigt, um dem göttlichen Kind auf der Flucht nach Ägypten Datteln zu bieten, sie erscheinen uns fast als etwas Selbstverständliches, in so rührendem Märchentone sind die Legenden gezählt. Dagegen fehlt Lagerlöf auch hier der Sinn für das Göttliche, Grandiose, Erhabene an Christus. Sie sieht immer nur das Menschliche, Rührende, Idyllische, Phantastisch-Wunderbare der Legenden, die manchmal etwas allzu breit und hie und da auch des Gegenstandes nicht recht

[1]) München 1904, Albert Langen. 264 S.

Digitized by Google

würdig werden. Ihr fehlt das Pathos, die Leidenschaftlichkeit; sie spürt den sublimen und großartigen Hauch der Göttlichkeit allzuwenig; für das hervorragend Dramatische, daß der Deus fortis, der Gott Himmels und der Erde, im Sohne Menschengestalt angenommen und als Mensch in dieser Knechtgestalt nun lebt und wirkt; daß hinter dem hübschen Knaben die furchtbare Größe der Gottheit steht, dafür hat Selma Lagerlöf nicht das rechte Organ. Sie kann aber nicht über sich hinaus, und wir wünschen nur, ihre „Christuslegenden" möchten in zahlreiche Hände kommen. Auch sonst kann jedem angeraten werden, wenn er müde vom Durchwandern des modernen Literaturmarktes ist, gelegentlich in den Märchenwald von Selma Lagerlöfs Kunst zu flüchten. Der Zauber wird auch an ihm wirksam werden, und außerdem: Anomalien sind immer interessant.

Der Brunnen der weisen Männer[1])

Legende von S. Lagerlöf

In dem alten Lande Juda zog die Dürre umher, hohläugig und herb wanderte sie über gelbes Gras und verschrumpfte Disteln.

Es war Sommerzeit. Die Sonne brannte auf schattenlose Bergrücken, und der leiseste Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub aus dem weißgrauen Boden, die Herden standen in den Tälern um die versiegten Bäche geschart.

Die Dürre ging umher und prüfte die Wasservorräte. Sie wanderte zu Salomos Teichen und sah seufzend, daß ihre felsigen Ufer noch eine Menge Wasser umschlossen. Dann ging sie hinunter zu dem berühmten Davidsbrunnen bei Bethlehem und fand auch dort Wasser. Hierauf wanderte sie mit schleppenden Schritten über die große Heerstraße, die von Bethlehem nach Jerusalem führt.

Als sie ungefähr auf halbem Wege war, sah sie den Brunnen der weisen Männer, der dicht am Wegsaume liegt, und sie merkte alsogleich, daß er nahe am Versiegen war. Die Dürre setzte sich auf die

[1]) Aus „Christuslegenden" von S. Lagerlöf. München 1904, A. Langen.

Digitized by Google

Brunnenschale, die aus einem einzigen großen ausgehöhlten Steine besteht, und sah in den Brunnen hinunter. Der blanke Wasserspiegel, der sonst ganz nahe der Öffnung sichtbar zu werden pflegte, war tief hinabgesunken, und Schlamm und Morast vom Grunde machten ihn unrein und trübe.

Als der Brunnen das braungebrannte Gesicht der Dürre sich auf seinem matten Spiegel malen sah, ließ er ein Plätschern der Angst hören.

„Ich möchte wohl wissen, wann es mit dir zu Ende gehen wird," sagte die Dürre, „du kannst wohl dort unten in der Tiefe keine Wasseradern finden, die käme und dir neues Leben gäbe. Und von Regen kann Gott sei Dank vor zwei, drei Monaten keine Rede sein"

„Du magst ruhig sein," seufzte der Brunnen. „Nichts kann mir helfen. Da wäre zum mindesten ein Quell vom Paradiese vonnöten."

„Dann will ich dich nicht verlassen, bevor alles aus ist," sagte die Dürre. Sie sah, daß der alte Brunnen in den letzten Zügen lag, und nun wollte sie die Freude haben, ihn Tropfen für Tropfen sterben zu sehen.

Sie setzte sich wohlgemut auf dem Brunnenrande zurecht und freute sich zu hören, wie der Brunnen in der Tiefe seufzte. Sie hatte auch großes Wohlgefallen daran, durstige Wanderer herankommen zu sehen, zu sehen, wie sie den Eimer hinuntersenkten und ihn mit nur wenigen Tropfen schlammvermengten Wassers auf dem Grunde heraufzogen.

So verging der ganze Tag, und als die Dunkelheit anbrach, sah die Dürre wieder in den Brunnen hinunter. Es blinkte noch ein wenig Wasser dort unten. „Ich bleibe hier, die ganze Nacht über," rief sie, „spute dich nur nicht. Wenn es so hell ist, daß ich wieder in dich hinabsehen kann, ist es sicherlich zu Ende mit dir."

Die Dürre kauerte sich auf dem Brunnendache zusammen, während die heiße Nacht, die noch grausamer und qualvoller war als der Tag, sich auf das Land Juda herniedersenkte. Hunde und Schakale heulten ohne Unterlaß, und durstige Kühe und Esel antworteten ihnen aus ihren heißen Ställen. Wenn sich zuweilen der Wind regte, brachte er keine Kühlung, sondern war heiß und schwül wie die keuchenden Atemzüge eines großen schlafenden Ungeheuers.

Aber die Sterne leuchteten im allerholdesten Glanz, und ein kleiner flimmender Neumond warf ein schönes grünblaues Licht über die grauen Hügel. Und in diesem Scheine sah die Dürre eine große Karawane zum Hügel heraufziehen, auf dem der Brunnen der weisen Männer lag.

Digitized by Google

Die Dürre saß und blickte auf den langen Zug und frohlockte aufs neue bei dem Gedanken an allen den Durst, der zum Brunnen heraufzog und keinen Tropfen Wasser finden würde, um gelöscht zu werden. Da kamen so viele Tiere und Führer, daß sie den Brunnen hätten leeren können, selbst wenn er ganz voll gewesen wäre. Plötzlich wollte es sie bedünken, daß es etwas Ungewöhnliches, etwas Gespenstisches um diese Karawane wäre, die durch die Nacht daherzog. Alle Kamele kamen erst auf einem Hügel zum Vorschein, der gerade hinauf zum Horizonte ragte; es war, als wären sie vom Himmel herniedergestiegen. Sie sahen im Mondlicht größer aus als gewöhnliche Kamele und trugen allzu leicht die ungeheuern Bürden, die auf ihnen lasteten.

Aber sie konnte doch nichts andres glauben, als daß sie ganz wirklich wären, denn sie sah sie ja ganz deutlich. Sie konnte sogar unterscheiden, daß die drei vordersten Tiere Dromedare waren, mit grauem, glänzendem Fell, und daß sie reich gezäumt, mit befransten Schabracken gesattelt waren und schöne, vornehme Reiter trugen.

Der ganze Zug machte beim Brunnen Halt, die Dromedare legten sich mit dreimaligem scharfem Einknicken auf den Boden, und ihre Reiter stiegen ab. Die Packkamele blieben stehen, und wie sich ihrer immer mehr versammelten, schienen sie eine unübersehbare Wirrnis von Hälsen und Buckeln und wunderlich aufgestapelten Bepackungen zu bilden.

Die drei Dromedarreiter kamen sogleich auf die Dürre zu und begrüßten sie, indem sie die Hand an Stirn und Brust legten. Sie sah, daß sie blendend weiße Gewänder und ungeheure Turbane trugen, an deren oberem Rand ein klar funkelnder Stern befestigt war, der leuchtete als sei er geradewegs vom Himmel genommen.

„Wir kommen aus einem fremden Lande," sagte der eine der Fremdlinge, „und wir bitten dich, sag uns, ob dies wirklich der Brunnen der weisen Männer ist."

„Er wird heute so genannt," sagte die Dürre, „aber morgen gibt es hier keinen Brunnen mehr. Er wird heute Nacht sterben."

„Das leuchtet mir wohl ein, da ich dich hier sehe," sagte der Mann. „Aber ist dies denn nicht einer der heiligen Brunnen, die niemals versiegen? Oder woher hat er sonst seinen Namen?"

„Ich weiß, daß er heilig ist," sagte die Dürre, „aber was kann das helfen? Die drei Weisen sind im Paradiese."

Die drei Wanderer sahen einander an. „Kennst du wirklich die Geschichte des alten Brunnens?" fragten sie.

Digitized by Google

„Ich kenne die Geschichte aller Brunnen und Flüsse und Bäche und Quellen," sagte die Dürre stolz.

„Mach uns doch die Freude und erzähl' sie uns," baten die Fremdlinge. Und sie setzten sich um die alte Feindin alles Wachsenden und lauschten.

Die Dürre räusperte sich und rückte sich auf dem Brunnenrande zurecht wie ein Märchenerzähler auf seinem Hochsitz; dann begann sie zu erzählen:

„In Gabes in Medien, einer Stadt, die dicht am Rande der Wüste liegt und die mir daher oft eine liebe Zuflucht war, lebten vor vielen Jahren drei Männer, die ob ihrer Weisheit berühmt waren. Sie waren auch sehr arm, und das war etwas sehr Ungewöhnliches, denn in Gabes wurde das Wissen hoch in Ehren gehalten und reichlich bezahlt. Aber diesen drei Männern konnte es kaum anders gehen, denn der eine von ihnen war über die Maßen alt, einer war mit dem Aussatz behaftet, und der dritte war ein schwarzer Neger mit wulstigen Lippen. Die Menschen hielten den ersten für zu alt, um sie etwas lehren zu können, dem zweiten wichen sie aus Furcht vor Ansteckung aus, und dem dritten wollten sie nicht zuhören, weil sie zu wissen glaubten, daß noch niemals Weisheit aus Äthiopien gekommen wäre.

„Die drei Weisen schlossen sich jedoch in ihrem Unglück aneinander. Sie bettelten tagsüber an derselben Tempelpforte und schliefen nachts auf demselben Dache. Auf diese Weise konnten sie sich wenigstens dadurch die Zeit verkürzen, daß sie gemeinsam über alles nachgrübelten, das sie an Dingen und Menschen bemerkten.

„Eines Nachts, als sie Seite an Seite auf einem Dache schliefen, das dicht mit rotem, betäubendem Mohn bewachsen war, erwachte der älteste von ihnen, und kaum hatte er einen Blick um sich geworfen, als er auch die beiden andern weckte.

„‚Gepriesen sei unsere Armut, die uns nötigt, im Freien zu schlafen,' sprach er zu ihnen. ‚Wacht auf und erhebt eure Blicke zum Himmel.'

„Nun wohl," sagte die Dürre mit etwas milderer Stimme, „dies war eine Nacht, die keiner, der sie gesehen hat, vergessen kann. Der Raum war so hell, daß der Himmel, der zumeist doch einem festen Gewölbe gleicht, nun tief und durchsichtig erschien und mit Wogen erfüllt wie ein Meer. Das Licht wallte droben auf und nieder, und die Sterne schienen in verschiedenen Tiefen zu schwimmen, einzelne mitten in den Lichtwellen, andre auf deren Oberfläche.

Digitized by Google

„Aber ganz fern, hoch oben, sahen die drei Männer ein schwaches Dunkel auftauchen. Und dieses Dunkel durcheilte den Raum wie ein Ball und kam immer näher, und wie es so herankam, begann es sich zu erhellen, aber es erhellte sich so, wie Rosen, — möge Gott sie alle welken lassen — wenn sie aus der Knospe springen. Es wurde immer größer, und die dunkle Hülle darum ward nach und nach gesprengt, und das Licht strahlte in vier klaren Blättern zu seinen Seiten aus. Endlich, als es so tief hernieder gekommen war, wie der nächste der Sterne, machte es Halt. Da bogen sich die dunkeln Enden ganz zur Seite und Blatt um Blatt entfaltete sich schönes, rosenfarbenes Licht, bis es gleich einem Stern unter Sternen strahlte.

„Als die armen Männer dies sahen, sagte ihnen ihre Weisheit, daß in dieser Stunde auf Erden ein mächtiger König geboren würde, einer, dessen Macht höher steigen sollte, als die Cyrus' oder Alexanders. Und sie sagten zu einander: ‚Lasset uns zu den Eltern des Neugebornen gehen und ihnen sagen, was wir gesehen haben. Vielleicht lohnen sie es uns mit einem Beutel Münzen oder einem Armband aus Gold.'

„Sie ergriffen ihre langen Wanderstäbe und machten sich auf den Weg. Sie wanderten durch die Stadt und hinaus zum Stadttor, aber da standen sie einen Augenblick unschlüssig, denn jetzt breitete sich vor ihnen die große Wüste, die die Menschen verabscheuen. Da sahen sie, wie der neue Stern einen schmalen Lichtstreifen über den Wüstensand warf, und sie wanderten voll Zuversicht weiter mit dem Stern als Wegweiser.

„Sie gingen die ganze Nacht über das weite Sandfeld, und auf ihrer Wanderung sprachen sie von dem jungen neugebornen Könige, den sie in einer Wiege aus Gold schlafen finden würden, mit Edelsteinen spielend. Sie kürzten die Stunden der Nacht, indem sie davon sprachen, wie sie vor seinen Vater, den König, und seine Mutter, die Königin, treten würden und ihnen sagen, daß der Himmel ihrem Sohne Macht und Stärke, Schönheit und Glück verheiße, größer als Salomos Glück.

„Sie brüsteten sich damit, daß Gott sie erkoren hatte, den Stern zu sehen. Sie sagten sich, daß die Eltern des Neugebornen sie nicht mit weniger als zwanzig Beuteln Gold entlohnen könnten, vielleicht würden sie ihnen sogar so viel geben, daß sie niemals mehr die Qualen der Armut zu fühlen brauchten.

„Ich lag wie ein Löwe in der Wüste auf der Lauer," fuhr die Dürre fort, „um mich mit allen Qualen des Durstes auf diese Wandrer

Digitized by Google

zu stürzen; aber sie entkamen mir, die ganze Nacht führte der Stern sie, und am Morgen, als der Himmel sich erhellte und die andern Sterne verblichen, blieb dieser beharrlich und leuchtete über der Wüste, bis er sie zu einer Oase geführt hatte, wo sie eine Quelle und Dattelbäume fanden. Da ruhten sie den ganzen Tag, und erst mit sinkender Nacht, als sie den Sternenstrahl wieder den Wüstensand umranden sahen, gingen sie weiter.

„Nach Menschenweise zu sehen," fuhr die Dürre fort, „war es eine schöne Wanderung. Der Stern geleitete sie, daß sie weder zu hungern noch zu dürsten brauchten. Er führte sie an den scharfen Disteln vorbei, er vermied den tiefen, losen Flugsand, sie entgingen dem grellen Sonnenschein und den heißen Wüstenstürmen. Die drei Weisen sagten beständig zu einander: ‚Gott schützt uns und segnet unsere Wanderung. Wir sind seine Sendboten.'

„Aber so allmählich gewann ich doch Macht über sie," erzählte die Dürre weiter, „und in einigen Tagen waren die Herzen dieser Sternenwanderer in eine Wüste verwandelt, ebenso trocken wie die, durch die sie wanderten. Sie waren mit unfruchtbarem Stolz und versengender Gier erfüllt.

„‚Wir sind Gottes Sendboten,' wiederholten die drei Weisen, ‚der Vater des neugebornen Königs belohnt uns nicht zu hoch, wenn er uns eine mit Gold beladene Karawane schenkt.'

„Endlich führte der Stern sie über den vielberühmten Jordanfluß und hinauf zu den Hügeln des Landes Juda. Und eines Nachts blieb er über der kleinen Stadt Bethlehem stehen, die unter grünen Olivenbäumen auf einem felsigen Hügel hervorschimmert.

„Die drei Weisen sahen sich nach Schlössern und befestigten Türmen und Mauern und allem dem andern um, was zu einer Königsstadt gehört, aber davon sahen sie nichts. Und was noch schlimmer war, das Sternenlicht leitete sie nicht einmal in die Stadt hinein, sondern blieb bei einer Grotte am Wegsaum stehen. Da glitt das milde Licht durch die Öffnung hinein und zeigte den drei Wanderern ein kleines Kind, das im Schoße seiner Mutter lag und in Schlaf gesungen wurde.

„Aber ob auch die drei Weisen nun sahen, daß das Licht gleich einer Krone das Haupt des Kindes umschloß, blieben sie vor der Grotte stehen. Sie traten nicht ein, um dem Kleinen Ruhm und Königreiche zu prophezeien. Sie wendeten sich, und ohne ihre Gegenwart zu verraten, flohen sie vor dem Kinde und gingen wieder den Hügel hinan.

Digitized by Google

„‚Sind wir zu Bettlern ausgezogen, die ebenso arm und gering sind wie wir selber?‘ sagten sie. ‚Hat Gott uns hierher geführt, damit wir unseren Scherz treiben und dem Sohn eines Schafhirten alle Ehren weissagen? Dieses Kind wird nie etwas andres erreichen, als hier im Tale seine Herden zu hüten.‘“

Die Dürre hielt inne und nickte ihren Zuhörern bekräftigend zu. Hab ich nicht recht? schien sie sagen zu wollen. Es gibt mancherlei, was dürrer ist als der Wüstensand. Aber nichts ist unfruchtbarer als das Menschenherz.

„Die drei Weisen waren nicht lange gegangen, als es ihnen einfiel, daß sie sich wohl verirrt hätten, dem Sterne nicht richtig gefolgt wären,“ fuhr die Dürre fort, „und sie hoben ihre Augen empor, um den Stern und den rechten Weg wiederzufinden. Aber da war der Stern, dem sie vom Morgenlande her gefolgt waren, vom Himmel verschwunden.“

Die drei Fremdlinge machten eine heftige Bewegung, ihre Gesichter drückten tiefes Leiden aus.

„Was sich nun begab,“ begann die Sprecherin von neuem, „ist, nach Menschenart zu urteilen, vielleicht etwas Erfreuliches. Gewiß ist, daß die drei Männer, als sie den Stern nicht mehr sahen, sogleich begriffen, daß sie gegen Gott gesündigt hatten. Und es geschah mit ihnen,“ fuhr die Dürre schaudernd fort, „was mit dem Boden im Herbste geschieht, wenn die Regenzeit beginnt. Sie zitterten vor Schrecken wie die Erde vor Blitz und Donner, ihr Wesen erweichte sich, die Demut sproßte wie grünes Gras in ihren Sinnen empor.

„Drei Tage und drei Nächte wanderten sie im Lande umher, um das Kind zu finden, das sie anbeten sollten. Aber der Stern zeigte sich ihnen nicht, sie verirrten sich immer mehr und fühlten die größte Trauer und Betrübnis. In der dritten Nacht langten sie bei diesem Brunnen an, um zu trinken. Und da hatte Gott ihnen ihre Sünden verziehen, so daß sie, als sie sich über das Wasser beugten, dort tief unten das Spiegelbild des Sternes sahen, der sie aus Morgenland hergeführt hatte.

„Sogleich gewahrten sie ihn auch am Himmelszelt, und er führte sie aufs neue zur Grotte in Bethlehem, und sie fielen vor dem Kinde auf die Knie und sagten: ‚Wir bringen dir Goldschalen voll Räucherwerk und köstlicher Gewürze. Du wirst der größte König werden, der auf Erden gelebt hat und leben wird von ihrer Erschaffung bis zu ihrem Unter-

Digitized by Google

gange.' Da legte das Kind seine Hand auf ihre gesenkten Köpfe, und als sie sich erhoben — siehe, da hatte es ihnen Gaben gegeben, größer, als ein König sie hätte schenken können. Denn der alte Bettler war jung geworden, der Aussätzige gesund und der Schwarze war ein schöner weißer Mann. Und man sagt, sie waren so herrlich, daß sie von dannen zogen und Könige wurden, jeder in seinem Reiche."

Die Dürre hielt in ihrer Erzählung inne, und die drei Fremdlinge priesen sie. „Du hast gut erzählt," sagten sie. „Aber es wundert mich, daß die drei Weisen nichts für den Brunnen tun, der ihnen den Stern zeigte. Sollten sie eine solche Wohltat ganz vergessen haben?"

„Muß nicht dieser Brunnen immer da sein," sagte der zweite Fremdling, „um die Menschen daran zu erinnern, daß sich das Glück, das auf den Höhen des Stolzes entschwindet, in den Tiefen der Demut wiederfinden läßt?"

„Sind die Dahingeschiedenen schlechter als die Lebenden?" sagte der dritte. „Stirbt die Dankbarkeit bei denen, die im Paradiese leben?"

Aber als sie dieses sagten, fuhr die Dürre mit einem Schrei empor. Sie hatte die Fremdlinge erkannt, sie sah, wer die Wanderer waren. Und sie entfloh wie eine Rasende, um nicht sehen zu müssen, wie die drei weisen Männer ihre Diener riefen und ihre Kamele, die alle mit Wassersäcken beladen waren, herbeiführten und den armen sterbenden Brunnen mit Wasser füllten, das sie aus dem Paradiese gebracht hatten.

Lux in tenebris

Fünf Treppen hoch, ein eng Gelaß
Mit rauchgeschwärzter Decke,
Die grauen Wände kahl und feucht,
Not grinst aus jeder Ecke.

Ein mattes Licht schwebt von dem Tisch
Trüb in den dunst'gen Jammer;
Zwei blasse Kindlein liegen still
Am Boden in der Kammer.

Digitized by Google

Auf schmutz'gen Hadern schlummern sie,
Die Händchen fest verschlungen,
Es hat ihr müdes Hungerlied
Sie in den Schlaf gesungen.

Als Decke dient des Vaters Rock,
Zerflickt und abgerissen;
Der sitzt am Bett — sein sieches Weib
Ächzt auf dem einz'gen Kissen.

Nun wird sie still. Es ist der Tod,
Er weiß und sieht es kommen
Und horcht in Angst, ob er den Laut,
Den letzten, schon vernommen.

Doch nein, sie schlägt die Augen auf:
„Ich sehe Morgenschimmer.
Das, Heinrich, wird ein schöner Tag,
Rings goldiges Geflimmer!"

Der Mann blickt auf, die Lampe schwelt,
Er sieht nur Dunst und Schatten.
„O sieh den duft'gen Rosenhag
Dort zwischen grünen Matten!"

„Wie schön!" — Sie streckt sich lächelnd aus,
Zerrissen ist die Kette. —
Die Kindlein schlummern, und der Mann
Kniet schluchzend vor dem Bette.

Ratingen Ad. Jos. Cüppers

Lebensbücher und anderes

Literarische Besprechungen von Hermann Binder in Altingen

In einem der neuesten Romane finden wir den bemerkenswerten Satz: „Als ein schwacher Mensch hatte Karl nicht die Liebe zu den Dingen und Menschen, die ein Dichter haben muß, der die Welt in sich aufnimmt in Heiterkeit und Ruhe und sie vergoldet durch seine Freude,

Digitized by Google

Hoffnung und Willen zum Guten, und dann wieder aus sich heraus stellt in einen Rahmen, damit die Menschen das Bild anschauen mögen und glücklicher und besser werden."

Der dies geschrieben hat, Paul Ernst in seinem eben erschienenen Roman „Der schmale Weg zum Glück" [1]) hat sicherlich eine treffliche Meinung über die herrliche Aufgabe des Dichters hiemit ausgesprochen. Und sollen wir seine Worte auf sein eigenes Buch anwenden, so müssen wir ihm zugestehen, daß er die Aufgabe im ganzen gut gelöst hat. Sonst heißt es ja wohl: kritisieren ist leichter als besser machen; aber Ernst ist beides gelungen. Er besitzt eine durchaus eigene Art, die Menschen und die Dinge, wie sie geworden, anzuschauen und darzustellen. Es ist wieder einer der neuerdings sich stark vermehrenden Romane, die uns mit allerhand Einkleidung das Wesen und Werden eines Menschen, meist des Dichters selbst, seine Kämpfe und Schicksale, seine Niederlagen und am Ende auch seine Siege hererzählen. Aber gerade hier kommt es auf das Wie an. Einer erzählt zum Sterben langweilig seine Lebensgeschichte; die hätte vielleicht viele interessante Momente; aber es fehlt ihm alle Psychologie, jeder Sinn für eine Pointe, und so „zerrinnt ihm", wie Ernst einmal in einem andern Sinn sagt, „sein Leben zwischen den Fingern, wie wenn ein Kind eine Handvoll Sand vom Boden hebt". Auf dem „schmalen Weg zum Glück" dagegen finden wir eine Menge pointenreichster Stellen. Wie Perlen hat sie der poetische, erfahrene Dichter in seinem Roman verstreut; mit innigem Dank, gleich dem durstigen Petrus hinter dem kirschenstreuenden Herrn, gehen wir den schmalen Weg Hansens, lesen überraschend viele Beobachtungen, Erfahrungen und Schicksale auf, und der Weg, den er uns geführt, ist uns so kurz vorgekommen, obwohl es ein an Niederlagen, Träumen, Sünden, Liebe und Liebloſigkeiten gerüttelt volles Leben war: wie Hans, eines Försters Sohn, inmitten der Seinen, aufwächst, innig von einer Magd des Hauses vor allem geliebt; wie er auf die Universität nach Berlin kommt; seine Gedanken auf der Reise dahin waren „wie die Tannen, die sich den steilen Bergabhang in die Höhe strecken gleich einem Heer, das eine feindliche Befestigung stürmt; mannhaft stehen sie in Reih und Glied, klammern sich mit ihren Wurzeln über Felsen und Steine. Nach oben streben sie, nach Sonne, Freiheit und Licht; ihre unteren Zweige lassen sie trocken werden, denn sie mögen nichts mehr zu tun haben mit dem Dunkel, wo die Ameisen geschäftig laufen. Eilfertig plätschert ein kleines Wässerlein den Berg hinab, aufblitzend in einem verlorenen Sonnenstrahl, das muß ihre Wurzeln tränken. Aber tiefer dringen ihre Wurzeln, sind nicht zufrieden mit des muntern Bächleins klarem Wasser; sie gehen bis zur Tiefe, von wo die Bergquelle in die Höhe steigt. . . . Wenn man ruhig harrt und hört das leise Rauschen und Plätschern, so spürt man, wie der Wald wächst, im Herzen spürt man es und man weiß, daß man zusammengehört mit dem Wald und aus einem herauswächst mit ihm,

[1]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 Aufl. Geb. Mk. 5.—.

Digitized by Google

und alles ist eins und gehört zu einem, die leise wankenden Tannenwipfel und das dunkle Auge des Bergquelles, der moosbewachsene Felsblock und das spritzende Wässerlein und das heimliche Wesen der Wälder mit seiner starken gesunden Luft. Eine Minute nur währt solche Verzückung; aber für den inneren Menschen bedeutet die Zeit ja nichts; denn Jahre können träge vorübergehen, ohne daß sie uns einen Eindruck machen, aber der Eindruck jener Minute ist immer noch in unserer Seele. . . ." Strebendes Studententum, freie Liebe junger Leute, Schlaraffenländer erträumende Sozialdemokraten und -innen, Freundschaften mit gut und bös, zerschellte Hoffnungen, erschütterte Träume, nie wirklich und dauerhaft gewordenes Glück, auch nicht in den Stübchen der freien Liebe, all das und noch mehr zieht an unserem Auge anziehend und abstoßend in kinematographischen Bildern vorüber. Vieles spinnt Ernst weiter aus, oder er zieht Lebensläufe und Lebensschicksale von Menschen heran, die gleich wieder verschwinden. Das Bild wirkt mitunter verwirrend; Hans verliert sich fast in der Menge der Personen; aber die Liebe und Treue von zu Hause und die stille Genügsamkeit führen ihn schließlich, nach vielen Irrwegen und aus schlimmen alle möglichen Freiheiten träumenden Gesellschaften heraus und bringen ihn mit seinem rechtmäßig angetrauten Weib, der Tochter des Grafen, bei dem sein Vater Förster gewesen, zu dem prächtigen Resultat: „Wie die Vöglein, so leben auch die Menschen, wachsen, freien sich, kriegen Kinder, ziehen sie groß und dann sterben sie; und ihre Kinder tun desgleichen und so ist die Erde bevölkert mit lebenden Wesen, auf welche die Sonne scheint. Und jedesmal, wenn Kinder heranwachsen, denken sie, das ist etwas ungemein Merkwürdiges, daß wir auf der Welt sind und es gibt nichts Merkwürdigeres, und mit uns wird alles neu und vor uns ist nichts gewesen, nach uns wird alles das sein, was wir einmal Großes und Wichtiges schaffen werden. In Wahrheit aber erschaffen sie genau so Großes und Wichtiges, wie die Menschen vor ihnen geschaffen haben, das sie gar nicht beachten. Und in solcher Gesinnung kommen sie auch zu weiterer Überhebung, daß sie in sich hineinsehen wollen und wollen wissen, wie in ihnen alles zusammenhängt, und woher es kommt, daß ihnen die Welt so erscheint, wie sie ihnen wirklich erscheint, und dann denken sie, daß sie das alles ändern können nach ihrem Wohlgefallen und können bauen, was sie wollen und einreißen was sie wollen. Wenn es nun Gott gut meint mit solchen besonders hoffärtigen Menschen, so setzt er sie mitten in eine einfache und vernünftige Aufgabe; und da sehen sie, daß einer mit dem andern zusammenhängt und daß die Menschen so leben, wie es ihnen vorgeschrieben ist und solche Gedanken haben, wie Gott will, daß sie Gedanken haben. . . ." Man sieht, wir kommen fast nicht los von diesem eigenartig schönen Buch, und das kommt wohl daher, daß dem Verfasser in diesem Entwicklungsroman ausgezeichnet gelungen ist, nach was er, wie er im Lit. Echo VI (1904), Sp. 1061, selbst gesteht, von Anfang an bewußt gestrebt hat: „In einem Kunstwerk durch rein künstlerische Mittel als die allein tauglichen, im Leser

Digitized by Google

eine Richtung zum Schönen, Edlen und Freudigen zu stärken, nicht Subjektives auszudrücken sondern Objektives zu wirken".

Nach all dem brauchen wir nicht mehr zu betonen, daß der „schmale Weg zum Glück" im ganzen ein sehr schönes und sehr gutes Buch ist.

Vorstehendes Urteil nehmen wir sogleich auch für die feinen Novellen von Gustav af Geijerstam „Wald und See" [1]) in Anspruch. Sein „Buch vom Brüderchen" ist schon in allen Tonarten gepriesen worden; diese Novellen werden sich des gleichen Ruhmes erfreuen dürfen. Dieser schwedische Dichter hat die beneidenswerte Gabe, mit den schlichtesten und wahrsten und dabei ungemein poetisch wirkenden Worten, den erhabenen Frieden des Waldes, wie die mild abgeklärte Ruhe und Ergebenheit zweier alter Leutchen (im „Geheimnis des Waldes") zu schildern und uns vollständig in den Bann seiner Geschichten zu ziehen: Wald und See und Menschen und der Himmel über ihnen: alles eine einzige wundersame Stimmung: „Der Wald sang den beiden Alten das Lied, und um sie war es still, als hätten nie Kinder auf der Böschung zum See hinunter gespielt, und je länger diese Stille währte, desto enger schlossen sich Jakob und Martina aneinander an, vergaßen, daß es außer ihnen noch eine Welt gab und fanden es nur in der Ordnung, daß niemand an sie dachte, die selbst längst alle andern vergessen hatten."

Oder diese Kristin (in „Kristins Myrte"), die als Stallmagd auf Dalbyhof diente: Sie dient und schafft und schindet sich um gar geringen Lohn, obgleich sie gewohnt gewesen war, Horizont zu sehen. Ihre Liebe wird hoffnungslos getäuscht, sie grämt sich nicht: gleich ergeben und zufrieden wie bisher wartet sie auf den Liebhaber, an dessen Treue sie überhaupt gar nicht zweifelt. Sie wartet vergebens. Gleichmütig wie sie bleibt, wird sie die Schaffnerin und dann das Weib eines geizigen Bauern, dessen Gut nicht allzuweit vom Hof liegt, und zur Hochzeit schneidet sie die Myrte ab, die sie immer mit Liebe gepflegt: es ist ein so einfacher Lebensgang, aber so wunderbar poetisch dargestellt und verklärt, daß der Leser sich gestehen muß: hier ist ein echter Dichter.

Oder die Geschichte vom „Sammel", einem Mann, der in eine angesehene Familie kam und eine gute Heirat machte und sich doch nicht zufrieden geben konnte, weil er nicht gemacht war für das ruhige Leben, nach dem andere Menschen streben. „In der Ferne sehnte er sich heim und daheim sehnte er sich fort, und schließlich ward er einer von denen, über die die Menschen lachen, als über Narren". Nun folgt eine Charakterisierung von Mensch und Meer, ihrem Leben und Ringen, Fallen und Wiedersicherheben, wie wir noch selten etwas Großartigeres gelesen haben, wiewohl die Novelle schließlich zum Charakterbild eines Lumpen werden muß. Geijerstam sagt einmal: „Wenn der Mensch im Leben auf den unrechten Platz kommt, so passiert es leicht, daß seine Seele zerbricht, so daß die eine Hälfte nicht weiß, was die andere tut. Die Außen-

[1]) Berlin, S. Fischer. Mk. 3.50.

Digitized by Google

welt sieht weiter nichts, als daß der, den solches trifft, in seinem Verstand gestört ist... Ist ein Mensch von dem seelischen Erdbeben bedroht, das ihn am Ende in Stücke reißen kann, da ist es seltsam zu sehen, mit welch sicherem Instinkt andere das ahnen... Sammel zerbrach nie ganz, aber sein Leben lang war er dicht vor dem Äußersten" u. s. w. Geijerstam schreibt in dem Buch 7 Novellen; wenn es zwanzig wären, würde man daran sich nicht satt lesen; ein so wunderbarer Reiz von Naturstimmung und Menschenherz geht von seinen Geschichten aus und so tiefe Eindrücke lassen sie in jedem zurück. Geijerstam ist Künstler und Dichter wie wenige.

Führt uns der Schwede zu den pittoresken und immer schönen Schären und Fjorden seiner Heimat, so geleitet uns Wilhelm Fischer in seinen Erzählungen „Unter altem Himmel"[1]) in alte romantische, mitunter auch höchst sonderbar anmutende Zeiten unseres Vaterlands. Fischer ist es gelungen, mit seinem Roman „Freude am Licht" viele interessierte Leser zu gewinnen; und der prächtige Roman verdient sie auch. Wie nun Frenssens Jörn Uhl die hypnotisierten Leser dieses Romans zu den „drei Getreuen" und zur „Sandgräfin" geführt hat, die sonst wohl weiter geschlummert hätten, so kommen nun auch die Erzählungen Fischers, die er früher geschrieben, wieder ans Tageslicht des Interesses und — des Marktes. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die Ausgrabung der früheren Musenkinder Fischers nur ein Werk der Pietät und des Respekts wäre; nein, er gibt sich in diesen 6 Erzählungen als ganz wackeren Meister der Charakterisierungskunst. Manche Motive sind nicht neu; aber unter seiner Hand prägen sie sich doch wieder eigenartig aus, und in seiner Art zu erzählen, stehen ihm eigentümlich anmutige Farben zu Gebot, es ist so etwas Leichtes und Leuchtendes an ihr; sie sind wahr und warm empfunden, diese Erzählungen. Seine zwei anderen Novellenbände betiteln sich: „Die Mediceer und andere Novellen" und „Grazer Novellen". Man vergleicht ihn vielfach mit Gottfried Keller. Der Literaturhistoriker Rich. M. Werner sagt von ihm in „Vollendete und Ringende": „So lange wir seinem Vortrag lauschen, hat er uns in seiner Gewalt, wir glauben an seine Menschen, an seine Landschaften und fühlen uns wohl in seiner Gesellschaft, wenn auch seine Stimme mitunter zittert und nicht nur von Freude und Sonnenschein zu berichten vermag." Fischer ist 55 Jahre alt und lebt als Bibliothekbeamter in Graz. Man kann sich nach dem bisherigen auf manches gute, ja künstlerische Buch von ihm freuen.

Mit den drei neuen Romanen, die Bachem in Köln heuer auf den Weihnachtsmarkt wirft, hat er eine glückliche Hand gehabt: „Durchgekämpft" von M. L. von Hutten-Stolzenberg, „Furcht vor dem Leben" von H. Bordeaux, „Die beiden Brune" von J. von Dirkink (jeder kostet broschiert 3 M.) sind, um dies gleich von vornherein zu sagen, drei tüchtige Bücher; keines ist gewohnheitsmäßig geschrieben, mit dem üblichen romanhaften Ausputz; alle

[1]) München, Georg Müller. Mk. 2.—.

Digitized by Google

drei sind auch frei von „Furcht vor dem Leben", soll heißen: sie greifen hinein ins Menschenleben, wie sichs gehört; und wie es sich abspielt, so schildern sie es uns, auch wenn uns Blicke in ein durch Kälte und Ehebruch leidendes Gemeinschaftsleben, in schwache Seelen, die keinen Willen haben, in Herzen voll Leichtsinn und Oberflächlichkeit, nicht erspart bleiben. „Durchgekämpft" kennt man ja wohl aus der Debatte, die sich vom Ende November 1903 an in der „Köln. Volksztg." und anderen katholischen Zeitungen und Zeitschriften, auch in der „Warte", wegen des Problems, das dort behandelt ist, entsponnen hat. Wohl den katholischen Lesern, daß sie nicht prüde die Augen geschlossen vor dem wirklichen Leben, das sich in einem kleinen, aber interessanten Abschnitt im Roman zeigte! Es war nichts Besonderes daran, dazu ganz unverfänglich, aber gleichwohl frisch und wahrhaft geschildert: Menschen, wie sie lieben und sich verkennen und nicht verstehen, wie sie leiden und durchkämpfen, was das Leben nun einmal jedem aufnötigt an Kampf und Leiden, wie Entsagung Lohn in sich birgt und dem Freunde Glück schafft, wie Sünde aber Leiden und Rache und Strafe nach sich zieht, wie aber auch die Sünde, wenn bereut, wieder Vergebung bei Gott und Menschen findet: Das alles ist so sauber psychologisch vertieft und verbunden, so interessant und anschaulich erzählt, daß man an dem Romane seine Freude haben kann und ihm viele Leser wünschen muß, wie den beiden anderen: „Furcht vor dem Leben" und „Die beiden Brune". Der Franzose, dessen Roman von der Akademie preisgekrönt ist, zeichnet in scharfen Bildern zwei Familien, die eine, Dulaurens, ganz modern oberflächlich, modisch, auf Adel erpicht und nichts anderes gelten lassend. Der Mann ein Waschlappen, sie ein eingebildetes Genußtier, das Töchterchen ein schwaches Ding, das mag und doch nicht will, das will und doch zu keinem Entschluß kommt. Die andere Familie wird uns in der Person einer prachtvollen bürgerlichen Matrone und herrlichen starkmütigen Mutter, Witwe des Dr. Guibert mit ihren beiden Kindern Marcel und Paula, vorgestellt. Marcel ist ruhmbedeckt von Algier heimgekommen, vielbeneidet; und es könnte ein ganz prächtiges Pärchen werden aus dem algerischen Hauptmann und der Tochter der Frau Dulaurens. Aber als der Soldat die Zumutung an sie stellt, mit ihm wieder nach Algier zu ziehen zu neuer Gefahr und drohendem Krieg, da zeigt sich das ganze hohle altadelige, aber um so morschere Wesen der Familie. Sie seufzt den Kühnen bzw. seine Schwester an: „Ach, ich kann nicht wollen, das ist das Unheil meines Lebens". Marcel stirbt den Heldentod; Alice Dulaurens heiratet einen heruntergekommenen Adeligen, muß aber ihre Schwächlichkeit und das Vorurteil ihrer Familie gegen den nichtadeligen Marcel in einer armseligen, trostlosen Ehe bitter büßen. Man freut sich der gefeilten Sprache, der prächtigen Charakterisierungskunst und des ganzen ethischen Gehalts des Buchs, das die gute Übersetzung wohl verdiente. Solche französische Produkte sind uns, weil echt und gesund, willkommen.

„Die beiden Brune" haben mich öfter an Jörn Uhl gemahnt: die Bauernhöfe, die Personen, männlich und weiblich, die Brüder hüben und drüben haben

Digitized by Google

jedenfalls manches allgemein Menschliche gemein. Dirkink ist Westfälin, sie bleibt auf ihrem Boden und schildert uns echte Westfalenart und Liebe und Schwäche, unermüdliche Arbeitsamkeit und oberflächliche Studentenschwärmerei. Die Sprache ist kurz und prägnant, scharf geschliffen; die hie und da köstliche Sprechart, die gute Charakterisierung sowie das Fernhalten von gewöhnlichen Romanschilderungen bewirken, daß man das Buch voll Interesse liest und sich dann sagt: das war mal etwas Tüchtiges!

Ich glaube nicht, daß ein Leser durch eines dieser drei Bücher enttäuscht wird.

„Die Braven und die Schlimmen“ [1]), so betitelt Helene Raff ihre neuesten Geschichten aus Bayern und Tirol. Diese süddeutschen Landschaften mit ihren eigenartigen Bewohnern: wie vielen Schriftstellern mit und ohne Beruf haben sie schon den Stoff liefern müssen! Raff gehört zu den besseren; sie beobachtet scharf und weiß feinfühlig darzustellen; ihre Linien sind sicher und ihre Sprache deckt sich mit dem Inhalt. „Die streitenden Mächte“, der Pfarrer und der modernere Bürgermeister, sind im ganzen vorzüglich charakterisiert. Sie ist bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Ob aber nicht, wie eben üblich, der Pfarrer doch etwas zu viel von letzterem abbekommen hat trotz des Bemühens der Verfasserin? Einige starke Übertreibungen in dieser und in einigen anderen von den sieben Geschichten haben uns geärgert; die Beicht, die ein armer Kerl, der plötzlich krank geworden, seinem Weib ablegt mit allen Bekenntnissen, wirkt eher frivol als tragikomisch. Die Schalkhaftigkeit, die die Verfasserin auch sonst an den Tag legen will, hat sich hier überpurzelt und schlägt ins Gegenteil über; auch Unrichtigkeiten sind der Verfasserin unterlaufen. Aber auch diese tadelnden Ausstellungen halten uns nicht ab, die Geschichten als im ganzen tüchtige und vertiefte Dorferzählungen zu beurteilen.

In diesem Zusammenhang erwähnen wir Sebastian Rieger's (Reimmichl) drei saubere Bändchen „Lustige und leidige Geschichten aus Tirol“ nur nebenbei; sie heißen: „Aus den Tiroler Bergen“ [2]), „In Tirol drin“ [3]) und „Die Bergschwalben“ [4]). Die Raffschen Geschichten sind zum Teil vertiefter; aber eine anmutige, köstliche Lektüre bleiben die Reimmichlschen Geschichten jedenfalls. Vielleicht können wir ein andermal näher auf Rieger eingehen.

Der wackere „Stöffele“ [5]), Lebensbild eines tiroler Heldenpriesters von A. Achleitner möge den würdigen Schluß unserer Bemerkungen bilden. Wie Stöffele die Bayern haßt, ihre elende Bevormundung in kirchlichen Sachen bekämpft, wie er seine Tiroler in den Kampf führt und ein strammer Feldpater und -Herr — anno 1809 wird, wie Stöffeles Kriegseifer in stille Seelsorgsarbeit übergeht, welche Enttäuschungen er erleben muß von den Menschen und seinen Mitbrüdern in Erziehung und Unterricht: das erzählt Achleitner in einem

[1]) Berlin, Gebr. Paetel. Mk. 4.—.
[2]) Brixen 1904, Preßvereinsdruckerei. Mk. 3.—.
[3]) Ebenda. Mk. 3.—.
[4]) Innsbruck 1904, H. Schwick. Mk. 2.40.
[5]) Wien 1904, H. Kirsch. Mk. 3.—.

Digitized by Google

saubern und würdigen Lebensbild, das sich auf die treffliche Bearbeitung von P. Meinr. Bader: „Das Leben Stephan Krismers" stützen konnte. Einige allzustarke Unwahrscheinlichkeiten nimmt man bei dem prächtigen Gesamtgehalt gern in Kauf.

Daß wir bei den diesmaligen Besprechungen nur Gutes und zum Teil sogar Vorzügliches behandeln durften, hat uns am meisten gefreut um der verehrlichen Leser willen, die nun ihre Hand ruhig nach diesen schönen Früchten ausstrecken dürfen.

Heimweh

I

Sie sagen oft, du seist so mild und gut,
Und Schönheit strahlten deine sanften Wangen,
Und habest du in deinem blauen Aug
Der Sehnsucht wehmutsüße Tränen hangen.

Zum Menschen kämst du oft im Abendschein,
Wenn Purpurwolken hoch im Blau zerfließen,
Und in der Nacht, wenn ihre Silberflut
Die Sterne auf die roten Rosen gießen.

Dann streichle deine milde, weiche Hand
Des Menschen heiße, tränenlose Wangen —
Ihm werde wohl — doch hab er dann wie du
An seinen Wimpern eine Träne hangen.

II

So sagen sie. Ich aber kenn dich nicht,
An deinem Anblick durft ich nie mich laben —
Nur jenen schenkst du deinen Tränentrost,
Die eine traute Flur zur Heimat haben.

Ich habe keine: Denn als Kind schon warf
Das Schicksal mich von einem Ort zum andern —
Versagte mir der Heimat stilles Glück
Und gab mir in die Hand den Stab zum Wandern.

So weiß ich nichts von dir — und möchte doch
An deiner süßen Tränenflut mich laben
Vom öden Wanderstab . . . jedoch du kommst
Zu denen nur, die eine Heimat haben.

Brixen Jos. Weigartner

Digitized by Google

Von allen Zweigen

Neue lyrische Bücher besprochen von Laurenz Kiesgen

Von allen Zweigen schallt wieder das Lied der Sänger, und wenn die Zeitläufte im deutschen Gau so bedrohlich wären wie just heute dahinten in der Mandschurei, sie sängen weiter von allen Zweigen. Sie tuns nicht in verstockter Bosheit, um ihre eigenen Stimmen zu hören; sie tuns aus innerer Not und mit dem Drange, der den Vogel zum Zwitschern treibt. Wer wollte ihnen gram sein?

Ganz unbekümmert um die Fragen der Welt und mit der reinen Lust am Gesange läßt sich Hans Willy Mertens vernehmen. „Leben und Lieben am Rhein“[1]), so heißt sein Buch, das eben in dritter Auflage erscheint. Leben und Lieben, eine Sache, die sich empfiehlt; am Rhein, da ists unter grünem Rebengerank, die Römer voll funkelnden Weins, im Kreise guter und harmloser Menschen doppelt empfehlenswert zu leben und zu lieben. Eine quellende Daseinsfreude hebt die Kraft und gibt der Menschenseele die Gabe, alles in leichter Bewegung, umgeben von rosigem Schimmer, in Jugend und Glück zu sehen. Auch ein bißchen Leichtsinn läuft da mit unter. H. W. Mertens ist der Sänger, der das rheinische Lied in seiner liebenswürdigen Erscheinung singt; er singt es mit glücklicher Einfachheit, so daß eine ganze Reihe seiner Weisen in volksliedartigen Kompositionen überall am Rhein und im Reich gesungen werden. Ein guter Kehrreim ist der halbe Erfolg und manchmal der ganze. Mertens findet sie meist glücklich. Im übrigen ist diese Poesie nicht tiefe Literaturoffenbarung, sondern einfache, dem Herzen entquellende und darum leicht zum Herzen gehende frohe Sangeskunst, von der sich weiter unten einige Proben finden.

Viel und vielerlei bietet der Band „Klänge vom Rhein“[2]) von August Ammann. Auch hier finden sich begeisterte Worte zum Lobe des vielgepriesenen Rheines, seines Weines, seiner Landschaft und seiner Leute. Wenn man hin und wieder in dem Buche liest, wird man den Mangel an originell durchgebildeten Poesien weniger empfinden. Es hätte einer strengen Sichtung bedurft, um das Gute in dem Bande mehr hervortreten zu lassen. In dem Buche sind bei mehrfachen Gelegenheiten scharfe Worte gegen die Moderne enthalten; leider geschieht dies nicht mit dem Aufwande an Geist und der schönen Zurückhaltung, die solchen heute doch sicherlich überlebten Paradeangriffen Wert verleihen könnten. Auch die wenigen Proben englischer und lateinischer Dichtung hätten wir gern gemißt: wer gibt um solche Künste etwas? Am besten ge-

[1]) Köln und Leipzig 1904, Kölner Verlags-Anstalt. 234 S. kl. 8°. Mk. 3.—.
[2]) Berlin 1904, E. Trewendt. 316 S. gr. 8°. Mk. 3.— [4.—].

Digitized by Google

fallen die episch ausgesponnenen Bilder, in denen eine behagliche Schilderungskunst schlicht und schön erzählt.

Ein inniges Lied von der Schönheit der Natur hören wir von Franz Diederich. Seine Gedichte „Die weite Heide“[1]), nennt er Stimmungen, und er hat recht, wenn er die ruhige Sammlung im Anschauen der Natur als den Grundton seiner Verse bezeichnen will. Dagegen ist, was er uns bietet, weit mehr als die mit einem neuerdings viel mißbrauchten Worte bezeichnete Stimmungskunst, unter der man sich häufig eine etwas schwächliche deskriptive Dichtung vorstellt. Diederich bannt nicht nur den Heidecharakter in seine freien Rhythmen, er bringt uns auch das Leben der Menschen dort greifbar vor Augen, armer, genügsamer Menschen, die im Kampfe mit dem harten Boden auf das große Glück verzichten lernen, oder von der großen Gesellschaft ausgestoßen, im stillen Heidewinkel ihr Glück erst recht finden. Hier ist bodenständige Dichtung. So z. B.: Der Abend kommt und die Stille schreitet ins Försterhaus . . .

Auf weiße, schlummernde Tasten
Senkt sie die Hand.
Ein feines Tönen
Klang um Klang beginnt,
Ein Lied, das alle schönen
Seligkeiten sinnt.
Aus jungem Mädchenherzen
Quillt ein Traumgeläut:
Lusterfehnte Schmerzen
Vom ersten Kuß gestreut . . .

Ebenso tiefer Freude voll über die unendlichen Schönheiten der Natur ist eine zum erstenmale vor uns tretende Dichterin, Marguerite Wolf, deren Gedichte „Frühlenz“[2]) dem Gedächtnis des Vaters gewidmet sind. Der Rausch über die Wunder des Waldes, die reifende Saat und die in Farben schwelgende Flur schlägt um in eine unendliche Sehnsucht, das in all seiner Größe zu erfassen und eine Brücke zu finden in die Geheimnisse der ewigen Gründe. Auch die grauen Tage, in denen die Nebel spinnen oder der laue Regen in die grünen Kronen rauscht, sind dieser Dichterin nicht unnütze Kehrseiten der Medaille, sondern der Hintergrund, auf dem grüblerisches Quälen nach Licht und Erfüllung anhebt. Noch ist manches unklar in ihrer Kunst; aber starke Anschaulichkeit und ernster Wille, das Höchste zu erreichen, sind allweg zu spüren. Noch sind manche Wiederholungen störend, und die Bilder von Brücke, Garten und andere kehren zu oft wieder; aber dennoch läßt die drängende Kraft der Verse schöne Klärung erwarten. Die Liebe hat noch nicht gesprochen, obgleich alles Sehnen nach diesem Läuterungsfeuer seufzt. Es ereignet sich nicht

[1]) München 1904, Georg Müller. 147 S. 8°. Mk. 2.– [3—].
[2]) Straßburg i. E. 1904, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt (mit Buchschmuck von Marga Breyl). 95 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

oft, daß eine junge Lyrikerin mit soviel klarer Erkenntnis ihre Grenzen zu ziehen weiß, wie es M. Wolf in dem einleitenden Gedichte „Lebensmelodie" tut.

Nach dem ersten Buche, das Christoph Flaskamp in die Reihe katholischer Dichter einführte, konnte man auf sein folgendes mit Recht gespannt sein. Nun liegt es vor, und deutet mit seinem Titel „Parzival" [1]) darauf hin, daß man die Lieder eines Suchenden zu erwarten hat. Im allgemeinen ist ja der Titel nichts weiter als eben ein Name, zumal bei einer lyrischen Sammlung; hier indes finde ich die Bezeichnung ganz berechtigt. Noch sind, wie in „Frommer Freude voll", Lieder des reinen Erlebens, klare, stimmungsreiche Naturpoesie, in diesem Buche zu finden; aber schon haben sich die Töne vertieft, klingen voller aus einer reichen Seele, tun viel öfter kund, daß es diesem jungen Westfalen ernst ist mit der Kunst, die das lyrische Gedicht als Ausdruck einer Welterkenntnis gestalten und gebrauchen will. Man vergleiche in dieser Beziehung das schöne „Requiem", das leider für den Abdruck an dieser Stelle zu umfangreich ist. Aus vielem geht hervor, wie Flaskamp an sich arbeitet, wie er ringt und sich zu ganz Eigenem durchgestalten möchte und da ist es denn kaum zu vermeiden, daß vom Geräusch und der Hast der Arbeit auch einiges zu hören ist, oder daß Elemente haften geblieben sind, die mit dem reinen, durchgebildeten Kunstwerk nichts zu tun haben. Parzival hat den heiligen Gral noch nicht erreicht; aber wir sehen ihn lustig den Weg dahin traben. Ringsum Äcker, darin die Saat schon im Frühlingswinde wogt und die Ähren ansetzt. Was liegt in ihr an reifer Kraft verborgen? Möge sie nicht im geilen Sommerregen zu üppig in den Halm schießen; möge sie aber auch nicht im Sonnenbrande verkümmern.

Ebenfalls mit einer neuen Gabe erfreut uns Ansgar Pöllmann, dessen „Kleine Lieder" [2]) mit einer jener stilvoll anmutenden Zeichnungen aus der Beuroner Kunstschule geziert sind. Wir dürfen mit besonderem Akzente ‚erfreut' sagen; denn Pöllmann hat in der Form des kleinen Liedes (zwei Vierzeiler) ein poetisches Ausdrucksmittel gefunden, wie man es in der Form des Ritornells etwa aus fremder Literatur entlehnte, oft mit Glück, immer aber doch weit hergeholt. Die beiden vierzeiligen Strophen jedoch sind echt deutsche Fassung. Was enthalten nun die kleinen Lieder? Häufig genug eine gelegentliche poetische Bemerkung, häufiger aber ein geistreiches Aperçu, eine überraschende Aufklärung, ein grelles oder helles Reflexlicht, wie das Poetische, Künstlerische auch dem unbedeutendsten Alltagsgegenstande anhaftet; immer aber ist es ein der Aufzeichnung werter dichterischer Gedanke. Aus vielen würde die wortreiche Poeterei eines minder bescheidenen Künstlers ein langes Gebilde gezerrt haben, dem dann freilich die straffe Anschaulichkeit und stärkere Wirkung abgegangen wäre. Launig meint der Dichter, solche großen Gedichte schriebe man beim Lampenlichte und diese kleinen fielen ihm beim Sonnen-, Monden- und Sternen-

[1]) Münster 1904, Alphonsusbuchhandlung. 88 S. kl. 8°. Mk. 1.50.
[2]) Ebenda. 128 S. kl. 8°. Mk. 2.—

Digitized by Google

ſcheine ein, und man muß ihm recht geben. Die kleinen Lieder duften nach Natur, nicht nach Studierſtubenqualm. Das iſt ihr eigenſter Vorzug. Ein bißchen weniger Rede von Lied und Gedicht dürfte ſchon ſein. Es iſt nicht nötig, eine Anzahl der kleinen Lieder hier als Beiſpiel zu ſetzen, denn es haben ihrer manche in der „Warte" geſtanden.

Und nun zum Schluß noch ein Sänger, der ſein Lied nicht vom Zweige, ſondern wie die junge Lerche hoch im Blauen, „Über der Scholle",[1]) ſingt; ſo nennt Paul Barſch ſeine kleine, aber ſorgfältig ausgewählte Sammlung. Wir wollen hoffen, daß dieſe neue Sammlung den Dichter, der ſich durch frühere Bücher bereits einen Namen zu ſchaffen wußte, allgemein bekannt macht. Nachdem ein beſſeres Verſtändnis für gute Poeſie und eine weitgehendere Unterſcheidungsgabe die Gebildeten den Schund vom Echten abſondern lehrte, iſt das wohl zu erwarten. Paul Barſch iſt ein ganz beſonderer Poet, ein Mann ſtillen Hinhorchens auf das eigne Gemüt und die deutſche Volksſeele. Was er da erlauſcht, kleidet er in ſchlichtſchöne Verſe. Es iſt ſchade, daß man nicht ſeine längeren Gedichte wie „Sankt Forſeo," „das Armband" oder „Dankbarkeit" hier hinſetzen kann; ſie gäben von der tiefen Verwebung chriſtlich deutſchen Empfindens in ein frei und modern ſchlagendes Dichterherz den beſten Begriff. Aber die kleineren Poeme, die des Raumes halber genommen wurden, werden hoffentlich ihren Zweck ebenſo erfüllen. Barſch gibt uns eine reife Poeſie, in der kein abgeblaßtes Bild blieb und die überall auf eigenen, innerlich und tief erlebten Grundſtimmungen beruht. Darum wirkt dieſe Dichtung reizvoll perſönlich, friſch und rein.

Neue Gedichte[2])

1. Von Paul Barſch

Wilder Wein

Herbſtlich rotes Blattgerank
Schlingt ſich brennend um die Laube.
Keinem Zecher reift zu Dank
Wilden Weines Traube.

Nur ein ſchönes Bild noch will
Uns der müde Herbſt beſcheren,
Und das Auge freut ſich ſtill,
Ohne zu begehren.

[1]) München, Allgemeine Verlags-Geſellſchaft m. b. H. 77 S. 8°. Mk. 2.— [3.—].
[2]) Proben aus den im Eſſay „Von allen Zweigen" beſprochenen neuen Gedichtbüchern.

Digitized by Google

Mittag

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergtal ruht
In greller Mittagsonnenglut.

Und Gras und Blumen, Strauch u. Baum
Umfängt es wie ein tiefer Traum . .

Da plötzlich aus dem Blumenflor
Blitzt jäh ein Schlangenhaupt empor.

Es starrt zur Ferne unbewegt,
Als hätt sichs leise dort geregt.

Nur Täuschung wars – die Schlange neigt
Sich still zurück, der Mittag schweigt.

Wie Traum liegts auf dem Blumenflor,
Und Frieden ist es, wie zuvor.

Neid

Still hockt vor seiner Schwelle
Ein müder Bauersmann.
Ein wandernder Geselle,
Der blickt ihn neidisch an.

„Ach, wers doch auch so hätte!"
Raunt er ihm heimlich zu,
„Noch winkt mir keine Stätte
Für heute Nacht zur Ruh."

Der Bauer in seinem Grolle
Sinnt: „Schlecht ist das bestellt.
Ich quäl mich auf der Scholle,
Der Lump besitzt die Welt."

Der Feldherr

Die wilde Schlacht ist ausgekämpft,
Und Trauer rings den Jubel dämpft.
Der Abendsonne roter Strahl
Segnet ein Feld voll Blut und Qual.

Das betet und flucht, das jammert und ächzt!
Nach einem letzten Trunke lechzt
So mancher Sieger, schmerzdurchwühlt,
Bis ihm der Tod die Wunden kühlt.

Und mitten auf dem Leichenfeld
Der Feldherr hoch zu Rosse hält.
Er achtet rings der Schmerzen nicht,
Wie Marmelstein ist sein Gesicht.

Ein leises Lächeln überfliegt
Das Antlitz, denn er hat gesiegt.
Gelassen blickt er in die Nacht
Und sinnt auf eine neue Schlacht.

Digitized by Google

2. Von Hans Willy Mertens

Grüsst mir das blonde Kind am Rhein!

Ich wandre in die weite Welt
Auf Straßen und auf Gassen,
Da sind ich alles schön bestellt,
Nur mich sind ich verlassen.
Der Weg wird weit, am rauhen Stein,
Da leg ich müd mich nieder —
Grüßt mir das blonde Kind am Rhein
Und sagt, ich käme wieder!

Und weiter, wenn der Morgen tagt,
Durch Sonnengold und Regen!
Mir hat die Mutter oft gesagt:
Das Glück blüht allerwegen!
Und doch, hier kann es nimmer sein,
Kein einz'ger Stern fällt nieder —
Grüßt mir das blonde Kind am Rhein
Und sagt, ich käme wieder!

Wie hab beim Abschied ich gescherzt,
Als ob mich nichts gequälet;
Nun weiß ich erst, wie sehr es schmerzt,
Wenn eins dem andern fehlet.
Am Ufer wandelt sie allein,
Singt einsam meine Lieder —
Grüßt mir das blonde Kind am Rhein
Und sagt, ich käme wieder!

Wenn nicht die Liebe wär!

Drunten im grünen Grund
Saß ich zur Rast.
„Dirne, so früher Stund
Hab keine Hast!"
Rief's, und sie kam mir her,
Lachte ganz frei:
„Wenn nicht die Liebe wär,
Ging ich vorbei!"

Küßte den roten Mund
Heiß, daß er brennt.
„Dirne, so schöner Stund
Möcht ich kein End!"
Küßt ihr die süße Mär
Keck vom Gesicht:
„Wenn nicht die Liebe wär,
Litt ich es nicht!"

Als ich zum Abschied bot
Trüb meine Hand,
Hat sie mit Augen rot
Ab sich gewandt.
War ihr von Tränen schwer
Aug und Gesicht:
„Wenn nicht die Liebe wär,
Weinte ich nicht!"

Digitized by Google

3. Von Christoph Flaskamp

Im Nebel

Fern, fern, der letzte Sonnenstrich,
Die schönen Schatten schwellen.
Am Walde hebt der Nebel sich,
Blauweiße zitternde Wellen.

Und immer höher schwillt die Flut
Der bleichen Nebelbäche,
Bis über Hag und Heide ruht
Endlos die graue Fläche.

Nur ab und zu aus Strauchdickicht
Abseits in immer blassern
Tönen ein Haus, ein Lampenlicht
Wie unter tiefen Wassern.

Sommerede

Müde Mittagsstille.
Sonne zittert durchs Gras;
Nur der scherbenschrille
Geigenton der Grille,
Und die Luft wie Glas.

Träumen wir vom Grunde
In den Himmelsraum . . .
Und dann Mund an Munde
Geben wir uns Kunde
Von dem Himmelstraum.

Seltene Stunden

Manchmal in Stunden bin ich ganz allein
Und seh das tiefe Dunkel draußen nicht.
Vor meinen Augen liegt das Leben licht
Wie nie im hellsten Mittagssonnenschein.

Dann weiß ich, daß ich war und ewig bin,
Und kenne alles in der weiten Welt,
So gut wie meiner Heimat Wald und Feld,
Und jeder Weg führt mich zum Ziele hin.

In Fernen blick ich fremd und ungesehn,
Unendlich, wie sie nur die Einfalt mißt —
Und wenn die Stille dann am größten ist,
Hör ich des Alls lebend'gen Atem gehn.

Digitized by Google

4. Von Franz Diederichs

Zu spät

Sie hatten der Tage des Glücks geharrt
So lange Jahre sehnsuchtsbang,
Nun glomm des Segens Gegenwart
Am Abendhimmel in leisem Gang.

Ein violett-mildroser Flor
Wob über die Wolken zarten Hauch, —
Da traten sie klopfenden Herzens hervor
Und schieden von ärmlicher Hütte Rauch.

Sie schritten lächelnd Hand in Hand,
Das Glück zu grüßen, den Berg hinan.
Sie schritten gebückt durch das schweigende Land, —
Droben schon dunkelte tief der Tann.

Frisch zog der Nachtwind und frischer her,
Sie schnürten Jacke und Kopftuch dicht.
Sie schritten weiter — atemschwer.
Nun schlichen sie fröstelnd, gesenkt das Gesicht.

Die Worte starben, das Lächeln schwand,
Schon suchte kein Blick mehr das schimmernde Glück,
Längst löste sich beiden Hand aus Hand,
Verstohlen lugten sie wegzurück.

Sie sehnten erschöpft sich zum lichtlosen Herd
Und wandten zum Tal sich des alten Geschicks:
An den Äckern, die ihre Kraft verzehrt,
Zogen vorüber sie todmüden Blicks.

Digitized by Google

Jugendschriften

Referat von Dr. Thalhofer in München

Vor allen steht diesmal ein Buch zur Besprechung, das allerdings nicht literarisch-künstlerische Bedeutung beansprucht, seines Titels und seines Inhaltes wegen aber alle Beachtung verdient.

„Ein Buch für Kinder“ [1]) betitelt sich eine Schrift von Dr. med. Friedrich Siebert, die „Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen“ enthält. Der gleiche Verfasser hat in zwei vorausgehenden Büchern Mütter und Väter auf ihre Pflicht aufmerksam gemacht, die Kinder in ernster und angemessener Weise zur rechten Zeit über das Geschlechtsleben zu belehren. Hier will er nun diesen Lehrstoff in passender Form darbieten, zunächst für die Eltern zu freier Verwendung bei ihren Belehrungen, dann um das Büchlein je nach den Verhältnissen den Kindern selbst in die Hände zu geben; für Kinder von 10—12 Jahren sei das Büchlein, meint der Verfasser, bereits verständlich. Wir haben also ein Recht, hier unter Jugendliteratur über die Arbeit Sieberts zu sprechen.

In sieben Gesprächen führt der Verfasser zunächst in die Kenntnis des Lebens der Zelle, der Urpflanzen- und Urtierzellen ein, belehrt über die ersten Arten der Fortpflanzung einzelliger und mehrzelliger Wesen, zeigt die Trennung der belebten Wesen in einen männlichen und weiblichen Teil und führt von diesem Beginn des Geschlechtsunterschiedes zur Kenntnis der komplizierteren Gestaltungen im Pflanzen-, Tier- und Menschenleben. Das Ausgehen von einer wirklichen eingehenden und anschaulichen Belehrung über das Leben der Zelle, das immer wiederholte Zurückgreifen auf diese Grundtatsache unterscheidet den Versuch Sieberts von allen bisherigen, die Jugend über dieses Gebiet zu belehren. Mir scheint, daß dadurch tatsächlich Klarheit erreicht und der nötige Ernst gewahrt wird. Die Schwierigkeit des Themas wird freilich durch eine solch gründlich sein wollende Behandlung nicht erleichtert, obwohl der Verfasser da und dort durch gute Vergleiche nachhilft; auch die einfachen Zeichnungen unterstützen gut. So wäre also die Sache in vollster Richtigkeit? Wenigstens für diejenigen, welche die Belehrung der Jugend über dieses Gebiet fordern? Ob solche Belehrung notwendig oder wünschenswert ist, darüber zu reden ist hier nicht der Platz, zumal die Ansichten hin und her noch keineswegs geklärt sind. Die Notwendigkeit solcher Belehrung nun zugegeben, muß aber das Buch Sieberts als Hilfsmittel dazu abgelehnt werden und das aus rein wissenschaftlichen in der Sache selbst liegenden Gründen. Siebert steht grundsätzlich und ohne Einschränkung auf dem wissenschaftlichen Standpunkte Häckels. Beweise anzu-

[1]) München, Seitz & Schauer. 176 S. 8°. Mk. 3.—

Digitized by Google

führen ist überflüssig, die ganze Anlage des Buches und jedes Kapitel hat ja die ausgesprochene Absicht, Häckels Theorien mundgerecht zu machen, es fehlen auch nicht die schillernden Worte, mit denen Häckel über klaffende Lücken seines Systems den nicht näher Zusehenden hinwegtäuscht; auch darin folgt Siebert dem Meister, daß er über ihm unbequeme Dinge (Jesuitismus, Cölibat, biblischer Sündenfallbericht) mit dem gleichen Unverständnis sich äußert, das Häckels Welträtsel zu einem so unsagbar trostlosen Buche macht. Häckels unbestreitbare Verdienste um die naturwissenschaftliche Forschung seien durchaus anerkannt! Sie und das persönlich Anziehende, das von dem Lehrer Häckel ausgeht — wer je in Jena studierte, weiß davon zu erzählen — machen es begreiflich, daß heute noch viele auf Häckels Standpunkt stehen, ja schwören. Das sei auch Siebert unbenommen. Des weiteren ist nun aber doch heute bekannt, daß die naturwissenschaftliche Forschung einer Reihe der Häckelschen Hypothesen teils den Boden ganz entzogen, teils sie sehr ins Schwanken gebracht hat. Man weiß, wie stark der Zweckmäßigkeitsgedanke wieder in den Vordergrund tritt und wie damit die idealistische und theistische Weltauffassung auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus Stützen erhält. Man könnte nun sagen: so steht Hypothese gegen Hypothese, Standpunkt gegen Standpunkt, wer will einen Autor tadeln, wenn er einen wissenschaftlich immerhin nicht ganz haltlosen Standpunkt vertritt. Gut, sage ich; er mag ihn wissenschaftlich vertreten, meinetwegen mit neuen Gründen verteidigen in der wissenschaftlichen Arena. Anders steht aber die Sache, wenn Hypothesen dem Volke oder gar der Jugend als wissenschaftlich erwiesene Wahrheit gelehrt werden. Ich weiß wohl, daß Siebert mehrmals die Fragen nach weiteren Gründen mit den ehrlichen Worten beantwortet „das wissen wir nicht", d. h. vom rein naturwissenschaftlich experimentellen Standpunkte aus. Wäre er hierin wenigstens konsequent gewesen! Er scheut aber davor nicht zurück, die persönliche Fortdauer einer Seele zu leugnen und einen Gott Schöpfer durch den ganzen Tenor seines Buches als unmöglich oder wenigstens nicht notwendig darzustellen; hätte nicht auch hier wenigstens gesagt werden müssen: das wissen wir experimentell nicht. Ich würde aber auch eine solche nur bis an die Grenzen des experimentell Erkennbaren sich wagende Darstellung in einem Buche für Kinder ablehnen. Einmal wachsen unsere Kinder in einer Luft auf, die von religiösen Keimen erfüllt ist; religiöses Ahnen und Denken in dieser oder jener Form wird in ihnen gepflegt und selbst die positiv weit links stehenden Geister von der ethischen Kultur wollen ihre Moral wenigstens auf einen Gottesbegriff aufgebaut wissen. Müssen also nicht die weitesten Kreise ein Buch mit aller Entschiedenheit ablehnen, das in brutaler Weise die Grundlagen unserer ganzen Kultur bei der Jugend untergraben will? Und wer wollte, selbst wenn er einen persönlichen Gott für sich nicht mehr festhält, dem Kinde von 10—12 Jahren, das von Natur aus Fäden in ein Reich des Unsichtbaren spinnt, diesen Kinderhimmel rauben lassen durch eine Theorie, die zu mindesten in ihren letzten Gründen ebenso hypothetisch ist als, nach dieser

Digitized by Google

Ansicht, der Kinderhimmel? Ich sehe also keinen Ausweg, das Buch muß abgelehnt werden aus inneren Gründen.

„Was aus reinem Herzen, aus froher Begeisterung entsprossen ist, kann nicht ganz schlecht sein", meint der Verfasser im Vorwort und mit Recht. Nur muß man hier subjektive und objektive Güte unterscheiden. Auch objektiv bewertet ist das Buch nicht ganz schlecht, aber wenn man ein Buch schreibt, darf man nicht bloß Herz und Begeisterung sprechen lassen. Eine ruhig verständige Abwägung hätte dem Autor doch sagen müssen, daß Fragen, die wissenschaftlich nicht entschieden sind, dem urteilslosen autoritätsgläubigen Kinde nicht als entschiedene Wahrheiten vorgetragen werden dürfen, zumal Fragen, mit deren Beantwortung eine ganze Weltanschauung zusammenhängt. Könnte sich der Verfasser entschließen, das positiv feststehende Material in nochmals durchgearbeiteter Form darzubieten, so wären weitere Auseinandersetzungen über Einzelheiten möglich.

An der Grenzscheide zwischen belohnender und unterhaltender Literatur steht das nächste Buch, das wir rückhaltlos empfehlen können.

Kennan George, Zeltleben in Sibirien[1]) und Abenteuer unter Korjaken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. Aus dem Englischen von Ottmar Dittrich.

Man lasse sich durch das Wort „Abenteuer" nicht erschrecken. Nicht irgend ein Abenteurer spricht im Stil der phantasieaufregenden Indianerbücher zu uns, sondern ein gebildeter Mann, der als Mitglied der Russisch-Amerikanischen Telegraphen-Expedition drei Jahre hindurch Land und Leute Ostsibiriens zu erforschen Gelegenheit hatte. Trocken fast erzählt er nur seine Reisen und Erlebnisse und schildert mit Humor und scharfsehendem Verständnis Sitten und Charakter der Volksstämme. Zu wahrhaft dichterischer Schönheit erheben sich einzelne herrliche Stücke des Buches, so wenn er von der gewaltigen Größe der einsamen Eis- und Schneewüste erzählt und den Zauber, den die taghellen Nächte oder das Nordlicht über sie bringt, oder wenn er die blühende Schönheit des sibirischen Sommers schildert. Durchaus frei von jeder Anzüglichkeit, wie sie sonst Reisebeschreibungen oft nicht vermeiden, und durchweht von tief innerlichem Gottesglauben ist das Buch für die Jugend in erster Linie zu empfehlen.

Das nächste Buch führt uns in reines Dichterland, mag auch der stoffliche Untergrund aus fremdem Gebiete genommen sein.

Deutsche Not und deutsches Ringen.[2]) Aus Wilhelm Raabes Werken ausgewählt vom Prüfungsausschuß für Jugendschriften zu Braunschweig.

Raabe ist eine Sonne. Ihr soll man die Jugend schon entgegenführen. So meint Börkner im Vorwort. Einverstanden. Und doch kann ich das Bändchen unserer Jugend nicht empfehlen. „Wie Markus heimkehrt und zu Hause empfangen wird" läßt uns den ganzen Jammer miterleben, den die Glaubensspaltung in unser deutsches Volk hereingebracht hat. Und „Else von

[1]) Leipzig, Bibl. Institut. Meyers Volksbücher. 384 S. kl. 8°. Mk 1.—.
[2]) Braunschweig 1903, Hafferburg. 8. Aufl. 118 S. 8°.

Digitized by Google

der Tanne" zeigt ergreifend, wie unter der Roheit des im 30jährigen Krieg verwilderten Haufens und Volkes das Edle und Feine untergehen muß. Sind nun aber nicht dies Stücke vom höchsten ethischen Gehalt? Gewiß, und entsprechend dargeboten würde ich sie auch der katholischen Jugend nicht vorenthalten, zumal das weitere Stück „Was die Großmutter von Anno 1806 und 1813 erzählt" nur herzerquickend wirken kann. Leider gibt Mittendorf zur ersten Geschichte eine Einleitung, die ich einem Protestanten ja durchaus nicht verarge, die aber unsere katholische Jugend ohne besondere Erklärung verwirren müßte. Ich wünsche aber das Büchelchen in die Hände von Lehrern und Erziehern, die es mit entsprechender Einführung zum Vorlesen verwenden mögen.

Einen ungetrübten Genuß gibt uns eine andere Auswahl aus dem Schatze unserer neuesten Kunst:

Zwölf Erzählungen neuerer deutscher Dichter[1]). Für die Jugend ausgewählt von Johannes Hennigsen, Lehrer in Altona.

Ich benütze das Buch etwa so: da lese ich einmal den Kleinsten Buddes urdrollige Szene vor, die „Mannukerle und Mannikerle", der Dackl und der kleine Bub, im Garten miteinander aufführen; ich weiß aus meinen Erfahrungen mit Scharrelmanns Erzählungen, mit welcher Spannung die Kleinen solche alltägliche Geschichten genießen. Ein andermal — es stürmt und regnet vielleicht draußen oder der Geographieunterricht hat nach Hamburg und zum Meer geführt — da lasse ich die größeren Knaben die Erinnerung miterleben, die Schäfer von dem wetterharten muskelstarken Lotsen „Claus Heinrich Ringhoff und seinen Rettungsfahrten" erzählt; oder Kriegsgeschichten geben Anlaß, den „Todesritt" von Max von La Roche zu lesen, der ja immerhin auch neben Liliencrons Kriegsnovellen, die ich freilich viel höher einschätze, seine Berechtigung hat. Zu Weihnachten ist das Christkind mit seinen Gaben eingekehrt, da lasse ich Rosegger das Wort. Aus der rührenden Geschichte „Als ich Christtagsfreude holen ging" sollen sie sehen, wie viel Not und Kampf im Leben ist und wie Armut mit Geringem reich beschenkt ist. Ich bewerte diese Erzählung noch höher als die im Waldbauernbuben (II. Teil) stehende: „In der Christnacht", welche die religiös-kultische Seite des hohen Festes ins Auge faßt. Der Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte; da paßt für die Mädeln das köstliche Stück aus Böhlaus Ratsmädelgeschichten: „Die Ratsmädel laufen einem Herzog in die Arme." Die Blumenstöcke werden wieder an die Sonne gestellt und ihr Wachsen und Blühen beobachtet. Sollte da nicht Liliencrons fast empfindsame „Vergessene Hortensie" die Mädchen und die Jugend ahnen lassen, daß die Blumenpflege auch eine ethische Bedeutung habe? Nach einer biblischen Geschichtsstunde, vielleicht gerade nach der Behandlung der Parabel vom armen Lazarus, nehme ich aus Leander's Träumereien das Kapitel „Von Himmel

[1]) Leipzig, O. Spamer. 3. Auflage. 175 S. 8°. Mk. 2.50.

Digitized by Google

und Hölle" vor. Die Parabel wird ergänzt, die dogmatisch nicht ganz korrekte Erzählung berichtigt. Und so findet sich eine passende Stunde auch für Fontanes „Kapitel vom alten Schadow", für Frapans prächtigen Ausschnitt aus dem Großstadtleben „Um zehn Pfennig", für Hebbels etwas trockene und lehrreiche „Nacht im Jägerhause" und Holzamers etwas rührseligen „alten Musikanten". Trojans „Auster" lasse ich hier im Süden unberührt liegen, zumal mir das Märchen mehr mit dem Kopf als mit der Phantasie gemacht erscheint. Und habe ich so jahrsüber die Geschichten wie Körner ausgestreut, dann ist das Buch, wenn ich es zu Weihnachten gebe, wie eine Garbe, die die Kinder sicher mit großer Freude entgegennehmen. Sie wird auch neue Früchte bringen. So, denke ich, muß man überhaupt wertvolle Bücher der Jugend vermitteln. Lesefutter mag man ihnen vorwerfen, wahrhaft Wertvolles muß mit sorgsamer Hand eingesetzt werden. Das Verlangen nach Lesefutter, womit Erzieher und Eltern oft nur die Kinder zu bequemer Ruhe bringen wollen, hat die Fabrikation von Jugendschriftenserien so sehr ins Kraut schießen lassen. An sich sind ja diese hunderte von Bändchen unschädlich, aber sie sind auch nicht nützlich. Kaum gelesen werden sie weggeworfen und sind damit eigentlich schon gerichtet. Es steckt auch einzelnes Gutes darunter, das müßte dem allgemeinen Untergang entrissen werden.

Bachems „Jugend-Erzählungen"[1]) haben sich um vier Bändchen vermehrt. Die Bearbeitung des Brentanoschen Gockelmärchens (Gockel, Hinkel und Gackeleia) scheint mir nicht eine durchaus glückliche zu sein; es ist noch zu viel von der zweiten Fassung, in der Brentano sein Märchen selbst verschlimmbessert hat, stehen geblieben. Könnte der Verlag nicht den ihm doch nächststehenden Cardauns, als berufensten, zu einer wirklich tüchtigen Bearbeitung gewinnen? Die Affengeschichte „Dagos Erlebnisse" (Nach Johnston aus dem Englischen übertragen von Clara Rheinau) birgt so viel gesunden, echten Humor, Lebenswahrheit und -Weisheit, Lustiges und Zartes in sich, daß Kinder von 11 Jahren ab ihre helle Freude an dem Büchlein haben können. „Licht und Schatten" nennt sich das nächste Bändchen und bringt zwei Erzählungen von M. Maidorf: „Treue Freundinnen", „Du sollst nicht stehlen". Maidorf faßt hier, wie in früheren Erzählungen, das Leben künstlerisch ganz tüchtig an, scheint mir aber beim Durcharbeiten doch zu viel an die Jugend zu denken und an das quod erat demonstrandum; so bekommen die Sachen immer ihr Schulschmäcklein. Immerhin werden Erstkommunikantinnen die erste Erzählung mit Freude und Nutzen lesen, auch die zweite Geschichte mag da und dort gute Dienste tun. Viel mehr aus innerer, dichterischer Nötigung scheinen mir die fünf Erzählungen von L. Winkelsett-Zumbroock entstanden zu sein, die unter dem Titel „In Not und Gefahr" das 26. Bändchen bringt. Hier haben wir zwei prächtige Tiergeschichten, eine gute Skizze aus dem Leben eines Kretins, eine etwas abenteuerliche Diebsgeschichte und eine Armeleutgeschichte

[1]) Köln, Bachem. Bd. 25—28 à Mk. 1.—.

Digitized by Google

mehr abgegriffener Art. Es hätte ja ein ganzer Dichter aus den ersten Sachen noch mehr gemacht, aber unsere Knaben nehmen sie auch in dieser Form gewiß dankbar an, wir erwarten aber von dem Verfasser noch besseres.

Von der Jugendschriftenreihe, die unter dem Namen „Kinderfreude“[1]) erscheint, liegen mir diesmal die vier ersten Bändchen vor. Band I enthält zwei Geschichten aus dem Kindesleben von Elisabeth Müller. „Das Fleißbildchen“ erzählt uns in schlichter, rührender Weise, wie ein Mädchen ihren kostbarsten Schatz, die Fleißbildchen, verkaufen will, um der armen, kranken Mutter beizuspringen. Wir glauben an den gut geschilderten Ausschnitt aus dem Leben. Unwahrscheinlich und gemacht erscheint mir die zweite Geschichte „Das Milchmädchen von Bergach“. Bemüht sich aber die Verfasserin hier noch, die Erzählung ganz durchzuarbeiten, so bietet sie im II. Bändchen unter dem Titel „Ein Bubenstreich“ nur eine eigentlich ausgeführte Szene und begnügt sich, ganz schematisch noch anzufügen, wie der Tugendhafte im weiteren Lebenslaufe belohnt, der Schlimme bestraft wird. Der Dialog ist darin im papierensten Stile geführt. Die zweite Geschichte „Franzels Geheimnis“ baut sich auf einem ziemlich unwahrscheinlichen Zufallsunglück auf. Das spätere öffentliche Geständnis vor der Primiz ist geradezu unmöglich. Einzelne gute Partieen in den als Ganzes abzulehnenden Erzählungen zeigen, daß die Verfasserin in trefflicher Weise kleinere Episoden zu schildern, ja zu gestalten versteht. Warum beschränkt sie sich nicht darauf, solche Einzelskizzen zu schaffen, zumal diese von den Kindern auch am liebsten gelesen werden? Die nächsten Bändchen bieten solche kleine Sachen von O. A. Pflanz (III. Bd.: Gute Art, böse Art. 35 kleine Erzählungen für Kinder. IV. Bd.: Kinderfrühling. Erzählungen, Spiele und allerhand Kurzweil.). Es sind allerliebste Geschichtchen dabei; mir wird ja der belehrende Finger vom Autor manchmal allzu deutlich erhoben, doch das schadet gerade nicht, zumal die kleinsten die Nutzanwendung selbst nicht machen können. Ich wünsche die beiden Bändchen in die Hände recht vieler Mütter; sie finden darin reizenden Stoff zum Erzählen, ihnen hätte ich lieber als dem Autor die Rolle zugedacht, da und dort der Sache eine moralisierende Wendung zu geben oder etwas zur Belehrung stärker zu unterstreichen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen Gedanken von prinzipieller Bedeutung kurz aussprechen. Warum lesen wir ganz gerne kleine Skizzen, die für die Jugend geschrieben sind und warum berühren die meisten ausgedehnteren Jugenderzählungen peinlich? Ich glaube deshalb: die Skizzen sind meist wahr, bei den Erzählungen gibt es immer Unwahrscheinlichkeiten, sei es, daß die Dinge zu stark um der belehrenden Moral willen umgebogen werden, sei es, daß dem kindlichen Verständnis allzu große Zugeständnisse gemacht werden; das erstere bei den Erzählungen aus dem Kindesleben, das letztere bei Geschichten, die über diesen Rahmen hinausgreifen. Das wirkliche Leben ist eben nicht so einfach und gerade, daß es dem Kinde in seiner Wahrheit dargeboten werden

[1]) Freiburg, Herder. Bd. 1—4.

Digitized by Google

könnte und dürfte. Darin scheint mir der letzte Grund zu liegen, warum die spezifische Jugenderzählung so im Argen liegt. Sie ist nämlich allgemein gesprochen innerlich unmöglich. Hört sich damit nicht alle Jugendliteratur auf? Durchaus nicht. Es können dem Kinde Lebensausschnitte geboten werden, die von ihm erfaßt werden können oder kindertümlich sind und die gerade durch ihre Wahrheit dem Kinde Werte vermitteln. Das werden aber bis zum Alter von 13 oder 14 Jahren nicht geschlossene Erzählungen sein, sondern Skizzen, die ja unter sich lose zusammenhängen mögen. Es wäre wichtig, daß dieser Gedanke noch weiter durchgedacht würde, sowohl von uns Kritikern, als auch von den Verlegern. Wenn ich Jugendschriften von Verlagen, deren Verdienste ich hoch einschätze, ablehnte — ich habe andere auch mit allem Nachdruck empfohlen — so geschieht das keineswegs leichter Weise; es liegt auch hinter einem kurz begründeten, ablehnenden Urteil meist mehr Arbeit und Hin- und Herdenken als man glauben möchte. Der größte Erfolg mühevoller Rezensentenarbeit wäre es, wenn auch die Verleger nachdenklich würden und die allzu vielen Jugendschriftenschreiber und -Schreiberinnen zur Untätigkeit verurteilten. Dafür sollten sie mehr von unseren jungen Zeichnern und Illustratoren in ihren Dienst nehmen. Die Bilder zu den Bachemschen Jugend-Erzählungen sind Karikaturen und des Verlages einfach unwürdig. Die Herderschen Bändchen der Kinderfreude sind ja sehr sauber herausgebracht und haben je zwei wirklich gute farbige Bilder. Aber man denke sich einmal den „Kinderfrühling" in einheitlichem Stile illustriert, was für ein prächtiges Bilderbuch gäbe das!

Gute Bilderbücher können wir heute nur bei Schafstein, Braun & Schneider, Teubner, Voigtländer, Fischer & Franke, Gerlach, Loewe, Schott kaufen. Dazu kommt neuestens der Verlag von Josef Scholz in Mainz. Wir möchten hier nur kurz auf das in diesem Verlag erscheinende „Deutsche Bilderbuch" und „Deutsche Malbuch" hinweisen. Hier werden um den beispiellosen Preis von 1 Mk. und von 40 Pf. gute, ja teilweise hervorragende, farbige Bilder unserer schönsten Märchen mit Text zum Lesen, Schauen und Nachmalen (dazu auch Landschaften) geboten. Wir werden in einem späteren Referat ausführlich darüber zu sprechen haben.

Damit ist nicht gesagt, daß die Illustrationen unbedingt farbig sein müßten, wie es die Bilderbücher der genannten Verlage meist sind. Im Gegenteil, gute Zeichnungen können charakteristischer und phantasiebefruchtender sein als farbige Blätter. Man sehe sich nur daraufhin Bechsteins „Neues deutsches Märchenbuch"[1]) in der billigen Volksausgabe an. Diese einfachen, schlichten Holzschnitte von Ernst Peßler enthalten einen Reichtum von Humor, eine Fülle von köstlichen Einfällen, in einem kleinen Detail oft eine Charakteristik, wie sie viele Moderne auf einem anspruchsvollen großen Blatt nicht bieten. Dazu dann die ewig neuen Geschichten, die neben Grimms Märchen

[1]) Wien, Hartleben. 278 S. 8°. Mk. 1.20.

Digitized by Google

eine durchaus selbständige Bedeutung haben; das Kind hat ein Buch, an dem es Jahre lang immer wieder zu lesen und zu gucken hat. Die sogenannte Prachtausgabe des Buches (8°. 278 S. 3 Mk.) enthält nur 18 Farbendruckbilder mehr, dieselben sind aber in der Farbe so minderwertig, daß ein Preisaufschlag von 1.80 Mk. nicht gerechtfertigt ist.

Sehr empfehlenswert sind die hier schon öfters empfohlenen Ausgaben von guten Jugendschriften, die der Lehrerhausverein für Oberösterreich veranstaltet. Amicis, Andersen, Robinson, Grimm, Hauff, Stifter sind hier vertreten. Das letzte Doppelbändchen (22—23) enthält sechs von den unter dem Namen Karawane[1]) bekannten Märchen von Hauff, darunter die kostbare „Geschichte vom Kalif Storch"; leider fehlt die vom Zwerg Nase. Mit Recht ist die Originalfassung Hauffs beibehalten, die Bilder sind gut, doch scheint mir der Preis zu hoch. Ein früheres Bändchen der gleichen Sammlung bringt Petersens Märchen aus dem Harzgebirge „Prinzessin Ilse"[2]). Will man den Unterschied von tüchtiger schriftstellerischer Arbeit und dichterischer Schöpfung recht nahe beieinander haben, so lese man nach diesem zarten, sehr gescheiten, lehrhaften Kunstmärchen „Ilse" Hebels taufrische, naturfreudig naive „Wiese", die ja das gleiche Thema behandelt. Lehrreich ist auch neben die Richterschen Bilder zur „Wiese" die im Tone überaus zarten und in der Zeichnung höchst feinen Bilder Liebermanns zu halten. Bilder und Text sind mir zu wenig unmittelbar und frisch empfunden, um das liebenswürdige Büchlein rückhaltlos empfehlen zu können.

Nicht bloß, um der Rezensentenpflicht zu genügen, sondern um der Wichtigkeit der Sache willen, füge ich hier meine Gedanken über eine neue Jugendzeitschrift ein:

„Für die junge Welt"[3]), Zeitschrift für die Jugend. Wir halten im allgemeinen Jugendschriften für einen überflüssigen Luxus und können solche nur empfehlen, wenn sie ganz Vorzügliches bieten. Wir kennen nur eine solche Zeitschrift, die von Meilinger herausgegebenen Jugendblätter. Auch wenn wir solch hohe Ansprüche nicht stellen würden, müßten wir den ersten Jahrgang der vorliegenden Zeitschrift ablehnen. Für die Kleinsten und Kleinen bietet er gar nichts; als Leserkreis ist der ganzen Haltung zufolge die Jugend von 11—14 Jahren gedacht. Was wird nun dieser geboten? Zunächst die üblichen, auf den Zweck hin zusammengeschriebenen kleinen Geschichten. Von diesen ist eine von Paul Johannes gut und ebenso die aus Amicis »Cuore« entnommene, die paar Sachen, welche spezifisch katholische Vorwürfe behandeln, sind wertlos. Dann kommen belehrende Aufsätze, von denen aber keiner an die gleichartigen der Lesebücher heranreicht, Jagd- und andere Abenteuergeschichten sollen wohl einen gelinden Ersatz für die Indianerbücher bieten. Von den Bildern kann man und will ich lieber nicht

[1]) Linz 1904, Fr. Wiesenberger. Mit 15 Bildern von Fr. Müller-Münster. 174 S. 8°. Mk. 1.70.
[2]) Linz 1904, Fr. Wiesenberger. Mit 16 Bildern von Ernst Liebermann. 59 S. 85 Pf.
[3]) Herausgegeben vom Münchner Volksschriftenverlag in München, redigiert von Präses E. Walterbach. (Alle 14 Tage erscheint eine Nummer. Preis halbjährlich 60 Pf.)

Digitized by Google

reden. Wird durch solche absolut unzulängliche Leistungen begreiflicherweise ein Einfluß auf die Jugend nicht gewonnen, so soll der Verkehr zwischen Redaktion und Lesern durch Briefkastennotizen und andere Tricks hergestellt werden, deren letztes Ziel aber Abonnentenfang ist. Was soll nun eine solche Zeitschrift? Wir haben bereits bessere katholischen Charakters und ebenso billige. Warum die nicht unterstützen und verbessern helfen? Man kann sagen: In Arbeiterkreise drangen diese Zeitschriften nicht, die neue Zeitschrift aber, die in Verbindung mit dem weitverbreiteten „Arbeiter" steht und auftritt, soll dem vierten Stande dienen. Ist es aber dann nicht Pflicht, gegenüber der literarisch gut bedienten sozialdemokratischen Presse, den eigenen Standpunkt in einer auch literarisch einigermaßen befriedigenden Weise zu vertreten? Schadet eine solche unzulängliche Vertretung der Sache nicht dieser selbst in ganz empfindlicher Weise? Man kann sich auch nicht damit entschuldigen, daß man sagt: Etwas Unvollkommenes ist besser als nichts, denn es muß gegen solche Reden allen Ernstes die Frage gestellt werden: Ist eine billige neue katholische Jugendzeitschrift notwendig gewesen oder nicht? Wenn ja, dann ist der erste Jahrgang dieser Zeitschrift hinter seiner Aufgabe in bedauerlicher Weise zurückgeblieben, es kann ihm auch das Prädikat „unvollkommen" nicht zuerkannt werden. Wenn nein, dann sehe ich keinen Grund ein, 1.20 Mk. für etwas zu verlangen, was soviel zweifellos nicht wert ist und was die Leute gar nicht brauchen.

Viel mehr Berechtigung als etwa neu erstehenden Jugendzeitschriften schreibe ich der mit Oktober beginnenden Zeitschrift „Kind und Kunst" [1]) (Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes) zu. Was die Zeitschrift will, zeigt ein kurzer Überblick über den Inhalt des ersten Heftes. Der Illusionsästhetiker Lange spricht über „Kunst und Spiel in ihrer erzieherischen Bedeutung", Papst über „Einige Grundfragen der Erziehung", Spanier über „Praktische Ergebnisse der kunstpädagogischen Bewegung". Liese Ramspeck beantwortet die Frage: „Warum können die heutigen jungen Mütter so vielfach ihren Kindern keine Märchen mehr erzählen?" und gibt beherzigenswerte Anregungen zur Fahrt ins Märchenland. Weniger gefallen will Vollbehrs Märchen „Von der Prinzessin, die nicht heiraten wollte". Es ist mehr Arbeit des Gehirns als das Produkt naiver Phantasietätigkeit. Die Bilder dazu sind sehr gut, wie überhaupt die Illustrationen und Bilderbeigaben den sicheren Geschmack des hervorragenden Verlages bekunden. Sache der Familie, an die sich die Zeitschrift erfreulicherweise zunächst wendet, ist es, den köstlichen Bilderschatz, belehrt durch die Aufsätze und sonstigen Notizen, richtig zu verwenden. Dann wird die „lebens- und liebesreiche, wohlige, gemütliche, phantasiereiche und poetische deutsche Kinderstube", wie Matthias einmal so schön sagt, gewiß durch die neue Zeitschrift an wahrer Poesie gewinnen.

Für die reifere und reife Jugend haben wir noch einige bemerkenswerte Erscheinungen zu notieren.

[1]) Darmstadt, Alex. Koch. Jährlich 12 Hefte in Folio. Mk. 12.—.

Digitized by Google

In „Fritz Spalteholz[1]), der junge Volksschullehrer" (eine wahre Geschichte, erzählt von Prof. Dr. Franz Pfalz) führt der Verfasser seine Lebenserinnerungen, die er in dem von mir früher angezeigten und empfohlenen Buche „Ein Knabenleben vor sechzig Jahren" (vgl. Lit. Warte 1903, 12) begonnen hatte, weiter. Die Zeit im Seminar, die ersten Posten als Privat- und Dorflehrer, Liebesfrühling, das ist der Rahmen, innerhalb dessen sich das Bild eines nicht außerordentlichen, aber tüchtigen Lebens vor uns entfaltet. Wieviel Idealismus in kleinen engen Verhältnissen, wieviel Lebenslust und Lebensernst, wieviel Träumen und Selbstzucht wird hier geschildert oder besser, vor uns hingestellt in einfachen, schlichten Worten! Kein salbungsvoller Ton, keine belehrende Absicht drängt sich störend vor, und gerade so, glaube ich, wird das Buch, das dem Erwachsenen zu rein künstlerischem Genusse werden kann, jungen Leuten inhaltlich wertvoll sein. Der Mann hat uns etwas zu sagen und ich selbst freue mich auf das, was er uns im nächsten Bändchen sagen wird.

Ein Ausschnitt aus einem Lehrerleben scheint auch die „Erzählung aus Thüringen, Karl Dorn" von Edmund Kunze[2]) zu sein. Der schlichte, herzliche Ton, in dem die Herzensgeschichte eines 13jährigen Bauernknaben erzählt wird, deutet auf Selbsterlebtes hin. Aus manchen Zeilen guckt auch der Lehrer, so z. B. aus dem ernsthaften Satze: „Im Walde darf man nicht gedankenlos dahineilen" (S. 95) mit darauffolgender Beschreibung des Sehenswerten, oder aus der im Munde des Knaben unmöglichen, langen Gespenstergeschichte (S. 108) und ihrer sehr klugen Deutung. Eine freudige Siegesstimmung — die Geschichte spielt in den Sommermonaten des 70er Krieges — die zuweilen ins Salbungsvolle hinüberspielt, hat der Verfasser über seine Menschen und deren Dorf ausgegossen. So mag denn das Buch einer heimatlich an der speziellen Fabel interessierten Leserschaft ein paar gute Stunden bringen. Um für weitere Kreise von Bedeutung zu sein, fehlt dem Buche gar Manches. Das Lokale, spezifisch Landschaftliche, müßte ganz anders herausgearbeitet sein, die Personen, besonders der Pastor, einzelne Bauern müßten vor uns mehr zum Leben gebracht werden; so wird allzuviel über die Dinge und Personen geredet, anstatt sie vor uns lebendig hinzustellen; es müßte auch der übereilte Schluß fehlen. Dabei soll nicht verschwiegen sein, daß ein paar Episoden (wie die gleich am Anfang der Geschichte) gut geraten sind und daß ein guter Geist durch das ganze Buch weht, der es gerade für die Jugend wertvoll machen könnte.

Aus der „Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" liegen vor: Deutsche Humoristen[3]). Eine Auswahl humoristischer Erzählungen. I. und III. Bd. Man kann der oben erwähnten Stiftung nur dankbar sein, daß sie zu so außerordentlich billigem Preise gute Sachen verbreiten hilft. So erschien bereits Kleists „Kohlhaas"; illustriert (geb. 90 Pf.), Goethes „Götz" mit

[1]) Leipzig 1903, Wöpke. 316 S. 8°. Mk. 4—.
[2]) Dresden 1903, Pierson. 201 S. 8°. M. 3.—.
[3]) Hamburg 1904, Großdorfstel. 221 und 195 S. à Mk. 1.—.

Digitized by Google

Einleitung (geb. 80 Pf.), ein Band älterer Humoristen (Brentano, Hoffmann, Zschokke), ein Balladen- und Novellenbuch sind in Vorbereitung. Von den zur Besprechung vorliegenden Bänden enthält der eine (I.) zwei Stücke von Rosegger, eine Erzählung von Raabe, einen Beitrag von Reuter und einen von Roderich. Letzterer ist Feuilletonarbeit, der ich die Ehre des Abdruckes nicht gönne. Die köstliche Geschichte von den zwei alten, im Süden Deutschlands hängengebliebenen, Schweden und ihrer späten Reise nach dem Norden ist ein echter Raabe von behaglicher Breite; Reuters gemütsvolle Geschichte: „Woans ick tau 'ne Fru kamm" ist durch die reichen Erklärungen auch dem mit der Sprache nicht Vertrauten zugänglich gemacht. Roseggers „Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß" ist durch den Waldbauernbuben schon sehr bekannt geworden; auch die zweite Geschichte von der „Gürtelsprenge" ist echt und wahr bis auf den Schluß. Hier hat Rosegger einer an sich möglichen, ja der Wirklichkeit sehr nahe stehenden Sache, in seiner Art ein paar Lichter aufgesetzt (Gespräch des Versehpriesters mit dem Buben und Genuß des Abendmahles durch den noch nüchternen Knaben), die das Bild einfach verzerren. Im anderen Bändchen (III) entschädigen für die weniger gelungenen Beiträge von O. Ernst und M. Eyth die wirklich erquickenden und frischen Beiträge von H. Hoffmann „Eistrug" und H. Böhlau „Die Ratsmädel gehen einem Spuke zu Leibe". Jugendbücher wollen die beiden Bändchen nicht sein, der „Hausbücherei" einverleibt, können sie ein paar müßige Stunden gut verbringen helfen. Dagegen möchte ich in die „Hausbücherei" einer jeden katholischen Familie Baumbergers neuestes Novellen- und Skizzenbuch hineinwünschen, damit es dort als guter Hausgeist stehe und spreche, spreche besonders auch zu den heranwachsenden Töchtern und Söhnen. Baumberger gibt zwar seinem neuesten Buch: Juhu-Juuhu!" den Untertitel Appenzellerland und Appenzellerleut" [1]). Er ist aber so sehr Dichter, daß er bei allem Bodenständigen doch verschiedene seiner Gestalten in eine Höhe bringt, wo wir überhaupt Menschheitsgeschichte miterleben. Man lese „Das Trineli von Meglisalp" „Quoniam infirmus sum" „Warum s'Eierbethli nicht geheiratet hat"! Da greift ein Starker und Sehender in die Tiefen des Lebens; Baumberger hat gute Augen, dazu ein erbarmendes Herz und feste Grundsätze. So ist er besonders geeignet, bei aller Wahrheit und Echtheit, nicht dem heute so allgemeinen Relativismus zu verfallen, und den jungen Menschen ein Führer zur Höhe zu sein. Auch für die Jugend lehnen wir jede unkünstlerische Tendenz ab. Etwas anderes ist aber eine gefestigte Lebensanschauung, aus der heraus ein Dichter schafft, und die infolgedessen sein Werk durchleuchtet und besonders den jugendlichen, noch nicht gereiften Leser auch wieder beeinflußt. Die christliche Lebensweisheit ist es nun, die in Baumbergers Büchern lebt, nicht aufdringlich gepredigt wird, sondern lebt. Es wäre darum der Gedanke aller Beachtung wert, aus Baumbergers Werken eine Auswahl von etwa zwei billigen Bändchen für die reifere Jugend zu treffen.

[1]) Einsiedeln 1903, Benziger. 292 S. 8°. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Interessant ist die Vergleichung Baumbergers mit einem alten Volksgeschichtenerzähler Melchior Meyr, dessen „Erzählungen aus dem Ries“[1]) es verdienten, in Hendels Bibliothek aufgenommen zu werden. Meyr ist nicht so knapp in der Form, wie Baumberger und die Modernen überhaupt, er ist redselig, umschreibt und erklärt z. B. schwierigere Seelenzustände und streicht manches, wie man sagt und wie es das Volk liebt, einem in den Mund. Hinsichtlich des Stoffes sind mir die vier Erzählungen zu gleichartig. Sie zeigen, wie im bäuerlichen Leben bei aller scheinbaren Grobheit und Geschäftsmäßigkeit Herzensangelegenheiten reiner und zartester Art entstehen und gegen innere und äußere Widerstände durchgefochten werden. Es ist damit in allen vier Erzählungen nur ein engbegrenztes Stück Leben herausgegriffen und wird in behaglicher Breite auseinandergelegt. Was Meyr hier gibt, ist alles echt und lebenswahr, aber das bäuerliche Leben ist doch noch viel reicher. Und wenn in den vorliegenden Erzählungen tiefere Konflikte fehlen, so liegt ein Grund darin, daß eben diese anderen Faktoren, wie Lebensnot und -Sorge, religiöse Wandlungen und Erlebnisse, in den Meyrschen Idyllen ausgeschaltet sind. Baumberger gibt in seinen paar kleineren Erzählungen doch ein reicheres und tieferes Leben. Als Volksschrift möchte ich den ganzen Band der „Erzählungen aus dem Ries“ empfehlen. „Ludwig und Annemarie“ und die „Lehrersbraut“ dürfte auch der reiferen Jugend helfen können, von dem lustigen Reich der Illusionen auf den festen Boden einer tüchtigen Lebenswirklichkeit zu gelangen.

Riehls „Geschichten aus alter Zeit“[2]) liegen nun separat in zwei Bänden vor. Dem Volke mit gewöhnlicher Schulbildung sind ja die Sachen zu fein und nicht zugänglich. Für unsere Gymnasiasten in höheren Semestern wüßte ich aber keine bessere Lektüre, um dem Gerüste ihrer historischen Kenntnisse Fleisch und Blut zu geben. Freilich werden auch sie in die ganze Feinheit und Tiefe der Geschichten nicht aufs erste und zweitemal eindringen; aber einmal mit Riehl bekannt geworden, nimmt man ihn in das spätere Leben mit und kostet ihn mit helleren Augen und reiferem Herzen erst recht aus.

[1]) Halle, Hendel. 8°. 96, 143, 120, 98 SS. zusammen geb. Mk. 2.50, einzeln à 50 und 75 Pfg.
[2]) Stuttgart 1904, Cotta. 268 u. 313 SS. 8°. à Mk. 3.—.

Die Rache

Gedicht von Max Behr in München

Im Kirchhof dort
Am stillen Rain
Da schläft mein totes Schwesterlein.

Mein Schwesterlein war frisch und rot,
Da er's verriet, schlug ich ihn tot,
Und morgen muß ich sterben.

Digitized by Google

Spielmannslieder

1.

Du Spielmann, spiel nicht immer so trüb,
Als wenn das Herz dir springen wollt!
Nur fröhlichem Lied sind die Mägdlein hold,
Dein Lied gewinnet kein herzig Lieb.

Die Blümlein schau, hör rieseln den Quell
Im Mondlicht und Sonnenglanz!
Komm, spiele den Mägdlein zum Reigentanz,
Zum Reigentanz mit dem liebsten Gesell.

„Wie kann ich spielen zu Tanz und Spiel!
Wie kann ich geigen zum Frühlingsreihn!
Mir fuhr in die Saiten ein Weh hinein,
Hinein in die Seele der Reif mir fiel.

Das bleibt dort sitzen ohn Unterlaß
Auf meiner Geige und will nicht fort!
Zum Jubel fehlt mir Klang und Wort,
Zum Lächeln ist mir die Wang zu blaß.

Ha! Fidelbogen, ha! streich nur zu!
Und laß den Schmerz durch die Saiten ziehn.
Laß schrillen Klang dem Spiel entsprühn!
Je wilder du spielst, um so eher ist Ruh.

2.

Es spielt der Spielmann wieder
Ein altbekanntes Lied,
Das unbewußt, wie im Traume,
Ihm oft durch die Seele zieht.

Er spielt auf brauner Geige
Mit wundersam weichem Laut
Und gaukelt die bebenden Töne
Ums Bild der geliebten Braut.

Es zittert über die Saiten
Der Zauberbogen ihm wild —
Da leuchtet wie sterbendes Lächeln
Vor ihm ein bleiches Bild.

Das schwebt vor ihm, das winkt ihm —
Da schrillt ein schmerzlicher Ton,
Und mit der springenden Saite
Ist ihm die Seele entflohn.

Fr. W. Helle †

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

III

Allgemeine Rundschau. I. 23—30. Vor noch nicht zehn Jahren machte man, wie die Verfasserin selbst berichtet (Nr. 23), E. M. Hamanns „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" den Vorwurf, sie habe Mörike im Vergleich zu Uhland zu viel Raum gewährt, obgleich die Besprechung Uhlands mehr als den dreifachen Umfang hatte. Und heute wird Mörike von manchen als Künstler höher eingeschätzt, „wenn sie ihm auch ein bedeutend geringeres Gesamtresultat dichterischer Betätigung zusprechen müssen". Das liege zu einem großen Teile an dem Menschen Mörike, dessen „an Schwäche grenzende Weichheit" ihn nicht zum Herrn seines Geschickes befähigte. Sein Leben war ein idyllisches, „es läßt sich kaum annehmen, daß er ein tragisches Schicksal gemeistert hätte". Mörikes künstlerische Persönlichkeit faßt Hamann folgendermaßen zusammen: „ein Dichter reicher Begabung, sinniger Vertiefung, sonniger Reinheit, idyllischer Konzentrierung, schöner, wenn auch nicht durchweg strenger Form, idealer Realistik, goldenen Humors, echter Volkstümlichkeit; mit der Freude an Romantik und Klassizität, mit der Hinneigung zum Mystischen und Schaurigen". — Für den Besuch trefflicher Theaterstücke, auch sogen. moderner, seitens der Geistlichen tritt Dr. Ferdinand Klein in Nr. 25 ein, ohne aus dem Geistlichen einen Theaterfexen machen zu wollen. Gerade die Betonung des seelsorgerlichen Momentes erscheint mir sehr wichtig. Den Geist seiner Zeit, wenn man will, die Gefahren seiner Zeit, zu erkennen, ist für einen Seelsorger, einen Beichtvater, ein Erfordernis, und gerade im Theater könnte er da manche wichtige Erfahrung machen. Andrerseits kann ich die Ausführungen Kleins über falsche Ansichten bezüglich manches modernen Werkes aus eigner Erfahrung aufs lebhafteste bestätigen. Wie oft habe ich von Geistlichen die entsetzlichsten Berichte, beispielsweise über Halbes „Jugend", zu hören bekommen, ohne daß sie das Stück gelesen oder gar gesehen hatten! — Laurenz Kiesgen, der selbst ein liebenswürdiger und gewinnender Lyriker ist, wird in einer literarischen Betrachtung der 28. Nummer zum Interpreten der Lyrik Martin Greifs. Greif sei „so gut, so gesund, so anspruchslos, just so einladend und bekömmlich wie die Natur selber". Das erkläre auch, warum der Reiz seiner Poesie vielen unerschlossen bleibe, die am Reinen und Natürlichen keine Freude mehr haben können. — Am 10. Juni 1902 starb in einer Villa bei Barcelona Jacinto Verdaguer, vom Volke Mossén Cinto genannt, der Dichter der „Atlantida" (deutsch v. Clara Commer), der „Mystischen Idyllen und Lieder" u. a. Von seinen letzten Liedern („Floss de Maria" und „Eucaris-

Digitized by Google

tiques" spricht Dr. Luzian Pfleger in begeisterter Weise (Nr. 28). In Nr. 30 berichtet Dr. Alexander Frey über den Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur.

Augsburger Postzeitung. Beilage. 37—46. Die literarische Seite dieser Beilage wird im wesentlichen von Hermann A. Stark vertreten, der übrigens mit Lorenz Krapp (Arno von Walden) einen Vertrag auf gegenseitige reklamehafte Zitierung abgeschlossen zu haben scheint. Er verbreitet sich in Nr. 39 und 40 über die „Idee vom Tod in der modernen Literatur und ihr Verhältnis zum Christentum". Das Thema wird an Edgar A. Poe und Maeterlinck, Ricarda Huch und Isolde Kurz, K. Busse und Schönaich-Carolath, Zola und Sudermann, an Ibsen u. a. näher erörtert und als Beispiel christlicher Auffassung mit Recht Hansjakobs packende Schilderung vom Tode des Hermeshofers (in „Valentin der Nagler") angeführt. — Als einen Lyriker, der kräftige, klare Plastik mit tiefer Innerlichkeit, Erhabenheit mit einem gesunden Blick für das Reale vereinigte, charakterisiert derselbe Autor (Nr. 41 und 42) den priesterlichen Dichter Johannes Schrott, der am 13. Juni 1900 zu München verschied und in der Kapitelgruft von Sankt Cajetan auf dem Südlichen Friedhof begraben liegt. Seine „Poetischen Meditationen" sind 1900 in zweiter Auflage erschienen, außerdem hat er noch veröffentlicht: „Dichtungen" (1860), zu denen Redwitz ein Geleitwort schrieb, und „Bienen" (1868). — Neue Forschungsergebnisse über den Benediktinerpater Petrus von Rosenheim, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wirkte, beleuchten den lange vergessenen Vorkämpfer gegen die Hussiten auch als Dichter. Er schrieb u. a. ein Carmen de morte, einen poetischen Totentanz (gedruckt 1860, Leipzig) und viele, auch größere, Gelegenheitsdichtungen, was ihm durch seine außerordentliche Versgewandtheit sehr leicht wurde.

Bühne und Welt. VI. 20—24. VII. 1. 2. Die demnächst erfolgende Ausgabe von Edgar Allan Poes gesammelten Werken durch Hedda und Arthur Moeller-Bruck (10 Bände) veranlaßt Eduard Engel, die Bedeutung des phantastischen Amerikaners eingehender zu untersuchen und abzugrenzen. Diese beruhe hauptsächlich auf seinen Erzählungen, die ihn als einen der „letzten und vollendetsten Meister der Spannungskunst in der Erzählung" dokumentieren. Bleibenden Wert verleihe ihnen die Formvollendung, die Meisterschaft des Stils. — Aus Heinrich Stümckes Buch „Die vierte Wand" (418 S. 6 Mk.) bringt das 22. Heft einen Essay über „Tschechow als Dramatiker", der den russischen Dichter einen „ungewöhnlichen Stimmungskünstler" nennt. Handlung im gewöhnlichen Sinne fehle ihm dagegen in den meisten Fällen. — Für den Heineforscher wertvoll sind die Nachrichten, die Gustav Karpeles über die Beziehungen dieses Dichters zu der Schauspielerin Therese Peche veröffentlicht. Heine sah diese Künstlerin zum erstenmal in Lope de Vegas Schauspiel „La estrella de Sevilla". Ihre Persönlichkeit scheint einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, wenigstens schrieb er später an seinen Freund Friedrich Merckel: „Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können". — Aus dem letzten Hefte des 6. Jahrgangs ist zu erwähnen die Untersuchung „Faust in Frankreich" von Dr. phil. Martha Langkavel, die sich als eine Geschichte der französischen Faustübersetzungen darstellt und insbesondere der Verdienste François Sabatiers um die dauernde Einbürgerung der „größten deutschen Dichtung" in Frankreich gedenkt. — Bemerkenswert schon der Verfasserin halber sind Sarah Bernhardts Bemerkungen „Vom moralischen Einfluß des Theaters" (VII. 1.) Sie spricht unter anderm von

Digitized by Google

dem Eindruck, den Edmond Rostands „La samaritaine" auf sie machte: „Ich fühlte mich wie in eine andere Welt versetzt und stammelte Worte des Entzückens. ... Ja, dieser Tag rief alle Erinnerungen meiner Kindheit in mir wach; die Zeit stieg vor mir auf, wo ich das Jesukindlein glühend verehrte und mich ganz den mystischen Schauern der katholischen Religion hingab. Mehr als je empfand ich die Macht des Dramas so wie man es in unseren Tempeln darstellt, denn das Theater ist der wahre Tempel der Kunst, so wie die Kirche der Tempel des Glaubens ist." — Zu einem durch P. A. Pöllmann und R. v. Kralik aktuell gewordenen Thema liefert Eduard Platzhoff-Lejeune einen Beitrag (H. 2.), der die „Volksschauspiele in der Schweiz" behandelt. Natürlich steht hier der „Tell" an erster Stelle. Die Verbindung der Freiluftbühne mit der gedeckten Halle scheint dem Verfasser möglicherweise große Aussichten für die Zukunft zu bieten. Deshalb bespricht er eingehender den ersten Versuch dieser Art, der in Zürich-Wiedikon im Juli und August l. J. gemacht wurde. Das Stück, das hiebei zur Aufführung kam, war Arnold Otts „Karl der Kühne". (Vgl. „Zeitschriftenschau" des November-Heftes, über „Alte und Neue Welt").

Deutscher Hausschatz. XXX. 12—18. Eduard Hlatky, der Dichter des „Weltenmorgen" hat zu Beginn des Jahres 1904 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Dies gibt P. Schuk Anlaß zu einer literarischen Skizze im 15. Heft des „Deutschen Hausschatz", in der er u. a. mitteilt, daß die Entrüstung über Madachs „Tragödie des Menschen" Hlatky zu seinem „Weltenmorgen" anregte. Er wollte diesem Werke „eine Dichtung entgegenstellen, worin die Schönheiten Gottes und die Ideale des Christentums in hellem Lichte erstrahlen". — Über Formen des Dramatischen und wichtige Faktoren des technischen Aufbaues unterrichtet ein Aufsatz von Hans Traug. Schorn, („Einiges über das Drama und seine Technik" H. 16), der auch Ratschläge für ein vertieftes Studium des Gegenstandes enthält. Im 17. Heft widmet L. Krapp dem z. Z. vielgefeierten Mörike ein paar Spalten. Literarhistorisch wertvoll ist J. Seebers Untersuchung über die „Entstehung der Ahasver-Sage" (Heft 18). Der Verfasser wendet sich sowohl gegen den Versuch, dieselbe mythologisch zu erklären, wie gegen die Behauptung, sie sei eine „Erfindung christlicher Priester". Vielmehr glaubt er, daß „der Fluch, der über das jüdische Volk erging und es in alle Welt zerstreute, bis es am Ende der Tage gerettet wird (Röm. 11, 26), in der Sage vom ewigen Juden symbolisiert wurde". — Was der „Deutsche Hausschatz" in den vorliegenden Heften an Belletristik bringt, ist im allgemeinen gute Unterhaltungslektüre. Manches, z. B. „Der Himmelsdieb" von Nanny Lambrecht (Heft 17) oder die Skizze „Eine Ruine" von M. Buol (Heft 18) vermag auch höhere Ansprüche zu befriedigen. Bei der Bewertung der Illustration bleibt zu bedenken, wie schwer es ist, den Wünschen eines schaulustigen Publikums gegenüber an dem „Non multa, sed multum" festzuhalten.

Friedensblätter. VIII, 11 und 12. IX, 1. Zu den Zeitschriften, deren Ziele allen verständigen und weiterblickenden Lesern liebevolles Interesse abzwingen, gehören die „Friedensblätter". Sie wollen gegen Unwissenheit, Vorurteile und Mißverständnisse in religiösen Dingen ankämpfen, also eine wahre und edle Aufklärung verbreiten. Damit hängt ihre zweite große Aufgabe zusammen: „Die christliche, aufrichtige, mit Milde und herzlicher Güte gepaarte Liebe gegen die Person des Nächsten unter den getrennten Christen zu pflegen und zu fördern".

Digitized by Google

Ein hochbedeutendes, leider von vielen nicht in seinem eigentlichen Werte geahntes Ziel! Doch wirkt die Zuversicht, mit der der hochgesinnte Redakteur, Präsekt Bernhard Strehler in Neisse, den neuen Jahrgang eröffnet, anregend und begeisternd. Eine ganze Reihe hervorragender Theologen, u. a. Bischof Augustin Egger von Sankt Gallen, Ehrhard, Merkle, Schell, haben Beiträge zur Verfügung gestellt. Im 1. Heft des 9. Jahrganges wird unter dem Titel „Aus Meßbuch und Brevier" mit dem sympathischen Versuch begonnen, den liturgischen Reichtum der Kirche nach Kräften den Lesern zugänglich zu machen. Ebenda unternimmt es Fr. Fecke, das Leben und Wirken John Henry Newmans in den Jahren 1833—1845 zu schildern.

Kunstwart. XVII. 21—24. Wie der „Einfluß der modernen Dichtung auf die Schauspielkunst", besonders der Ibsens, zwar mit aller Schablone, mit groben Effekten aufgeräumt habe, andererseits aber vielfach zum Züchter eines unstilisierten Naturalismus, einer bedauerlichen Einseitigkeit, geworden sei, zeigt Adolf Winds im 21. Heft. „Der neue Wein, den die moderne Dichtung in die alten Schläuche gegossen hat, ist für die schauspielende Kunst zum guten Teil noch gährender Most." Während also hier von einer Wirkung der Moderne noch ein gedeihliches Ausreifen erhofft wird, haben sich für sie selbst schon verschiedene Totengräber zum Wort gemeldet. Demgegenüber stellt Adolf Bartels („Das Ende der „Moderne"?" Heft 22) vernünftigerweise fest, daß von einem endgültigen Abschneiden der Fäden, die von unserer Literaturepoche in die Zukunft führen, keine Rede sein kann. Der Art nach Neues sei freilich von ihren Talenten kaum mehr zu erwarten, auch nicht von den vier Großen, von Liliencron, Hauptmann, Halbe und Dehmel. In diesem Sinne glaubt auch Bartels an das Ende der „Moderne" und findet bei Rudolf Huch („Eine Krisis") im ganzen eine Bestätigung seiner Ansichten, obwohl er von einer „Krisis" nichts sehen will. Einzelne Auseinandersetzungen drehen sich hauptsächlich um Hebbel und um die Heimatkunst, die von Bartels als ein „Gesundungsprozeß" verteidigt wird. Ihre Begrenzung und vorübergehende Bedeutung habe gerade er stets betont. — Die moderne Literatur mit ihrer Vorliebe für das Problematische, ihrer Neigung zum Kränklichen, zum krankhaft Verfeinerten steht vielfach in einem merkwürdigen Gegensatz zum modernen Leben, wo allein der Erfolg König und die Arbeit Königin ist. Diesen Gegensatz führt Arthur Moeller-Bruck (Heft 23) des weiteren aus. „Heute ist der Dichtertyp so oft Patiententyp, und das künstlerische Schaffen ist dann keine Entladung mehr, sondern nur ein Abstoßen von schmerzenden Fremdkörpern. Der Menschentyp ist dagegen heute Arbeitstyp, und der Antrieb, aus dem die Arbeit sich folgert, heißt Kulturehrgeiz." „Vorläufig hat dieser Kulturehrgeiz vielleicht noch zu viel mit sich selbst zu tun und muß ins Leben zu wirken suchen. Aber auch für ihn dürfte mit Sicherheit noch einmal die künstlerische Stunde kommen, der Augenblick, von dem ab es ihn nach einer Feierung seiner Kulturergebnisse verlangt. Und das dürfte ihn ganz von selbst zu einer Kunst führen, die seiner ebenbürtig ist. Erst diese Kunst wird die wahrhaft moderne sein." — Daß das Mörike-Heft des „Kunstwart" (Heft 24) mit ganz besonderer Liebe ausgestattet wurde, wird keinem verwunderlich sein. Feinsinnige Interpreten, Avenarius, Adolf Stern, der Maler Schwind und der Komponist Hugo Wolf, sind vertreten, um die Festgabe zu einer recht reichen und gediegenen zu machen. 15 Abbildungen des Dichters schmücken das Heft. Über Mörikes Lyrik spricht F. Avenarius, über seine Prosa Adolf Stern. —

Digitized by Google

Monatsblätter für deutsche Literatur. VIII. 6—12. Mit dem schottischen Volksdichter Robert Burns (!) vergleicht Fr. Wiegershaus im 6. Heft — den ihm sehr sympathischen Fritz Lienhard. („Fritz Lienhards Gedichte. Eine literarische Studie"). Seine Stärke liege in der Lyrik. „Lienhard hat seinen Weisen einen lebensvollen Inhalt gegeben, weil er einen reichen Überschuß an Lebenskraft zu verzeichnen hat. Aus seinen Liedern klingt immer wieder hell und harmonisch die Weise nationaler Zuversicht". Wiegerhaus hofft, daß „das deutsche Volk den Weg zu Lienhard finden wird". Er widmet auch dessen Drama „Heinrich von Osterdingen" eine sympathievolle Besprechung (Heft 7). Die Schuld an der verschiedenen Bewertung Lienhards tragen nach der Ansicht R. W. Enzios (Heft 8 „Fritz Lienhard") zunächst seine Freunde, dann aber auch der Dichter selber. Jene durch zu geringes Eindringen in die Tiefe seiner Bestrebungen, er selbst durch die Langsamkeit seiner Entwicklung. „Darin mag es liegen, daß man in seinen ästhetischen Schriften bisweilen auf Wiederholungen und scheinbare Widersprüche stößt, die aber doch im Grunde nichts anderes als Klärungen und Erweiterungen darstellen. Jede einzelne seiner Schriften ist ein Spiegel Lienhards; aber erst das gesamte Schaffen vermittelt ein klares Bild seines Wesens und seiner Ideen." — „Wie Theodor Storm ein edler Bildner der Seele ist von ihrem ersten leisen Aufatmen bis zum abgeklärten Gemüt des Alters", wie er insbesondere die Entwicklung der weiblichen Psyche in seinen feinfühligen Werken niedergelegt hat, möchte E. Esmarch im 10. Heft zeigen („Theodor Storm und die Welt des Gemütes"). Er tut das freilich in etwas umständlicher und doch oberflächlicher Weise. Durch einen gründlicheren Aufsatz von Dr. G. Witzmann ist C. F. Meyer vertreten (Heft 7), während L. Engelbrecht zur Kenntnis der Persönlichkeit G. Kellers einen kleinen Beitrag leistet („Eine Begegnung mit Gottfried Keller"). Die Beziehungen Mörikes zu Luise Rau erörtert Hans Benzmann im 12. Heft. Von neueren Dichtern wurden charakterisiert: G. Frenssen von Fr. Bierlein (Heft 6), der eine Volksausgabe der Frenssenschen Werke wünscht, K. Busse (A. K. Tielo, Heft 6), Peter Hille von seinem Freunde L. Schröder (Heft 9), Liliencron (W. Koch, Heft 10), Ernst Wachler (F. Wiegerhaus, Heft 12) u. a.

Natur und Glaube. VII. 7—10. Dem naturkundlichen Unterricht gibt, wie Steeger im 7. Heft ausführt, das Betonen der biologischen Seite, der stete Hinweis auf Zweck und Ziel der einzelnen Erscheinungsformen, Reiz und Gehalt. „Nach der früheren morphologisch-systematischen Unterrichtsweise hat man z. B. den Feigenbaum einfach nach seiner äußeren Erscheinung beschrieben, jetzt zeigt man — soll wohl heißen: zeige man — wie die narbenlosen, kurzgriffeligen Blüten des Feigenbaumes dem ganz eigenartigen Zwecke der Ernährung der Larven einer bestimmten Gallwespe dienen, die dann später die Bestäubung der weiblichen Blüten bewirkt." Eine solche Methode wird dann von selbst zu einem eindringlichen Kommentar der Worte: „Sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Macht und Gottheit, ist in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar". Verschiedene Aufsätze der vorliegenden Hefte von „Natur und Glaube" könnten einem einsichtigen Lehrer Stoff zu anregendem Unterrichte geben, so „Von der Begrannung der Gräser" (Heft 7), „Schutzmittel des Pollens gegen Nässe" vom Herausgeber, Prof. Dr. J. E. Weiß, (Heft 10), „Farbenharmonien zwischen Blumen und Schmetterlingen" von Eduard Boode (ebda) u. a. — Die Erörterungen über den Nietzscheschen Übermenschen als Konsequenz der

Digitized by Google

Darwinschen Entwicklungslehre, die H. Gotzes im 8. Heft angestellt, leiden an dem Fehler der Oberflächlichkeit, den man oft an populär-apologetischen Versuchen beobachten kann. Das Festklammern an feindliche Buchstaben, das blinde Eifern gegen Schlagwörter, an Stelle des ruhig prüfenden Eindringens in die Werkstatt, aus der diese durch den Alltagsgebrauch abgenützten Münzen stammen, — das sollte durch exakte, zielbewußte, gründliche Arbeit verdrängt werden. Sonst kann es vorkommen, daß der denkende Leser eines solchen Aufsatzes durch nichts angeregt wird als durch die Zitate, die der Verfasser beispielsweise aus Nietzsche bringt.

Türmer. VII, 1. Am 1. September wurde am Berliner Deutschen Theater in einer Bearbeitung von Paul Lindau Shaksperes „Troilus und Cressida" gegeben. Diesen Anlaß benützt Felix Poppenberg dazu, den Geist dieses Werkes eingehender zu erörtern. Namentlich wendet er sich gegen die Auffassung, als sei das Drama als „Iliastravestie" geschaffen worden. „Die Irreführung der Meinung kommt sicher von einer Gestalt dieses an bunter Kreatur so reichen Werkes, von Thersites, den man allzu einseitig als den Chor, als das Sprachrohr des Dichters betrachtet." Shakspere teile dessen Schimpfen durchaus nicht, er gebe vielmehr in seinem Drama „Weltausschnitte, gespiegelt in den mannigfaltigsten Temeramenten", und so auch in der Seele des Thersites. — Der Türmer hat mit dem neuen Jahrgang eine neue Abteilung eingeführt, die „Blätter für Literatur", geleitetet von Fritz Lienhard. Gleichsam zur Einführung dient sein Aufsatz „Jenseits der Sprache". Während Maeterlinck irgendwo die große Überlegenheit des Schweigens dem Gespräch gegenüber hervorhebt, wobei er zwischen einem „aktiven" und „passiven" Schweigen unterscheidet, weist Lienhard nach, daß dieses erstere nur „eine feinere, leisere Art der Sprache", „eine innere Schwingung" ist, verursacht durch vorhergehende Worte, seien es nun Gespräche, ein Buch oder ein Brief. „Eigentlich schweigen kann der lebensvolle Mensch überhaupt nicht". Die wörtliche Sprache ist eben nur ein Mittel „für die zu übertragende Kraft des Sprechenden", für die wortlose Sprache des ganzen lebendigen Organismus, für das, was „jenseits der Sprache" liegt. — Als zweiten Beitrag desselben Autors enthalten „die „Blätter für Literatur" eine Charakteristik des „deutschen Herzensidealisten und Sonderlings" Bogumil Goltz. Er sei freilich ein „formloser Plauderer", weder Talent noch Künstler, aber das, was Goethe einmal eine „Natur" nennt, „genial, ursprünglich, unmittelbar, berauscht vom Lebenswein, erfüllt vom Wunder des Lebens, so daß er allen Menschen davon künden muß".

Zeitstimmen. III, 7—9. Zu der Gruppe der formellen Künstler rechnet Karl Röttger (Heft 7) neben Stefan George und Hugo von Hofmannsthal auch den 1874 zu Brünn geborenen Richard Schaukal. „Sie haben eine weiche Musik in den getragenen Worten und glatten Versen. Was sie darstellen, ist dem adäquat: sensitive Träume, verfeinerte Ideen, stilisierte Weltansicht." Mit Nietzsche könne man sie als die herbstlichen, reifen, süßgewordenen Früchte alter Generationen bezeichnen. Ihre Eigenart verlange ein Publikum „mit ausgebildeten Sinnen und feingeistigen Qualitäten". Ein paar Gedichtproben, die zur Illustrierung dieses Aufsatzes dienen sollen, scheinen glücklich gewählt, zumal das formweiche „An die Träume" war mir sehr sympathisch. — Ein anderer Österreicher, Karl Merwart, gehört nach Viktor A. Reko (8./9. Heft) zu den markantesten Vertretern des Franzosentums in Wien. Das französische Element sei aber bei Merwart nichts Äußerliches, sondern etwas mit seiner

Digitized by Google

ganzen Natur Verwachsenes. Seine erste belletristische Veröffentlichung, die Dichtung „Reckenspäße", leitet „die einzelnen Grundlagen der französischen Sage zu einem mächtigen Strome zusammen, der verwandte Motive mit Gewalt an sich reißt". Unter seinen lyrischen Veröffentlichungen ragen die gelungenen Nachdichtungen Sully Prudhommes hervor. Dem Vernehmen nach arbeitet der Dichter zur Zeit an einem mächtigen Werke, das sämtliche Sagenstoffe des alten Frankreich behandeln will. — Adolf Pauls Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch" ist bekanntlich vom Hamburger Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit in einem Rundschreiben als unsittliches Buch bezeichnet worden, was den Unterzeichnern des Rundschreibens eine Geldstrafe eintrug. Sie hatten größtenteils — und das ist das Bezeichnende — den Roman gar nicht gelesen. P. Berghoff hält in einer ausführlichen Besprechung das Erscheinen des Buches für den Beginn einer neuen Entwicklungsphase des Romans.

M. Behr.

Münchener Bühne

Im Hoftheater kam zur Abwechslung ein feiner Künstler zu Wort, der aber leider kein Dramatiker ist, wenigstens kein bühnenkundiger. Schon aus dem Grunde, weil er nur leise andeutet, weil die intimsten Wirkungen vielfach auf dem beruhen, was zwischen den Zeilen zu lesen ist. Ich meine den Dänen Sven Lange mit seinem dreiaktigen Schauspiel „Die stillen Stuben". Ein leises und reifes Lächeln liegt über dem Sujet. Mit dem Oberlehrer Niels Theysen, einer verschlossenen, zurückhaltenden Natur, ist sein junges Weibchen, das vom Leben träumt, ganz unzufrieden. In dem Amtsanwalt Carsten findet Helga einen Genossen ihrer Sehnsucht, der von Herzen gern bereit ist, ihre und damit auch seine Wünsche zu befriedigen. Freilich wäre es der Frau Oberlehrer angenehmer, wenn ihr Lebensdrang ohne Skandal und auf legitime Weise durch ihren Mann gestillt würde: sie sagt diesem alles, in der Hoffnung, ihn aufzurütteln. Der aber hat nie daran geglaubt, „daß ein Mensch dem andern helfen kann, wenn wirklich etwas auf dem Spiel steht"; er zieht sich vornehm und äußerlich ruhig zurück und überläßt seine Frau ihren Kämpfen und ihrem Liebhaber. D. h., es kommt nicht so weit. Durch das tief erregte Aussehen ihres Gatten betroffen gemacht, sucht sie Rat bei ihrem Vater, dem bankerotten Advokaten Christensen, dessen Frau Gift nahm, da sie einen anderen liebte und der zum Lumpen wurde, weil er nicht wußte, ob die Worte „Ich bin dein", die man auf einem Zettel in ihren Händen fand, ihm oder dem andern galten.

Auch Frau Helga will sich auf diese Erzählung hin vergiften. Doch der Alte meint: „Du bist zu klein." Inzwischen hat das natürliche Gefühl den Oberlehrer doch aus seiner erzwungenen Reserve gerissen, er kommt herbei und die Angst macht seine tiefe Liebe offenbar. Sie ist aber froh, nun das Leben zu besitzen, ohne seine

Digitized by Google

Beschwernisse durchmachen zu müssen. — Diesen leis ironisch behandelten Vorgang, dem der Dichter einen Beigeschmack von Alltag, von kleinen „Gefühlchen" gibt, wird durch die tragische Geschichte des alten Advokaten in eine ernste Beleuchtung gerückt. Dramatisch ist das nun freilich nicht. Auch die Charaktere passen nicht auf die Bühne: Das Theater verlangt klare, scharf herausgearbeitete Gestalten und die gibt Sven Lange nicht. Was aber an dem Stück nach lautem Effekt aussieht, das ist schlecht: so die Gespenstereinlage im dritten Akt. Der Erfolg galt infolgedessen wohl der Darstellung, in der die Vertreter der Hauptrollen, Herr Lützenkirchen als Oberlehrer, Fräulein Brünner als Helga und zumal Herr Wohlmuth als Advokat Christensen mehr als Durchschnittliches leisteten. Als Lesedrama [1]) ist das Stück eine Lektüre voll intimer Reize. —

Um der Tradition nicht untreu zu werden, jagte man im Residenztheater mit Leo Walter Steins und Ludwig Hellers Schauspiel „Die Soldaten" nach — Lorbeeren. Da das Ding mit Literatur nichts zu tun hat, kann ich mir ersparen, hier darüber zu reden.

Die erste Saisonneuheit des Schauspielhauses war Ludwig Fuldas Verskomödie „Novella d'Andrea", die bereits Dr. P. Expeditus Schmidt im Oktoberheft ausführlich besprochen hat. Ihr folgte als Vorstellung der Münchener Dramatischen Gesellschaft Herbert Eulenbergs Tragödie „Ein halber Held" [2]). Ein paar Einfälle sind hier zu einer Art von fünfaktigem Drama gedehnt worden. Der Autor erfreut oft durch wirkliche Knappheit und Wucht des Dialogs, wird aber ebenso oft gequält-pathetisch und steif. An Sentimentalitäten und Gemeinplätzen ist kein Mangel, der Schluß ist beides. Der preußische Hauptmann Kurt von der Kreith (— das Drama spielt zur Zeit des siebenjährigen Krieges —) eine hochstrebende, zugleich feinfühlige, „problematische", nicht lebensstarke Natur, ein „Phantast", wird durch den militärischen Drill niedergedrückt und gebrochen („ich kann ja nicht einmal mehr wollen"), durch Mißtrauen und Ungerechtigkeit im Innersten verwundet und der Verzweiflung nahegebracht. Das eine kettet ihn an Preußen, das andere treibt ihn zu seinem Bruder Franz, der österreichischer General und der Grund des Mißtrauens gegen Kurt ist. Er könnte sich schließlich durch einen Schuß auf seinen Obersten vor Verurteilung und Tod retten, aber er ist keine kühle, sich um jeden Preis durchsetzende Natur wie sein Mitgefangener Fuchs, kein rücksichtsloser Tatenmensch wie Michael Damnitz, — seine Hand sinkt herab vor dem Vorgesetzten. Gerade diese Szene wird dadurch, daß man die Disziplin, die sie erklärt, fast nur vom Hörensagen kennt, unwirksam. Der lebendige Glaube an die einzelnen Personen bleibt aus, trotzdem sie so viel über sich selbst reden. Ihre Eigenschaften haben alle etwas Hinkonstruiertes. Hie und da ein Aufleuchten dramatischer Kunst und Kraft, (auch technisch), aber im ganzen stört das durchschimmernde Programm; zu einem Dramatiker großen Stils ist Eulenberg vorläufig zu sehr Konstrukteur. Durch die Darstellung wurde das Stück nicht gerade gehoben. Nur Herrn Schwartze lag die Rolle des Michael Damnitz, soweit sie nicht der Dichter durch zwecklose Rührseligkeiten verunstaltete. — Dagegen war die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd" der Hauptsache nach eine ausgezeichnete. Ida Bardou-Müller gab die Titelrolle mit erschütternder Überzeugungskraft; man glaubte ihr bis ins Detail.

[1]) München, Albert Langen Mk. 1,50.
[2]) Buchausgabe bei Reclam.

Digitized by Google

Auch von Hans Lackner (Christoph Flamm) läßt sich das sagen, wenngleich er das äußerliche Herauskehren der gesund-derben Persönlichkeit Flamms etwas übertrieb. Für Frau Flamm hätte man, was Stimme und Erscheinung betrifft, keine bessere Darstellerin finden können als Margarethe Tondeur, nur war sie zu zurückhaltend und gemessen, zu leidenschaftslos. Das ist ja zum Teil auf die Rechnung Hauptmanns zu setzen, der Flamms Gattin zu einem Engel an Geduld und Menschenliebe gemacht hat, wohl in der Absicht, durch versöhnende Momente die aufdringliche Trostlosigkeit des Sujets zu mildern. Das ist ihm viel besser beim Buchbinder Keil gelungen, den Julius Stettner entsprechend wiedergab. Hier gleicht die wenig sympathische, äußere Erscheinung, das unmännliche Auftreten, den Edelmut wieder aus, der sonst unrealistisch wirken würde. In der Tat sind die versöhnenden Schlußworte des betrogenen Bräutigams: „Das Mädel . . . was muß die gelitten han!" von mächtiger Wirkung. Der Versuch Hauptmanns, der erbarmungslosen naturalistischen Darstellung zu einem menschlich-befriedigenden Eindruck zu verhelfen, ist also doch zum Teil geglückt, wenn man auch nur in beschränktem Maße von einer organischen Verschmelzung reden kann. Technisch ist das Stück etwas eintönig gearbeitet, zumal der dritte Akt mit dem zweimaligen Auftreten der Schnitter, die Szenen in Flamms Wohnung mit den langen Gesprächen, dem Kommen, Gehen und Wiederkommen von Personen u. a. In der psychologischen Begründung scheint mir z. B. die Zerknirschung des Maschinisten Streckmann herbeigequält. Auch sonst stört manches Gemachte; nach meiner Überzeugung ist vielfach gerade das, was nach der Absicht des Verfassers dramatisch wirksam sein soll, nicht aus vollen, lebendigen Gestalten herausgeboren, so die Verzweiflungsszene Roses im letzten Akt. Das ist naturalistischer Aufputz — wenigstens zum überwiegenden Teile, — über dessen Hohlheit nur eine treffliche Darstellung, wie die Ida Müllers, hinwegtäuschen kann. —

Einen gemischten Eindruck trug ich von der Aufführung des „Traumulus" von Arno Holz und Oskar Jerschke davon. Das Stück ist nicht aus einem Guß, was schon durch die Bezeichnung „Tragische Komödie" angedeutet wird. Eine Burleske ohne Hintergrund, ohne symbolische Deutungsmöglichkeit — im Gegensatze zu ähnlichen Fällen bei Shakspere — und die Tragödie eines Menschen, der an seinem Glauben an das Edle, an seiner Güte, seinem Idealismus zugrunde geht, — das läßt sich nie und nimmer organisch verbinden. Das gibt eine Herabzerrung des Wertgehaltes ohne Hebung des Komödienhaften im schlimmen Sinne. In dieser Hinsicht ist der dritte Akt, die Kneipe einer Froschverbindung darstellend, lebhaft zu bedauern, zumal die Aktionen bei dieser personenreichen Szene fast den Eindruck von Turnübungen machen. An und für sich ist ja Art und Geist solcher Kreise gut wiedergegeben und verspottet, aber das geschieht mit allzuviel Rücksicht aufs Theatralische, ebenso wie die Zeichnung des preußischen Landrats und des Assessors Mollwein, die Einführung des verbummelten Studenten und der Courtisane Lydia Link. Aus dieser ironisch behandelten Umgebung hebt sich nun die Gestalt des Idealisten Niemeyer heraus, der von seinen Schülern Traumulus genannt wird, ein Charakter, der freilich mit den Mängeln des Dramas zum Teil versöhnt. Er hat immer an das Gute im Menschen geglaubt, seine Schüler gegen den Landrat verteidigt, der alles mit der Polizei machen will, und zum Schluß sieht er sich von seinem Lieblingsschüler Kurt von Zedlitz angelogen, von seinem Sohn betrogen,

Digitized by Google

von seiner Frau, einer herzlosen Kokette, völlig unverstanden. Sein Feind, der Landrat, triumphiert — scheinbar. Er selbst aber weist in der Erregung den um Verzeihung flehenden Zedlitz, der im Grunde ein edler Charakter ist, schroff und höhnisch zurück. Und diese Untreue gegen seine Prinzipien soll erst sein Verhängnis werden, denn Zedlitz geht in den Tod: Und Traumulus bricht zusammen. — Colla Jessen gab die Titelrolle äußerst wirksam. Sonst spielte man mittelmäßig mit wenigen Ausnahmen, etwa von H. Schwartze als Landrat und Lili Marberg (Lydia Link), die allerdings etwas übertrieb.

Das Volkstheater gesellte seinen Ulkstücken („Pension Schöller", „Die Herren Söhne"), die übrigens im Bereich ihres Genres vorzüglich gespielt werden — ich nenne da gern Karl Kopp — ein anscheinend aus zarterem Stoff gewebtes Lustspiel „Sein Prinzeßchen" von Schätzler-Perasini zu. Am 27. Oktober folgte dann vor vollbesetztem Hause die Première von Possarts zweiaktigem Schauspiel „Das Recht des Herzens". Technisch ist das Stück gut, raffiniert gearbeitet, — man kann das ja schließlich von einem Hoftheaterintendanten mit langjähriger Praxis erwarten —, im übrigen ohne literarische Bedeutung. Die Sprache fällt einem oft unangenehm durch ihre papiernen Qualitäten, ihr unnötiges Pathos auf. Das darauffolgende dramatische Gedicht „Das Vaterunser" von François Coppée ist schon aus der musikalischen Bearbeitung Hugo Röhrs bekannt. Die Übersetzung Possarts ist außerordentlich geschickt. Diana Dietrich I gab die Hauptrolle, ein bischen theatralisch, doch sehr eindrucksvoll. Die schlichte Größe der Dichtung wirkte auf mich wie eine Erquickung. Der Beifall, den die beiden Aufführungen fanden, war ein großer. Herr von Possart nahm ihn in liebenswürdigster Weise entgegen.

Einen weiteren einheimischen Dichter, Wilhelm Weigand, stellte das Residenztheater vor. Ich schätze Weigand als Novellisten ziemlich hoch, doch für seine schon länger bekannte fünfaktige Tragödie „Tessa"[1]) kann ich mich nicht im selben Maße begeistern. Sie scheint mir ein ästhetisch-kulturhistorisches Experiment zu sein, das, zwar mit feinem Geschmack, in einer gehobenen, ziselierten Sprache durchgeführt ist, aber doch den Charakter des Ausgeklügelten nicht verliert. Eine gelungene Reproduktion, kein tiefererfaßtes Kunstwerk, aber immerhin die lesens- und genießenswerte Schöpfung eines feinsinnigen Menschen.

Ein bißchen mehr ästhetische Klärung und Durchleuchtung hätte Björnsons neues Schauspiel „Daglands"[2]), das uns im Schauspielhause geboten wurde, sehr gut vertragen. Es ist, was die psychologische Wucht und Knappheit, die tiefe Durchdringung von Stoff und Idee anbelangt, beispielsweise mit „Über unsere Kraft" nicht zu vergleichen, bleibt aber gleichwohl das Werk eines großen Könners, das mir reinsten Genuß vermittelte. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß zu viel geredet und doziert, zu wenig gestaltet wird, doch erstreckt sich dieser Mangel sicherlich nicht auf die Herausarbeitung der Charaktere. Sie allein würden genügen, das Drama über das Niveau unserer Theater hinauszuheben. Ich habe da weniger die beiden Dags, in denen sich Alter und Jugend gegenüberstehen, im Sinne, als vielmehr Berthe, Ragma, auch Frau Dag und Ramset. Max Behr.

[1]) München, Georg Müller. 2. Auflage. Brosch. Mk. 2,50.
[2]) München 1905, Albert Langen. Brosch. Mk. 3,—.

Digitized by Google

Romane und Novellen

Für Herz und Haus! Familienbibliothek. Regensburg. J. Habbel. Jeder Band geb. 1 Mk.

1. Bd. **Schott,** Anton, **Die versunkene Stadt.** 228 S.

Die alte Geschichte, wie das Vermögen, das der Vater nicht immer mit den redlichsten Mitteln erworben hat, von den Kindern schnell durchgebracht wird. Die Darstellung gibt das Leben und Treiben der Dörfler entsprechend wieder. Ohne bedeutenden literarischen Wert bietet „die versunkene Stadt" jedoch gute Unterhaltungslektüre; verbrauchte Kunstgriffe wie zweimaliges Erretten vor dem Tode des Ertrinkens und ein bedeutender Lotteriegewinn sollten bei Schott nicht vorkommen.

2. Bd. **Herbert,** M., **Baalsopfer. Der schöne Ferdinand.** 233 S.

In beiden Novellen spielt ein Maler eine Hauptrolle. Im „Baalsopfer" geht ein Künstler zugrunde, weil seinem Leben Wahrheit und Gerechtigkeit als Grundlage fehlen. „Der schöne Ferdinand" dagegen findet an drohenden Klippen vorbei den Weg zur großen Kunst. Ein empfehlenswertes Buch.

3. Bd. **Berlepsch,** Lina Freifrau von, **Hochlandsgeschichten.** 216 S.

Schlichte Erzählungen aus dem Leben der Bergbewohner, ohne große Motive und ohne besondere psychologische Vertiefung. Den weniger anspruchsvollen Leser werden die „Hochlandsgeschichten" befriedigen.

4. Bd. **Schott,** Anton, **Um einen Hof.** 211 S.

In der „versunkenen Stadt" schildert Schott die Dörfler, hier das Leben der Hochlandsbauern. Wieder läßt Schott die Lösung nicht durch folgerichtige Charakterentwicklung eintreten, sondern diesmal durch einen Blitzschlag. Gute Unterhaltung wird aber auch hier geboten.

5. Bd. **Baierlein,** Josef, **Herrenwaldau.** 297 S.

Ein schon 1901 veröffentlichter Roman, den wir nicht betrauert hätten, wenn er der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Die ganze Geschichte von dem überedelgesinnten Petroleumkönig, der auf Gemeindekosten einst das Vaterland verlassen hat, entbehrt eines gesunden Realismus. Phrasendrechslerei und widerliche Romantik machen die Lektüre nicht angenehmer.

6. Bd. **Herbert,** M., **Unlöschbare Schrift** und andere Novellen. 267 S.

Weniger Novellen als Skizzen, Einzelcharakterbilder, sieben an der Zahl, mit den Vorzügen, aber auch mit den Fehlern Herbertscher Schreibweise. Ihre Eigenart bewahrt M. Herbert immer, und darum gibt sie, auch wo der literarische Wert nicht gerade groß ist, doch gute Unterhaltungslektüre.

Digitized by Google

7/8. Bd. **Christ**, Sophie, **Die Sternguckerin.** 418 S.

Dieser Roman, der 1882 zuerst erschien, wird hier in 2. Aufl. herausgegeben. Das Talent der Erzählerin scheint für diesen Stoff nicht ausgereicht zu haben. Die Darstellung ist zu breit, die Dialogführung schwerfällig, die sprachliche Ausdrucksweise recht mäßig. Die Lektüre wirkt ermüdend. Daher kann ich „Die Sternguckerin" kaum als mittlere Unterhaltungslektüre empfehlen.

Bentheim H. Hemme

Bruun, Laurids, **Der König aller Sünder.** Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Stuttgart 1904, Axel Juncker. 339 S.

Laurids Bruun ist ein vortrefflicher, stimmungsvoller Erzähler; und doch wird man bei diesem Werke nicht so recht froh. Woher das kommt, ist schwer zu sagen. Vielleicht davon, daß der Gang der Handlung so ganz anders verläuft, als die ersten Teile versprechen. Die Tragödie des Nachgeborenen, der die gewaltigere Persönlichkeit ist und doch hinter dem älteren Bruder zurückstehen soll, entrollt sich in verschiedenen Akten; dann auf einmal bricht sie ab oder wird doch in den Hintergrund geschoben, damit das Eindringen der Ratten und mit ihnen der Beulenpest in Europa geschildert werden kann. Und schließlich wird der Held zum König aller Sünder, der die Sünder an sich zieht, sie zum Heilande zu führen, wobei man aber nicht klar wird, wieviel echt religiöses Leben und wieviel Irrsinn in seinem Wirken mitspielt. So kämpfen Phantastik und heiliger Ernst einen wechselnden Kampf im Buche wie im Gefühle des Lesers, und das schadet der künstlerischen Wirkung. Einzelne Szenen sind wundervoll, in anderen spürt man etwas wie gewaltsames Suchen nach grausigen Effekten, die abstoßend wirken; so wird man aus einer Stimmung in die andere geschleudert, im ganzen herrscht das Düstere vor. Wo theologische Fragen berührt werden, zeigt sich ein bedenklicher Mangel an Kenntnis oder doch an Klarheit; das alte Märchen vom Ablasse für die Sünden (!), die einer zu begehen im Sinne hat, darf natürlich nicht fehlen (S. 332), obwohl es sehr entbehrlich wäre; fast möchte ich vermuten, daß es erst in der Übersetzung hereingekommen, da es im selben Satze weiter heißt: „wenn er nur jeden Winkel seines Herzens offenbare, sodaß keine Falte mehr übrig bleibe, worin sich der Satan verkriechen könne." Das verträgt sich doch wohl nicht ganz mit dem Festhalten an sündiger Absicht. Sonst ist die Übersetzung gut und fließend und liest sich angenehm. Die deutsche Wiedergabe einzelner Stellen aus der lateinischen Liturgie in den Fußnoten hätte sich aber wohl am besten an die herkömmliche Übersetzung gehalten, die selber eine Art liturgischen Klanges angenommen hat. Natürlich muß hier, wo es sich um katholische Liturgie handelt, auch die katholische Form zu ihrem Rechte kommen: qui tollis peccata mundi heißt nicht: das der Welt Sünden trägt (S. 167), sondern: hinwegnimmt; in peccatis concepit me mater mea heißt nicht: meine Mutter hat mich in Sünden gezeugt (S. 164), was ja überhaupt ein Unsinn ist. Die Matutine ist keine Klostermesse (S. 49), die Monstranz ist kein Kelch, und das Meßgewand hat keine Schleppe (S. 249). Es ist immer wieder notwendig, auf solche Dinge hinzuweisen; denn auch die katholische Kirche und ihre Liturgie dürfen verlangen, richtig studiert und richtig geschildert zu werden. Es ist stets ein künstlerischer Fehler, wenn vor ihnen der gesunde Realismus Halt macht, und ins Blaue hinein geredet und geschrieben wird. Wie es scheint, fallen diese Fehler der Übersetzerin zur Last, was allerdings der in Deutschland üblichen

Digitized by Google

Leichtfertigkeit katholischer Lehre und Liturgie gegenüber nur allzusehr entsprechen würde. Katholische Leser werden sich ja die Fehler leicht verbessern, und Andersgläubige merken sie nicht; aber trotzdem muß der Schlendrian immer wieder gerügt werden, denn er kann — namentlich beim Übersetzen — ein sonst gutes Buch verderben.

München Dr. P. Exp. Schmidt

Poeck, Wilhelm, **Islandzauber.** Erzählung. Hamburg 1904, Alfred Janssen. 8°. 191 S. Mk. 2.— [3.—]

Der Reiz dieses Buches liegt nicht im Stoffe der Erzählung. Der besteht nämlich aus einer simplen Liebesgeschichte, wie sie schon unzählige Male heruntererzählt wurde. Das, was uns fesselt und bis zur letzten Seite fesselt, ist das Drum und Dran der Geschichte, die isländische Atmosphäre, in die alles getaucht ist. Wir lernen so das Leben der isländischen Bauern und Fischer und der dänischen Kaufleute an dieser Nordlandsküste kennen; vor allem aber werfen wir einen erstaunten und bewundernden Blick in die seltsam großartige Natur dieser einzigartigen Insel, in der die größten Extreme so oft unmittelbar nebeneinander liegen: Meer und Berge, ewiger Schnee und Gletschereis und daneben heiße Springquellen, still einsame Felsenwildnisse und häufige Erdbeben, Tage ohne Nacht und Nächte ohne Tag. Wer sich daher für die Natur, sowie das Leben und Treiben in Island interessiert, dem kann das poetisch geschriebene Büchlein gute Unterhaltung bieten. L.

Periodica

Welt-Jahrbuch 1905. Berlin, Verlag der Germania A.-G. Mk. 1.—

Das neue Weltjahrbuch ist wieder recht reichhaltig. Die im Vordergrunde des Tagesinteresses stehenden aktuellen Themata „Im Streit um Ostasiens Oberherrschaft" und „Der Aufstand der Hereros" erhielten besonders eingehende Besprechung und reiche Illustrierung. Aber auch sonst wechseln zahlreiche Beiträge aus den Gebieten „Reisen und Entdeckungen", „Gesetzeskunde und Statistik", „Arzneikunde" und „Erfindungen" mit einander ab. In der „Welt der Kunst" werden wir mit den „Darstellungen der Unbefleckten Empfängnis" bekannt gemacht. Lenbach erhält einen Nachruf; Richard v. Kralik eine wohlverdiente Würdigung als Dichter. Kralik hat auch die heimatliche Novelle „Als Bertha spann" beigesteuert, die das Märchen von Pippin und der echten und falschen Bertha behandelt. M. Herbert, die auch noch mit zwei Gedichten figuriert und schon letztes Jahr reichlich vertreten war, erzählt vom „Prinzesserl", das trotz äußerlichen Glanzes so arm an Liebe war. A. Schott hat die schlichte Bauerngeschichte „Das Kreuz am Wege" beigetragen. Statt der vielen oft recht minderwertigen Kalender dürfte sich die Anschaffung dieses „Jahrbuchs" empfehlen, das mit seinem „Kalendarium", „Tabelle" ꝛc. auch ganz den Dienst eines Kalenders versieht.

Unser Literarischer Ratgeber. Wenn diese Zeilen unsern Lesern vor Augen kommen, so wird der „Literarische Ratgeber für Weihnachten 1904", herausgegeben von der Redaktion der „Lit. Warte", seinen Weg ins deutsche Land schon zum dritten Male angetreten haben. Das Publikum hat gleich von Anfang an gemerkt, daß es sich bei unserm Unternehmen um etwas ganz anderes handelte als um einen der zahlreichen Weihnachtskataloge, deren Hauptzweck die Reklame zu sein pflegt. Wir wollten und wollen hingegen eine zusammenhängende, kritische, von einem Fachmann gegebene Jahres-

Digitized by Google

übersicht über die verschiedenen Literatursparten geben und es so dem einzelnen gebildeten Laien ermöglichen, ohne spezielle und genauere Beschäftigung mit den verschiedenen Literaturgattungen das literarisch-künstlerisch und menschlich-sittlich Beste aus dem Weihnachtsmarkte für seine Bedürfnisse auswählen zu können. Auf diese Weise hoffen wir, dem Einzelnen nicht nur einen Dienst erweisen zu können, sondern auch nach und nach das künstlerische Empfinden breiterer Schichten zu heben und zu verfeinern. Daß wir dabei auf das religiös-sittliche Moment besonderen Wert legen, wird dem selbstverständlich sein, der mit uns eine Hebung der allgemein-menschlichen Bildung ohne religiöse Grundlage für verfehlt hält. Die einsichtige Kritik hat denn auch diese unsere Bestrebungen rückhaltlos anerkannt, und das gesund empfindende Publikum hat durch das bedeutend regere Interesse, das es dem 2. Jahrgang des „Ratgebers" entgegenbrachte, im Vergleich mit unserm erstmaligen Versuche, gezeigt, daß es mit uns sympathisiert. Zu den Fanatikern beider Extreme aber wollen wir auch fernerhin in erfreulichem Gegensatze stehen. Wir haben uns heuer bemüht, den 3. Jahrgang wieder möglichst zu vervollkommnen und hoffen, daß uns dies auch gelungen sein möge. Äußerlich wurde der Inhalt des Ratgebers um sechs Referate vermehrt. Für jene, die mit dem Besten, was die bedeutenderen ausländischen Literaturen zu bieten haben, in Verbindung bleiben oder mit ihm erst bekannt werden wollen, dann auch für die reifere Jugend, welche die durch die Schule vermittelten fremdsprachlichen Kenntnisse durch geeignete Lektüre weiterbilden will, wurden Referate über englische, französische und italienische Literatur eingeführt. Sodann wurde auch ein so bedeutsames Kunstgebiet wie die Musik mit einem Referate bedacht. Im Zeitalter der Emanzipation, wo die Frauen so starken aktiven Anteil am Geistesleben der Nation nehmen, mußten wir ebenfalls der Frauenfrage und verwandten Fragen einen fachmännischen Essay zubilligen. Endlich haben wir auf dem so überaus wichtigen Gebiet der Erbauungsliteratur, wo so viel Minderwertiges sich breit macht, ein kritisch-orientierendes Referat für sehr angezeigt gehalten. Schließlich hat der Ratgeber heuer zum ersten Male verschiedene Kunstbeilagen bekommen, was ihm auch äußerlich recht gut anstehen und seine Beliebtheit erhöhen dürfte. Möge er unter unsern Freunden recht viele Abnehmer und Empfehler finden zur Förderung wahrer Kunst, echter Bildung und religiös-sittlichen Lebens!

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Januar 1905 = Heft 4

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Kritiker-Elend

Von Dr. Janus in München

Sie haben ja recht, Verehrtester, ganz recht, vollkommen recht, es ist Ketzerei zu sagen, Sie hätten unrecht. Wissen Sie denn nicht, daß ich selber in allen meinen gedruckten und ungedruckten Theaterkritiken immer das eine grundlegende Prinzip betont habe: Je mehr der Schauspieler sich selbst vergißt und eins wird mit der darzustellenden Person, desto künstlerischer ist seine Leistung? Erinnern Sie sich doch gefälligst an jenen Satz, den ich im Feuilleton der „M. Z." Nr. 217, Seite 3, Spalte 1 gesperrt drucken ließ und der allerdings einiges Aufsehen erregt hat! Sagte ich da nicht wortwörtlich: „Der Schauspieler hat jedesmal einen Selbstmord zu begehen, bevor er auf der Bühne auftritt?" Könnten Sie selber ihre Ansicht rücksichtsloser aussprechen? Ja, nochmals, Sie haben recht! Aber gestatten Sie mir, daß ich einmal auch als Mensch und nicht als Theaterkritiker rede. Und da werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß ich die Schauspieler nicht leiden mag, die jeden Funken von dem eignen Ich auf der Bühne ersticken, die sich vollständig ausgeliefert haben an ein fremdes Individuum, das sie gar nichts angeht, das nicht einmal existiert, die ihre Persönlichkeit mit Bewußtsein völlig entwerten, für den Zeitraum von 3, 4 Stunden ganz und gar annullieren, selbst annullieren, für eine erbärmliche Gage! Oder nicht erbärmlich? Was sind 100, 200, 500 Mk. per Abend gegenüber dem Einsatz einer Persönlichkeit, der ganzen Persönlichkeit? Jede Leidenschaft, jedes Laster fordert, daß man ihm einen Teil seiner Persönlichkeit zum Opfer bringe. Aber doch nur einen Teil! Der Schauspieler opfert seine ganze Persönlichkeit, gibt sein ganzes Ich auf — ist das nicht ein Verbrechen, wofür selbst eine Million eine Erbärmlichkeit ist?

Digitized by Google

Sagte ich nicht: ich mag sie nicht leiden? Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge, nein, ich hasse sie, hasse sie mit jeder Fiber meines Herzens, hasse sie mit einem Hasse, den die Unterdrückung durch den Kritiker in mir bis ins Unendliche kondensiert hat. Begreifen Sie meine Lage? Ich sitze auf dem sammtnen Polster meines Parketsitzes wie auf glühenden Kohlen. Auf der Bühne zuckt konvulsivisch ein Weib. Ich kann das nicht sehen, es ist abscheulich, es empört mein Innerstes und drückt mich doch so erbärmlich klein zusammen, daß ich mich frage, ob ich noch ein Mann bin. Ha! Wenn es Verstellung wäre, wie wollte ich auf die Knie sinken und ihr danken! Aber kein Schimmer von Hoffnung, alles Ernst. Ich möchte mit einem einzigen Schritt auf die Bühne springen, sie mit meinem Fuß vor dem ganzen Publikum in glühender Wut in die Ecke stoßen — Wie, brutal, Sie sagen brutal? Pah, brutal, wirklich brutal? Verzeihen Sie, daß ich lache! Aber ist es wirklich nicht lächerlich? Brutal gegen wen? Gegen die Schauspielerin, gegen eine Dame? Bitte, beleidigen Sie mich nicht — ich habe mich tausendmal lächerlich gemacht durch die tausend Gefälligkeiten, die ich den Damen erwiesen, und jetzt sagen Sie — aber Sie meinten es nicht so, ich verstehe, ich will ruhig mit Ihnen reden; ich will es Ihnen erklären. Es war gar keine Dame auf der Bühne anwesend. Um Gott, wenden Sie sich nicht so unwillig ab; ich scherze nicht. Die Schauspielerin war tatsächlich nicht da, sie hatte ihre Persönlichkeit, ihr Ich vollständig aufgegeben. Es war keine Person, kein Ich mehr da. O glauben Sie mir, hätte ich nur noch ein leises, verstohlenes Glimmen des Ich daran bemerken können, mein Gedanke wäre mir als Verbrechen erschienen — was sage ich, ich hätte diesen Gedanken absolut nicht zu fassen vermocht. Ich wäre dagesessen, still, bewegungslos, den Atem zurückhaltend und nur aus meinem Innersten wäre ein angstvoll flehendes Gebet emporgedrungen, daß Gott den Funken nicht erlöschen lasse. Aber so! Ah, wissen Sie, hätte ich mir denken können, daß das Ich nur schlummre in ihr wie in einer Bewußtlosen — aber so! Ich wußte, daß sie selbst ihr Ich hinausgeworfen, vollständig hinausgeworfen, um ein anders Ich dafür aufzunehmen, ein fremdes. — Wie, Sie meinen, ich hätte gegen dieses fremde Ich doch wenigstens rücksichtsvoll sein sollen? Haha! Verzeihen Sie, haha! Es ist zu kurios, ha! Wissen Sie denn nicht, daß dieses Ich gar nicht existiert, nicht existiert hat, noch existieren wird?! Wenn es wenigstens ein Ich gewesen wäre, das vor tausend oder zweitausend Jahren einmal existiert hätte. Vielleicht hätte ich da noch etwas verspürt. Aber so war gar nichts da als ein häßlicher Klumpen, — bitte, bitte, Sie vergessen, es war keine Persönlichkeit, keine Dame, kein Ich auf der Bühne — gar nichts als eine Fratze, die menschliches Elend persiflierte. — Sie beharren darauf, meine Aeußerungen seien beleidigend für die Schauspielerin? Nun, meinetwegen, wenn Ihnen diese Vorstellung Vergnügen macht. Ich kann Sie aber versichern, daß ich mit jener Dame auf bestem Fuße stehe. Ich unterhielt mich am Tage nach jener Aufführung vortrefflich mit ihr. Ich sage Ihnen sogar, daß sie wirklich von be-

Digitized by Google

zaubernder Liebenswürdigkeit und Offenheit mir gegenüber ist. Sie gestand mir sogar ein, daß sie die Entäußerung des Ich zur Zeit der Vorstellung als ein Opfer empfinde. „Allein", setzte sie mit einem wunderbaren melancholischen Lächeln hinzu, „jeder Beruf fordert Opfer". Aber verstehen Sie, welche Opfer, welche unerträglichen Opfer! Kann ein Beruf hundert-, tausendfachen Selbstmord fordern? Glauben Sie, ich würde so sprechen, wenn ich die Damen nicht so tief verehrte? Ja, ich sage Ihnen, daß ich viele Damen auf der Bühne gesehen, die die Hälfte, 3/4 oder wenigstens 1/10 ihres Ich gegenüber dem fremden Ich behaupteten. Sie können gar nicht glauben, wie rasend ich darüber entzückt war. Ich war schon daran, mein Ich mit dem der Schauspielerin rettungslos untergehen zu sehen. Ich konnte nichts dagegen machen; ich verspürte nur eine entsetzliche Angst vor dem gänzlichen Ertrinken meines Ich. Da bemerkte ich plötzlich, wie im Hintergrund ihres Auges ein ruhiges, festes, sicheres Etwas steht, das alle Blicke, Mienen, Gebärden, Worte, Bewegungen des fremden Ich völlig sicher dirigiert. Das war das Ich, ihr Ich! Mein Ich war gerettet; es brauchte nicht unterzugehen, es saugte sich förmlich an das Ich im Hintergrund ihres Auges an. Oh, ich hätte ihr mit Tränen in den Augen danken mögen! Das tat ich aber nicht. Im Gegenteil, ich schrieb am nächsten Morgen in meiner Kritik der Aufführung: „Frl. F. bot uns gestern keine Julia, sondern eine F. So anziehend die Erscheinung von Frl. F. auch ist, so müssen wir es doch offen heraussagen, daß wir nicht ins Theater kamen, um Frl. F. unsre Aufwartung zu machen, sondern eine Shaksperesche Julia zu sehen." Sie finden das hart? Aber ich muß und will als Kritiker gewissenhaft sein, mag auch der Mensch manchmal wütend zum Revolver greifen, um den Kritiker tot zu schießen. Sie verstehen meine Lage, Sie bedauern mich? Ja, Sie haben recht, ich bin bedauernswert. Ich zittere jetzt schon vor Furcht, wenn ich an die Vorstellung für heute Abend denke. Glauben Sie, ich kann einen Bissen vorher zu mir nehmen? Absolut unmöglich. Mir ist zu Mute wie einem, der weiß, daß er von 7—10 Uhr Abends umgebracht wird und der absolut nichts dagegen tun kann. Oh, wie verehre ich die Damen! Sie haben mich oft gerettet, wenn ich sie auch in der Kritik nicht retten konnte. Aber die Männer! Besonders dieser S. mit seinen Wahnsinnszenen! Sie erinnern sich, ich habe zuerst auf die Exaktheit seiner Leistungen in dieser Sparte hingewiesen. Das Ich einfach restlos weg! Aber sitzen Sie da im Parquet und schauen Sie sich das an! Ich versichere Sie, Sie haben ein Gefühl, als ob Sie in den Boden hineinsinken müßten, ein entsetzliches Gefühl. Sie fühlen, daß Sie kein Mann mehr sind, daß Ihnen Ihr Wert und Ihre Würde genommen ist, daß Sie nur eine dumpfe, tierische Masse sind. Und wodurch? Durch jenen wahnsinnigen, mehr als wahnsinnigen S. auf der Bühne dort. Und wenn Sie das sehen, ballen sich Ihnen Ihre Fäuste krampfhaft in den Taschen Ihres Jacketts zusammen und — Gott sei Dank, daß Sie Herrn S. nicht in der einsamen M.-Straße gegenüberstehen. Die Herren der Kriminaljustiz würden rasend, daß ein Totschlag

Digitized by Google

aus Motiven verübt worden, die sie absolut nicht zu begreifen in der Lage sind. Als ob die einmal explodierende Rache für tausend Selbstmorde und Morde, die jener Mensch ohne jegliches Einschreiten der Justiz, noch dazu applaudiert von der Crême der Gesellschaft, verübt, kein hinreichendes Motiv für seine Wegschaffung wäre! Sie sehen nun mein ganzes Elend: ich bin verpflichtet, zu all diesen Morden mitzuhelfen. Mein kritisches Gewissen gebietet mir, den Massenmord jenes Menschen als einzigartige künstlerische Leistung hinzustellen. Ich bin unglücklich, aber Sie haben recht, Ihr Prinzip hat Alleinberechtigung. Sie haben vollkommen recht, mein Verehrtester, unbedingt recht!

P. Luis Coloma

Von L. v. Roth in München

Vor etwa sieben oder acht Jahren las ich die „Lappalien" zum erstenmale. Sie machten damals einen sehr starken Eindruck auf mich. Kein Wunder! Der Roman war einfach unerhört, so unerhört, daß ihn scheinbar kein katholischer Verleger, trotzdem sein Verfasser ein Jesuit, und noch dazu ein spanischer, war, in Verlag nehmen wollte. Der Gewinn, den die dreizehn bisherigen Auflagen eintrugen, verblieb somit dem gewandten, verdienstvollen Verlagshaus Vita in Berlin. Damals hatte man ja noch die rührende Anschauung, nur die rosafarbene Romantik sei die einzig orthodoxe Kunstanschauung. Das heißt, man hatte eigentlich überhaupt keine Kunstanschauung. Aber man durfte doch Frau, Tochter und Sohn keine Dinge im Roman lesen lassen, auf die sie das Leben jeden Augenblick mit der Nase stieß. In der Belletristik mußte man ein Pseudoideal pflegen, das den Schriftsteller daran hinderte, ein Problem sachgemäß zu behandeln und an die Erfassung des wirklichen Lebens heranzutreten, dagegen ihn zur Fabrikation fader, konventioneller Liebesgeschichten geradezu hinleitete.

Und da kam nun dieser Jesuit mit einem Romane, der mit derselben naturalistischen Technik geschaffen war, wie die Erzeugnisse so vieler unserer Modernen, deren Werke man vor den Familienangehörigen — und oft mit Recht — versteckte und als sittenlos brandmarkte; mit einem Romane, der in einem reinen Milieu von Verdorbenheit und sittlicher Fäulnis spielte und an dutzenden von Stellen prüden Seelen Gelegenheit zu Ärger und Anstoß bot, sofern sie solche suchten. Was sollte man dazu sagen? Und dazu, daß der

Digitized by Google

klügste, mißtrauischste und vorsichtigste Orden, der Jesuitenorden, die Veröffentlichung eines solchen Romanes eines seiner Mitglieder noch gutgeheißen hatte? Wenn man die Einleitung zu dem Romane las, so sah man allerdings, daß der Verfasser etwas andere Ansichten von der Sache hatte als das Gros der frommen Seelen. Der Pater hatte bei seinem Versuche, in die Tiefe hinabzusteigen und den trüben Bodensatz einer gewissen Gesellschaft zu schildern, nichts weniger als die Absicht, keusche Ohren zu beleidigen und unschuldige Mädchen aufzuklären, als vielmehr den glühenden Wunsch des seeleneifrigen Missionars, auf dem zeitgemäßen Felde der Literatur gegen dieselben Feinde zu streiten, auf dem seine Ordensbrüder in Kanzel und Beichtstuhl kämpften. Er wollte der modernen, leichtsinnigen, frivolen, gottvergessenen Gesellschaft, die keine Gelegenheit wahrnahm, Gottes Wort in der Kirche zu hören, einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihr getreues, wahres Bild in der Beleuchtung der religiösen Wahrheiten erblicken sollte. Eine moderne Jesuitenpredigt war der Roman also und der Autor nach eigenem Geständnis nur der seeleneifrige Missionar unter der Tarnkappe des Romandichters.

„Die Lappalien“[1]) sind demnach zugestandenermaßen ein Tendenzroman. Aber darauf kommt's nicht an, sondern auf die Ausführung. Und da muß man sagen, daß Colomas großes Sittengemälde der spanischen Restauration zu Anfang der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit überraschender Kraft, Naturtreue und Lebendigkeit erfaßt und künstlerisch wiedergegeben ist. Ein Romanzier, der lediglich künstlerische Absichten bei seinem Werke verfolgt hätte, würde das auch nicht besser gemacht haben. Da und dort tritt freilich der Prediger allein hervor und läßt den Gestalter einen Augenblick zurücktreten. Vom künstlerischen Standpunkt aus ist das zu bedauern; der Verfasser tat das aber jedenfalls, um ja nicht mißverstanden zu werden, obwohl die rein ethische Wirkung des Romanes ohne diese seelsorgerischen Reflexionen durchaus nicht schwächer gewesen wäre.

Die Handlung des Romans ist äußerst abwechslungsreich, spannend und interessant. Zusammengehalten und zu einer kunstvollen Einheit verschmolzen wird sie durch die im Mittelpunkte des Ganzen stehende, komplizierte, meisterhaft herausgearbeitete Gestalt der Currita, Marquise Villamelon. Hier bewährt Coloma sein Beobachtungstalent, seine Charakterisierungs- und Darstellungsgabe aufs Glänzendste. In der ganzen modernen Literatur gibt es wenige Seitenstücke zu dieser Currita. Als ich den Roman vor einem Monate wieder las, habe ich mit wachsender Bewunderung die Zeichnung dieses Typus beobachtet Solch schillernde Sumpfpflanzen bringt mit Vorliebe die miasmengeschwängerte Luft höherer Gesellschaftskreise der Hauptstädte hervor. Currita ist an einen im Verblödungsprozeß begriffenen Sprossen eines alten Geschlechts verheiratet, der eifrig bemüht ist, durch Ausschweifungen und übermäßige Tafelgenüsse sich vollends zu-

[1]) Berlin, Bita. 13. Aufl. Mk. 3.50 [4.50]. Vergl. dazu die biographisch-literarische Studie „P. Luis Coloma“ von Emilia Pardo Bazán. Ebd. gratis.

Digitized by Google

grunde zu richten. In dieser Lage gewinnt ihre hervorragendste Eigenschaft, die Eitelkeit, die Sucht, glänzen zu wollen um jeden Preis, bald die Oberhand. In ihrem Hause und in ihrem Salon verkehren die Spitzen der Gesellschaft, der Adel, die Finanz, die Männer der Politik, und huldigen ihr. Ihre Eitelkeit läßt sie zur abgefeimten Intriguantin werden, die sich bei den Behörden wegen politischer Umtriebe selbst denunziert; denn auch in der Politik will Currita die erste Rolle spielen und wird so die beste Bundesgenossin des ehrenwerten Diplomaten Butron. Ihre Eitelkeit macht sie rastlos und genial im Ersinnen gesellschaftlicher Veranstaltungen und Amusements. Ihre Eitelkeit läßt sie auch die lächerliche Komödie zärtlichen Eheglücks mit ihrem „guten Ferdinand" spielen, während sie auf Schritt und Tritt einen nichts weniger als platonischen Verehrer haben muß. Denn einerseits will sie glänzen, berücken, ihrer Leidenschaft fröhnen, und andererseits ihren Durst nach gesellschaftlicher Achtung befriedigen. Aus Eitelkeit liefert sie ihren Galan Velarde vor die Pistole und fordert durch ihr zügelloses, unverschämtes Treiben die Welt heraus, während sie auf der andern Seite die Maske der Kindlichkeit, Unschuld und Naivität prächtig anlegen kann. Da versteht man es denn auch, daß diese Weltdame, trotzdem sie unschön, ältlich, lasterhaft ist, in der großen Gesellschaft die führende Rolle spielen kann, da sie zudem jeden öffentlichen Skandal zu verhindern weiß, sicheres, vornehmes Auftreten hat, Eleganz und hohen Chik in ihrer Kleidung beweist und auch verfeinerten Geschmack in ihrer Wohnung, ja sogar Sinn für Kunst zeigt. Und wenn auch die Marquise von Villasis, dieses Muster von Tugend, gelegentlich einen gesellschaftlichen Triumph davonträgt, der Verfasser hat doch das Gefühl, daß die Gesellschaft auf die Dauer leider von skrupellosen Curritas beherrscht wird. Bezeichnend und auf den ersten Blick ganz unwahrscheinlich mutet uns die rasche Bekehrung Curritas am Schlusse der „Lappalien" an. Aus ihrer Eitelkeit heraus wird auch sie verständlich. Ungläubig war ja Currita nie; vor einem Sakrileg scheute sie jederzeit heftig zurück. Auch ihre Kinder ließ sie in religiösen Anstalten erziehen. Nur von der praktischen Übung der Religion hatte sie nichts wissen wollen, weil sie da ihr Leben hätte ändern müssen. Ein äußerer Grund ließ sie die Übungen des hl. Ignatius mitmachen. Sie wollte sich dadurch in den Augen der Frommen wieder rehabilitieren und die Führung der Gesellschaft wieder gewinnen, die sie durch die Ächtung von Seite des Königs — nicht infolge ihres ausschweifenden Lebens von Seite der Gesellschaft — eingebüßt hatte. Als aber die Damen im Oratorium alle von ihr abrücken und sie sieht, daß ihr Reich zu Ende ist, da stürzt ihre Eitelkeit zusammen und die Worte des Predigers fallen auf fruchtbaren Boden und wecken wahre Reue.

Neben Currita beanspruchen die andern Personen des Romans nur sekundäres Interesse. Scharf hebt sich vom Hintergrunde des Romanes besonders die Gestalt des Zynikers Diogenes ab, dessen besserer Mensch am Schlusse eines verächtlichen, unwürdigen Lebens doch noch zum ergreifenden Siege gelangt.

Digitized by Google

Auch die Gesellschaftspuppe Onkel Fränzchen, mit dem Diogenes so grausamen Spott treibt, ist gut geschildert. Die allertraurigste Figur macht aber doch der „gute Ferdinand", Curritas Gatte, bei dessen Schilderung Coloma grausames moralisches und physisches Elend enthüllen muß. Weniger gelungen und überzeugend scheinen mir Villarde und Jakob Sabadell, die Galans Curritas, geschildert; die Marquise von Villasis hätte vielleicht auch gewonnen, wenn sie menschlicher gezeichnet worden wäre. Dieser verderbten und verkommenen Gesellschaft gegenüber wirkt sie etwas zu ausgesprochen engelhaft. Dieses Menschlichglaubhafte hat Coloma z. B. dem Schnupftabak liebenden Pater Cifuentes in reichem Maße zuteil werden lassen.

Nur ein verdorbener Charakter wird sagen können, daß die „Lappalien", trotzdem sie die Nachtseite einer gewissen Gesellschaft schildern und in naturalistischer Manier gehalten sind, irgendwo anstößig oder verletzend und nicht vielmehr vom Bösen abschreckend und zum Guten erziehend wirken. Woher das? Abgesehen davon, daß Coloma das Laster in seiner wahren Gestalt zeigt und im Lichte des Glaubens betrachtet, rührt es ebenfalls von der Kunst des Verfassers her, mit ein paar Worten eine Situation in voller Klarheit und Schärfe vor uns hinstellen zu können. Er malt heikle Tatsachen, Geschehnisse, Gespräche und Situationen nicht breit und behaglich aus, sondern gleitet rasch und sicher darüber hinweg. Der Kundige weiß dann stets, woran er ist, ohne sich bei dem Gedanken aufhalten zu müssen, und die Unschuld liest ohne Gefahr darüber hinweg. Ein Fingerzeig für alle, daß die sittliche Gefahr für den Leser nicht in den Stoffen selbst liegt, sondern in deren Behandlung.

Nachdem die „Lappalien" den Namen des spanischen Jesuiten in Deutschland bekannt gemacht hatten, folgten rasch nacheinander Übersetzungen seiner andern, kürzeren novellistischen Arbeiten. Wir erwähnen nur das Werk „Der arme Johannes"[1]), das an Volkspsychologie und treffender Einzelcharakteristik Qualitäten aufweist, die ihm einen hohen literarischen und menschlichen Wert sichern. Die Novellensammlungen „Arm und Reich"[2]) und „Das Buch der Kinder" erschienen, wie die „Lappalien" und „Der arme Johannes", im Verlage Vita in Berlin. Eine Reihe seiner Novellen und das Sittengemälde „Juan Miseria" (identisch mit dem obengenannten „armen Johannes") erschienen auch in 2 Bänden unter dem Titel „Des Lebens traurige Komödie"[3]). Die neueste Gabe, die uns aus der Feder Colomas vorliegt, ist der Sammelband „Gottes Hand"[4]). Nicht alle Stücke des Buches sind von gleichem künstlerischem Reize und Werte, aber der Band als Ganzes kann in literarischer wie menschlicher und religiös-erbaulicher Hinsicht warm empfohlen werden. Gleich die erste Novelle des Werkes, „Gottes Hand", zeigt den Charakter und die Eigenart der Colomaschen Art in hohem Maße: seine hervorragende Begabung, das Volk zu

[1]) Berlin, Vita. Mk. 3.—.
[2]) Berlin, ebenda. 2. Aufl. Mk. 4.—.
[3]) Wien, Verlag „Austria", Franz Doll. Mk. 2.—.
[4]) Berlin 1904, Vita. Mk. 4.—.

Digitized by Google

schildern, seine tiefe Religiosität, seine Vorliebe für soziale und politische Themen. Hohes Pathos, gesunder Humor und scharfe Erfassung der Details zeichnen gleichfalls dieses Stück, und mehr oder weniger die ganze Art Colomas aus. Durch gewissenlose sozialistische Agitatoren verführt, lehnen sich die Besitzlosen eines kleinen Örtchens gegen die Herrschenden auf und die nächste Folge dieser sozialen Revolution ist ein Straßenkampf. Um dem brudermörderischen Schlachten ein Ende zu machen, tragen die Frauen eine Christusstatue ins Handgemenge. Als der eine Unruhestifter nun auf das Bild schießt und des Herrn Herz trifft, da bringt diese wahnwitzige Tat die Leute wieder zur Vernunft; ihre religiösen Gefühle erwachen und wallen über, und die sich eben noch als Todfeinde gegenübergestanden, liegen sich versöhnt in den Armen. Das Märchen „Die Maus", das für den achtjährigen König Alfons XIII. geschrieben wurde, um die Gefühle der Nächstenliebe in ihm zu wecken, ist ganz zweckentsprechend, gehört aber eigentlich in diesen Rahmen nicht herein. Auch mit dem Stück „Der blaue Saal" konnte ich mich nicht recht befreunden. Es ist eine Gespenstergeschichte, die zeigen soll, wie im leichtgläubigen, ungebildeten Volk gruselige Geistergeschichten entstehen und sich fortpflanzen. Ein kleines Meisterstück von Psychologie scheint mir aber „Der kleine Pilatus" zu sein. Ein junger, unschuldiger adeliger Herr, der eben die Hochschule von Sevilla bezogen, gerät aus Menschenfurcht in schlechte Gesellschaft und fällt da sofort so tief, wie man nur fallen kann. Er erhebt sich aber auch gleich wieder vom Falle, kehrt ins Jesuitenkolleg zurück und wäscht sich da den Schmutz von der Seele, um jetzt gefestigter in die Welt zurückzukehren. „Männer von ehemals" berichtet eine Episode aus dem Befreiungskampfe der Niederländer gegen die Spanier im 16. Jahrhundert. Ein Jesuitenpater wagt bei der Belagerung Mastrichts eine heroische Tat, um den Sterbenden und Verwundeten beizuspringen. Mit gleicher Glaubensinnigkeit ist der „Hirschjäger" geschrieben. Solche Geschichten wachsen nur auf dem Boden katholischen Glaubenslebens und Gottvertrauens. Pathos, rührendes Gottvertrauen, edle Nächstenliebe und daneben auch Humor finden wir gleichfalls in der Novelle „Karfreitag", die zu den paar besten Stücken der Sammlung gehört und auch insofern sehr interessant ist, als Coloma hier einen Akt der Pietät vollbrachte. Denn die hier verherrlichte Cecilia Böhl von Faber, die in der literarischen Welt als Romanschriftsteller und Sittenschilderer Fernán Caballero gefeiert war, ist niemand anderer als die ausgezeichnete Frau, mit der Coloma freundschaftlich, ja familiär, verkehrte, als er zu Beginn der 70er Jahre in Sevilla Rechtswissenschaft studierte. Die als Mensch wie als Dichter gleich treffliche Dame, der der Himmel Kinder versagt hatte, liebte den aufgeweckten Studenten wie einen Sohn, leitete, bald tadelnd, bald ermunternd, seine ersten literarischen Versuche, nährte seine künstlerischen Neigungen und ließ ihn jene feingeistige, köstliche, wohltuend-ausgeglichene Atmosphäre genießen, wie sie nur eine geistig hochstehende, großherzige und gottesfürchtige Dame um sich verbreiten kann. Es kann daher niemand Wunder nehmen, daß Coloma dieser edlen, gütigen Frau stets ein dankbares Andenken bewahrt hat.

Digitized by Google

Das Denkmal, das er ihr in der angeführten Novelle setzte, deren Abdrucksrecht die „Lit. Warte" erworben hat, zeigt mehr als Worte, was er von ihr denkt und von welchen Empfindungen er für sie beseelt ist. Das auf „Karfreitag" folgende Stück „Die Gottesstreiter" ist eine historische Episode aus den Maurenkriegen von mehr lokalpatriotischem Interesse. Eine tüchtige Novelle ist wieder „Kain", worin der gute Sohn einer armen Familie vom schlechten in einer Revolte vor den Augen der Mutter getötet wird. Von einem Beispiel rührenden Gottvertrauens erzählt die folgende Skizze „Gottvertrauen". Ein armer Spanier hat seine Kinder, sein Weib, alles verloren. Er murrt aber nie, sondern fügt sich kindlich in Gottes Willen und betet jedesmal, wenn er an der Kapelle vorüberkommt: „Herr, hier ist Pellejo; Herr, ich bin schon 70 Jahre alt; Herr, vergiß nicht meiner!" Die längere Nutzanwendung auf Spanien am Schlusse des Stückes hätte im künstlerischen Interesse wegbleiben sollen. Mit einer sehr guten Novelle, die den falschen Familienkult geißelt, schließt das Buch. Ein reicher Mann hat einen Schlaganfall erlitten, der sich über kurz oder lang wiederholen und das Ende bringen muß. Er hat eine schwere Schuld auf der Seele und es wäre höchste Zeit, klare Rechnung mit dem Himmel zu machen. Das duldet aber der falsche Familienkultus, der in dieser Familie, wie in so vielen reichen und vornehmen Häusern, getrieben wird, nicht. Die Frau, obwohl eine Betschwester vom reinsten Wasser, sucht dem Kranken vorzureden, die Sache sei gar nicht gefährlich, er sei nur etwas unpäßlich usw. Mit aller Macht und mancherlei Intriguen sucht sie den Priester vom Krankenbett fernzuhalten, damit der Kranke ja nicht meine, es stehe schlecht um ihn. Und so stirbt er denn mit seiner Schuld auf dem Gewissen eines unseligen Todes, obwohl er selbst nach den Sakramenten verlangt hatte. Die Mustergattin aber stimmt im Chor ihrer Freunde ein Loblied auf den Verstorbenen an mit dem Refrain: „Er war ein Heiliger!" Tiefe, Kraft, Ironie, Herbheit liegt in diesem Stück, und vier bis fünf gut herausgearbeitete Charaktere treffen wir darin an.

Ein etwas verfehltes Werk war das zweibändige „Die gekrönte Märtyrerin"[1]), das die Tragödie von Maria Stuart behandelte. Es ist weniger eine Erzählung als eine geschichtliche Studie, bei deren Abfassung Coloma aber leider die neueste Forschung, namentlich die deutsche, nicht kannte. So wurde weder ein tüchtiges Werk der Erzählkunst noch ein Beitrag zur Geschichtswissenschaft daraus.

Was Coloma bisher geleistet hat, versetzt ihn unter die ersten Autoren des heutigen Spanien und sichert ihm auch Beachtung auf dem literarischen Weltmarkt. Aber ich glaube, der 53jährige Pater hat noch nicht sein letztes Werk geschrieben. Die „Lappalien" waren sein großes literarisches Debut; vielleicht schenkt er seinen Verehrern noch ein bedeutenderes Exit.

[1]) Berlin, Vita. Mk. 5.—.

Digitized by Google

Karfreitag

Novelle von P. Luis Coloma

I

Als die Fastenzeit sich ihrem Ende zuneigte, hielt der Frühling in Sevilla mit seinen unvermeidlichen Herolden: Orangenbaumblüten und den unzähligen Fremden, die zu dieser herrlichen Zeit nach Sevilla strömen, seinen Einzug. Die ersteren zieren die Stadt wie der Kranz eine Braut, die letzteren überfallen es wie eine Schar müßiger Spatzen. Jene erfüllen mit köstlichen Wohlgerüchen; diese schmähen sie in ungeheuerlichen Reisebeschreibungen als ein phantastisches Spanien, das nur in der Ignoranz oder in der Böswilligkeit dieser Touristen existiert.

Die Fastenzeit neigte sich, wie gesagt, ihrem Ende zu und die zahlreichen in Sevilla lebenden frommen Brüderschaften feierten zu Ehren ihrer Schutzheiligen jene Septenen und Novenen, deren Glanz und Herrlichkeit ihr den Namen einer Katholikin par excellence eingetragen haben.

Das Quinario Jesu Christi hatte am 1. April seinen Anfang genommen und sollte am Karfreitag enden. Die kleine, am Museumsplatz gelegene Kapelle öffnete ihre Pforten so weit sie konnte für ihre Getreuen, die herbeigeströmt waren, um vor dem berühmten Bild niederzuknieen, auf dem das Sterben des Erlösers so ergreifend dargestellt war.

Es hob sich von der Rückwand des Hintergrundes über einem Altar von einem sternenbesäten schwarzen Sammetvorhang wundervoll ab. Seine ausgestreckten Hände boten allen Schutz; seine schon brechenden Augen blickten dennoch voller Güte; seine bleichen Lippen hatten schon das „consum matum est“ gesprochen, das den Menschen die Pforten des Himmels erschließt, und schienen seinen letzten Seufzer auszuhauchen, der wie das ganze Leben dieses Gottmenschen eine seltsame Mischung von Schmerz und Liebe war. Zu Füßen des Kreuzes befand sich das Bild Marias, der Mutter aller Bekümmerten, die ihren geliebten Kindern als Vorbild dient und in ihrer ruhigen Resignation jeden Schmerz lindert, so trostlos, daß er jeden andern Kummer an Herbheit übertrifft, so gewaltig wie das Meer in seiner Tiefe und Bitterkeit.

Unterhalb des Chores brannten zwölf dicke Altarkerzen in silbernen Leuchtern; zu Füßen einer jeden kniete ein Anbeter des Allerheiligsten.

Digitized by Google

Einer von ihnen war ein alter Mann von sechzig Jahren; in seiner ganzen Persönlichkeit prägte sich eine Art physischer und moralischer Erschlaffung aus, wie sie Menschen bei großen Schmerzen befällt. Gleichsam als würde sie von der Schwere eines Gedankens heruntergedrückt, lehnte er seine Stirn an eine Wachskerze; seine Augen blieben geschlossen, seine Arme hingen schlaff am Körper herab, von seinen Lippen drangen stoßweise kurze Worte, die etwas zu erflehen schienen mit jener konvulsivischen Energie, mit jener entsetzlichen Qual der Seele, deren einziges Linderungsmittel auf der Erde die Tränen sind. Und trotzdem blieben seine Augen trocken, wie ein versiegter Quell, sein Körper starr, wie ein Gram, der die Seele mit hoffnungsvoller Trauer erfüllt.

Das Quinario neigte sich seinem Ende zu und der Chor stimmte die Litanei der Jungfrau an. Nun schien der Alte aus seiner Lethargie zu erwachen; er heftete seine Augen auf das Bild der Maria und faltete die Hände über die Brust. „Ora pro nobis" wiederholte er mit der Menge. Nach und nach begannen ihm die erlösenden Tränen über die Wange zu fließen und seiner Brust entrang sich ein Schluchzen, das ihm die Qual erleichterte. Endlich intonierte der Chor das Consolatrix afflictorum, und ein Tränenstrom entfloß den Augen des Alten, der die Arme dem Altar entgegenstreckte und mit so lauter Stimme, daß jeder ihn hören mußte, ausrief: „Ora pro nobis, ... Ora pro nobis! . . . ."

Einzelne Personen wandten überrascht den Kopf, es rührte sich aber niemand. Nur eine alte Dame, die hinter im saß, erhob sich, als gehorche sie einer instinktiven Regung und setzte sich dann wieder auf ihren kleinen Betschemel. Als das „Quinario" beendet war, war es bereits Abend geworden, die Dame wandte sich der Türe zu und gleich darauf schritt auch der Alte hinaus. Sie machte wie schwankend ein paar Schritte auf ihn zu und blieb schließlich doch noch stehen, zurückgehalten von jenem Zartgefühl, das großen Seelen eigen ist, die, wenn sie Schmerz trösten und lindern wollen, ihn in erster Reihe zu respektieren wissen. Anderseits deutete bei dem Alten nichts auf jene drückende Bedürftigkeit, die durch sofortige Hilfe gelindert werden könnte, seine Trauerkleider waren, obgleich abgetragen, doch durchaus sauber und anständig; seine ganze Haltung und seine Manieren die eines Menschen aus den mittleren Ständen.

Die Dame schien trotz ihrer Beweglichkeit schon in vorgeschrittenem Alter zu sein. Sie war schlank und klein, einer jener einfachen und

Digitized by Google

luftigen Spitzenschleier, für den die Launen unserer Damen in dem Hut Ersatz gefunden haben, bedeckte ihre weißen Haare; diese waren in einfacher Weise glatt gekämmt und bildeten an beiden Schläfen zwei jener Puffen, die die Mode zur Zeit der Schildpattkämme eingeführt hatte. An ihrem schwarzen durchaus einfachen Gewand war nichts Glänzendes, nur an ihrer linken Hand trug sie einen kostbaren Ring, auf dem unter einer Krone das berühmte: „No me ha degado" eingraviert war, das Don Alfonso der Weise, dem Wappen seiner treuen Stadt Sevilla als Andenken ihrer Anhänglichkeit eingefügt hat. An dem linken Arm hing einer jener zusammenlegbaren Betschemel, wie die Damen sie in der Kirche zu gebrauchen pflegen, an dem rechten ein kleines Täschchen aus schwarzem Seidenstoff, das man mit dem treffenden Namen „Ridicule" bezeichnet.

Der Alte wandte sich langsam der Armasstraße zu, niedergedrückt von der Last seines Kummers. Als er sich zum Gehen wandte, blieb die alte Dame unbeweglich, als kämpfe sie zwischen dem Mitleid, das ihr riet, das Wort an ihn zu richten, und dem Taktgefühl, das sie davon zurückhielt, ihn anzusprechen, aus Angst, durch eine indiskrete Frage einen geheim verborgenen, tiefen Schmerz wieder wach zu rufen.

Am folgenden Nachmittag begegneten die beiden Alten sich ebenfalls wieder bei dem Quinario Jesu Christi. Er stumm und unbeweglich wie am Abend zuvor, aber vielleicht noch gedrückter, denn sein Schmerz lastete doch vierundzwanzig Stunden länger auf ihm! . . . .

Es entschlüpften hin und wieder seinen Lippen abgerissene Worte, die das Ohr der alten Dame trafen, wie Windstöße, ohne daß sie sie verstehen konnte — deren ganze Bitterkeit sie aber doch erriet. Jene Schmerzensausbrüche waren zweifellos nichts anderes, als eine angstvoll schon unendlich oft ausgesprochene Bitte; ein Flehen, das sie, ohne es zu kennen, zu ihrem eigenen machte, und das sie mit ihren stärksten Gebeten und ihren Tränen unterstützte. Denn die Barmherzigkeit ist niemals ohnmächtig; sie kann immer beten mit dem, der betet, und weinen mit dem, der Tränen vergießt.

Beim Schluß des Quinario ging die alte Dame kurz entschlossen hinaus und blieb an der Türe stehen. Gleich darauf erschien der Alte, ein Mädchen von 12 Jahren im einfachen Trauerkleid näherte sich ihm:

„Gehen wir zu Thomas, Großväterchen?" fragte sie den Alten.

„Nein, mein Kind," antwortete er niedergeschlagen. „Wir gehen nach Hause . . . Ich kann nicht mehr . . . Komm."

Digitized by Google

Und indem er sich auf des Kindes Arm stützte, schlug er wie am Vorabend den Weg nach der Armas-Straße ein. Die Dame folgte ihnen von weitem.

Schon war die Stunde gekommen, zu der die Kirchen geschlossen, die Theater geöffnet und die Cafés erleuchtet werden — dann spannt das Böse sein perfides Netz aus und das Gute scheint sich seufzend zurückzuziehen.

Die Umgebung der Campanas und die benachbarten Straßen der „Sierpes-Straße" füllten sich mit unzähligen Gruppen jener müßigen Menschen, die dem verschwindenden Rauch einer Cigarre nachblicken oder, sich in leeren, vielleicht sündhaften Unterhaltungen ergehend, die kostbare Zeit dahinschwinden lassen, die die Engländer Geld nennen und die in den Augen des Christen, der weiter blickt, ein Geschenk göttlicher Gnade ist. Dort bemerkte man jenes Leben und Treiben, das zu dieser Stunde in den Zentren der Residenzen herrscht; hier tändeln Männer und Frauen aneinander vorüber, die einen auf der Suche nach einem unsicheren Verdienst, die andern nach fernen Vergnügungen, viele nach raffinierten Genüssen — wenige — vielleicht kein einziger — auf der Suche nach Gott, der sich selbst „Allvater" nennt. Niemand beachtete jene traurige Gruppe, die inmitten der Menge einsam daherschritt; der Alte, das Kind geleitend — wie die Erfahrung die Unschuld — das Kind, den Alten stützend, wie die Jugend das müde Alter. Ebensowenig achtete jemand auf jene alte Dame, die ihnen mühsam folgte, ohne anderen Beweggrund als die Barmherzigkeit, ohne andere Hoffnung, als die, Tränen trocknen zu dürfen. Nur der Schutzengel zählte ihre Schritte!

Nach und nach verließen sie die lärmenden Straßen und kamen durch ruhigere hindurch, bis sie endlich zu dem fast verlassenen Feria-Stadtviertel gelangten. Hier machten sie vor einem ärmlichen Hause Halt, das am Ende der Z-Straße gelegen war und nachdem die beiden eingetreten waren, verriegelte der Alte von innen die Türe der Vorhalle, die auf die Straße führte. Die alte Dame prüfte aufmerksam die Fassade des Hauses und schrieb im Dunkeln tastend die Nummer 69 auf eine kleine Karte. Dann ging sie denselben Weg wieder zurück, und schritt mühsam weiter, bis sie endlich an den Triunfo-Platz gelangte. Im Hintergrund hoben sich die turmreichen Wälle der Festung, jenes maurischen Juwels ab, das sich nur noch mit der Alhambra von Granada vergleichen läßt. Die Dame wandte sich zu dem S. G. Banderos-Tor und betrat die historische Stätte der Herrscher von Kastilien.

Digitized by Google

Die Uhr der Kathedrale kündete gerade die elfte Stunde und die alte, gebrechliche Dame, die schon mehr als achtzig Jahre zählte, hatte auf diese Weise ungefähr eine Meile zurückgelegt.

II

Das Vorzimmer des Gouverneurs war mit einer großen Schar von Bittstellern gefüllt, deren lächerliche Seiten oft genug von satirischer Feder geschildert worden sind, und die so oft einen Schmerz mit einem Witz abtun, als wollte man eine Karnevalseinladung mit einem Totenschädel schmücken. Der voltairianische Leichtsinn unserer Zeit schreitet lächelnd an den Witwen-Typen von nicht immer problematischen Obersten vorbei; an den Töchtern unbekannter Intendanten, die vielleicht mehr geehrt werden, als diejenigen, die die ganze Welt kennt; an pensionierten Hauptleuten, die vielleicht nicht Generäle wurden, weil sie nicht gegen ihren König und gegen ihr Vaterland den rostigen Degen ziehen wollten! . . . Ach! nehmt diese zweifellos lächerlichen Karnevalmasken ab und ihr werdet heimliche Schmerzen, schweigendes Elend, unbelohnte Tugend und vielleicht gar unbestraftes Verbrechen finden . . . Dann werdet ihr die häßliche Bitterkeit dieser Satire begreifen, die an ein wundes Herz die Schellen eines Harlekins hängt; dann wird das Lachen auf euern Lippen zu Eis werden und ihr werdet lernen, schärfere Beobachter, weniger spottsüchtige Kritiker und barmherzigere Christen zu sein.

Die Kanzleien sollten in zwei Tagen für die Dauer der Karwoche geschlossen bleiben und alle jene Unglücklichen suchten ängstlich die Ersten zu sein, aus Furcht, ihre Anliegen könnten sonst zu lange unberücksichtigt bleiben. Der General-Kapitän war vor zwei Stunden unten angekommen, um mit dem Gouverneur zu konferieren, und hatte damit die Ungeduld und den Ärger aller Wartenden erregt. Ein sehr dicker, kleiner Portier, in hellblauem Rock und goldenen Tressen an Hals- und Ärmelaufschlägen, stellte sie der Reihe nach auf und erwiderte ihre Reklamationen mit jener Grobheit, die ebenso nach dem Leben gezeichnet ist, wie es zutrifft, daß die unerträglichste aller Tyranneien die der Subalternen ist.

Jener Jupiter tonans ging mit komischer Grandezza auf und ab, entsandte nach allen Seiten Strahlen wie Raketen beim Feuerwerk, las eine Zeitung, deren Lektüre er nur unterbrach, um einem neuen Ankömmling eine barsche Antwort zu geben oder eine bissige Bemerkung zu machen gegen einen, der des langen Wartens müde, das Wort an ihn richtete.

Digitized by Google

Zwei Stunden waren seit der Ankunft des General-Kapitäns verflossen, als die alte Dame, die unsere Leser von dem Quinario Jesu Christi her kennen, im Vorzimmer erschien.

„Der Herr Gouverneur?" fragte sie den Diener.

„Ist beschäftigt," antwortete dieser, ohne die Augen von seiner Zeitung zu erheben.

„Bringen Sie ihm diese Karte," sagte die Dame.

„Beschäftigt mit dem Herrn General-Kapitän," gab der Diener zurück, die Silben auseinander ziehend.

„Das tut nichts," bestand die alte Dame. „Bringen Sie ihm diese Karte."

„Was, das tut nichts?" schrie der Diener, sich auf den Hacken drehend, erstaunt über diese Kühnheit.

Und nachdem er die alte Dame, die derartige Ansprüche machte, von unten herauf angesehen hatte, fuhr er wütend fort:

„Reden Sie sich ein, daß der Herr Gouverneur Ihretwegen herauskommen und Sie am Arm in sein Bureauzimmer führen wird? Sie sagen, das tut nichts? . . . Das ist wirklich noch schöner! . . . Setzen Sie sich in jene Ecke, da können Sie noch eine gute Weile warten!"

Über die Züge der alten Dame, die weit davon entfernt war, gekränkt zu sein, huschte ein amüsiertes Lächeln. Zweifellos fand sie Gefallen am Studium einzelner Typen und jener grobe Tyrann machte ihr Spaß.

„Bringen Sie ihm diese Karte," wiederholte sie trotzdem mit Nachdruck.

„Sind Sie denn taub oder spreche ich griechisch?"

„Bringen Sie ihm sofort diese Karte oder . . ." Und dabei senkte die gnädige Frau die Stimme so sehr, daß nur der Diener hören konnte, was sie sagte. Eine danebenstehende Frau behauptete gehört zu haben, daß sie ihn mit Gefängnis bedroht, eine andere, daß sie ihm ein Trinkgeld gegeben habe. Sicher ist jedenfalls, daß der Livree tragende Jupiter von seinem Olymp herunterstieg, die Karte ergriff und ohne ein Wort zu sagen, das Bureau des Gouverneurs betrat.

Die Überraschung der Anwesenden stieg aufs äußerste, als sie sahen, daß er in Person das Vorzimmer betrat, gefolgt von dem General.

„Aber meine gnädige Frau," rief er, sich an die alte Dame wendend, aus, „warum haben Sie mich das nicht wissen lassen? Ich wäre dann zu Ihnen gekommen, um mich Ihnen ganz zur Verfügung zu stellen!" . . .

Die alte Dame streckte dem Gouverneur lächelnd die Rechte ent-

Digitized by Google

gegen und die andere Hand dem Generalkapitän, dann verschwanden die drei hinter dem schweren Vorhang, der die Tür bedeckte.

Die Umstehenden blickten sich mit offenem Munde an und erwogen lebhaft die verschiedensten Mutmaßungen. Wer war jene Dame? fragten sich alle.

Einige behaupteten, sie wäre ein Kobold; die meisten waren der Ansicht, daß es die Königin Christine wäre, die nach Sevilla gekommen, um die Brüderschaften der Karwoche zu sehen. Diese Version war die annehmbarste und die Hoffnung, daß die beleidigte Königin den groben Diener rettungslos inmitten des Platzes von San Franzisko hängen lassen würde, schwellte jede Brust.

„Er muß wie eine zum Trocknen aufgehängte Melone aussehen," meinte eine Alte bissig. Eine andere fügte jedoch sehr vorsichtig hinzu: „Da muß man aber ein Schiffstau nehmen, ein Strick reißt."

Inzwischen ließ der wegen Majestätsbeleidigung an der Witwe Ferdinands VII. an den Galgen gewünschte Diener sich an einem Fenster des Marstalls blicken und rief:

„Den Wagen des Herrn Gouverneur!"

Allem Anschein nach mußte die Angelegenheit der Königin Christine rasch erledigt sein, denn zehn Minuten nach ihrem Eintritt trat sie in Begleitung der beiden Herren wieder aus dem Zimmer heraus.

„Morgen, ganz früh," sagte der Gouverneur, „sollen Sie über alle möglichen Einzelheiten unterrichtet sein . . . Ich werde persönlich bei Ihnen vorsprechen."

„Ich danke Ihnen," entgegnete die alte Dame verbindlichst. „Und ich erwarte Sie bestimmt."

Es wurde dem Gouverneur darauf gemeldet, daß der Wagen bereit stände. Die alte Dame weigerte sich energisch ihn anzunehmen.

„Gestatten Sie mir wenigstens," sagte der Generalkapitän, „daß ich die gnädige Frau begleite?"

„Das ist soviel Ehre für mich, daß ich Sie gerne annehme," entgegnete die alte Dame. Und indem sie sich auf den Arm lehnte, den der Generalkapitän ihr bot, schritt sie langsam jene herrliche Treppe des alten Klosters San Pablo hinunter, in dem jetzt die Bureauräume der Regierung untergebracht sind.

III

„Was für Nachrichten bringen Sie mir?" fragte die alte Dame den Gouverneur, indem Sie sich lebhaft in ihrem, mit grünem Seidenrips bezogenen Lehnstuhl aufrichtete.

Digitized by Google

„Viel an Quantität, aber Schlechtes an Qualität," antwortete dieser, indem er sich niedersetzte.

Die alte Dame schob ein Lesepult, auf dem ein deutsches Buch lag, beiseite, ließ in ein Arbeitskörbchen ein angefangenes Strümpfchen fallen, an dem sie während des Lesens gearbeitet hatte, und nahm ihre Brille ab; dann faltete sie die Hände, wie um besser hören zu können und sagte mit großem Interesse:

„Lassen Sie hören! Lassen Sie hören!"

„Seit gestern," hub der Gouverneur an, „habe ich den ganzen polizeilichen Apparat in Bewegung gehalten, und das Resultat meiner Bemühungen ist folgendes —"

Darauf zog er ein mit Notizen beschriebenes Blatt hervor und fing an zu lesen:

„Der Bewohner des Hauses No. 69 Z-Straße heißt Esteban Rodriguez, ist 62 Jahre alt und lebt im größten Elend. Seine Familie besteht aus der Frau, die seit sieben Jahren gelähmt ist; einer idiotischen Tochter und sechs Enkeln, Kinder einer anderen, vor drei Monaten verstorbenen Tochter, von denen das älteste zwölf und das jüngste vier Jahre alt ist. Über den Aufenthalt des Vaters dieser Kinder ist nichts bekannt. Esteban Rodriguez war dreiundzwanzig Jahre lang Magistratsbeamter, eine Stellung, die er vor drei Jahren durch den Sturz des Ministeriums verlor, und wurde auf Wartegeld gesetzt. Seit der Zeit ist er nach und nach in immer größeres Elend geraten, er schuldet dem Hauswirt 3625 Reales und dieser hat gedroht, ihm die Möbel abzupfänden und ihn aus dem Hause zu werfen, wenn er bis zum fünften dieses Monats 3 Uhr nachmittags die Schuld nicht getilgt hat."

„Morgen ist der fünfte," rief die alte Dame entsetzt. „Mein Gott . . . Morgen . . . Am Karfreitag!"

„Esteban sieht keine Möglichkeit, seine Schulden zu bezahlen," fuhr der Gouverneur zu lesen fort, „und man weiß, daß der Hauswirt schon Schritte zur Beschlagnahme getan hat. Herr Esteban ist eine durchaus ehrenvolle und vertrauenswürdige Persönlichkeit."

Der Gouverneur legte das Blatt auf den Tisch und die alte Dame rief sehr niedergeschlagen aus:

„Jetzt begreife ich alles, wohl hat er Grund zu einer schweren Betrübnis!" . . .

Die alte Dame war noch kaum allein, als sie die polizeilichen Notizen noch einmal durchlas; dann verharrte sie lange Zeit schweigend.

Digitized by Google

„Unmöglich," murmelte sie endlich, als gäbe sie sich eine Antwort auf ihre eigenen Gedanken! „Unmöglich, daß Gott solche Bitten nicht erhören . . . Unmöglich, daß die heilige Jungfrau an ihrem Schmerzenstage einen so großen Schmerz nicht lindern sollte . . . O wäre ich doch reich! . . . könnte ich es doch in ihrem Namen tun!" . . .

Und wieder verharrte sie schweigend; Tränen entquollen ihren blauen Augen und rollten ihr langsam über die Wangen.

„Um drei Uhr nachmittags! Mein Gott!" murmelte sie und erhob die Augen zu einem Kruzifix, das über ihrem Betpult angebracht war.

„Um drei Uhr nachmittags, zu der Zeit, da du, mein Heiland, dein Leben ausgehaucht, werden diese armen Unglücklichen auf die Straße gesetzt, ohne Schutz, ohne Hilfe! . . . Sechs Kinder! Heilige Jungfrau, sechs Kinder, sechs Engel Gottes, deine Engel! . . . Vaterlos, mutterlos, ohne andern Schutz als diesen Alten, der einem Grabesschatten gleicht . . . Arme Kinder! . . . Schmerzensreiche Mutter der Hilfsbedürftigen, hilf du ihnen, oder gib, daß ich ihnen in deinem Namen helfen kann!"

Die alte Dame verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte. Dann trat sie an den Schreibtisch und schrieb einen Brief, den sie an Seine Exzellenz Marquis X. X., den Oberbürgermeister von Sevilla, richtete. Unten auf den Umschlag des Briefes setzte sie die Worte: „Äußerst dringend."

Drei Stunden darauf erhielt sie ein amtliches Schreiben vom Bürgermeister; die alte Dame erbrach eiligst den Umschlag, und ein freudiger Ausruf entschlüpfte ihren Lippen. Sie fand bereits eine unterzeichnete Berufung in ein Amt und einen sehr herzlichen Brief des Bürgermeisters, der sie ihr übermittelte. Der Name war offen gelassen. Die alte Dame schrieb in die freigelassene Stelle: „für Esteban Rodriguez."

Darauf öffnete sie ein Fach ihres Schreibtisches, das mehrere Geldmünzen und einige Scheine enthielt. Die alte Dame fing an sie zu zählen; es waren sechs Scheine à tausend Reales.

„Bis Juni nehme ich nichts mehr ein," — murmelte sie. — „Aber was tut das? — Mich wird man nicht pfänden."

Darauf ergriff sie die sechs Banknoten und die Berufung der Kanzlei, steckte alles zusammen in ein Kuvert ohne Unterschrift oder Zeichen und schrieb darauf: „Die schmerzensreiche Jungfrau ihrem Getreuen" und darunter den Namen des armen, stellungslosen Beamten.

Dann schritt sie zum Quinario und wiewohl sie schon von weitem den Alten unbeweglich weinend dasitzen sah, weinte sie nicht mehr; ihre Lippen bewegten sich wie ihm Gebet und von Zeit zu Zeit lächelte sie.

Digitized by Google

IV

Der Karfreitag war, wie schon erwähnt, der letzte Tag des Quinario und die alte Dame kam früher als gewöhnlich in die Christus-Kapelle; der Platz des Alten war leer.

„Er wird sicher noch kommen," meinte die alte Dame. „Es ist noch früh."

Aber die Zeit verging unbemerklich, das Quinario hatte bereits begonnen und noch immer war der arme Unglückliche noch nicht gekommen.

„Was mag da geschehen sein?" fragte sich die alte Dame. „Sein Unglück ist gelindert, seine Zukunft gesichert . . . Sollte er einer jener Vielen sein, die im Kummer zu Gott flehen und in der Freude keinen Dank für ihn haben?"

Herannahende Schritte und jenes Flüstern, das in der Kirche hörbar wird, sobald etwas Ungewöhnliches sich ereignet, erregte ihre Aufmerksamkeit. Die Neugierde veranlaßte sie zwar, sich umzuwenden; aber die Scheu, die ihr die Heiligkeit des Ortes auferlegte, hielt sie zurück.

Endlich erblickte sie zwei Männer, die an ihr vorüberkamen, und in einem Armstuhl eine gelähmte Frau trugen; ihnen folgten sechs kleine, in Trauer gehüllte Kinder. Die beiden Männer setzten den Stuhl der Gelähmten dicht an dem Chor nieder; einer von ihnen, der ein Dienstmann zu sein schien, entfernte sich wieder aus der Kirche; der andere, der Alte, kniete an seiner gewohnten Stelle zu Füßen der Weihkerze nieder. Er schien sich verjüngt zu haben, obgleich aus seinen Augen Tränen flossen, Tränen der Freude und Dankbarkeit! Denn auch sie haben ihre Tränen!

Die Kinder waren rings um die Gelähmte niedergekniet; durch einen glücklichen Zufall kniete das älteste Mädchen neben der alten Dame, die sie aufmerksam beobachtete.

„Ist diese Dame deine Mutter?" fragte sie das Kind.

„Nein, es ist das Großmütterchen."

„Ist sie krank?"

„Sie ist gelähmt, aber heute hat die heilige Jungfrau das Wunder an uns getan, und daher wollte sie, daß wir alle ihr danken."

Die alte Dame fragte nicht mehr, sie zog so tief wie möglich den Schleier herunter und genoß schweigend und allein jenes schöne Bewußtsein, das die Engel heilig nennen; jenen göttlichen Trieb, den Gott den Mächtigen verliehen hat, um sie zur Nächstenliebe zu treiben, und den

Digitized by Google

so viele, ach so viele, niemals in ihrem Leben gekostet haben; die Freude, andere glücklich zu machen!

Und trotzdem war diese alte Dame nicht reich; sie verteilte fürstliche Almosen und verdankte nur der Güte eines ihrer mächtigen Freunde ihre Wohnung in der Alcansar. Diese Dame, die einst reich gewesen war, lebte jetzt von dem Ertrag ihres gottbegnadeten Talentes. Sie hatte sich selbst gezeichnet, als sie in ein wertvolles Buch die Worte schrieb: „Wissen ist etwas; Genie ist mehr; aber Gutes tun ist mehr als beides und die einzige Überlegenheit, die keine Neider schafft."

Jene alte Dame war die Marquise de Arco Hermoso, Cecilia Böhl von Faber, die in der gebildeten Welt unter dem Schriftstellernamen Fernan Caballero bekannt ist.

Johann Sebastian Bach

Eine musikalische Epistel, meinem Bruder Oskar[1]) gewidmet

Vieles auf Erden erscheint mir seltsam, teuerster Bruder,
Doch vor allem die Art, wie unsere Zeit die Musik pflegt.
All das andre, wodurch das Leben sich schöner gestaltet,
Bildet man sorglich aus zu möglichst hoher Vollendung;
Denn der Genuß verfeinert sich stets, je mehr man ihm nachgeht,
Und der erhöhte Geschmack stößt alles Gemeine zur Seite.
Demnach sollte man denken, daß auch die reinste der Künste,
Die das Leben verklärt und uns am Unendlichen teilgibt,
Daß die Musik stets mehr die Herzen der Menschen eröffne
Und an Verständnis gewinne, gepflegt mit heiligem Eifer.
Aber wenn sich auch manche dem Dienste des Heiligtums weihen
Und in den Zentren der Kunst Verehrergemeinden versammeln,
Stehn doch die meisten abseits, erfüllt von andern Gedanken.
Was bedeutet die Kunst? „Die Kunst bedeutet Vergnügen.
Sie zerstreut, unterhält und reizt die ermatteten Sinne."

[1]) Leiter des Sanatoriums „Luitpoldheim" bei Lohr a. M.

Digitized by Google

Dies ist die Meinung der Welt; einstweilen laß ich sie gelten.
Eins nur erscheint mir dabei so widersprechend wie möglich:
Feineren Reiz erzeugen verfeinerte Mittel. Weshalb nun
Sind wir, sonst so verwöhnt, nur in der Musik so genügsam,
Daß uns der nichtigste Tand, die billigste Ware befriedigt,
Während die hohe Musik als ungenießbar verlacht wird?
Leicht ist das Rätsel zu lösen: Unendlich ist ja die Tonkunst,
Und das Unendliche mengt sich schwer mit dem irdischen Staube.
Lastend drückt die erhabene Kunst auf die menschliche Schwäche,
Und das Vergnügen entweicht in der schaurigen Nähe der Gottheit.
So ist der schiefe Begriff der Kunst die Quelle des Übels.
Grundfalsch ist's, aufs Vergnügen allein die Musik zu beschränken.
Gleicht sie denn nicht dem Aar, der über die Nebel und Wolken
Höher und höher sich hebt und badet im himmlischen Äther?
Aber sie dient der Welt als Pudel, als komischer Affe,
Der zum Lachen sie reizt durch tolle Grimassen und Sprünge.
Deshalb pflegt man seichte Musik und lustige Weisen,
Um das Tellergeklapper bei Tisch zu verdecken, und nach Tisch,
Um das seltne Gespräch in Fluß zu bringen. Genau so
Reizt den Kanarienhahn zu hellerem Schlage Musiklärm.
Doch zuweilen verstummt das Gespräch, man zwingt sich zu hören,
Taschentücher erscheinen noch vor den Tränen der Rührung,
Und der Klavierheld spielt, als wär' er wirklich besessen.
„Komplizierte Musik! Ein Wirrwarr!" würde man sagen,
Wäre das Stück von Bach, von Händel. Aber es ist ja
Liszts, des Wundermanns, Werk, wenn nicht des „Bayreuther Messias",
Dieser Sterne der Kunst. Ihr Lob verkündet die Presse
Und man müßte sich schämen, sie nicht zu bewundern. Hernach dann
Seufzt beim Verlassen des Saals wohl mancher verstohlen: „Entsetzlich!"
Dies ist der einzige Fall, wo schwere Musik sich behauptet.
Leichte Musik — moderne Musik, das bleiben die Pole,
Zwischen denen wir uns unstät und schwankend bewegen.
Selten ist guter Geschmack; es fehlt ja der richtige Maßstab.
Wer beachtet den Grund? Der Grund liegt in der Erziehung.
Überall sonst erzieht und bildet man unsere Jugend;
Fertigkeiten der Hand und Fertigkeiten des Urteils
Sind der Erziehung Werk; nur in der himmlischen Tonkunst
Unterrichtet man zwar, allein zu selten erzieht man.
Darbende Schlucker sind oft die Erben des göttlichen Linos.
Allzugefährlich erscheint's, nach eignem Ermessen zu lehren;
Deshalb hört man die Eltern zuerst, und wenn man sie nicht hört,
Finden sie selber sich ein mit Wünschen ohne Verständnis.

Digitized by Google

Nächstens ist des Papas Geburtstag oder des Onkels
Oder Gesellschaft im Haus. „Da sollte der Junge was spielen,
Ein gefälliges Stück, brillant und allen verständlich!"
Und er lernt es und spielt's zum Staunen der ganzen Verwandtschaft.
„Welches Talent das Kind doch hat! Unglaublicher Fortschritt
In der kürzesten Zeit!" Das schmeckt den Eltern wie Honig.
Doch es ist Schein, nur Schein! Das ist kein Lehren, kein Lernen.
An der Erziehung fehlt's, der Bildung des guten Geschmackes.
Statt mit dem täglichen Brot zu beginnen, beginnt man mit Naschwerk;
Eh' noch der Grundstein gelegt, errichtet man Zinnen und Giebel;
Kurz, es mangelt der Halt. Nichts Ganzes, sondern nur Halbheit!
Doch weil man Lehrer gehabt und kärglich genug sie bezahlt hat,
Hält man sich schon für gebildet und urteilt über das Größte
Und das Kleinste zugleich mit blind voreiligem Dünkel.
„Welch ein reizender Walzer! Da tanzt es sich göttlich, mein Fräulein,"
Flüstert ein Tänzer galant und fährt dann weiter: „Noch niemals
Hab' ich in einem Konzert so sehr mich gelangweilt als neulich
In der Messe von Bach." „Das ahnt' ich und hielt mich zu Hause."
O, der gewaltige Bach, an dem so viele sich stoßen,
Er ist der Eckstein doch des hehren Gebäudes der Tonkunst.
Doch schon der Name des Mannes versetzt Dilettanten in Schrecken.
Höchstens spendet man Lob mit einigen üblichen Phrasen,
Wenn ein Künstler es hört, ein Kritiker oder Professor.
Aber man spielt ihn nicht; noch schlimmer, man will ihn nicht hören.
Oftmals hab' ich darüber mit andern gesprochen, gestritten,
Nach den Gründen geforscht und wenig Glauben gefunden.
Du, mein Bruder, zuerst hast mich gehört und verstanden,
Hast mir begeistert gelauscht, wenn ich die Werke des Meisters
Vortrug auf dem Klavier und auf der gewaltigen Orgel,
Hast mit mir den Bau der Meisterstücke zergliedert,
Hast begriffen, erschaut, geschwelgt im Meere der Töne,
Und ich glaube gewiß, wenn Du die seligsten Stunden
Die das Leben Dir bot, zusammenzähltest, es wären
Manche daruntergestreut, die der einzige Meister gesegnet.
Glücklich preis' ich Dich drum und glücklich jeden Erwählten,
Der entschlossen von sich die Binde der Blindheit geschleudert
Und den geöffneten Blick erhebt zum Lichte des Tages.
Aber wie oft schon trat ein Heer von seichten Bedenken
Mir bei den andern entgegen und wie die Häupter der Hydra
Wuchsen sie doppelt empor, sobald ich eines vertilgte.
Frag' ich darnach, ob einer den Meister gebührend verehre,
Hör' ich zumeist die Entgegnung: „Er ist mir zu streng und zu spröde,

Digitized by Google

An Melodieen zu arm, zu arm an Geisteserholung."
Und dann geht es so fort, er sei zu erhaben, zu grübelnd,
Finde nicht wieder hinaus, ganz endlos seien die Fugen,
Mit Labyrinthen vergleichbar an vielfach verschlungener Bauart.
Unverständlicher Stil! Veraltete, künstliche Formen!
Alles erklügelt, erdacht! Kein Strom belebter Empfindung!
Solch ein Sündenregister, bald kürzer, bald länger, vernehm' ich,
Wenn ich dem Meister noch kaum ein Sprüchlein des Lobes gewidmet,
Und man schmeichelt sich dann, sehr weise gesprochen zu haben.
Frag' ich weiter, so ist nichts seltner als gründliche Kenntnis
Bach'scher Werke. Man hat sie gespielt und legt sie beiseite,
Denn „sie sind ja zu schwer". „Doch Chopin sind' ich noch schwerer."
„Aber er packt mich mehr." „Ich nenne das lieber berauschen."
Hab ich nun Damen vor mir, so fühl ich mich freilich beklommen,
Rette den Standpunkt kaum und zucke verlegen die Achseln.
Aber bei Herren allein schwillt mir die Ader des Zornes,
Und ich fahre dann los: „O zärtliche Nerven und Ohren,
Daß euch nimmer behagt das Erbe der kernigen Vorzeit!
Schmach und Schande! Man spottet der kräftigen Sprache der Ahnen;
Aber französischer Schick und welsches Gesäusel berückt euch!
Deutsch ist Bach, das ist wahr, doch leider zu wenig modern deutsch.
Gründlich sind wir gewesen und oberflächlich geworden,
Äußerlich sind wir jetzt und innerlich waren wir früher,
Kräftig waren wir einst, jetzt sind wir nervös und empfindlich.
Ihr vermißt Melodieen bei Bach? Ich sage dagegen:
Überall ist Melodie, pulsiert das nämliche Leben,
Weil sich die Stimmen gesondert und frei bewegen und dennoch
Eng zusammengehören und so das Ganze vollenden.
Freilich, dies zu verfolgen ist schwer. Doch wenn wir das Schwere
Gänzlich verwerfen, so sind wir es unwert, Deutsche zu heißen.
Schweres haben wir stets gewollt, erforscht und errungen;
Schweres wollen wir auch noch ferner erstreben und schaffen.
Eines erscheint an Bachs Melodik am längsten befremdlich:
Sind wir doch sonst nur gewohnt, Melodieen mit Begleitung zu hören,
Deren harmonischer Grund zur Linie Farben hinzufügt.
Aber Bachs Melodien erscheinen entblößt von Begleitung,
Ohne berückenden Prunk und ohne die Reize des Körpers,
Seligen Geistern gleich, den irdischen Sinnen unfaßbar.
Doch nicht immer; gar oft gibt er der menschlichen Stimme
Lieder und Weisen zu singen voll Kraft und herrlichem Wohllaut:
Innig ertönt der Gesang des Lebensmüden und jubelnd
Preist das erlöste Gemüt am Ostermorgen den Heiland.

Digitized by Google

„Doch dies alles ist streng, geschraubt und allzu gekünstelt."
Und wie spricht man so gern von Mozart? „Leichtes Getändel!"
Und von Haydn? „Zu kindlich!" Da seht die Blüte des Unsinns!
Nichts ist recht, das Strenge zu herb, das Leichte zu tändelnd,
Und man verurteilt keck die größten Geister und weiß doch
Selber nicht, was man will und was das Richtige sein mag.
Unzufriedene Welt! Was bist du so leicht zu begeistern
Durch ein schmachtendes Lied, durch prickelndes Ohrengekitzel?
Sinnlich sind wir zu sehr; drum packen uns sinnliche Töne.
Aber „durchs Ohr zum Geist!" so lautet die richtige Losung.
Nicht das Gehör allein soll schwelgen; das mindert die Spannkraft,
Schwächt die Nerven und zieht den Geist herab zum Gemeinen.
Seit zum rasenden Tanz Musik die Mänaden befeuert,
Führt sie den Reigen der Lust im rauschenden Taumel der Sinne.
Das ist die lachende Seite des Januskopfes der Tonkunst.
Doch dem heiligen Feuer vergleich ich die Strenge des Meisters,
Der mit gewaltiger Kraft das Herz uns reinigt und ausbrennt,
Daß in brausendem Flug erhabene, reine Gedanken
Ungehemmt es durchziehn — das nenn' ich die „Weihe der Töne".
Also liebet vielmehr die strenge, die göttliche Hoheit,
Statt sie zu höhnen und ihr den Eingang ins Herz zu verschließen!
Ähnlich verhält sich ein Volk, das dicht am Fuße der Berge,
Nahe den Thronen des Schnees und nahe den Horsten der Adler,
Stets sein Leben verbringt in niederen, dumpfigen Stuben,
Ohne die Gipfel zu kennen und deren Wunder zu ahnen.
Aber so gründlich ist jetzt der Geschmack bei vielen verdorben,
Daß sie das Große bei Bach, das Hocherhabne nicht merken
Und das Kleine für groß, das Hohe für niedrig erachten.
Künstlich nennt man den Stil und unfrei; aber ich meine,
„Künstlich" ist eher ein Lob, soweit es noch Teil an der Kunst hat.
Ihm entgegengesetzt ist all das leichtere Machwerk.
Dieses besticht uns sogleich; das Künstliche scheint uns zu schwierig
Und der menschliche Geist liebt ruhiges, leichtes Genießen.
Deshalb nimmt man das Seichte für edel und frei und natürlich,
Und das Künstliche wird als schwülstig und zopfig verschrieen.
Aber es fragt sich doch erst: Ist „künstlich" ein deckender Ausdruck?
Besser sagen wir doch: Der Stil des Meisters ist „kunstvoll".
Und als kunstvoll erweist sich jedes vollendete Kunstwerk.
Kunstvoll nenn ich ein Bild, durchdacht in jeglichem Striche,
Kunstvoll nenn ich den Stein, der Freiheit atmet und Leben,
Kunstvoll nenn ich den Bau, der sicher und leicht und lebendig
Sich gen Himmel erhebt, ein Denkmal menschlicher Tatkraft;

Digitized by Google

Kunstvoll nenn ich bei Bach den Stil der Fugen und Kanons
Und die Verschlingung der Stimmen nach kontrapunktischer Satzung.
Doch gar oft bewegt er sich frei, phantastisch und stürmisch,
Oder neckisch und leicht in heiterer Stimmung des Tanzes.
Aber wir sind ja so klein, daß selbst die Scherze des Meisters
Uns noch schrecklicher sind als Riesenfäuste dem Däumling.
Erst gewöhnet das Große! Bis dorthin sparet das Urteil!
Doch nicht allein bei Bach, in jedem hohen Musikstück
Finden sich künstliche Sätze, am meisten bei den Modernen;
Nur daß diese die Kunst mehr in den Rhythmus verlegen,
In die Modulation, ins Harmonieengewirre.
Bei den Alten erscheint die Kunst in thematischer Arbeit;
In der Beschränkung zeigt sich dort am schönsten der Meister.
Wer ist größer darin als Mozart? Aber wir spielen
Schnell darüber hinweg und dann erst schöpfen wir Atem.
„Sklaven der Form" benennt ihr Bach? Mir scheint er ein Sieger,
Wenn er sich reckt und dehnt und mit unendlicher Spannkraft
Riesengroß sich erhebt trotz all der bindenden Regeln.
Dies ist der höchste Triumph des ringenden menschlichen Geistes,
Dies der herrlichste Sieg, die wahre Seelenbefreiung.
Bleibt die Natur nicht stets im Banne der alten Gesetze?
Dennoch gewahren wir nie die Spur von hemmenden Schranken.
So auch fügt sich der Meister den Kunstgesetzen und dennoch
Fühlt er sich nirgends beengt und hat unendlichen Spielraum.
Nicht die Form ist die Kunst, doch Kunst an Formen gebunden.
Strenge die Form zu beachten und doch die Form zu besiegen,
Fast unmöglich erscheint's, und doch ist's möglich geworden.
Dies verkündet uns Bach gar vielfach, aber am schönsten
In dem begeisternden Klang der mächtig wogenden Chöre.
„Aber er ist schon alt und neuere Formen erschienen.
Vorwärts schreitet die Kunst. Was kleben wir immer am Alten?
Lebt' er in unserer Zeit, er schriebe ganz anders als damals."
Ei, das nämliche dünkt auch mir; nur paßt es nicht hierher.
Hätte nicht auch Iktin, des Parthenons großer Erbauer,
Andere Pläne gefertigt und Raffael andere Bilder,
Wären sie Kinder der Zeit, in der wir denken und leben?
Und was achtet man noch auf Haydn, Beethoven und Mozart,
Die von Wagner und Liszt durch ähnliche Klüfte getrennt sind
Wie von Händel und Bach? Sie wären nicht minder veraltet.
Aber sie schlagen von Jahr zu Jahr stets festere Wurzeln.
Wenn auch mancher Tribun sein Veto verkündet, es hilft nichts.
Was sie schufen, erglänzt im Kranz unsterblicher Jugend.

Digitized by Google

Doch die Formen sind tot; wer kann dies heute noch leugnen?
Wiedererwacht ist die Suite und Fugen schreibt man noch immer,
Aber Sonaten fast nie, soweit sie den Namen verdienen,
Schon Beethoven zerschlug die Form und wandte sich rückwärts
Nach der Polyphonie der Älteren, und so verschmolz er
Beide Gesetze des Stils und wies den Neuen die Richtung.
Andere Klänge sind jetzt gebräuchlich und unser Orchester
Ist fast doppelt so stark. Von Formen ist weniges übrig:
Aus „Motiv" und „Idee" entwickelt sich heute der Tonsatz.
Alles verändert die Zeit; doch eins ist erhalten geblieben,
Eins steht fest: das Gesetz der ewig blühenden Schönheit.
Jegliche Form erfüllt den Zweck, sofern sie nur schön ist.
Mögen Jahrtausende flieh'n und Formen auf Formen sich häufen:
Was vollendet in sich und schön ist, bleibt es für immer.
Das ist der Menschheit Stolz, das Zeugnis göttlichen Samens,
Daß am Schönen die Zeit vorbeigeht, ohne zu schaden. —
Doch zurück nun zu Bach, zu seinen Formen und Werken!
Er ist der Gipfel der alten, die Schwelle der neueren Tonkunst.
Wer ihn kennt und versteht, dem sind die Wege geebnet
Hin zu der älteren Kunst der gläubigen kirchlichen Meister,
Wo Vittoria winkt, Palestrina vereint mit Orlando.
Diese benützten den Schatz der Melodieen der Kirche
Fromm bescheidenen Sinns als Grundstein ihrer Gesänge,
Die den Namen des Herrn in reiner Hoheit verkünden.
Seltener freilich erscheinen bei Bach altchristliche Weisen;
Doch ein benachbarter Born, dem nämlichen Urquell entsprungen,
Glaubensfreudig und stark, hat ihm lebendig gesprudelt:
Luthers Choral durchzieht sein ganzes Sinnen und Schaffen.
Oft erweitert er ihn zu religiösen Gebilden
Voll Vertrauen zu Gott, voll Bußgeist, Hoffnung und Jubel;
Oder wenn er im Chor bis an die Grenze der Kräfte,
Was mit Riesengewalt die Seele durchlodert, gesungen,
Fleht er um Feuer vom Himmel und leiht von oben die Sprache
Aus dem heiligen Lied, das ihm die Jugend umklungen;
Und es ertönt der Choral. Er klingt herein ins Gewoge,
Wie sich der Mondschein wiegt auf flutenden Stromesgewässern.
Religion ist stets der Quell und Ursprung der Künste.
Bildner und Maler und Dichter erstanden im Dienste der Kirche,
Meister erbauten die Tempel und heilige Weisen erschollen,
Hoben zum Himmel das Herz und ließen die Erde vergessen.
Ist doch das innerste Sehnen in unserem Herzen Befreiung
Von den Leiden der Welt, Erlösung, Friede des Himmels.

Digitized by Google

Solch ein Bote des Heils ist Bach der Menschheit geworden
Und zur Ehre des Herrn, zur Herzenserbauung der Brüder
Hat er mit heiligen Klängen die christlichen Feste verherrlicht.
Das heißt leben in Gott, das ist die Leiter des Jakob.
Er hat alle die Formen der früheren Zeiten vollendet:
Hat das Leiden des Herrn in Passionen betrauert,
In der Messe das Werk der Menschenerlösung gefeiert,
Mit Kantaten bekränzt den Kreis der jährlichen Feste
Und im reinen Gesang den Herrn in Motetten gepriesen. —
Mit der Kirchenmusik ist eng die Orgel verbunden;
Denn sie stützt den Gesang des Volks, sie leitet die Feier
Herzenerhebend ein und bringt sie glänzend zum Abschluß.
Orgelmeister ist Bach seit frühester Jugend gewesen;
Hierin wurzelt sein Stil, hier gipfelt sein Können als Künstler.
Doch er übte die Kunst nicht nur im Amte des Kantors;
Voll lebendiger Kraft hat er für das Leben geschaffen,
Hat mit glücklicher Hand die Formen der weltlichen Tonkunst
Ausgebildet, gepflegt und allumfassend vollendet.
Nicht zum liturgischen Dienst allein gebraucht er die Orgel;
Absolute Musik, geschöpft aus der Quelle des Daseins,
Lockt er mit Himmelsgewalt hervor aus ihren Registern,
Daß es erbraust und wogt, als tönten die Sphären des Himmels
Und als jauchzten die Sonnen im Weltengesang Alleluja.
Mit der Orgel verwandt an stimmenverflechtender Spielart
Ist das Klavier, das Hausinstrument, doch minder erhaben,
Leichter geschürzt und mehr zu fröhlichem Spiele geeignet.
Und auch hier hat Bach sich als Meister der Meister erwiesen.
Neben dem Ernste der Fugen ertönen die Weisen des Tanzes,
Bunt aneinander gereiht in leichtbeweglichen Suiten,
Und es finden sich auch als trauliche Boten der Zukunft
In den Präludien schon die Keime der jungen Sonate,
Die der begabteste Sohn des alternden Meisters begründet —
Hier ist die Brücke von Bach hinüber zu Haydn und Mozart —;
Wild phantastisch ertönt das Ungestüm der Tokkaten
Und der feurige Schwung der Phantasieengebilde;
Reizend schlingen den Reihn die künstlichen Variationen
Und die liebliche Schar der anderen kleinen Gestalten.
O, des Reichtums an Formen, nach vorwärts deutend und rückwärts!
Früher ein Spielplatz nur des leichten, galanten Getändels,
Hat das Klavier zuerst von Bach die Weihe empfangen.
Was auch Spätere schufen, sein Werk steht unübertroffen,
Unveraltet vor uns, den spätesten Zeiten ein Denkmal.

Digitized by Google

Aber nicht nur das Klavier, auch Geige mit Flöte und Cello
Lernten die Sprache von Bach, und munter im Takte des Tanzes
Spielt das Orchester, von ihm geführt, in den Weisen der Heimat.
Welch ein Schatz von Formen in streng stilistischer Einheit!
Welch ein Brunnen der Tiefe vereint mit unendlichem Weitblick!
Wahrlich, ein Riesengeist! O, wär' er für jeden zu fassen!
Doch gar selten ist jetzt der Sinn für das Große geworden,
Oder, genauer bedacht, er war schon immer gar selten.
Und so ward auch Bach von der Mitwelt schnöde mißachtet.
Freilich, sein Spiel hat oft Virtuosenerfolge geerntet,
Aber sein schaffender Geist hat wenig Verehrer gefunden.
Töricht ist es darum, was man zuweilen behauptet:
Bach sei Meister des Zopfs; kein Mensch verleugne den Zeitstil.
Gut, ich nenne den Stil der Zeit das allen Genehme,
Was den Geschmack beherrscht und Leben und Sitten gestaltet.
Bach stand aber beiseit'; man hat ihn selten verstanden,
Selten zum Muster genommen — selbst nicht die eigenen Söhne;
Selten nur bracht' er ein Werk zu Markt und — sollte man's glauben? —
Dann selbst ward es nur selten gekauft und bald schon vergessen.
Wer stand weiter entfernt vom Stilgeschmacke der Zopfzeit?
Freilich, auch er bequemt in der Form sich nicht selten der Mode,
In den Konzerten zumal, den Suiten und Sologesängen;
Aber auch hier ist der Geist trotz aller Verkleidung erkennbar.
Tiefer hinab in den Grund senkt Bach die Wurzeln des Schaffens:
Als von Italien her das Wort vom Erwachen der Künste
Bis zu den Deutschen erscholl, da herrschten Verwirrung und Zwietracht,
Glaubensspaltung und Krieg, Bedrückung, Verarmung und Jammer,
Türkengefahr, dann Schwedengefahr, französische Raubgier.
Widrige Zeit für die Kunst! Die Kunst braucht Frieden vor allem.
Doch die Musik empfand am meisten die Schäden der Unrast;
Langsam wuchs sie heran und hat sich am spätsten entfaltet.
Anders ward inzwischen die Zeit; im Beete der Rosen
Stand die Musik versteckt, ein lange verspätetes Veilchen.
Ringsum Sommer und hier allein noch duftender Frühling! —
Doch in Italien war die Entwicklung schneller; die Oper
Fesselte jedes Talent und fügte sich willig der Mode.
Auch die bildende Kunst kam unter die Herrschaft des Zopfes;
Über die Alpen heran zog trunken der Sieger nach Deutschland,
Durch die Kirchen sowie durch Gärten und Fürstenpaläste.
Vollends am schmählichsten war die heimische Dichtung entartet;
Unkraut wucherte rings auf deutschem Denken und Reden;
Kraftlos lag es zu Boden, das arme, zertretene Deutschtum.

Digitized by Google

Aber ein Eichstamm stand und trotzte den westlichen Stürmen,
Kernig und deutsch bis ins Mark — der Thomaskantor von Leipzig.
Freilich, er wäre vielleicht ein durchaus andrer geworden,
Hätt' er im Drang der Gesellschaft gelebt, im Schimmer der Höfe,
Wie sein berühmter Genoß, der welterfahrene Händel.
Doch das bescheidene Los des Organisten und Lehrers
Hat sein Wirken beschränkt auf Haushalt, Kirche und Schule
Und auf vereinsamtem Pfad ihm echt die Gesinnung erhalten. —
Ähnlich ist es noch jetzt: Ein spärlicher Kreis von Verehrern
Schließt sich um Bachs Gestalt; den übrigen ist er ein Name.
Mehrmals hab' ich Dir schon, mein lieber Bruder, berichtet,
Wie vor Jahren ich selbst zum Bach-Verehrer geworden;
Dennoch kann ich es Dir nicht oft genug wiederholen.
Anfangs kannt' ich allein die Werke der „Klassiker"; selten
Ward Bachs Name genannt; er sei zu gelehrt und zu schwierig.
Da bekam ich ein Händelsches Werk, den „Messias", zu hören.
Ähnlich dacht' ich mir Bach — gleich kräftig und ernst und erhaben.
Öfters las ich zugleich von Werken Bachs in der Zeitung:
Staunen und Lob und Verehrung erklang aus allen Berichten;
Denn der Kritiker selbst [1]) gehörte zur Bachschen Gemeinde.
Kaum noch war ich erwachsen, da hört' ich den Meister der Geige,
Joachim, und er spielte zu anderm die Bachsche Ciaconna.
Wunderbar schien mir's da, daß diese gewaltige Tonflut
Nicht mit erdrückender Macht die schmächtige Geige zersprengte.
Doch nur allzugeschwind verrauschten die seltsamen Weisen
Und ich hatte davon gar weniges übrig behalten.
Wieder verging ein Jahr; da hört' ich die Messe des Meisters
In dem Kirchenkonzert der Tonkunstschule zu Würzburg.
Heute noch denk' ich daran, als sei es ein Eindruck von gestern,
Wie es mir dort zu Mut gewesen und was ich empfunden;
Aber es ist nicht leicht mit Worten wiederzugeben.
Wie der geschliffene Pflug sich wühlt in verwildertes Brachland
Und die zerschnittenen Schollen und Wurzeln wendet und aufhebt —
Doch dahinter beginnt der Landmann Körner zu streuen,
Daß sie keimen und wurzeln und sprießen zu goldenen Ähren —:
Ebenso war mein Herz durchackert und samenbefruchtet,
Als ich die Kirche verließ, zu Boden geschmettert und dennoch
Überselig, als hätt' ich geblickt in den siebenten Himmel.
Ähnliches hatt' ich noch nie gehört; noch war ich der Größe
Nie so nahe gestanden — jetzt war mir das Auge geöffnet.
O, wie dank' ich dem Schöpfer noch heute für dieses Erlebnis!

[1]) Dr. Th. Goering im „Sammler".

Digitized by Google

Aufgegangen ist nun die Saat im Lichte der Sonne;
Täglich genieß' ich die Frucht, und täglich streu' ich den Samen
Wieder ins offene Herz und harre des kommenden Wachstums.
Aber es kostete Zeit. Mir fehlte die Übung des Spieles;
Vieles erschien mir zu schwer und vieles zu hart und zu spröde.
Doch ich ermattete nicht. „Es ist ja der nämliche Meister,
Der die Messe geschrieben", — das war mein Hoffnungsgedanke —
„Und es muß mir gelingen mit Fleiß und redlichem Willen."
Einiges hatte mir schon vom ersten Anfang gefallen;
Anderes hellte sich auf; der Erfolg vermehrte den Eifer;
Manches las ich darüber, vor allem den trefflichen Spitta.[1])
Merklich war der Gewinn: Allmählich verstand ich die Fugen
Und im Stimmengeflecht die Fäden zu lösen gelang mir.
Dann begann ich mit Eifer das Orgelspiel zu erlernen;
Und es reute mich nicht: Die Anfangsgründe bezwang ich
Rascher noch, als ich gehofft. Bald wagt' ich's auch auf der Orgel
Bach zu spielen, und sieh, so weit schon war ich gekommen,
Daß ich beim ersten Spiel in heiligem Schauer erbebte
Und in den Geist eindrang trotz all der schwierigen Formen.
Köstlicher mundet ja nichts auf Erden als Früchte des Fleißes.
Bach war's, der mich gelehrt, selbständig die Linke zu brauchen,
Richtig die Finger zu setzen, den Überblick zu bewahren
Und auf dem Gipfel zu steh'n, befreit von schwindelndem Bangen.
Doch was soll ich noch mehr darüber berichten? Du selber
Standest als Zeuge dabei und bist mein Schüler geworden. —
Aber noch eines ergibt sich aus meinem Entwickelungsgange:
Wenn wir die Jugend erzieh'n, dann sei uns ein Vater zum Vorbild,
Der mit dem Kind an der Hand auf staubiger Straße einhergeht.
Längst schon wäre der Kleine verdrießlich und müde geworden,
Hätte der Vater nicht oft mit dem Arm nach vorne gewiesen
Und gesagt: „Sieh dort auf grünendem Hügel den Kirchturm!
Dort ist das Ziel; gar bald sehn wir die Mutter uns winken."
Und mit leuchtendem Blick beschleunigt der Knabe die Schritte,
Näher rückt ja das Ziel mit jeglicher neuen Minute.
Sieh, so wär' es auch gut, im Unterrichte der Tonkunst
Öfter dem Schüler das Ziel vor Augen zu stellen und dadurch
Feuer und Fleiß zu befördern und immer größ're Vertiefung.
Gibt man dem Lernenden nichts als leichtere Sachen zu spielen,
Wie Sonaten von Haydn, von Mozart, ohne zu zeigen,
Daß die nämlichen Meister auch größere Werke geschaffen,
Werke von ewigem Glanz, so wird der Knabe sich denken:

[1]) Verfasser der großen Bach-Biographie (2 Bde. Leipzig 1873—80).

Digitized by Google

„Das ist Haydn? Mir scheint nichts gar Besondres dahinter.
Hab' ich den Lehrer erst los, dann spiel' ich nach eignem Behagen."
Aber es wird vielleicht am nämlichen Tage die „Schöpfung"
Aufgeführt: Da soll er hinein und horchen und staunen,
Wie mit größeren Mitteln der Meister die Herzen entzündet!
Doch nicht allein die Lust erhöht sich bei weiterem Ausblick,
Auch der Geschmack erstarkt durch wiederholte Vergleichung.
Und er bedarf es gar sehr, daß wir ihn pflegen und hüten.
Denn sobald er einmal mit Vorurteilen besät ist,
Wuchern sie kräftig empor und decken die besseren Pflanzen,
Rauben das Licht und die Luft und lassen sie kläglich ersticken.
Ist es das Ohr nicht gewöhnt, der Sprache der Musen zu lauschen,
So vertraut es zu sehr dem ersten, betrüglichen Eindruck
Und gefangen im Netz des sinnenbestrickenden Wohllauts
Kehrt es vom Schweren sich ab und schwelgt nur in seichten Genüssen.
Doch es bewährt sich ein Werk oft erst bei genauerem Einblick,
Den wir durch öfteres Hören, durch öfteres Spielen gewinnen.
Denn nicht immer enthüllt sich so schnell die Göttin der Schönheit
Wie beim leisesten Wink des Lieblings der Himmlischen, Mozart.
„Bach ist spröde und bringt zu viel Dissonanzen", so sagt man;
Aber je öfter wir dann die vermeintlichen Härten vernehmen,
Tönen sie weicher und weicher und bilden die köstlichste Würze;
Denn es ergötzt das Ohr des Zwiespalts reizende Lösung.
Und wer anders als Bach hat unsre Modernen ermutigt,
Dissonanzen zu türmen gleich himmelanstürmenden Riesen?
„Aber er ist Protestant und redet im Ton der Pastoren."
Freilich ist Bach Protestant; doch ganz im nämlichen Grade
Sind von katholischer Art Beethoven, Haydn und Mozart.
Dennoch sind sie schon längst zugleich auch jenen in Händen,
Hochgeschätzt und gepflegt — wohlan, so tun wir desgleichen!
Ebenso sinnlos ist der Tadel, verworren und endlos
Seien die Stücke von Bach und ohne den Reiz der Kontraste.
Ich behaupte, daß wohl nur selten ein Meister so viele
Kleinere Stücke geschrieben als er und weniger große.
Wiederholungen sind bei unsern „Klassikern" häufig;
Niemand findet sie hier zu tadeln; doch anders in Fugen.
„Ewig dasselbe Motiv! Es ist zum Sterben," so seufzt man.
Freilich dasselbe Motiv! Das fordert die Einheit des Satzes;
Aber in stets verjüngter Gestalt, in andrer Verschlingung!
Trägt man mit Christengeduld die häufigen Längen bei Wagner,
Schweige man auch bei Bach und ehre die Gründe des Meisters!
Einheit bildet für ihn der Tonkunst oberste Satzung.

Digitized by Google

Ruhelos eilt er dahin in überwallender Vollkraft:
Keuchend Atem zu holen, ist nicht die Sache des Renners,
Der in stürmendem Lauf hinfliegt zur Palme des Sieges.
Wem es an Kräften gebricht zu folgen, der muß sich bescheiden;
Aber er fable mir nicht von unverständlichem Wirrwarr!
Lieber schelt' er sich selbst verwirrt, doch nimmer das Kunstwerk!
Unverständlich erscheint gar vieles bei mangelnder Kenntnis.
Deshalb gilt es zuerst, Geschmack und Bildung zu fördern.
Haben wir dann das Recht des freien und offenen Urteils,
Werden wir vieles nicht mehr als unverständlich verdammen,
Weil Verständnis uns leitet, der Fackelträger des Fortschritts.
Werde verständiger stets, mein Bruder, und bleibe gemütvoll!
Ehre die Kunst und heile durch sie die Wunden des Tages!
Das ist ein Leben im Lichte der wahren Menschenbestimmung. —
Hätt' ich ein Haus am Meere, so ging ich täglich des Morgens
Und am Abend hinaus, die glühende Brust mir zu kühlen;
Sähe die Wellen sich haschen im ewigen Kommen und Gehen,
Blickte hinab auf den Grund, wo Muscheln an Felsen sich schmiegen,
Folgte dem spielenden Fisch, dem wiegenden Fluge der Möwe,
Bis sie am Himmel verschwände in luftiger, bläulicher Ferne,
Wo der Himmel das Meer, das Meer den Himmel begrenzet,
Und versunken im Bild unendlicher, ewiger Schönheit
Gingen die Augen mir über in heiligen Dankesgefühlen.
Wenn sich Wolken im West dann türmten in drohender Größe
Und vom Sturme gepeitscht die Wogen brüllten und brausten
Und im zuckenden Blitz, im rollenden Schlage des Donners
Himmel erdröhnten und Meer und wankten die Festen der Erde,
Sänk' ich erschüttert aufs Knie und riefe mit bebender Stimme:
„Herrlich bist Du, o Gott, im Sturm, doch schöner im Frieden!
Sprich nur ein Wort, so schweigt der Orkan, die springenden Wogen
Legen zu Füßen sich Dir in harrender Stille, und wieder
Spielen die Möwen im Lichte der wolkenentkleideten Sonne." —
Doch was sehn' ich mich hin zum weiten Meeresgestade?
Hab' ich doch Bach — nein: „Meer, nicht Bach verdient er zu heißen,"
Hat Beethoven gesagt. O Glück, es nachzuempfinden!

Ingolstadt. Arnold Pischinger.

Digitized by Google

Von zwei Dichterinnen

Besprechungen mit Anmerkungen von Dr. P. Expeditus Schmidt

Seit der alte Schlüter im Vorworte zu den Liedern Luise Hensels[1]) jene bekannte Parallele zwischen der innigmilden Liedersängerin und der herben Tochter der roten Erde Annette Droste gezogen, wird man durch eine der beiden Dichterinnen gar leicht an die andere gemahnt. Umso mehr, wenn einem zu gleicher Zeit Biographien beider entgegentreten. Vor mir liegen die neue Auflage der Hensel-Biographie von Franz Binder[2]) und gleich daneben das Buch von Karl Busse: Annette von Droste[3]); daran reiht sich die neue Gesamtausgabe der sämtlichen Werke Annettens, die Eduard Arens[4]) für Max Hesses Verlag besorgt und mit einer guten biographischen Einleitung versehen hat.

Luise Hensel, deren Werke in zwei Jahren frei werden, wird wohl kaum jemals in Hesses Verlag eine Heimstatt finden: sie bedarf deren auch nicht. Sie hat ihre Stätte in tausenden von Christenherzen gefunden. Nicht nur Katholiken sind es, die ihre gottinnigen Lieder im Herzen tragen; nein, auch unter den außerhalb der Kirche stehenden Christen sind ihre herzlichen und herzigen Strophen weit verbreitet. Freilich mögen viele von ihnen nicht wissen, daß die Dichterin im Schoße der Kirche ihren Frieden gesucht und gefunden. Was Busse in seinem Buche (S. 192) von Eichendorff sagt, das gilt womöglich noch mehr von Luise Hensel. Auch über sie „ist wenig . . . literarhistorisch gearbeitet worden. Dafür leben ihre Lieder im Herzen der Nation. Sie ist gleichsam selbst untergegangen, um in diesen Liedern aufzuerstehen. Man hat den Schöpfer über dem Geschöpf vergessen." „Müde bin ich, geh zur Ruh" und ähnliche fromme Strophen sind einfach zu Volksliedern geworden, die jedem so geläufig sind, daß er nach dem Urheber gar nicht erst fragt.

---

[1]) (8. Aufl. S. IX—XIII).

[2]) Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. Franz Binder. Zweite durchgesehene Auflage. Mit einem Bildnis der Dichterin. Freiburg 1904, Herder. 519 S. 8°.

[3]) Frauenleben. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hans v. Zobeltitz. IV. Annette von Droste-Hülshoff. Von Karl Busse. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen & Klasing. 193 S. 8°.

[4]) Annette Freiin von Droste-Hülshoffs sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Arens. Mit zwei Bildnissen, drei Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig o. J., Max Hesses Verlag. br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, und Mk. 4.50, Luxusausgabe Mk. 6.—. Die einzelnen Bände enthalten

I. (LXII und 150 S.) Einleitung — Lyrische Gedichte 1844.
II. (240 S.) Balladen. — Größere und erzählende Gedichte. (Als Anhang zwei Gedichte von Junkmann und Schelling.)
III. (148 S.) Das geistliche Jahr. — Geistliche Lieder.
IV. (175. S.) Letzte Gaben. — Jugendgedichte. — Aus dem Nachlaß.
V. (180 S.) Die Judenbuche. — Bei uns zu Lande auf dem Lande. — Bilder aus Westfalen. — Ledwina (Romanfragment) — Joseph. Eine Kriminalgeschichte (Fragment).
VI. (160 S.) Dramen: Berta. — Perdu. — Dazu ein alphabetisches Verzeichnis sämtliche Gedicht-Anfänge.

Digitized by Google

Aber allmählich mußte die Forschung auch hier eingreifen. Es war eine verhältnismäßig schlichte Arbeit, eine rein historische Schilderung, die erforderlich war, ohne viel verwickelte psychologische Probleme. Und diese Arbeit hat in dankenswertester Weise Dr. Franz Binder in seiner Biographie Luisens geleistet. Das Buch ist herausgewachsen aus der Beschäftigung mit dem brieflichen Nachlasse der Dichterin. An der Hand dieses zum großen Teile noch ungedruckten Materials ist ihr Leben Schritt für Schritt verfolgt. Mit Recht läßt der Biograph, soviel wie nur irgend möglich, der Dichterin selbst das Wort und bietet damit ein Bild von anschaulichster Unmittelbarkeit, aus dem man eigentlich nichts herausheben kann; man muß die liebenswürdige Dichterin selber durch ihr Leben begleiten. Aeußerlich sehr einfach, wenn auch in mannigfaltigem Wechsel des Wohnortes, verfließen ihre Tage. Tiefaufwühlende Kämpfe sind eben nicht zu verzeichnen; aber darum nichts weniger als Lethargie. Sie hat gefunden und ist darob in ihrem frommen Gemüte innigsten Dankes voll. Aber sie weiß auch, daß sie sich in ernstem Ringen erhalten muß, was ihr zu teil geworden. Auch ihre Seele hat vieles erlebt, was Kampf und Ringen bedeutet, wenn es auch eben kein Ringen um Erfassung des Glaubens ist, wie bei der um ein reichliches Jahr älteren Annette. Für die Literaturgeschichte wird dies schlichte Leben allzeit bedeutungsvoll bleiben um der Dichterin Beziehung zu Brentano willen, auf den sie den stärksten und heilsamsten Einfluß geübt, was dieser allzeit anerkannt hat — man lese nur seine Strophen an den „Engel der Wüste".

Bei all dem war Luise nichts weniger als Betschwester. Ich freue mich, daß unter den ungedruckten Blättern aus ihrer Feder[1]) auch ein reizendes Beispiel des harmlos heiteren Humors befindet, der zu rechter Zeit in dem Kreise waltete, in dem Luise heimisch war. „Die Blumen des Fürsten Salm" mit ihrer drollig titelreichen Überschrift erzählen genugsam von der lichten Heiterkeit dieses Familienlebens.

Und hier liegt wohl der Punkt, der Luise Hensel am meisten von Annette scheidet. Der Westfälin fehlte diese Heiterkeit, fehlt überhaupt der befreiende Humor des reichen Gefühlslebens. Bei ihr herrscht der scharfe, allzuscharfe Verstand — spricht sie doch selber gelegentlich von „des Verstandes Fluch", den Gott ihr „zu ihrer Prüfung gestellt" (Werke III, 64). Sie kann wohl gelegentlich satirisch werden, aber sie kann sich nicht in Heiterkeit der Seele von diesem Verführer befreien, erkennt nur klar mit dem alten Goethe:

„Das ist das Ziel von allem Wissen:
Zu wissen, daß wir glauben müssen."

Ja: müssen, auch wo der Verstand sich nicht gefangen geben möchte. Man könnte in gewissem Sinne dies Wort als Motto dem „geistlichen Jahre" voransetzen.

[1]) Wir sind in der glücklichen Lage, im nächsten Hefte ungedruckte Briefe und Lieder L Hensels veröffentlichen zu können. Wegen Raummangel mußten wir sie diesmal zurückstellen. A. d. Red.

Digitized by Google

So hat Karl Busse ganz recht, wenn er den oben angedeuteten Gegensatz in Bezug auf Annette weiter ausführt: „Aber auch hier wird die alte Erfahrung bestätigt, daß gerade solchen Dichtern, deren zu starre Individualität der Nation als solcher nicht viel geben kann, die vom Volke nicht aufgenommen werden, sich das verdoppelte Interesse der Forschung zuwendet — gleichsam als Ersatz für den entgangenen schönsten Lohn. Das ist leicht erklärlich. Denn diese Poeten sind menschlich interessanter, reizen den Psychologen mehr, als die Götterlieblinge mit den reinen ungetrübten Stirnen. Annette von Droste und — um einen in manchem Betracht nicht unähnlichen Dichter zu nennen — Friedrich Hebbel sind psychologisch interessanter als der große Goethe." (S. 191.) Damit ist zugleich erklärt, was Karl Busse zu dieser Arbeit hingeführt hat. Ja, die Droste ist psychologisch interessanter, sozusagen: problematischer als so viele andere, auch als Luise Hensel. Wer aber daran gehen will, die in ihr ruhenden Probleme zu lösen, der muß sie auch richtig verstehen und erfassen.

Und hier fehlt es weit in Busses Arbeit. Nehmen wir nur einmal das Problem heraus, mit dem Annette selber am ernstesten gerungen, wie eben das geistliche Jahr bezeugt: das Problem des Glaubens. Hier versagt Busse vollständig. Ihm ist der Glaube einfache Hingabe an Gott, gefühlsmäßige Unterwerfung unter das Dogma. Daß der Glaube auch Tugend sein kann und soll und als Tugend den *Willen* aufruft, davon hat er nicht die leiseste Ahnung. Es fehlt ihm völlig das Verständnis für ein katholisches Glaubens- und Seelenleben; und er scheint sich auch gar nicht bemüht zu haben, tiefer einzudringen, wie die Wendung beweist: sie las in *einer* „Nachfolge Christi" (S. 151). Die Art und Weise, wie dieser Buchtitel in Gänsefüßchen gesetzt und mit dem unbestimmten Artikel versehen wird, zeugt klärlich, daß er *die* Nachfolge Christi des Thomas von Kempen — beiläufig erwähnt: nächst der Bibel so ziemlich das am weitesten verbreitete Buch — gar nicht kennt. Ohne seine Kenntnis über katholische Frömmigkeit und katholisches Glaubensleben zu schreiben, ist aber mindestens ebenso unmöglich wie über Mathematik zu schreiben, ohne das Einmaleins zu kennen. Busse war einfach mit Kreitens Darstellung nicht zufrieden und sah in allem, was ihm daran nicht paßte, „konfessionelle Voreingenommenheit, die vielfach zu schiefen Urteilen führte" (S. V.), und packte nun eben die Sache auf möglichst gegenteilige Weise an. Und sein Urteil fiel nach der anderen Seite womöglich noch schiefer aus.

Da ist mir doch der alte Schlüter noch viel lieber, den Busse in seinem Buche zu einer komischen Figur zu machen sucht, in der sich zweifelfreie Frömmigkeit mit ehrlicher Beschränktheit zum Heiterkeit weckenden Bunde vereinen. Er unterläßt es nur ganz und gar, zu erklären, wie sich dieser kindlich fromme Mensch, den nie ein Zweifel gestört, gerade für das geistliche Jahr so interessieren konnte, „das er in Erbpacht genommen hatte" (S. 150). Er muß also trotz seiner kindlich beschränkten Frömmigkeit doch etzliches Verständnis aufgebracht haben für das seelische Ringen der Dichterin, das sich oft so ergreifend, so durchaus

Digitized by Google

persönlich in diesen Gedichten ausspricht. Busse kannte wahrscheinlich die 1868 geschriebenen Worte Schlüters in der Vorrede zu den Liedern der Hensel überhaupt nicht; dort heißt es u. a.: „Zum andern haben die geistlichen Gedichte Annettens durch ihren fragenden, sinnenden und fast grüblerisch untersuchenden Charakter häufig etwas Düsteres und Beklemmendes, welches eine leichte, heitere Stimmung selten aufkommen oder durchblicken läßt, so daß sogar manche fromme, die Religion nur im Element des Gefühls kennende Seelen von ihnen so berührt werden, als walte darin etwas wie Unglaube und Skeptizismus" (S. X f.). Schlüter, der also die Religion nicht nur „im Element des Gefühles" kannte, versteht um deswillen Annette viel besser, weil er einen Begriff hat vom Glauben als sittlicher Willenstat, der Busse durchaus abgeht, so sehr er sonst den Willen in der Dichterin betont (z. B. S. 191); aber für Annette war dieser Begriff ebenso klar wie für Schlüter. Übrigens ist es ein Fehler des Historikers, daß Busse die Quellen ihrer Zweifelsplagen, hermesianische Strömungen und ähnliches, mit keiner Silbe berührt. Er sieht nicht einmal das gewaltige Persönliche in ihren geistlichen Liedern; zum wenigsten schreibt er: „Kreitens Urteil, daß sie damit das ‚Eigentümlichste, Großartigste und Persönlichste' geschaffen, ist nur vom Standpunkte des Jesuitenpaters verständlich" (S. 96). Offen gestanden: mir ist dieser Satz Busses nur vom Standpunkte des literarischen Phraseurs verständlich, der à tout prix gegen alles sein muß, was von dem Jesuiten kommt. So, wie man sich sonst den Jesuitenpater im protestantischen Norden vorzustellen pflegt, muß man doch eigentlich erwarten, daß diesem Wesen, das angeblich überall kadavermäßige Unterordnung fordert, ein so starker religiöser Subjektivismus nicht gefallen sollte. Kreiten ist auch, wie namentlich aus der zweiten Auflage hervorgeht, mit verschiedenen der geistlichen Gedichte Annettens wenig zufrieden; wenn er dennoch das Eigentümliche und Persönliche in ihnen anerkennt, so scheint mir das eben kein engherziger Standpunkt.

Das häufig zu hörende Wort, Kreiten wolle Annette zu einer Art von katholischer Heiligen machen, kommt damit bedenklich ins Wanken. Ich selber schrieb ihm einmal dies weitverbreitete Urteil, und er gab zur Antwort: „Es ist wörtlich der Frankfurter Zeitung entnommen und längst von Dr. Cardanus zurückgewiesen. Der junge Held, der es zuerst geschrieben, zeigte nämlich evident, daß er das Buch nicht gelesen hatte; denn hätte er es gelesen gehabt, so hätte er unmöglich einen Brief, den ich in meinem Buche abgedruckt und aus einem gedruckten Buche zitiert hatte, als ungedruckt noch einmal bringen können. Und was die geistlichen Lieder angeht, so steht in der zweiten Auflage so viel und so deutlich, daß sie mir nicht gefallen ꝛc., wie man es nur wünschen kann." Kreiten fügt bei: „Überhaupt, es ist unglaublich, wie viel der Eine dem Andern unbesehen nachplaudert". Ich bin eben außerstande, der Frage der Frankfurter Zeitung und ihres Rezensenten nachzugehen, und beschränke mich auf diese Anmerkung, um zu zeigen, mit welcher Vorsicht landläufige Urteile aufzunehmen und weiterzugeben sind.

Digitized by Google

Auch Busse, dessen mangelndem Verständnisse das geistliche Jahr so ziemlich als entbehrlichster Teil der Dichtung Annettens erscheint, arbeitet gelegentlich mit solch landläufigen Urteilen. Hieher gehört es auch, wenn er so gerne „die ganze Korrektheit und Gemessenheit eines katholischen Freifräuleins" betont. Als ob diese Verhältnisse in protestantischen Adelsfamilien auch nur um ein Haar breit anders gelagert wären! So kann man Busse selber durchaus nicht frei sprechen von Einseitigkeit; und das schadet dem Buche, das sicherlich auch seine Vorzüge hat, so in manchen Stücken, die das Weib in der Dichterin zu erfassen suchen, was dem Grundgedanken der ganzen Sammlung nach eine Hauptsache sein mußte, so namentlich auch in den ästhetischen Bemerkungen der letzten Seiten. Der Kenner der Dichterin wird von selber noch manch anderen kleinen Zug anzureihen wissen, für den Nichtkenner ist hier ein schöner Anfang zur Einführung gemacht. Unangenehm und unkünstlerisch berühren die häufigen Verweisungen auf später noch zu behandelnde Fragen: „wie noch auszuführen sein wird" (S. 125) und ähnliche. Hier ist beim Hausbau ein Stück vom Gerüste stehen geblieben.

Trotz all dieser Ausstellungen begrüßen wir das Buch, weil es für viele ein Antrieb werden kann, sich eingehender mit Annette von Droste zu beschäftigen. Es bedarf bei ihr der liebevollen Einführung: nicht jedem entschleiert sich die herbe Westfalentochter sofort als Deutschlands größte Dichterin. Konnte doch im Jahre 1861 selbst ein sonst so fein urteilender Mann wie Martin Deutinger schreiben: „Wollte ich z. B. über die Gedichte der Droste-Hülshoff ein vergleichendes Urteil aussprechen, so könnte ich etwa sagen, daß ihre Gedichte einem freundlichen Hausgärtchen gleichen, in welchem ein und die andere hübsche Blume gepflegt wird und gedeiht, bei dem aber Schnittlauch und Petersilie und sonstige Küchenkräuter so sehr überwiegen, daß man darüber die blühenden Blumen fast aus dem Auge verliert."[1]) Wir greifen uns heute an den Kopf und fragen uns, wie so etwas möglich ist — aber freilich Anno 1861! Seither hat die Literatur allerlei Gewitter durchgemacht; und wenn irgend eines Nutzen gebracht, so ist es der Aufschwung des Realismus für die Wertschätzung der feinen Beobachtung in den Gedichten der Droste. Uns sind die Augen für manches aufgegangen, was man in den sechziger Jahren einfach nicht sah oder nicht in seiner künstlerischen Bedeutung zu erfassen wußte.

Nun gilt es aber, sich weiter zu bilden; und dazu empfehle ich die Gedichte Annettens. Sie sind noch immer zu wenig bekannt. Kreitens Ausgabe war gewiß äußerst dankenswert, schon um des Fleißes willen, mit dem sie bearbeitet ist. Aber ihr Preis entspricht zu wenig dem allgemeinen Begriffe von Klassikerpreisen, um die wünschenswerte, weiteste Verbreitung zu sichern. Da tritt die Ausgabe von Edmund Arens, die uns Max Hesse bietet, ergänzend in die Lücke. Die Einleitung ist knapp, aber gut. Sie verheimlicht nichts und

[1]) Über das Verhältnis der Poesie zur Religion. Fünf Vorlesungen, gehalten im Frühjahr 1861 im Saale des Kgl. Odeon zu München von Professor Dr. M. Deutinger. Augsburg 1861. S. 28.

Digitized by Google

spricht mit aller Offenheit über das eigenartige Verhältnis Annettens zu Levin Schücking, stellt auch die Beziehungen zu Schlüter, die Busse verzerrte, in das richtige Licht und beleuchtet sie mit einem langen Briefe der Dichterin an den gelehrten Freund. Mit der Anordnung der Werke wird man sich einverstanden erklären müssen, und der Text ist sorgfältig revidiert. Darum: tolle, lege! Nimm und lies — aber mit offenem Blicke, dem sich die etwas herben Schönheiten dann bald entschleiern werden. Die Dichterin wird dem verständnisvollen Leser in dieser Weise täglich lieber werden.

Einschmeichelnd wirkt sie nicht, wie Luise Hensel, deren Gottinnigkeit und Seelenklarheit sich jedem ins Herz hineinsingt. Annette hat selber ernstlich gearbeitet in ihrer Dichtung; etwas geistige Arbeit ist nötig, ihr nachzugehen. Aber wenn irgend eine Mühe reichen Lohn verheißt, dann ist es diese.

Neue Romane

Besprochen von Dr. Johann Ranftl in Graz

Wer es liebt, in einem Romane volle, ganze, kräftige Menschen mit ernstem Gemüt, mit gestähltem Charakter und einem sicheren Blick in das Leben an sich vorüberziehen zu lassen, wer ein liebevolles Zusammenleben des Menschenherzens mit der umgebenden Natur, wer Helden der Arbeit lieber hat als schmachtende verliebte Salonmännlein und -Weiblein mit zierlichen Phrasen, der dürfte an dem neuen Buche: „Erdkinder“[1]) von Karl Worms keine Enttäuschung erleben. Wenn man sich nur einmal durch die breite Exposition glücklich hindurchgearbeitet und die kurländische Heimat des Dichters und seiner Romanmenschen erreicht hat, dann läßt uns das Buch so leicht nimmer los. Kurland ist nämlich der Winkel, in dem die „Erdkinder“, die mit ihrer mütterlichen Scholle innig verwachsenen Gemüter, zu Hause sind. Das Hauptthema des Romanes bildet ein eigentümlicher Konflikt zwischen Vater und Sohn. Graf Bahlen, ein Herzensbrecher erster Güte, führt mit seiner kühn eroberten Frau eine kinderlose Scheinehe. Er hat jedoch einen außerehelichen Sohn aus früherer Zeit, Christian Beckmann, den er in Deutschland zum vollendeten Techniker und Ingenieur heranbilden läßt. Ihn hat der Graf zum Kulturbringer für das unfruchtbare

[1]) Stuttgart, Cotta. 388 S. Mk. 3.50.

Digitized by Google

kurländische Moor, für die Purve, ausersehen. Während im Hintergrunde unseres Bildes die gewaltigen Arbeiten der Trockenlegung vor sich gehen, sehen wir im Mittelpunkt desselben den Vater schmerzlich, aber doch erfolgreich sich um die Liebe seines einzigen Sohnes bemühen. Um diese Beiden gruppiert sich eine Anzahl gut gezeichneter Charakterköpfe aus allen Ständen, vom Adeligen bis zum armen Erdarbeiter herab, Freunde und Feinde des Helden, die von der Gestaltungskraft des Erzählers das beste Zeugnis ablegen. Auch an verschiedenen Liebesepisoden fehlt es nicht. Diese sind aber keineswegs das ein und alles. Das erste Interesse ruht immer auf dem tatkräftigen Charakter Beckmanns und auf seiner „Braut", der heimatlichen Heide, deren Duft und Farbe, deren zauberreiche Stimmungen in Frühling, Sommer und Winter uns der Dichter in maßvollen, aber farbenschönen, herzlichen Worten suggeriert. Durch solches Zusammensehen von Menschen und Landschaft, durch das intime, organische Verbinden des Bewohners mit seinem mütterlichen Boden, sowie mit seinem Stamme, schwindet das Enge, Kleine, Isolierte. Wir fühlen die große Macht, die in der landschaftlichen und Volks-Eigentümlichkeit liegt und die im Individuum Fleisch und Blut und Leben gewinnt. Daß uns das Empfindungsleben der fernen Menschen im Ostseewinkel um seiner Fremdartigkeit willen noch einen besonderen Reiz bietet, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Worms hat auch schon in früheren Büchern „Du bist mein", „Die Stillen im Lande", „Thoms friert" die Lebenskreise seiner Kurländer fesselnd dargestellt. Wollten wir ein heute schon beliebtes Schablonenwort für diesen Erzähler zu Hilfe nehmen, so könnten wir ihn als einen tüchtigen „Heimatkünstler" begrüßen.

In den Süden deutscher Stammesart führt uns ein anderer Heimatdichter, Anton Schott, dessen Roman „In falschen Geleisen"[1]) auch in einem eigenen „Verlag für heimische Dichtkunst" erschien. Der Verfasser ist uns als Erzähler von Böhmerwaldgeschichten und bairischen Volksnovellen gut bekannt und dieser sein neuester Roman zeigt uns in einem ernsten Gemälde ein Stück Volksleben aus der Gegend des Böhmerwaldes, dem Grenzgebiete, wo in den letzt vergangenen Jahrzehnten die nationalen Gegensätze auf das schärfste aufeinanderstießen, wo noch heute zwei Völker einen erbitterten Kampf ums Dasein kämpfen. „In falschen Geleisen" bewegt sich der Bürgermeister einer kleinen Berggemeinde, der durch unlautere Agitation einer Klique zu seinem Amte gelangt, der sich auch zum Werkzeuge der Feinde seiner Nation und seiner Gemeinde, zum Parteigänger der Tschechen und der „Herrschaftlichen" hergibt. Er gerät dabei immer tiefer in Haß und Feindschaft hinein, er sinkt auch moralisch immer tiefer, bis er vor dem letzten Sturz noch reuig umkehrt. In der kleinen Gemeinde treiben die Leidenschaften in allen Formen ihr Spiel und besonders der Kampf um den Besitzstand der Nation entfaltet sich unserem Geiste in seiner ganzen Erbitterung. Wir sehen, wie das Slawentum durch Heiraten, durch die

[1]) Linz-Wien-Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. 348 S. Mk. 3.— [Mk. 4.—].

Digitized by Google

Schule, durch die Geistlichen, durch die Arbeiter langsam, aber unaufhaltsam, in das deutsche Gebiet vordringt, wie dazwischen der behende Jude seine Geschäfte macht, wie der gutmütige und weniger bewegliche Deutsche die Unkosten zu tragen hat. Die Darstellung der Situationen und Charaktere ist überzeugend und kräftig. Nur eine allzugroße Breite macht sich manchmal unangenehm bemerklich. Schott ist hierin das gerade Gegenteil des trefflichen Schlesiers Paul Keller, dessen knappe, gedrängte Art vielleicht mehr Anklang finden wird. Das Buch (d. h. mein Rezensionsexemplar wenigstens) ist leider dadurch verdorben, daß nach S. 192 ein ungehöriger Druckbogen eingeheftet ist.

Den Begriff der Heimatkunst brauchen wir keineswegs eng und philisterhaft zu fassen. Fritz Lienhard, der sich seinerzeit mit Propheteneifer für die Sache einsetzte, will von einer einseitigen Dorfgeschichtenschreiberei mit Recht nichts wissen, sondern das dichterische Erfassen des Landschaftlichen und Stammeseigentümlichen soll nur eine Ergänzung, Erweiterung und Vertiefung der modernen Dichtung nach der menschlichen Seite hin werden. Nicht bloß hinterwäldlerisches Stilleben, sondern Stadt und Land, der ganze Organismus des Volkes soll die Grundlage freier, warmer, menschlich unbefangener Dichtung sein. So findet neben den Bildern kurländischen oder bayrischen Landlebens auch die poetische Gestaltung des Großstadtlebens seinen berechtigten Platz. Und freuen werden wir uns jederzeit über einen Großstadtroman, wenn er ein gesundes, starkes, vollkräftiges Talent zum Autor hat. Ob Anton von Perfall und Arthur Holitscher, deren Muse die Münchner Luft liebt, solche Talente sind, wage ich auf Grund ihrer neuesten Bücher nicht mit Sicherheit zu behaupten.

Wie in den anderen deutschen Kulturzentren, so glühte auch in München in den Jahrzehnten nach 1870 ein heißer Kampf zwischen Überliefertem und Werdendem, zwischen den „Alten und Jungen". Während das neue Reich politisch erstarkte, suchte man zugleich auf allen Kunst- und Lebensgebieten nach neuen geistigen Werten. Richard Wagner, eine neue bildende Kunst, der moderne Realismus: wir alle haben wenigstens aus der Ferne an der Hand der Bücher und Zeitschriften den Kampfeslärm, Siege und Niederlagen, miterlebt.

In die Zeit des Überganges vom Alten zum Neuen versetzt uns von Perfalls jüngster Münchner Roman. Dieser führt den Titel „Münchner Kindeln" [1]), weil zwei ungleich geartete Schwestern, echte und richtige Münchner Mädeln, mit ihren Schicksalen der Hauptsache nach den Verlauf der Fabel bestimmen. Gleich auf den ersten Blättern des Buches fühlen wir, wie der neu auftretende deutsche Reichsgedanke mit dem altbayrischen Patriotismus zu kämpfen hat, wie sich ferner der katholische Adel Bayerns und die wurzelhaften Münchner Kindeln gegen das norddeutsche protestantische, nüchterne Element stemmen und wie die Künstler ein eigenes Reich über den streitenden Parteien gründen möchten. In flotten, von einer reich strömenden Rhetorik erfüllten Szenen bewegen

[1]) Leipzig, P. List. 374 S. Mk. 4.—

Digitized by Google

sich die Vertreter der verschiedenen Lebens- und Anschauungskreise: Das „Volk", das sich des neuen Reiches zu freuen versucht, die Studenten, die Künstler, die Adeligen, unter denen sich die einen an eine ausgelebte schale Romantik klammern, während die anderen ihr Schifflein zukunftsfroh dem neuen Kurs anvertrauen. Dabei findet der Gegensatz von adelig und bürgerlich noch seinen besonderen Austrag. An Stelle der einst so streng geschiedenen Stände tritt ein zwangloses Gemisch von Aristokraten, Künstlern, Bürgern, geldlüsternen Abenteurern. Die Praktiken des unredlichen schmutzigen Gründertums sind verkörpert im schwindelhaften Bankier Grasser. Das Angefaulte und Schlechte geht zugrunde, das Keimkräftige und Gesunde sowohl im Aristokraten als im Künstler und im kräftigen Altmünchnertum rettet sich in die neuen Verhältnisse hinüber. Ähnliches wünscht bekanntlich W. Raabe für unser Volkstum im ganzen. Den Zusammenstoß zwischen dem Alten und Neuen hat von Perfall kräftig und deutlich herausgearbeitet, die Lösung des Problems und der Ausblick in die Zukunft geriet etwas kärglich und mager daneben. Ist das Buch auch kein sonderlich tiefes Buch, so ist es doch ohne Frage geistreich und gewandt geschrieben.

Ist von Perfalls Buch das angenehmere, unterhaltendere, so ist Holitschers „Das sentimentale Abenteuer"[1]) das interessantere. Sucht ersteres das Münchner Leben in seiner ganzen Breite aufzunehmen, so begnügt sich Holitscher mit der Sphäre des Künstlerlebens. Hinter der Szene steht in diesem Buche ein sonderbar genialer Maler Thorvold, dem eine schöne Norwegerin verfällt. Sie liebelt aber später so ziemlich das ganze Buch hindurch mit dem Schriftsteller Selber herum. Während Thorvold immerfort wie ein Hamlet-Gespenst im Hintergrund steht, sind Selber und Ulla schon nahe daran, sich zu heiraten und dann nach Florenz zu reisen. Da erscheint plötzlich Thorvold wieder in München. Ulla macht einen Selbstmordversuch und fährt schwerverwundet mit Thorvold nach dem Norden davon. Von romanhaften Ereignissen ist sonst im ganzen Buche wenig zu finden. Wir wandern wie bei den Naturalisten vor 20 Jahren von einer Junggesellenwohnung in die andere. Eine Reihe treffend gezeichneter Nebenfiguren, Künstler und Literaten, wie man sie in München und wohl auch anderswo trifft, treiben ihr zigeunermäßiges Unwesen. Ateliergelage, Karnevalstrubel, rätselhaft sentimentales Empfindungsleben, Malen und Dichten, mengen sich kaleidoskopartig durcheinander, wie sich seinerzeit Mondschein und Morgenröten und Waldhornklänge mit seltsamen Abenteuern in romantischen Novellen verwirrten. Obgleich Holitschers Bohémiens wenig Anziehendes im Charakter bieten, obgleich die Frauen zu jenen gehören, die sich in Gesellschaft ihrer männlichen Besuche die Haare waschen und trocknen und auch die Handlung nichts Spannendes und Fortreißendes aufweist: so hat das Buch trotz alledem etwas Fesselndes, und dies liegt in der Darstellung und Sprache. In letzterer fällt eine robuste Kraft, die sich vor hergebrachten Wortschablonen hütet, angenehm

[1]) Berlin, S. Fischer. 203 S. Mk. 2.50 [3.50].

Digitized by Google

auf. Sie zeigt wieder bei anderer Gelegenheit Feuer und Leben. Die Menschen und Dinge sind vom Dichter mit eigenem, persönlichem Blicke erschaut und mit eigenen Worten benannt. Daß die Ausländer unser Deutsch garstig radebrechen, wäre begreiflich. Allein schwerer kommt selbst der unpedantische Leser über gewisse Saloppheiten des Ausdrucks hinweg und manchmal scheint es Holitscher eben Spaß zu machen, wenn er der grammatischen Korrektheit ein Schnippchen schlägt. Ab und zu blickt aus der Darstellung eine heimliche Ironie heraus, so, wenn eine Gruppe zerfahrener, nach allen Seiten auseinanderstrebender Schriftsteller gezeichnet wird, oder wenn der Erzähler mit einer scharfsichtigen, schlauen Beobachtungsgabe menschliches Empfinden an seinem „Helden" bloßlegt. Ein Zug ins Große und Weite, Weltansicht und Ausblicke, sind jedoch nirgends zu finden. Es ist ein Stück Leben mit originellem Blicke angesehen.

Zwei weitere Romane führen uns nach Wien und Österreich. Adolf Wilbrandt, dessen guten Zeitroman „Familie Roland" wie vor kurzem auf diesen Blättern charakterisierten, schrieb neuestens einen Wiener Roman und betitelte ihn „Fesseln"[1]). Der Rostocker Romancier war in den Achtziger Jahren Direktor des Burgtheaters und hatte so genug Gelegenheit, Wien, Wiener Leben und österreichische Verhältnisse zu studieren. Er mochte sich manchmal selbst in einem ähnlichen Kontrast zu seiner Wiener Umgebung fühlen, wie sein Holsteiner Architekt und Bildhauer Walther Haßfeldt in diesem Roman. Haßfeldt und sein Freund Baron Felix von Mohr werden in die Fesseln leidenschaftlicher Liebe verstrickt. Bei Walther ist es sogar eine Doppelliebe, die ihn zum tragischen Ende treibt, ein Motiv, das bekanntlich außer vielen anderen Dichtern schon Goethe beschäftigte („Stella"), das die furchtbarsten Seelenkämpfe erregt und dem Psychologen im Dichter die gewagtesten Aufgaben stellt. Daß Wilbrandt, der feine Künstler, auch diesem Thema interessante Momente abgewinnt, läßt sich nicht leugnen. Mit einer Inhaltsangabe und Nacherzählung der fragwürdigen Verwicklungen wäre hier nicht viel gedient. Was am Buche den literarischen Liebhaber anzieht, liegt alles im „Wie" der Darstellung. Beurteilt und aufgefaßt werden die tragischen Wirrsale, wie gewöhnlich in der modernen Dichtung, vom Standpunkte naturgesetzlicher Notwendigkeit aus. Weniger bedeutend als die psychologische Zergliederung scheint mir die Schilderung des österreichischen und Wiener Milieus. Wilbrandt sieht sich unser Wien mit Interesse an, er richtet als Norddeutscher natürlich von oben herab, er lauscht dem Wiener Gemüt manches ganz fein ab: das Intimste, Feinste und Zarteste, das Wiener Erzähler, die kleiner sind als Wilbrandt, ganz trefflich zeigen, vermisse ich, obwohl so oft vom „süßen Wiener Blut" die Rede ist.

Mehr ein Unterhaltungsroman ist das zweibändige Buch „Im Nebel"[2]) von Henriette von Meerheimb. Die Schriftstellerin zeigt, hier wie in „Ohne Liebe", „Befreiung", ihre leichte, gewandte Erzählergabe, ihre Fertigkeit

[1]) Stuttgart, Cotta. 300 S. Mk. 3.—
[2]) Berlin. Janke. 235 u. 169 S. Mk. 2.—

Digitized by Google

im Charakterisieren und im Ineinanderweben interessanter Episoden. Bei aller Breite der Erzählung bleiben wir doch nicht leicht auf einem Flecke haften. Es drängt und reißt munter vorwärts und zieht den Leser mit sich. Der Roman ist „spannend". Zwei unglückliche Ehen nebeneinander! Durch einen bösen Zufall wird Vilma von Holm die Braut und das Weib eines ungeliebten Mannes, und Schauenstein, der Mann ihres Herzens, ein Löwe der Wiener Gesellschaft, findet nach langen Irrfahrten in einer Schwägerin Vilmas ein braves Weib. Die Nähe der einstigen Geliebten droht aber der nur halbwegs glücklichen Ehe Gefahr. Vilma muß durch einen Unfall bei einer Schlittenpartie zugrunde gehen. Ein Kind aus erster Ehe, das eine Scheidewand zwischen Schauenstein und seiner Frau bildet, muß wegsterben, harte religiöse Kämpfe müssen durchgekämpft werden, ehe der innere Friede in Schauensteins Haus einzieht. Vieles im Buche ist nicht neu, sondern nur herkömmliches Romanrequisit. Aber die alten Geschichten sind gut erzählt. Die Gegensätze von Charakteren, Nationen, Konfessionen, von Natur und Konvention, sind mit geschickter Hand verwendet. Ein Kontrast wie der zwischen den steifen, banalen Gesellschaftsmenschen und dem Wildfang Vilma, die wie ein ungezähmtes schönes Steppenpferd ihre ganze zahme Umgebung aus einer Verzweiflung in die andere schleudert, ist gewiß anziehend und poetisch. Weniger tief ist der Kampf der Weltanschauungen erfaßt. Man wird es bald als einen Vorzug eines heutigen Romans preisen müssen, wenn darin nicht ein „Herrenmensch", der aus einem verdünnten Aufguß von Nietzsche-Phrasen besteht, sein Unwesen treibt. Diese schon bald langweilig gewordene Spezies begegnet uns leider auch hier, und zwar im Widerstreit mit karikierter katholischer, pfäffischer Intoleranz und protestantischem Muckertum. Der Zusammenstoß von Weltanschauungen wäre natürlich stets interessant, wenn er ernst genug angefaßt würde und sich nicht bloß auf dem Niveau eines Zeitungsfeuilletons abwickelte. Wie flüchtig wird in Meerheimbs Roman am Schlusse Umkehr und Läuterung abgetan!

Neben den Münchner und Wiener Romanen stellen sich alljährlich auch die Berliner ein. Das bessere von zwei hieher gehörigen Büchern schrieb Hans Land in seinem Roman „Arthur Imhoff"[1]). Auf ca. 300 Seiten entfaltet sich ein ergreifendes Menschenschicksal. Auch hier ist aller Supranaturalismus ausgeschaltet, alles geht streng irdisch vor sich, alles ist nur Ursache und Wirkung, der Begriff von Schuld, Verantwortung und Sühne wird aus dem menschlichen Empfinden, Denken und Handeln gestrichen. Von der Frau Imhoffs, die einen Ehebruch begangen und darüber in innere Verwirrung gerät, heißt es: „Das große Gesetz der Notwendigkeit, das über den Menschenschicksalen waltet und ein Geschick aus dem anderen mit haarscharfer Folgerung herausrechnet, es war diesem einfältigen Kinde unbekannt; sein enges Erkennen vermochte nichts als mit den trügerischen Begriffen von Schuld und Strafe zu

[1]) Berlin, S. Fischer. 296 S. Mk. 3.50 [4.50].

Digitized by Google

operieren — eine Rechnung, die dieses Kindergemüt mit der schwärzesten Verzweiflung erfüllte." Was sich nun innerhalb dieser Voraussetzungen abspielt, bildet den Inhalt eines ernsten Buches. Der etwas überlebensgroße Held des Romanes ist die Idealgestalt des berühmten Chirurgen, Forschers und Lehrers Imhoff, der mit ganzer Liebe und Leidenschaft in seinem Berufe aufgeht, der nicht Weib und Kind, nicht Eltern und Verwandte hat, sondern nur Schüler und Kranke. Er sucht alles Störende, alles, was seine ungeheuere Energie im Berufe hemmen könnte, von sich fernzuhalten. Allein die Störung naht trotzdem in Gestalt eines schönen, bleichen, aristokratischen Fräuleins, das ihre Mutter verloren hat, und zuerst des Arztes Mitleid, bald aber seine leidenschaftliche Liebe weckt. Zuerst ein seltsames Anziehen und Abstoßen zwischen dem alternden Manne und dem jungen Mädchen. Das Motiv vom Altersunterschied wird sorgfältig durchgearbeitet, das vom Klassenunterschied nur leicht berührt. Es kommt zur Verlobung und Heirat. Das kurze Glück ist nur ein Irrtum. Die junge kränkelnde Frau muß an den Genfersee und erfährt im wonnigen Frühling von Montreux, daß Jugend der Jugend bedarf. Ein brennendes Glückverlangen, das der alternde Gatte nicht zu stillen vermag, treibt sie einem jungen abenteuernden Baron in die Arme und nun geht es romanhaft Schlag auf Schlag: abenteuerliche Flucht, tödliche Verwundung des Barons durch den Schuß einer Nebenbuhlerin, Imhoff kommt und rettet den Baron vom Tode und tröstet, nachdem er sich wiedergefunden, von seiner kühlen Höhe herab die untreue, ihm entlaufene Frau. Heimgekehrt, verliert er noch seinen einzigen ratenden Freund und geht wieder an die Arbeit. Diese „Störung" seines Arbeitslebens bildet den Inhalt des Romans. In einer pathetischen Schlußbetrachtung, wie sie K. Bleibtreu gerne seinen Büchern anhängt, wird über Welt und Leben und Menschen monologisiert. Wie gesagt, innerhalb der Welt jener modernen Gemüter, die sich ganz auf sich selbst, auf ihre kräftige Individualität gestellt fühlen, ist „Arthur Imhoff" ein ernstes, lesenswertes Buch.

Ungefähr wie von Meerheimb zu Wilbrandt, verhält sich zu Hans Land Moriz von Reichenbach mit dem Roman „Nach stillen Inseln"[1]). Er führt uns teils in aristokratische, teils in spiritistische Gesellschaft. Das Leben einer gewissen Adelsschichte wird kühl und grau nach der Natur gemalt. Verschwendung, Sport, Weiber, Duellunsinn sind mit verschiedenen Intriguen verknüpft. Aus dem rastlosen, hastenden, häßlichen Alltagsgetriebe retten sich ein paar Menschen auf die stillen Inseln der Menschenliebe. Ein Arzt will von seinem Sanatorium aus Glück und Liebe verbreiten, ein schwergeprüfter junger Adeliger will das nämliche als Majoratsherr unter seinen Untergebenen tun. Den einen treibt die angeborene warme Menschenliebe, den andern das Christentum, einen Dritten gar der Spiritismus zum nämlichen Ziel. „Das Licht bricht sich in verschiedenen Farben und es ist doch immer dasselbe Licht." So lautet

[1]) Berlin, Janke, 229 S. Mk. 3.— [4.—].

Digitized by Google

die Humanitätsdoktrin des Buches 130 Jahre nach Leſſings „Nathan.“ Der Roman iſt mit jener Gewandheit der Feder erzählt, wie wir es etwa von A. Zapp her kennen und wie es Dutzende von Romanſchriftſtellern in den verſchiedenſten Zeitſchriften gleichfalls zuſtande bringen.

Heidelied

Du ſtille braune Heide,
So oft ich dich erſeh,
Durchzieht es mich wie Freude,
Durchbebt es mich wie Weh.

Die Freude, daß vor Jahren
Auf dieſem Wege ging
Ein Freund, mir treu erfahren,
An dem ich treulich hing.

Das Weh, daß Kraft und Leben
Wie Heidekraut verblüht,
Was unſre Träume weben,
Wie Heidewind verzieht.

Und Weh und Freud zur Seite —
Das iſt ein ernſter Gang;
Gott geb mir das Geleite; —
Ich zieh die Heid entlang.

München Franz Hintermayer

Der Sieger

Ein Rieſe war mein Leid, ſo groß wie Goliath.
Da kam, wie einſt der Jüngling David kam,
Das junge, zarte Glück und ward des Leides Sieger.

Nun liegt bezwungen all mein Weh,
Entwaffnet und zu Tod getroffen
Von heldhaft kühner Hand.

Jung David Glück zerbrach mit ſichrer Siegesfauſt
Den grimmen Rieſen Leid!

München M. von Ekenſteen

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

IV

Allgemeines Literaturblatt. XIII, 14—21. In den erwähnten Nummern dieser Zeitschrift ist der schönen Literatur bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt als in den vorhergehenden. Insbesondere finden sich eine Reihe von Besprechungen zeitgenössischer Dramen. Von Hermann Hejermanns Fischertragödie „Die Hoffnung auf Segen" wird gesagt, sie sei nichts anderes als eine Variante der „Weber" mit Seestrandmilieu (16). Besser kommt Max Halbes „Walpurgistag" weg, dessen gesamter Eindruck ein erfreulicher sei (16). In Nummer 19 tadelt Dr. G. Alexis an Fritz Telmans Drama „Messenhauser" den allzu ausgedehnten Gebrauch der licentia poetica hinsichtlich der geschichtlichen Wahrheit. Ebenda wird H. Eulenbergs „Leidenschaft", was die Bühnenwirksamkeit betrifft, nichts Günstiges prophezeit. Nicht recht überzeugend — wenigstens für den, der Eulenberg genauer kennt — wirkt der Satz: „Das Drama ist auch deshalb bemerkenswert, weil es mit seiner gesunden Prosa und dem modernen Milieu ein kräftigerer Protest gegen den Realismus ist als die neuerdings wieder auftauchenden phrasenhaften Jambentragödien." H. Lilienfein, der jüngst mit seiner „Maria Friedhammer" in Berlin günstige Erfolge erzielte, scheint in seiner „Menschendämmerung" noch nicht das Gefühl für das Bühnenwirksame gezeigt zu haben, das man dem ersterwähnten Drama nachrühmt. Wenigstens meint Erwin von Muth (Nr. 18), das Motiv der „Menschendämmerung" würde sich eher für einen Roman geeignet haben. Dagegen biete H. Wettes „Widukind" manchem tüchtigen Schauspieler Gelegenheit sich auszuzeichnen. — Erfreulich ist die bei aller Betonung des abweichenden Standpunktes maßvolle Kritik des Zolaschen Romanes „Fruchtbarkeit" durch Dr. Grävell-Lüttich (Sp. 541 ff.).

Deutsche Revue, Oktober-November 1904. Im Oktoberheft veröffentlicht der alte Rudolf von Gottschall „Erinnerungen an Roderich Benedix". Dabei laufen aber allerhand interessante Erwähnungen mit unter, worunter eine der wichtigsten die Gustav Freytags ist. Dieser leitete damals mit Julian Schmitt zusammen die „Grenzboten", während Gottschall die Brockhaus'schen Zeitschriften „Unsere Zeit" und „Blätter für literarische Unterhaltung" redigierte. Sie lebten also beide in Leipzig, doch hatte Gottschall schon als Student in Breslau Freytag, der dort Privatdozent war, kennen gelernt. Er erzählt aus dieser Zeit über den Dichter der

Digitized by Google

„Journalisten“: „Die akademische Jugend hatte viel an ihm auszusetzen: er bewegte sich vorzugsweise in kaufmännischen Kreisen; er war ein maître de plaisir im Zwinger, in der Börsenressource, studierte bei Molinari & Comp. den Handel mit Materialwaren und arrangierte die Feste der Kaufmannschaft. Das wurde von den akademischen Kreisen als eine Art von Fahnenflucht betrachtet; die Studenten bezeichneten ihn als „Schwung“ und rechneten ihn zu den „Ellenreitern“. Und nun begab es sich gleichzeitig, daß dieser Börsenritter einen Band Gedichte in Breslau veröffentlichte, der kaum mittelmäßigen Produktionen an die Seite gestellt werden konnte und selbst nur Interesse erregen kann als ein Beweis dafür, daß man ein berühmter Dichter werden kann, während man doch ein miserabler Lyriker ist.“ Gottschall war also, wie man sieht, Gustav Freytag und auch seinem Mitredakteur Schmitt nicht sehr gewogen. Über des letzteren Literaturgeschichte äußert er sich folgendermaßen: „Der kleine Julian Schmitt hatte damals gerade aus seinen Grenzbotenartikeln eine Literaturgeschichte zusammengeheftet und war im Begriffe, diesen Papierdrachen vor dem versammelten deutschen Volke steigen zu lassen.“ Freundlicher scheint das Verhältnis zu Roderich Benedix und Gustav von Moser gewesen zu sein. — Ein ähnliches Thema berührt Oswald Hancke im Novemberheft, indem er die Entstehungsgeschichte des letzten Dramas von Gustav zu Putlitz, des fünfaktigen Schauspiels „Die Idealisten“, erzählt.

Efeuranken. XV, 1. Wie ich privaten Mitteilungen entnehme, hat der Redakteur dieser katholischen Jugendzeitschrift, der Semiarpräfekt und Religionslehrer Josef Segerer in Regensburg, die Absicht, die „Efeuranken“ allmählich zu einer modernen — um meine Seele zu retten, füge ich bei, in gutem Sinne — Gymnasiastenzeitschrift zu machen. Das wäre ein sehr begrüßenswertes Unternehmen. Was wir auf diesem Gebiete haben, ist nicht gerade unbedingtes Ideal. Der „Stern der Jugend“ hat unserer Revue schon mehrmals Gelegenheit zu kritischen Äußerungen geboten und eine andere, mehr in Norddeutschland verbreitete Monatsschrift, „Die Stimmen vom Berge“, ist manchmal nicht bloß dem Umschlage nach grün. Was nun das vorliegende erste Heft des XV. Jahrganges der „Efeuranken“ betrifft, so ist die illustrative Ausstattung im großen und ganzen recht gediegen; nur die abscheuliche Umschlagzeichnung könnte etwas mehr Geist vertragen. Der Inhalt müßte wohl auch höheren Ansprüchen anbequemt werden, wenn die Zeitschrift wirklich als Gymnasiastenblatt gelten soll. Die Mischung von Belehrendem und Unterhaltendem scheint, soweit man das nach *einem* Hefte beurteilen kann, eine glückliche. Die erstere Gattung ist besonders gut vertreten in dem illustrierten, klar geschriebenen Aufsatz „Kulturgeschichtliches über das Haus“ von F. Herdman. Doch liegt, wie schon angedeutet, der Hauptvorzug der „Efeuranken“ vor ähnlichen Unternehmungen in der reichen und guten Illustration.

Germania. Wissenschaftliche Beilage. 36—47. In einer kritisch-literarischen Studie „Goethe in Italien“ untersucht Dr. phil. Walther Rothes (Wiesbaden) die innere Berechtigung der Aufstellung eines Goethedenkmals in Rom und kommt dabei zu einem vorwiegend negativen Ergebnis (36). „Chi è questo straniero? Was will der Fremde hier? wird so mancher Römer fragen, wenn er achselzuckend an dem Monument des deutschen Dichters vorbeigeht.“ Als Hauptdokument für Goethes Stellung zu Italien benützt Rothes natürlich die italienische Reise. Namentlich im

Digitized by Google

Anfange habe der Dichter für das kirchliche Leben wenig Verständnis und auch für die Kunstschätze, außer wenn sie archäologischer Art waren, ein geringes Interesse gezeigt. Dagegen sei die Unbefangenheit anzuerkennen, mit der er südländischem Volksleben gegenüberstehe. Daß Rothes sich dieser rühmenswerten Eigenschaft sehr befleißigt habe, könnte man gerade nicht sagen: er gibt sich wenig Mühe, das Verhalten Goethes allseitig zu erkennen und zu beleuchten. — In Nr. 38 („Die Krisis in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst") veröffentlicht Privatdozent Dr. E. Drerup ein Vorwort zur Trierer Generalversammlung. Er rekapituliert darin ein paar Hauptpunkte der Debatte, die sich an seinen Videant consules-Artikel anknüpfte, und macht dann bestimmte Vorschläge. Über seine „Eindrücke von der Trierer Tagung" spricht, nachdem die Würfel vorläufig gefallen sind, Dr. P. Expeditus Schmidt, vom Streben nach „Wahrheit und Klarheit" geleitet (46). Der Klarheit wenigstens scheinen unterschiedliche Berichte zu entbehren. Auch hat man wohl stellenweise schlechte Ohren gehabt. P. Schmidt konstatiert vor allem, daß die Zeit zur Aussprache viel zu kurz war, ferner, daß die einheitliche Mitarbeit aller Kräfte der Gesellschaft unter der jetzigen Redaktion ein Ding der Unmöglichkeit ist. „Das wurde in der Generalversammlung öffentlich ausgesprochen, ohne daß in den Berichten davon zu lesen war."

Gottesminne, II, 9—11. Im 2. Jahrgange des „Pan", Heft 1, S. 33—40 hatte Julius Hart die Hoffnung ausgesprochen, daß der elementare romantische Ästhetizismus den etwas derberen und stofflicheren Naturalismus der Objektivitätslyrik verfeinern, luftiger und ätherischer gestalten und ihn auf die reinen künstlerischen Erfordernisse strenge hinweisen werde. P. Ansgar Pöllmann stellt nun im 11. Hefte der „Gottesminne" fest, daß der Ästhetizismus die Oberhand behielt. „Wenn Hart der Großstadtlyrik und ihrer Anschauung die Objektivität als ihr Merkzeichen nachrühmt, so hätte er sich fragen müssen: wie kommt es, daß an diese Objektivitätslyrik sich der formale Ästhetizismus mit seiner romantischen Subjektivitätspoesie anschloß? — Die Antwort lautet: Die moderne Anschauungslyrik steht auf demselben Grund und Boden wie die neuromantische Stimmungslyrik, auf dem des Impressionismus. Dieser Impressionismus war die Quelle des ausgeartetsten Subjektivismus." Beide Richtungen hätten sich vereinigt in der Stimmungslyrik, der von ihrem Wesen aus etwas Weibliches, Weiches, Launisches anhafte und die sich insbesondere durch Formseinheit charakterisiere. „Die moderne Lyrik ist herrlich und es fehlt ihr nur eines, was sie groß machte: der Gedanke." Im weiteren kommt Pöllmann auf Holz und Schlaf zu sprechen, die die Sprache des konsequenten Naturalismus einführten und damit wohl der Lyrik den innern Klang wiederbrachten, dem Drama aber die lyrischen Momente nahmen. Das Fazit seiner Ausführung faßt er, von der religiösen Seite unserer Lyrik ausgehend, in den Sätzen zusammen: „Sie kommt dem Sehnen nach Übernatürlichem in der Kunst entgegen: weich, hingebend, meditierend wie sie ist, muß sie für das weitere religiöse Lied wohl geeignet sein, für das engere Kirchenlied jedoch höchstens in einzelnen Fällen. Über die neuzeitliche Lyrik bricht so mancher den Stab und kennt sie nicht. Ein schöner Satz aus der guten alten Zeit lautet: Prüfet alles und behaltet das Beste." — Im Septemberheft zeigt Cavalliere, wie der „heilige Hunger" unserer Zeit in der sozialen Strömung und im dichterischen Mystizismus zum Ausdruck komme. Diesen beiden Richtungen

Digitized by Google

stehe die christliche Dichtung gegenüber. „Sie hat das rechte Brot zu reichen, eine Aufgabe groß, schwierig und von tiefster sozialer Bedeutung."

Katholische Welt. 16. Jahrgang. Die „Katholische Welt" hat im Jahrgang 1903/1904 einen großen Fortschritt hinsichtlich der äußeren Ausstattung gemacht, da der unfeine Umschlag der früheren Jahrgänge durch eine vornehme, einfache Schutzdecke ersetzt worden ist. Jetzt sollte nur noch die fromme Geschmacklosigkeit des Titelkopfes wegfallen! — Der 16. Jahrgang weist auch das Bestreben auf, lieber Reproduktionen alter trefflicher Bilder (A. Dürer, Ghirlandajo, F. Lippi, Lucca della Robbia, Giorgione, Sandro Boticelli, Quentin Matsys, Sassoferrato, Melozzo da Forli u. a.) zu bringen als neueren Schund. Doch sind auch gute zeitgenössische Künstler wie H. Kaulbach, Fr. v. Defregger, Gabriel Max und zahlreiche andere vertreten. Weniger Lichtpunkte zeigt die belletristische Ausstattung. Ein ganz besonders heller ist die schottische Legende „Rosalinde mit den silbernen Haaren" (nach dem Französischen von Charles Buet). Sonst sind noch ein paar tüchtige Novelletten und Skizzen von Mark Twain, R. Fabri de Fabris, Nanny Lambrecht, Karl Pauli zu nennen. Aber die wunderbare Feinheit und künstlerische Wirkung der Sage von den silbernen Haaren wird nirgends mehr erreicht. — Auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, der Reisebeschreibungen geschieht des Guten fast etwas zu viel. Unter den letzteren fällt ein außerordentlich tiefsinniges Urteil über das Brixlegger Passionsspiel auf. (Jakob Odenthal, Höhensehnsucht; Passionsspiel in Brixlegg S. 540 f.) Der betreffende Autor hat den Kern der Frage gar nicht erfaßt. Es dreht sich zunächst gar nicht um eine möglichst fein ausgeklügelte Darstellung im Sinne unserer Theater; mit der einseitigen Betonung dieser Seite würde man nur wieder dem l'art pour l'art näher kommen, dem man mit der Volksbühne entfliehen will. Darin liegt eben das Bedauerliche, das Schwächliche, daß man durch ein paar Äußerlichkeiten hindurch Kern und Geist und Kraft einer naiven Kunstbetätigung nicht mehr zu erfassen vermag. — An speziell literarischen Aufsätzen sind einige Dichtercharakteristiken zu verzeichnen (an die allerdings kein strenger Maßstab gelegt werden darf. A. d. R.): M. Herbert und Leo Tepe (L. Krapp, S. 132 bzw. 512), Wilhelm Sterneberg (Leo Tepe, S. 302), Jakob Balde und Chr. von Schmid (Joseph Ming, S. 347 bzw. 555). Bedauerlich ist der zahlreiche objektive Unrichtigkeiten und schiefe Auffassungen enthaltende Aufsatz Franz Eicherts zu Anfang des Jahrgangs.

Kultur, V, 2—4. Den Spuren der Frau in der modernen Literatur nachzugehen mag eine sehr reizvolle Aufgabe sein. Leider kommt Anton E. Schönbach im zweiten Hefte („Was wir lesen — Blätter aus einem Merkbuche") zu keinem sehr günstigen Resultat. Der gesteigerte Individualismus der Romantik habe die Schriftstellerinnen von Beruf wachgerufen und in unseren Tagen bleibe, wie Kürschners Literaturkalender beweist, die Zahl der Schriftstellerinnen hinter denen ihrer männlichen Genossen nicht allzuweit zurück. Diese Tatsache stehe in ursächlichem Zusammenhang mit der Zusammensetzung des lesenden Publikums, das eben auch ganz besonders aus Frauen bestünde. So komme es, daß die erzählende Dichtung Züge aufweist, „die dem Geschmacke und den Neigungen, dem Kaufbedürfnis einer überwiegend weiblichen Leserwelt entgegenkomme." Liebesschicksale seien der weitaus überwiegende Stoff neuerer Belletristik. Damit hänge es auch zusammen, daß die Hauptpersonen moderner Erzählungsliteratur meist ganz junge Leute seien.

Digitized by Google

„Hier mischt sich in der seltsamen Weise, wie das bei den wichtigsten Angelegenheiten der Menschen zu sein pflegt, der sinnliche Reiz mit dem mütterlichen Bedürfnis des Erziehens und zeugt vereint ein starkes Interesse." Schließlich macht Schönbach die Frauen auch für den nervösen Charakter unserer Belletristik verantwortlich. Seine Thesen erörtert er an praktischen Beispielen, an Büchern der Eschstruth, Eufemias v. Adlersfeld-Ballestrem, Ossip Schubins, Gabriele Reuters, um an Marie von Bunsen, an den „Briefen, die ihn nicht erreichten" und an Marie v. Ebner-Eschenbach auch die großen Vorzüge weiblicher schriftstellerischer Kunst hervorzuheben. Er schließt mit einem echt männlichen Buche, mit Max v. Eyths „Im Strom unserer Zeit". — Über Maeterlinck und über Selma Lagerlöf finden sich im 2. bzw. 3. Hefte längere Aufsätze. Die schwedische Dichterin selbst gibt in der „Geschichte einer Geschichte" (übersetzt von Ernst Ruben, Heft 4) in künstlerischer Form anziehende Aufschlüsse über die Entstehung der „Gösta Berling-Saga".

Literarisches Echo. VII. 1—4. Eine köstliche Epistel Theodor Fontanes an seinen Sohn Georg findet man unter ein paar „Familienbriefen", die das „Literarische Echo" Frau Martha Fritsch, der Tochter des Dichters, verdankt. „Das Briefchen enthält die humorvolle, väterliche Kritik zeichnerischer Versuche des damals etwa fünfjährigen Knaben, neben anderem den Satz: „Werde unter den Malern, was Dein Vater unter den Dichtern ist, und Du wirst als Nachtwächter Dein gutes Brot haben." Die übrigen, an Gattin, Vater oder Mutter gerichteten Briefe enthalten neben Ratschlägen für die Wahl einer Amme oder den Ankauf eines Pianofortes Klagen über die Eintönigkeit der englischen Küche und über geistige Vereinsamung, — Fontane war damals Korrespondent der preußischen offiziösen Blätter in London —, Bemerkungen über die Vorzüge der englischen und französischen Hauptstadt, über die Freischütz-Ouvertüre, den ästhetischen Genuß, dessen erste Regel sei: „Nur keine Anstrengung!" usw. Es sind also echte, bunte Familienbriefe, die in ihrer unbeengten Offenherzigkeit das Charakterbild des Dichters abrunden helfen. Eine größere Auswahl erscheint im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin. — „Stimmen über Mörike" hat Rudolf Krauß geschickt zusammengestellt (Sp. 126 ff.), Ergänzungen dazu bringen die Spalten 141 und 159. Die Masse des Materials bescheinigt die Tatsache, daß der Tod in vielen Fällen die Tür zum Ruhme ist. Auch Peter Hille ist ein Beweis dafür. Man begegnet diesem Namen jetzt auf Schritt und Tritt und eine Sammelausgabe seiner Werke in 4 Bänden erscheint im Verlage von Schuster & Löffler (Berlin). Daraus bringt das 3. Heft des „Lit. Echo" aphoristische Äußerungen, die den originellen und zugleich gemütstiefen Menschen ahnen lassen. An Probestücken poetischer Art ist sonst noch zu verzeichnen: der erste Akt von Oskar Wildes „Herzogin von Padua" (1), eine Auswahl deutscher Sinngedichte, die sich an einen Aufsatz Alexanders v. Gleichen-Rußwurm anschließt (1), ferner ein paar Gedichte R. Dehmels, die eine Charakteristik J. A. Beringers und eine kleine autobiographische Skizze illustrieren sollen (2). Auch M. Maeterlincks Essai über Ch. v. Lerberghe (1) bringt zahlreiche Proben. — Im Anschluß an einen nicht sehr günstigen Bericht über den Kölner Kongreß gegen die unsittliche Literatur führt das dritte Heft einen Artikel der „Kölnischen Zeitung" (Sp. 191) an, der den Hauptgrund des Übels in der mangelhaften sexuellen Erziehung sieht und damit den Kernpunkt der Sache trifft. „Wer sich im Leben umsieht, wird immer wieder

Digitized by Google

die Beobachtung machen, daß es kaum möglich ist, selbst mit gebildeten, lebensreifen Leuten über geschlechtliche Dinge längere Zeit ernsthaft zu sprechen. Nach kurzer Frist stellt sich die saunisch kichernde Zote ein, und es ist geradezu typisch für unsere Gesittung, daß im geselligen Verkehr diese ernsten Dinge fast ausschließlich als Gegenstand der Spaßhaftigkeit behandelt werden." Diesen ungesunden Zuständen durch Verbreitung natürlich-keuschen Sinnes ein Ende zu machen, ist erstes Ziel der geschlechtlichen Erziehung, *ihr erstes Gesetz aber heißt Ehrfurcht.*

Süddeutsche Monatshefte. I, 10—12. Josef Hofmiller, der in seinen ersten theaterkritischen Äußerungen im Januarhefte dieser Zeitschrift gegen die Ostelbierdramatik in beißenden Worten Front gemacht hatte, wird im zehnten Hefte zum feinfühligen Interpreten, zugleich aber zum scharfsichtigen Kritiker Maurice Maeterlincks. Die Inhaltsangaben, die er von „La Princesse Maleine", von „L'Intruse" (1891), „Les Aveugles" (1891), „Intérieur" (1394), La Mort de Tintagiles" (1894), von „Pelléas et Mélisande" (1892), „Alladine et Palomides" (1894), „Aglavaine et Sélysette" (1896); von „Ariane et Barbe-Bleu" (1901 und „Soeur Béatrice" (1901) und schließlich von „Monna Vanna" gibt, zeigen, wie ein geschickter Kritiker schon durch einfache Erzählung der Geschehnisse in den Geist einer Dichtung besser einführen kann als durch langatmige Ausführungen. Im zweiten kritischen Teile seines Aufsatzes geht es freilich nicht immer so ruhig zu. „Man soll nie vergessen, von *wem* Maeterlinck entdeckt worden ist: von Octave Mirbeau! Man soll auch nie vergessen, *wann* und *wo* Maeterlinck von Octave Mirbeau entdeckt worden ist: im August, in den Hundstagen! Weiß man aber auch, was Hundstage in *Paris* bedeuten? — In solcher Höllenqual ist man rührend empfänglich für jegliche Suggestion, wunderlich dankbar für jegliche Sensation. „Ein belgischer Shakspere!" Warum denn nicht? — Mirbeaus Artikel wurde gedruckt, ein paar Camelots schrien ihn aus, ein paar Boulevardiers lasen ihn, alle Welt vergaß ihn. In Frankreich wenigstens. Ganz anders in Deutschland. Niemals hatte der leichtsinnige Mirbeau einen folgenschwereren Witz gemacht. Daß ein Feuilleton des „Figaro" für den *Tag* geschrieben und berechnet ist, kam den feierlichen Deutschen nicht in den Sinn. Was keinem von Mirbeaus Romanen, keinem seiner Dramen jemals vorher oder nachher passierte, geschah seinem Artikel! er wurde ernst genommen." In Deutschland war allerdings der Boden für Maeterlinck sehr gut vorbereitet: Maeterlinck hatte Stil und der hatte dem Naturalismus gefehlt. Doch Hofmiller hat *noch* schlimmere Gründe für die Erfolge Maeterlincks. Er sei ein neurasthenischer Sardou; er komme seinem Publikum entgegen, indem er auf den „drei Grundinstinkten der modernen Seele" zu spielen verstehe, auf dem Brutalen, Unschuldigen, Künstlichen. Ein feines, aber schwächliches Talent sei durch den Wunsch nach theatralischem Erfolge auf den Abweg opernhafter Banalität gelockt worden. So sei zu befürchten, daß Maeterlinck „vielleicht noch manches Drama schreiben wird, aber nichts Neues, nichts Bedeutendes, nichts, was *unsere* Literatur, *unser* Theater fördern kann." — Im zehnten und 11. Hefte ist Josef Ruederers „Die Morgenröte" abgedruckt, im 12. ein paar alte Weihnachtslieder aus Freising, mitgeteilt von Josef Hofmiller in München.

Digitized by Google

Kritische Umschau

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen

Romane und Novellen

Aus Vergangenheit und Gegenwart. 18.—32. Bdch. Kevelaer, Butzon & Bercker. Preis: Mark —30 pro Bdch.

18. Bd. **Butscher, August, Die Kartengundel.** 96 S. — Das Bändchen enthält zwei harmlose, allzu harmlose kleine Sachen. („Um ein Haar" von A. Jüngst und „Das kleine Bild" von Ferdinand Goebel.) Mit etwas derberen stofflichen Reizen arbeitet A. Butschers sogenannte „Dorfgeschichte", deren einseitige, aufdringliche Charakterisierung für eine gewisse Art von Schrifttum typisch ist. Immerhin mag die „Kartengundel" als Unterhaltungslektüre für weitere Kreise hingehen, da der technische Zusammenschluß der Ereignisse nicht ungewandt ist.

19. Bd. **Herbert, M., Nach dem Code.** 96 S. — Diese Erzählung reicht an die besseren Schöpfungen M. Herberts nicht entfernt heran. Doch ist sie gewandt erzählt und trägt immerhin Spuren der tiefen, edlen Weltanschauung an sich, wie sie für Herbert charakteristisch ist. — Feinfühlige Bilder aus dem Familienleben sind die folgenden Skizzen „Vom schönen Leben" und „Der erste Tag der Besserung" (Nach dem Holländischen des J. van Woude von A. F. Schulte-Bunert). Ich habe selten etwas gelesen, das in solchem Maße zarte Herzlichkeit und abgeklärten Realismus vereinigt, wie diese kleinen Schöpfungen eines wirklichen Künstlers.

20. Bd. **Laicus, Ph., Der Wucherer.** — So gern ich es täte: Ich kann mich für diese Novelle nicht begeistern: Sie ist allzusehr mit Moral gepolstert und arbeitet auch mit allerhand romanhaften Mittelchen, die zwar dem stofflichen Interesse etwas nachhelfen mögen, deshalb aber nicht weniger abgeschmackt sind. Bedeutend besser in Durchführung und Charakterisierung ist die folgende Erzählung „Der rote Dieter", in der auch die Sprache frischer und klarer ist.

21. Bd. **Fabri de Fabris, R., Aus dem Bilderbuch des Lebens.** — R. Fabri de Fabris, die auch unter dem Pseudonym Angelika Harten schreibt, kann sich mit diesem Skizzenbuch, wenige unausgereifte Stücke ausgenommen, ganz wohl sehen lassen. Je weiter man in der Lektüre kommt, desto mehr künstlerische Qualitäten fallen einem auf. Die Autorin weiß einen Stoff mit geschickter Hand anzupacken und ihre bald gütige, bald unerschrockene, starke Frauenhaftigkeit in ihm lebendig werden zu lassen. Ich nenne das köstliche „Datele" und das straff konzipierte „Um der Heimat willen", das eine sehr gute, wirksame Jugenderzählung ist. Vor allem schätze ich die Dichterin wegen ihres tiefen Blickes für menschliches Elend. Sie hat das tapfere Mitleid, das keine Furcht und kein Entsetzen kennt, den Starkmut des echten Weibes. („Sonnenflimmer", „Irrlichter", „Sternschnuppen".)

Digitized by Google

22.—24. Bd. **Schott** Anton, **Die Einöder.** 267 S. — Es steckt ein tüchtiges Stück Talent in der Schilderung der urwüchsigen Waldbauern und ihrer Leidenschaften. Schott hat die Kraft, mit wenigen Worten ein Menschenschicksal erschütternd wahr und lebendig zu charakterisieren. Aber leider tragen viele seiner Schöpfungen und so auch diese Erzählung die Merkmale des Unausgereiften. Große und fruchtbare dichterische Gedanken sind oft nur hastig angedeutet. Die „Einöder" sind übrigens nur die zweite Hälfte eines Romans und kranken daran, daß aus der nicht vorhandenen ersten Hälfte vieles erzählend nachgeholt werden muß und man daraus trotzdem keine rechte, lebensvolle Grundlage für die weitere Entwicklung gewinnen kann. Damit hängt auch eine gewisse Langsamkeit im Forschritt der Handlung zusammen. — Von den folgenden zwei kleinen Erzählungen deutet die eine, „Gefahren der Großstadt", ihre Fehler schon im Titel an, die zweite („In harter Zeit") ist viel besser. Namentlich die Stimmung vor dem Krieg ist knapp, aber gut geschildert.

25. Bd. **Holmes** Mary, **Bewegte Bahnen.** 142 S. Lahme Technik, rührend ungeschickte Psychologie, grobe Unwahrscheinlichkeiten und dgl. sind die unerfreulichen Merkmale dieses Romans. Als einziges, schwaches Rettungsmittel bleibt ihm die moralische Intaktheit.

26 Bd. **Cüppers** Ad. Jos., **Der Verräter.** 96 S. — Bei A. J. Cüppers ist man sicher, auf stilistischen Fluß und, was noch mehr ist, auf kraftvolle Charaktere und männliche Art zu stoßen. Besonders die Szenen, die einen dramatischen Akzent tragen, gelingen ihm gut. „Der Verräter", eine Geschichte aus der Zeit der französischen Revolution, ist trotz seines Titels im wesentlichen ein oft packendes Gemälde edler Leidenschaften, die folgende Erzählung „Auf der Straße" ein stark empfundenes Bild menschlichen Elends.

27. Bd. **Hirschfeld** Hermann, **Einfache Leute.** 110 S. — Der Autor hat der ersten Geschichte ein soziales Mäntelchen umgehängt, aber in seinem tendenziösen Eifer die Kluft zwischen den „Einfachen Leuten" nnd der Finanz- und Geburtsaristokratie gar zu groß gemacht. Hübsch ist im großen und ganzen die zweite Erzählung „Der Blumenritt", die in der Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm von Preußen spielt.

28. Bd. **Winterholm,** Arthur von, **Entlarvt.** 110 S. (Nach dem Französischen.) — Eine fürchterliche Kriminalgeschichte, die einer ganzen Familie für ein Vierteljahr Stoff zum Gruseln bieten kann. Ich begreife nicht, wie man solche Lektüre dem Volke vorlegen mag. Sie ist, was literarische Eigenschaften anlangt, von Kolportageschund nicht allzuweit entfernt.

29. Bd. **Kerner** H., **Alte Geschichten vom Rhein.** 104 S. — Die herzlichen Geschichten dieses Bändchens ließen mich bald meinen Ärger über das vorige vergessen. „Der gute Dechant Ensfried" ist eine mit innigem Humor geschilderte Gestalt, einer jener Priester, die vor lauter Wohltun ihre eigenen Bedürfnisse nicht bedenken. „Ruger von Wolkenburg" und „Der Burggraf von Drachenfels" führen in alte Klöster und Ritterburgen und sind gleichfalls von der Liebenswürdigkeit Kerner'scher Erzählungskunst verklärt.

30. Bd. **Schuppe** A., **Durch Kampf zum Sieg.** 96 S. — Gutgemeinte, aber herzlich unbeholfene Geschichten. Die erste verquickt eine rührende Liebesgeschichte mit tendenziöser Menschendarstellung im Dienste der Religion, die zweite („Am Brunnen") ist besser, weil sie kürzer ist und sich mit der Liebe allein begnügt.

31. **Flavus** Jos., **Die Maikönigin von Poppelsdorf.** 128 S. — Eine Erzählung, aus der Zeit der Befreiungskriege, die der Reize nicht entbehrt, wenn auch die psychologische Begründung viel zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

Sie ist auch durch die Schilderung anmutender Volksgebräuche interessant.

32. **Kujawa J. T., Kasernenarrest.** 112 S. — Die zwei Erzählungen dieses Bändchens gehören zur Gattung der Militärhumoresken. Sie reichen zwar an die gewandte Komik der Schlicht'schen Soldatengeschichten nicht heran, enthalten aber noch genug drollige Szenen, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen. — Man könnte der Butzon- & Berckerschen Sammlung mit uneingeschränkter Sympathie gegenüberstehen, wenn neben der sittlichen Reinheit künstlerische Forderungen mehr beachtet würden. Daß der Wille dazu da ist, das zeigen, außer den Versprechungen des Verlags, schon einzelne Namen, wie Schott, Herbert, Fabri de Fabris, Kerner, Cüppers 2c. Man tut also gut, die Herausgeber in ihrem zweifellos schwierigen Unternehmen möglichst zu unterstützen.

M. Behr

Cüppers, Ad. Jos., Die Königin von Palmyra. Historischer Roman. Graz 1905, Styria. 394 S. 8°. Mk. 2.20 [3.—].

Der Verfasser tat recht daran, diesen historischen Roman, der vor Jahren als Feuilleton in der „Alten und Neuen Welt" erschien, nun in Buchausgabe erneut der Beachtung zu empfehlen. Es ist ein guter Roman. Eine längst untergegangene Welt lebt wieder vor uns auf, und in seiner bekannten Art, die Folge weitläufiger Begebenheiten zu künstlerischer Komposition straff zusammenzuziehen, hat Cüppers ein fesselndes Gemälde entworfen, in dem der Ehrgeiz einer ruhmliebenden Frau vor der sanften Einwirkung christlicher Gedanken in Nichts zerfließt. Kraftvoll ringt Zenobia mit den Gewalten, die ihr anfangs wohlwollen, um sie bald um so schnöder zu verlassen. Alles ist eitel unter der Sonne. Es ist nun aber keine Geschichte zur Exemplifizierung eines ethischen oder religiösen Satzes, sondern man nimmt die obige Wahrheit als Grundstimmung von der Lektüre mit. Die Sprache des Romans ist rein, eine Eigenschaft, die bei der Willkürlichkeit unserer Deutschschreiber schon viel besagen will. Gewisse Wendungen, die häufig wiederkehren, könnte eine Neuauflage beseitigen. Auf jeden Fall gelang es Cüppers, uns den Hauch jener Epoche atmen zu lassen und einen Roman zu schaffen, der über die Ansprüche der Familienblattlektüre künstlerische Eigenart genug besitzt, um in der Reihe der anderen größeren Schöpfungen Cüppers „Im Banne der Wiedertäufer" und „Leibeigen" mit Ehren genannt zu werden.

Köln Laurenz Kiesgen

Lilienfein, Heinrich, Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 8°. 220 S.

Der Held dieses Romans scheint auf den ersten Blick nur ein Werther redivivus zu sein. Auch sein Empfindungsleben ist krankhaft überschwenglich; haltlos schwankt er hin und her, bis ihn unselige Leidenschaft in den Abgrund zieht. Das Vorbild, Werther selbst, bleibt rein und achtungswürdig trotz seiner Gefühlsverirrung; Modernus dagegen, ein fanatischer Anhänger Zarathustras, wird zum Wüstling und leert den Becher sinnlicher Lust bis zur Neige. Auch die Form — hier sind es allerdings nur Tagebuchblätter, auf denen sich die dürftige Handlung aufbaut — gemahnt an Werther, und Natur und inneres Erleben wird hier zur unlösbaren Einheit verschmolzen, genau so wie in Goethes berühmter Dichtung. Auch jener wundersame Stimmungszauber, der uns am Werther immer wieder bestrickt, ist hier nachzubilden versucht worden. Eine ganze Skala von Herzenstönen klingt uns entgegen, von den lieblichen Akkorden

Digitized by Google

seligen Jugendglückes bis zur schrillen Dissonanz gott- und weltverfluchender Verzweiflung. Und doch ist dieser Ich-Roman nur eine kühne Satire auf unsere vom Gifte der modernen Philosophie durchtränkte Zeit, ein mächtiges Menetekel, das vor diesen Irrlehren warnen will, vielleicht auch eine Art „Generalbeichte" wie Goethes Werther. Wenn auch Lilienfein sein Vorbild nicht erreicht und sich manchmal allzu sehr in Phantastereien verliert, sein „Modernus" verdient schon Anerkennung um der vielen dichterischen Schönheiten willen, die er besitzt. Dr. A. Dreyer.

Bülow, Frieda Freiin von, **Im Zeichen der Ernte.** Italienisches Landleben von heute. Dresden 1904. Karl Reißner. 394 S. 8°. Mk. 4.— [5.—]

Ein Ausschnitt aus der italienischen Provinz, der an Heimatkunst erinnert und zeigt, wie gut sich die Verfasserin in ihr italienisches Milieu eingelebt hat. Der Roman spielt in dem kleinen Städtchen St. Angelo an der adriatischen Küste und dessen Umgebung. Da lernen wir die ganze Bevölkerung in einer Reihe von guten Typen kennen; und zwar treffen wir sie alle bei der Arbeit an, in inniger Verbindung mit der sie nährenden Erde. Im Mittelpunkt des Romanes steht das gräfliche Haus Porti, dessen Haupt, Graf Mario, nur auf Hebung seiner Landwirtschaft bedacht ist, während sein Sohn Valerio den kavaliermäßigen Tagedieb spielt. Das Hauptinteresse aber konzentriert sich auf Violante Porti, die Nichte des Grafen, die in seinem Hause lebt. Diese große und doch echt weibliche Seele lebt getrennt von ihrem Gatten, dem Grafen Bonaventura Bulgarini, der ein genialer, aber dekadenter und ungewöhnlich charakterloser Lebemann ist. Trotzdem er sie um ihr Lebensglück betrogen, bleibt sie ihm doch treu und wird ihm am Ende in seinem Elend sogar zur hingebenden, aufopferungsvollen Pflegerin. Andere, durchaus individuell erfaßte Gestalten sind die muntere, etwas oberflächliche, aber gute Maria Graziella, die Tochter Marios, das Ehepaar Kanabich, und Domenico Bulgarini. Der Stoff ist an sich dürftig; die Ausführung aber von hohem psychologischem und künstlerischem Reiz. Eine starke Individualität, eine große schöpferische Begabung treffen wir nicht; aber eine reife, kluge Frau mit einem weiten Blick, guter Beobachtungsgabe und einem empfänglichen Herzen, führt uns ein Stück Menschenleben vor, für das sie unser Interesse zu wecken und zu erhalten weiß. Der Roman gehört entschieden zu den besseren Neuerscheinungen.

L. v. R.

Schulze-Smidt, Bernhardine, **Magnus Collund.** Das Schicksal einer Liebe. Dresden 1904. Karl Reißner. 357 S. 4 Mk. [5.—].

Der Predigtamtskandidat und Hauslehrer beim Grafen Istorp, der Prachtkerl Magnus Collund, verliebt sich in Baroneß Rixa aus dem verarmten Zweige derer von Brembt. Das Fräulein erwidert seine Neigung aufs wärmste und träumt sich schon als Pastorsfrau. Als aber Magnus' erste Predigt mißrät und er zum Lehrfache umzusatteln beschließt, da schreibt sie ihm gekränkt den Absagebrief. Aber vergeblich sucht sie zwei Jahre das verratene Herz zu beschwichtigen; sie kann nicht vergessen. Ihr Bruder, ein origineller Seebär, der eben nach jahrelanger Abwesenheit zu kurzem Urlaub heimgekehrt ist, setzt ihr nun den Kopf wieder zurecht und heißt sie „nach Kanossa gehen". Herr Collund hat mittlerweile promoviert und ist Oberlehrer an einem Gymnasium geworden. Eben kommt sie recht, um bei einer Prüfung seine Klasse glänzen zu sehen. Sie be-

Digitized by Google

kennt ihre Schuld, worauf er natürlich großmütig verzeiht. Die Beiden haben sich für immer gefunden. Das ist das gewiß banale Gerippe der Handlung. Aber die Verfasserin hat es künstlerisch zu beleben verstanden. Mit ihrer Charakterisierungsgabe, ihrem guten Beobachtungstalent und ihrer starken Dosis deutscher Sentimentalität weiß sie den Leser in ihren Bann zu ziehen und zum Miterleben zu zwingen. Ein eigentliches Problem behandelt der Roman nicht. Dagegen enthält er einen bedeutenden Einschlag dessen, was man als Landschafts- oder Heimatdichtung bezeichnet. Jedenfalls kann er trotz einiger Bedenken als gute, künstlerisch wertvolle Unterhaltungslektüre bezeichnet werden. L.

Schaer, Wilhelm, **Der Schatz im Moor.** Eine Erzählung. Goslar 1904. F. A. Lattmann. 185 S. 8°. Mk. 2.50 [3.—]

Der uns schon durch seine tüchtigen kurzen Heidegeschichten als wackerer Landschafter bekannte Verfasser legt uns in obiger Erzählung zum erstenmale eine längere Geschichte vor. Die neue Zeit pocht auch an die Türen der niedersächsischen Moorbauern und wer sich starrköpfig, wie der alte Müller, gegen die neuen technischen Errungenschaften und Hilfsmittel sträubt oder sie verkehrt anwendet, der geht zugrunde. Wer sie aber richtig zu benützen weiß, der findet einen „Schatz im Moor" wie Bonhofs Wilhelm, der durch Moorkulturen schlechtes Wiesen- in bestes Weizenland verwandelt. Die Handlung besteht aus einer zart beschriebenen Liebesgeschichte zwischen Bonhofs Wilhelm und Müllers Lene, die zum Glück für sentimentale Leser am Schlusse doch noch mit einer Heirat endigt. Wichtiger als dies ist freilich das Stück Kulturgeschichte, das uns Schaer mit gewohnter Treffsicherheit aus dem Leben der Moorbauern zeichnet. Die Ausstattung des Büchleins ist geschmackvoll. L.

Jaques, Hermann, **Das Kreuz des Juden.** Dresden, Carl Reißner. 259 S. 8°. 4.—.

Unsere Leser kennen H. Jaques bereits als den Verfasser des mißratenen Romans „Münchens Ende". Die vorliegende Arbeit ist allerdings etwas besser gelungen, aber gut kann man sie auch noch lange nicht nennen. Es fehlt Jaques weder an Phantasie, noch an Erzähltalent; aber er besitzt keine Tiefe, keine Psychologie, keine Gründlichkeit. Er versteht das Problem nicht richtig durchzuführen und überzeugend und künstlerisch herauszuarbeiten. Der Roman behandelt die Geschichte eines jungen Mannes, dessen durch Terrainspekulation plötzlich millionenreich gewordener Vater ein Jude und dessen Mutter eine Christin war. Er will nun Christ sein, aber der Jude hängt ihm immer nach. Schon sein Äußeres charakterisiert ihn als Sprossen Sems. Sein Geld vermag zwar sehr vieles; er gelangt in feine Kreise, wird Reserveoffizier, selbst geadelt. Schließlich winkt ihm sogar eine aristokratische Braut aus verarmter, aber stolzer Familie. Zufällig gelangt er jedoch durch die Lektüre eines Briefes dahinter, daß all sein Streben nur Schein und Trug war und daß die Gesellschaft trotz allem den emporgekommenen Juden in ihm sah und verachtete. Da bricht sein Ehrgeiz für immer zusammen. Wie man sieht, ein interessantes Problem; nur ist ihm Jaques nicht gewachsen. L.

Allgemeine Taschenbibliothek, Monachia-Verlag. München.

Nr. 1. **Norrmann**, T., **Auf den Bergen.** Novellen. 1 Mk.

Nr. 4. **Feuchtwanger**, Lion, **Die Einsamen.** Zwei Skizzen. 50 Pfg.

Digitized by Google

Nr. 5. **Kurz-Elsheim**, Franz, **Niederrheinische Kleinstadtgeschichten.** 30 Pfg.

Nr. 6. **Greussing**, Paul R., **Im Stubaital.** Bilder, Sagen und Skizzen. 50 Pfg. (Mit Touristenführer u. Kärtchen).

Das Verlagsunternehmen der Allgemeinen Taschenbibliothek ist wohl in seiner Allgemeinheit nicht glücklich gewählt. Belletristik, (auch Übersetzungen) Lyrik, dramatische Werke und — Kosmetik —, nun, andere urteilen vielleicht anders als ich. Mir dünkt diese Allgemeinheit zu allseitig. Zudem wendet sich die A. T.-B. an das „gebildete" Publikum, das schwerlich gerade auf diese „populäre" Kosmetik angewiesen ist. Die Werkchen sind handlich, meint der Verlag; allerdings, aber das in ihnen Gebotene ist denn doch nicht derart, daß der Leser hiefür eine „überall leicht mitzunehmende Ausgabe" verlangt. Der Preis ist in Anbetracht der Ausstattung der Werkchen ein hoher zu nennen. Das Bild auf dem Umschlag ist nicht sehr vertrauenerweckend. (Heft 1 bis 4 ist unlängst in neuer Ausstattung mit billigerem Preis erschienen.)

Nr. 1. Vier Novellen aus der mehr als geschickten Feder einer Frau. Besonders wirksam ist die erste „Im Hochzeitsg'wand": Schwüle, zündstoffschwangere Exposition, rasches Aufeinanderplatzen der ringenden Elemente, packende Katastrophe, theatralisches Milieu.

Nr. 4. Die wenigen Blätter dieses Heftchens verraten ein tüchtiges, wenn auch noch unfertiges Können. Die grandiose Auffassung der Skizze „Wenn Menschen Götter werden" wird durch ihren Mangel an Komposition leider gestört. Dagegen ist die zweite Skizze in Psychologie und Konzeption durchaus einheitlich. Der Typus des Einsamen ist großzügig und voll individuellen Lebens aufgefaßt und entwickelt.

In **Nr. 5** der A. T.-B. werden die alten, beliebten Kleinstadtmotive nicht gerade neu erzählt: Einige mit lokalem Anstrich, andere mit humoristischer Färbung oder trivialer Pointe. — Der Verlag scheint die zehn Geschichten für Dutzendware genommen zu haben — 30 Pfennig kosten sie zusammen.

Nr. 6. Manch hübsches Bild entrollt uns der Verfasser aus seiner Heimat, dem Stubaital. Indes lassen selbstgedrechselte Wortbildungen keine rechte Stimmung aufkommen. Dem Ganzen fehlt die künstlerische Reife und jene tiefe Einfachheit, die gerade dem Dichter und Deuter der Volksseele eigen sein soll.

München. Max Ebar.

Drama

Koberstein, Fritz, **Der Grosse Kurfürst.** Historisches Bild in vier Akten. Elberfeld 1902, Bädeker. 175 S. Mk. 2.—.

Bisher ist es unseres Wissens diesem „historischen Bild", das sich mit vollem Recht auch Drama nennen dürfte, noch nicht vergönnt gewesen, aufgeführt zu werden. Und doch besäße es theatralische Wirkungsfähigkeit in hohem Grade, wenngleich es in seiner Anlage beweist, daß sein Verfasser die Anforderungen der Bühnentechnik noch nicht genügend kennt. Auch in mancher anderen Hinsicht verrät sich das Stück als Erstling. Aber das soll kein Vorwurf sein. Das Stück besitzt auch die Vorzüge eines Erstlingswerkes: die Frische der Auffassung, die Kraft der Gedanken und die patriotische Begeisterung. Letztere würde ein lebhaftes Echo in der Brust der Zuschauer wachrufen, denn diese Empfindung ist echt. Sie hält sich von allem Tiradenhaften und Pathetischen frei, da sie gegründet ist auf der klaren Erkenntnis eines streng geschichtlich denkenden Kopfes, der sich in die Individualität der dargestellten Persönlichkeiten hineingearbeitet hat. So ist es dem Verfasser denn

Digitized by Google

auch gelungen, Männern wie dem Großen Kurfürsten, dem Prinzen von Homburg, dem Feldmarschall Derfflinger neue Wesenszüge abzugewinnen, die ihr Lebensbild in wichtigen Punkten ergänzen. Das Stück setzt ein am Vorabend der Schlacht von Fehrbellin, schildert mit packender dramatischer Wirkung diesen Kampf, der Brandenburgs Geschick entschied, und endet mit der Unterzeichnung des traurigen Friedenstraktates, der dem Kurfürsten die Worte entlockte, daß ein Rächer aus seiner Asche entstehen werde.

Dem Verfasser ist es als aktivem Offizier vergönnt, unter Deutschlands Fahne jetzt in China zu stehen. Welche Eindrücke kann er auf seiner Weltfahrt gewinnen! Möge seine Feder ihnen gewachsen sein. Ich hoffe es. Drum darf er neben dem Schwerte die Feder nicht vergessen. Das Schicksal, vorläufig zu den „unaufgeführten" Dramatikern zu gehören, wird ihm wohl die Freude daran nicht verleidet haben.

Heidenberg

Eulenburg, Herbert, **Kassandra.** Ein Drama. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. Mk. 2.—.

Man stutzt, wenn man diese Kassandra in die Hand nimmt und sie mit den beiden uns früher von Eulenburg geschenkten Dramen „Ein halber Held" und „Leidenschaft" vergleicht, durch die er so viel versprach, und die sich in manchem geradezu wie Offenbarungen für die nächste Zukunft unseres Theaters gaben. Zwar zeigt er, wie früher seine Meisterschaft in dramatischer Prosa, so hier eine vollendete Verskunst; die Kühnheit der Komposition ist zudem bewundernswert—er führt uns durch den ganzen trojanischen Krieg, vom Einzuge Helenas in Troja bis zur Heimkehr Agamemnons — aber was soll das Ganze? Von keiner literarischen Kunstgattung verlangen wir eine präzisere Beantwortung dieser Frage als vom Drama: Hier des Menschen Schuld, dort sein Schicksal; oder modern gesprochen, hier Individualität, dort die Sitte, die Allgemeinheit, von der sie ihr Recht verlangt. Einmal scheint es allerdings, daß auch Kassandra auf einen bestimmten Weg kommt, im dritten Aufzug nämlich, in der Äußerung ihrer plötzlich erwachten Leidenschaft für Neoptolem, dem sie, mag er auch noch von dem Blute der Ihrigen rauchen, in die Arme sinkt, sich nur des einen Gedankens bewußt, daß sie ein Recht auf ihre Liebe hat. Aber das ist weder durch das Vorhergehende vorbereitet noch im Folgenden wesentlich weitergeführt. Kassandra stirbt durch den Dolch Klytemnästras, weil der Mörderin ihr prophetischer Blick lästig ist, also ganz unschuldig. Wir wissen uns überhaupt zur Sehergabe der Heldin nicht recht zu stellen. Anfangs — und bei Durchführung dieser Aufgabe wäre sie uns menschlich am nächsten gekommen — können wir sie als das lebendige Gewissen Trojas ansehen, die einzige, die den Frevel des Paris in seiner ganzen Schwere erkennt. Später überwiegt die Mythologie; sie wird uns fremd. Doch man lese selbst. Im einzelnen gibt es auch hier eine Fülle des Schönen, in dem ganz der frühere Eulenburg zur Geltung kommt, von dem wir hoffen, daß er seinen alten Weg noch nicht verloren hat.

Hattingen Dr. Erich Sieburg

Literaturgeschichte

Hartleben, Otto Erich, **Logaubüchlein.** München 1904, Albert Langen. 144 S. Mk. 2,50.

Otto Erich Hartleben macht gern ein bischen in Literaturgeschichte, obwohl ihm zum Historiker sehr vieles fehlt. Er ist immer stark subjektiv und will gar nicht anders sein. Und seine subjektiven Anschauungen werden durchaus nicht allen

Digitized by Google

und jedem behagen. So ist jetzt Logau in seine Hände gefallen. In einer recht launig geschriebenen Einleitung erzählt er nicht nur, wie er an Logau geraten, sondern auch des Dichters Lebensgeschichte, soweit sie bekannt ist. Gegen Ende dieser Einleitung (S. XLII) sagt er: „ich sehe die dichterisch starke Persönlichkeit und habe einfach aus den den drei- bis viertausend Epigrammen und Gedichten Logaus einhundertfünfzig ausgewählt, die **ich** für seine besten und eigenartigsten halte." Das „ich" unterstreicht Hartleben freilich nicht; aber diese Unterstreichung gibt allein den richtigen Begriff von der folgenden Auswahl. Sie ist durchaus subjektiv und gibt deshalb kein wahres und klares Bild von der Dichterpersönlichkeit Logaus, dessen Barockderbheiten, die an anderer Stelle (S. VIII) schmunzelnd erwähnt werden, hier einen relativ weit breiteren Raum einnehmen als im Gesamtwerke, weil eben der Herausgeber an ihnen sein Hauptvergnügen hat. Aber das Verdienst kann und wird das Büchlein auf alle Fälle haben, daß es wieder ein größeres Publikum aufmerksam macht auf den biederen Dichter aus der Zeit des großen Krieges im 17. Jahrhundert; und darum ist es immerhin als dankenswert zu verzeichnen.

München Dr. P. Exp. Schmidt

Bowinckel, Dr. E., **Der englische Roman der Gegenwart.** Mettmann-Leipzig, Hugo von der Heyden. 8°. 62 S. Mk. 1.20

Der Verfasser tut gut daran, im Vorwort zu bemerken, seine Übersicht über den englischen Roman der Gegenwart beanspruche keineswegs, als irgendwie vollständig zu gelten. Dadurch enthebt er nämlich den Rezensenten der Verpflichtung, es festzustellen. Bowinckel beginnt seine Übersicht mit der Romantik. Nach einigen Bemerkungen über „die leichteste, oberflächlichste und wertloseste Art der Romantik", den ordinären Familienroman, „der bald ein respektables Kleid anzieht und dann in Familienblättern erscheint und Sonntags nachmittags gelesen wird, bald sich puterrot drapiert und übelriechend parfümiert", um als Hintertreppen- und Schauerroman zu twopence die Lieferung verkauft zu werden, bespricht er ziemlich wohlwollend R. L. Stevenson als Vertreter einer mehr klassischen und St. Weyman und G. Parker als Vertreter einer moderneren Neuromantik, deren Ideal der Herrenmensch ist. In diese blumigen Gefilde der Romantik gehören dann auch noch die Landschafter — Heimatkünstler sagt man jetzt bei uns — J. M. Barrie und J. Watson herein. Ein bedeutend größerer Raum wird natürlich den Vertretern einer ernsthaften Wirklichkeit zugestanden. Als solche werden in erster Linie Meredith, der neuerdings durch Übersetzungen auch in Deutschland bekannter geworden ist, dann Mrs. Ward, Mary Corelli, Hall Caine, Hardy und Whiteing besprochen. Das sind lauter Leute, die nicht wie die Romantiker bloß unterhalten und ergötzen, sondern die wirken, Fragen lösen, Lebenswerte vermitteln wollen. Daß sie dabei, wie z. B. Hardy, nach unserer Ansicht oft auf falschen Wegen gehen, einer verkehrten Lebensauffassung huldigen und zerstörend wirken, oder Probleme so umfassender und gewaltiger Natur behandeln, daß sie ihnen nicht gewachsen sind, wie Mary Corelli, ist leider richtig; trotzdem hebt sie ihr Wollen und Streben über die bloßen Unterhaltungsromantiker weit hinaus. Zum Schlusse wird dann noch einer behandelt, der Naturalist vom reinsten Wasser und zugleich Romantiker, aber mit seiner Entwicklung noch nicht fertig ist und der auch in Deutschland viele Bewunderer und wahrscheinlich noch mehr Gegner gefunden hat — Rudyard Kipling. So ist die vorliegende Broschüre eine anregende Lektüre für den, der selbst schon manche Werke

Digitized by Google

der besprochenen Autoren gelesen hat und nun sein Urteil mit dem Vowinckels abwägen kann; für den Neuling auf dem Gebiete des modernen englischen Romans ist sie zum Studium kaum anzuraten. L.

Kralik, Richard, von. **Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus.** Hamm i. W., Druck u. Verlag von Breer & Thiemann. 1903. 36 S. 50 Pfg.

Heft 7 vom XXII. Band der „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" bringt eine dankenswerte Studie über das Verhältnis unserer Klassiker zum Katholizismus. Die Schrift ist, wie wir es vom Verfasser nicht anders gewohnt sind, mit Geist und Sachkenntnis geschrieben und zeigt deutlich, wie tiefe Spuren des Katholizismus, einer katholischen Weltanschauung, bei den Klassikern nachzuweisen sind, die man gewöhnlich als Zeugen gegen den Glauben anzurufen gewohnt ist und die man in diametralen Gegensatz zur katholischen Religion stellt. Wir wissen ja alle, daß sich bei unsern Klassikern manche dem Katholizismus freundliche Stellen und Partien befinden, aber hier haben wir eine geschickte Zusammenstellung derselben, die klärend auf solche Stellen wirken, die eine gewisse Abneigung verraten. Im Lichte dieser Stellen werden die anderen Stellen bedeutend abgeschwächt und es zeigt sich in der ganzen Schrift, daß man das ‚Naturam expellas furca' auch auf die katholische Religion anwenden kann, daß sich ein echter Dichter dem poetischen Einfluß der katholischen Weltanschauung auf die Dauer nicht entziehen kann. Besonders hervorzuheben ist die Besprechung der Stellung Lessings zum katholischen Dogma und zur katholischen Stellung der Hl. Schrift gegenüber. Kralik behandelt Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller, und wer das, was Goethe in ‚Wahrheit und Dichtung' über die sieben Sakramente sagt, nicht kennt, der möge es lesen zu seiner tiefen Erbauung. Schön ist es, was der Verfasser S. 237 (Mitte) über das anscheinend blasphemische Distichon: ‚Wenige sind' sagt; die Erklärung Kraliks ist probabel. Die Broschüre ist besonders in der heutigen Zeit, wo der bitterste Kampf gegen den Katholizismus geführt wird, sehr beherzigenswert.

Siegburg Dr. Macke

Lohr, Dr. Anton, **Richard Flecknoe.** Eine literarhistorische Untersuchung. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XXXIII. Heft.) Leipzig 1905. A. Deichert (Georg Böhme). 114 S. gr. 8°. Mk. 3.—.

Der englische Dichter Richard Flecknoe verdankte geraume Zeit sein Fortleben in der Literaturgeschichte einzig und allein einer boshaften Satire Drydens auf Shadwell. Freilich war das ein trauriger Ruhm; denn Dryden gab ihn direkt der Lächerlichkeit preis. Robert Southey verfiel in seinem 1812 erschienenen Werke „Omniana" in das gerade Gegenteil, obwohl er von Flecknoes Werken nur ein Bändchen Epigramme kannte.

Dr. Lohrs Buch, das sich auf ein reiches Quellenmaterial stützt, führt uns den Werdegang dieser merkwürdigen Dichterpersönlichkeit vor und entwirft auch ein deutliches Charakterbild derselben mit ihren Licht- und Schattenseiten. Flecknoes Erstlingswerke, die religiösen Dichtungen "Hierothalamium" und "The Affections of a Pious Soule unto our Saviour Christ", sind ganz in dem berüchtigten „marinesken Stil" geschrieben, der in Deutschland durch die 2. schlesische Dichterschule bekannt wurde. Seine „Reisebriefe" sind die Frucht größerer Reisen, die er auf Kosten seiner zahlreichen Gönner unternahm.

Digitized by Google

Denn dieser Dichter führte ein Parasitenleben und betrachtete die Poesie nur „als Kuh, die ihn tüchtig mit Butter versorgte". Ebenfalls mehr kulturhistorisch als literarisch beachtenswert sind seine "Miscellaria" (1653), eine Sammlung von Gedichten, Briefen und kurzen Aufsätzen. Auch im Drama versuchte er sich, doch ohne besonderen Erfolg. In Nachahmung Breughels schuf er "The Diarium", humoristische Streifzüge durch London, die bei seinen Zeitgenossen großen Anklang gefunden zu haben scheinen.

Hier und in dem heute noch unterhaltenden und anregenden Buche "Enigmatical Characters" eifert er mit Recht gegen die Obszönität der damaligen Literatur. Seltsam bleibt sein Verhalten in politischen Dingen. Obwohl von Haus aus Royalist, feiert er Cromwell nach dessen Hinscheiden in überschwänglicher Weise (1659). Ein Jahr später verherrlicht er in den "Heroick Portraits" die Stuarts in ähnlicher Manier, wobei aber diesmal der arme Lord Protektor schlecht wegkommt. Den Dramatiker Davenant verspottet er bald nach dessen Tode in einem geschmacklosen Pamphlet.

Flecknoes letztes Werk erschien 1675. Sein Todesjahr ist nicht genau bekannt.

Dr. Lohrs Buch bietet nicht nur das Bild eines, wenn auch nicht bedeutenden, so doch interessanten Poeten, sondern zugleich ein kleines Gemälde jener Zeit, welcher derselbe entsproß; daher werden es Kenner und Freunde der englischen Literatur willkommen heißen.

München Dr. A. Dreyer

Musik

Matthey, J. G., op. 91. Märchenbilder. Leichte Stücke für das Pianoforte zu zwei Händen mit Fingersatz versehen und durch Federzeichnungen geschmückt. Striegau, Hoffmann. 6 Hefte (je Mk. —.60). Kplt. Mk. 3.—

Größtenteils hübsche, gutklingende Stückchen, die neben der „Marter" der Klavierschule den Lernenden willkommene Abwechslung und Genuß bieten.

Gottberg-Herzog, Adelaide von, Kinderlieder mit Singst. und Klavierbegleitung. Für Familie und Kindergarten. Leipzig. Grethlein. Mk. 1.—

So gelungen die Auswahl der Lieder nach Inhalt und Melodie ist, so anstößig ist die beigegebene Klavierbegleitung. Sie ist kindisch und unbeholfen, ja geradezu fehlerhaft. Quinten- und Oktavenparallelen sind keine Seltenheit. Diese gehören doch sicher nicht zu einem „leichten" Arrangement. Gerade was dem Kinde geboten wird, muß in der Mache durchaus fehlerlos sein.

Weihnachtsspiele

Die heilige Nacht. Ein Weihnachtsspiel mit Musik in einem Aufzug nach Fragmenten eines uralten oberbayerischen Krippenspiels gedichtet und komponiert von Jakob Gruber. 25 S. Preis 1 Mk. L. Schwann, Düsseldorf.

Bekanntlich wuchs das deutsche Drama aus dem religiösen Kulte hervor. Weihnachts-, Passions- und Osterspiele sind die frühesten Blüten unserer dramatischen Dichtung. Von den alten Weihnachtsspielen haben sich einzelne in Oberbayern und Tirol bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten. Doch blieben sie nur auf einen engen Kreis beschränkt und wurden der Allgemeinheit nicht bekannt. Daher erscheint mir die Erneuerung eines solchen Stückes, wie sie Jakob Gruber unternahm, schon vom literar- und kulturhistorischen Standpunkte aus, eine verdienstvolle Tat. Allerdings hätte ich gewünscht, daß der Verfasser bzw. Neudichter genau angegeben hätte, wie viel er in den alten Überlieferungen vorfand und was er aus

Digitized by Google

Eigenem dazu tat. Allein ihn leitete zunächst die Bedürfnisfrage, der Gedanke, ein naiv-volkstümliches Weihnachtsspiel zu schaffen, frei von jeder Künstelei, die den meisten unserer modernen Weihnachtsspiele anhaftet. Und dies ist ihm auch in hohem Grade gelungen. Die Handlung ist außerordentlich einfach und das Stück selber kann — wie der Verfasser richtig bemerkt — mit den bescheidensten und auserlesensten Mitteln gleich würdig und effektvoll dargestellt werden. Die Geschichte der Menschwerdung Christi wird uns in zwei Bildern vorgeführt: „Die Hirten bei der Krippe" und „Die heiligen drei Könige". Lediglich aus literarhistorischem Interesse bedauere ich, daß Gruber das in den oberbayerischen Krippenspielen selten fehlende „Prophetenvorspiel" fortgelassen hat. Um der künstlerischen Einheit willen mußte dies jedoch geschehen. Als sehr taktvoll muß ich es auch bezeichnen, daß der Verfasser die hl. Personen nur im lebenden Bilde auftreten läßt. In den alten oberbayerischen Weihnachtsstücken erscheint St. Joseph mitunter als eine recht derb komische Figur. Die hat Gruber in seinem Stücke vermieden und als Träger des treuherzigen Volkshumors die beiden Hirten, einen Bauern und Jäger erwählt, welche die Sprache ihrer Heimat reden. Für den Nichtbayern, dem die Lektüre des Werkchens sicher auch hohen Genuß bereitet, sollten schwer verständliche Dialektausdrücke in Fußnoten erklärt worden sein. Die beigefügten Lieder und Chöre sind recht melodiös. Die Ausstattung des Buches muß als gediegen bezeichnet werden.

München Dr. A. Dreyer

Eilhard, F., Ein Schok Weihnachtsnüsse nebst zugehörigem Nußknacker für Kinder und Erwachsene. Leipzig, Walther Fiedler. kl. 8°. 67 S. Mk. 1.— [1.25].

Wenn die großen und kleinen Kinder am Weihnachtsfeste die vielen Hasel- und Baumnüsse aufgeknackt haben, und der Mund vom Kauen müd ist, dann mögen sie sich auch einmal an diesen Rätseln versuchen, die meist in ansprechender Form, kurz und bündig, irgend ein Ding zu raten aufgeben. Bei vielen brauchen die Ratsherren nicht viel Geist zu verschwenden, — der Verfasser tats auch nicht —; aber sollte mal eine Nuß zu hart sein, so ist ein am Schlusse befindlicher „Nußknacker" so freundlich, sie vor der schlaflosen Nacht zu bewahren, die ungelöste Rätsel der Menschheit bereiten. Und schlaflose Nächte darf eine so glückliche Zeit, wie das deutsche Weihnachtsfest sie uns alljährlich gibt, beileibe nicht haben. K.

Periodica

Höber, Karl, Keiters katholischer Literaturkalender 1905. Essen 1904. Fredebeul & Koenen. 384 S. Mk. 3.—

Endlich liegt der neue katholische Literaturkalender vor. Nachdem schon um Weihnachten 1903 die Fragebogen versandt wurden, hat die Fertigstellung lange auf sich warten lassen. Das Sprichwort: Was lange dauert, wird gut, hat sich aber leider trotzdem nicht so recht bewährt. Ein paar Stichproben zeigen schon, daß der „Kürschner" dem vorliegenden katholischen Literaturkalender auch auf seinem eigensten Gebiete noch überlegen ist. So hätte z. B. die Adresse von Frl. Handel-Mazzetti aus dem Kürschner ersehen werden können. Itha v. Goldegg ist m. W. jetzt verheiratet und führt den Namen ihres Mannes. M. Schmidt von Ekensteen hätte wenigstens auch unter Ekensteen aufgeführt werden müssen. Es fehlen: H. Federer, Dr. W. Kosch, J. E. Schweiker, Th. Sickenberger (Singolt) usw. Die Angaben über die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" mögen teilweise vor 3—4 Jahren gestimmt haben. Von den Namen der Vorstandschaft trifft in der jetzigen Anordnung schon seit Jahren

Digitized by Google

kein einziger zu. Der „Kürschner" hat's da richtiger. Als Desideratum möchte ich ein Verzeichnis der katholischen wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften analog einem ähnlichen Verzeichnisse des „Kürschner" bezeichnen. Ein solches wäre nützlicher und notwendiger als die Liste der katholischen Antiquariatsbuchhandlungen, die Totenliste und der wenig gelungene Essay „Katholische Dichter in Österreich". Verdienstvoll ist die Beigabe von sechs Portraits, darunter das Titelbild Leo Tepes, der in seinen „Dichterstimmen" das Konzert der lyrischen Singvöglein dirigiert. Als Erscheinungsmodus des „katholischen Literaturkalenders" möchten wir fürs nächste Mal den des „Kürschner" empfehlen; denn 1903 gesammelte Notizen pflegen 1905 schon vielfach veraltet zu sein. Im übrigen möchten wir die auf den Kalender verwandte Arbeit anerkennen und ihm recht guten Absatz wünschen, damit er künftig jedes Jahr und wesentlich verbessert wieder erscheinen kann. L.

Nachrichten

Im 10. Hefte der „Stimmen aus Maria Laach" bespricht P. Spillman den neuen Musenalmanach deutscher Hochschüler 1905, und lobt dabei insbesondere S. 570 Herrn Lorenz Krapp (Arno von Walden): „Bewährt sich trotz allem als ein unter seinen Altersgenossen hervorragender Dichter von ernstem religiösen Sinne." Dabei wird das Gedicht „Frieden" als Muster abgedruckt. P. Spillmann scheint die „Gottesminne" nicht zu lesen; sonst hätte ihm die merkwürdig nahe Verwandtschaft dieses Gedichtes mit einem in dieser Zeitschrift erschienenen auffallen müssen; es steht im ersten Jahrgange 1903, S. 447, ist also ganz ohne Zweifel vor dem Gedichte Krapps veröffentlicht worden und konnte ihm, dem Mitarbeiter an dieser Monatsschrift, nicht unbekannt bleiben. Da ich es bin, der dies Gedicht in die Gottesminne vermittelt hat, und außer mir kaum irgend jemand aus den literarisch interessierten Kreisen die Verfasserin persönlich kennt, sehe ich mich genötigt, öffentlich auf diese merkwürdige Ähnlichkeit aufmerksam zu machen. Ich betone dabei, daß die Verfasserin zur Zeit, als sie das Manuskript dieses Gedichtes in meine Hände legte, von Krapp noch nichts wissen konnte. Ich lasse beide Gedichte neben einander hier folgen und brauche wohl nicht zu zweifeln, welches von beiden den Lesern als das bessere erscheinen wird — und damit als das Original. Mit fast lauter unreinen Reimen oder gar mit „Lust" und „Brust" arbeitet M. Deodata nicht; sie hat freilich auch nicht nachempfunden und nachgedichtet.

Frieden[1])

Herr, gib mir du den Frieden,
Ich selber kann es nicht.
Ich seh mit blindem, müdem
Verstörtem Aug ins Licht.
Wohl möcht ich nach dir langen,
Dich ziehn zu mir voll Lust,
Doch Schrecken, Schuld und Bangen
Beklemmt mir meine Brust.

Einst kamst auf Wogenpfaden
Du mild zu Petrus hin,
O, brich das Brot der Gnaden
Auch mir im Friedensglühn!
Wie Petrus einst im Reiche
Des Sturms die Hand mir leih,
Daß meine Seele schweige
Und in dir stille sei!
Arno v. Walden (Lorenz Krapp).

Bitte[2])

Herr! mache du mich stille,
Ich selber kanns ja nicht!
Zwar fehlt nicht guter Wille,
Doch mangeln Kraft und Licht.

[1]) „Opferfeuer" Febr. 1904. Münster. Alphonsusbuchh. Erstabdruck im Musenalmanach deutscher Hochschüler.
[2]) Gottesminne I. 447. 1903.

Digitized by Google

O hilf dem stürm'schen Herzen
Und mach es fromm und still
Und wehre Lust und Schmerzen
Und was mich drängen will.
Einst fuhrst du auf dem Meere,
Es schäumte hoch und wild;
Da hat dein Wort, das hehre,
Den Wind, die Flut gestillt.
Wird sich denn jetzt nicht legen
Der Sturm im Herzen hier?
Sprichst du nur leis den Segen:
„Kind, Friede sei mit dir."

Lichtental M. Deodata.
München Dr. P. Exp. Schmidt

Preisausschreiben. Einem Gedanken, den auch der „Kunstwart" schon angeregt oder wenigstens unterstützt hat, sucht ein Preisausschreiben des „Komitees für Massenverbreitung guter Volksliteratur" zur praktischen Fruchtbarkeit zu verhelfen. Gewünscht werden Kolportageromane, „die in hohem Grade spannend und gemeinverständlich geschrieben sind, das schildernde Verfahren neben dem erzählenden nur sparsam anwenden, wenn möglich an allbekannte und alle Kreise interessierenden Vorgänge der letzten Zeit anknüpfen, von jeder einseitig parteipolitischen oder konfessionellen Tendenz frei sind, aber in unaufdringlicher Weise gesunde Vernunft, sittlich-religiöse und gut deutsche, aber nicht chauvinistische Gesinnung lehren." Hierfür sind 3 Preise von 18000, 12000 und 8000 Mk. ausgesetzt. Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Vereins. (Berlin SW, Alexandrinenstr. 100.)

Anläßlich des bevorstehenden 100. Todestages Schillers hat die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien eine Preisaufgabe über das Thema „**Schiller** im Urteil der deutschen Nachwelt" gestellt. In der Arbeit soll gezeigt werden, welche literarischen, ästhetischen und politischen Einflüsse das Urteil über Schillers Persönlichkeit und Dichtung im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmt haben. Die Arbeiten, deren beste einen Preis von 2000 Kronen erhalten soll, müssen bis 31. Dezember 1907 eingereicht sein.

Franz Eicherts Gedichtbuch „**Wetterleuchten**", dessen Neuauflage im Verlage von Friedrich Alber (Ravensburg), in wenigen Monaten vergriffen war, erscheint zu Weihnachten in neuer, moderner Ausstattung. Gleichzeitig wird von einem österreichischen Schulmanne eine Eichert-Auswahl für die Jugend vorbereitet, die sich aus Stücken der drei Gedichtsammlungen Eicherts („Wetterleuchten", „Kreuzlieder" und „Höhenfeuer") zusammensetzt und gleichfalls bei Fr. Alber publiziert wird.

Die **Geschäftsstelle des Gesamtkatalogs preußischer Staatsbibliotheken** (Berlin, Dorotheenstr. 5) macht in der „Deutschen Literaturzeitung" bekannt, daß sie künftighin auf frankierte Anfragen Auskunft erteilt, ob ein bestimmtes Buch in einer der erwähnten Bibliotheken vorhanden ist. Der Anfrage ist für jedes Buch der Betrag von 10 Pfg. in Reichspostmarken beizufügen.

Auszeichnung. Bei den Blumenspielen in Saragossa ist der Preis für die beste deutsche Dichtung über den Helden von Lepanto dem Religionslehrer Anton **Pichler** in Salzburg für sein Monodrama „Die Seele des spanischen Volkes an der Bahre Don Juan d'Austriés" verliehen worden.

Todesnachricht. Am 31. Oktober starb im Alter von 41 Jahren zu Berlin **Ernst Brausewetter**, der sich namentlich durch Übersetzungen, aber auch durch eigene belletristische Arbeiten bekannt gemacht hat. Der Verstorbene war auch gelegentlich Mitarbeiter der „Literarischen Warte".

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H. Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Februar 1905 = Heft 5

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Ungedruckte Lieder und Briefe

von Luise Hensel

Mitgeteilt von P. Matthäus Schneiderwirth O. F. M. in Münster i. W.

Vor etwa Jahresfrist überraschte mich mein Freund P. Evaristus Bickmann, bekannt als Verfasser der „Schlichten Weisen", mit einigen Manuskripten von Luise M. Hensel, unter denen sich nach seiner Ansicht noch manches Ungedruckte befände. Da beständige Krankheit ihm leider allzu früh die Feder entrissen, so bat er mich, etwa noch nicht veröffentlichte Gedichte herauszugeben. Waren mir die vergilbten Blätter mit den eigenhändigen Schriftzügen der liebenswürdigen Dichterin schon an sich ein angenehmes Geschenk, so freute es mich doppelt, bei einem näheren Vergleiche der Manuskripte mit den bekannten Hensel-ausgaben die Vermutung meines Freundes bestätigt zu finden. So erfülle ich denn hiermit seinen Wunsch und das um so lieber, da bei dem bleibenden Interesse, das noch immer der Heuselschen Muse entgegengebracht wird, auch eine kleine bislang unbekannte Gabe von ihrer Hand manchem nicht unwillkommen sein dürfte.

Das ganze mir vorliegende Material umfaßt neben einigen losen Blättern und Briefen vier kleine Gedichtsammlungen, die an die Adresse einer Düsseldorfer Freundin Julie Matthey gerichtet sind. Dies ist um so interessanter, als die Hensel-Biographie von Dr. Franz Binder diesen Namen nicht kennt. Dr. Binder, dem der folgende Brief vorgelegt wurde, bestätigte dabei, daß ihm unter dem gesamten von ihm durchgearbeiteten brieflichen Nachlaß der Name der Adressatin nicht vorgekommen sei. Viele Briefe scheint, aus dem Texte des hier vorliegenden zu schließen, Luise von Juliens Hand allerdings nicht gehabt zu haben. Die

Digitized by Google

Feststellung der Beziehungen beider wird wohl nur einem Düsseldorfer Forscher möglich sein. Ich kann nur die volle Adresse des gleichfalls noch erhaltenen Briefumschlages hiezu beitragen:

An

Fräulein Julie Matthey Wohlgeb.

Im Hause Sr: Durchl. des Herrn Fürsten zu Salm-Reifferscheidt-Krautheim.

zu Düsseldorf über Lippstadt. Mit der fahrenden Post.

Das Siegel zeigt ein L, von einem Eichenkranze umgeben. Der auf dem kleinen Postskriptumzettel erwähnte P. G. dürfte nach Dr. Binders Vermutung der Jesuit P. Granderath sein, der damals in Düsseldorf weilte. Jungfr. E. ist natürlich Anna Katharina Emmerich.

Von den vier Heftchen trägt das erste die Aufschrift: „Wo ich die Jahreszahl noch ungefähr wußte, habe ich sie dir, meine liebste Julie, angemerkt, weil ich glaubte, es wäre dir lieb". Dem zweiten wird die Entschuldigung vorausgeschickt: „Gewiß sind viel Schreib- und Sprachfehler im Büchlein; ich habe keine Zeit, die Lieder recht ordentlich durchzusehn. Du kannst ja daran ändern, was du unrichtig findest." In diesen beiden Sammlungen und in einer dritten ohne Vorbemerkung fanden sich die folgenden ungedruckten Gedichte. Ein viertes Heft enthält nur das Lustspielchen „Die Blumen des Fürsten Salm".

Wir glauben nicht besser schließen zu können, als wenn wir an Brief und Lieder die hier genau nach dem Originale wiedergegeben werden, den Inhalt eines losen Blättchens, einen Abschiedsgruß, an ihre geliebte Julie hiehersetzen. Kürzer und schöner zugleich wird man selten Ziel und Zweck wahrer Freundschaft geschildert finden.

Gelobt sei Jesus Christus!

Sondermühlen, d. 29. Merz 22.

Meine geliebte Julie, was muß ich denn thun, um von Dir einen Brief zu erhalten? Denn wenn auch Julie Louisen vergessen kann, so wird doch Louise ihre Julie nicht vergessen; habe ich doch mit Dir so oft die seligsten Stunden genossen, die mich noch in den spätesten Jahren an Dich erinnern würden, wenn nicht auch die Freundschaft Dich mir innig lieb gemacht hätte. — Aber nimm meinen Vorwurf nicht zu ernst, ich weiß doch wol daß Du mir noch ein wenig gut bist, und gewiß noch viel mehr als ich verdiene. Die Bilder von Dir, meine gute Julie — besonders das liebe, schöne Jesubild mit der Dornenkrone — haben mich sehr, recht sehr erfreut; herzlichen Dank dafür, Du liebe Seele! —

Die Aufträge, welche Du mir bei unserm Scheiden gegeben, habe ich so treu ich konnte auszurichten gesucht, bis auf die Erkundigung in Berlin, weswegen ich Dich sehr um Verzeihung bitten muß, daß es bis jezt nicht geschehn, das viele, zum Theil sehr beschwerliche Hin- u. Her-reisen dieses lezten

Digitized by Google

Jahres haben mir vieles Schreiben oft unmöglich gemacht; doch jezt gewinne ich schon einige Muße, da alle meine kleinen Tagsgeschäfte mehr geordnet, meine Stunden (so gut es sich bei, zum Theil noch so kleinen Kindern, thun läßt) regelmäßig eingetheilt sind, und nun schreibe ich auch an alle meine alten Freundinnen, an die ich doch in aller Unruhe immer mit Liebe gedacht habe; so will ich auch nächstens an Minchen Kecht schreiben, u. Du sollst, so Gott will, in meiner Antwort auf Deinen ersten Brief (welchen ich doch nun wol bald erwarten darf) hierüber erfahren was sie mir schreibt.

Du wirst schon längst gehört haben daß ich im vorigen Frühjahr 9 Tage lang so glücklich war bei der lieben Jungfr. E. täglich mehrere Stunden zuzubringen; ich weiß auch daß mir das von vielen kann übel ausgelegt worden sein; doch versicherte mich ein Brief von Hr. Kellermann daß die Gräfinn es mir wol nicht so auslegen würde, da sie für die Zeit ihres Aufenthalts in Sachsen schon ein anderes Mädchen genommen hätte, welches mich aber nicht abhalten sollte, sobald ich wollte, zu kommen. — Und jezt, da jene geliebte Seele im Abschiednehmen von dieser Welt zu schweben scheint, jezt habe ich wieder das Glück gehabt sie auf 3 Tage zu besuchen; ich war vom 14 d. M. bis zum 16 in Dülmen, natürlich mit freundlicher Erlaubniß meiner guten Gräfinn. Ich habe von ihr für diese Welt Abschied genommen; aber ich weiß sie wird mich nicht verlassen wenn sie auch schon gestorben ist. Sie ist sehr krank, scheint die Zehrung zu haben u. hustet beständig, dabei hat sie ein starkes Fieber, schreckliche Brustschmerzen u. Weh in den Gliedern, besonders in den Beinen, die wie Stöcke aufgetrocknet sind. Aber ihre Seele ist heiter u. freut sich der Schmerzen des Leibes; in den größesten Leiden hört' ich sie immer ausrufen, „ich leid ja gern, ich leid ja herzlich gern!" — Es war ihr lieb daß ich kam, wol besonders einiger Aufträge wegen, an jemand in Münster. Ach! wie gütig war sie gegen mich! wie viel sind mir jene Stunden bei ihr! — Doch ich muß mit Gewalt enden, der Brief muß fort, nur noch das: sie scheint gar keine Offenbarung darüber zu haben ob sie in dieser Krankheit sterben wird. — Du Glückliche, daß Du noch das Glück hast in P. Wüstens Leitung zu stehn! ich bitte Dich, Julie, erkenne u. benuze dies Glück doch ja mit allen Kräften Deiner Seele; man erkennt es erst recht wenn man es verloren hat. Was macht die würdge Mutter? ich bitte Dich ihr von mir die demüthigsten Grüße zu sagen, ich habe ihr kürzlich geschrieben; aber ich verlange nicht daß sie ihre kostbare Zeit verwende mir zu schreiben, so sehnlich auch mein ganzes Herz darnach verlangt.

Grüße Deine lieben Ältern u. Geschwister herzlich. Du liebe Julie, welch schöne, schöne Stunden hab' ich doch mit Dir verlebt! vergiß sie doch nicht und „Liebe immer Jenen, der Dich geliebt so treu" — und das thust Du auch gewiß besser als ich. Ade, mein Herz! grüß auch den alten Hr: Pastor von Hamm und alle lieben ehrwürdigen Jesuiten. Denkst Du noch an die h. Theresia? —

Ade, Deine Louise M. H.

Digitized by Google

(Beigelegter Zettel.)

Meine liebe Julia, willst Du wol so gut sein diesen Brief an P. G. zu besorgen? wenn Du aber zu faul dazu bist (ich bitte um Verzeihung wenn ich mich zu unartig ausdrückte) so gib ihn doch an Minchen Lenarz (welche ich auch recht herzlich zu grüßen bitte), ich werde ihren mir sehr lieben Brief nächstens beantworten. Ida läßt Dich an Dein Versprechen beim Abschied erinnern, sie ist gestern gekommen und geht heut wieder nach Brinke. — Ich habe Dir eins meiner Lieblingslieder auf das Bild der h. Juliana geschrieben, ich hörte es im lezten Sommer von einem sehr lieben frommen Mädchen oft sagen. Das Bild hat mir mein Bruder aus Dresden geschickt, ich schicke es Dir, damit ich Dir auch eine Kleinigkeit gebe die mir lieb war.

Lebe wol, Du liebe Julie! ich bitte Dich gewöhne Dir doch ein klein wenig Deine Trägheit ab, damit ich einmal einen Brief von Dir erhalte.

* * *

Lied! 1815.

O, könnt ich würdig loben
Aus kindlichem Gemüth
Den milden Vater droben,
Der alles mir beschied.

Er hat mit seinem Leibe
Die Seele mir umbaut,
Hat sie der bunten Erde
Ein Veilchen anvertaut.

In diesem Blumengarten
Soll Kindlein froh und still
Ein Morgenstündlein warten,
Bis Er es holen will.

Es soll nur freundlich spielen
Auf grüner Erde Rund;
Es spielt mit lieben Schwestern,
Mit Sommerblumen bunt.

Ja, könnte würdig loben
Mein kindliches Gemüth
Den lieben Vater droben,
Der alles mir beschied.

Er hat für Erdenschmerzen
Mir Himmelstrost verliehn,
Er ließ im wunden Herzen
Des Friedens Stern erblühn.

Und selige Gebilde
Umschweben mich so lind,
O beuge Seiner Milde
Dich tief, du selig Kind.

Das Irrlicht. 1813.

Ein muntres Kindlein war ich wohl
Und dachte Ernstes nimmer,
Da hascht ich eitlen Sinnes voll
Nach deinem falschen Schimmer.

Ich folgte dir durch Hain und Land
Mit kindischem Verlangen,
Nur einmal mit der kleinen Hand
Den bunten Schein zu fangen.

Digitized by Google

Das wandelbare Licht zu sahn,
Durchstreift ich die Gefilde —
Die Mutter sah mich schmählend an
Und nannte mich die Wilde.

Und es erlosch der goldne Schein
In mitternächtgem Schauer,
Und grauses Dunkel nahm mich ein
Und füllte mich mit Trauer.

Da überhüpft ich, leichtgesinnt
Nicht mehr des Wegs Beschwerden,
Da sollte wohl das lose Kind
Zur ernsten Jungfrau werden.

Des Mondes Strahl war mild erwacht,
Da hört ich auf zu weinen,
Er goß in meines Busens Nacht
Sein freundlich mildes Scheinen.

Nun wall ich friedlich meine Bahn
Durch dornige Gefilde,
Die Menschen sehn mich liebvoll an
Und heißen mich die Milde.

So fahr denn hin, du täuschend Licht
Mit deinem eitlen Prangen!
Ein Schein, der meine Nacht durchbricht
Ist in mir aufgegangen.

Abschied.

Früher schon sinket die Sonn und hüllt sich in traurige Nebel,
Kühler durchwehet der Wind Wiesen und Gärten und Flur.
Längst ist die Schwalbe entflohn, es schweiget in Wäldern und Triften,
Und um des Wanderers Fuß rauschet entfallenes Laub.

Siehe, wie öd ist der Hain, wie sterblich und leer schon der Garten,
Und deine Blumen, o Freund, neigen dem Grabe sich zu.
Ach! und wie hab ich so gern sie dir zur Freude gepflanzet,
Ach! und wie hab ich für dich treu ihre Blüthe gepflegt.

Aber nun welken sie schon, ich habe die wenigen Blüthen,
Dir, o du Lieber, zum Strauß mühsam und lange gefügt.
Siehe, wie bebet der Tau auf Kelchen und Blättlein so lieblich,
Und wohl ein wärmerer Thau mischt sich still in dies Naß.

Denn ich gedenke der Zeit da wieder dein Garten erblühet,
Und dich der Blümelein Duft und ihr Schimmer erfreut.
Freund — o dann bin ich dir fern. — Nicht pfleg ich für dich mehr der Blumen,
Nimmermehr bricht meine Hand sie zum Strauße dir ab.

Ach, wie erbebt mir das Herz, so oft ich der Stunde gedenke,
Die bald von dir nun, o Freund, und diesen Fluren mich ruft;
Aber ich nehme dein Bild, ich nehme die heiligen Lehren
Die du so oft mir gesagt, tief in der Seele mit mir.

Digitized by Google

Und wenn dem brechenden Aug einst ewige Blumen erblühen,
Und der erkalteten Hand müde entsinket der Stab,
O, dann find ich dich dort im Lande der Seligen wieder,
Freund, und ich reiche dir dort lächelnd den ewigen Strauß.

Im Spätherbst. 1814.

Schon ist es öd und stumm im Thal,
Der Bäume Blätterschmuck verbleicht,
Und all die Vöglein ohne Zahl
Hat streng der Nord verscheucht.

Schon matter wird der Sonne Schein,
Bald deckt nun Schnee der Wiese Grün.
Ach! meine Blümchen bunt und fein,
Sie mußten all verblühn.

Es zieht in mancherlei Gestalt
Der feuchte Nebel durch die Flur.
Wie ist sie doch so stumm und kalt,
Die schlummernde Natur!

Mich aber stört dies Dunkel nicht,
Auch nicht der Stürme laut Gebrüll;
In meiner Seele ists so licht,
So wundermild und still.

Gruß und Gegengruß.

Goldne Morgenlichter grüßen
Mild mein trübes Augenlicht;
Linde Friedensenglein küssen
Mir die Thränen vom Gesicht.

Bringst du mir, du froher Morgen,
Auch des Freundes frohen Gruß?
O, da bin ich aller Sorgen,
Alles trüben Kummers los.

Abends, winken aus der Ferne
Fromm herab die lieben Sterne,
Grüß ich oft den milden Strahl:
„Bringt dem Freund in tiefer Ferne
Trautes Grüßen allzumal.“

Das Kleinod. 1814.

Ich hab ein altes Büchlein funden,
Das ist mir mehr als Kronen werth;
Das hat wohl recht für Leidenstunden
Des Herren Milde mir beschert.

Das Büchlein spricht so fromme Worte
Und grüßt aus ernster Zeit so traut,
Es ist mir eine goldne Pforte,
Durch die man in die Vorzeit schaut.

Der Eltern schlichtes Kinderwesen
Wohnt noch so treu dem Büchlein in,
Auch Lieder sind draus schön zu lesen,
Und seine Bildchen stehen drin.

Du Menschenkindlein weißt wohl nim-
Was all dies arme Herze preßt, [mer,
Was mir die wunden Augen immer
Mit gar so bittren Tropfen näßt.

Thu ich die milden Worte lesen
Da weicht so fern der Erde Harm;
Da müßte wohl ein Herz genesen,
Und wär es noch so krank und arm.

Digitized by Google

Die Blumen des Fürsten Salm,

ein schönes, poetisches Lustspiel in 1 Akt mit einem feinen Kupfer
von Louise Hensel,

wirkliche geheime Hofpoetin, Hof- und Schlüssel oder Schüsseldame, Hofnärrin und Oberhofmeisterin der Prinzessin Eleonora, Inhaberin mehrerer hoher Orden, wirkliche Braut und zukünftige Gebieterin Sr. Majestät des Kaisers von Fez-Marokko, übrigens eine sehr edle, liebenswürdige Person, die Sonne des fürstlich-Salmschen Hofs ꝛc.

Personen:

Rothe Rose	Pr. Eleonore.
Weise Rose	Louise Hensel.
Distel	P. Constantin.
Amor	P. Karl.

Szene: Der Garten des Fürsten.

Billets sind zu den bewußten hohen Opernpreisen an der Kasse zu haben.

1 Rangloge: ein Kuß in preußischem Kurrant.

2 Rangloge und Parterre: ein Nasenstüber.

Kinder unter zehn Jahren zahlen die Hälfte.

Hunde, da sie zum Orchester gehören, sind frei. Sonst gelten keine Frei-Billets.

Anfang nach 9 Uhr. Die Kasse wird um 10 Uhr geöffnet.

Rechts rothe Rose, links die weiße, zwischen beiden eine Distel,
Amor vor der r. Rose sitzend oder liegend.

Rote Rose (munter):

Guten Morgen, guten Morgen!
Schwester bist du auch schon wach?
Laß uns unsern Putz besorgen,
Heut ist doch der schönste Tag;
Heut ist — doch du selbst mußts wissen,
Nun so sprich, was ist den heut?
Weißt du, wen wir heut begrüßen?
Weißt du, was mich so erfreut?

Weiße Rose:

Liebe Schwester sey nicht bange,
So vergeßlich bin ich nicht.
O, wie freut ich mich so lange
Schon auf dieses Tages Licht!
Laß uns frisch die Blättlein waschen
In dem Thau so rein und schön.
Schnell! er könnt uns überraschen,
Früh schon pflegt er auszugehn.

Rote Rose (zu Amor):

Aber Amor, zarter Knabe!
Liegst auf harter Erde hier?
(Wie ich mich erschrocken habe!)
Schelm, was trieb dich her zu mir?

Digitized by Google

Amor:

Nun macht nur kein lang Gerede,
Denn ich hasse solchen Schnack,
Wer bestimmt für die Muskete
Liebt schon frühe den Bivouak.
Und warum ich hergekommen?
Ei, du meinst ich hätte nie
Von dem guten Mann vernommen,
Den uns heut der Herr verlieh.

Rote Rose (schnell):

Amor, ja, — doch möcht ich bitten,
Sieh wir beide sind so schön,
Ei, wie kannst du in der Mitten
Doch die garstige Distel sehn!?
Sieh nur selbst, er wirds nicht leiden,
Wenn er durch den Garten geht,
Daß just zwischen uns zwei beiden
Groß und breit die Distel steht.

Amor (lachend):

Ei, wie habt ihr euch betrogen!
Ich selbst pflanzte sie hier ein
Weil der Fürst ihr mehr gewogen
Als dem schönsten Röselein.
Distelchen, du kleine Spröde;
Zeig uns doch dein Angesicht!
Höre, wie mit stolzer Rede
Diese eitle Rose spricht.
Sage selbst, was hat die Gnade
Unsers Fürsten dir verschafft?

Distel (hervortretend mit der einen Hand Amors Kinn fassend, mit der andern eine kleine Made zeigend schnell und freundlich):

Ei, Prinz Amor, dieser Made
Große Heil- und Wunderkraft.
Wollt ihr selber sie erfahren,
Beißt auf einen Pfirsichkern,
Und dann kommt nach 80 Jahren
Wieder her zu unserm Herrn.

(schmeichelnd):

Amor, liebes, holdes Bübchen,
Noch um etwas bitt ich dich:

(Auf die Rosen zeigend):

Sage mir, ob diese Liebchen
Wohl beinah so schön wie ich?

Amor:

Ei, das magst du selbst verstehen;
Komm heraus, mein weißes Kind!
Meine Freundin will dich sehen,
Schöne Rose, komm geschwind!

(Die Rosen treten hervor).

Rote Rose (spöttisch zur Distel mit vielen Verbeugungen):

Ganz ergeben Ihro Gnaden,
Nun, mißfall ich Ihnen noch?
Comment se portent vos bels Maden?
Schenken Sie mir eine doch.

(Distel gibt ihr eine; sie frißt sie indem sie fortfährt):

Dies geschieht zu Ihrer Ehre,
Auf Ihr Wohlsein, holder Stern!
Denn, wenn ich ein Esel wäre,
Fräß ich Sie wohl selber gern.

(Kompliment wie vorher).

Amor (ungeduldig):

Spaß bei Seite; dummes Scherzen
Sey für heut nun aufgehört,
Weil doch unser aller Herzen
Dieser Tag so lieb und werth. —
Sprecht, was soll ich ihm denn sagen,
Wenn er freundlich vor mir steht
Und mit gütgem Blick wird fragen,
Wie es seinen Blumen geht?

Digitized by Google

Diſtel (lebhaft):

Lieber Amor! ſieh ſo ſage,
(indem er ſich aufs Knie wirft)
Niederfallend auf dein Knie,
Daß ein alter Schatz es wage
Sein zu denken ſpät und früh.
Überreich ihm dieſe Gabe
Mit dem allerſchönſten Gruß,
Und, — weil ich nichts Schönres habe —
(aufſtehend ihn umarmend)
Einen zarten Liebeskuß. —

Amor (nach einer kleinen Pauſe zur roten Roſe):

Und was ſoll er denn nun hören
Von der Roſe ſchönem Mund?

Rote Roſe (freudig):

Daß ſie ſtets ihn wird verehren,
Lieben ſtets aus Herzensgrund!
Und das beſte Glück der Erde,
Und des Himmels Seligkeit
Täglich für ihn bitten werde
Von dem Herrn der Herrlichkeit.

Amor (zur weißen Roſe):

Und du, kleine weiße Blüthe,
Sage, wie willſt du ihn grüßen?
Viele Gnade, viele Güte
Hat er dir erwieſen.

Weiße Roſe:

Ja, ich mußt auf ferner Haide
Unter Stein und Dornen blühn,
Ohne Friede, ohne Freude
Sah ich meine Jugend fliehn.
Denn ich hatte ein Verlangen
In dem Garten auch zu ſtehn,
Wo Marias Roſen prangen,
Wo die Heilgen Gottes gehn.
Und ich durft es gar nicht klagen,
Daß ich fremd war und verbannt,
Bis er mich hierher getragen
In der Kirche Gartenland.
Einen Vater hab ich funden
Und ein gütig Mutterherz,
O, da heilten viele Wunden
Und es ſchwieg der Trennungsſchmerz.

Amor (ungeduldig):

Höre Liebe, deine Rede
Wird zu lang für dich und mich,
Sag das lieber im Gebete,
So erhörts Gott ſicherlich.
(fröhlich)
Und nun kommt und laßt uns kränzen
Unſer liebes Fürſtenpaar!
Unter Bändern unter Kränzen
Bringet eure Wünſche dar.

Alle (indem ſie zu dem Fürſten und zur Fürſtin eilen und ſie mit Kränzen und einem rothen Bande umſchlingen):

Ja, wir wollen ſie bekränzen,
Treue Wünſchen bringen dar!
Unter Bändern unter Kränzen
Lebe froh das Fürſtenpaar!

Diſtel (auf einem Bein ſpringend und die Haube in die Höhe werfend und mit der andern Hand wiederfangend aus vollem Halſe):

Lebe hoch!!! das Fürſtenpaar!!!

„Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen."

Wenn wir ihn nicht liebten, in deſſen Liebe unſere Herzen ſich immer vereint bleiben werden, gute Julie, dürfte ich klagen über die Trennung von Dir; doch Gott ſei Dank, daß wir von unſerm guten Vater droben und von unſerm himmliſchen Vaterland, das auch uns einſt wieder vereinigen wird,

Digitized by Google

wissen. Habe denn Dank für alles, was Du mir gewesen bist, und laß uns in Liebe und im Gebet für einander immer nahe bleiben; laß uns dieses Tages nie vergessen, nie des geliebten Osterlammes, das wir heute stehenden Fußes reisefertig beide empfangen haben als ein Abschiedsmahl. O laß uns, Geliebte, nicht murren auf der Reise durch dieses Leben und nicht unser Herz an fremde Götter hängen, wie die thörichten Kinder Israels thaten, damit uns jenes Land der Verheißung einst aufnehme und vereine. Amen.

Gelobt sei Jesus Christus!

Louise Maria Hensel.

Gib treulich mir die Hände,
Bleib Schwester mir und wende
Den Blick vor meinem Ende
Nicht wieder weg von mir!

Ein Tempel, wo wir knien,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Himmel mir und Dir.

Bogumil Goltz

Von Dr. A. Lohr

Einer, den man soeben wieder neu entdeckt hat, nachdem er ein paar Jahrzehnte hindurch in sanftem Vergessen geschlummert hatte. Und wie es bei derartigen Entdeckungen zu gehen pflegt, so geht's eben auch hier: Man staunt das zu Unrecht vergessene Literaturwunder an, beschäftigt sich eingehender als vielleicht nötig damit, übersieht im Bestreben, den Verkannten ja richtig zu würdigen, mehr oder weniger seine Fehler und Schwächen, und schaut seine Vorzüge leicht in gar zu hellem Licht. Dieses Eindrucks kann ich mich nicht ganz erwehren, wenn ich so manche Bogumil Goltz gewidmete Ausführungen der letzten Monate durchlese und dabei die beiden Neuausgaben Goltzscher Werke damit vergleiche, die mir vorliegen: die Auswahl aus seinen Schriften, die F. Lienhard in der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit“ [1]), die ebenso wegen ihres Inhaltes wie wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung empfohlen werden kann, veröffentlichte, und die neue Ausgabe der „Naturgeschichte der Frauen“ [2]), die Dr. E. Janke besorgte.

Daß man Goltz jetzt wieder ausgräbt und zu Ehren kommen läßt, ist ganz verständlich und liegt in der gegenwärtigen, immer noch steigenden romantischen Strömung begründet. Wir legen heute einen ganz besonderen Wert auf die Persönlichkeit. Das ist eine Reaktionserscheinung gegen den verflossenen und

[1]) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Jeder Bd. Mk. 2.50.
[2]) Berlin, O. Janke. 6. Aufl. Mk. 2.— (Mk. 3.—).

Digitized by Google

verfließenden Realismus und Naturalismus, die allen Nachdruck auf das Objekt legten; bei denen das Ich und die Eigenpersönlichkeit ganz zurücktrat gegenüber dem document, der photographisch getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit. Diese mit der Entwicklung der modernen Technik und einer mehr oder minder materialistischen Weltanschauung parallel gehende Strömung legte naturgemäß auch einen besonderen Nachdruck auf die Technik, auf die adäquate Wiedergabe des Geschauten. Das ging so weit, daß die naturalistische Manier bei den Geistern zweiten und dritten Ranges nicht selten bis zur bloßen Handwerkstüchtigkeit herabsank. Die Reaktion, die dagegen einsetzte, mußte nun den Schwerpunkt wieder aufs Subjekt zurückrücken; es kam nicht mehr aufs richtige Schauen, sondern aufs Fühlen an; nicht mehr darauf, wie das Objekt in Wirklichkeit aussah, sondern darauf, wie es sich im Subjekt spiegelte, welche Reize es auf das Subjekt ausübte. Der Realist sucht objektive Wirklichkeit zu geben, der konsequente Romantiker gibt überall nur sich. Er legt gleichsam alles außer ihm Liegende auf das Prokustesbett seiner Persönlichkeit; er bestempelt alles mit dem Siegel seines Geistes. Aber das manchmal überlaute Geschrei nach Persönlichkeit, das heute ertönt, verrät oft nur den Mangel einer solchen. Denn wie der moderne Fabrik- und Großbetrieb die individualisierenden Handwerker verdrängte, so nivellierte das moderne Bildungswesen auch die Geister, und wahrhaft tiefgehende Individualitäten sind seltene Erscheinungen geworden. Das Besinnen auf sich selber, die Rückkehr aus der bunten Umwelt zum eigenen Ich, die heute so vielfach gepredigt werden, sind Begleiterscheinungen der jetzt anschwellenden Literaturströmung und leider auch gar zu oft bloße Schlagwörter, an die gedankenarme Leute sich krampfhaft anklammern.

Diese romantische Gegenströmung, die die moderne Zeit als einen Ausgleich des Gemütes und der Phantasie gegen die Einseitigkeit ihres Verstandes und Willens in sich selbst geboren hatte, hebt nun Leute wie Goltz naturgemäß wieder auf den Schild. Denn Goltz ist eine „Persönlichkeit" in modernem Sinne. Er gibt lediglich sich selber und ist interessant genug, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Freilich fehlt ihm der Zug ins Große und eine gewisse Abgeschlossenheit, ein gewisses Fertigsein mit sich selber, das wir mit dem Begriffe Persönlichkeit gerne verbinden. F. Lienhard nennt ihn deshalb mit einem Worte Goethes eine „Natur". Er ist ein witziger Plauderer, ein geistreicher Schilderer, ein scharfer Beobachter, ein Mensch von reichem Gemüt; man trifft bei ihm, besonders im „Buche der Kindheit", auf Stellen von großem dichterischen Reize, tiefe Geistesblitze, glänzende Naturschilderungen und ergreifende Herzensergüsse. Aber das sind unter Nebensächlichem, Trivialem und Gleichgültigem verstreute Perlen; Goltzens Gesamtwerk macht einen unfertigen, unorganischen Gesamteindruck. Mit Recht sagt Dr. Janke in seiner Einleitung: „Das Sprunghafte, das Abgebrochene überwiegt, es fehlt ihm die Gabe der Zusammenfassung, die Fülle der Gedanken, sein Kraftbewußtsein sprengt die Form. So kommt es, daß seine Schriften nicht als eigentliche Kunstwerke zu betrachten sind, es fehlt ihnen der große, leitende Gedanke; ein Buch von Goltz ist wie ein Feuerwerk, die einzelnen Strahlen schießen blitzartig hervor,

Digitized by Google

aber sie zerstreuen sich in einem Regen von Funken, jeder einzelne fällt nieder und erlischt und der Zuschauer reibt sich die Augen verwundert darüber, wo all der Glanz hingeschwunden sei. Goltz hat keine bedeutende Gestalt geschaffen in seinen Werken wie andere, aber er gibt überall sich, und damit wieder neue Rätsel, denn er ist immer ein anderer."

Der Fehler war, daß er nie zu einer eigentlichen Entwicklung kam. Am 20. März 1801 als Sohn eines preußischen Gerichtsdirektors in Warschau geboren, studierte er in Breslau Theologie und etwas Philosophie und bewirtschaftete dann später ein Landgut bei Thorn, das er von seinem Vater geerbt hatte. Da er aber kein rechtes Geschick für die Landwirtschaft bewies und schlechte Erfolge dabei erzielte, verkaufte er 1846 sein Gut und siedelte sich in Thorn an, um sich von nun an der Schriftstellerei zu widmen. Das war aber für seine Entwicklungsfähigkeit schon zu spät, weshalb er es zu keinem geschlossenen Werk, zu keiner Schöpfung aus einem Guß brachte. Seine bedeutenderen Schriften sind: „Ein Jugendleben, Biographisches Idyll aus Westpreußen"[1]), das ihn rasch in weiteren Kreisen bekannt machte; „Ein Kleinstädter in Ägypten"[2]), zu dem ihn seine 1849 nach Ägypten unternommene Reise angeregt hatte; „Naturgeschichte der Frauen"[3]); „Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius"[4]); „Typen der Gesellschaft, ein Komplimentierbuch ohne Komplimente"[5]). Neben dieser eifrigen schriftstellerischen Tätigkeit hielt Goltz auch Vorträge in fast allen bedeutenderen Städten Deutschlands, wobei seine ursprüngliche, frische Art und sein zündender Vortrag ihm reichen Beifall und auch gute Einnahmen sicherten. Trotzdem befand er sich regelmäßig in Geldschwierigkeiten und hatte in seinen letzten Lebensjahren auch durch Krankheiten viel zu leiden. Am 12. November 1870 starb er plötzlich an einem Gehirnschlag und wurde auf dem Friedhofe zu Thorn beerdigt.

Goltz ist weder Dichter noch Philosoph; er ist in seinem Besten, was er gibt, ein pittoresker, geistreicher, gemütvoller, auch scharfsichtiger und sarkastischer Plauderer. Selbst in seinen verhältnismäßig einheitlichsten Werken, im „Buche der Kindheit" und in der „Naturgeschichte der Frauen", finden sich viele tote und leere Partien, die uns heute nichts mehr bieten können. Zwar gebe ich gerne zu, daß man das letztere Werk in der Jankeschen Neuausgabe auch heute noch, wenigstens zum großen Teile, mit Genuß lesen und sich an den ergötzlichen Ausfällen, Lobpreisungen, Invektiven, Witzen, sonderbaren Ansichten und drolligen Vergleichen des Verfassers ergötzen wird. Aber Lienhard hat doch besser getan, eine weise Auswahl mit vielen Streichungen aus Bogumil Goltzens gesamten Schriften zusammenzustellen, die mit seiner gemütvollen und poetischen Seite gut bekannt macht und uns namentlich den Menschen in Goltz vor Augen führt.

[1]) Leipzig 1851, O. Janke. 3 Bde. 2. Aufl. 1865.
[2]) Berlin 1853, ebd. 3. Aufl. 1877.
[3]) Berlin 1859, ebd. 6. Aufl. 1904.
[4]) Berlin 1860, ebd. 2. Aufl. 1864.
[5]) Berlin 1860, ebd. 2 Bde. 4. Aufl. 1867.

Digitized by Google

Aus Bogumil Goltzens Schriften[1])

Der deutsche Genius

Die deutsche Nation kann keinen Charakter im Sinne der anderen Nationen haben, da sie sich durch die Literatur, durch Vernunftbildung zu einem Weltvolke geläutert hat, in welchem die ganze Menschheit ihre Lehrer und Erzieher anzuerkennen beginnt. Ja wir sind, wir waren, wir bleiben die Schulmeister, die Philosophen, die Theosophen, die Religionslehrer für Europa und für die ganze Welt. Dies ist unser Genius, unsere Nationalehre und Mission.

Gibt es eine Weltökonomie, eine göttliche Vorsicht, einen Fortschritt des Menschengeschlechts, eine wachsende Humanität, so wird es auch eine deutsche Rasse geben bis zum Ende der Welt. Aus ihr entnimmt die Gottheit die Erzieher, die Propheten, die Reformatoren, die Helden, die Philosophen und Dichter des Menschengeschlechts. Eben darum aber muß der Deutsche ein Universalmensch, muß die deutsche Rasse eine universell-persönliche, und die Konstruktion dieser Persönlichkeit für den Schulverstand eine unmögliche sein; denn was vom Schulverstande als Widerspruch begriffen wird, besteht als Weltgeschichte, als Welt, die trotz aller Verstandeswidersprüche diese wirkliche, unverwüstliche Wunder- und Gotteswelt bleibt. Gebärt sich das Dasein aus Sein und Nichtsein, ist die Ewigkeit in der Zeit, der Geist in der Materie und das Weltobjekt in den Subjekten gehalten, ist der Anfang aus dem Nichts gekommen, oder die Zeit ohne Anfang und von Ewigkeit: so wird auch das deutsche Volk seine Geistesherrschaft und Eigentümlichkeit trotz seiner Zerfahrenheit, so wird es seine Nationalität in seiner Weltbürgerlichkeit bewahren; so wird es weder im Idealismus noch im Materialismus untergehen.

Die unbändige Adamsnatur hat sich der Schule, der Kirche, dem Staate, der Sozietät und letzlich den Launen der ewigwechselnden Mode gefügt. Gleichwohl ist noch bis zum heutigen Tage ein Tropfen rebellischen Adamsblutes übrig geblieben, der die absolute Zähmung und den Abschluß der Kulturprozesse, zum Heile der Lebenspoesie, des Mutterwitzes, der Liebe und der Glückseligkeit verhindert. Dieser Blutstropfen prozessiert aber in den slavischen und romanischen Völkern, wegen des Mangels an Schulvernünftigkeit so stark, daß er alle Kulturerrungenschaften aufsaugen würde, wenn die Deutschen nicht mit ihrem Sinn für Väterfitten, für gefestigte und eingelebte Formen das gestörte Gleichgewicht von Sinnlichkeit und Vernunft, von Natur und Übernatur immer wieder herstellten.

Diese Weltvernunft des Deutschen also, welche dem übersinnlichen Faktor des Menschenlebens ebensoviel Rechnung als dem sinnlichen zu tragen versteht,

[1]) Der Auswahl F. Lienhards in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" entnommen.

Digitized by Google

diese absolute Natur des Deutschen, welche ihn zum bloßen Nationalstolz untauglich macht, ist der Grund und die welthistorische Kraft der deutschen Nation.

* * *

Wen die deutschen Sprichwörter nicht durch und durch erbauen, der hat kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz.

Wie ist das alles rund und reinlich, wie heil verständig aus der Lebensmitte gegriffen, und wie gutmütig gesagt; so tief und durchsichtig wie die See an den Bahamainseln, wo der Schiffer über einem grünen Abgrunde von tausend Klaftern schwebt.

Und gleich dem Meere werfen auch die deutschen Sprichwörter Muscheln, Perlen, Bernstein mit eingeschlossenen Insekten, manchmal auch Ungeheuer an den Strand.

Wie fromm ohne Scheinheiligkeit, wie ehrbar und tugendbeflissen ohne Sittlichkeitsziererei, wie gewissenhaft ohne Gewissenszwang sind diese deutschen Lebensregeln! Heilig und in sich selbst begründet wie die Natur, einfältig und doch grundgescheit, — klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; von aller Weltempfindung getragen, sind sie doch immer an ganz bestimmte Gegenstände und Geschichten angeknüpft; das nennt man Theorie und Praxis in einem Puls und auf einen Hieb.

Aus diesen deutschen absoluten Worten, die so wahrhaftig und doch so liebenswürdig, so billig und strenge, so anspruchslos und doch so herausfordernd in voller Manneskraft, so gesetzmäßig und doch so ungebunden sind, blicken uns die deutschen Augen an mit ihrer ehrlichen Schelmerei, der deutsche Freimut mit seinen treuherzigen und schämigen Gebärden, der deutsche Tiefsinn mit seinem herzigen Spaß, das deutsche Gemüt mit seiner, von Zukunft und Vergangenheit bewegten, von Natur und Gott erfüllten Seele. Jedes dieser Worte ist ein deutscher Herzschlag, ein deutscher Handschlag, ein deutscher Mann.

Die deutschen Sprichwörter sind das Vermächtnis des deutschen Genius an jedweden Deutschen ohne Unterschied des Geistes, der Erziehung, der Lebensverhältnisse, des Alters und Geschlechts — eine Norm für Sitte und Lebensart, für Handel und Wandel und jeglichen Verkehr, sei's mit Menschen, mit Dingen, mit Natur oder mit Gott dem Herrn.

Diese Sprichwörter und Redensarten sind eine lebendige, in allen Geschichten wurzelnde, eine ewig sprossende, blühende und fruchtende, eine auf den Gassen verkehrende Weisheit, für alles Volk und alle Zeit, wie die Heilige Schrift, aber stetig vermehrt und neu aufgelegt in jedem deutschen Gemüt. Sie sind das zirkulierende Kapital des deutschen Geistes, Zins auf Zins häufend, wuchernd in allen Fakultäten bei Mann und Weib, in Kindern und Erwachsenen, in Gelehrten und Laien — in Staat und Familie, in Schule und Haus!

Das köstlichste ist noch, wie bei Wasserquellen, Volksliedern und Märchen: der Schatz ist unversiegbar da, und niemand präsentiert sich als Schatzmeister

Digitized by Google

oder Autor. Man verdankt niemandem etwas, als dem Genius des Volkes, und man nimmt die Lehre ohne Neid und Widerspruch, mit unbefangenem Gemüte an, weil man keiner einzelnen Person verpflichtet und von keiner beherrscht ist.

* * *

In den deutschen Volksliedern spiegelt sich der unergründliche Dualismus des deutschen Wesens am wunderbarsten ab. Unser Volkslied atmet ebensoviel freieste, keckste Lebenslust als Melancholie. Es unterscheidet sich eben dadurch von den Gesängen anderer Nationen, daß sein Geist nicht, wie bei den Slaven, in Seele und Sinnlichkeit ersäuft wird, sondern die Fülle und Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen wie der Weltverhältnisse beherrscht.

Es charakterisiert unser Volk, daß es die Kraft seines Herzens aus dem lebendigsten Verkehr mit der Wirklichkeit bezieht, daß es nicht nur Novellen, Kriegs- und Staatsaktionen zu besingen, sondern alle Töne anzuschlagen, daß es Wander-, Jäger-, Bettler-, Fuhrmanns-, Fastnachts-, Schelmen- und Trinklieder zu singen, sich mit dem derbsten, dem ungereimtesten, dem tollsten Leben in Harmonie zu setzen versteht; und dann wieder ist es das deutsche Lied, welches uns ein Adieu, ein „Scheiden und Meiden", ein Lieben und Leiden, eine Vereinsamung der Seele mit Worten vorsingt, in welchen der ganze bunte Weltwirrwarr, den unsere Sinne entzündeten, wie ein chinesisches Feuerwerk erlischt.

Und wie können diese einfältigen Liederworte, die bekanntesten Naturbilder solche Zauberwirkungen tun? — Sicherlich, weil sie so knapp und keusch, so ungeschminkt und ungesucht, weil sie eben so einfältig sind!

Das deutsche Volkslied ist es, welches uns die tiefsten Mysterien, nicht nur der Poesie und des Menschengemüts, sondern der Sprache und Lebensökonomie erschließen könnte, wenn wir einen Überrest von dem symbolischen Verstande behalten hätten, der die Hieroglyphen der Natur und die Zeichensprache des Herzens zu deuten, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

Das übervolle Herz kennt keinen Gegensatz von Welt und Individualität, es kennt keine Methode und keinen Widerstreit von Mitteln und Zwecken: es fühlt nur seine Freude oder seinen Schmerz und erlöst in diesem liebenswürdig-naiven Egoismus den Hörer und Leser von der Tyrannei eines Verstandes, der die Mysterien der Seele und Persönlichkeit aller Welt in schulgerechten Formen zu vermitteln bestrebt ist. Diesen Zauber wirkt das Volkslied. Seine Armut ist sein Reichtum, seine Weisheit besteht in seiner naiven Lebensökonomie, seine Lebenskraft in seiner Konzentration auf den engsten Raum; seine Wehr und Waffe in seiner Unschuld und Unwissenheit.

* * *

Das Nibelungenlied, dieses ehrwürdigste deutsche Dichtwerk, dessen Stoff den Zeiten der Völkerwanderung entstammt, zeigt uns, daß ursprüngliche Schöpfungen nie unter fertig gemachte Rubriken zu bringen sind. Auf die

Digitized by Google

Nibelungensagen passen weder die gangbaren Kategorien von Idealismus und Realismus, noch von einer förmlichen Versöhnung beider Faktoren. Es ist in dieser Dichtung ein elementarer Naturalismus, jedoch von einer sittlichen Potenz und von einer Gewalt der Phantasie emporgetragen, welche weder dem altromantischen, noch dem modernsentimentalen oder dem philosophischen Idealismus entspricht. Der realistische Faktor des urgewaltigen Gedichts bekundet durch die tiefe Charakterzeichnung, die grandiosen Leidenschaften und die bestimmt gestaltete Fabel ebenfalls eine Größe, die keinem andern bekannten Gedicht vergleichbar ist. Endlich haben wir in diesem gewaltigen Epos, welches uns ein Maß der natürlichen Charakterenergie zur Anschauung bringt, von dem wir Modernen taumlig werden, eine Form zu bewundern, die sich bei aller Rauheit, Roheit und Monotonie gleichwohl organisch aus dem Charakter der Personen wie aus ihren Situationen herausgebildet und die Fabel ganz so aus einem Wuchse mit der Handlung zeigt, wie sich diese selbst, als die naturnotwendige Entfaltung der Charaktere, darstellt.

Diese Nibelungen sind eine Steineiche aus dem Teutoburger Walde, die Früchte Eicheln; aber der Baum selbst, sein Holz, sein Wuchs, sein Laub, sein Schatten, seine Symbolik hat unendlich mehr zu bedeuten als eine ganze Orangerie!

* * *

Das deutsche Volksmärchen ist eine wahrhaftige Naturgeschichte der deutschen Sitte und des deutschen Gemüts. Bei keinem Volke der Welt sind, wie bei den Deutschen, Seele und Verstand so ehrlich versöhnt und doch neckisch kontrastiert; bei keiner Menschenrasse ist die Phantasie so liebenswürdig in die Wirklichkeit hineingebaut, sind Traum und Wachen, Natur und sittlicher Geist, Pantheismus und Gottesglaube so paradiesschön zusammengetraut. Jede Falte und jeder Winkel des Märchenherzens atmet Menschenliebe, Blumenduft, Religion und Gerechtigkeit, Naturliebe und Gottesfurcht, Heimweh und Wanderlust in die weite Welt, Eigenart und Selbstvergessenheit, Kleinmut und Trotz auf eigne Kraft, Einfalt und Grübelei, Wunder und Zweifelsucht, Herzenssorge und leichten Sinn, Schwermut und Ausgelassenheit: alle Gegensätze des Menschengemüts sind im deutschen Märchen zu einer Wunderwelt versöhnt, die uns mit Adamskräften anhaucht und auf Engelsflügeln durch alle Weltreiche führt.

So voll Mitleidenschaft für das Geringste und voll Tiefsinn für das Größeste, so mutterwitzig und so herzig zugleich; so schalkhaft-spaßig und so voll süßer Melancholie, so flatterhaft und gewissensängstig, so verwandlungsvoll und so selbstgetreu, so vom Lebenswein berauscht und so naiv-brüderlich mit dem Tode gepaart ist nur der deutsche Märchenhumor. In ihm hat der Himmel Kindesunschuld und Prophetenweisheit, den Liebreiz des Weibes und die Gedankenkraft des Mannes, hat er die Blüte und Frucht des deutschen Gemüts und Gottesgewissens zutage gelegt und doch in den Duft des Paradiesesgartens gehüllt.

Wenn wir an einem stillen Wasser stehen, so verschmelzen Licht und Finsternis, so sehen wir die Wolken und die Ufer zurückgespiegelt, und auf den

Digitized by Google

blauen Tiefen des Himmels schwimmt unser Gesicht. Wir baden nackt im Element, es näßt und erfrischt unsre Glieder, wir tauchen unter, aber wir begreifen nichts von dem himmlischen Wunder, auch wenn es uns als verschmachtete Wanderer aus dem Felsenquell erquickt und dem Leben wiedergibt. Ganz so geschieht uns im Märchen. In ihm allein, wie in keiner andern Poesie ist das Idealste, das Unerreichbarste mit dem Nächsten und Handgreiflichsten getraut. Das deutsche Märchen legt uns in die Fesseln des Traums und doch fühlen wir uns so frei und leicht wie in unsrer wahren Natur. Wir werden so erfüllt, und doch so erleichtert und aufgeräumt; wir erfahren so neubegierig eben das, was von Anbeginn im Seelenabgrunde lag. Uns ist so geweckt und verständig zumute wie kaum im wirklichen Leben, und gleichwohl verkehren wir mit guten und bösen Geistern, mit Hexen, Riesen und Zwergen, mit Tod und Teufel „Du auf Du".

An jedem Worte hängt ein Tröpfchen Blut, denn die deutschen Gedanken sind mit dem Herzen getraut. Das deutsche Volk allein hat einen beseelten Verstand, einen solchen, in welchem Phantasie und Sittlichkeit nicht geschieden sind.

Die orientalischen Märchen bilden nur den Körper einer oft sinnlosen Wunderwelt. Nur das deutsche Märchen vertieft sich in die Mysterien des Menschengemüts mit dem sinnigsten Verstande, mit einem Takt, der alle Tonleitern des Herzens, seiner leisesten Dissonanzen, seines Melodienreichtums, seiner Himmel- und Höllenfahrten kundig ist. Das deutsche Märchen gibt uns den Ätherleib, der sich aus den Herzensgewohnheiten, aus dem Nachtönen der Geschichten, aus ihrem Blumen- und Moderduft erbaut.

Wo es Abenteuer gibt, da erfahren wir auch, was sie in der Seele und in dem Gewissen der Abenteurer wirken. Nur die Odyssee gleicht in dieser Zurückspiegelung der Dinge und Erlebnisse im Menschengemüte dem deutschen Märchen; übertroffen wird sein psychologisches Leben nur von der Heiligen Schrift, insbesondere von der Geschichte Hiobs und der ährenlesenden, fromm-fleißigen Ruth. Unübertroffen bleibt unser Märchen aber in der Herzensfrische, der Herzenslaune, in dem Witz des Herzens, mit dem ohne Aufhören die allergewöhnlichsten Dinge und Verhältnisse in ihren kleinsten Zügen photographiert werden, und gleichwohl zeigt sich mit diesem Realismus des Alltagslebens seine ideale Bedeutung erfaßt.

Die deutschen Märchen werden nicht müde, den Segen, welcher in Mitleidenschaft und tätiger Hilfe liegt, einzuschärfen. Die Lieblingshelden, die elternlosen oder zurückgesetzten Kinder widmen Teilnahme und Beistand toten wie lebenden Dingen. Ein kleines Mädchen, eine verlassene Waise geht ratlos in die weite Welt; aber unterwegs macht sie einem kleinen Bache Luft, indem sie ihre schwachen Kräfte anstrengt, einen Stein aus dem Wasser zu schaffen. Dann wieder trägt das wandernde Kind ein Fischchen, welches aufs Trockne geraten ist, in sein nasses Element, und einen aus dem Nest gefallenen Vogel zu seiner Mutter zurück. Einem kranken Kinde macht sie zum Zeitvertreib ein Mühlchen und bläst es todmüde mit ihrem letzten Odem an. Den Anstrengungen erliegend,

Digitized by Google

wird die kleine Heldin von dem Bache erfrischt, von dem Vögelchen gefächelt, von dem Fischchen mit bunten Muscheln erfreut, und von dem Engel, der als krankes Kind ihr Herz geprüft, gesund und glücklich gemacht.

Ob die Märchenmenschen traurig oder fröhlich sind — jedesmal wenn sie ihr Herz schwer oder bewegt fühlen, in jungen und alten Tagen wandern sie in die freie Natur und finden in ihrem Verkehr Erleichterung wie Rat. Im Märchen gewinnt ganz wie in der Kindheit jedes Wetter, jede Jahreszeit und Gegend eine Beziehung zum menschlichen Gemüt.

Auf der unfruchtbaren Heide, am öden Meeresstrande, tief im Gebirge zwischen starren Klippen ist den Märchenhelden die Natur nicht minder ans Herz gewachsen, als in einer lachenden Flur; und die arme Witwe, der arme Fischer, Hirte und Jägersmann fühlen ihr Hüttchen als segensreiches Obdach im doppelten Maß, wenn es vom Wetter umstürmt, oder im Schnee begraben wird. Das Herz und der fromme Sinn des Märchens erkennt die Gottheit im Aufruhr der Elemente, im unbarmherzigen Frostwetter, wenn der Himmel eine Glocke von blauem Stahl und die Erde eine versteinerte Naturgeschichte zu sein scheint; denn er weiß, daß der strenge Winter den wilden Tieren den wärmsten Pelz wachsen läßt, daß nicht alle Vögel tot aus der Luft herabfallen, und daß der Gott, welcher die Saaten unter dem Schnee ausgrünen läßt, noch vor dem Tauwetter der Freund und Wohltäter seiner Geschöpfe ist.

Das Märchen legt die Naturreligion, die Naturphilosophie und Naturdichtung des deutschen Volkes dar, und doch ist diese Naturliebe und Poesie kein heidnischer Pantheismus, sondern ein herziger Gottesglaube, der in der Natur die Umgebung und den Körper des Schöpfers, das Mittelglied und die Bildersprache begreift, durch die sich Gott auch den Sinnen des Menschen offenbart.

Vor allen Naturszenen aber ist es der Wald, in welchem sich alle Naturgeheimnisse und Naturwohltaten zusammenfinden. Man müßte ein Buch schreiben, wenn man die Sympathien des deutschen Märchens für den Wald erschöpfen und zergliedern wollte, und dieses Buch würde dann zugleich der Kern der ganzen Naturheiligung, der Naturliebe und des deutschen Gemüts sein, dessen Pole der Traum vom Paradiese und vom Himmelreich nach diesem Erdenleben sind.

Was sich nur irgend in einen großen Wald von Phantasiestücken hineinpacken, von Tier- und Räuberhöhlen, von Menschenfressern, von guten und bösen Zauberern oder Tieren und Abenteuern hineindichten läßt, das hat das deutsche Märchen in die Wälder verlegt. Was die böse, überkluge, nüchterne, lichte und kalte Welt verschuldet und verwickelt, das muß der grüne, geheimnisvolle, bezauberte, finstere, der Kultur verschworene, aber dem Naturrecht getraute Wald wieder lösen und zu Rechte bringen. Wer noch ein Herz im Leibe hat, dem muß es weh tun, daß er nicht im Walde wohnen und von Waldbeeren leben kann.

* * *

Digitized by Google

Es kommt eine Zeit für uns alle, wo wir, der Welt und des Weltverstandes müde, von den Erinnerungen der Kindheit und des Elternhauses leben; wehe dann dem alten Menschen, der keine Mutter hatte, die ihm die Anfänge seines Daseins zum Kinderparadies und Heiligtum geweiht hat.

Man vergißt in den späteren Lebensjahren alles, man erleichtert den Geist von dem Wust des Gelehrten und des profan Erlebten, um gesäubert sich in die heiligen süßen Zeiten zu versenken, wo Mutterliebe unsere Schritte behütete und der Himmel auf Erden war. Was uns eine fromme und gute Mutter gelehrt, was sie durch ihr Beispiel, ihre stillen Tugenden, ihre liebenden und strafenden Gebärden, durch ihre Worte und Werke dem Kinderherzen eingeprägt hat, das gräbt sich ihm wie ein Evangelium immer tiefer ein, das bildet bei gefühlvollen Menschen den Grund und Boden ihres Gewissens, ihrer Lebensarten, ihres Gemütes; das verschmilzt mit der Heiligen Schrift zu einer Religion, die nichts Späteres, nichts Fremdartiges und Unreines in ihrem Schoße leidet, sondern einem Gletscher ähnlich das herausscheidet, was zufällig hineingefallen ist. So werden die Mütter, ohne daß sie es wollen und wissen, die Begründer der Grundanschauungen, der Neigungen, der Biographien; so bilden sie einen Faktor des Staats, wie Natur und Seele eine Hälfte des Menschen ausmachen.

Der Mensch hat nun einmal eine Enge, wie eine Weite; er ist eine Person, er besitzt ein Herz; und was sich nicht auf dem Angelpunkte dieses Schwerpunktes der Persönlichkeit bewegt, das bewegt sich auch nicht um die Welt. Es muß unendlich viele kleine Welten in der großen Welt, und es muß ebensoviele natürliche Heiligtümer geben, wenn der sinnlich beschränkte Mensch das große Weltheiligtum fassen, wenn er in dem, nach mechanischen und mathematischen Verstandesgesetzen konstruierten Staate noch einen Anhaltspunkt für sein Herz und sein persönliches Leben finden soll.

Ein natürlicher Mensch wächst und bildet sich wie ein Baum. Ring legt sich um Ring, und mit jedem verdichtet und verharzt sich der innerste Kern. Wer nicht einen festen Herzkern aufzeigt, besitzt auch keine gefestigte Peripherie; wer nicht um seine eigene Achse rotiert, hat auch keine Bewegung um den Himmel; wer nicht natürlich ist, kann nicht übernatürlich sein; und wer nicht in einem engen Kreise, in einer festen Heimat, in einem Elternhause für die weite Welt vorgebildet wurde, bleibt ein unbeseelter Verstandesmensch, er sei, er arbeite und leiste, was er wolle.

Das Familienleben, die Mutterliebe, die Erziehung im elterlichen Hause bleibt die Pflanzstätte für den Kern der deutschen Natur. Bei den Deutschen wurzelt das Leben zu tief in der Familie, in der Natur und Religion, in der tiefsten Wissenschaft und Kunst, als daß sie mit ganzer Seele und ganzem Verstande Kommunisten, Sozialisten, Staatspolitiker und Kosmopoliten werden könnten. Will man diese Tatsache im Ernste abstellen und mit irgend einem Musternationalstolz vertauscht haben, so muß man dem Deutschen verbieten, ein deutscher Geniemensch, ein Normalmensch zu sein.

Digitized by Google

Ein fester Körper ist nur ein solcher, wenn seine kleinsten Teilchen fest und körnig sind. Wer also nicht bereits in der Familie eine feste Grundlage, Sitte, Liebe, Gewohnheit, Pietät und Persönlichkeit gewinnt, der erhält diese Faktoren nirgends.

* * *

Die Heimat gehört zu unserm Körper, sie ist unser ätherischer Leib.

Wir können ebensowohl unsere sinnlichen Organe missen, als die Jahres- und Tageszeiten, den Himmelsstrich, den Grund und Boden, die Berge und Täler, das Meer oder die Wüste, wenn unsere Sinne mit diesen Naturszenen von Kindesbeinen an zusammengewachsen sind.

Mit den gewohnten Naturbildern und Verwandlungen, mit den eingeatmeten rauhen oder schmeichelnden Luft kehren ja die alten Stimmungen und Gedanken, die Sorgen und Freuden unseres ganzen Lebens zurück. Nur an den gewohnten Gegenständen, Situationen und Beschäftigungen repetieren wir unsere Biographie, nur in den eingelebten Formen behalten wir unser Selbst, haben wir eine Geschichte und diejenige Stetigkeit, ohne welche es zu keiner festen Charakterbildung, zu keinem Grundton der Seele, zu keinen, mit der Seele verwachsenen Gewohnheiten, zu keiner Sitte, zu keinem Gemüt kommen kann. Nur die Heimat kann ein Familienleben erzeugen, kann Sitten und sittliche Charaktere, kann Sinn und Verständnis für die Geschichte bilden. Ohne Heimat sind wir einer Felsenpflanze gleich, die ihre Nahrung allein aus den Lüften saugen muß.

Der beklagenswerteste Grundirrtum unserer Zeittendenzen ist der, daß nur der vollständige Bruch mit den letzten mittelalterlichen Grundlagen und Erinnerungen das neue Leben von seinem letzten Hemmnis befreien könne, daß Ablösung von dem geschichtlichen Boden, von der heimatlichen Scholle, von Sitte und Religion für eine Erlösung gelten soll.

Wer uns die Heimat nimmt, schneidet uns die Gegenwart von der Vergangenheit ab, nimmt unseren Sinnen die gewohnten Anknüpfungs- und Anhaltspunkte, dem Körper den Boden unter den Füßen.

Der Geist wächst nur auf einem festen Boden groß, dieser Boden ist die Natur; nur die Gewohnheit fleischt uns die Naturgeschichten so ein, daß sie dem Geiste getraut werden. Wer aber keine Heimat, keine eingelebten Formen, wer gar keine Gewohnheiten hat, dem fehlt auch die Natur und die Art von Charakter, welche Natur und Geist im untrennbaren Zusammenwuchse zeigt; das ist eben das Gemüt. In ihm allein ist die sinnliche Natur mit der übersinnlichen Welt, sind Geist und Seele, Wissen und Gewissen, Wille und Vorstellung, Eigenart und Gottesgefühl, sind natürliche Akkomodation und sittliche Charakterenergie versöhnt.

Nur das Gemüt des Deutschen begreift die Poesie des Alten, die veredelnde, versöhnende und vergeistigende Kraft der Zeit, der Geschichte, welche allen Geschichten den Goldgrund und allen Helden den Heiligenschein malt.

Digitized by Google

Die Rose[1]

Novelle von Emil Ertl

„Du solltest aber doch auch an die Luft gehn, Papa!“ sagte Annie. „Den ganzen Tag sitzen . . . ?“

Sie nannte ihn fast immer „Papa“, obgleich er der Papa ihrer Kinder war; aber sie sah ja alles mit den Augen der Kinder.

„Wo geht ihr denn hin?“ fragte Oskar zerstreut.

„Zum Wohltätigkeitsfest. Man ist doch wenigstens den Abend ein bissel im Grünen. Und die Kinder möchten natürlich den Jahrmarkt seh'n.“

„Natürlich, ja, ja, geht nur!“ sagte er wie geistesabwesend.

Minni, das neunjährige Mädchen, und der zwölfjährige Rolf öffneten die Türe und schoben sich zögernd in Vaters Arbeitszimmer herein, sie im hellgelben Strohhut, mit nackten Beinchen und Halbstrümpfen, er schon ganz männlich in langen Hosen, Matrosenanzug mit himmelblauem Kragen. Draußen hörte man die gedämpfte Stimme Gretlis, die im Alter zwischen diesen beiden stand: „Nicht hineingehn! Papa hat doch zu arbeiten!“

„Tür zu, bitte, es zieht!“ rief der Papa. Minni und Rolf wollten zurückprallen, aber die Mama sagte: „Also rasch herein! Papa erlaubt schon, daß ihr ihm Adieu sagt.“

„Aber gewiß!“ sagte er und malte nervös Krakelfüße auf den Rand eines Blattes, an dem er eben geschrieben hatte. „Lebt wohl und gute Unterhaltung!“

Nun trat auch Gretli ein, das schüchterne, großäugige Kind, in ihrem Strohhut mit weißen Bändern. Der Reihe nach küßten sie ihn auf die Wange, erst Minni, dann Rolf, dann Gretli, und entfernten sich gesittet und eilfertig. Im Vorzimmer sagte Mama: „Gott, was für ein Stoß Zeitungen und Briefe! Trag sie hinein Gretli!“

„Was gibt es denn schon wieder?“ fuhr Oskar auf.

„Nur Zeitungen und Briefe, Papa,“ sagte das Mädchen, gleichsam sich entschuldigend.

„Danke, schon recht, leg sie hin.“

Nachdem das Kind sich entfernt hatte, riß er die Briefumschläge auf und die Schleifen von den Zeitungen, dann zündete er sich eine

[1] Aus „Feuertaufe“. Neues Novellenbuch. Leipzig 1905, L. Staackmann. 344 S. Vergl. S. 318 dieses Heftes.

Digitized by Google

Zigarette an und ließ das geübte Auge über Gedrucktes und Geschriebenes gleiten. Ein paarmal dazwischen schlug er mit der flachen Hand leicht auf den Schreibtisch. Daß es immer wieder neue Ärgernisse gab, Mißverständnisse, Böswilligkeiten! Aber was läßt sich dagegen tun! Kämpfen heißt es eben, sich und seine Überzeugung verteidigen. Gerade das nennt man Leben.

Rechter Hand auf seinem Schreibtisch lagen nebeneinander zwölf Stück wohlgespitzte Bleistifte, Kohinoor 4 B, links ein hoher Stoß Papiere, zu Quartblättern zugeschnitten. Gretlis, des älteren Mädchens, Geschäft war es, diese Vorräte in Ordnung zu halten. Sie war so eine von den Stillwaltenden, die man nicht hört, verdichtete Weiblichkeit im Keim, eines von jenen Kindern, die man leise aufs Haar küssen möchte und sagen: gesegnet, wer dich einmal heimführt!

Jeden Morgen, ehe der Papa sein Zimmer betrat, zerschnitt sie das Papier und spitzte die Bleistifte, deren immer genau ein Dutzend sein mußte. Manchmal kam es vor, daß am nächsten Morgen alle zwölf abgebrochen waren. Sie setzte sie wieder instand und legte sie nebeneinander, daß sie aussahen wie Lanzen in einem Depot für die Ulanen. Den Papiervorrat aber füllte sie nach, wie die Danaiden das Faß.

Wenn Oskar während des Schreibens ein physisches Hindernis fand, konnte es ihn rasend machen. Darum hatte er sich's so eingerichtet. Das Papier brauchte man nur herzunehmen, Blatt für Blatt, und wie die Spitze so eines Kohinoor 4 B über gut geglättetes Papier hingleitet, das ist ganz einzig, unvergleichlich. Er schreibt beinahe von selbst.

Gerade jetzt, während Oskar so allein und ungestört am Schreibtisch saß, rissen ihn wieder die Gedanken hin. Was da in den Zeitungen stand, konnte er unmöglich auf sich und seiner Partei sitzen lassen. Das mußte einmal gründlich widerlegt werden. Mit bestrickender Sachlichkeit, und doch zugleich temperamentvoll, schlagfertig, witzig. So ein Artikel von ihm, an ersichtlicher Stelle in einem der ihm zur Verfügung stehenden Blätter gebracht — das sauste wie eine damaszierte Klinge durch die Luft, klebscharf geschliffen und dabei fein und schmeidig.

Wie ihm die Worte aufs Papier flossen, aus der Überzeugung heraus! Jede Viertelstunde krachte eine Bleistiftspitze, und sofort flog der dienstuntaugliche Stift beiseite und ein anderer trat für ihn ein, aus der Reserve, die in Reih und Glied wartete, gleich kampfbereiten, todesmutigen Soldaten.

Und mit den Bleistiften, die in die Schreibtischecke flogen, flog auch

Digitized by Google

die Zeit hin, ohne daß er es merkte, und er wunderte sich fast, als nach und nach ein leises Zwielicht um den Schreibtisch zu weben begann und plötzlich auch schon die Seinen vom Volksfest wieder heimkehrten, die ganze „Rasselbande".

Die Kinder in ihrer Ausgelassenheit schlugen die strengen Vorschriften gänzlich in den Wind, die ihnen Mama immer einschärfte: Papas Zimmer wie ein Heiligtum zu betrachten. Glückselig stürmten sie herein, voll von Erlebnissen, umdrängten ihn, er hörte sie erzählen, berichten, schildern, und hörte sie doch wieder nicht, seine Gedanken waren — ganz anderswo. Er plauderte mit ihnen und hatte keine Ahnung von dem, was er sagte, er dachte nur immer an seine Arbeit, die er noch krönen wollte, deren letzte Gedanken, deren wirksamste Sätze in ihren Umrissen ganz deutlich vor seinem geistigen Auge standen, und die er noch nicht hatte packen und festhalten können. Durchaus wollte er sie nicht entwischen lassen. Er wäre so gerne fertig geworden vor Einbruch der Dunkelheit, das Abendessen schmeckte ihm nicht, wenn er nicht zu einem Abschluß gekommen wäre. Und darum war er sehr froh, als die Stimme seiner Frau ertönte: „Jetzt laßt aber Papa in Frieden, er hat noch zu arbeiten!"

„Nur ein paar Minuten noch" . . . sagte er dankbar.

Eine halbe Stunde später saß er ganz vergnügt mit seiner Familie beim Abendbrot. Der Aufsatz war nicht nur vollendet, sondern sogar schon im Briefkasten, mit Umschlag und Marke. Er war zufrieden mit dem Artikel. Der saß! Abgetan! Fertig!

Die Kinder zeigten, was sie sich gekauft hatten auf dem Jahrmarkt. Rolf Ansichtskarten. Er sammelte natürlich, und zwar vom geographischen Gesichtspunkte aus: Gegenden, nur Gegenden. Sachen, die nicht wirklich waren, freie Erfindungen von Künstlern, liebte er nicht. Das kam ihm unsolide vor. Minni hatte sich ein wunderbares Spielzeug gekauft. Das war ein Gestell mit vier Rädern und obenauf eine Schweinsblase, die sich mächtig blähte, wenn man hineinpustete. Die langsam wieder ausströmende Luft entfesselte den Ton eines Trompetchens und setzte zugleich das kleine Fahrzeug in Bewegung, wenn man es auf den Tisch oder Fußboden stellte. Es machte einen sehr drolligen Eindruck, wenn das Wägelchen selbsttätig dahinrollte unter dem Blasen des Trompetchens, während der aufgeblähte Sack, den es führte, allmählich einschrumpfte. Die Kinder unterhielten sich lange mit dem schnurrigen Spielzeug, ließen es umwenden, anhalten, bergauf und bergab fahren

Digitized by Google

und bliesen es immer wieder auf, sobald ihm der Atem ausgegangen war. Belustigt sahen die Eltern zu.

„Was die Leute alles erfinden!“ sagte Annie.

Oskar nickte: „Ja, und wenn man denkt, daß immerhin ein bißchen Ingenium dazu gehört, so etwas auszudenken!“

Nachdem die Kinder zu Bett geschickt waren, steckte sich Oskar eine Zigarre an und fragte: „Ist die Lampe in meinem Schreibzimmer angezündet?“

„Schon wieder arbeiten?“ seufzte Annie.

„Ja, diese Broschüre, die muß endlich fertig werden.“

„Deine Zigarre wenigstens rauch noch hier zu Ende?“ bat sie.

Er blieb sitzen. Sie nahm das Pustewägelchen, das die Kinder auf dem Tisch zurückgelassen hatten, blies es auf und ließ es über den Teppich hinlaufen. Es arbeitete sich mühsam, aber beharrlich durch das rauhe Terrain. Eine ganze Zeitlang zog es an wie eine kleine Lokomotive und ließ dabei das Trompetchen blasen. Dann schrumpfte die Schweinsblase ein, knüllte sich zusammen wie eine runzliche Haut, und mit einem langgezogenen, seufzenden Mißton entfloh der letzte Lebensatem. Da stand es stille. Oskar und Annie lachten. Er mußte so lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten, so komisch kam ihm das Ding vor. Er verfiel in ein fast nervöses, überreiztes Lachen.

„Du sollst nicht so viel arbeiten, Oskar,“ sagte sie. „Es muß ja deine Nerven angreifen und dich schließlich noch krank machen.“

„O, ich halte etwas aus,“ erwiderte er behaglich. „Das Arbeiten macht mich nicht krank. Das ist ja das größte Vergnügen, das es überhaupt gibt.“

Er stand auf und ging im Speisezimmer auf und nieder, in Gedanken ... „Siehst du,“ sagte er, „was die Nerven angreift, das ist, daß man keinen Dank hat. Ich meine nicht Lohn, ich meine Dank. Überall nichts als Anfeindungen, Mißdeutungen, Verleumdungen, von allen Seiten. Und man gibt doch sein Bestes hin, quält sich ab in zweifelvollen Stunden, wie man raten, nützen, helfen könnte. Man will etwas Gutes erweisen, Liebe spenden, und die, denen es zugedacht ist, verstehen es nicht, merken es kaum. Siehst du, das ist es, was manchmal ein wenig hernimmt.“

„Ja, das ist es,“ seufzte sie bekümmert.

Er trat zu ihr und küßte sie auf die Stirn: „Na, das war nur so eine kleine Anwandlung ... Ich lasse mir meine Ziele nicht verrücken,

Digitized by Google

und vorderhand bin ich noch obenauf." Und mit einem Blick auf die Uhr sagte er: „Jetzt heißt es aber fleißig sein!"

Er öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer, blieb aber noch einmal stehen und fragte zurück: „Was hat sich denn eigentlich Gretli auf dem Jahrmarkt gekauft?"

„Gretli? Die Rose."

„Welche Rose?"

„Nun, die Rose, die sie dir brachte."

„Die sie mir brachte?"

„Ja. Sie brachte dir doch eine Rose!"

„Eine Rose? Mir?"

„Ja. Schon auf dem Heimweg fragte sie, ob man auch Rosen zu kaufen bekäme auf dem Jahrmarkt. Wahrscheinlich, sagte ich, die Damen verkaufen sie den Herren für die Wohltätigkeit. So kaufe ich eine Rose für Papa, sagte sie."

„Aber sie gab sie mir doch nicht?"

„Ja, sie gab sie dir, als wir nach Hause kamen."

„Und ich?"

„Du nahmst sie und rochst daran. Und dann fragte sie, ob sie die Blume in die Bronzevase stecken dürfe, die auf deinem Schreibtisch steht."

„Und ich?"

„Du sagtest: da darf man kein Wasser hineintun."

„Und dann?"

„Dann brachte sie ihr eigenes kleines Porzellanväschen hinüber und fragte, ob sie die Rose hineintun und auf deinen Schreibtisch stellen dürfe."

„Nun?"

„Da sagtest du: ja, gewiß! Aber ich merkte gleich, daß du gar nicht wußtest, wovon die Rede war, und daß dir andere Gedanken durch den Kopf gingen. Denn es flog ein seltsames Lächeln über dein Gesicht, und gleich darauf ergriffst du einen Bleistift und warfst ein paar Sätze aufs Papier."

Er schüttelte den Kopf.

„Sollte man gar nicht glauben!" sagte er und warf durch die offenstehende Tür einen Blick auf seinen Schreibtisch. Da stand neben der Lampe eine kleine Porzellanvase mit einer schönen, großen roten Rose. Es kam ihm vor wie ein Wunder.

Digitized by Google

Allerhand Gefühle wurden wach in ihm ... Da sorgst du dich um andere, richtest deinen Blick ins Weite, sehnst dich vergebens nach einem einzigen, kleinen guten Wort des Dankes — und bist blind für die unendliche Liebe, die still und schüchtern dich umgibt und die Stätte deiner Arbeit mit Rosen schmückt ...

Einen Augenblick stand er unschlüssig, dann drehte er sich um und schritt durchs Speisezimmer nach der gegenüberliegenden Tür.

„Muß doch sehn, ob sie noch wach ist?"

„Gretli? Ach ja! Gib ihr noch einen Gutnachtkuß, das macht sie glücklich."

Nach einer kleinen Weile kehrte er zurück, vorsichtig, auf den Fußspitzen: „Sie schläft schon."

Neue Lyrik

Besprechungen von Laurenz Kiesgen in Köln

So schnell arbeitet keine Druckpresse, wie die lyrische Reimspule. Wenn man mehr Zeit hätte und der Raum nicht für wichtigere Dinge so kostbar wäre, sollte man einmal ein kräftiges Kapitel über die Unverschämtheit des Dilettantismus schreiben, der der Meinung ist, die Kritik sei da, ihn zu loben. Je geringer der Geist eines solchen Versifexen ist, desto mehr jammert er über mangelnde Rücksicht, die er aus allerlei Gründen erwartet hat. Solche Leute wundern sich nicht darüber, daß eine gefällige Seele ihr unbeschreiblich fades Gedudel mit ein paar nichtssagenden Worten irgendwo anzeigt, und beweisen damit ihre unglaubliche — Naivetät. Vielleicht ist die Praxis des Totschweigens nicht bei allen angebracht, weil es eben immer noch Blätter gibt, die dergleichen Referate aus Gründen persönlicher und sonstiger Beziehung bringen; aber das Beispiel der guten Friederike Kempner gibt doch zu denken.

Im übrigen ist die neueste Lyrik nicht arm an erwähnenswerten Erzeugnissen und solchen, die über das Mittelmaß gehen. Besser, wir halten uns an diese Leute und lassen die auf unsicheren Versfüßen hopsenden Selbstzufriedenen und Anmaßenden ruhig weitertaumeln, da Erziehungsresultate bei ihnen nicht zu erwarten sind. Denn gegen die — Dilettanten kämpfen Götter selbst vergebens. —

Digitized by Google

Eine Genugtuung ist es für den Literaturfreund zu sehen, wie sich die jungkatholische Dichtung entwickelt. Zu den übrigen Talenten dieser Schar tritt heute Franz Schrönghamer, der durch manchen Beitrag in der Literarischen Warte unseren Lesern sicher kein Unbekannter mehr ist, mit seinem Buche „Fern und leise . . ." [1]) Freilich, wenn man die ganze Sammlung auf sich hat einwirken lassen und fragt sich nun, welches Gedicht sich mit zwingender Gewalt, wie das der echte lyrische Ausdruck tun muß, im Bewußtsein festgesetzt hat, so wird man außer „Die Wälder der Heimat" und „Es war einmal" kaum ein anderes nennen können; aber der Gesamteindruck ist doch der, daß echtes Dichterblut in diesem Sänger fließt. Der Wald, die Heimat, sein Glaube und seine Liebe sind ihm stark in die Empfindung übergegangen, und wenn die Anschaulichkeit auch noch nicht überall über die mächtige Empfindung obsiegte, so kann man doch den Glauben nicht verlieren, daß es dem Talente gelingen wird. Noch ist eine gewisse Befangenheit des Ausdrucks da, noch klingt manches wie Lallen im Traume und manches unklare Bild stört; aber wo fände man bei Erstlingen dergleichen nicht? Mehr Leben und Gestalten, weniger Kokettieren mit Stimmung und Märchen, und dieser werdende Poet, dem es das Rauschen der Waldriesen angetan hat, wird mit klarem Auge neue Wunder schauen und verkündigen können. Auch der vorliegende Band verdient nicht etwa bloß als Debüt eines angehenden Lyrikers Erwähnung, sondern bietet Poesiefreunden beachtenswerte, stimmungsvolle Gaben.

Der Dichter des „Weltenmorgens" und der geistreichen Szenen „An der Schwelle des Gerichts", Eduard Hlatky, spendet einen Band „Gedichte" [2]). Wer den gedankentiefen Gang der Schöpfungsdichtung kennt, wer sich über die schwertscharfen Worte in manchen der Szenen gefreut hat, muß über die neue Gabe etwas befremdet sein. Das ganze Buch fast ist eine geharnischte Absage an alles, was von Gott und Kirche abführen kann. Ein starkgläubiger Mann, ein Prophet, den der Eifer um den Herrn verzehrt, schleudert seine Anklagen gegen Mammon und Belial. Gewiß, das fühlt man aus diesen Versen heraus. Aber nicht immer sind es Worte heiligen Zornes; oft erscheinen polternde Reden kleinlichen Unmuts. Die schöne Ruhe, das Maß fehlt. Daß die Technik der Verse nicht befriedigt, daß Härten und schiefe Bilder stören, will ja bei einem Dichter wie Hlatky nicht viel sagen, da er seinen Kunstbrief nicht erst zu erschreiben braucht; aber er hätte doch den schönen Schein und die Anmut der Bewegung wahren sollen. So ist's vielfach ein garstiges politisches Lied geworden, das an seinem Orte, in der Versammlung und als Agitationsmittel wirksam sein wird, leider nicht durch literarische Bedeutsamkeit. Und das hätte man von Gedichten zunächst erwarten dürfen, daß sie künstlerisch bedeutend wären. Gern erkenne ich an, daß eine dichterische Wirkung in Einzelheiten aufblitzt; als Ganzes wirkte das Buch auf mich unerquicklich. Persönliches, was der Dichter gegen Ende des Bandes berührt, klingt sympathisch.

[1]) Münster 1904, Alphonsus-Buchhandlung. 128 S. 8°. Mk. 3.—.
[2]) Ebenda. 211 S. 8°. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Aus dem Nachlasse des Dichters Franz Reinhard, von dem wir die betrachtende Dichtung „Emanuel" besitzen, ist der Band „Auf nach Bethlehem"[1] herausgegeben worden, Poesie, die vorzugsweise der frommen Betrachtung über die heilige Eucharistie dienen soll und an dieser Stelle gern erwähnt sei.

Wir haben schon mehrfach des Dichters Rudolf Presber gedenken können und haben heute seine neueste Sammlung „Dreiklang"[2] anzuzeigen. Presber ist immer seine eigenen Pfade gegangen; einer bestimmten Richtung ihn einzuordnen dürfte schwer fallen, man müßte ihn denn unter die echten Sänger zählen, die mit Geschick und Grazie jedem Stoffe gerecht werden. Seine Wiege stand im Rheingau und, wie er launig meint:

Als die Mutter mich gebar,
Meldet sich der Weinstock wieder:
Blühten doch im selben Jahr
Scheffels Gaudeamuslieder.

Er ist indes kein Vagant und Becherschwinger im Sinne der feuchtfröhlichen Muse Scheffels; ich schätze Presber tiefer, innerlicher, ausdrucksreicher. Ein hübsches Beispiel aus dem Dreiklang, der sich aus den Liedern eines Träumers, eines Weltkinds und aus Schwänken zusammensetzt, wird man unten in den Proben finden.

Viel Verwandtschaft mit Presbers Muse zeigen die Gedichte von Erich Sello „Ein später Strauß"[3], eines Mannes, dessen Name auf anderem Felde manchem bekannt sein dürfte. Er ist weniger schelmisch wie Presber, kann aber auch in sarkastischer Weise wie dieser die Schäden der Zeit geißeln und gibt auf die Auswüchse modernster Dichterei in der Ars poetica einen solch vortrefflichen Hieb, daß man bedauern muß, dies Poem wegen seines Umfangs nicht mit in den Proben aufführen zu können. Wenn manches Thema bekannt klingt, so ist doch überall die eigene, schaffende Hand zu merken und man wird der Lektüre nicht leicht müde. Alles glänzt in einem kräftigen Licht der Wahrheit und strömt den kernigen Duft einer starken Persönlichkeit aus. Auf weitere Einzelblumen in dem ansehnlichen Strauße kann leider nicht eingegangen werden.

Stark wie dieser Lebende spricht ein Toter zu uns, der am 27. April 1904 verstorbene Edgar Kurz, ein Sohn des bekannten Dichters Hermann Kurz. Seine „Gedichte"[4] gab die Schwester Isolde Kurz, ein vielgenannter Name, mit einem schönen Vorwort heraus. Wir erfahren von einer wahrhaft genialen Natur, die ihre Kraft zwischen der Wissenschaft (Medizin) und der Kunst teilte. Wenn Schwesterliebe auch wohl mit zu starkem Lobe spricht, so ist doch die Charakteristik zutreffend. „Er singt sich vor, was ihn gerade bewegt, und in der Form, die der Augenblick ihm eingibt: seine Naturfreude und Lebenslust,

[1] Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 162 S. 8°. Mk. 2.50.
[2] Stuttgart 1904, J. G. Cotta. 210 S. 8°. Mk. 3.—.
[3] Berlin 1904, Schuster & Löffler. 192 S. 8°.
[4] Stuttgart 1904, J. G. Cotta. 88 S. 8°. Mk. 1.50.

Digitized by Google

seine innere Rastlosigkeit, sein eigenes Selbst- und Siegsgefühl, seine Abenteuer, seine von stürmischen Leidenschaften durchbrauste Jugend, und vor allem, was nie über seine verschwiegenen Lippen kam, sein ans Wunderbare grenzendes ungesuchtes Glück bei den Frauen." Dabei „schleicht sich kein frivoler Zug jemals ein". Ueber die unten mitgeteilten Gespensterlieder heißt es: „Von je hatte er eine ins Burleske gesteigerte Gespensterphantastik geliebt und viele ergötzliche „Schauerballaden" zum Hausgebrauch verfaßt. Diese urkomischen Gespenster aber, die übers Grab hinaus ihre typischen Menschlichkeiten fortsetzen, zeigen die gereifte Hand des Arztes und Menschenkenners und sind auch durch ihre sprachliche Prägnanz unwiderstehlich. Ihr Ton ist für den Verfasser so charakteristisch, daß man noch seine Stimme zu hören glaubt." Wir glauben, daß die Freunde von Hermann und Isolde Kurz auch gern diesem Dritten im dichterischen Bunde ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Mit jenen Charlatanen der schönen Künste, die mit verdrehten Augen aus mystischem Weihrauch und Nebeln heraus wundervoll orakeln, hat in keiner Weise Alexander von Bernus etwas gemein, dessen Sammlung „Leben, Traum und Tod"[1]) ein tüchtiges Talent erkennen läßt. A. v. Bernus erscheint uns als ein ehrlicher, offener Mann, der keine Mördergrube aus seinem Herzen macht, nicht wie ein zugeknüpfter oder abseits wandelnder Aristokrat, sondern wie ein prächtiger Mensch, ein flotter Kamerad, mit dem man gern verkehrt. Er singt auch übermütige Lieder von leichter Ware; aber zum Kuckuck, auch die Liebe ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt: das muß heraus aus der Brust. Im ganzen zeigt sich ein Blick für scharfe Auffassung, eine Vorliebe für charakteristische Lichter. Die Beseelung der Natur, wie sie sich eigenartig beispielsweise in Liedern von Unke, Kauz, Maulwurf und Fledermaus zeigt, ist nicht von gewöhnlicher Art, und das Gräßliche und Grausige kommt in den Traumphantasien stark zum Ausdruck. Hier ist ein gesunder Poet, der keine Pose liebt. Seine rhythmische Begabung ist oft bewundernswert.

Zum Schluß ist noch ein neuer Gedichtband von Alberta von Puttkamer „Jenseits des Lärms"[2]) anzuzeigen. Ihre Begabung charakterisiert sich durch ein feines, dem innersten Herzen entströmendes Empfinden, das eine schmerzliche Wehmut überzittert. Alle ihre früheren Vorzüge finden sich in dem neuen Buche, ihre schönen, herben Landschaften und der volle glühende Ton ihrer Balladen. Man lese die unterelsässische Ballade vom Grafen Hugo von Egisheim, leider für die Mitteilung an dieser Stelle zu groß. Im übrigen müßte sie, als in ihrer Kunst bedeutendste lebende deutsche Dichterin durch eine besondere Betrachtung nähergebracht werden, wozu sich vielleicht später Gelegenheit findet.

[1]) Berlin 1904, Schuster & Löffler. 172 S. 8°.
[2]) Ebenda. 168 S. 8°.

Digitized by Google

Neue Gedichte[1])

1. Von Edgar Kurz

Gespensterlieder

Der Ängstliche

Um Mitternacht, im Mondenschein,
Sitz ich auf meinem Leichenstein,
Doch feucht und neblig wird die Luft,
Drum kreuch ich ein in meine Gruft.

Der Eifersüchtige

Als ich im stillen Grabe lag und schlief,
Hört ich, wie einer meinem Schätzlein rief.
Da warf ich alle Erde schnell empor
Und sprang heraus und schlug dem Kerl aufs Ohr.

Der Geizhals

In meinem Grabe find ich keine Ruh,
Umsonst sind meine Augen tot und zu.

In jeder Nacht muß ich den Sarg verlassen,
Durchs Fenster schaun, wie meine Erben prassen

Von meinem Wein gilts heut das letzte Glas,
O mehr als alle Würmer wurmt mich das.

Der Gelehrte

Kein Lebender kann meine Qual ermessen:
Ich wälze mich im Sarge hin und her,
Aus einem Buche hab ich was vergessen,
Wenn ich mich doch besänne was es wär!

Behandelts die Unsterblichkeit der Seele?
Das Dasein Gottes? Gott, ich werde krank!
Wie ich mir meinen hohlen Schädel quäle,
Ich muß hinauf an meinen Bücherschrank.

Ich such und suche in dem alten Buche,
Einst war mir jede Zeile doch bekannt,
Und eben find ich beinah was ich suche,
Da werd ich plötzlich schnöd hinweggebannt.

[1]) Proben aus den im Referate „Neue Lyrik" (s. S. 282) besprochenen Gedichtbänden.

Digitized by Google

Es kommt mit Licht des Hauſes alter Meiſter —
Als ich noch lebte diente er mir gern —
Jetzt ruft er ſchaudernd: Alle guten Geiſter
Die loben Gott den Herrn!

Der Stutzer

Sie haben mich in meinem Frack begraben,
Das freut mich ſehr, das wollt ich eben haben.

Auch ſitzt die weiße Binde ganz korrekt,
Die Stiefel ſind ſo blank als wie geleckt.

Mein Stöckchen ziert der Schmuck des Elfenbeins,
So promenier ich nachts von Zwölf bis Eins.

Und daß ich tot bin, ſieht mir niemand an,
Zwei Dirnlein flüſtern: „Welch ein hübſcher Mann.“

2. Alexander von Bernus

Sieh, der Tag zerinnt

Sieh, der Tag zerrinnt!
Reicher fluten die Stunden,
Bleicher bluten die Wunden,
Nun die Nacht beginnt.

Schon entſchlief der Wind.
Weicher muten die Schmerzen,
Gleicher gluten die Herzen,
Die voll Liebe ſind.

Ein Blick

Durch die Vorſtadt rollt ein Fiaker
In die Nacht, und ſeiner fernen
Lichter mürriſches Geflacker
Miſcht ſich dem der Gaslaternen.

Rollt entlang an ſtarren Häuſern,
Deren Augen gläſern glimmen,
Und hinunter, wo die äußern
Letzten grau in grau verſchwimmen.

Der Alp

Und wiederum geſchieht es oft,
Daß dich im tiefen Wald allein
Die Nacht erreicht — ganz unverhofft,
Du weißt dann nicht mehr aus noch ein.

Und ſuchend läufſt du hin und her
Und ſuchſt und läufſt und läufſt und ſuchſt
Pfadauf, pfadab und kreuz und quer
Und rufſt und beteſt, ſchreiſt und fluchſt.

Digitized by Google

Doch niemand hört dich. Alles ist
So schwarz und still und wie verhext,
Du kennst dich selbst nicht mehr, du bist
Ein Fremder, und dein Grauen wächst.

Da plötzlich tönt ein ferner Pfiff.
Du folgst ihm blindlings, unbedacht,
Und rennst — und stolperst — noch ein Griff —
Du fällst und — fällst und — — bist erwacht.

3. Rudolf Presber

Traum im Wachen

Oft, wenn ich die Augen schließe,
Und die Seele bleibet wach,
Ists als ob nur kleine Füße
Leise tanzten durchs Gemach;

Als ob frisch, wie Rosenketten
Und in Kleidchen, sonntagweiß,
Kinder sich an Händen hätten
Und umhuschten mich im Kreis.

Und es füllt, wenn sie erschienen,
All die Stube sich mit Glanz;
Und am Fenster die Gardinen
Wehen hinter ihrem Tanz.

Und ich spiel den Blinden, Tauben,
Und ich sitze still und stumm —
Nur wenn sie mich schlafend glauben,
Tanzen sie um mich herum.

Nur wenn ich ein gutes Weilchen
Hemme meines Atems Lauf,
Drücken weiche, nasse Mäulchen
Scheu sich meinen Lippen auf.

Und so lock ich banger Blinder,
Schauernd unter Lust und Schmerz,
Meiner Sehnsucht tote Kinder
Mir aufs Knie und an mein Herz.

Kunstliteratur-Bericht

Von Dr. Jos. Popp in München

I.

Die Kunstgeschichte, eine der allerjüngsten Wissenschaften, arbeitet in einer Breite und Fülle, daß sie hierin ihren älteren Schwestern recht ähnlich wird. Zu bedauern ist nur, daß sie durch ihren Gegenstand, der auf allgemeineres Interesse als jener vieler anderen Disziplinen rechnen darf, leicht verführt

Digitized by Google

wird: in eine bessere Art Feuilleton zu verfallen, durch geistreiche Hypothesen und prickelnden Stil zu blenden. Wir sind durch Gurlitt, Thode, Muther, um nur die Hauptnamen zu nennen, so sehr in einen Subjektivismus schlimmster Art hineingetrieben worden, daß das Publikum an ernster Forscherarbeit, auch wenn sie in literarisch wertvoller Form geboten wird, wenig Geschmack findet. Dazu kommt als weiterer Blender ein fast zum Sport entarteter Illustrationsreichtum, der oft über Mängel des Textes hinwegtäuschen will und in seiner breiteren Wirkung mehr verflacht als vertieft. Mit Recht hat einer unserer verdienstvollsten Gelehrten vor kurzem sein Wort gegen die „Autotypiasis" erhoben.

Wir werden in unseren Referaten, deren Erscheinen gegenüber der Hochflut von Kunstliteratur ein Bedürfnis geworden ist, zwischen mehr populärwissenschaftlicher und streng fachmännischer Arbeit unterscheiden, beidemale uns aber bemühen, durch eine positive Kritik den Lesern oder Besitzern solcher Bücher eine Ergänzung zu bieten. Es wird auch hier viel zu sehr und zu allgemein gelobt, mit Waschzetteln und Vorreden gearbeitet. Ich sehe gar nicht ein, warum wir uns gerade in der Kunstschriftstellerei alles bieten lassen wollen; obwohl wir auf anderen Gebieten das Maß der Vorsicht fast bis zum systematischen Mißtrauen gegen jede akatholische Leistung treiben. Der tiefere Grund liegt allerdings darin, daß die paar Autoritäten, die wir für die Kunstgeschichte haben, die Forscherarbeit dem Rezensententum vorziehen und dadurch dieses einem gewissensweiten Dilettantismus überlassen, der im Bund mit einer wohlorganisierten Presse seine dürren Heidekulturen als das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, anpreisen darf.

Es mehren sich die „Allgemeinen" Kunstgeschichten in geradezu unheimlicher Weise; und doch ist trotz aller Detailarbeit die Zeit des Zusammenfassens noch nicht gekommen. Nur einzelne Partien können im ganzen charakterisiert werden; bei den übrigen aber sollte in einer „Allgemeinen" Kunstgeschichte wenigstens das herausgestellt sein, was wir als wesentlich empfinden; sei es noch Problem oder schon teilweise Lösung. Unter diesem Gesichtspunkte — und auch weil das entwicklungsgeschichtliche Moment zu wenig gepflegt ist, können wir den außerordentlich bekannten, fünfbändigen „Grundriß der Kunstgeschichte"[1]) von Lübke, bearbeitet von Semrau, nicht sonderlich empfehlen. Er ist unter den verwandten Leistungen, abgesehen von Springer, wohl eine der besten; aber objektiv und absolut genommen wenig erfreulich. Man sieht oft vor Bäumen den Wald nicht; auch fehlt es an Präzision des Urteils. Wir vermissen u. a. im I. Bd. (Altertum) an notwendigen Charakteristiken etwa folgendes: Für die ägyptische Kunst sind bezeichnend Grab und Tempel, für die assyrische aber Stadtanlage und Palast; dort ist alles sakral, hier monarchisch. Der Begriff der hellenistischen Kunst ist mit vorzugsweise Alexandrien geradezu falsch gegeben. Dessen Kunst war damals nur dekorativ interessant, es fehlte alles Monumentale. Das Wesentliche jener Epoche ist vielmehr, daß nun Kleinasien in den Vordergrund tritt und die Kunst von Griechen-

[1]) Stuttgart, Paul Neff Verlag (Carl Büchle).

Digitized by Google

land an die fremden Fürstenhöfe zieht. Ferner ist der Hauptzweig hellenistischer Kunst die Malerei, wenn uns auch fast alles davon verloren ging. Daher das Überwiegen des Malerischen auch in der Plastik. Viel zu wenig betont ist ferner, daß durch die überwiegende Bedeutung von Palast und Wohnung, im Zusammenhang mit breiter Kultur, die Auftraggeber wechseln und so das Aufkommen des Genre sich erklärt; wie anderseits das Verweltlichen der Göttertypen darin begründet ist, daß nicht mehr der Volksglaube, sondern die Auffassung der Vornehmen und ihres geistigen Kreises die Unterlage der religiösen Kunstschöpfungen wird. Aus dieser vielfach schon zur Überfeinerung entarteten Kultur erwächst dann das Bedürfnis nach dem Idyllischen, das in der Dichtung wie der bildenden Kunst Verwendung findet. Die Beurteilung der pergamenischen Kunst ist zu summarisch und allgemein. In ihrer Frühzeit ist sie nicht hervorragend; unter Attalos I. strenger als unter Attalos II. Der kapitolinische Gallier gehört ganz sicher nicht in diese Gruppe. Er hat anderes Material und anderen Menschentypus. Unrichtig ist die Behauptung: daß der Berliner Gigantenfries „innerlich wie äußerlich von der Tradition der klassischen Zeit so gut wie völlig sich losgesagt". Die Kompositionsweise ist durchaus attisch und klassisch, wenn auch vor allem durch sein Pathos revolutionär; selbst die Motive sind vielfach alt. — Die mangelhafte Darstellung der Kleinkunst, namentlich der Kameen und Vasen, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden. Für die italische Kunst ist unbedingt eine mehr künstlerische Gesamtcharakteristik erforderlich; dann gewinnen auch die Etrusker mehr Relief und Farbe. Wir hätten hier, wie in der eigentlich griechischen und mykenischen Kunst, mancherlei Fragezeichen im einzelnen anzubringen; allein es ist uns nur um die Hauptpunkte zu tun. Die Illustrationen dieses Bandes sind, abgesehen von den farbigen Tafeln, die schwächsten des ganzen Werkes. Die Klischees sind teilweise so abgenutzt, daß sie selbst den Materialcharakter der Plastiken verändern und dadurch ein mindestens getrübtes Bild geben. Weniger und gut wäre auch hier mehr, als viel und schlecht gewesen.

II. Bd. Mittelalter. Er ist von dem allerdings weit verbreiteten Axiom getragen, daß die Kirche die freie Entwicklung hemmte; daß der enge Horizont der Klosterzelle immer nur das Typische zuließ; daß die Plastik auch in der Gotik noch von der Architektur in ihrem Wachstum verhindert wurde u. dgl. Das geschieht, um dann mit möglichst starken Fanfarenklängen die Befreiung des Individuums durch die Reformation und den Humanismus als neue, epochale Tat zu preisen. Das sind Schlagworte, die teilweise auf Italien passen, aber jedenfalls für Deutschland falsch sind. So hoch uns Burckhardt für das Rinascimento steht, für deutsche Kunst sind uns nicht einmal seine Grundgedanken maßgebend. Die mittelalterliche Kunst wächst in immer mächtigere Geistestiefen und in episch-dramatischer Breite wie Wucht in ihrer Portalplastik. Der scheinbare Stillstand im 14. Jahrhundert ist nur äußerlich: Es wird an der möglichsten Ausdrucksfähigkeit des Innenlebens gearbeitet. Man merkt hier, wie an vielen Punkten, daß Semrau die Vorlagen fehlen und er aus Eigenem zu

Digitized by Google

wenig die Lücken ergänzen kann. Deshalb muß er auch, wo er neuere Resultate benützt, sie allzu gläubig hinnehmen. Erst in der Renaissance wird es hierin besser. Für die nächste Auflage hoffen wir, daß er aus den Arbeiten von Riehl und namentlich Sauer, wie aus den Forschungen von Gaeven, Molinier, Vöge und Haseloff manches klarer und reicher aufzeige. Wenn auch der „abgeleitete" Charakter der karolingischen Kunst richtig betont wird, so hätte doch im einzelnen die verschiedenartige Verarbeitung dieser fremden Elemente dargestellt werden sollen. In der Plastik vermißt man die Feststellung, daß sie sich hauptsächlich in Goldschmidearbeiten für die Kirche betätigt. Daher auch der massive Formensinn, der erst im 15. Jahrhundert ganz überwunden und zu einer gleichsam individuellen Gestaltung aus dem jeweiligen Zweck des betr. Gegenstandes sich entwickelt. Bei der Elfenbeinplastik, die hier schon einsetzt, vermißt man — wie auch später — das „Wie" und „Warum" altchristlicher, antiker und byzantinischer Einflüsse. In der romanischen Epoche fehlt auch die klare Betonung der mittelalterlichen Elfenbeinplastik im Rahmen der Gesamtkunst. Sie verdient ganz besondere Beachtung, weil sie Lücken ausfüllt, die der Mangel monumentaler Plastik im frühen Mittelalter offen läßt; weil sie vor allem das Stilgefühl und die plastischen Vorstellungen der Karolinger- und Ottonenzeit uns vermittelt. Ist auch bis zur endgültigen Aufteilung, die ungemein schwer ist, noch weit, so kommt doch in die Gruppen des 9. bis 11. Jahrhunderts allmählich mehr Ordnung. Die Malerei der Karolingerzeit ist vortrefflich behandelt; bei der Ornamentik hätte aber ausdrücklich gesagt werden dürfen, daß sie die Quelle des Neuen wird im Gegensatz zum Figürlichen. In der romanischen Baukunst hätten wir der sehr guten Behandlung der einzelnen Architekturteile als notwendige Ergänzung eine Darstellung der Gesamtentwicklung zur Seite gewünscht. Das hätte eine selbständigere Erfassung der Gotik ermöglicht und für die Landes- und lokalen Gruppen mehr Licht und Verbindung gebracht. Diese Partie wäre dann weniger zu einem bloßen Registrieren mit gelegentlichen Bemerkungen geworden, die nur neue Fragen anregen. Nach den Ottonen sind es vor allem die Bischöfe, die als Bauherren den Domen ihren Charakter aufprägten; das Hereinkommen der Kluniazenser und ihre Verbindung mit dem deutschen Hof unter Konrad II. und Heinrich III. bedingt einen tiefen Einschnitt und mächtigen Umschwung. Haben die Bischöfe vor allem das Nationale gepflegt, so schaffen diese Mönche allgemeine Bautypen: Die Doppelchor-Anlage wird aufgegeben, der Grundriß möglichst organisch entwickelt, die Säulenbasilika überwiegt, die Raumbildung und das Detail wachsen. Mit dem Zweig der Hirsauer kommt, durch deren Anschluß an den Papst, ein Sich-auf-das-Volk-stützen; daher wieder stärkerer Landescharakter, bei sonst ziemlich getreuem Anschluß an Cluny. Einen weiteren Einschlag bilden die Zisterzienser; sie vermitteln schon den Übergang zur zweiten Hälfte des Mittelalters. Ihr Prinzip ist die Einfachheit. In all das wirken alte Bestände ein. So erklärt sich z. B. die Verbindung von Basilika und Zentralbau am Rhein durch das Fortlaufen der Aachener Münster-

Digitized by Google

tradition; wie die Michaelskirche in Fulda als Grabkapelle noch späteren Einfluß übt, z. B. in Neustift bei Bozen. Der so wichtige Plan von St. Gallen scheint vom Verfasser als wirkliche Vorlage aufgefaßt zu werden, während er nur ein Schema, ein allgemeines Programm zum Versenden war, das so allerdings Typen schafft, aber eben dadurch auch die individuelle Detailbildung erklärt. Die Wandmalerei hätte auch im Zusammenhange behandelt werden sollen; wer den Ausdruck „romanisch" für unpassend erachtet, dürfte uns am wenigsten diese Kunst Stück für Stück wie von einem großen Fisch servieren. Wir hoffen, daß auch hier eine weitere Auflage die Fäden findet von der Reichenau bis zu dem bunten Zyklus von Emaus in Prag. Die Aufdeckungen, welche Fr. X. Kraus in Goldbach machte, lagen damals noch nicht vor. Jetzt geben sie uns mit jenen von Oberzell, Burgfelden und Niederzell zum erstenmal das im wesentlichen gesicherte Bild einer großen, den Abschluß der altchristlich-römischen Kunst diesseits der Alpen bildenden Kunstschule. Zugleich wissen wir, daß die Reichenau im 10. Jahrhundert der Zentralpunkt der ottonischen Kunst war, und daß in ihr die führende Rolle nicht der Miniaturmalerei, sondern der Monumentalmalerei zustand. Der Einfluß Frankreichs auf die spätromanische Plastik, wie die Gotik, wird sicher überschätzt. Es steht trotz Weese nicht gar so sicher, daß die „Schönheit" dieser Gestalten nicht eine letzte, deutsche Blüte war. — Wir hätten noch gar manches im Anschluß hieran zu sagen. Die beiden folgenden Bände besprechen wir im nächsten Referat. Ablehnen müssen wir den letzten, 5. Band, von Haack. Wir begreifen nicht, wie Gurlitt diese trockene und ganz unzulängliche Geschichte des 19. Jahrhunderts loben kann. Es klingt fast wie ein Hohn auf alle philiströse Tatsachenzusammenstellung. Umso wärmer nennen wir als Ersatz hiefür den letzten Band des „Handbuches der Kunstgeschichte"[1]) von A. Springer: „Handbuch der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, I. Bd., von M. Schmid. Sie reicht von 1789—1850 und umfaßt Frankreich, Belgien, England, Deutschland. Sie ist von Springers objektivem Geist inspiriert und verbindet mit sicherem, gewählten Geschmack maßvolles Urteil; das zeigt sich unter anderem vor allem bei den Nazarenern. Eine ausführliche Würdigung behalten wir uns für den Abschluß des Werkes vor. Die Illustrationen sind sehr instruktiv, die farbigen Tafeln glänzend.

„Die Hauptströmungen der Kunst des 19. Jahrhunderts"[2]) zeichnet uns auch Jul. Leisching. Das Ganze macht den Eindruck einer Reise um die Welt in 48 Tagen. An alles wird ein wenig gerührt; manchmal fällt eine ganz gute Bemerkung ab, die aber mehr angelesen als selbsterarbeitet sich anhört. Je mehr es der Gegenwart zugeht, desto mehr wächst die Begeisterung; auch dort wo Kritik am Platze wäre, z. B. gegenüber Klinger und Rodin. Wer gar nichts von der behandelten Zeitspanne weiß, dem mag das Heft wenigstens einen Schein geben. Es ist klar, übersichtlich und hat eine ehrfürchtige, manchmal zu große Scheu vor dem künstlerischen Genius; wohl die beste Wirkung dieser Arbeit.

[1]) Leipzig, E. A. Seemann.
[2]) Brünn, C. Winiker. Mk. 2.40.

Digitized by Google

Da ist Rich. Muther ein ganz anderer! Er macht eine Ferienreise nach England und schreibt dann eine neue, verbesserte Auflage seiner Geschichte der modernen Malerei, die er jetzt allmählich in einzelnen Bänden umkrempelt. Mutig erklärt er heute für schwarz, was ihm vor einigen Jahren als weiß galt. Die Art und Weise, wie er heute seine Werturteile gibt, läßt ahnen, daß er sie in nicht allzuferner Zeit wieder wechselt. Gewiß ist es keine Schande, um- und neuzulernen und das offen einzugestehen. Nicht dagegen wenden wir uns, sondern gegen die Schnelligkeit und Sicherheit, mit der Muther dies tut. Was seine Darstellung dadurch an impulsiver Nachempfindung, temperamentvoll genialischer Ablehnung und prickelnden Einschlägen von Gegenwartselementen gewinnt, das verliert sie an Ruhe und allgemeiner Gültigkeit. Jedenfalls aber ist der Autor hier historischer als in den einschlägigen Kapiteln seines früheren Werkes; und so erhalten wir zum erstenmal eine leidliche „Geschichte der englischen Malerei“[1]) von Hogarth bis auf die Gegenwart. Sie kommt einem Bedürfnis entgegen. Deshalb vor allem empfehlen wir sie, nicht zuletzt wegen ihrer zahlreichen und schönen Bilder. Nicht beistimmen können wir dem Lob des süßlichen A. Tadema und des akademischen-kühlen Leigthon; auch Wilson wird überschätzt. In dem Bestreben, frühere Sünden der Mißachtung gut zu machen, geht der reuige Büßer nun wieder zu weit in seiner Hingabe. Amüsant ist es, wie der begeisterte l'art pour l'art-Jünger Watts gegenüber seine ganze Theorie frisch, frei wegwirft. Was er bei dieser Gelegenheit über religiöse Kunst sagt, ist die pantheistische Schwärmerei eines Weltkindes, das von der grandiosen Kunst dieses wunderbaren Meisters in seinem Innersten getroffen wurde. Trotzdem gehört das Kapitel über Watts zum Schönsten, was Muther überhaupt geschrieben. Eine geradezu ärgerliche Leistung ist sein Essay über Rembrandt[2]). Mit vollem Orchester setzt der Autor ein: „Das Schaffen Rembrandts schildern, heißt eine Schicksalstragödie schreiben: die Tragödie des Künstlers, die Tragödie der Kunst.“ — Und nun kommt eine five o'glock tea-Plauderei in scharmantem Ton. Nur gelegentlich tauchen zur größeren Wirksamkeit einige Mollakkorde auf. Ein paar geistreiche Willkürlichkeiten, die einem anderen auch einfallen, wenn er in animierter Stimmung Rembrandts Radierungen durchblättert, setzen die Glanzlichter auf — und fertig! Wenn Muther schon derartiges erstrebte, so hätte er alle vorhandenen Selbstporträts des Meisters zusammenstellen sollen, um daraus ihn und seine Kunst zu analysieren. Das wäre apart gewesen und hätte auch im engen Rahmen von 50 Seiten „Stil“ gehabt. Wir können also nicht die Schlußworte des Waschzettels zu den unsrigen machen: „Muthers geistvolle Arbeit ist ein ebenso wichtiger Beitrag zur Erkenntnis des Künstlers wie des Menschen Rembrandt“.

„Museumsgänge“[3]) nennt H. Löschhorn seine wohlmeinende „Ein-

[1]) Berlin, S. Fischer. 400 S. 8°. Mk. 12.50.
[2]) Berlin, Egon Fleischel & Co. 8°. Mk. 3.—
[3]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Mk. 3.—

Digitized by Google

führung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte", die 262 Bilder begleiten. Wir werden durch die griechisch-römische, romanische, gotische u. Renaissance-Kunst bis zur Gegenwart geführt; und zwar für Architektur, Plastik und Malerei. Es ist erstaunlich, wie viel auf den 260 Seiten, die auch noch durch zahlreiche Illustrationen ausgefüllt sind, geboten wird. Das beste davon ist die Anleitung zum Sehen der Kunstwerke; und insofern ist diese Methode und ihre Leistung erfreulicher als manche Kunstgeschichte. Sie bietet Studenten und allen Anfängern im Kunstgenuß ein brauchbares Hilfsmittel.

Von den „Klassikern der Kunst"[1]) hat uns Weihnachten den 4. Band in Dürer gebracht. 447 Abbildungen führen uns zutiefst in des unvergleichlichen Meisters Reichtum ein: Gemälde, Stiche und Schnitte. Der Text von Dr. Scherer ist überaus besonnen und kann jeden, der hierfür Anlage und Sinn hat, unseren größten Meister liebgewinnen lassen. Die Reproduktionen sind musterhaft klar und namentlich die Auswahl in den Schwarz-Weißblättern recht charakteristisch. Der Forscher wie der Kunstfreund dürfen für diese Publikationen nur dankbar sein; sie sind Bilder- und Lehrbücher eigenster, wertvollster Art.

Für die „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur"[2]) ist die Schulausgabe von Furtwängler und Ulrichs in ihrem knappen Text wie der Auswahl der 100 Monumente und deren ganz hervorragenden Reproduktionen eine Musterleistung. Man erhält neben der Art, wie diese Werke zu sehen sind, zahlreiche kulturelle und archäologische Kenntnis in deutlicher Münze geprägt. Rebers allgemein anerkannter „Katalog der Kgl. Älteren Pinakothek in München" ist soeben als amtliche Ausgabe mit 200 äußerst scharfen Bildern erschienen. Der Text ist nur für Fachleute berechnet; der Laie hat an den Illustrationen eine wertvolle Erinnerung seines Besuches der Galerie.

Nach Padua führt uns L. Volkmann in Nr. 26 der „Berühmten Kunststätten"[3]). Just der rechte Mann für diese reizvolle Aufgabe! Giotto, Donatello und Mantegna sind die großen Namen, welche dort Erinnerungen wecken. Jedesmal erweitert sich das Biographische zum Kulturbild und zur Zeitgeschichte; deshalb wird auch San Antonio und seine Bedeutung für die Kunst Paduas deutlich geschildert. Ich kann mich über dies Buch mit seinen 100 Bildern nur freuen; nicht bloß, weil es mir eine ganz besonders liebe Stadt wieder ins Gedächtnis ruft, sondern noch näher bringt.

Den Übergang zur modernen Kunst, die wir noch kurz streifen wollen, bildet Stevensons „Velasquez"[4]). Und dies nicht bloß, weil der spanische Meister moderner als irgend ein Alter ist, sondern weil auch in moderner Weise über ihn geschrieben wurde. Es will mir zwar nicht scheinen, als ob das Buch neben Justis Velasquez noch eine Lücke ausfüllte — wie manche meinen; aber

[1]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 10.—
[2]) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.G. Mk. 4.50
[3]) Leipzig, E. A. Seemann. Je Mk. 3.— [Mk. 4.—]
[4]) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.G. Mk. 5.—

Digitized by Google

jedenfalls ist es außerordentlich instruktiv für jeden Nicht-Künstler, weil hier ein hervorragender Maler über den Maler par excellence nur vom malerischen Standpunkte aus sich äußert. Es ist nicht bloß eine ungewöhnlich tiefe Einführung in Velasquez' Kunst; man lernt damit auch viele andere Meister in ihrer rein künstlerischen Ausspruchsweise kennen und genießen; für Velasquez aber wird es geradezu ein „Schlüssel". Es gibt ganz wenige Bücher über Malerei, die so interessant wären, wie dieses. Die Einleitung vom Übersetzer Dr. E. Freih. von Bodenhausen drückt sich zwar etwas umständlich aus, bietet aber eine gute Würdigung des Velasquez, vor allem unter dem Gesichtspunkte der modernen Lichtmalerei.

Über Worpswede und seine Künstler plaudert Hans Bethge in einem Bändchen der Sammlung „Kunst"[1]) von R. Muther. Es ist eine geistreich und gemütswarm sich anschmiegende Subjektivität, die uns hier ein intimes Stündchen bereitet, das wir dankbar annehmen. Den Großmeister der Modernen, Böcklin[2]), schildert, in einer der Velhagenschen Künstlermonographien, Ostini. Er war einer der allererssten, die über diesen Farbenzauberer geschrieben und tut es diesmal unter geschickter Benützung der seit dem Tode Böcklins reichlich ans Licht gekommenen Quellen. Es ist nicht eine historisch-kritische Wertung, sondern der Hymnus des verständnisvollen, begeisterten Enthusiasten, der auch aus den Mängeln seines Helden noch Tugenden zu machen weiß. Für die Vielen, denen Böcklin immer noch ferne steht, ist es eine ausgezeichnete Einführung in den Genuß des Künstlers. Auch der weniger Zustimmende wird die Gabe als eine brauchbare Zusammenfassung anerkennen.

Ein kirchen- und christentumfeindliches Durcheinander von ungeklärter, nachsprechender Renaissancebegeisterung und kunterbunter Hereinbeziehung moderner Literatur und Kunst, wie Nietzsche-Zitate, bietet Sakolowski. Ich begreife nicht, wie einer unserer konservativsten Kunsthistoriker in einem der ersten katholischen Blätter Deutschlands diese „Moderne Renaissance" im wesentlichen empfehlen konnte. Wir wünschten, daß dies Entgegenkommen an glücklicheren Vorlagen und dann bewußter geübt würde.

Spemanns „Goldene Bücher"[3]) haben nicht unsere Sympathie. Jenes über das „Eigene Heim" ist noch eines der erfreulichsten. Es unterrichtet in Wort und Bild über den Hausbau und dessen innere Einrichtung. Daran schließt sich deren Geschichte, die ja nicht immer sonderlich verlässig ist, aber auch keinen streng wissenschaftlichen Anspruch erhebt. Wer sich eine größere Wohnung neu einrichten oder sich über die Anlage eines ganzen Familienhauses beraten will, dem empfehlen wir das Werk als wohl verwendbar, vor allem im Sinne der Anregung. Ähnliches läßt sich von den 220 Bildern — ohne Text — „Das moderne Landhaus und seine innere Ausstattung"[4])

[1]) Berlin, Bard, Marquardt & Co.
[2]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Mk. 4.—
[3]) Stuttgart, W. Spemann.
[4]) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.G.

Digitized by Google

sagen, das Klischees aus Bruckmanns „Dekorativer Kunst" bringt und Deutschland, England, Österreich nebst Finnland behandelt. — Viel wertvoller ist die Zeitschrift „Innen-Dekoration"[1]), die A. Koch in Darmstadt herausgibt. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß wir Revuen nur dann besprechen, wenn davon mindestens ein halber Jahrgang vorliegt. Eine Schwalbe macht auch hier keinen Sommer!

Auf Jahre hinaus wie über das letzte Jahrzehnt orientiert auf dem Gebiete des modernen Hausbaues und seiner Ausschmückung die Darmstädter Ausstellung von 1901, welche A. Koch in einem eigenen, reich ausgestatteten Bande vorlegt. Wir können uns nicht auf den zuversichtlichen, siegesgewissen Standpunkt stellen, von dem aus „die Sieben" gewürdigt werden, anerkennen aber, daß hier viele fruchtbare Ansätze und — wie im Haus Behrens — auch manches Ziel gewonnen wurde. Die nüchterne Art Olbrichs oder die phantastisch verwirrenden Farbenorgien Christiansens vermögen wir nicht zum Gegenstand unserer Bewunderung zu machen. P. Hubers Kunstgewerbe scheint uns glücklich in seiner Mischung des Konstruktiven und ästhetisch Wirksamen. Hätten die genannten Sieben sich mehr Zeit gegönnt und mit einander besser vertragen, wir hätten Großes erlebt. So bleibt jene Ausstellung ein schmerzlich schönes Dokument fürstlicher Kunstpflege und künstlerischer Ungeduld, die sich selbst die Zukunft störte.

Weniger wünschenswert deucht uns eine verwandte Publikation des gleichen Verlages A. Koch in Darmstadt, die Turiner Ausstellung von 1902. Sie war ein ziemlicher Jahrmarkt. Wohl repräsentiert sich in der stillen Form des Buches jetzt alles günstiger; aber es klingen keine neuen Töne an; wir finden nur einzelne treffliche Belege für bekannte Bestrebungen.

Die französische Plastik, die die erste Europas seit langem ist, schildert für das 19. Jahrhundert knapp, zutreffend und vor allem maßvoll im Modernsten K. Eug. Schmidt, als 4. Band der „Geschichte der modernen Kunst"[2]). Weniger glücklich und auch um seiner selbst willen weniger interessant wirkt die Architektur. Wegen einiger Illustrationen, die aber mit zum Gesamtbild gehören, wird aus eben diesem Grunde der Verständige weder Autor noch Verleger gram sein dürfen. Sie zeigen uns den Zug ins Dekadente und Lüsterne, den K. E. Schmidt nicht übersieht; sie zeigen auch, was die deutschen Nachahmer besonders reizt.

Hans v. Bartels[3]), unser erster Gouachemaler seit A. Menzel, findet für seine drallen Holländer Fischermädchen und deren spontane Darstellung in Licht und Luft und allerlei Gegend bei manigfacher Beschäftigung einen verständnisvollen, warmen Interpreten an Ed. Heyck. Schließlich wirkt aber dieses gar zu breite Ausspinnen des Spezialistentums ebenso ermüdend wie die

[1]) Darmstadt, Alexander Koch. Jährl. 12 Hefte. Mk. 20.—
[2]) Leipzig, E. A. Seemann. Mk. 3.—
[3]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Mk. 3.—

Digitized by Google

Betrachtung der Bilder. Für eine Monographie im Umfang der Velhagenschen ist doch der innere Reichtum des Künstlers etwas zu dürftig. Wer ihn nach den übrigens sehr guten Autotypien genießen will, muß sich vorher in die farbigen Proben seiner Kunst hineinsehen, die reich, wenn auch nicht sonderlich charakteristisch vertreten sind. — Wieviel mehr verdienten Führich, Steinle, Cornelius, Feuerbach, um aufs Geradewohl nur ein paar zu nennen, einen solchen Band! Sollte hierfür das Interesse eines größeren Kreises nicht zu gewinnen sein, so würden wir fast einen Teil der Schuld am Verlag suchen, der durch A. Werner, Eberlein, Koner, Vautier dem Durchschnittskäufer bereits zuviel Zugeständnisse gemacht hat.

Eine Gabe, von der wir leider fürchten müssen, daß sie nicht jenes Verständnis findet, die sie in so hohem Maße verdient, sind die Landschaften von Ludw. Willroider. Der Verlag Fr. Rothbart in München gibt diese Kohlezeichnungen vorläufig in einer Mappe von 12 Blättern zu 5 Mk. heraus. Sie entbehren leider des Textes, der in diesen Stimmungswerken eine dankbare Aufgabe hätte und viel Gutes wirken könnte. Uns sind sie so lieb wie die schönsten Naturpoesien eines Mörike und Greif.

A. v. Menzels bekannte Holzschnitte „Friedrich der Große", „Die Tafelrunde", „Zorndorf", „Friedrich der Große am Lagerfeuer" hat R. Voigtländer durch ein eigenes Verfahren zu Wandbildern vergrößern lassen. Sie wirken überaus echt; und es ist bezeichnend für des Altmeisters konzise Kraft, daß sie gar nichts von ihrem Mark verloren haben. Als Reproduktion sind sie wieder Musterarbeiten unserer Reichsdruckerei.

Für die Jugend

Referat von Dr. Thalhofer

Ein Teil der Weihnachtsbücherernte ist erst vor kurzem eingetroffen. Ich soll Nachlese halten, meint die Redaktion. Es sei denn um der paar vollen Ähren willen, die wir den kauflustigen Lesern, wenn auch post festum, zeigen können.

Bei Jos. Scholz in Mainz erscheint, wie schon in vorigem Referat kurz angedeutet wurde (S. 172), eine doppelte Serie von Bilderbüchern: „Das deutsche Bilderbuch", fünf Bändchen in Querquart à 1 Mk. und „Das deutsche Malbuch", zehn Hefte in Queroktav à 40 Pfg. Das deutsche Bilderbuch enthält je ein Märchen; der groß gedruckte Text ist durchlaufend ge-

Digitized by Google

druckt, je acht farbige Vollbilder und einzelne in den Druck eingerückte nicht farbige kleinere Bilder illustrieren ihn. Bilder und Text mußten auch räumlich so zusammengestellt werden, daß eine bestimmte Zahl von Blättern nicht überschritten wurde. So konnten denn die drei letzten Märchen nur verkürzt wiedergegeben werden. Das ist ein empfindlicher Mangel, der durch Wahl kleinerer Lettern wohl hätte vermieden werden können. Zum mindesten hätte der verkürzenden Bearbeitung mehr Sorgfalt zugewendet werden müssen; es sind aber Stellen gestrichen worden, die zur Poesie des Märchens direkt gehören.

Der Bilderschmuck ist zum großen Teil sehr gut. Der Humor von Julius Diez, der die „Miaulina" durchsonnte, ist in dem vorliegenden „Dornröschen" doch wohl zu grotesk, wenigstens in den menschlichen Typen. Bewunderungswürdig, reich und phantasievoll sind die landwirtschaftlichen Teile auf den Blättern: die Burg, der Dornenwald, das Erwecken des Mädchens. In all diesen Blättern ist auch mit wenigen Tönen ein stark koloristischer Eindruck, der zugleich einheitlich ist, erreicht. Die Bilder zum „Marienkind" von H. Lefler und J. Urban zeigen eine sonderbare Vereinigung von der malerischen Art des W. Crane und der Vereinfachung, wie sie Nicholson beliebt, ohne jedoch des Letzteren perspektivische Wirkung zu erzielen. Die Verbindung von großer Flächenwirkung und mit geradezu verwirrender Linienführung läßt selten ein Blatt als ganz harmonisch genießen, entzückende Einzelheiten finden sich reich zerstreut, so: das Mädchen vor der himmlischen Jungfrau, die Bewegung des Erwartens in der Waldszene, der Vorhang und der Gegensatz der farbigen Fenster im Schlafgemach der Königin, die verschiedenen Rot im Königsgewand und Thronsessel, die Kopf an Kopf sich drängende Menge im letzten Bild. Durch A. Münzers Bilder zum Aschenputtel schimmert etwas Mondaines, zittert Unruhe besonders in der Farbe. Doch haben Blätter wie Aschenputtel unter den flatternden Tauben, Aschenputtel unter dem Haselbaum überraschend zarte Poesie, sehr geschickt ist das Bild mit der Entfliehenden und das letzte des Brautrittes, da ist alles groß, stark, deutlich und sicher. Am besten scheint mir den poetischen Gehalt des Märchens Arpad Schmidhammer in seinem „Rotkäppchen" herausgebracht zu haben. Man könnte ja manchmal glauben, er kokettiere etwas mit seiner Naivität, aber Blätter wie Rotkäppchen bei der Großmutter, vor dem Bett des Wolfes, dessen Herausspringen, die meisten Blätter mit dem Jäger, der ja gerade von Wohlwollen und Hilfsbereitschaft triefst, sind doch ganz echt. Am wenigsten gelungen ist „Hänsel und Gretel" von Richard Scholz. Das sind keine wirklichen armen Kinder, sondern Herrschaftskinder, die auf einem Maskenfest Hänsel und Gretel spielen. Sehr gut ist die schummerige Dämmerung des Schlafzimmers der Kinder und die Figur der rotbemantelten alten Hexe.

Die Heftchen des „Malbuches" enthalten je acht Blätter, vier farbige und vier entsprechende nur gezeichnet zum Auftragen der Töne nach dem farbigen Vorbild. Die weitaus besten scheinen mir die 2 Heftchen der Serie B zu sein.

Digitized by Google

die Landschaften von Hans Thoma enthalten. Die flächenhafte Behandlung ist ungezwungen; infolgedessen ist die farbige Ausfüllung nicht allzuschwer, die aufgenommenen Motive sind sehr charakteristisch. Scheinbar, aber nur scheinbar schwerer hat A. Schmidhammer in seinen Schildbürger- und Münchhausen-Heftchen die Arbeit dem nachmalenden Kinde gemacht. Es sind nämlich nur wenige ungemischte Farbentöne aufzutragen, höchstens einmal schwächer, einmal stärker, um die zwergerschütternde Wirkung zu erreichen. Zeichnerisch gut sind die Märchenheftchen von R. Scholz (Hänsel und Gretel, Rotkäppchen, Dornröschen, Sneewittchen); doch sind sie dem Kinde mehr eine Gabe als eine Aufgabe, sie geben ihm zu wenig zu denken und zu suchen. Zu den ersten Versuchen mögen die zwei Heftchen von Braun verwendet werden, die einfache Geräte und Blumen zum Nachmalen darbieten. Die Humor- und Märchenhefte geben auch auf zwei Seiten kurzen Text. Der Text der Märchen ist schlecht bearbeitet, einigemale geradezu verdorben. Das ist schade angesichts der sonstigen vorzüglichen Qualitäten des neuen Unternehmens. Wir empfehlen die erschienenen Bändchen und Heftchen trotzdem in erster Linie.

Eine prächtige Ausgabe fürs Kinderzimmer bietet R. Voigtländers Verlag in Leipzig mit seinen sechs Kinderfriesen und Kinderbildern[1]) in farbiger Künstler-Steinzeichnung von Gertrud Caspari. Vor allem empfehle ich den „Eindringling". Dem grünen Quackfröschlein wird angesichts der immerhin kritischen Situation nichts anderes übrig bleiben, als wieder in seinen tiefen nassen Teich zu hüpfen. Das gleiche Kleeblatt diesmal mit Pudel und schwarzer Katze und Karnickel befördert auf einem anderen Blatte in köstlicher Prozession den schweren, süßen, guten „Geburtstagskuchen". Auch die „Entenliese" mit Entenmutter und fünf Entenkindern auf dem nächsten Blatt und auf dem letzten die Gans, die mit ihren sechs piependen Küken gleich als „Gesangverein" auftritt, werden Spaß machen. Leider ist die Mundbewegung des singenden Hans nicht ganz gut im Abzug herausgekommen, die übrigen Bilder sind technisch vollendet. In den scharfen großen Konturen, der durchaus flächenhaften Behandlung, der klaren einfachen Farbengebung eignen sich die Bilder vorzüglich als erstes Anschauungsmaterial. Ein Hauch echter Kindlichkeit durchweht die Bilder wie auch die lieben Verschen, welche der Prospekt beifügt. Auf dem einen der kleinen „Bilder" streuen zwei kleine „mitleidige Seelen" den Vögeln im Schnee Futter, auf dem anderen trägt die dralle Annemarie den ganz gefährlich schnatternden Gänsen Atzung zu, ein kleineres Schwesterchen bringt ihr Brot vor den „Nimmersatten" in Sicherheit. Kleine Verse dazu selbst zu erfinden, vielleicht mit dem betrachtenden Kinde, wäre nicht allzuschwer; sie müssen ja nicht druckreif sein.

In eine andere Welt treten wir ein, wenn wir nun das neueste Bilder-

[1]) 4 Friese. Größe 115 mal 41 cm, dazu je 2 cm Tonrand an allen Seiten = Papiergröße 119 mal 45 cm. Ein Fries Mk. 4.50; ein Paar Friese Mk. 8.—; alle 4 Friese Mk. 16.—. 2 Bilder. Größe 41 mal 30 cm, dazu je 2 cm Tonrand an allen Seiten = Papiergröße 45 mal 34 cm. Ein Bild Mk. 12.50; alle sechs zusammen Mk. 20.—

Digitized by Google

buch aus dem verdienten Verlag von Schafstein in Köln den „Buntscheck“ [1]) in die Hand nehmen.

Durchaus kindlich naiv ist der schwäbische Volksreim vom „Christkindele“, weiter ist textlich der Kindeston sehr gut getroffen in „Zwei Pärchen“ von G. Falke, gut sind „Cyklamen“ von Klammer, „Die gelbbraunen Stiefel“ von E. Weber, „Der Heupferdchenritt“ von Bienenstein, „Mutter, Fritz und Friedel“ von E. Schur, Liliencrons „Legende vom hl. Nikolaus“ und „Schlecht Wetter“ von G. Kühl. Unter den Prosastücken sind ein paar Abschnitte von „Siginens Geschichten“ (von Paula Dehmel), dann Kayßlers Sage „Vom Reichtum der Erde“ gut. Alles andere ist teils wertloses Wortgeklingel, teils stammelnder Unsinn, teils verdeckte Frivolität. Wertloses Wortgeklingel: Man lese „Trinkliedchen“ (S. 8), „Wunderliche Gesellschaft“, mit dem schönen Verse: Ein altes Faß, Sitzen drei Weibsen (!) drin wissen nicht was, „Lauter weiße Steinchen“ (S. 10), „Der heimliche Prinz“ (S. 24), „Die große Karussel“ (S. 34) usw. Stammelnder Unsinn: „Der Hausgeist“ von — ich will die Namen der Verfasser nicht weiter verbreiten, haben sie doch ihre Elaborate lächerlich genug auf dem Titelblatt ankündigen lassen. — Also „der Hausgeist“. Wenn man so etwas als „Traum“ erzählt, dann heiße ich das „Stammeln“, denn eine Märchengeschichte erlebt man schlankweg, freilich das hier erzählte Erlebnis ist barster Unsinn. „Die angeführte Hexe“ soll „ein Mordsspaß“ sein; wollte ich aber einem größeren Lesekreis zeigen, daß diese Geschichte von einer Hexe, die im entlehnten Gummischuh eines Riesen einen Dichter besucht, um den zu ärgern usw. ein aufgelegter Blödsinn ist, so müßte ich das ganze Stück hier abdrucken lassen. „Das Eis“ soll „eine Lebensgeschichte“ sein. Mir wurde aber nicht einmal die Hauptsituation klar, Worte, Worte ohne Kraft, die Sache anschaulich zu machen. Oder sollten bloß um das grünleuchtende herrliche Bild herum Worte gemacht werden? So war es aber doch wohl nicht gemeint! Oder bin ich bloß hinter den Schleier des Symbolischen nicht gekommen, der vielleicht auch die „Zwei sonderbaren Geschichten vom Sterben“ und die „Vom alten Wodtke“ für gewöhnliche Werktagskinder als Unsinn erscheinen läßt. „Verdeckte Frivolität“ sagte ich weiter. Andere nennen es vielleicht verdeckte Lüsternheit, die unter der täppischen Geschichte „Der eitle Jakko“ steckt. Direkter Kynismus — ich kann das nicht Resignation nennen — spricht aus der für Kinder allerdings ganz und gar unzugänglichen Geschichte „Die Rutschbahn“. Wie in ein paar Gedichten mit dem Begriff Himmel gespielt wird, das nenne ich frivol; denn es ist nicht der Kinderfreund, der einen schwierigen Begriff dem Kleinen anschaulich machen will, um das Kind auf der Leiter der Anschauung emporzuziehen zu immer besserem Verständnis, sondern mir scheint, daß der lächelnde Skeptiker bisher heilige Dinge herunterbiegt, alte Begriffe ihres Inhalts entleert.

[1]) Der Buntscheck. Ein Sammelbuch herzhafter Kunst für Ohr und Auge deutscher Kinder. Herausgegeben von Richard Dehmel. Köln 1904, Schafstein & Co. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Und damit stehe ich beim Kernpunkt meiner Einwendungen gegen den Text des „Buntscheck's". Den Leuten, die hier zum Kinde sprechen, fehlt der Glaube. Ich meine nicht irgend einen bestimmten religiösen Glauben, sondern überhaupt der Glaube an etwas hinter und über den Dingen Liegendes. Darum können sie z. B. überhaupt kein Märchen mehr erfinden, und was sie bieten, ist gemacht, gequält, verzerrt. Sie sind aber auch mutig genug, keine haltlose Moral zu predigen. Was bleibt also übrig? Nichts anderes als im besten Fall in die Kinderstube zu gehen, hier auf das Kind zu horchen, dessen Einfälle zu belauschen und da mitzutun und nachzuahmen. Gut, das kann man, bringt man aber dies auf den Markt, so möge man nicht glauben, man biete Wunder was Kindliches aus. Denn was im Munde des Kindes kindlich ist, das ist im Munde des Erziehers kindisch, und der Erwachsene läuft Gefahr, vom Kinde selbst ausgelacht zu werden. Denn das Kind erwartet von seinem Führer was anderes, es erwartet, emporgezogen zu werden aus seinem kindlichen stammelnden Unvermögen. Das Kind will nicht Banalitäten, will nicht lauter äußerliche Spielerei, es will ernst behandelt werden. Es will, daß ihm etwas neues gesagt wird; mir scheint, man kann ihm aber auf die Dauer etwas Befriedigendes ohne Glauben im obigen Sinne nicht sagen. Wir Erwachsene können uns lange Zeit immer wieder an den letzten Fragen des Lebens vorbeidrücken, tritt das Kind aber mit seiner Frage heran, dann muß man Farbe bekennen. Auch das Kinderbilderbuch kommt daran nicht vorbei, das künstlerisch wirken Wollende am allerwenigsten. Denn auch vom Gesichtspunkte der Kunst wird man wie von dem der Pädagogik aus gezwungen, nicht bloß mit dem Kinde zu plaudern, sondern etwas zu haben, was des Sagens wert ist. Es ist interessant zu beobachten, wie die Frankfurter Zeitung, der Kunstwart den Text des Buntscheck und früherer Bilderbücher (Fitzebutze, Rumpumpel, Miaulina) bemäkeln, der prinzipiellen Frage aber aus dem Wege gehen. Darum sei hier nochmals betont, daß — sagen wir einmal möglichst allgemein — einer idealistischen Weltanschauung die Entwicklung des Schaffsteinschen Bilderbuches entgegenwirkt. Ob die im „Buntscheck" sich findende Geschichte über Vater- und Mutterschaft, die wir in der Form nicht tadeln wollen, die Wendung zur rein empirisch-naturwissenschaftlichen Haltung des Bilderbuches andeuten soll, wird das nächste Jahr zeigen. Auch über die Bilder wäre viel zu sagen. Auch hier spielt die Frage herein: Soll man den Kindern die Dinge in den Formen von Bildern zeigen, wie sie selbst die Dinge sehen oder soll man sie durch Vorführungen höherer Formen besser sehen lehren? Nimmt man das erstere an, so braucht man deshalb nicht so unbeholfen primitiv sich zu geberden, wie es Kreidolf, Freihold und Hofer hier mannigfach tun. Man vergleiche damit Scharelmanns Zeichnungen in seinen beiden Büchern, besonders im herzhaften Unterricht. Man sieht dann, daß die Farbe die Wirkung der primitiven Zeichnungen noch vergröbert. Daß ich die Beiträge von E. R. Weiß höher einschätze, verhehle ich ebensowenig als die Bemerkung, daß sich auch unter den Beiträgen der ersteren einige vorzügliche Sachen finden.

Digitized by Google

Der gleiche Verlag beginnt neuestens eine „Folge Volksbücher für die Jugend". Die mir vorliegenden zwei Bände zeigen nach Papier, Lettern und Einband eine geradezu ideale Ausstattung. Die Ausgabe des Don Quijote[1]) nach der Linkschen Übersetzung für Schule und Haus, bearbeitet von Guido Höller, empfehlen wir der reiferen Jugend angelegentlichst. Diese Bearbeitung gibt den grotesken, befreienden Humor des Weltbuches viel besser als eine mir gleichzeitig vorliegende Ausgabe der „Universalbibliothek für die Jugend" (Stuttgart, Kröner). Das zweite Bändchen enthält „Neue Märchen für die Jugend"[2]). Die Auswahl ist gut, als die besten Beiträge möchte ich die von Blüthgen, Wildenbruch, Leander, Seidel bezeichnen. Der Jugend von 11 oder 12 Jahren ab wünsche ich das Büchelchen in die Hände.

Ein anderes Märchenbuch erschien jüngst als 10. Bändchen der „Sammlung guter Jugendschriften" von Benzinger. „Aus meiner Mutter Märchenschatz"[3]) nennt Krausbauer Theodor das mit einem innigen Vorwort eingeleitete Büchlein. Es ist nicht viel Lustiges in dem Buch, fast durch alle 27 Geschichtchen geht eine leise Wehmut, die Phantasie sprudelt nicht immer lebhaft genug und verdeckt mit ihren Symbolen da und dort nur spärlich das Leben, das mit seinen harten und bitteren Seiten aber nirgends verbittert uns anblickt. Ich möchte darum das Bändchen zunächst vielen Eltern und Erziehern in die Hände wünschen, daß sie dann und wann etwas daraus vorlesen; Kinder werden vor dem 12. Lebensjahre den Wert des Ganzen schwerlich schätzen können. Aus der „Jugendbücherei des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen" liegt ein Bändchen vor[4]). Anna Hilden erzählt hier, wie ein Verlorener zu reuigem Sterben und dessen Kinder durch erbarmende Liebe nicht ohne innere Kämpfe in die Höhe kommen. Ein ernstes Problem ist tüchtig angefaßt und zu einer immerhin wahrscheinlichen Lösung gebracht, im einzelnen könnte manches besser sein, das Ganze wird aber doch nicht ohne Nutzen gelesen werden. Das kleine Anhängsel „Gretel auf Reisen" ist abgesehen von dem Schluß allerliebst.

Aus Bachems illustrierten Erzählungen für Mädchen enthält Bd. 20 „Eine Mädchengeschichte" von J. von Garten unter dem Titel „Maus"[5]). Die „Maus" ist das innerlich vernachlässigte Kind reicher Eltern, es gewinnt aller Herzen für sich, kommt aber verwunderlicherweise seinen Eltern, auch dem als gutmütig bezeichneten Vater nie näher; trotz aller Nichterziehung wird die Maus ohne alle Kämpfe ein tüchtiges Mädel, das schließlich sogar die verarmte Mutter durch eine Art Gärtnergeschäft ernährt. Die nebenherlaufenden anderen

[1]) Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen von Quijote von La Mancha von Miguel da Cervantes. Saavedra. Köln, Schafftein & Co. 8°. 277 S. Mk. 2.—.

[2]) Neue Märchen für die Jugend. Ausgewählt aus den Werken neuerer deutscher Dichter und herausgegeben von Emil Weber. Für Knaben und Mädchen vom 10. Jahre an. Zweite Auflage. Köln, Schafftein & Co. 8°. 94 S. Mk. 1.—.

[3]) Neue Volksmärchen. Stuttgart, Theodor Benzinger. 1905. 8°. 191 S. Mk. 1.50.

[4]) Stephan Dergels Kinder. Erzählung für die Oberstufe von Anna Hilden. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 160 S. 8°. 80 Pfg.

[5]) Mit vier Kunstdruckbildern und Einbandzeichnung von F. C. Doubeck. Köln, J. P. Bachem. 206 S. 8°. Mk. 2.50.

Digitized by Google

Mädchen verheiraten sich gut, eine geheime Jugendliebe muß erstickt werden, was will man mehr. Es stecken ja in der Geschichte manche Probleme, die werden aber nur angetupft, das Bächlein konventioneller flotter Erzählungskunst plätschert lustig weiter bis zum Ende. Nützt es nichts, so schadets auch nicht, denkt man gewöhnlich über solche Sorte von Büchern. Ob sie aber doch nicht schaden, indem sie den Weg zu Besserem verbauen? Nicht so flott erzählt und doch wertvoller ist das nächste Bändchen. Woher diese holländische Mädchengeschichte ihren Titel[1]) hat, ist mir zwar nicht ganz klar geworden. Ein Mädchen ist in Gefahr, in dem oberflächlichen Gesellschaftsleben zu versinken, gesundet aber durch Enttäuschung und mit Hilfe von ein paar hochstrebenden Genossen. Mag man auch über dem Buch zu einem künstlerischen Genuß nicht gerade kommen, so gibt es doch Stoff zum Nachdenken.

Kirchheim in Mainz legt in letzter Stunde drei Bändchen noch vor. Darunter befindet sich die in unsere Liste aufgenommene Erzählung von Finn „Percy Wynn“[2]) in dritter Auflage und ein neues: Harry Archer[3]). Finns Jugendbücher haben im ganzen etwas Frisches, Gesundes, Stählendes. So wäre auch Harry Archer um dieser Vorzüge und mancher seiner Bemerkungen willen empfehlenswert. Leider ist aber die Art des Fußballspiels, dessen Vorbereitung und Verlauf geschildert wird, bei uns so unbekannt, daß verschiedene Kapitel gar nicht verstanden, einige andere nicht genügend geschätzt werden können. Ein paar eingestreute religiöse Gedanken werden im Verlaufe nicht weiter verfolgt, hätten darum ruhig wegbleiben können.

Die in Jacobys[4]) Buch anfänglich gut erzählten Episoden aus dem Leben eines mutterlosen vereinsamten Kaufmannskindes versanden von Seite 64 ab zu Tagebuchblättern aus dem Pensionatsleben der Marinka. Die sind nun nicht Fisch und nicht Fleisch. Die Notizen sind wohl der Marinka zugeschrieben, aber in dieser Glätte werden die Dinge weder von einem Kinde beobachtet noch beschrieben. Wollte die Verfasserin selbst reden, dann hätte sie weiter erzählen müssen; um zu interessieren, müßte sie aber Besseres und Tieferes zu sagen haben. Der romantische Schluß ist vollends verfehlt.

Zum Schluß noch eine sehr schöne Gabe aus Schöninghs Verlag: Schillers Werke. Auswahl. Mit einer Biographie und dem Bildnisse Schillers.[5])

Der stattliche Band bietet: Übersicht über Schillers Leben und Werke. Gedichte in Auswahl. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell. Jedes der Dramen ist kurz eingeleitet und mit knappen Worterklärungen am Schlusse versehen. Damit ist eine Schillerausgabe

---

[1]) Ihr Lied der Lieder. Von Christine Doormann. Illustriert von Doubeck. Köln, J. P. Bachem. 8°. 174 S. Mk. 2.50

[2]) Percy Wynn oder ein seltsames Kind der neuen Welt. Von Franz Finn S. J. 3. Aufl. Mainz 1904, Kirchheim & Co. 261 S. 8°. Mk. 3.—

[3]) Harry Archer oder Ein Fußballspiel und seine Folgen. Nach dem Amerikanischen von Franz Finn S. J. übersetzt von F. Wasserburg. 221 S. 8°.

[4]) Das Kind aus dem Hexenhause. Erzählung von Alnida Jacoby. 169 S. 8°.

[5]) Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 3.—

Digitized by Google

geboten, die unsere Jugend mit Nutzen und ohne Schaden gebrauchen kann. Über den Wert der Schöninghschen Klassikerausgaben hat sich Dr. P. Expeditus Schmidt im vorjährigen „Ratgeber" (S. 9) so lobend ausgesprochen, daß wir dem nichts hinzuzufügen haben.

Eine katholische Zentralbibliothek für Deutschland.

Eine katholische Zentralbibliothek für Deutschland fordert ein Artikel der „Histor.-polit. Blätter" 1904, 9. Heft. Es heißt da u. a.:

„Wie an der wachsenden Anzahl gelehrter Kongresse wahrzunehmen, werden die internationalen gelehrten Beziehungen immer reger. Damit wächst auch das Bedürfnis nach Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit durch Zentralstellen, Sammlungen u. s. w. So werden naturwissenschaftliche Beobachtungen durch internationale Vereinigungen in die Wege geleitet; so verbinden sich auf historisch-literarischem Gebiete Gelehrte verschiedener Länder zur Herausgabe von Sammelwerken; so plant man einen internationalen Katalog der gesamten wissenschaftlichen Literatur. Welch wichtige Rolle die großen Bibliotheken in diesen, wie überhaupt in den wissenschaftlichen Bestrebungen zu spielen berufen sind, bedarf keiner näheren Erklärung. Sie liefern ja das Material zum Aufbau; aus ihnen heraus wächst das wissenschaftliche Leben. Die große Bedeutung, welche die Bibliothek des Britischen Museums als Zentrum für das wissenschaftliche Leben Englands und der Nachbarländer einnimmt, ist bekannt.

Von unverkennbarem Nutzen müßte ein ähnlicher Konzentrationspunkt für die katholische Wissenschaft sein. Es gibt keine Bibliothek, die auch nur annähernd als ein solcher in Betracht käme.

Während nun die Bibliothek des Britischen Museums in der vollständigen Sammlung der Literatur Englands ein zufällig geographisch bestimmtes und im Grunde uferloses Ziel erstrebt, wie es auch die Berliner Königliche Bibliothek zeitweise, aber vergeblich, für die deutsche Literatur versuchte, geht unser Vorschlag auf ein sachlich fest umgrenztes, erreichbares Ziel: die Errichtung einer katholischen Zentralbibliothek für Deutschland.

In unseren Tagen regt sich auf so manchen Gebieten geistigen Lebens neue Tätigkeit, zu deren fruchtbarer Weiterentwicklung es auch hier des Zusammenhanges mit der katholischen Literatur der Vergangenheit bedarf. Besonders not-

Digitized by Google

wendig ist dieser Anschluß in einer Zeit, wo jede wissenschaftliche Arbeit auch eine Weiterarbeit sein muß zur Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnis.

Was aber gehört zu wissenschaftlicher Arbeit?

Neben der philosophischen Schulung, der Fähigkeit, die historische Methode anzuwenden, und der Akribie ist erforderlich, das der Gelehrte auf den Schultern seiner Vorgänger stehe und auf deren Forschungen weiterbaue. Die vollständige Kenntnis der sein Thema behandelnden Literatur ist hierzu *unerläßlich*.

Wenn wir nun aber an Hand eines älteren oder neueren Repertoriums der katholischen Literatur (z. B. Thesaurus librorum rei catholicae, 2 Bde., Würzburg 1848/50; Gla, Systematisch geordnetes Repertorium der katholisch-theologischen Literatur, bis jetzt zwei Bände, Paderborn 1894/1904) die uns bekannten, immerhin ziemlich reichhaltigen theologischen Bibliotheken durchmustern, so sind wir erstaunt über die enormen Lücken in deren Beständen. Nicht drei Seiten eines solchen Repertoriums mögen lückenlos vertreten sein.

Gehen wir auf eine öffentliche Bibliothek, so machen wir die Erfahrung, daß Werke katholischer Verfasser und Zeitschriften katholischer Richtung nur schwierig und in der zu einer bestimmten Arbeit nötigen Vollständigkeit überhaupt nicht zu erhalten sind.

Es gibt keine Bibliothek, welche die katholisch-theologische und philosophische Literatur des 19. Jahrhunderts in auch nur annähernder Vollständigkeit besäße oder sämtliche katholischen, wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften hielte. Hierbei sollen technische Schwierigkeiten, sowie andere, die in der Beschränkung des Etats für die Anschaffung und in der Beschränktheit des Ausstellungsraumes liegen, keineswegs übersehen werden. Aber hiermit sind Anklagen, wie sie in einem Artikel „Bibliotheksverwaltung und katholische Literatur" (Liter. Beil. der Köln. Volksztg. 1903 Nr. 41) erhoben werden, nicht entkräftet. Zur weiteren Illustrierung der dort geschilderten Uebelstände sei noch folgendes angeführt:

Der katholische Student kommt wissensdurstig auf die Universitätsbibliothek oder auf die öffentliche Bibliothek seiner Heimatsstadt und verlangt das Werk eines katholischen Verfassers. Da tönt ihm entgegen: „Wer hat ihnen das Buch empfohlen?" — Oder: „Dieses Buch ist mir unbekannt." — Oder aber: „Aus diesem Verlag haben wir nur sehr weniges." Manche mißliebigen historischen Bücher sind immer „verliehen". Bestenfalls wird das Buch mit einem ironischen Lächeln verabfolgt.

Bei solchen Erschwernissen wird selbst der prinzipiell Denkende im Verlangen nicht selten erlahmen.

Aus diesen unhaltbaren Zuständen ergibt sich, daß die Katholiken auch hier zur Selbsthilfe schreiten müssen.

Wie wäre nun die Ausgestaltung einer *katholischen Zentralbibliothek für Deutschland* zu denken?

Den Grundstock hätte zu bilden die gesamte katholische Literatur Deutschlands zunächst im 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie

Digitized by Google

der Geschichte und schönen Literatur. Ein besonderes Augenmerk wäre dabei auf die vollständige Sammlung der katholischen Zeitschriften zu richten, auch jener, die es nur auf wenige Bände brachten (Beda Webers Deutschland; Sion; Damaris u. a.)

Die Beschaffung könnte in wenigen Jahren bewerkstelligt sein, da nach übersichtlicher Schätzung die Anzahl der Bände eine vierstellige Zahl nicht weit überschreiten würde.

Ein weiteres Erfordernis, wenn die Bibliothek ein nie versagendes Instrument für den Benutzer sein soll, ist die Erwerbung der laufenden katholischen Literatur. Sämtliche katholischen Zeitschriften, denen ein wissenschaftlicher oder sonstiger Bildungswert zukommt, sind im Lesesaal aufzulegen.

An dritter Stelle ist die wissenschaftliche katholische Literatur des Auslandes vorerst in der Ausdehnung zu berücksichtigen, welche die Mittel gestatten.

Zuletzt kommen nicht spezifisch katholische Werke in Betracht, deren Stamm durch zu erwartende Schenkungen gebildet wird. Nach Maßgabe der verfügbaren Mittel wird dieser Teil der Bibliothek für die allgemeine Brauchbarkeit möglichst ausgestaltet. Kartelle mit anderen großen Bibliotheken entlasten diese Abteilung. Die fertige Bibliothek denken wir uns derart, daß die katholische Literatur aller Kulturvölker in ihren wichtigen Erzeugnissen der Vergangenheit und Gegenwart hier vollständig vorhanden ist zum Gebrauche des Gelehrten sowohl als der Interessenten aller Stände und Berufe.

Als Zentralstelle muß unsere Bibliothek besonders leichte und günstige Versendungsbedingungen gewähren. Gegen Erstattung der Portokosten soll die gesamte vorhandene Literatur jedermann zum Gebote stehen; bei regelmäßiger Benützung wird statt dessen ein Jahresbeitrag erhoben.

Entsteht so im Wechselverkehr zwischen Bibliotheksverwaltung und Entleihern eine geistige Lebensgemeinschaft, so wird manches jetzt brach liegende Talent neue Anregung, Lust und Neigung zu weiterem Schaffen gewinnen, vielleicht zur längstersehnten Vollendung einer Jugendarbeit, an der das Interesse aus Mangel an literarischen Hilfsmitteln zu erlöschen drohte. Ein jeder, auch wenn er fern von den Quellen der Wissenschaft lebt, wird sich über den Stand seiner Frage orientieren können.

Ein weiterer Vorteil läge auch darin, daß kein nichtkatholischer Gelehrter mehr behaupten kann, die katholische Literatur sei ihm „nicht zugänglich“ gewesen.

Woher sollen aber die Mittel kommen zur Verwirklichung dieses Planes?

Als im Jahre 1871 nach der Beschießung von Straßburg der Aufruf Baracks durch die deutschen Lande ging, welcher zur Wiederbegründung der durch Feuer fast vernichteten Universitätsbibliothek aufforderte, da strömten von allen Seiten Geld und Büchergeschenke in Menge herbei, darunter die größten Seltenheiten. So zündete der Gedanke der wiedergewonnenen deutschen Einheit.

Sollte ein ähnlicher Aufruf an die Katholiken Deutschlands auf minder fruchtbaren Boden fallen?

Digitized by Google

Ein Stamm ständiger Mitglieder müßte sich bilden, Vermächtnisse von Geld und Büchern würden sich ihm anschließen. Auch die kleinste Privatbibliothek ist Dankes wert, Kloster- und Pfarrbibliotheken würden gern manchen wertvollen Band mit Erlaubnis der zuständigen Behörde beisteuern und ihn damit seinem Werte entsprechend einem großen Interessentenkreise zuführen. Rarissima, wie solche bei einem uns bekannten Pfarrhausbrand mit der Pfarrbibliothek zugrunde gingen, wären in einer zentralen Sammlung leichter gegen derartige Gefahren geschützt.

Die Beschaffung der laufenden Literatur würde sehr erleichtert werden, wenn die katholischen Verlagsbuchhandlungen ihre Neuerscheinungen in einem Exemplar an die Bibliothek abgeben wollten[1]). Diese Freigebigkeit würde sich durch das Bekanntwerden der katholischen Literatur in weiten Kreisen und durch die mit der Bibliothek gegebene Anregung zu geistigem Leben reichlich lohnen.

Ist einmal der Bestand und der dauernde Zuwachs gesichert, so kann die Verwaltung Doubletten an weniger reiche wissenschaftliche und Volksbibliotheken abgeben und so als eine Art literarischer Bonifatiusverein segensreich für die wissenschaftliche Diaspora wirken.

Wenn unser Vorschlag Anklang fände, so könnte ein Werk entstehen, das, innerhalb der Universalidee der Kirche und auf Grund eines katholischen Bildungsideals, für die Gelehrten ein Mittelpunkt würde und ein neues Band der Einigung zur Erneuerung alter und zur Gewinnung neuer hoher Ziele." W. S.

Als passende Stätte der Bibliothek denkt sich der Verfasser Maria Laach. Wenn man den Vorschlag von der romantischen Seite betrachtet, kann man ihm ja zustimmen. Praktisch wird wohl nur ein Zentralpunkt wissenschaftlichen und katholischen Lebens, in erster Linie München, in Betracht kommen. Mit den obigen Anschauungen des Herrn S. über die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit, den Begriff und die Aufgabe einer katholischen Zentralbibliothek kann man im allgemeinen gewiß einverstanden sein. Wie kommen wir aber am leichtesten zu einer solchen Bibliothek? Nach bewährten Mustern einen Verein oder eine Gesellschaft zu diesem Zweck zu gründen, dürfte nicht recht sicher zum Ziele führen, zumal da für den Anfang ein größeres Kapital erforderlich wäre. Das beste wäre wohl, wenn ein katholischer Antiquar oder Buchhändler den Gedanken aufgriffe und auf der Basis eines geschäftlichen Unternehmens die Sache organisch ins Werk setzte und ausbaute. Die Görres-Gesellschaft und andere interessierte Vereine müßten sich freilich von Anfang an des Werkes eifrig und aktiv annehmen. Daß das geistige und wissenschaftliche Leben im katholischen Deutschland aus dieser Bibliothek unberechenbaren Vorteil zöge, ist sicher. Möge daher die Frage reiflich erwogen und nach allen Seiten hin diskutiert werden. L.

[1]) Die Nova sollten im Interesse der katholischen Autoren und Verleger besser nicht gratis verlangt, sondern gekauft werden. D. R.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

V

Der Schrei nach dem Kinde. Zu den sich scheinbar widersprechenden typischen Äußerungen unserer Zeit gehört der mitten aus Ästhetizismus und Kritizismus heraus ertönende Ruf nach Naivetät. In einem Denkmal der l'art pour l'art-Kunst, dem Roman „Buddenbrooks", wo man sonst den unmittelbaren Herzschlag des Menschen, der hinter dem Dichter steht, nur undeutlich spürt, wirkt die Stelle vom Kind (S. 66; 2. Band) fast wie ein ergreifendes Geständnis. Thomas Mann preist da „die reine, starke, inbrünstige, keusche, noch unverstörte und uneingeschüchterte Phantasie jenes glückseligen Alters, wo das Leben sich noch scheut, uns anzutasten" und klagt dann: „Ach, nicht lange mehr, und mit plumper Übermacht wird alles über uns herfallen, um uns zu vergewaltigen, zu exerzieren, zu strecken, zu kürzen, zu verderben. . . ."

Noch entschiedener trat Peter Hille für die Rechte des Kindes ein. In einer ihm gewidmeten Nummer des „Neuen Magazins" (N. Magazin 21, S. 669) schreibt Erich Mühsam, sein intimer Genosse, etwas pathetisch über ihn. Da heißt es:

„Peter Hille weiß, wo goldne Wahrheit wohnt, wo Lug und Falsch keine Stätte haben. Er weiß, daß das Kind der Born ist, aus dem lautres, unverdorbnes Leben quillt. Peter Hilles Geist ist größer und weiter geworden mit seinen Jahren; sein Wissen ist tiefer als das der meisten um ihn; aber sein Gemüt ist geblieben, das es immer war, rein und kindlich und allem Trug fremd. Der Mann mit dem mächtigen Patriarchenbart ist das sanfteste Kind, das unter der Sonne lebt, und das alle andern Kinder liebt und versteht und sich mit ihnen eins fühlt.

Ich wüßte keinen Dichter, der so die Seele des kleinen Kindes erfaßt hätte, wie Peter Hille, und der so viel und so unbedenklich von kleinen Kindern lernt wie er."

Peter Hille hatte für seine Person das Kind entdeckt (oder sagen wir besser: ein Stück der Kindheit). Und er rief auch den anderen zu: „Entdecken wir das Kind!" und „Die Kindheit soll aus eigenem Rechte da sein. Nicht bloß geduldet". (Lit. Echo, Sp. 188/189.) So erklärt sich sein entrüsteter Protest:

„Es ist ein Unfug, die Kinder zu erziehen, will sagen, ihnen zu befehlen, dafür aber den Erwachsenen zu gehorchen.

Es ist schon deshalb ein Unfug, weil die Kindheit Stil hat und eine freimütige Vornehmheit, die man wohl zerstören, aber durch nichts ersetzen kann.

Gebt den Kindern keine Vorschriften und reicht ihnen dafür alles in ihr

Digitized by Google

Wachstum hinein, was sie bedürfen, und ihr könnt alle pädagogischen Bibliotheken des Erdballs ruhig in den Ofen stecken.

Und lernt von ihnen!"

Um dazu noch eine ganz trockene Anmerkung zu machen: Eine Reaktionsbewegung schießt ihrem Wesen nach über das Ziel hinaus. Aber daß man die angeführten Gedanken nicht einfach als Überspanntheiten eines Bohémiens abtun darf, dafür ist uns des greisen Björnson „Dagland"-Drama ein ausgiebiges Dokument. Die Münchener „Freistatt" nannte es in ihrer Besprechung einen „Lobgesang" auf die Jugend, ein Schlagwort, das freilich einiger Abschwächung bedarf. Was Björnson dort sagt und sagen will, dem hat jüngst Professor Orbilius in der Wiener „Wage" kräftigen und deutlichen Ausdruck verliehen, am besten in den beiden folgenden Hauptstellen:

„Zwischen Jugend und Alter besteht ein natürlicher Antagonismus, dessen Sinn der Kampf des Starren, Festgewordenen, einseitig Ausgebildeten gegen das Flüssige, die verschiedensten Entwicklungsmöglichkeiten in sich enthaltende Bildsame ist. Wäre nun das Starre immer das Gute und das Flüssige das Schlechte, dann wäre jeder Erzieher ein guter Erzieher. Schaue ich mir so die Jugend an, dann werde ich bis ins Innerste meiner Seele rot und muß es bekennen: Ihr tollen Jungen, um wie viel seid ihr trotz eurer ungezügeltsten Instinkte besser als wir Alten mit unserer reflektierenden Schurkerei, unserer lauernden Korrektheit, unserer blutigen Pedanterie, unserer vorurteilsvollen Einseitigkeit, unserem heuchelnden Anstande und unserer hohlen Aufgeblasenheit, die sich zu dem anmaßenden Urteile versteigt, daß die Jugend keine Tugend habe. Horde seid ihr wohl, aber die goldene, ihr tollen Jungen! Werdet unsere Erzieher, damit wir wieder besser werden!"

„Wie viele Konflikte in der Erziehungskunst erwachsen aus dem Bestreben, den jungen Menschen in ein bestimmtes Schema hinein- oder zurückpressen zu wollen. Man vergesse doch nicht, daß sich mit einem bestimmten Alter ein gewisses Selbstbewußtsein entwickelt, das, weit entfernt, immer schlecht zu sein, gewöhnlich den gesunden Kern einer künftigen Charakterentwicklung enthält und seine Berechtigung in sich selbst trägt. Dem gegenüber genügt durchaus nicht die „energische Hand" und das mit geräuschvollem Selbstbewußtsein vorgetragene Programm: „Bei mir heißt es biegen oder brechen", sonst wäre die Jugenderziehung der Gilde der Hausknechte und Prügelprofoßen in die Hände zu legen. Der Erzieher ist kein Büttel, und seine Aufgabe ist es weder, die Jugend zu biegen, noch sie zu brechen, sondern sie aufzurichten."

Kritik der Kritik. „Reflektierende Schurkerei", das weist uns den Weg zu dem Kampfe gegen die Vorherrschaft der verstandesmäßigen Kunstübung, der gleich der gesteigerten Beachtung kindlicher Lebensart, dem Sehnen nach Naivetät entspringt. „Reflektierende Schurkerei", von diesem Ungeheuer gehetzt möchte man flüchten in das Asyl zufriedener Kindlichkeit, die sich freut ohne zu überlegen. Vor einigen Jahren schon hat Karl Spitteler in seinen „Lachenden Wahrheiten" dem naiven Genuß gegenüber der Kunstkenntnis das Wort geredet. Im selben Sinne setzte jüngst Professor O. Thürmann im „Hochland" auseinander, daß „Wissen und Genießen" sich auf ganz verschiedenen Gebieten seelischer Betätigung bewegen. Auf die daraus sich herleitenden Schäden der heutzutage üblichen Kunstpflege kommt Professor Paul Pietsch in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins"

Digitized by Google

(19. Jahrg. Nr. 5) zu sprechen: „Daß in den Urteilen über die Kunst heute Begriff und Wort interessant als etwas entscheidend Wichtiges vielfach in den Vordergrund tritt, hängt offenbar damit zusammen, daß in unserer gegenwärtigen Kunstpflege die Kunstkritik einen zu breiten und der schlichte Kunstgenuß einen zu schmalen Raum einnimmt. Hanslick hat einmal geäußert, der Unterschied zwischen Publikum und Kunstkritikern bestehe darin, daß jenes bei den Kunstwerken etwas fühle, diese aber nichts. Sie denken eben statt zu fühlen."

In diesem Zusammenhange kann man den Ausführungen H. von Beaulieus im „Literarischen Echo" (H. 4. „Laientum und Buchkritik") beistimmen, die in der Laienkritik ein Gegengewicht gegen die Mängel der zünftigen Bücherbesprechung erblicken. „Der Bücherkritiker, wie er sein soll, einer, der das lesende Publikum und das schreibende befriedigt, ist natürlich noch nicht geboren. Sie sind aber nicht ganz so schlimm wie ihr Ruf. Sie sind mehr Märtyrer als Bösewichter. Denn daß Bücherbesprechungen berufsmäßig liefern ein Vergnügen sei, wird niemand behaupten wollen. Man kann nicht immer seine ganze Seele einsetzen bei einer Arbeit, die sich täglich wiederholt, in der auf viel Widerwillen und Langweile wenig Freude kommt, und aus natürlichem Anpassungstriebe setzt allmählich die Routine ein, wo Überzeugung eiferte, und der Beruf wird zum Handwerk. — Es ist unvermeidlich, die Fachkritik muß an einer gewissen Freudlosigkeit erkranken, erlahmen in der ewigen Wiederholung des Alltags." Dieses „muß" geht wohl zu weit. Es gibt sicherlich auch unter den Kritikern starke Persönlichkeiten, die sich nicht so leicht ausgeben, die sich frisch und elastisch zu erhalten wissen. Deren Besprechungen werden immer ein gut Stück von der Art zeigen, die H. von Beaulieu für die Laienkritiken in Anspruch nimmt. Auch sie sind dann „*geboren aus einer großen Freude und einem innigen Miterleben, aus dem Drange zu einem frohen Zeugnisablegen!*" Die beste Korrektur und zugleich den verständigsten Kommentar zu H. v. Beaulieus Forderungen hat übrigens die Redaktion des „Literarischen Echo" in der folgenden Anmerkung gegeben, die uns auch wieder zu unserem Ausgangspunkt, dem Ästhetizismus, zurückführt: „Daß eine gefährliche, praktische Konsequenz dieser Auslassungen die Mobilmachung des Dilettantentums in der literarischen Kritik bedeuten würde, hat sich die Verfasserin offenbar selbst nicht verhehlt. Wir fassen ihre temperamentvollen Bemerkungen mehr theoretisch als einen Protest gegen ein zu einseitiges Literaten- und Ästhetentum und einen starken Hang zur Blasiertheit in unserer zünftigen Literaturkritik auf."

Eine andere Spitze der l'art pour l'art-Theorie sucht Giovanni Lanzalone in der „Nuova antologia" (16. Nov. 1904) abzubrechen. Er verkündet dort das Evangelium einer neuen und doch so alten Kritik. Man beginne zu fühlen, daß die Kunst nicht eine ungezügelte Kraft sei, deren ungehemmter Entwicklung die Menschheit ihren Nutzen und ihre Ideale opfern müsse. Sie stehe vielmehr im Dienste des Einzelmenschen wie der Gesellschaft. Wie man die furchtbaren Kräfte der Elektrizität und des Dampfes seinem Vorteil unterwerfe, so könne und müsse man auch die göttliche Macht der Kunst zur Förderung und nicht zum Verderben der Menschen gebrauchen. Wem das zu werkzeugsmäßig klingt, der wird sich wohl eher mit Lanzalones weniger schroffem Programm aussöhnen können. Es lautet: „Eine vollständige kritische Würdigung eines Kunstwerkes geben, das heißt zunächst die Pflanze nach Erdreich und Klima ihres Standortes betrachten, sowie nach der

Digitized by Google

Art des Samens, aus dem sie sich entwickelte (historische Kritik). Zum zweiten handelt es sich darum, die Schönheit ihrer Blüten und Blätter und ihren dauernd wirksamen ästhetischen Gehalt zu prüfen, (ästhetische Kritik)." Die Hauptsache aber ist für Lanzalone die moralische Kritik, die beobachtet, ob die Pflanze brauchbare, dem einzelnen wie der Gesamtheit zugute kommende Früchte hervorbringt.

Schwestern unter sich. Das l'art pour l'art-Prinzip hat eben einen weiten Mantel. Unter diesem geborgen wagt sich vieles Lichtscheue an die Öffentlichkeit. Daß derartigen Spekulationen die angemaßte Etikette „Kunst" abgerissen werden soll, darüber sind wohl alle Ehrlichen einig. Aber die Stelle, wo sich Kunst und Sittlichkeit treffen, ist ein sehr heikler Punkt und liegt nicht bei allen gleich. „Man kennt ja auch unsittliche Wirkungen durch „Mißverständnis", durch Nichterfassen des Innerlichen im Gegebenen, durch Steckenbleiben in der Oberfläche . . . Die Grenze zu finden, wo der Grund nicht mehr beim Verfasser, sondern beim Leser liegt, ist halt nicht so einfach, wie der einzelne, wenn er nur sich befragt, glaubt" (Ferdinand Avenarius im „Kunstwart" H. 2. „Unsittliche Literatur"). Und ebenda: „Wir haben ein Blatt von Klinger, das Ende einer Dirne behandelnd, das vielen geradezu als der Inbegriff frechest unsittlicher Unanständigkeit erscheinen wird, und doch mich und andere als allergewaltigste Tragik mit den höchsten sittlichen Gefühlen erschüttert, die ein mitleidender Mensch nur fühlen kann." Man rührt also hier an eine Frage, die von den Angehörigen der Rechten wie der Linken mit großer Vorsicht und mit Zurückhaltung behandelt werden muß. Mißgriffe können leicht eine zunächst zu erstrebende, gemeinsame Arbeit gegen das absichtlich Unsittliche erschweren. Das „Literarische Echo" (Nr. 3) spricht z. B. in einem kurzen Berichte über den Kongreß zu Köln von der „bedauerlichen, künstlerischen Begriffsverwirrung, von der sonst verständige Männer befallen zu werden pflegen, sobald es sich um die Darstellung erotischer Probleme handelt" und läßt sich zu dem scharfen Urteil hinreißen: „Ein Kongreß, auf dem ohne Widerspruch Autoren wie Flaubert, Liliencron, Nietzsche zur Kategorie der unzüchtigen Schriftsteller gerechnet werden dürfen, wie das in einem Schreiben des Berner Professors Hilty geschah, darf keinen Anspruch darauf erheben, daß man ihn in literarischen Kreisen als Instanz in künstlerischen Fragen ernst nimmt". Noch deutlicher redet die folgende Bemerkung für die oben ausgesprochene Befürchtung: „Die beleidigende Verquickung unserer Belletristik mit dem ganzen Unflat des priapischen Schriften- und Bilderwesens, das durch zahlreiche Kanäle und Kloaken Eingang ins Volk findet, muß von vornherein die schriftstellerischen Kreise von der Teilnahme an derartigen Kongressen und Organisationen abschrecken (!), so lebhaft man auch hier die Bekämpfung offenkundiger Schamlosigkeit wünschen mag".

Das „Literarische Echo" konstatiert auch die Tatsache, daß sich unter den zahlreichen Kongreßrednern nicht ein einziger Schriftsteller befand, auch Otto von Leixner nicht.

„Bedenklich, aber nicht sehr verwunderlich, mutete es auch an, daß man den Antrag Dr. Pfannkuches ablehnte, der vorschlug, in das zu bildende Sittlichkeitskomitee sollten neben anderen auch Vertreter der Kunst und Literatur berufen werden. Mit der Ablehnung dieses Antrags dürften sich die Herren allerdings einer nicht zu entbehrenden Hilfeleistung begeben haben, und die dadurch verübte Un-

Digitized by Google

geschicklichkeit wird so schnell nicht wieder gut gemacht werden können." („Literarische Praxis" 35.)

Dem gegenüber lesen sich die Ausführungen des „Kunstwart", der Sachverständigen-Kammern vorschlägt, freilich wie Illusionen. Avenarius denkt sich „nur je eine Unter- und eine Oberkammer", die erstere als gewöhnliche, die letztere als Appelationsinstanz fürs ganze Deutsche Reich. . . . Es müßten natürlich Schriftsteller, Künstler, Gelehrte von Ansehen sein, in der oberen Kammer sogar Autoritäten von unangetastetem Rufe. Im übrigen genüge für heute der Hinweis darauf, daß sichs ja hier nicht um künstlerische Bewertungen handelt, daß also der notwendige Entwicklungsstreit der verschiedenen Richtungen in Literatur und Kunst und die Fragen von Talent oder Nichttalent selbstverständlich diesen Gerichtshof so wenig angehen würden, wie einen andern. Nur die eine Frage hätte die Kammer als Vorinstanz zu entscheiden: „Wird hier die Form künstlerischer oder wissenschaftlicher Darstellung als Vorwand genommen, um Lüsternheit zu erregen?" Mit anderen Worten: „Liegt hier die Absicht, unsittlich zu wirken, vor?" . . . Was diese Absicht hat, darüber sind wir doch wohl alle eines Sinnes, das hat kein Daseinsrecht. Wer zum Gelderwerb auf das Tier im Menschen spekuliert, wer uns wohl gar unsere Jugend verdirbt, um sich die Taschen zu füllen, dem ist das Handwerk ohne jedes Bedenken zu legen. Die Kammer böte die Gewähr, daß er auch zu „fassen" wäre, wo grobe, äußerliche Merkmale und damit dem heutigen Gesetze nach der Anlaß zum Einschreiten fehlen, wo aber doch die Sache für jedermann klar liegt". Von anderen tatsächlichen Voraussetzungen (vgl. oben den Bericht der „Literarischen Praxis"), wie überhaupt von anderen Forderungen, geht Dr. Alexander Frey in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 30) aus: „Was schließlich ein praktisches Hauptergebnis des Kongresses anbetrifft, die Wahl einer Kommission behufs Anbahnung einer entsprechenden Verschärfung der Gesetzgebung unter Hinzuziehung von Künstlern und Schriftstellern, so hat diese letztere der in der Versammlung kund gegebenen Anschauung Ausdruck geben sollen, daß man die Künstler und Schriftsteller auf diesem ihren Gebiete mitwirken, aber nicht allein entscheiden lassen dürfe. Dieses unseres Erachtens mit vollem Recht, da nach der Natur der Sache und nach manchen Wahrnehmungen der Neuzeit die beteiligten Kreise, zumal wenn sie von der „naturalistischen" Richtung mehr oder weniger beeinflußt sind, leicht über die Anforderungen der Sittlichkeit und das Volksbewußtsein hinaus geneigt sein werden, der „Freiheit" das Wort zu reden. Wie wir es daher auch nicht zugeben dürfen, daß für die strafrechtliche Verfolgung dichterischer und künstlerischer Erzeugnisse lediglich Schriftsteller bezw. Künstler zu entscheiden haben. Bei dem Bildungsstande unserer Richter und ihrer Fühlung mit allen Kreisen wird man diesen auch für die Folge die Entscheidung zu überlassen haben, wobei es ihnen ja unbenommen ist, sachverständige Berater hier ebenso zuzuziehen wie auf anderen Gebieten, wo besondere Sachkunde angebracht ist. Eine „Kammer" aus Vertretern von Kunst und Literatur, Geistlichkeit und Lehrstand, unter Vorsitz eines Juristen (Vorschlag im neuen Nationalen Volksblatte „Das Reich"), dürfte nur dann zu billigen sein, wenn eine zur Verurteilung genügende Mehrheit auch ohne Zustimmung der literarischen Mitglieder zugelassen würde."

Ein ziemlich vielseitiges Mißtrauensvotum hat sich der Kongreß durch den Ausschluß der Sozialdemokraten geholt (Kölnische Volkszeitung; Literarisches Echo 24;

Digitized by Google

Christliche Frau 3; Kunstwart 2; Allgemeine Rundschau 30 u. a.). Und das mit vollem Recht. Auch wenn der Tadel noch viel schärfer gewesen wäre. Ist denn etwa ein Sozialdemokrat von vornherein ein schmutziger Mensch? Ich war bei gelegentlicher Durchsicht sozialdemokratischer Zeitungen oft freudig überrascht über den sittlichen und literarischen Hochstand des Feuilletons. Daran könnten sich Blätter aller Schattierungen ein dickes Muster nehmen. „Man kann der sozialdemokratischen Presse das Zeugnis nicht versagen, daß sie in ihrem Unterhaltungs- und Annoncenteil solche Schamlosigkeiten nicht duldet, wie sie zu den ständigen Merkmalen gewisser „liberalen" Blätter gehören", heißt es im „Hochland" H. 3. Und gerade die „Münchener Post", die (nach dem Bericht der „Allgemeinen Rundschau") für den Kongreß nur Spott und Hohn hatte, scheint mir in dieser Beziehung nicht in der letzten Reihe zu stehen.

Im „Hochland" (Heft 3) wird die Frage besonders unter dem Gesichtspunkte „Schutz den Kindern!" behandelt. Das ist allerdings ein Moment, das Leichtsinn und Lässigkeit aus diesem Gebiete verbannen sollte. Und gewiß ist: „Kein Sammelruf wird dabei bessere Dienste tun, kein Weckruf leichter über Gleichgültigkeit und einseitige Bedenken obsiegen als das tiefernste Mahnwort: Schützt eure Kinder!" Aber ich vermisse hier den mindestens ebenso wichtigen Hinweis auf den nachhaltigeren Schutz durch eine sorgsame Erziehung, mag man nun mit der „Kölnischen Zeitung" für die Hebung der geschlechtlich-sittlichen oder mit Avenarius für die Vertiefung der ästhetischen Bildung eintreten. Leider werden diese Gesichtspunkte auch in den „Grundlegenden Gedanken" von Pastor Lic. Bohn[1]) — die sonst verständig und maßvoll, nur soweit sie sich an den Künstler wenden, zu sehr im Stile des „Du sollst!" gehalten sind — so gut wie übergangen. Das Kind sollte von frühester Jugend an zur Ehrfurcht vor den Gesetzen der Natur erzogen werden. Wie kommt es aber vielfach zu seiner Kenntnis? Es merkt bald, wie die Stimmen sich senken, wie ein vielsagendes Lächeln sich unter den Erwachsenen verbreitet, wenn das Gespräch auf gewisse Gegenstände kommt. Und es gelangt zu der Ansicht, daß hinter diesen Dingen etwas sehr Geheimnisvolles, zugleich aber ungeheuer Vergnügliches und Spaßiges stecken müsse. Zu fragen traut es sich meistens nicht, denn eine richtige Ahnung sagt ihm, die Großen würden das für Vorwitz oder gar für frühzeitige Verdorbenheit halten. Übrigens ist ja seine Unbefangenheit durch das beobachtete Verhalten der Erwachsenen gestört. So kommt der Knabe oder das Mädchen zum Gymnasium, ins Knabenseminar oder Mädchenpensionat. Da heißt es dann gar bald: „Oh, die weiß noch gar nichts!" Unter rohem, bestenfalls leichtsinnigem Lachen, unter cynischen Witzen erfährt der junge Mensch stückweise die Wahrheit. Vielleicht hilft auch in einer unbeachteten Minute das Konversationslexikon nach, wo sich die Dinge in ihrer ganzen wissenschaftlichen Nacktheit finden. Denn nichts ist brennender als diese Neugier. Und nichts verderblicher, als wenn sie mit Frivolität befriedigt wird. Man füge also zu dem Mahnwort: „Schützt eure Kinder" den dringenden Ruf: „Lehrt eure Kinder die Ehrfurcht!" Damit sie fest stehen und sicher schauen können. — Das Lachen über die Unsittlichkeit, auch das spöttische, ist wohl die schwerste Sünde der Witzblätter à la Jugend und Simplizissimus. Doch tut man im Kampfe

[1]) Berlin, Verlag der deutschen Sittlichkeitsvereine. Preis 50 Pf.

Digitized by Google

gegen den verderblichen Einfluß derselben m. E. gut daran, das wirklich Wertvolle rückhaltlos hervorzuheben. So geschah es in Dr. Ludwig Kemmers Artikel „Fort mit dem Schmutz!" (Allgemeine Rundschau 34), der durch ehrliche Wärme für sich einnimmt. Das hätte auch Dr. Hirth, der Herausgeber der „Jugend", in seiner Entgegnung (Münchener Neueste Nachrichten 539) anerkennen sollen. Statt dessen versetzte er sich durch seine Anspielung auf Dr. von Orterer, den Vorgesetzten Dr. Kemmers, einen Schlag ins Gesicht, den auch seine Richtigstellung nicht ungeschehen machte (Nr. 543). Derlei beweislose Kombinationen sollte man doch blindwütigen Parteiblättern als ausschließliches Privileg überlassen. M. B.

Berichtigung. Der Chefredakteur von „Bühne und Welt" macht uns in liebenswürdiger Weise darauf aufmerksam, daß sich in dem S. 117 H. 2 in der „Zeitschriftenschau" auszugsweise citierten Aufsatz der „Wahrheit": „Das Psychodrama" von August Hackemann einige Unrichtigkeiten finden. Der dort erwähnte Oberst Richard v. Meerheimb ist bereits 1896 gestorben, die „Psychodramatische Gesellschaft" schon ein Jahr vorher erloschen. B.

Münchener Bühne

Die ersten Novembernovitäten hatten wenig Glück. Von Otto Erich Hartlebens „Im grünen Baum zur Nachtigall" erwarteten Autor und Intendant wohl eine stärkere werbende Kraft des Zug- und Untertitels „Studentenstück". Ungefähr wie bei der „Offizierstragödie" „Rosenmontag". Hier hat man eine brillante Mischung von Leutnansulk und Leutnanstragik. Doch in der neuesten Leistung sind die Bestandteile, Bierfidelität und Duellkonflikte, lange nicht so gewandt durcheinandergerührt. Das Prickelnde, Elastische, Hartlebens eigentliches parfum d' auteur, weicht vielfach dem Gezwungenen, und die Mache durch graziöse Garnierungen zu verdecken, den dünnen, dramatischen Faden durch geschickte Drehungen und raffinierte Beleuchtung in ein schimmerndes Ding zu verwandeln, — das ist diesmal nicht gelungen. Und so entdeckte auch das Publikum die spärlichen Fäden und blieb ungerührt ob der horriblen Tatsache, daß sich der Bruder der Braut und der Bräutigam beinahe geschossen hätten.

Bisher habe mit anderen auch ich die Schauspielhausbesucher für das künstlerisch gebildetste Theaterpublikum Münchens gehalten. Doch hat diese Ansicht durch die Art der Ablehnung des „rheinischen Kleinstadtdramas": „Die goldene Tür" von Wilhelm Schmidt-Bonn einen gelinden Stoß erhalten. Gewiß, man hätte das Recht gehabt, das Schauspiel wegen des geringen dramatischen Lebens als Bühnenstück abzulehnen, man hätte über manche Ungeschicklichkeiten und im besonderen

Digitized by Google

über den langweiligen dritten Akt den Kopf schütteln können. Ich gebe auch zu, daß das Drama seine intimen Reize dem Leser eher offenbart als dem Zuschauer, denn auf der Bühne müssen sie wohl vergröbert werden. Aber ein wirklich feinfühliges und empfängliches Publikum hätte doch den Glanz, der über dem Stück liegt, sehen und die sehnsüchtigen Töne, die in ihm klingen, hören und dementsprechend sein Mißbehagen in eine vornehmere Form kleiden müssen. Um so mehr verdienen die Darsteller Anerkennung, die in kaltblütiger Tapferkeit bis zum Ende standhielten. Allen voran Fräulein Lili Marberg als Buchhalterin Elisabeth Frühling, die Licht und Jugend ins Kontor bringt, aber in ihrer Freude am äußeren Glanz und ihrer Sehnsucht nach reicherem Leben den Lockungen des Chefs schließlich nicht mehr widersteht.

Das Schauspielhaus machte bald diesen Mißerfolg mit Hilfe der in Sachen des Mammon selten versagenden Franzosen wieder gut. „Die Schloßkellerei" von Tristan Bernard ist ein harmloses Ding mit dem Telephon als Mittelpunkt. Frau Gerhäuser und Herr Lackner statteten es mit ihrem frischen Spiel hübsch aus. „Das elfte Gebot" von Edmond Sée bot in dem gutmütig beschränkten, verliebten Schwätzer Rivolet Herrn Lang eine dankbare Rolle. Es erhebt sich der Moral und der Charakterisierung nach etwas über die üblichen Schwänke der Herren Hennequin, Valabrèque u. a.

Auch das Residenztheater fand an Max Dreyer einen Tröster. „Die Siebzehnjährigen". Oder der verhängnisvolle Pavillon. Das ist nämlich der Ort, den der pensionierte Major von Schlettow, ein weicher Künstlermensch, augenleidend und Vater eines äußerst unbefangenen und vertrauensvollen siebzehnjährigen Kadetten, hingerissen von der Jugend einer minder unbefangenen Verwandten seiner Frau, zugleich der ersten Liebe seines Sohnes, zu einem Rendezvous auserkoren hat und wo sich der erwähnte und in seinen heiligsten Gefühlen betrogene junge Mann, der eigentlich noch ein Kind und zufällig Zeuge dieser Abmachung ist, mit einem Jagdgewehr erschießt. Es soll besagten Vorgängen eine gewisse rührende Kraft nicht abgesprochen werden, aber sie sind doch zu wenig vertieft, um nicht gleichzeitig sentimental zu wirken. Man bekommt den unangenehmen Eindruck nicht los, daß einem diese unerfreulichen Dinge nur vorgemimt werden, um die Nerven zum Prickeln zu bringen. Erika, die an allem Unglück schuld ist, möchte gar zu gerne ein „Raubtier", eine „Wildkatze" sein, ist aber lediglich ein leichtsinniger Backfisch, der vielleicht Wedekinds „Erdgeist" gesehen oder gelesen hat. Am erfreulichsten sind die Szenen, wo der prächtige Humor des Autors in der leichten, weichen Art des Majors, in der häuslichen Sorgfalt seiner Frau Annemarie, in der rauhschaligen Derbheit seines Vaters und zumal in der herzlichen Jugendlichkeit Frieders und Erikas zum Durchbruch kommt. Was Fräulein Reuble als Erika in dieser Hinsicht leistete, war von erquickender Frische. Das Drama hat auch eine leise Tendenz: es ist ein etwas salopp-theatralisches Kompliment vor dem „starken Weibe", in unserem Falle also vor Annemarie, an deren Hand sich der erblindete Major und die niedergeschmetterte Erika aufrichten.

Otto Ernsts „Bannermann", der bald darauf folgte, bezeugt deutlich die innere Verwandtschaft dieses Autors mit Sudermann. Nur ist Otto Ernst ehrlicher, wärmer, deutscher, Sudermann nüchterner, spitziger, kälter. Dr. Helmuth Bannermann, Rechtsanwalt und Notar, Stadtverordneter und Landtagsabgeordneter, Vorsitzender

Digitized by Google

des liberalen Parteivorstandes, Herausgeber einer Parteizeitung", hatte wohl einst die Freiheit um ihrer selbst willen geliebt und verfochten, ist aber nach und nach zum tyrannischen, hochmütigen Parteihäuptling geworden, den nicht mehr die Ideen treiben, sondern die Macht, die man mit ihrer Hilfe erlangt, und der kein Mittel scheut, um diese Macht zu erhalten und zu vergrößern. Auch sein Verhalten gegen seine beiden Söhne spricht jeder Liberalität Hohn. Seiner Tochter will er gar wegen des guten Eindrucks einen gräflichen Freier aufzwingen. Doch sie verlobt sich heimlich mit Papas gefährlichem Gegner innerhalb der Partei, mit dem trockenen, ehrlichen, selbständigen Dr. Brodersen. Auch ihre Brüder treten erbittert auf dessen Seite. Ein Selbstmordversuch des jüngsten, ein in den Händen Dr. Brodersens befindlicher Beweis einer unehrenhaften Handlung Bannermanns und die großmütige Vernichtung dieses Dokuments brechen schließlich den Stolz des Abgeordneten und versöhnen die Konflikte. Man hat also eine ernst und geschickt aufgebaute Anklage gegen das Parteiwesen vor sich. Darin liegt pro und contra des Stückes. Herr Basil als Bannermann brachte das Spöttische, Herr Lützenkirchen als Brodersen das Trockene besonders gut heraus. Fräulein Reuble (Clarissa) muß sich wohl hüten, ihre prächtige Art nicht zur Manier erstarren zu lassen.

Während solche Dinge an der Maximiliansstraße vor sich gingen, feierte Konrad Dreher am Gärtnerplatz Triumphe. Das heißt, er spielte die alljährliche „Hetz" ab. Von der Bilderserie „Münchener Leben" deuten die Schauplätze (hinter den Kulissen des Gärtnertheaters, beim bal paré im Deutschen Theater, am Marienplatz 2c.) das Nötigste an. Hellstes Entzücken bereitete dem Publikum insbesondere ein in Natura vorgeführter Trambahnwagen. In dem neuen Lustspiel „Der Entdeckte" von P. Hartl-Mitius und L. Klein kommt die trockene Komik Drehers wohl eher zur Geltung, wenngleich die beiden letzten Akte bedeutend abfallen.

Die Weihnachtstage brachten zwei Premièren: „Kettenglieder" von Hermann Heyermans jun. im Schauspielhaus und „Maskerade" von Ludwig Fulda im Residenztheater. Die „Kettenglieder" waren mir eine Enttäuschung. Sie streifen vielfach so scharf am Possenhaften vorbei, daß eine auch nur wenig vergröbernde Darstellung dem Stück alle Feinheit nimmt. Heyermans bringt den reichen Witwer auf die Bühne, der mit 57 Jahren seine junge Wirtschafterin heiraten will, welchem Vorhaben natürlich von seiten der liebenden Kinder die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Der alte Herr Pancras ist ein vorzüglich gelungener Charakter, mit dem das Stück steht und fällt. Der Erfolg ist also wohl der ausgezeichneten Wiedergabe durch Hans Schwartze zu danken. Eine zweite künstlerische Höhenlinie bildet auch das Schicksal der Wirtschafterin, die durch die Existenz eines außerehelichen Kindes von Stellung zu Stellung, von Haus zu Haus getrieben wird. Die Männer lassen ihr keine Ruhe, sobald sie davon wissen. Ida Bardou-Müller lieh dieser Rolle reiches Leben und, zumal an Affektstellen, überzeugende Wahrhaftigkeit.

Vielleicht ließen sich mit einiger Mühe für die Weihnachtstage doch Dramen finden, die der frohen Stimmung irgendwie entsprechen oder sie wenigstens nicht stören. Hier könnten unsere Theaterleiter mit Leichtigkeit etwas Festspiel-Charakter in die Alltäglichkeit des Bühnenwesens bringen. Mit solchen Oberflächlichkeiten wie Fuldas „Maskerade" wird höchstens das Gegenteil erreicht. Der Autor, der seinen

Digitized by Google

dramatischen Pegasus schon auf sehr verschiedenen Weiden hat grasen lassen, maskiert sich hier à la Ibsen, um die doppelte moralische Buchführung unserer vornehmen Kreise aufzudecken. Aber sein Stück wird in der karikierenden Aufmachung zu einer Sudermann-Verwässerung, allerdings ohne die Brutalitäten des Vorbildes. Technische Gewandtheit ist schließlich das einzige, was man loben kann. Aber auch hier sind einige Unwahrscheinlichkeiten, so die schnelle Sinnesänderung der illegitimen Tochter dem bisher gehaßten Vater gegenüber, und namentlich das überflüssige Anhängsel des vierten Aktes zu bedauern. Eine im allgemeinen sehr sympathisch und frisch wirkende Nebenperson haben wir in Ellen von Täming vor uns, nur ist auch ihr Geschick der plötzlichen Verfehmung auf die Notiz eines Skandalblattes hin kaum glaublich. —

Die „Dramatische Gesellschaft" trat im November mit zwei Aufführungen des Trauerspiels „Kaspar Hauser" von Kurt Martens hervor, die diesmal im Volkstheater stattfanden. Es ist diese Änderung insofern zu begrüßen, als dadurch auch das eigentlich literarische Publikum Münchens für diese kräftig aufstrebende Bühne mehr und mehr interessiert wird. Der „Kaspar Hauser" ist ein achtenswerter dramatischer Versuch, allerdings auch von dem Fluche der modernen Tragödie getroffen: es ist mehr stumpfe, dumpfe, kleine Tragik, die quält, statt zu befreien, und drückt, statt zu erheben, mehr gesammelte Elektrizität als erlösender Blitz, mehr dunkle Wolken als befreiendes Gewitter. Was mir besonders sympathisch an diesem Drama war, das ist eine gewisse Schlichtheit und natürliche Frische des Aufbaus. Man fühlt die Liebe heraus, mit der sich der Verfasser in seinen Stoff vertieft hat. Herr Hermann Pfanz wurde als Kaspar Hauser den Intentionen des Verfassers vorzüglich gerecht.

Was sonst im Volkstheater gespielt wurde, verdient mehr wegen der stellenweise wirklich trefflichen Darstellung als seines literarischen Wertes halber Anerkennung. Besonders im komischen Fache stehen eine ganze Reihe von Kräften auf der Höhe wirklicher Kunst. Otto Moralts „Schwester Clarissa" war mir zu sentimental. „Menschliches — Allzumenschliches" von Adolf Rosée ist ein gewandt gebautes Lustspiel, in dem sich Emilie Kurz und den Herren Mayring und Beck genug Gelegenheit bot, ihr überraschendes komisches Talent zu entfalten. Was schließlich Felix Philippis „Wohltäter der Menschheit" betrifft, so ist dieses für München nicht mehr neue Stück wohl nur durch das gute Spiel des Herrn Mayring interessant. Es wäre bedauerlich, wenn sich das Volkstheater in der durch Philippi, Schönthan und Kadelburg („Die berühmte Frau") angedeuteten Richtung weiterentwickeln wollte. Es kann sich mit seinen Kräften vertrauensvoll an ernste künstlerische Aufgaben wagen. M. Behr.

Digitized by Google

Romane und Novellen

Ertl, Emil, Feuertaufe. Neues Novellenbuch. Leipzig 1905, L. Staackmann. 344 S. Mk. 3.50 [4.50].

Wie einem Minengräber, der unerwartet auf eine Goldader stößt, so ist einem zumute, wenn man unter der Hochflut minderwertiger Unterhaltungsbücher plötzlich wieder eine wertvolle und achtunggebietende Leistung antrifft. Ertl ist noch kein „Gewappelter"; sein Name war mir noch nicht näher bekannt und im Kürschner nimmt er auch erst einen knappen Raum ein. Aber der Mann weiß sofort zu fesseln, wenn man sich in eine seiner Novellen vertieft. Ich spreche da weniger vom Inhalt, der meist aparte und originelle Stoffe aufweist, als von der dichterischen, plastischen Kunst des Autors, eine Handlung in die Realität hineinstellen zu können. Die Art, wie er seine Menschen zu zeichnen und ihnen Leben einzuhauchen versteht und wie er ferner einen tiefen und feinen Parallelismus zwischen Natur und Menschenleben findet und fühlbar macht, läßt seine Geschichten als wahr empfinden, und verleiht ihnen zugleich ein künstlerisches Gepräge. Ertl gemahnt in der Art seines novellistischen Schaffens an George Eliot, deren Bemerkung: „Sicher kann ein tiefes Leid das Werk von Jahren tun, und es mag geschehen, daß wir aus dieser Feuertaufe mit einer Seele hervorgehen, die voll neuer Ehrfurcht und neuen Erbarmens ist", er als Leitmotiv seiner Novellensammlung gewählt hat. So verschieden die Stoffe der einzelnen Stücke auch sein mögen, in allen ist es das Leid, das mit seiner Eisenfaust die verschiedenen Helden und Heldinnen erfaßt, sie durchdringt, läutert und reinigt. Trotzdem in einigen Geschichten teilweise eine etwas schwüle Luft herrscht, so ist doch die Empfindung, die sich am Schlusse auslöst, die sittlich moralische Überzeugung vom schließlichen Siege des Wahren und Guten und von der läuternden Kraft tiefen Schmerzes. Die Grundstimmung des Buches ist demnach eine ernste, fast melancholische, obwohl auch hie und da humoristische Züge sich einschleichen. Wer Sinn für tiefere Probleme hat und die dramatische Schilderung ergreifender Schicksale — ich nenne nur „Christl" — oberflächlicher Unterhaltungslektüre vorzieht, der greife zu einem Buche wie „Feuertaufe", das ihm in künstlerischer wie rein menschlicher Hinsicht vieles bieten kann. Daß Ertl neben bedeutender Beobachtungsgabe und großer Gestaltungskraft auch über eine reiche dichterische Phantasie verfügt, zeigt u. a. die grandiose Schilderung eines Brandes in „Flammenschrift", die wenig ihresgleichen finden dürfte. Auf die Weiterentwickelung Emil Ertls kann man wirklich gespannt sein. Die stimmungsvolle Novelle „Die Rose" in diesem Hefte möge den Lesern eine Probe seines Könnens vermitteln. L.

Digitized by Google

Stilgebauer, Edward, **Götz Krafft.** Zweiter Band: Im Strom der Welt. Berlin, Rich. Bong. 446 S. Mk. 4.—

Mußten wir schon über den ersten Band dieses mit so großer Reklame der Öffentlichkeit angepriesenen Romanes ein wenig günstiges Urteil fällen (s. Lit. Warte V, 633 f.), so zwingt uns der zweite Band leider, auch dieses noch herabzustimmen. In diesem zweiten Teil setzt Götz seine Studien in Berlin fort, d. h. er studiert so gut wie gar nichts, sondern wird mit allerhand Elementen zusammengeführt, mit Anarchisten, Dekadence-Literaten, protestantischen missionseifrigen Pastoren ꝛc. Auch ein Verhältnis mit dem Dirnchen Mimi Kubitz geht der früher so Sittenstrenge ein. So soll das richtige „Zeitbild" gemalt werden; aber leider sind all diese verschiedenen Schilderungen und Milieus auf die Handlung gepfropft, anstatt organisch aus ihr hervorzugehen. Götz wird einfach da und dorthin geführt, weil der Autor das und jenes schildern will, was durchweg ziemlich oberflächlich und tendenziös geschieht. Die Indiskretion, mit der Stilgebauer hier vorgeht, berührt fast noch unangenehmer als im ersten Band. Einzelne Personen, wie Naumann und seine „Hilfe", ein bekannter Berliner Literarhistoriker u. a. sind leicht zu indentifizieren. Schlimmer ist noch, daß der Verfasser so wenig Schicklichkeitsgefühl besitzt, daß er z. B. ein bestehendes vornehmes Literaturorgan mit vollem Namen in einem total entstellenden Zusammenhang nennt. Ein Dekadence- und l'art pour l'art-Literat à la Ludolf Mylius könnte in diese Revue seine „Theater- und Bücherbesprechungen" wirklich nicht schreiben. Uns fehlt ein parlamentarischer Ausdruck für ein solches Vorgehen. Von diesem zweiten Bande gilt eben mutatis mutandis vielleicht noch in höherem Maße, was Pfarrer Battenberg in der „Christlichen Welt" vom ersten Bande gesagt hat: „Erdichtet sind zunächst nur die Personennamen, im übrigen aber sind die Menschen und die Situationen nach Ort und Zeit fast alle der Wirklichkeit entnommen und für den kundigen Leser ganz genau bezeichnet. Dabei verfolgt aber der Verfasser die Praxis, daß er nicht etwa nur vorhandene Schwächen seiner Umgebung in indiskreter Weise ans Tageslicht zieht, sondern daß er fast alle Personen seines Romans in schärfstem Gegensatz zur Wahrheit entstellt, verlästert und verleumdet, während er andererseits in maßloser Eitelkeit und in gleich offenkundigem Gegensatz zum wirklichen Tatbestand seine Person und sein Handeln zu verherrlichen bestrebt ist. Und diese treulose und unwahrhaftige Entstellung der Personen und der Tatsachen ist umso abscheulicher, als sie vorzugsweise solche Personen betrifft, mit denen der Autor durch die Bande der Pietät verbunden war oder doch hätte verbunden sein müssen. Nicht nur die Mitschüler, die Lehrer, die Couleurbrüder, die Verwandten werden in diesem Buch teils lieblos, teils geradezu hämisch entstellt, sondern — man kann es kaum sagen — der Busenfreund, der eigene Vater, ja sogar die eigene Braut!" Sapienti sat!

L. v. Roth

Literaturgeschichte

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. 35. Band. Schriften zur Kunst. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Dritter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung. 388 S. 8. Mk. 1.20 [2.—].

Mit vorzüglichen Anmerkungen begleitet Wolfgang von Oettingen den dritten Teil der Schriften Goethes zur Kunst, der eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze über einzelne Künstler und Kunstwerke, Besprechungen und Anregungen

Digitized by Google

aus den Jahren 1813—1830 enthält, dazu die Maximen und Reflexionen über Kunst. Die Aufsätze haben vor allem historisches Interesse, indem sie uns zeigen, wie Goethe und seine Zeit über Kunst dachte. In vielem denken wir ganz anders, was aber nicht hindert, daß auch wir hier manches lernen können, zumal wenn sich die Gelegenheit zum Lernen in so schönem Gewande bietet, wie diese herrliche Goethe-Ausgabe.

München. Dr. P. Exp. Schmidt

Periodica

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1905. Begründet von Max Heinzel. Schweidnitz, L. Heege. 50 Pfg.

In der äußern Gestalt des Bauernkalenders des 18. Jahrhunderts und der Mitte des 19. Jahrhunderts tritt dieser Kalender zum 23. Male seinen Rundgang an, der ihn, seit Philo vom Walde die Leitung übernommen, weit über den Ursprungsbezirk hinausführt. Er ist auch heuer ein Jahrbuch schlesischer Schriftsteller, die in allen Schattierungen und Eigenarten Skizzen modernen und vergangenen Lebens, Novellen, Geschichten, Gedichte, Beschreibungen schlesischer Gaue und Orte zum besten geben. In diesem Sinne stellt ihn jeder Freund schlesischer Literatur nicht nur für das Jahr, für das er geschaffen, auf seinen Schreibtisch, sondern er verleibt ihn dann seiner Silesiaka-Bibliothek ein. Ein Inhaltsverzeichnis zu geben, ist nach dem nicht nötig. Wer dem Pulsschlag schlesischen Volkslebens horchen will, wer schlesische Dichter und Schriftsteller zu ihren Stammesbrüdern reden hören will, der findet dazu im „G.Schl." zureichende Gelegenheit.

Aber des veraltete Gewand sollte der gute Kalender doch endlich ablegen. Unter der Leitung des 20. Jahrhunderts verdient er diese Umwandlung, die innerlich bereits vollzogen ist.

B. Clemenz

Nachrichten

Auch ein Preisausschreiben. Das „Katholische Sonntagsblatt" in Stuttgart (Redakteur Monsf. Konrad Kümmel) erläßt ein Preisausschreiben für Romane. Ausgesetzt sind 1500 Mk. für drei Arbeiten zu je 9000 Druckzeilen. Der 1. Preis beträgt 800 Mk., der 2. und 3 Preis zusammen 700 Mk. Der glückliche Gewinner des 1. Preises erhält also pro Druckzeile nicht einmal 9 Pf.; der 2. und 3. Preis erhalten, bei je 350 Mk., etwas über 3 Pfg. pro Druckzeile! Auf einigermaßen bessere Schriftsteller scheint man also von vornherein zu verzichten. Das ganze Preisausschreiben ist ein trauriges Zeugnis für den materiellen und — was damit meist zusammenhängt — leider auch künstlerischen Tiefstand eines großen Teils des katholischen Schrifttums. Man vgl. nur mit den eben angeführten „Preisen" die Summen, die der „Verein zur Verbreitung guter Schriften" als Preise für Romane aussetzt. (Lit. Warte 1905, 4. Heft.)

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H. Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. März 1905 = Heft 6

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Dem Vaterlande

Mein Vaterland in Ehren,
Vom Grat der Alpenhöhn
Bis zu den Dänenmeeren
Wie bist du doch so schön!
Im armen Schmuck der Heide,
Den Ginster im Geflecht,
Im reichen Rosenkleide,
Du bist mir immer recht.

Ich zog mit Wind und Wogen,
Sah alle Flaggen wehn,
Ich stand am Titusbogen,
Sah Tunis und Athen.
Und doch, das Wehgelüste
Erst dann im Herzen schwieg,
Als wieder Frieslands Küste
Im Meeresbranden stieg.

Auf Marsch und Börde flutet
Der Halme goldne Wucht,
Am Rheine blüht und blutet
Die deutsche Edelfrucht.
Um Rügens Klinkersteinen
Errauscht der Buchen Pracht,
Und Märchenglocken weinen
Herauf aus ew'ger Nacht.

Und tief im deutschen Berge,
Bei Kohle und Kristall,
Da schläft im Hort der Zwerge
Ein köstliches Metall.
Man schlägt es nicht zu Kronen,
Die jedem Krämer hold,
Das Stahlgut der Kanonen
Gilt mehr als blankes Gold.

Digitized by Google

Wohl küßt die ew'ge Sonne
Manch Schöne am Fjord,
Am Ufer der Garonne
Und wo die Feige dorrt,
Und doch, mir blieb nur eine
Gleichwert in Lieb und Leid,
Das ist in herber Reine
Die blonde Sachsenmaid.

Ob sonst dein Volk ich feier'?
Es trägt des Ruhms genug.
Seit Armin dein Befreier
Sabinas Wölfin schlug,
Seit es in heißem Schaffen
Mit Herz und Hirn und Hand,
Ein Denkervolk in Waffen,
Den Erdkreis übermannt.

Ich aber will dich preisen
Du Land voll Korn und Wein,
Du Land voll Erz und Eisen,
Kraftstolze Heimat mein!
Du Märchenland der Holle,
In Treu sei dein gedacht,
Bis mich die heil'ge Scholle
Zur letzten Rast gebracht.

Köln-Deutz — Clemens Wagener

Adalbert von Hanstein

(† 11. Oktober 1904)

Eine Studie von Max Behr in München

Er gehörte zu den Pathetischen. Man kann auch sagen: zu den „Idealisten", wenn man die Anführungszeichen nicht vergißt. Es gibt ja auch Idealisten, die sich ihrer Ideale gar nicht bewußt werden. Und das sind nicht die schlechtesten. Sie finden die Jakobsleiter auch am Tage und stellen sie auf die solide Unterlage, des Lebens. Andere suchen sie vom Himmel herabzuzerren. Dabei verlieren sie den Boden unter den Füßen und hängen in der Luft. Das sind die Phantasten, deren Hanstein einer war. Die drängen ihre Seele in eine Richtung, oder vielmehr: ihre Seele zwingt ihnen Hand und Mund zu großen Bewegungen und lauten Worten. Um den Jubel ihrer Ideale zu verkünden, wälzen sie begeistert die Folianten ihrer zieltrunkenen Sprache. Auch um Duodez-Ideen machen sie sich diese Mühe. Das heißt, von „Mühe" kann man nicht reden. Sobald nur ein Strahl aus ihrem Sternenhimmel sie trifft, gerät ihre

Digitized by Google

Seele in Schwingungen, wie die Äolsharfe im Luftzug. Sie berauschen sich an ihren eigenen Tönen, an der lebendigen Harmonie ihres Wollens. Denn für sie eint sich auch Widersprechendes zum Einklang. Es ist, wie wenn sie farbige Gläser vor den Augen tragen und nun, je nach Bedarf, alles grün oder blau oder rot sehen. Sie wählen nur das sich Gleichende und beachten nichts als das sich Ergänzende, damit kein Mißton und keine Mißfarbe ihren schönen Glauben stört. Den kräftigeren Naturen unter ihnen ist es ein leichtes, Gewalt anzuwenden, wenn sich ein Quader nicht gutwillig in ihren Wunderbau fügt. Wo sie nichts Echtes finden, nehmen sie Schillerndes, und wo ihre Hände nicht hinreichen, bauen ihre Gedanken Schlösser. Sie sind in manchem Betracht wie Kinder, die mit ihrem Schüsselchen eilen, die Farben des Regenbogens aufzufangen.

Wenn hinter solcher Begeisterungsfähigkeit nicht die lebendige Fülle steckt, die dem blassen Traumbild das Blut in die Finger und den Glanz in die Augen jagt, dann sind die Dilettanten des Idealismus fertig. Zum Glück sorgte bei Adalbert von Hanstein die Erziehung wohl für Einseitigkeit und Pathos, aber auch für Kraft und Festigkeit. Der stärkste Anstoß in dieser Richtung ging von der Persönlichkeit des Vaters, eines alten Achtundvierzigers, aus. Johannes von Hanstein, der Nachkomme eines alten Geschlechtes, dessen Stammburg bei Witzenhausen an der Werra liegt, war ein Botaniker von großer wissenschaftlicher Bedeutung. Zur Zeit von Adalberts Geburt (29. November 1861) lehrte er an der Berliner Universität und hatte seit kurzem das Amt eines Kustos am Königlichen Herbarium übernommen. Seine Gattin Helene war eine Tochter des angesehenen Zoologen Christian Gottfried Ehrenberg, so daß also auch mütterlicherseits die Traditionen einer Gelehrtenfamilie den Knaben beeinflußten. Im Jahre 1865 siedelte die Familie nach Bonn über, weil der Vater von der dortigen Universität auf den Lehrstuhl für Botanik berufen worden war. Sein Vorbild weckte frühzeitig die naturwissenschaftlichen Neigungen Adalberts und des um drei Jahre älteren Reinhold. Freilich, noch eindringender und nachhaltiger wirkten die politischen und religiösen Ansichten des Vaters, wenigstens auf den jüngeren Sohn. Darüber läßt sich Reinhold von Hanstein sehr deutlich folgendermaßen vernehmen[1]):

„Mächtige Eindrücke rief die gewaltige Bewegung hervor, die im Jahre 1870 bei Ausbruch des Krieges überall in Deutschland und vor allem am Rheine herrschte. Die durchziehenden Truppenzüge, die Transporte von Verwundeten, die Lazarette, die um Bonn herum entstanden, die mit Spannung erwarteten Kriegsdepeschen, die freudige Erregung beim Eintreffen der Siegesnachrichten, die Friedensfeier mit der Beleuchtung der Höhen, Burgen und Kapellen rings um Bonn: all das verfehlte seinen Eindruck nicht und legte den Grund zu dem nationalen Empfinden, dem der Verstorbene noch vor kurzem lebhaften Ausdruck gegeben hat. Auf seine und meine politische Denkweise haben die vielfachen Er-

[1]) Kurt Küchler, Adalbert von Hanstein. S. 3 f.

Digitized by Google

zählungen unseres Vaters gelegentlich der gemeinsamen Mahlzeiten bleibenden Einfluß gewonnen. Derselbe hatte 1848 als Mitglied der Studentenwehr an den Kämpfen teilgenommen und sich als Erbteil derselben bis in seine letzten Jahre eine entschieden liberale, allem Servilismus und aller Reaktion feindliche Gesinnung und die feste Überzeugung von der Notwendigkeit einer politischen Einigung Deutschlands bewahrt. Mit Begeisterung wurde die Errichtung des deutschen Kaisertums begrüßt und die Wiedergewinnung der westlichen Grenzländer desgleichen.

Auch der Kulturkampf, der nun mit der Falkschen Gesetzgebung begann und dessen Wogen nirgends höher gingen als am Rhein, fand lebhaften Widerhall in den Gesprächen am Familientisch. Waren natürlich wir Knaben dabei auch nur Zuhörer, so ist doch die Abneigung gegen römische Unduldsamkeit, ja gegen alles orthodoxe Kirchentum überhaupt seit jener Zeit uns beiden stets geblieben. Die religiöse Stellung unserer Eltern war etwa dieselbe zu der auch Adalbert sich in seiner späteren „Ladenburg-Rede" bekannt hat. Orthodoxer vorgeschriebener Kirchenbesuch existierte bei uns zu Hause niemals."

Vom Jahre 1873 an besuchten die beiden Brüder das Bonner Gymnasium. Bei Adalbert trat allmählich zu den Naturwissenschaften als Lieblingsgebiet die Literatur, der er oft die Stoffe zu seinen Schulvorträgen entnahm. Gleichwohl wählte er späterhin, zum Teil wohl aus pietätvoller Rücksicht auf den Beruf des inzwischen verstorbenen Vaters, an der Berliner Universität Mathematik und Botanik zu seinem Fachstudium. Aber während zweier Semester, die er in Bonn zubrachte, verlangten seine literarischen Neigungen immer energischer nach Befriedigung, so daß er sich, nachdem er im Jahre 1886 noch mit einer botanischen Abhandlung promoviert hatte, ganz von ihnen leiten ließ. Aus jener Zeit stammen die ersten ernsthaften lyrischen und dramatischen Versuche.

Im gleichen Jahre kehrte Hanstein, ein kühn entworfenes Dichterideal vor Augen, nach Berlin zurück, dessen schriftstellerische Kreise damals unter dem Banne eines Ereignisses, der Bleibtreuschen Revolutionsbroschüre standen. Auf der Basis der neuen Ideen gründeten Eugen Wolff, Leo Berg und Dr. Konrad Küster den Verein „Durch", dessen Mitglied der leicht zu begeisternde Neuling von Anfang an war. Sein Beitritt knüpfte persönliche Beziehungen zu Arno Holz, John Henry Mackay, Konrad Alberti und zahlreichen anderen, die eben ihre Erstlingswerke hinter sich hatten. Zu Hansteins intimen Freunden gehörte eine Zeitlang auch Gerhart Hauptmann, doch waren, als er den Verleger Paul Ackermann zur Annahme des ihm zur Prüfung übergebenen Dramas „Vor Sonnenaufgang" bewog, die gegenseitigen Beziehungen schon erkaltet. Überhaupt: je mehr die junge Bewegung statt der bloßen unbestimmten und ungeklärten Gegnerschaft gegen die Alten den Naturalismus zu ihrem Programm machte, desto rascher ging bei Hanstein der anfängliche Feuereifer in kühle Kritik über. Er machte an einer ganzen Richtung, an einer ganzen Gruppe das durch, was alle, die geneigt sind, zu idealisieren, so oft am Einzelnen erleben und erleiden müssen: die Ent-

Digitized by Google

täuschung. Während viele der Jüngstdeutschen im Schillerhaß eine Art Adelsbrief sahen, schuf er dem Dichter der Idee und des Ideals ein immer gewaltigeres Piedestal der Bewunderung.

Gleich seinem Heros blieb auch Hanstein der Kampf mit den Forderungen des täglichen Lebens nicht erspart, zumal nach dem Tode der Mutter (1890). Zwar enthob ihn, nachdem er bereits bei der „Vossischen Zeitung" und bei der „Post" tätig gewesen war, die Stelle eines Theaterkritikers am „Berliner Fremdenblatt" der dringendsten Sorgen. Doch der „zerstreuende, Talente mordende Journalismus", wie er später einmal in einem Briefe an Kurt Küchler schrieb, wurde ihm mehr und mehr eine drückende Last. In der Ausnutzung seiner rednerischen Begabung suchte und fand er eine friedvollere Erledigung der finanziellen Frage, die nach seiner Verheiratung im Jahre 1893 noch energischer an ihn herantrat. Die Berliner Volkshochschule, die Humboldt-Akademie, öffnete ihm den Weg, der ihn zu glänzenden Erfolgen führte. Sein tüchtigstes Werk, eine bis jetzt in zwei Bänden vorliegende Abhandlung über die „Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts", veranlaßte seine Berufung an die Technische Hochschule in Hannover, wo er seit 1901 vor vollen Sälen Literaturgeschichte, Ästhetik und Philosophie dozierte. Nach kurzer Krankheit wurde er am 11. Oktober 1904 seiner Familie und seinen Schülern entrissen. Wie begeistert diese ihren Meister Adalbert verehrten, davon redet deutlich Kurt Küchlers Studie,[1]) die dem Andenken des Toten gewidmet ist. Die naturwissenschaftlichen Neigungen und Studien Hansteins haben jedenfalls den ersten Festsetzungen einer Weltanschauung die pantheistische Form gegeben. Schon der Knabe begann die Naturdinge, die ihm nicht in die richtigen Beziehungen gesetzt worden waren, mit schwärmerischen Augen anzusehen. Dieser sentimentale Pantheismus hat indessen auf die späteren Dichtungen nur noch schwache Reflexe geworfen. Bis in seine letzten Konsequenzen ist er ihm kaum gefolgt, wenigstens arbeitet er sich in der gegen Professor Ladenburg gerichteten Broschüre „Gott und Unsterblichkeit in der modernen Weltanschauung" zu dem Resultate durch, „daß wir keinen Grund haben, die Existenz eines allgewaltigen, über allen Naturgesetzen stehenden Weltgottes und ebenso die Ewigkeit der menschlichen Seele zu bezweifeln".[2]) Die Kräfte der Menschenliebe, die in ihm frühzeitig lebendig wurden, vertieften seine Anschauungen und liehen ihnen sittliche Hoheit. Ihm ist die Weltgeschichte eine gewaltige Symphonie, in der sich die Dissonanzen, die Mißtöne für das Ohr des Einzelmenschen, durch die göttliche Macht der Liebe im Wachsen des Weltkörpers zur ewigen Harmonie einen.

Es wirkte auf die künstlerischen Äußerungen Hansteins durchaus nicht immer rein befruchtend, daß er diese großen Anschauungen auf seine Dichtungen

[1]) Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. — Ich verdanke dieser Broschüre und in geringerem Maße auch den Aufsätzen von H. Krüger-Westend (Monatsblätter f. deutsche Literatur, Dezbr. 1904) und Hans R. Fischer (Hannoverscher, Courier 12. Okt. 1904) viele sachliche Angaben, namentlich im biographischen Teile meiner Ausführungen.

[2]) Nach H. Krüger-Westend a. a. O.

Digitized by Google

herüberspannte, da seine Gestaltungskraft selten für die Tiefe seiner Reflexionen und die Wucht seiner Empfindungen ausreichte. So kam es zu gewaltsamen Dehnungen und Zerrungen. Der Versuch, das Triviale und Alltägliche auf den Ton des „ewigen Weltgedankens" zu stimmen, das Menschliche ins Licht der göttlichen Ordnung zu setzen, glückte ihm nur in einzelnen Fällen. Für die Hoheit der Form, für den „inneren Klang" hatte er wenig Verständnis. Man findet nicht viele Gedichte, wo sich das rhythmische Gewand dem lebendigen Ideenkörper ungezwungen anschmiegt.

Seine Lyrik gönnte der Reflexionspoesie einen breiten Raum. Sie ist eine deutliche Ausprägung seiner Weltanschauung. Selbst bei Natur- und Stimmungsbildern bleibt die Wendung ins Gedankliche kaum einmal aus. Von seinen „Menschenliedern" (1887)[1]) sagt er selbst:

„Das Ringen nach einer einheitlichen Weltanschauung, das einst den frommen Knaben beim Studium der Naturwissenschaften ergriffen hatte; die großen Gestalten, die aus der Geschichte und Philosophie mich hinübergeleitet hatten in die moderne Welt; und endlich die moderne Großstadt selber, die plötzlich vor mir aufgegangen war, mit Glanz und Kraft, Elend und Verzweiflung spiegelten sich mir in Balladen und Liedern."

In den paar rein philosophischen Gedichten des Bandes, über denen der Geist Schillers waltet, spannt er Gedanken von manchmal überraschender Kraft der Anregung in einer Sprache, die von innerer Fülle durchtränkt ist, zu poetischen Glaubensbekenntnissen zusammen. Doch spürt man hier schon den einseitigen Phantasten. Und gar in den Stücken, wo er einer temperamentvollen Polemik gegen das orthodoxe Christentum freien Lauf läßt, muß die Kunst fast überall der Tendenz weichen. Hanstein sah nicht klar und nicht frei genug, um Person und Sache zu trennen. Gut ist an seinen Anklagen die ehrliche Überzeugung und die reine Absicht, unfein und unwahr dagegen die zornige Verallgemeinerung. Abgesehen davon, daß sein Eifer seine Dichtungen nicht ausreifen ließ, reichte Hansteins Kraft bei weitem nicht aus, Gestalten wie Christus, Mohammed, Huß zu wirksamen Aposteln seiner Weltanschauung zu machen. Er heftet ihnen eher etwas Schwächliches, Weibisches an, ähnlich wie seinen gescheiterten Künstlern. Bei seinem Selbstmörder, seiner Kindsmörderin erinnerten mich die weinerlich vorgetragenen Geschehnisse unwillkürlich an die Mordgeschichten, die man auf unseren Jahrmärkten für Geld erklärt. Es wäre dem dichterischen Rufe Hansteins jedenfalls sehr zugute gekommen, wenn man bei der Neuauflage diese Schauerballaden unterdrückt hätte. Sie bilden einen sehr ungünstigen Rahmen für das wirklich Gute. Auch die lispelnde Frühlingslyrik, die den Band eröffnet, hätte wegbleiben sollen. Sie reicht, was Originalität und Anschaulichkeit betrifft, an die folgende kleine Abteilung „Nachtstimmungen" nicht entfernt heran. Hier finden sich einige wenige abgeklärte und ausgereifte Stücke, die wohl den künst-

[1]) Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. Dritte, stark vermehrte Auflage.

Digitized by Google

lerischen Höhepunkt der Hansteinschen Lyrik darstellen. Für reine Naturbilder dagegen mangelte es ihm zu sehr an einer Hauptbedingung, der konzentrierenden Kraft, obwohl auch hier treffliche Ansätze nicht fehlen. Er brachte es nicht über sich, sein lebhaftes und leicht erregbares Gemüt zu beherrschen; er mußte alles sagen, was er auf dem Herzen hatte. Dadurch ging ihm Maß und Ruhe verloren.

Ein echt Hansteinscher Gedanke steht über der Dichtung „Von Kains Geschlecht" (1888).[1] Kain ist hier der unverstandene, kraftstrotzende Vollmensch, dessen leidenschaftliche Liebe zu dem sanften, schwächlichen Dutzendmenschen Abel sich in furchtbaren Haß kehrt. Der Fluch des Brudermords ist auf die ganze Menschheit übergegangen. Gerade die, die nach dem Höchsten streben, die den Eingang zum verlorenen Paradies suchen, werden zu Mördern ihrer Brüder. „Liebe selber wird Brudermord!" Leider hat dieser fruchtbare Gedanke in den fünf Bildern, die ihn zu dichterischem Ausdruck bringen sollen, mit einem bedauerlichen Mangel an groß gestaltender Phantasie zu kämpfen. Verwandt mit ihm ist die Idee, die dem kleinen Epos „Achmed der Heiland" (1899)[2] zugrunde liegt. Hier wird der Mahdi, der anfängliche selbstlose Heiland der Liebe und Güte, durch die List eines Abenteurers zum blutigen Kämpfer und zum bewußten Betrüger. Dieses Schicksal ist mit ziemlicher Kraft und Anschaulichkeit geschildert. Schon vorher hatte Hanstein sein Talent in epischen Dichtungen erprobt. Auf den „Liebesrichter" (1893) war 1897 „Der Vikar"[3] gefolgt, der in schön ansteigendem Pathos die Geschichte einer entsagenden Priesterliebe erzählt. Im Prosaroman Erfolge zu erringen, blieb Hanstein versagt. Er hat sich in einem humoristisch-satirischen Zeitroman „Die Aktien des Glücks" und in einem Roman aus Berlin „Zwei Welten" versucht. Aber sein größter künstlerischer Fehler, der Mangel an Tatsächlichkeitssinn, ward ihm im Zeitalter des Realismus und des Naturalismus, von dem er viel hätte lernen können, erst recht zum Verhängnis.

In seinen Dramen „Die Königsbrüder" und „König Saul" wollen manche den Gipfel seines dichterischen Könnens sehen. Insofern als hier sein Pathos im Munde eines fein abtönenden Schauspielers zündend wirken kann, mag das ja richtig sein. Aber es ist doch zu viel in sie „hineingeheimnist". Hanstein bläst seinen Gestalten einen zu starken Atem ein. Man kommt immer wieder auf den einen Vorwurf zurück: er hat wohl die Gedanken, aber nicht die Kraft, sie künstlerisch leben zu lassen. Er war ein Mensch mit dem Pathos eines Dichters, dem die ruhig und gelassen formende Hand des Künstlers abging. Wohl riß er mit seinen „Königsbrüdern" sogar in der Zeit des Naturalismus im Berliner Theater sein Publikum zu lebhaftem Beifall hin, aber sie vermochten sich nicht zu halten. Dem großen Erfolge des neuerdings in Hannover aufgeführten Dramas „Zwei Welten" kann man eine objektive Bedeutung nicht zu-

[1] Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. Dritte Auflage. [Mk. 2.—].
[2] Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 1.50 [Mk. 2.—].
[3] Berlin 1904, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Zweite Auflage. Mk. 1.—.

Digitized by Google

erkennen, da sich damit doch wohl von vorneherein der Plan einer Ehrung des verstorbenen Dichters verband.

Der Literarhistoriker Adalbert von Hanstein hat sich große Verdienste mit seinem „Jüngsten Deutschland" erworben, und zwar liegt der Wert des Werkes hauptsächlich in dem persönlichen Element, das dem Buch etwas Lebendiges gibt. Es steht viel darin, was man sonst kaum erfährt, und diesem Umstande, glaube ich, dankt das Buch seinen großen Erfolg. Daß auch die Klatschsucht des lieben Publikums, die sich so gern an das Persönliche ihrer Lieblinge hängt, hier etwas mitspielt, ist kaum zu leugnen. Für den Literarhistoriker aber ist das Werk eine bedeutsame Quelle. Weniger wohl für den Laien, denn in Hansteins ästhetischer Beurteilung steckt ein großer Teil der Einseitigkeit des Idealisten, wenn er sich auch in sehr anerkennenswerter Weise bemüht, allen gerecht zu werden. Sie kommt besonders deutlich bei Arno Holz, bei Wildenbruch, auch bei Hauptmann und einigen anderen Naturalisten zum Ausdruck. Man braucht nur die Proben anzusehen, um zu erkennen, daß Hanstein für intime, insbesondere auch formale Schönheit kein rechtes Organ hatte. Man hat auch wohl in seinem Buche „Ibsen als Idealist", in dem er elf Vorträge vereinigte, eine kleine Vergewaltigung vor sich. Vieles von Hansteins Lebensarbeit ist bei seinem frühen Tode nur ein Plan geblieben, so die dreibändige Geschichte der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.

In Hanstein lebte ein starker Betätigungstrieb, ein immer lebendiges Bedürfnis, seine Ideen mitzuteilen und mit ihnen auf Massen wie auf einzelne zu wirken. Deshalb fand er im Lehrberuf so große Befriedigung und so große Erfolge. Eben deshalb ist es aber auch wahrscheinlich, daß wir noch den Politiker Hanstein vor uns gehabt hätten. Schon schwebte der Parteien Haß und Gunst über ihm: die Reinheit seiner Absichten, der selbstlose Eifer für seine Ideale verdienen es, daß sein Bild nicht allzusehr verzerrt im geistigen Ahnensaal der folgenden Zeiten hängt.

Auswahl aus A. v. Hansteins Gedichten

Herbst

Das Laub hat ausgegrünt in Gau und Hag,
Die Traube schwoll, die Ähren sind geschnitten —
Durch weichen Nebel, der am Himmel lag,
Kommt leuchtend uns zum letzten Sommertag
Der Sonne letzter Funkelstrahl geglitten.

Digitized by Google

Nimm Abschied, Herz, von Farbe, Licht und Glut —
Noch einmal funkelts auf in Busch und Bäumen,
Wie Blumen bunt, getaucht in Gold und Blut —
Das ist des Sterbens trügerischer Mut —
Kurz vor dem Schlummer noch ein buntes Träumen!

Noch einmal denn hinaus — den Stab zur Hand —
Mit Frühlingsmut und sonnenheißem Sehnen!
Weit, wie die fruchtbefreite Flur sich spannt —
Weit, wie des Himmels sonnig Wolkenband,
Soll Mut und Hoffen, Herz und Blut sich dehnen! —

Dann mag der Wirbelsturm im Überdruß
Das welke Laub von morschen Zweigen hämmern —
Und niederschmettern, was verderben muß! —
Noch eines letzten Sommertags Genuß —
Dann mag die lange Nacht herniederdämmern!

Winternacht

Von schweren Nebeln schwebend überwallt,
Dehnt sich die Straßenfront zur Wolkenferne,
Weiß breitet sich der eisige Asphalt
Im Funkensprühn der trüben Glühlaterne,
Und still vom Himmel, drin kein Licht erglimmt,
Ein traurig Grau zum First der Dächer schwimmt.

Feuchtschwere Träume huschen durch die Luft
Und lagern lastend sich auf die Gedanken;
Im Frost erstorben, wie in Todesgruft,
Will mein Bewußtsein taumelnd mir entschwanken,
Als ob es weit ins weiche Wolkenland
Im Weltenschlaf der Winternacht verschwand.

Mattkaltes All — laß in dem Meer von Grau
Mein ahnungswaches Auge nicht erblinden!
Laß in dem Weltenleib von Äthertau
Dein glutumflutet Sonnenherz mich finden,
Und laß mich, gleitend in den heil'gen Schein,
Ein Teil von deiner heißen Seele sein!

Digitized by Google

Auf dem Bahnhof

Funkensprühender Schienenlauf
Schimmert im Lichterstrahle.
Mächtig weitet die Halle sich auf,
Wölbt den steinernen Bogen hinauf
Über dem dunkeln Portale.

Schweigend flutet die Nacht herein,
Schwarz und märchengewaltig.
Buntfrohe Lichter brennen darein,
Werfen zu Boden in zuckendem Schein
Schatten tausendgestaltig.

Flammenzuckender Schienenstrang,
Eisengewordener Wille —
Hoffender Seele sehnender Drang
Schickt dir die hastenden Wünsche entlang,
In die verglühende Stille.

Tauchen mit dir in die sprühende Pracht,
Blitzen und tanzen und glimmen,
Strecken sich hin mit unendlicher Macht,
Um in der feierlich schweigenden Nacht
Spurlos wie du zu verschwimmen!

Auf Rügen

Die Abendstrahlen blinken
Vom Waldgebirg hinab
Und leuchten zur Rechten und Linken
Auf ein rosiges Hünengrab.

Die Buchen trotzen und träumen
Auf der uralten Recken Gebein,
Hoch ragt von des Waldkamms Bäumen
Der Schloßturm ins Land hinein.

Vom Berg zu den Gräberhügeln
Der Hafer duftet und blüht,
Durchsummt von zitternden Flügeln,
Von leuchtenden Blumen durchsprüht.

Du ragender Turm vom Berge,
Du Hüter der lebenden Zeit,
Schau hin auf die steinernen Särge
Und ihr jungfrisch grünendes Kleid!

Sank einst dein Gemäuer in Splitter
Und stürztest du krachend hinein,
Dann schneidet den Hafer der Schnitter
Um dein vermorschtes Gestein.

Dann läuten die Herdenglocken
So lieblich wie eh' durch das Tal,
Dann streut wie je seine Flocken
Goldblitzend der Abendstrahl.

Dann wischt in stillem Bewegen
Die Flur in der funkelnden Spreu,
Und sinkt sie im heutigen Regen,
Im morgigen hebt sie sich neu.

Wogt weiter ihr rauschenden Felder,
Ihr flutenden Ährenseen,
Und laßt mir als Künder und Melder
Die Gräber der Hünen stehn!

Und tränkt eine stille Gemeine
Im alten verschütteten Born,
Und wandelt wie Eisen und Steine
In fröhlich schwellendes Korn!

Und laßt mir den Himmel blauen
Und die Lüfte säuseln still,
Und vor altem Gemäuer grauen,
Wer nicht jauchzen und jubeln will.

Digitized by Google

Kleist- und Grillparzerstudien

Besprechungen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München

Das Drama steht heute im Mittelpunkte des literarischen Schaffens. Alle die Jungen und Jüngsten, die etwas bedeuten, haben ihre wichtigsten Erfolge auf den Brettern errungen. Daß diese Erfolge immer auch eine Bereicherung unserer Literatur bedeuten, soll damit nicht gesagt sein. Aber sie haben dem Betrachtenden das Auge aufgeriegelt für manchen künstlerisch feinen Zug, den man früher nicht kannte oder doch nicht sah; und so konnte es nicht ausbleiben, daß man auch die Dramatiker älteren Geschlechtes mit anderem Auge zu betrachten anhub.

Hebbel, den die Jungen als ihren Vorfahr preisen, ist erst durch sie zur richtigen Würdigung gelangt — einzelne, wie Adolf Bartels, lassen ihn schier ganz alleine noch gelten. Schiller wurde eine Zeitlang geradezu verachtet; jetzt urteilt man ruhiger und hat sich damit auch wieder zu den Schönheiten Schillers hindurchgefunden. Kleist und Grillparzer gehören gleichfalls zu den älteren Dramatikern, die eine ganz neue Würdigung gefunden haben. Eine neue und reiche Literatur knüpft sich an diese beiden Namen. Ueber ihre Forschungsergebnisse soll hier berichtet werden, soweit mir die Bücher zugänglich wurden. Wenn hie und da ein Buch Veranlassung wird, über den in den beiden Namen festgelegten Rahmen hinauszugreifen, wird hoffentlich der Berichterstatter auf Nachsicht rechnen dürfen.

Heinrich von Kleist, den u. a. Edgar Steiger im Gegensatze zu Schiller kräftig herauszuheben sucht[1]), ist lange Zeit eine problematische Natur gewesen; für viele ist er es noch heute. Namentlich ist er es für die Herren, die mit einem Poeten erst richtig zufrieden sind, wenn sie ihn in einem wohletikettierten Literaturschubfach beigesetzt haben. Nach dieser Beisetzung interessiert er sie nicht mehr viel. So mußte auch Kleist untergebracht werden — aber wo? Nun, er stellte sich wiederholt in Gegensatz zu Goethe, und Ludwig Tieck gab seine Werke heraus — ergo: er gehört zur Romantik.

Aber man scheint doch mit dieser Etikettierung nicht recht zufrieden gewesen zu sein; so milderte man sie durch die Legende, die heute noch in weiten Kreisen der Wissenschaft unbestrittene Geltung hat: Kleist habe Sophokles und Shakspere, den klassischen und den charakterisierenden Stil, zu einer höheren Einheit zu verschmelzen gestrebt. Wilbrandt hat diese Legende in seiner Kleistbiographie grundgelegt, und seitdem erbt sie sich weiter, wie so viele andere Legenden, die nicht umzubringen sind. Wilbrandt ist übrigens noch vorsichtig; er sagt (S. 168):

[1]) Das Werden des neuen Dramas II. S. 139: „Wer kümmerte sich um den großen Dramatiker, der Schiller um Haupteslänge überragte." — Die Beurteilung der „Hermannsschlacht" unmittelbar vorher ist übrigens nicht einwandfrei und allzu begeistert.

Digitized by Google

„daß dies der eigentliche Traum seiner Seele war, *erraten* wir unzweideutig aus dem überbliebenen Fragment des Guiskard, aus zerstreuten Andeutungen und aus dem ganzen Charakter seiner Kunst." Die Sache läßt sich also nur *erraten*, aber nicht beweisen; und das ist mißlich für den Historiker und muß Bedenken wecken.

Spiridion Wukadinović geht nun endlich dieser Legende energisch zuleibe; er weist in seinen wertvollen „Kleist-Studien"[1]) (S. 104 ff.) deutlichst nach, daß vor Wilbrandt kein Mensch von diesem Streben Kleists eine Ahnung hat, daß auch Kleist selber sich nirgends in diesem Sinne ausgesprochen. So bleibt nichts übrig als eine willkürliche Vermutung Wilbrandts, die sich herleitet aus dem bekannten Lobe Wielands: „Wenn die Geister des Äschylus, Sophokles und Shaksperes sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ." Aus der Zusammenstellung jener Namen, die nichts als die Spitzen der tragischen Kunst bezeichnen wollen, hat Wilbrandt eine Verschmelzung ihrer verschiedenen Kunststile herauskalkuliert, die keine wirkliche Begründung hat.

Wukadinović bringt uns in seinem Buche den Guiskard näher; aus Briefstellen Kleists, aus seiner gleichzeitigen oder späteren Arbeit baut er den wahrscheinlichen Plan des Guiskard auf. Mehr als Vermutungen will er seine Ausführungen nicht nennen; aber es wäre nur zu wünschen, daß keine schlechter begründeten Vermutungen je als Tatsachen verkündigt worden wären. Eine Vermutung hat so viel Wert als sie erklärt; und ich muß gestehen, es scheint mir hier wenig unerklärt zu bleiben, denn alles schließt sich folgerichtig zusammen. Höchstens die Schlußszene (S. 132 f.) scheint mir nicht genügend wahrscheinlich gemacht, wenn wir die früher vermutete Einheit des Schauplatzes festhalten wollen. Ihr Inhalt mußte dann von einem Exangelos kundgetan werden.

Als Hauptergebnis, das sich aus der Untersuchung des Guiskardfragmentes und seiner wahrscheinlichen Fortsetzung ungezwungen ableiten läßt, stellt sich nach Wukadinović (S. 107 ff.) folgendes dar: Kleist entnimmt im Guiskard Technik und Motive deutlich der Antike; er gibt einen Schlußakt wie König Ödipus, eine abschließende Katastrophe: schon am Beginne hat das Schicksal den Helden unabwendbar gepackt. Antik stilisiert er seine Gleichnisse, charakterisiert er seine Personen. Sophokles schwebt ihm vor. „Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß das bewußte Streben Kleists, im Guiskard eine Tragödie antiken Stils zu schaffen, durch Stellen, in denen der Dichter aus dem Tone fällt, und die sich in dem Organismus der Dramas wie Fremdkörper ausnehmen, hie und da getrübt wird. Aber dies hat seinen Grund nicht darin, daß Kleist Shakspere in sein Stück hineinziehen wollte, sondern vielmehr darin, daß Kleist — Kleist war. Er war eben keine antike Natur. Der Geist der Antike war ihm und

[1]) Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung G. m. b. H. VIII u. 192 S. 8.

Digitized by Google

seiner Kunst fremd, ja er empfand sie vielleicht zuweilen als etwas Fremdartiges, Unorganisches. Daher ist auch überall bewußte Absicht zu merken, wo er darauf ausgeht, sich die Antike zu eigen zu machen, wie auch Wilbrandt zugeben muß, daß der antikisierende Ton des Guiskard dem Charakter der Kleistischen Muse zu widersprechen scheine. Wie Goethe die Antike voll in sich aufzunehmen und geklärt wiederzugeben, vermochte er nicht. Was von antikem Wesen und Geiste durch das Medium seiner starken Individualität hindurchging, war nicht mehr die Antike. Das ist an seiner Penthesilea ganz deutlich zu sehen. —

Goethe sagt einmal von Raphael: „Er gräzisiert nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche." Gerade das Gegenteil gilt von Kleist. Er gräzisiert, d. h. er eignet sich die äußerlichen, sinnenfälligen Kunstmittel des antiken Dramas an, aber er denkt, handelt, fühlt nicht wie ein Grieche, selbst dort, wo er die griechische Heroenwelt zum Mittelpunkt seines Stückes macht." — Diesen Sätzen pflichte ich unbedingt bei.

Mit ebenso sicherer Schärfe der Untersuchung werden die beiden Jugendlustspiele, die Eugen Wolff als Arbeiten Kleists herausgab, dem jungen Wieland zugesprochen, und die Grundlage der somnambulen Züge des Käthchen von Heilbronn festgelegt, während mir im letzten Aufsatze über den Prinzen von Homburg die Vermutung über das Werden dieses Dramas, so ansprechend ihre Einzelheiten sind, doch nicht hinreichende Begründung zu haben scheint.

Ansprechende Ergänzungen zur Frage nach der Entstehungszeit dieses Dramas bringt Dr. Berthold Schulze bei in seinen „Neuen Studien über Heinrich von Kleist"[1] (S. 71 ff.). Schulze stellt auch sonst manche preußische Beziehungen Kleists besser ins Licht, wobei er namentlich Reinhold Steig (Neue Kunde zu H. v. K. und H. v. Kleists Berliner Kämpfe) in manchen Einzelheiten ergänzt und berichtigt. Unter dem geschraubten Titel „Kleist, ein Wissender" (S. 19 ff.) werden des Dichters Vergilkenntnisse mit eingehenden Einzelheiten behandelt. Die das Buch abschließenden Ausführungen über den Charakter des Großen Kurfürsten im Prinzen von Homburg (S. 78 ff.), die gegen törichte Sätze des preuß. Hofschauspielers Matkowsky Stellung nehmen, decken sich im wesentlichen mit dem, was Wukadinović (S. 189 f.) kurz und knapp, und Bulthaupt in seiner „Dramaturgie des Schauspiels"[2] (S. 538 ff.) ausführlich über diesen Punkt sagen. Ein ernstlicher Zweifel an der Richtigkeit dieser Auffassung, die Wukadinović in das Wort zusammenfaßt: „der Große Kurfürst als Erzieher", kann kaum mehr aufkommen.

Bulthaupt behandelt in dem eben in zehnter Auflage erschienenen ersten Bande seiner Dramaturgie von Kleist die vier Dramen: Das Käthchen von

[1] Heidelberg 1904, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 8°. 92 S. Mk. 2.—. Die der Inhaltsangabe folgende „Druckfehlerberichtigung" macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

[2] I. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Zehnte neubearbeitete Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Oldenburg und Leipzig 1905, Schulzesche Hofbuchhandlung. 8°. 572 S., davon entfallen 16 auf das nicht sehr zuverlässige Namen- und Sach-Register. Mk. 6.— [7.—]. — Ich behalte mir vor, gelegentlich näher auf die übrigen hier behandelten Dichter einzugehen.

Digitized by Google

Heilbronn, der zerbrochene Krug, die Hermannsschlacht und Prinz Friedrich von Homburg. Da haben wir gleich beisammen, was von Kleist der heutigen Bühne angehört. Die Aufführung der Penthesilea wird nach Bulthaupt (496 f.) Experiment bleiben, die des Guiskard und des Amphitryon sind von vornherein als Versuche für eine kleine Gemeinde behandelt worden. Wir haben hier eben eine Beurteilung der Dramen Kleists vom Standpunkte des praktischen Theatermannes, der die Forschung mit Auswahl benutzt, aber nicht eben weiterführt. Vieles, was da gesagt wird, hat seinen Wert für die Beurteilung der Kunstwerke als Bühnenstücke, vieles ist auch wieder sehr subjektiv oder bleibt an der Oberfläche. Als Ganzes ist das Buch eine brauchbare Ergänzung zur forschenden Arbeit, die oft zu wenig auf die Bühnenpraxis Rücksicht nimmt.

Einzelne Bemerkungen nach dieser Richtung bringt auch Kohlrausch bei in seinem dankenswerten Buche: „Klassische Dramen und ihre Stätten“[1]). Neben Shakspere, Lessing, Goethe, Schiller ist Kleist mit dem Käthchen und dem Prinzen von Homburg vertreten. (S. 261 ff.) Es ist reizvoll hier nachzulesen, wie herzlich wenig sich unser Dichter bei seinem selbstherrlichen Schaffen um Geschichte und Geographie kümmert, und wie dennoch die Lokalstimmung seinen frei erfundenen Gestalten den rechten Hintergrund bietet. So werden die kleinen Essays mit ihren Bildern zu recht ansprechenden Einführungen und Stimmungsouvertüren für den Genuß der hier behandelten Dramen, sei es in Lesung oder lebendiger Anschauung. Daß sich für die szenische Ausstattung dabei manch nützlicher Wink ergibt, habe ich im „Ratgeber“ schon hervorgehoben.

Wenden sich die beiden eben genannten Autoren in leichter, gefälliger Form an das große Publikum, so fährt Dr. Michael Lex weit schwereres Geschütz auf — leider auch in der sprachlichen Darstellung — mit seinem Buche: „Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist“[2]). Eine gehaltreiche Arbeit hab ich das Buch im „Ratgeber“ genannt, geeignet, das Verständnis der genannten Dichter und ihrer dramatischen Werke zu fördern. Das halte ich gerne aufrecht; aber ich unterstreiche das Wort: fördern. Das setzt voraus, daß schon eine Grundlage des Verständnisses vorhanden sein muß, will man wirklich Nutzen aus dem Buche ziehen. Dann wird seine Lesung, die gewiß nicht zur leichten Arbeit gehört, manches Licht für die einzelnen Dramen erschließen — unmittelbar oder auch mittelbar, d. i. in innerem Widerspruche zu dem, was man liest.

---

[1]) Stuttgart 1908, Robert Lutz. 306 S. — Illustriert von Peter Schnorr.

[2]) München 1904, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 314 S. 8°. Mk. 4.—. Als Beispiel für die oft recht schwere Sprache sei hier nur ein Satz angeführt: „Was den Inhalt der Idee betrifft, so ist klar, daß die innere Handlung eine zweifache ist: Orestens Heilung von schwerer Krankheit, ihm aufgeladen als Fluch des Muttermordes, durch Iphigeniens schwesterlich liebevolles Begegnen, sodann die Befreiung dieser selbst, Orestens und Pylades' aus Verbannung bzw. Gefangenschaft, wieder durch Iphigeniens Wahrheit und hohes Wesen, welche Befreiung für den Zusammenhang der Geschicke ihres Geschlechts der endlichen Entsühnung, der Rückkehr in die Heimat und zu friedlichen Verhältnissen gleichkommt.“ (S. 41 f.) — Wer kann das mit einem Blicke klar überschauen? Oder wollte der Verfasser, daß man seine Sätze doppelt und dreifach lese, um gründlich einzudringen?

Digitized by Google

Lex erklärt in der Einleitung „die dramatische Idee als die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale" (S. 10). Ich weiß nicht, ob der Leser aus dieser Erklärung ein wirklich klares Bild gewinnt; jedenfalls ist klar, daß das Wort „Idee" für den Verfasser eine eigentümliche Bedeutung hat. Ich muß gestehen, daß ich mir diese Bedeutung bei der Behandlung der einzelnen Dramen nicht immer ganz ungetrübt vor dem geistigen Auge zu halten vermochte und am Schlusse am deutlichsten erkannte, was S. 299 auch ausgesprochen wird, „daß sich bezüglich des Inhalts[1]) der Idee, besser gesagt der Ideen — denn jede will als selbständiges, selbsttätiges Lebewesen betrachtet sein — allgemeine Grundsätze nicht aufstellen lassen". So heißt es denn auch weiter (S. 300), daß jedes dramatische Werk als lebendiges für sich zu gelten hat und dem Dichter das Recht zusteht, mit den Ideen, auch insofern sie Abdruck einer Weltanschauung sind, zu wechseln. Shakspere und Goethe haben das ausgiebig getan, nicht zum Schaden ihrer dramatischen Wirkung, auch nicht ihrer dichterischen Person. Denn, um es nochmal deutlich zu sagen: „Für die Wirkung und den Wert eines Dramas kommt es nie darauf an, welcher Weltanschauung Abdruck die Idee ist, noch kommt es auf diese selbst an, sondern mit welcher Wahrheit (Anschaulichkeit, Eindringlichkeit) sie sich als Schicksal darstellt." Ich muß gestehen, der Historiker wird nach all dem mit dem Buche als Ganzem nicht sehr viel anfangen können. Er wertet die Einzelerscheinung aus ihrem Zusammenhange heraus und wird dabei für manche Anregung sehr dankbar sein. Die Anlegung eines ästhetischen Systems aber liebt der Historiker nicht. Und warum nun die Beschränkung gerade auf diese vier Dramatiker? Warum ist nicht Shakspere, warum nicht Hebbel, der Ideendramatiker im höchsten Sinne, beigezogen? Mag bei ihm die Idee wieder etwas anderes bedeuten, so hätte m. E. seine Behandlung erst recht weiteres Licht in die nicht ganz einfache Sachlage gebracht.

Ueber Heinrich von Kleist hat Lex recht ansprechende Sätze, die freilich immer von seinem Systeme aus zu verstehen sind: „Kleist war der subjektivste Dramatiker, insofern er stets sich selbst mit dem Inhalt seiner Werke identifizierte und insofern dieser von seiner Weltanschauung geradezu erzwungen war; er war aber zugleich der objektivste Dramatiker, insofern er den Personen seiner Werke Selbständigkeit, Rundung und Eigenleben gab. Seine Subjektivität offenbart sich in der Idee, seine Objektivität in der Charakteristik. In der letzteren ist er nicht unähnlich Shakspere; für die Intensität seines Subjektivismus in Führung der Idee kennen wir keinen Gegenstand des Vergleichs. Obwohl ein Gutteil seiner Dichtergabe in ihr beruht, so war sie doch eine eigentliche und stete Gefahr für ihn selbst und seine Werke.... Was die Idee in Kleists Werken der ersten Periode, die Lustspiele mit inbegriffen, charakterisiert, ist die durchaus negative Weltanschauung, die freilich am krassesten gleich in den Schroffen-

[1]) Die Hervorhebungen sind dem Buche selbst entnommen.

Digitized by Google

steinern zum Ausdruck kommt. Für die späteren Werke raffte er sich, zum Teil in der Hoffnung auf Glück, zum Teil gepeitscht vom Unglück seines Landes, zu positiven Ideen auf, und nur für das letzte seiner Werke, den Prinzen von Homburg, ist es gestattet, von einer Objektivität des Dichters auch der Idee gegenüber zu sprechen" (S. 259 f.). — Und doch heißt es weiterhin (S. 295): „daß Kleist im Prinzen von Homburg aus patriotischem Interesse eine subjektive aber positive Idee: Rettung und Stärkung des Staates durch freudige Unterwerfung der (anerkannten) Persönlichkeit unter das Gesetz — durch den glücklichen Ausgang eines vollen individuellen Schicksals verfolgte, das, für sich genommen, wohl tragisch hätte enden müssen, zu gutem Ende aber geführt wird durch die Verknüpfung von Homburgs realem Schicksal ins Gebiet des Traumwandels". Wir sehen: allzu klar ist weder Inhalt noch Darstellung. Und das ist zu bedauern.

Auf die Ausführungen dieses Buches über Grillparzer nimmt wiederholt Bezug ein anderes Werk, das mir vorliegt: „Grillparzer und das Neue Drama"[1]). Eine Studie von Dr. O. E. Lessing. Unter dem „neuen Drama" versteht der Verfasser das, was Hebbel wollte: es sollte „nicht nur den Konflikt des Individuums mit der Idee darstellen, sondern die Dialektik in die Idee selbst hineintragen, die Berechtigung der Idee debattieren. ... Hatte die alte Tragödie gezeigt, daß das Individuum im Kampfe mit der ‚Weltordnung', einem unveränderlichen Sittengesetz unterliegen muß, so weicht in der neuen Tragödie der einzelne dem Ganzen, damit dieses sich reiner und freier entfalten kann. Auf den Trümmern der untergehenden Welt baut sich eine neue höhere auf. In der alten Tragödie bildet das Individuum den Brennpunkt, worin sich die Strahlen der Idee treffen; in der neuen Tragödie entwickelt sich erst die Idee zum Pol, dem das Individuum zustrebt. In der alten Tragödie erleben wir das Werden und Vergehen einer Sonderexistenz; in der neuen Tragödie spiegelt sich die Entwicklung der Menschheit, die wie der Phönix immer wieder untergeht und neu verjüngt ersteht. Insofern die alte Tragödie im Untergang des „Helden" ihren Endzweck erreicht, ist sie individualistisch. Insofern die neue Tragödie im Untergang der Einzelexistenzen nur Durchgangsstadien der fortlaufenden Entwicklung des Ganzen sieht, ist sie kollektivistisch." (S. IV f.) Es versteht sich, daß diese Kunstausdrücke etwas anderen Inhalt haben als in ihrer gewöhnlichen Anwendung. Die Grundlage für diese Gedanken Hebbels findet

[1]) München und Leipzig, R. Piper & Co. 8°. VIII u. 174 S. Mk. 4,—. — Hier unten mag bemerkt sein, daß der Mann der ernsten Wissenschaft nichts behaupten oder aufstellen darf, was nicht streng bewiesen ist. Von diesem Standpunkte aus muß man die Phrase vom „jesuitischen Prinzip: der Zweck heiligt die Mittel" (S. 80) als eines gelehrten Verfassers unwürdig verurteilen; die „jesuitische Denkweise" marschiert leider vier Seiten später schon wieder auf. — Unrichtig ist auch der Satz: „Wie Hebbel in seiner Judith hätte Grillparzer die biblische Tradition psychologisch vertieft" — denn Hebbels Judith hat mit der biblischen Tradition nicht viel mehr gemein als den Namen. Es liegt keine „psychologische Vertiefung" der biblischen Tradition vor, sondern eine freie Neugestaltung unter Benutzung der Äußerlichkeiten des biblischen Stoffes.

Digitized by Google

der Verfasser in der Philosophie Hegels und sucht nun nachzuweisen, daß Grillparzer durch eigene Hegelstudien auf dieselben Pfade kam, die Hebbel theoretisch zeigte und selber praktisch zu beschreiten suchte. Er sagt über das Verhältnis Grillparzers zu Hegel: „er hat ihn immer gelesen, immer von ihm gelernt und ihn immer verspottet" (S. 67). Natürlich sind die späteren Dramen des Wiener Meisters, die nach dem nachweisbaren Hegelstudium der dreißiger und vierziger Jahre liegen, infolgedessen für Lessing die besten, die am deutlichsten den neuen Stil zeigen.

Ich für meinen Teil hege einige Zweifel, ob es zur Erklärung dieses neuen Stiles notwendig ist, auf Hegel zurückzugreifen, kann mir vielmehr recht wohl denken, daß aus der gut christlichen Idee von der Solidarität der gesamten Menschheit, die den einzelnen als einfaches Glied der großen Menschheitsentwicklung vom Weltenanfang bis zum Weltenende einordnet und damit der individualistischen Anschauung entschieden widerstrebt, ganz ähnliche Gedankenreihen emporwachsen können. Ich bin mir bewußt, daß ich mir vor Jahren, ohne Hegel anders als aus philosophischen Vorlesungen zu kennen, den ganzen Begriff der Tragik mit Hilfe dieses Solidaritätsgedankens klarzulegen suchte; freilich geriet ich wohl ein bischen zu sehr in das theologische Gebiet hinein und kam jedenfalls nicht zu der scharfen Scheidung zwischen alter und neuer Tragödie, wie sie hier geboten wird. Man kann indes fragen, ob diese Scheidung überhaupt nötig ist.

Stellt man sich aber einmal auf den Boden des Verfassers, so wird man seine Ausführungen, die sich durch große Klarheit auszeichnen, mit vielem Genusse lesen. Wo das Buch von Dr. Lex zitiert wird, dürfte der Leser meist geneigt sein, sich auf Lessings Seite zu schlagen. Noch mehr, wenn Bartels, der nur seinen Landsmann Hebbel gelten läßt, ob seiner mangelnden Gerechtigkeit Grillparzer gegenüber zurückgewiesen wird. Glanzpunkte der Darstellung sind die Ausführungen über den treuen Diener und über Libussa; am schlechtesten kommt Sappho dabei weg.

Dies Drama wird nun wieder von einem anderen — ohne Kenntnis der Schrift Lessings — warm in Schutz genommen: von Hans Sittenberger in seiner ausgezeichneten Grillparzerbiographie[1]). Für weitere Kreise als die der Fachleute berechnet, zeichnet sie des Dichters Leben mit großer Liebe, aber ohne die hier so nahe liegende Kritiklosigkeit. Gegen Ende scheint der Raum etwas knapp geworden zu sein; es macht den Eindruck, als sei der Stoff hier mehr zusammengedrängt. Für den Kritiker ist es von hohem Interesse, drei solch neuer Darstellungen, wie Lex, Lessing und Sittenberger sie bieten, vergleichend nebeneinanderzuhalten. Sie ergänzen sich gegenseitig, korrigieren sich auch da und dort; am meisten ist aber doch wohl bei Lessing zu holen. Nur bei Sappho hab ich ein wenig den Eindruck gewonnen, als ob das System der Tragödie, das sich der Verfasser entworfen, das Urteil bestimme, und was Sittenberger, den kein System bindet,

[1]) Grillparzer. Sein Leben und Wirken. Berlin 1904, E. Hofmann & Co. 8°. 229 S. Mk. 2.40 [3.20].

Digitized by Google

S. 87 ff. über diese Tragödie sagt, wie er dort die lodernde Leidenschaft begründet, scheint mir aus Grillparzers Gedankenkreise heraus dem künstlerischen Werte des Dramas mehr gerecht zu werden.

Den Ausblick, den Lessing auf den letzten dreißig Seiten seines Buches gibt, könnte man beinahe noch eher einen Überblick nennen; denn er zeichnet die Entwicklung des „neuen Dramas" von Goethe und Schiller über Grabbe, Grillparzer, Hebbel, bis in die neueste Zeit; und gerade für diese bieten sich hier eine Fülle guter, kritischer Gedanken.

Daß „Ahnfrau" und „Traum, ein Leben" bei Lessing ganz außer Ansatz bleiben, ist bedauerlich, ergibt sich allerdings aus dem Plane der Arbeit (S. VIII); aber für Grillparzers Entwicklung sind sie doch höchst bedeutsam, namentlich das zweite der genannten Stücke, in dem der Dichter sein Glaubensbekenntnis ablegt.

Stefan Hock sagt mit Recht: in seiner Entstehung wie in seiner Art ist „Der Traum, ein Leben" geradezu der Typus des Grillparzerschen Dramas. Er spricht allerdings nicht als Ästhetiker wie Lex und Lessing, die wie alle Ästhetiker an ihr System gebunden sind, sondern als Historiker, der in seinem Buche „Der Traum, ein Leben. Eine literarhistorische Untersuchung"[1]) die Geschichte dieses Dramas bietet, sein Werden, Wesen und seine Wirkung untersucht. Mit großer Sorgfalt ist alles zusammengetragen, was des Stückes Vorgeschichte und Quellen, seine Entstehung und langsame Entwicklung (von vor 1817—1833), Handlung und Handelnde, seine Technik in Aufbau, Vers usw., endlich seine Wirkung und Tendenz zu beleuchten geeignet ist. Ein Anhang gibt die historischen Zeugnisse, beschreibt die Handschriften und bietet eine Zusammenstellung der Texte in ihrer allmählichen Entwicklung.

Das Buch hat mir sehr gefallen und mich namentlich im Zusammenhalte mit den vorher besprochenen Arbeiten aufs neue überzeugt, daß solch gründliche historische Untersuchungen über einen Dichter immer noch mehr zu seinem wahren Verständnisse beitragen als die schönsten und doch immer schwankenden ästhetischen Systeme.

Ein Schulidyll

Skizze von L. Oldenburg

Ein wunderschöner Morgen war über dem Dorfe Drielake emporgestiegen. Der Frühling war ins Land gekommen und mit seinem Zauberstabe hatte er wieder das holdeste aller Wunder vollbracht. Dafür wurde er nun von dem gefiederten Getier in allen Zungen gelobt und gepriesen, die silberne Birke und der duftende Flieder aber

[1]) Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. VIII u. 214 S.

Digitized by Google

ſtanden da, als lauſchten ſie mit verhaltenem Atem der Auferſtehungsfeier der Welt, die da fleucht.

Auch das junge Volk, das ſich auf dem Spielplatze vor der Schule herumtummelte, war voller Luſt und Freude. Der Mai im Menſchenleben trank in vollen Zügen die Wonne des Maies und der Natur. Überall darum ein Haſchen und Faſſen, ein Ringen und Springen, ein Scherzen und Lachen, wie es nur einer reinen Kindesſeele eigen iſt.

Der Meiſter der Schule ſchien aber von der Frühjahrspracht nichts zu ſehen und von dem Frühlingsjubel nichts zu hören. Wohl ſchmauchte er ſeine lange Pfeife, jedoch mit Wohlbehagen ſah er den blauen Ringen nicht nach, die ſeine Kunſt dem Rohr entlockte. Ein matter, müder Zug lag auf ſeinem Geſichte, und wenn er ſich über die Stirn und die Schläfen ſtrich, ſo geſchah es erſichtlich nicht, um den mächtigen Schädel zu liebkoſen.

Da kommt ein Herr die Dorfſtraße entlang gegangen, ein alter, würdiger Herr in einem tadelloſen ſchwarzen Gewande, mit weißer Binde und ſpiegelglattem Zylinder. Der Lehrer ſieht die in einem Dorfe ungewöhnliche Erſcheinung, allein er achtet nicht darauf. Was ging ihn heute auch die Welt an? Er hatte gerade genug mit ſich ſelber zu tun.

Nun iſt der Herr ans Schulhaus gekommen, lächelt freundlich und grüßt: „Guten Morgen, Herr Mühlmeiſter!“ „Morgen auch,“ knurrt der Lehrer.

„Ein ſelten ſchöner Tag im Jahr, Herr Mühlmeiſter!“

Der Lehrer blickt mißtrauiſch zu dem kleinen Herrn nieder, und dann murrt er: „Ein ſchöner Tag? Ja, wenn man nicht einen ſolchen Brummſchädel hätte . . .“

Die Züge des alten Herrn verändern ſich für einen Augenblick, und es iſt, als ob ſeine Augen in der Vergangenheit forſchten, dann aber lächelt er wieder, und ſpricht in warmem Tone: „Ei, ei, Herr Mühlmeiſter, ein Brummſchädel! Das iſt ein böſes Ding. Doch ich kenne Sie als einen ordentlichen, tüchtigen Lehrer; wie kam das alſo?“

Diesmal ſieht der Lehrer den Herrn etwas erſtaunt an. Der Herr kannte ihn, kannte ihn als einen wackeren Meiſter der Schule! Es wollte ihn für einen Augenblick bedünken, er habe eine Artigkeit gehört, aber was kümmerte ihn dieſer Menſch in ſeinem Elend? Brummig alſo erwiderte er: „Wie's kam? Nun, ich habe geſtern meinen fünfunddreißigſten Geburtstag gefeiert und bin erſt gegen vier Uhr nach

Digitized by Google

Haus gekommen. Auch die frömmste Kuh wird wild, wenn die Bremse sie sticht."

„Vier Uhr? Ei, ei, Herr Mühlmeister, das war ein bißchen stark. Dann war Herr Hustede, Ihr junger Kollege, wohl auch dabei?"

„Na und ob."

„Ich sehe Herrn Hustede nicht. Wo ist er?"

„Im Bett. Den zwickt der Affe noch weit ärger als mich."

„So, so! Ei, ei!"

Vom Schloßturme zu Oldenburg schlägt es neun Uhr. „Herr Mühlmeister," sagt da der alte Herr, „Sie wollen wohl anfangen?"

„Das hat noch Zeit. Mir ist gar nicht darnach zu Mute. Ich bedauere heute die Kinder, die meine Lektionen entgegennehmen müssen."

„Ja, ja, Herr Mühlmeister, es ist so mit dem Wein, wie in der Bibel steht: er geht ein wie Honigseim und hernach beißt er wie eine Otter."

Der Lehrer streicht sich über den Schädel, und dann spricht er: „Plaudern wir von anderem."

Und sie plaudern von anderem. Da schlägt es ein Viertel auf Zehn. „Nun wollen Sie wohl beginnen?" fragt der Herr. Der Lehrer schüttelt mißmutig mit dem Kopf: „Es hat noch Zeit."

Sie sprachen weiter. Jetzt schlägt es halb Zehn. „Herr Mühlmeister, wollen Sie nun den Unterricht eröffnen?" Der Lehrer schweigt, aber sein mürrisches Gesicht sagt genug. Da aber reckt sich die kleine Gestalt des alten Herrn, und eine scharfe Stimme spricht: „Dann befehle ich Ihnen anzufangen!"

Der Lehrer reißt die Augen weit auf. Seine Überraschung ist groß. Dann aber packt ihn der Zorn. „Männeken," schreit er, „was fällt Ihnen ein?" und grimmig lacht er: „Mir, dem Fritz Mühlmeister, wollen Sie befehlen?" Doch gelassen erwidert der alte Herr: „Herr Mühlmeister, kennen Sie mich denn nicht? Ich bin der Geheime Oberschulrat Doktor Nielsen und bin gekommen, Ihre Schule zu revidieren.

Dem Lehrer sauset und brauset es in den Ohren. Herr Gott von Benthein, wo hatte er nur seine Augen gehabt? Und da fällt ihm ein, daß Hustede noch im Bette liegt. O, die Not ist groß, und in dieser Not weiß er nicht was er tut. „Hustede," ruft er ins Haus hinein, „heraus, der Nielsen ist da." Und dann klatscht er in die Hände, und die Kinder eilen ins Schulzimmer auf ihre Plätze.

Digitized by Google

„Herr Geheimrat," seufzt der Lehrer, „wenn's Ihnen jetzt gefällig ist . . ."

„Ich danke, Herr Mühlmeister. Ich habe revidiert." Und wieder lüftet der Herr den Hut und geht.

Fritz Mühlmeister steht da wie erstarrt. Doch nun ist Hustede neben ihm und fragt: „Wo ist der Schulrat?" „Der Schulrat? Dort geht er. Und er sagt, er habe revidiert." Die beiden sehen sich an, lange, bang und schwer.

Es ist Mittag. Schweigend haben Mühlmeister und Hustede einige Bissen hinuntergewürgt. Dann spricht Hustede: „Du mußt zum Geheimrat." Mühlmeister zuckt zusammen, und leise antwortet er: „Ich muß. Hustede, wie wird das enden?" Und wieder sehen sie einander lange und bange an.

Um fünf Uhr steht Mühlmeister vor der Tür des Geheimrats. Der Schweiß rollt ihm von der Stirn. Allein es muß sein. Er klopft.

„Herein!"

Mühlmeister tritt ein. Der Geheimrat erhebt sich von seinem Schreibtisch und spricht mit leiser Stimme: „Mein lieber Herr Mühlmeister, es ist gut, daß Sie gekommen sind. Bitte, nehmen Sie Platz."

Der Lehrer setzt sich und wischt sich den Schweiß von dem Antlitz. Jetzt kommt die Strafrede, wenn nicht noch Anderes.

„Ja, mein lieber Herr Mühlmeister," fährt der Geheimrat fort, „es ist gut, daß Sie hier sind, denn sonst hätte ich zu Ihnen kommen müssen. Ich habe heute Morgen etwas getan, was nicht recht war. Auch ich bin jung gewesen, und das habe ich in einem unbewachten Augenblicke vergessen. Ich durfte nicht so richten, wie ich gerichtet habe. Mein lieber Herr Mühlmeister, ich habe der ‚Hannovera' in Göttingen angehört, und damals wußte ich zu gut, was ein Brummschädel ist. Keiner ist ohne Fehl; wir sind allzumal Sünder. Sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen. Und dann noch ein Anderes. Ein tüchtiger Mensch muß immer seine Schuldigkeit tun, einerlei ob es ihm paßt oder nicht. Sie sind ein wackerer Lehrer, und ich weiß, daß Sie sich nicht wieder von dem grauen Elend unterkriegen lassen. Und nun gehen Sie mit Gott. Von mir wird niemand über den Fall etwas hören. Grüßen Sie Herrn Hustede. Und morgen revidiere ich die Schule."

Mühlmeister erhebt sich. Sprechen kann er nicht, aber das ist auch nicht nötig. Der feine Menschenkenner in dem Geheimrat weiß,

Digitized by Google

was in dem Lehrer vorgeht. Er drückt ihm warm die Hand und dann lächelt er: „Wenn der Brummschädel sich noch immer nicht beruhigen sollte, so lassen Sie ihn austoben. Aus Abend und Morgen wird ein anderer Tag. Gott befohlen, mein lieber Herr Mühlmeister "

Neue Schriften zur Literaturgeschichte

Von Dr. A. Lohr

Wenn man so unsere deutsche Nationalliteratur vom Hildebrandsliede und vom Heliand an bis zum neuesten Romane besserer Observanz überblickt, staunt man nicht so sehr über die unerschöpfliche, stets wachsende literarische Triebkraft unseres Volkes als über die relativ große Anzahl hervorragender schöpferischer Persönlichkeiten und literarischer Werke von dauerndem Wert. Nur die altgriechische und die englische Nationalliteratur vermögen an innerem Wert der deutschen gleichzukommen und sie sogar noch in ihren größten Erscheinungen zu übertreffen. Welcher Bildungswert, welche ungeheure Summe von Kräften zur Hinaufbildung und Vertiefung der Eigenpersönlichkeit muß demnach in dieser vor allen bedeutsamen Ausstrahlung unseres Volkstums, in unserer Nationalliteratur liegen! Um aber diese Quellen echt menschlicher, sittlicher und nationaler Bildung für weitere Kreise fruchtbar zu machen, bedarf es der kundigen Führer, die den nach Schönheit und wahrer Menschlichkeit Dürstenden an den Tümpeln, Teichen und versiegenden Wüstenflüssen vorbei zu den ewig rauschenden Strömen der Weisheit und Schönheit hinführen.

Daß die hohe Bedeutung der Literaturgeschichte, der Hüterin des heiligen Schatzes, auch auf katholischer Seite immer mehr anerkannt wird, zeigen neben den mannigfachen deutschen Literaturgeschichten, die katholischerseits seit 30—40 Jahren erschienen, großangelegte, in ihrer Art hochbedeutsame Werke, wie die eben erscheinende „Geschichte der Weltliteratur" von P. Baumgartner S. J., und die gleichfalls noch nicht vollständige „Illustr. Geschichte der deutschen Literatur" von P. A. Salzer. Daß neben diesen Neuerscheinungen aber auch die älteren Werke noch fleißig vom Publikum gekauft werden, beweist wieder die soeben in 11. Auflage erschienene „Geschichte der deutschen Literatur"[1]) von G. Brugier. „Für Schule und Selbstbelehrung" ist sie nach Ausweis des Titels bestimmt.

[1]) Freiburg i. B. 1904, Herdersche Verlagshandlung. 818 S. Mk. 6.50 [8.—].

Digitized by Google

Wer geglaubt hat, in dieser neuen Auflage des alten Brugier'schen Werkes, dessen Verfasser am 19. September 1903 verstorben ist, eine Berücksichtigung der in den letzten Jahren öfters ausgesprochenen Forderungen zu finden, der dürfte das Buch ziemlich enttäuscht aus der Hand legen. Nur der Schluß, der natürlich der Ergänzung und einiger besonders naheliegender Abänderungen (ich erinnere nur an den Passus über Karl May) bedurfte, ist umgearbeitet worden. Die bisherige oberflächliche und pedantische Behandlungsweise des Stoffes, die Einteilung in Perioden, Gruppen, Paragraphen und Ziffern ist unverändert gelassen. Alles wird hübsch in Schubfächer gesteckt und katalogisiert; und wenn sich manchen Leuten halt gar keine passende Etikette aufkleben läßt, so bildet man flugs eine eigene Gruppe „Die noch rückständigen Dichter". Aber in das Verständnis und den Geist unserer Literaturgeschichte führt das Buch nur mangelhaft ein. Wir können aus ihm weder ein vollständiges, noch klares und richtiges Bild des Werdens und Wachsens der Literatur und ihrer organischen Entwicklung bis heute gewinnen. Die einzelnen Strömungen, Richtungen und dichterischen Individualitäten sind viel zu wenig erklärt, d. h. als in der Entwicklungsreihe historisch bedingte Erscheinungen dargestellt. Und gerade deshalb ist auch das Große der Großen, das Originale und Schöpferische, jenseits aller historischen Bedingtheiten ans Licht Getretene, zu wenig betont und herausgefunden. Brugier erklärt weder die klassische Zeit noch die Romantik; wenigstens bleibt er an der Oberfläche haften und begnügt sich, einige Symptome und naheliegende Ursachen anzuführen. Ins Wesen dringt er nicht ein; der seelische Gehalt wird nicht fühlbar gemacht. Bei der Zeit nach 1832 ists noch schlimmer; das ist meist eine Aneinanderreihung von Namen und Daten, die gewöhnlich nach Provinzen geordnet sind. Gerade hier macht sich das Fehlen eines richtigen Maßstabes in der künstlerischen Beurteilung der Einzelerscheinungen und ganzer Richtungen besonders fühlbar. Die Bedeutsamkeit der katholischen Literatur soll dadurch dargetan werden, daß eine Menge von Namen gegeben werden, die oft über Gebühr eingeschätzt sind, wie das den an sich guten Talenten der Wasserburg. Brackel und M. Herbert passiert. Das heißt man nur unnötigen Ballast mitschleppen. So hätte man Dichterinnen wie Margareta Schlichter, Thekla Schneider, Margarete Mirbach, Pia Desaga und Cordula Wöhler ruhig weglassen dürfen; auch von der „andern" Seite sind zu viele behandelt. Mit den männlichen Vertretern ists nicht anders. Da wird sogar ein Jakob Schäfer behandelt, der zwar noch gar nichts Schönliterarisches in Buchform herausgegeben hat, den aber „die Leser der ‚Alten und Neuen Welt' wohl kennen". Das klingt doch genau wie Reklame! Auch die Mitarbeit an den „Dichterstimmen" muß dann und wann herhalten. So was gehört doch nicht in eine ernste Literaturgeschichte! Auch die oft zweifelhaften Urteile aus Zeitungen und Zeitschriften aus den letzten Jahren, die öfters das eigene Urteil über einzelne Dichter ersetzen müssen, vermißte man gern. Man hat übrigens allzu oft den Eindruck, als ob die Urteile des Verfassers nicht auf eigener Kenntnis und ein-

Digitized by Google

dringendem Studium, sondern auf angelesenen Urteilen und Übernahmen aus andern Lehrbüchern beruhen. Sonst wäre wohl z. B. das sonderbare Urteil über Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath nicht möglich. „Die Lieder an eine Verlorene" sind wohl von Heine beeinflußt, aber die „Dichtungen" nicht. Die bedeutsamen novellistischen Werke dieses Dichters scheint Verfasser auch dem Namen nach nicht zu kennen. Und so ists bei vielen andern auch. Die Zusammenstellung von Schoenaich-Carolath, Friedrich Nietzsche, Richard Dehmel, Karl Henckell, F. Avenarius, Karl Busse und O. J. Bierbaum unter eine Ziffer (8. Periode, 8. Gruppe, § 107, Ziffer 14) wirkt fast komisch. Es wäre, wie schon anfangs angedeutet, dringend nötig, das ganze Buch in eine zusammenhängende Darstellung umzuarbeiten, die die ganze Literaturentwicklung im kausalen Zusammenhange zeigte und so in das richtige ästhetische und historische Verständnis jeder Dichterpersönlichkeit einführte. Die gegebenen Proben könnte man ja in einem Anhange, wie jetzt schon die Poetik, geben. Oder man könnte auch jeden Dichter zuerst im großen Zusammenhange behandeln und ihm als historischem Gliede der Entwicklung seine Stelle anweisen; dann aber nach jedem passenden Abschnitte der Behandlung im Zusammenhang, daran anschließend in einem Abschnitte in kleinerem Druck, jeden in den allgemeinen Ausführungen Genannten eigens vornehmen und die wichtigsten biographischen und bibliographischen Angaben über ihn bringen. Auf jede dieser beiden Arten wäre es möglich, ein organisches Gesamtbild der deutschen Literatur zu geben und jedem Einzelnen seinen richtigen Platz darin anzuweisen. Mit einem bunten Mosaikbilde ist der Literatur wie dem Leser nicht gedient. Freilich fordert die Lösung der vorstehend skizzierten Aufgabe einen ganzen Literarhistoriker, einen Mann, der die deutsche Literatur sozusagen an sich „erlebt" hat und feines ästhetisches Gefühl mit scharfem, kritischen Verstande vereint. Das kann man nunmehr auch für die nächste Auflage des Brugier fordern, nachdem der Autor tot ist und sein Buch in großem Abstande hinter den besseren literaturgeschichtlichen Werken der Gegenwart zurückgeblieben ist. Für die Schule mag das Lehrbuch neben einem tüchtigen Lehrer, wie es allerdings nicht allzuviele gibt, auch in der vorliegenden Gestalt recht gut zu gebrauchen sein.

Eine Seite der deutschen Literatur, die allerdings in der Gegenwart das Übergewicht über Lyrik und Drama gewonnen hat, den Roman[1]), behandelt der durch sein 1898 bereits in 3. Auflage erschienenes Werk „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts" zu dieser Aufgabe wohlgeeignete Dr. H. Mielke in der verdienstvollen Sammlung Göschen. In wohlgegliederter, ruhiger, den Fachmann verratender Ausführung gibt uns Mielke einen im ganzen wohlgelungenen Abriß der Geschichte des deutschen Romans von seinen Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart. Die organische Entwicklung dieser Literaturgattung wird in lückenlosem kausalen Zusammenhange aufgezeigt, soweit sich dies

[1]) Geschichte des deutschen Romans. Leipzig 1904, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 140 S. geb. Mk. —,80.

Digitized by Google

bei dem beschränkten Raume machen ließ; und auch die einzelnen Werturteile wird man, wenigstens was die weiter zurückliegende Zeit anlangt, über die eine ziemlich durchgehende Übereinstimmung bei den Literarhistorikern erreicht ist, fast immer unterschreiben können. Wenn Mielke bei der Behandlung der in die letzten Jahrzehnte fallenden Strömungen und Richtungen manche Urteile fällt, die uns nicht behagen, und Werke und Autoren ignoriert, die wir ungern missen, während er andern die Ehre der Erwähnung oder gar eines Lobes zuerkennt, die wir nicht so hoch stellen, so ist zu bedenken, daß hier eben die ästhetischen Werturteile noch sehr im Flusse sind. Wer aber ein im ganzen objektives, in seinen wesentlichen Zügen richtiges Gesamtbild vom deutschen Romane und seinem Wachsen und Werden erhalten will, dem ist das billige Bändchen entschieden zu empfehlen.

Wir Modernen sind unter dem Einflusse der historischen Betrachtungsweise dahin gelangt, auch für die Dichter einer überwundenen Geschmacksperiode und Weltanschauung Sympathie zu empfinden, wenn wir nur ihre Art und Kunstrichtung unter den damaligen Verhältnissen als echt und notwendig fühlen. Daher stimmen wir bei, daß einem der Hauptrufer im Streite gegen die versumpften Zustände in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, Gottfried Kinkel, jetzt in seiner rheinischen Heimat ein Denkmal errichtet werden soll. Deshalb nehmen wir auch das Buch, das Regierungsrat Dr. Joesten uns neulich über „Gottfried Kinkel, sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk“[1]), vorlegt, dankbarlich entgegen. Ist es auch in wissenschaftlich-literarhistorischem Sinn nicht gerade von sehr hohem Werte, so gibt es uns doch interessante und erfreuliche Aufschlüsse über das literarische Leben am Rhein zu Beginn der 40er Jahre, namentlich über den „Maikäferbund“ in Bonn, an dessen Spitze Gottfried Kinkel und seine gleichfalls schriftstellernde Gattin Johanna standen und der eine ganze Reihe literarisch bedeutsamer Persönlichkeiten in seinen Bannkreis gezogen hatte. Das einst hochberühmte Epos Kinkels „Otto der Schütz“, das mehr als 80 Auflagen erlebte und bis in die letzten Jahre herein immer wieder neu aufgelegt werden mußte, bedeutet uns zwar lange nicht mehr soviel als früher, aber als eine der besten epischen Leistungen seiner Zeit hat es doch einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte erworben. Sein Grundgedanke „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann“ ist auch an Kinkel selber wahr geworden. 1815 zu Oberkassel bei Bonn als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren, habilitierte er sich frühzeitig als Privatdozent in der theologischen Fakultät zu Bonn. Da er aber allerlei Hindernissen wegen seiner Verlobung mit Johanna Mockel, seiner nachmaligen ersten Frau, einer Katholikin, begegnete, sattelte er 1845 zur philosophischen Fakultät um und wurde ein paar Jahre nachher außerordentlicher Professor der Kultur- und Kunstgeschichte. Das Jahr 1848 zog ihn aber ganz in seine Wirren hinein und 1849 nahm er sogar an dem badischen Aufstande teil. Joesten weist nun authentisch nach, daß er deswegen von der preußischen Regierung nicht, wie vielfach angenommen,

[1]) Köln 1904, Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 144 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

zum Tode, aber zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt wurde. Aus der Festung Spandau, wo er interniert war, befreite ihn nun 1850 der Bonner Student Karl Schurz, worauf sich Kinkel nach England flüchtete. Dort wurde er 1853 am Hyde-Park-College, später am Bedford-College angestellt. 1866 wurde er als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an die polytechnische Schule nach Zürich berufen, wo er 1882 starb. Neben seinem schon genannten Hauptwerk gelangen ihm auch andere epische und lyrische Werke. Auch ein Trauerspiel „Nimrod" verfaßte er 1854, worin er in einem farbenprächtigen Bild die Entstehung des Königtums in den alten Kulturebenen des Euphrat und Tigris schilderte. Verdienstvoll ist die „Auswahl Kinkelscher Dichtungen", die Joesten seinem Buch beigefügt hat. Sie gibt einen guten Begriff von Kinkels Art als Dichter und mag manchen locken, sich noch weiterhin mit seinen Schöpfungen bekannt zu machen.

Eine eigenartige Gegenwartspoetin, Riccarda Huch, hat Dr. E. A. Regener zum Gegenstand einer „Studie"[1]) gemacht. Die romantische Unterströmung in der deutschen Literatur, die seit den Tagen der Tieck und Novalis trotz all der realistischen und naturalistischen Strömungen, die über sie hinrauschten, doch nie mehr versiegte, bricht jetzt von neuem mit Macht wieder hervor. Neben Isolde Kurz ist es vor allen Frauen besonders Riccarda Huch, die diese neue Romantik vertritt, die eine Reaktion gegen den Naturalismus in der Dichtung und gegen den scharfen Kampf ums Dasein und den sozialen Zug unserer Zeit im Leben darstellt. Eine verwandte, romantisch sensible Seele spürt in Regeners Schrift dem Schaffen R. Huchs nach und sucht die Dichterin aus ihrem Wesen heraus zu erklären und genießen zu lehren, nicht sie zu kritisieren. Doch ist auch Regener bei aller Begeisterung nicht ganz blind für die Schwächen dieser Romantikerin, die in dem Strudel ihrer eigenen, wenn auch glanzvollen Phantasien, versinkt und, losgelöst vom festen Erdboden der Wirklichkeit, zum Spielball ihrer Träume wird. Auch Huchs Weltanschauung ist aus diesem romantischen Taumel heraus geboren, und läuft darauf hinaus, sich selbst auszuleben in Klang und Schönheit und Liebesrausch und Selbstherrlichkeit, und Dogmen und Pfaffen und Jenseits zu ignorieren. Das heißt, die „Pfaffen" macht die Dichterin gern zur Zielscheibe ihres Spottes, was auch Regener schon registriert, obwohl er den „Lebenslauf des heiligen Wunebald Pück" noch nicht kennt.

Wer sich aus der nüchternen, aber wahren Wirklichkeit in ein Reich phantastischer Träume, goldener Sehnsüchte und seltsamer, auch geschmackloser Bizarrerien flüchten will, der mag sich von Regeners halb dithyrambischen Ergüssen in die Welt Riccarda Huchs geleiten lassen. Ich glaube aber trotz mancher gegenteiliger Symptome nicht, daß die Kunst einer Huch, die gewiß ihre großen Schönheiten hat, wenn sie auch schon bedenklich im Niedergange ist, ohngeachtet der sie begünstigenden neuesten romantischen Springflut mehr als eine vorübergehende Reaktion, ein interessanter Anachronismus ist.

[1]) Leipzig 1904, Julius Zeitler. 87 S. gr. 8°. Mk. 1.50

Digitized by Google

Neue Erzählungsliteratur

Besprochen von Karl Conte Scapinelli in München

Eine Gattung der erzählenden Dichtung beherrscht heute den literarischen Markt: die subjektiv erzählte Entwicklungsgeschichte, der endlose Monolog eines Einsamen, der erzählt, wie er „wurde". Das beweist uns schon ein Blick auf die Titel der Neuerscheinungen, lauter Vor- und Zunamen, lauter Visitkarten, unter denen der Autor wohlweislich als Adresse, an die man sich zu wenden hat, wenn man den Helden sprechen will, seinen eigenen Namen gesetzt hat. Denn, verehrteste Leser, der Buchtitel ist ja nur ein Pseudonym für den Autor, ein sehr durchsichtiges Pseudonym.

Und weil man als Hintergrund zu solch einer „Ich-Entwicklungsgeschichte" eine Landschaft braucht und die Heimat am besten kennt, so photographiert man auch hier, erzählt vom Hühnerstall, vom Misthaufen hinter dem Hause, von Pfarrers bissigem Köter, und ein Dunst „reifer Heimatskunst" weht uns aus den Zeilen entgegen.

Damit sei die Richtung, die Monotonie dieser Entwicklungsgeschichten verworfen, nicht das einzelne Buch, das ja an innerer poetischer Schönheit reich sein kann. Hier erwähne ich darum, nicht als Buch, denn als solches wurde es in dieser Zeitschrift schon gewürdigt, aber als Typus für diese Art Geschichten Hermann Hesses „Peter Camenzind"[1]), das ja an innerer poetischer Schönheit gewiß sehr reich ist. Arm, sehr arm ist es aber an allem, was Erzählungskunst heißt. Der Held ist ein „Werdender", der nie recht „wurde", — was er erlebt, hat fast jeder junge Mann in seinen Jahren erlebt, hat es überwunden und wuchs.

Unser „Peter" wird nichts, — vielleicht noch „Weinwirt" in seiner Heimat, — aber innerlich scheint bei ihm zum Schlusse alles eingeschlafen oder eigentlich nie recht zum Leben erwacht zu sein.

An den schönen Kleinigkeiten des Lebens bleiben Held und Autor hängen, und statt daß Peter den Kampf mit dem Leben aufnimmt, das ihn nie allzu unsanft angefaßt, statt dessen verschanzt er sich hinter Weingläser.

Güte, Lebensweisheit und gute Beobachtung, — drei Attribute eines echten Dichters, stecken in dem Buch, aber sie sind an alltägliche Vorgänge, an hübsche Schilderungen gebunden und werden nicht als Werkzeuge für ein starkes Gerüst, für einen „Helden" benützt. Sie liegen wie im Zauberschlafe in allen Worten Hermann Hesses, der ein echter Dichter ist, — ein Poet, der denkt, der träumt, der liebt, — der aber nicht schafft, baut, formt, gestaltet.

Hesses Roman schließt mit der Jugend Peters ab. Was Peter leistete, da er zum reiferen Manne ward, davon erfahren wir nichts, und gerade das gibt all diesen Büchern das Episodistische, das Novellistische, fast möchte ich

[1]) Berlin 1904, S. Fischer Verlag. 11. Auflage. Mk. 3.—

Digitized by Google

sagen, Bedeutungslose. Wenn uns die Geschichte eines Menschen mit soviel Breite, mit soviel Details erzählt wird — wollen wir auch, da er endlich herangereift ist, Taten, ihn eine Arbeit verrichten sehen.

Darum scheidet z. B. Carl Bernoullis „Der Sonderbündler“[1]) sofort aus dieser Kategorie von Romanen aus, hier wird uns keine „Jugend“ allein, hier wird uns ein Menschenleben, voll Arbeit, voll innerer und äußerer Kämpfe, voll Pflichtgefühl geschildert.

Hans Hiesel, der „Sonderbündler“, nimmt als junger Mann teil an den Kämpfen des Sonderbundes, er steht auf Seite der Katholischen und erschlägt in der Notwehr eine feindliche Schildwache vor seines Vaters Haus. Er flieht, stellt sich aber, da die Kämpfe beendet sind, im Heimatsort des Erschlagenen den Gerichten und behält, da einstweilen von Seite des Bundes Amnestie erlassen, seine Freiheit.

Doch Hiesel will in seiner grübelnden Art für den Totschlag Buße tun, darum bleibt er als armer Knecht im Heimatsdorf des Erschlagenen. Schritt für Schritt überwindet er den Haß seiner früheren Gegner, überwindet die Abneigung derselben, als Protestanten gegen ihn, den Katholiken. Des Erschlagenen Schwester wird seine Frau; durch seinen Fleiß wird er Pächter der Seeau und dadurch ein angesehener Mann im Orte. Aber das Unglück verfolgt ihn, seine Frau wird wahnsinnig, sein Sohn heiratet ihm das Mädchen, dem er später seine Liebe zuwendet, vor der Nase weg; kaum glücklicher Ehemann, wird diese von einem Stiere getötet; sein Hof brennt ihm nieder; arm kehrt er für Kürze in die wirkliche Heimat zurück, aber noch am selben Tage treibt es ihn zu dem Orte zurück, wo er seit Jahren gesühnt, gearbeitet, gelitten und dort stirbt er im Pfründnerhaus als Irrsinniger.

Das ist die Leidensgeschichte von Hans Hiesel, die uns Bernoulli in markiger, knapper Art erzählt. Sie hat wenig Trostreiches an sich, zumal der Held für eine Tat büßt, bei der ihn keine Schuld trifft. Aber wie dieser „Sonderbündler“ die schweren Schicksalsschläge trägt, wie er sich so lange als möglich aufrecht zu halten sucht, bis sein Geist sich verwirrt, das ist männlich und schön geschildert. Hiesel wird nur mehr ein Zuschauer, einer, der die höheren Mächte unten läßt und schweigend duldet. Ergreifend ist die Liebe zwischen ihm und der Ursula, der Schwester des von ihm Erschlagenen, die das arme Weib schließlich verwirrt. Es ist ein starker Konflikt mit viel Feinheit durchgeführt.

An Handlung und Schluß ließe sich manches aussetzen. Manchmal erlahmt des Autors Kraft ganz, dann erzählt er auch die ergreifendsten Szenen trocken und ohne Schonung, manchmal wieder meistert er den Stil und den Ausdruck vorzüglich. — Daß er hier und dort einen Kapuzinerpater arg grotesk und wenig würdevoll schildert, muß getadelt werden. —

Der „Sonderbündler“ ist kein reifes, kein fehlerfreies Werk, aber

[1]) Berlin 1904, S. Fischer Verlag. 2. Auflage. 336 S. Mk. 4.— [5.—].

Digitized by Google

eben darum kann man von dem Autor, der diesen spröden Stoff mit soviel Arbeitseifer behandelt hat, noch etwas sehr Gutes erhoffen, zumal er vor großen Stoffen, vor männlichen Gestalten, vor starken Konflikten nicht zurückschreckt.

In gewisser Beziehung erinnert der neueste Roman von Ernst Zahn „Die Clari-Marie“ [1]) an den eben besprochenen. Auch hier steht ein arbeits- und enttäuschungsreiches Leben im Mittelpunkt der Handlung. Aber bei Zahn sind es weit weniger Unglück und Schicksal, die die Hauptfigur treffen, ihre Leiden erklären sich aus ihrem Charakter. Diese „Clari-Marie“, die Hebamme und Dorfärztin, die weit im Umkreise hoch oben in der Einsamkeit der Schweizer Alpen bei allen ein großes Ansehen besitzt, die allen von ihrer Güte gibt, die aber nach außen hin so hart ist, so unbeugsam, daß alle Liebe, die sie an Verwandte und Fremde spendet, diese nicht erwärmen kann, daß sie alle wieder verlassen. Sie ist „verschlossen“, sie schließt ihre Güte und ihre Liebe tief in ihr Herz, so daß man es von außen nicht kennen kann, und daher ihr Leid, daher diese Unsumme von Enttäuschungen. So steht von vorneherein eine knorrige, charakterfeste, unbeugsame Gestalt im Mittelpunkt dieses Buches und die Eigenart dieser Figur bringt es mit sich, daß sich die anderen nur von ferne her und bescheiden um sie scharen. — Daß bei Zahn die Natur stark in den Roman hineinspielt, ist selbstverständlich und trägt nur zur Hebung der Handlung bei. Oft freilich wird die Geschichte langatmig, aber im allgemeinen ist es Zahn doch gelungen, den Hauptklippen auszuweichen. Die Clari-Marie bleibt ein Bauernweib einerseits, die Clari-Marie ist aber trotzdem nicht die „Bauernbrunhild“ gewisser Alplerromane. Anders gesagt, Zahn hat sie nicht ins Wunderbare, Übermenschliche gehoben, sie bleibt bei ihrer inneren Größe doch ein armer Mensch, er vermied aber auch, den Typus aus ihr zu machen; sie bleibt ein ganz eigener Charakter, zu dessen Entwicklung Land, Sitten, Erlebnisse beigetragen. Darum darf man die „Clari-Marie“ ein reifes Buch nennen, das wenigstens im Charakter der Hauptheldin von keiner anderen Erzählung des Autors übertroffen wird.

Auch in den Alpen, aber schon in jenen, in die Touristen aller Art kommen, die man auch die „Unterhaltungsalpen“ nennen könnte, spielt Ludwig Ganghofers zweibändiger Roman „Der hohe Schein“ [2]). In gemütlicher Breite wird uns da die Geschichte eines kränklichen Stadtmenschen beschrieben, der zu den Füßen des hohen Scheins, jenes gewaltigen Bergriesen, sich zuerst für Wochen niederläßt, um dann ganz dort zu bleiben und körperlich und geistig gesundet. Dazu tragen außer der köstlichen Landluft, der Feldarbeit, auch die Lektüre der Goetheschen Werke und nicht zuletzt die Försterstochter bei. Daß es bei Ganghofer nicht an Nebenhandlungen und Nebenpärchen fehlt, ist klar und so marschieren eine ganze Anzahl hübscher Alpentypen auf, bei deren Anblick man sich über ihre Robustheit, ihren Dialekt, ihre Schlagfertigkeit und Lebens-

[1]) Stuttgart u. Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. 320 S. Mk. 4.— [5.—].
[2]) Stuttgart, A. Bonz & Co. 2 Bde. 465 u. 491 S. Mk. 8.50.

Digitized by Google

auffassung so freut, daß man darob fast das Unnatürliche ihres Vorgehens, die stilisierte Sprache, die sie reden, vergißt. Der greise Pfarrherr, der ebenfalls vorkommt und durchaus ehrwürdig, wenn auch mit einem „liberalen" Glorienschein vom Verstehen und Verzeihen gezeichnet ist, ist sonst eine hübsche Figur, dessen Liebe zur Musik sein Alter erhellt und erleuchtet. Wenig glaubhaft und stark nach der Schablone „Hetzkaplan" ist der junge Kooperator gezeichnet, ein Eiferer und Unduldsamer, der jedoch noch rechtzeitig bekehrt wird. Von den übrigen Figuren ist speziell der alte Förster die sympathischste; die wußte Ganghofer mit soviel Liebe aufzubauen, daß uns jedes Wort von ihm fesselt. Sein Töchterlein ist eitel Sonnenschein und ein wahrer Engel.

Kurz, ein richtiger Unterhaltungsroman, in dem doch soviel Lebenskenntnis steckt, daß man sich wundert, wie nach der Schablone oft die Handlung weitergeht. Daß auch diesmal der prächtige Naturschilderer in Ganghofer zu Wort kommt und uns für Minuten durch seine Töne, Farben und Naturstimmungen, durch seinen prächtigen Stil mit sich wegreißt, wiegt manche allzu breite Stelle auf. Das Hineinweben Goethescher Poesie ins Försterhaus stützt und kräftigt die oft laxe Handlung. Wie immer sind die beiden Bände mit hübschen Illustrationen von Hugo Engl reich durchsetzt, die in der Manie von Tuschzeichnungen, manchmal über das Niveau von Romanillustrationen hinausragen. Ein neuer Ganghofer also, mit neuen Engl-Illustrationen, mit schönen Naturschilderungen, mit etwas typischer Handlung und typischen Figuren. Kein Grund also, um über den geschickten Autor anders zu urteilen, anders zu denken — er versteht sein Kunsthandwerk gut — und liefert brauchbare Ware mit künstlerischen Grundlinien.

Dagegen überrascht uns diesmal Rudolf Stratz, auch einer aus der sonnigen Höhe der besseren Familienblattautoren, durch seinen neuen Roman „Gib mir die Hand" [1]). Er bleibt niemals engherzig an der einmal von ihm geschilderten Welt hängen, bei ihm ist Land und Leute als solche nicht wie bei Ganghofer die Hauptsache, ihn reizt es, die einzelnen Menschen, ihre Charakteranlage, ihr Temperament zu schildern. Darum ist er, der seinen Ruhm durch Hochlandromane begründet hat, der damals historische Romane schon geschrieben hatte, der in der „Letzte Wahl" sich dem politischen Getriebe näherte, der das Heidelberger Milieu in „Alt-Heidelberg, du feine" aufgriff, jetzt auf einmal unten in Odessa zu finden, wo er uns in Großhändlerskreise einführt und uns einen tiefen Blick in die Gesellschaft internationaler Spekulanten, in das hastende Treiben auf der Börse, in den Cafés, am Hafen tun läßt. Und man muß sagen, daß er dieses Milieu gut kennt, daß er es ohne romanhaften Zug erfaßt hat. Dahinein also verlegt er die Geschichte von einem jungen Großkaufmann, der durch waghalsige Spekulationen die altererbte Firma nach und nach zugrunde richtet. Dieser Nikolai Sandbauer ist nicht der ruhig überlegende Kaufmann,

[1]) Stuttgart u. Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 5. Aufl. 458 S. Mk. 4.—.

Digitized by Google

wie sein Vater, er ist der Glücksspieler, der vor gewagten Spekulationen nicht zurückschreckt, der das Glück seiner Ehe verspielt, der bis zum Wechselfälscher herabsinkt. Seine junge Frau vernachlässigt er, seinen guten Berater haßt er, und so sinkt er ins Verderben und gibt sich, da er das ganze Vermögen verloren, da er Wechsel gefälscht, den Tod. Die innere Handlung ist das allmähliche, vollständige Fremdwerden der beiden Ehegatten, und die aufflackernde Liebe zwischen Lisa und Roloff, dem Prokuristen der Firma, der als Adeliger zugrunde ging, und dann die Energie besaß, vom Hafenarbeiter zum umsichtigen Kaufmann zu steigen. Die stille große Liebe der beiden ist rein und unsinnlich geschildert, es ist eine rein seelische — und wird nach dem Tode ihres Mannes wohl in gesetzliche Bahnen gelenkt werden. — Ein geistiger Ehebruch, den der Autor geschickt zu verschleiern und zu legitimieren verstanden hat.

Der Roman ist mehr als bloße Unterhaltungslektüre, weil die Charaktere sowohl wie das Milieu mit großer Gründlichkeit gezeichnet sind; oft erscheint es einem fast, als werde die Handlung, die Straß auch diesmal zeitlich möglichst zusammendrängt, auf Kosten breiter Schilderungen des Odessaer Hafenlebens zurückgedrängt, aber sie ist doch immer so stark mit dem Milieu verwachsen, daß die Details nicht stören.

Wir sehen also auch hier Straß' Vorzüge vereinigt, das groß angelegte Panorama als Hintergrund und darauf klar gezeichnete, gut durchgeführte Charaktere und eine geschickte Durchführung der Handlung.

Weit weniger hat sich Karl Baron Torresani diesmal mit seinen Novellen „Pentagramm“ [1]) auf der ursprünglichen Höhe seines Schaffens halten können. Seine flotte Erzählungsweise wirkt doch häufig zu salopp und läßt einem wenig Freude an der Sache selbst haben. Dennoch bringt sie viel Leben und Temperament ins Buch und wer gerne den tollen Sprüngen und geistreichen Nebenbemerkungen folgt, kommt auf seine Rechnung. Gerne würden wir von dem hochbegabten Autor wieder einmal einen Roman sehen, der für sein Temperament besser liegt als Novellen, die durch seine Laune oft nichts mehr enthalten als eine gute Pointe, da er sich alles andere selbst im Plaudern vorgeminnt.

Ein anderer aristokratischer Schriftsteller, Karl von Perfall, weiß sein Temperament mehr zu zügeln und den Lesern besser zu Geschmack zu schreiben, ja sein Talent dem etwas schmutzigen Geschmack des Publikums unterzuordnen. Dies tut er auch diesmal ohne viel innere Notwendigkeit in seinem neuen Roman „Frau Sensburg“ [2]), der die Geschichte der „Eheirrung“ der Frau Amtmann Sensburg mit einem jungen Arzte erzählt, die tragisch ausgeht. Dabei weiß er uns manche interessante Nebenfiguren zu zeichnen und auch die Hauptfiguren psychologisch zu charakterisieren. Darum ist es eben auch schade, daß er gerne

[1]) Dresden 1904, E. Piersons Verlag. 247 S.
[2]) Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 306 S. Mk. 4.—.

Digitized by Google

unter dem Schein von Belastungsmaterial so viel Schmutziges schildert, das nicht naturalistisch, sondern gerne romantisch erfaßt ist.

J. R. zur Megede hat sich diesmal seinen Stoff durch die spröde Technik, die er anwandte, selbst ruiniert. „Der Überkater“ [1]) ist ein Roman in Tagebuchform, und zwar werden darinnen von nicht weniger als dreien die Aufzeichnungen geführt. Da nun einer, der wirkliche Kater, doch nicht ernstlich in die Handlung eingreift, sondern stiller Beobachter, Räsoneur, Kauseur ist — wird in dem Buch viel zu viel reflektiert und gegeistreichelt. Ich gebe zu, daß gerade in den feinen Beobachtungen und Bemerkungen sonst Megedes Stärke und Eigenart liegt, daß er sich gerade durch diesen mokanten, echt aristokratischen, unnaiven Zug von den anderen Zunftgenossen unterschied, hier aber wird es sein Verhängnis.

Dennoch freut man sich auch diesmal an seiner Art zu charakterisieren, sowie an dem landschaftlichen Hintergrund, den ihm auch diesmal die fashionablen Kurorte abgegeben. Den feinsten Gesellschaftskreisen gehören auch diesmal die Figuren des Romanes an; und es zeigt sich im Verlaufe der Handlung, daß die „Eheirrung“ noch immer gesellschafts- und romanfähig ist.

An sich wäre die Handlung stark genug gewesen, um ohne dem Beiwerk von „Kater und Tagebuch“ durchgeführt zu werden, freilich wäre das Buch dann weit weniger umfangreich geworden, aber doch weit voller dabei. Ein Zug „blasierter Sentimentalität“ weht uns aus jeder Zeile entgegen und den wollte Megede wohl durch das Tagebuch binden.

Der Novellenband „Katastrophen“ [2]) von Kurt Martens ist durch den Titel inhaltlich gut charakterisiert; und auch die Anlage in Handlung und Stil läßt sich daraus erklären. Es ist wenig Erquickliches in diesen Blättern. Die Dekadenz schaut aus jedem Winkel uns an, die Dekadenz und der Skeptizismus.

„Das Gespenst unserer Zeit“ [3]) von Heinrich Keller ist ein sozialer Roman aus Österreich, der reiches Material zusammenträgt, daß aber dadurch die einzelnen Figuren überschüttet werden, ist nicht zum Vorteil des Buches. Es erzählt von den Leiden der unteren Stände, von Arbeitern, kleinen Meistern und Dienstboten, auch von Fabrikanten und Kapitalisten. Viel Neues sagt es uns trotz des ungeheuren Fleißes, der in der Arbeit steckt, nicht.

Das Fallissement einer großen Aktiengesellschaft in Berlin gibt dem geschickten Schriftsteller Hans von Zobeltitz den großen Hintergrund zu einem Unterhaltungsroman ab, den er „Krach“ [4]) nennt und der durch die Schilderung des geschäftlichen Treibens in Banken und auf der Börse, sowie durch eine reiche, psychologisch nicht immer rigorose Liebeshandlung fesselt und sich angenehm liest.

Auch Rudolf Greinz' neue Tiroler Geschichten „Das goldene Kegel-

[1]) Stuttgart u. Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. 640 S. Mk. 5.50 [6.50].
[2]) Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 192 S. Mk. 2.—.
[3]) Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 415 S. Mk. 5.—.
[4]) Stuttgart 1904, J. Engelhorn. 2 Bände à Mk. 0.50.

Digitized by Google

ſpiel“ [1]) gehören zur beſſeren Unterhaltungslektüre. Es ſind luſtige, ungekünſtelte, anſpruchsloſe Erzählungen, bei denen man herzlich lachen kann und die große Kenntnis des Tiroler Volkes verraten. Greinz hat den echten Bauernhumor und erzählt friſch weg ohne aus ſeinen Figuren „Salontiroler“ zu machen.

In neuer Ausgabe liegen W. H. Riehls gründliche „Geſchichten aus alter Zeit“ [2]) vor. Es ſind lauter gediegene, gründlich gearbeitete Erzählungen, die ſo manches weit überragen, was jetzt an Literaturprodukten verhimmelt und vergöttert wird.

Dorfnovelliſtik in alter und neuer Zeit

Von Dr. A. Dreyer in München

Es gewährt dem Freunde der Literatur ein ganz beſonderes Vergügen, den Werdegang einer Dichtungsgattung von den Anfängen an bis zur Gegenwart zu verfolgen und die verſchiedenen Stadien ihrer Entwicklung aufmerkſamen Auges zu betrachten. Der Laie, der ſo von der Vergangenheit bis auf unſere Zeit fortſchreitet, denkt wohl nicht daran, daß ihm der Literarhiſtoriker auf dieſem Wege bereits als Pfadfinder voranging. Für denſelben empfiehlt ſich dabei das umgekehrte Verfahren, die retroſpektive Methode, ähnlich wie für den Forſcher, der dem bisher unbekannten Laufe eines Fluſſes nachſpüren will.

Schwierig geſtaltet ſich eine ſolche Aufgabe bei den Karſtflüſſen, deren Waſſerfülle plötzlich im Kalkboden verſinkt und erſt an einer weit entfernten Stelle wieder hervorbricht. Der Unkundige wird freilich leicht dazu verleitet, dieſen Ort als den Urſprung des Fluſſes anzuſehen.

Etwas Ähnliches gilt von mancher Dichtungsart, insbeſondere von der Dorfnovelliſtik, deren Quellen weiter zurückliegen, als es auf den erſten Blick erſcheinen möchte.

Als Geburtsjahr der modernen Dorfgeſchichte pflegt man das Erſcheinungsjahr von Auerbachs erſten Schwarzwaldgeſchichten (und von Ranks „Aus dem Böhmerwalde“) 1843 anzuſetzen. Dieſe Datierung hat ſicher viel für ſich; denn erſt ſeit dem Auftreten des gefeierten Schwarzwalderzählers beginnt der eigentliche Aufſchwung dieſer Gattung der Poeſie in Deutſchland.

---

[1]) Leipzig 1905, L. Staackmann. 188 S. Mk. 3.— [4.—].

[2]) Stuttgart 1904, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger. 2 Bde. 268 u. 313 S. à Mk. 3.—.

Digitized by Google

Den Ruhm der Priorität darf Auerbach allerdings nicht für ſich beanſpruchen; denn ſchon zwei Jahre vorher hatte der biedere Schweizer Pfarrer Albert Bitzius (pſeud. Jeremias Gotthelf) ſeinen Dorfroman „Uli der Knecht“ veröffentlicht, der leider damals nicht die ihm gebührende Beachtung fand und der Münchener Joſeph Lentner begann zur ſelben Zeit mit ſeinen Tiroler Bauerngeſchichten.

Aber auch dieſe beiden haben einen Vorläufer in dem Dichter des „Puliſäntchens“. 1839 gab derſelbe ſeinen ſatiriſchen Roman „Münchhauſen“ heraus, der in ſeinem zweiten Buche die früheſte und vielleicht beſte deutſche Dorfgeſchichte des 19. Jahrhunderts enthält, die man ſpäter unter dem Titel „Der Oberhof“ getrennt veröffentlichte.

Wer in das 18. Jahrhundert zurückgreift, der wird vielleicht mit Ferdinand Freiligrath die ſchlichte und ergreifende Lebensgeſchichte von Goethes Straßburger Freund Jung-Stilling als die erſte deutſche Dorferzählung anerkennen. Doch ſind wir hier wirklich ſchon am Ende? Bietet das ganze Mittelalter nichts Verwandtes, Ähnliches? Die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart ſchlug auf dieſem Gebiete zuerſt Franz Pfeiffer, der den „Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner“ als älteſte deutſche Dorfgeſchichte bezeichnet.

Dieſer Auffaſſung traten in neuerer Zeit Friedrich Panzer, der gelehrte Herausgeber, und Ludwig Fulda, der geiſtvolle Überſetzer des Helmbrecht, entgegen. Der erſtere nennt das Gedicht „eine in epiſches Gewand gekleidete Satire“; der letztere weiſt darauf hin, daß die unerbittliche Herbheit der mittelalterlichen Dichtung den denkbar ſchärfſten Gegenſatz zu den neueren Dorfnovellen mit ihrem ſüßlich ſentimentalen Beigeſchmack bilde.

Allein ſo enge dürfen die Grenzen der Dorfnovelliſtik nicht gezogen werden. Zudem iſt in der erſten Hälfte des Meier Helmbrecht der idylliſche Charakter trotz einer Reihe ſatiriſcher Anſpielungen auf die Zeitverhältniſſe ziemlich bewahrt. Der ſüßlich ſentimentale Beigeſchmack haftet der Dorfgeſchichte nicht urſprünglich an; er iſt erſt durch einzelne Volksſchriftſteller in dieſelbe hineingetragen worden — als ein durchaus fremdes Element. Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf ſind nie in dieſe Fehler verfallen. Auerbach gab hier den Ton an. Übrigens iſt gerade deſſen weitaus beſte Dorfnovelle, die Geſchichte des „Mordbrenners Diethelm von Buchenberg“ von ähnlicher „unerbittlicher Herbheit“ nie die Dichtung Wernhers des Gärtners.

Meier Helmbrecht knüpft an die durch Neidhart von Reuental begründete höfiſche Dorfpoeſie an. Dieſe iſt zwar im Kern lyriſch, aber doch mit novelliſtiſchen Zutaten reichlich ausgeſchmückt. Neidhart, der Schöpfer dieſer Gattung, bleibt hierin auch der von ſeinen Nachahmern unerreichte Meiſter.

Er iſt überhaupt ein ausnehmend origineller Kauz. Seiner ritterlichen Abſtammung ganz und gar vergeſſend, miſcht er ſich unter das Landvolk, ſtellt den Dorfſchönen nach und bekommt häufig Händel mit den Bauern, die ihm in ihrer Erbitterung manchen Poſſen ſpielen. Der Dichter hinwiederum rächt

Digitized by Google

sich hiefür, indem er die ungeschlachten Gesellen in köstlicher Weise in seinen Winterliedern verspottet. Drastisch geißelt er in einer Reihe ergötzlicher Genrebilder die törichte Nachahmungssucht der verblendeten Dorfbewohner, die mit dem Adel in Bezug auf Sitte, Tracht und Wohlleben wetteifern wollen. Sein Thema bleibt zwar immer dasselbe, doch ist er unerschöpflich in neuen Variationen, Liliencron meinte, Neidharts Dörfler seien maskierte Ritter; doch mußte er später diese grundlose Behauptung selbst widerrufen. Viel eher kann man dies von manchen kläglichen Gestalten unserer neuesten Dorfnovellisten sagen; das sind oft nichts anderes als widerliche — Salontiroler.

Natürlich trug der lose Spottvogel seine Schmähgedichte nicht im Kreise des Landvolkes, sondern auf den Burgen der Ritter vor, sonst hätten ihm die derben Fäuste der erzürnten Bauern die gebührende Antwort mit Lapidarbuchstaben auf den Rücken geschrieben.

Ähnliche Motive wählte Wernher „der Gartenare" (der Beiname deutet — nebenbei bemerkt — auf keinen Mönch, sondern auf einen fahrenden Sänger); nur verfuhr er keineswegs so einseitig, wie sein Vorbild. Es mag hier in Kürze an den Inhalt seiner Dichtung erinnert werden. Der alte Bauer Helmbrecht hat einen Sohn gleichen Namens, einen ländlichen Gigerl, der von Mutter und Schwester verhätschelt wird. Die bescheidenen Verhältnisse des Vaterhauses behagen dem aufgeblasenen Hohlkopf nicht mehr; er will ein Ritter werden. Vergebens sind die Vorstellungen des wackern Alten und auch dessen unheilvolle Träume vermögen ihn von der Ausführung seines Vorhabens nicht zurückzuschrecken. Er wird zum Raubritter und ist als „Schlingsland" mit seinem wüsten Genossen Lämmerschlind die Geißel der Bauern einer ganzen Gegend. Die Prahlsucht treibt ihn nach Hause um hier zu zeigen, was Großes aus ihm geworden sei. Die Eltern und die Schwester begrüßt er mit fremdländischen Worten, so daß man lange an seiner Identität zweifelt. Trotz der fürstlichen Bewirtung, die ihm zuteil wird, ist ihm das Elternhaus bald wieder verleidet. Umsonst sind die erneuten Mahnungen des Vaters; er beredet auch seine Schwester Gotelinde heimlich zu entfliehen und sich mit seinem Spießgesellen zu vermählen. Während des Hochzeitsmahles wird die Diebsbande von den Häschern ergriffen; neun der Raubritter werden gehenkt, er als zehnter wird mit dem Verlust der Augen, einer Hand und eines Fußes bestraft. Den heimkehrenden Krüppel weist der ergrimmte Vater mitleidlos die Türe. So zieht der Ärmste fort, bis er zuletzt von den racheschnaubenden Bauern getötet wird.

Solche düstere Bilder finden sich in der neueren Dorfnovellistik allerdings seltener; doch sie sind ihr keineswegs fremd. Ich erwähne — außer dem schon genannten Diethelm von Buchenberg — Hermann von Schmids „Mordweihnacht in Sendling" und „Die Huberbäuerin". Die letztere Geschichte ist ebenso einer wahren Begebenheit entnommen wie der Stoff im Meier Helmbrecht. Was uns an diesem erschüttert, ist seine grausame Bestrafung: die Verstümmelung und Blendung. Doch wir dürfen dabei nicht vergessen, daß unsere Zeit humaner

Digitized by Google

geworden iſt und daß unſere Rechtspflege nicht mehr zu ſolchen Gewaltakten greift. An eingefleiſchten Böſewichten mangelt es auch unſern Dorfromanen der Gegenwart nicht; dieſem und jedem Autor ſind ſie eine unentbehrliche Folie für ſeine von Tugend triefenden Helden. Mitunter bekehrt er ſie — im Handumdrehen und die ganze Geſchichte läuft dann auf eine rührſelige Komödie hinaus. In dieſer Hinſicht hat Fulda tatſächlich recht.

Dagegen vermißt man die ſatiriſche Spitze gegen verſchiedene Mißſtände, die heute im Landvolke faſt noch ebenſo üppig wuchern wie vor ſieben Jahrhunderten. Neidhart und Wernher kämpfen gegen das Modeunweſen in der Kleidung des Landvolkes. Wie viel wird noch heute nach dieſer Seite hin bei den Dorfbewohnern geſündigt, und wie wenig wiſſen unſere Volksſchriftſteller hiervon zu berichten! Sie ſchildern mit peinlichſter Genauigkeit die ländliche Tracht, Stück für Stück, und erzeugen dadurch bei ihren unkundigen Leſern die irrige Anſchauung, als ob jung und alt an der heimiſchen Tracht noch ſtrenge feſthielte. Einen ſchüchternen Hinweis auf die wirklichen Verhältniſſe wagt einmal Auerbach, der die Tochter Diethelms, die Fränz, zum Ärger ihres Vaters an der ſtädtiſchen Tracht Gefallen finden läßt.

Doch beſteht kein gemeinſames Band zwiſchen der älteren und neueren Dorfnovelliſtik? Eine Einwirkung der einen auf die anderen iſt wohl nicht anzunehmen. Beide bedeuten eine geſunde, unvermeidliche Reaktion gegen eine unnatürliche, unwahre Dichtung. Sie wirkten zur Zeit ihres Auftauchens wie ein reinigendes Gewitter. Die höfiſche Dorfpoeſie und Meier Helmbrecht erſchienen zu einer Zeit, als die ritterliche Minnelyrik bezw. die höfiſche Epik beinahe den Gipfel der Verſchrobenheit erreicht hatten. Man denke nur an den Don Quichote der Minnelyrik, an den begabten Ulrich von Lichtenſtein, der ſich ſeiner „Dame“ zuliebe einen Finger abhackt und ihr zu Gefallen einmal als König Artus, ein andermal gar als Venus verkleidet auf Abenteuer auszieht! Und in der höfiſchen Epik — wie wird hier das Wunderbare, das Unglaubliche bis zum Überdruß gehäuft! Selbſt ein Wolfram von Eſchenbach und ein Hartmann von Aue machten dem rohen Geſchmacke ihres Publikums mehr Konzeſſionen, als billig war.

Dieſen ewigen Liebesſeufzern, die noch dazu aus der imaginären Minne eines Ritters zu einer verheirateten Dame entſprangen, ſetzte Neidhart ſeine munteren Tanzweiſen, ſeine friſchkecken, naturwahren Liebeslieder an das ſchöne Bauernmädchen Friederne entgegen und Wernher führt uns aus der beängſtigenden Zauberwelt der Romantik in das wirklichkeitsfrohe Leben der Gegenwart.

Auch die mit Immermann, Gotthelf und Auerbach eröffnete moderne Dorfnovelliſtik iſt nichts anderes, als eine natürliche Auflehnung einerſeits gegen die Goldſchnitt- und Tendenzlyrik jener Zeit, andererſeits gegen „die verſtiegenen Adels- und Künſtlerromane“. Übereinſtimmend konſtatieren dies Richard M. Meyer und H. Kurz und Julian Schmidt bemerkt in ſeiner Biographie B. Auerbachs: „Von Homer und Aeſchylus an bis auf Lord Byron hat die Poeſie ſtets

Digitized by Google

die Höhen der Gesellschaft aufgesucht und in ihnen den konzentrierten Ausdruck des nationalen Lebens gefunden. Die Dorfgeschichte beginnt mit der Erkenntnis, daß diese alte ideale Welt sich überlebt habe."

Die gründliche Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die sich damals vorbereitete, begünstigte den Aufschwung dieser neuen Dichtungsart nicht wenig. In seiner Dorfnovelle entrollt Wernher ein treues Bild von dem kläglichen Verfalle des stolzen Rittertums.

In ihrer künstlerischen Behandlung unterscheiden sich die alte und neue Dorfgeschichte vorteilhaft von der Epik bezw. Novellistik ihrer Zeit. Der letzteren fehlte es an einer straffen Einheit, an einer festen Geschlossenheit. Die Handlung steuerte nicht geradewegs auf ihr Ziel los; sie irrte nicht selten von der breiten, bequemen Straße ab und verlor sich in unwirtliche, holperige Seitenwege.

In der höfischen Epik setzte man einen gewaltigen szenischen Apparat in Bewegung und ließ oft eine Fülle von Personen auftreten. Die Abenteuer wurden bis ins Unerträgliche gesteigert und sie stehen oft in ganz losem Zusammenhange mit der eigentlichen Handlung. Man halte dagegen den Meier Helmbrecht: eine in sich völlig geschlossene Komposition, eine richtig fortschreitende Handlung, die alle Ereignisse um den Helden, als den natürlichen Mittelpunkt, gruppiert!

Abgesehen von den Erzeugnissen der Vielschreiberin Luise Mühlbach und den zahlreichen deutschen Nachahmungen Eugen Sues, hat der Roman des jungen Deutschland nicht das „Nacheinander", sondern das „Nebeneinander" als Devise erkoren, und die „Formlosigkeit" ist ein charakteristisches Kennzeichen der epischen Muse eines Gutzkow und anderer. Die neuere Dorfnovellistik jedoch darf die bei Helmbrecht erwähnten Vorzüge in der Komposition ebenfalls für sich beanspruchen.

Was die Charakterzeichnung anbelangt, darf man den weitaus ernsteren Wernher nicht mit dem übermütigen Spötter Neidhart auf gleiche Stufe stellen. Dieser hat den Bauern alle ihre Schwächen abgeguckt und sie in seiner tollen Fastnachtsweise geschildert; jener aber zeichnet mit liebevollem Verständnis in dem alten Helmbrecht das Urbild eines Bauern von echtem Schrot und Korn, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Diese prächtige Figur erinnert in manchen Zügen an Immermanns Hofschulzen und an Auerbachs Wadeleswirt. Diese alten Bauern in der Dorfnovellistik sind die würdigen Repräsentanten der guten alten Zeit; sie verkörpern in lebendiger Weise die Sehnsucht der Dichter nach der besseren Vergangenheit. Am wenigsten macht Gotthelf aus dieser seiner Gesinnung ein Hehl und wiederholt spottet er über „das schöne moderne Selbstbewußtsein".

Bei dem Lützelflüher Pfarrherrn schiebt sich ein weiteres Charakteristikum unserer Dorfnovellen, der lehrhafte Charakter, vielleicht allzu aufdringlich in den Vordergrund. Doch übersieht man dies gerne um der löblichen Tendenz willen, die seine Schriften auszeichnet. Überhaupt sticht die sittliche Reinheit der meisten

Digitized by Google

Dorfnovellen wohltuend ab gegen die ſchamloſe Lüſternheit ſo vieler zeitgenöſſiſcher Romane. Hier der Unſegen der Kultur, dort der Segen der — Unkultur!

Der herbe Realismus des Meier Helmbrecht iſt außer Gotthelf und Gottfried Keller nur wenigen Dorfnovelliſten des 19. Jahrhunderts eigen. Weil man Gotthelfs kräftige Wirklichkeitsſchilderung als Schmutzmalerei brandmarkte, deshalb verfielen viele der nachfolgenden Dichter in das Gegenteil: in Schönfärberei. Auf dieſe Weiſe entſtand eine Reihe bäuerlicher Typen, die ſonſt nirgends als in der Phantaſie des Dichters exiſtieren. Als Beiſpiel mögen nur einzelne der „ſpinoziſtiſchen" Schwarzwaldbauern Auerbachs angeführt werden, die auch unheimlich viel politiſieren. „Sie haben zuviel im Rotteck geleſen", bemerkt Erich Schmidt launig. Wenn auch der Schwarzwalderzähler ſeine ſchlichten Landsleute abſichtlich auf ein höheres Bildungsniveau hob, um ſie „ſalonfähig" zu machen — für ſeine Nachahmer lag hiefür kein zwingender Grund vor.

Durch viele Dorferzählungen blitzt ein ſonniger, erquickender Humor. Wernher der Gärtner iſt auch hierin Meiſter; ihm ſtehen alle Töne zu Gebote: vom anſpruchsloſen Witz bis zum grimmigen Sarkasmus, mit dem der alte Helmbrecht den als Krüppel heimkehrenden Sohn begrüßt. In neueren Dorfgeſchichten und ländlichen Volksſtücken erſcheint der Humor freilich etwas geſucht und gekünſtelt. Man häuft alle komiſchen Effekte auf eine Perſon und dieſer bäuerliche Luſtigmacher iſt eigentlich nichts anderes als ein Harlekin redivivus.

Das Lokalkolorit wiſſen einzelne Volksſchriftſteller der Neuzeit weit beſſer zu treffen als der Verfaſſer des Meier Helmbrecht. Leider ſind es nur einzelne. Ranks Böhmerwalderzählungen kann man ſich von der Heimat des Dichters losgelöſt nicht vorſtellen. Dagegen kenne ich manche Geſchichte, die ſtatt im bayeriſchen Hochlande ebenſogut in der Umgegend von Königsberg oder in Weſtfalen ſpielen könnte.

Nicht gering iſt der kulturhiſtoriſche Wert vieler Dorfgeſchichten anzuſchlagen. Der Meier Helmbrecht iſt das anſchaulichſte und beſte Bild des mittelalterlichen Dörperlebens. Sitte und Lebensgewohnheiten der Landbewohner ſind kurz und dabei doch mit unnachahmlicher Treue geſchildert. Auch die modernen Dorferzähler wiſſen uns von Sitte und Sage ihrer Heimat viel Anmutiges zu berichten; ja, ſie tun hier des Guten faſt zu viel.

Die höfiſche Dorfpoeſie und Meier Helmbrecht gingen von Oberdeutſchland aus und hier ruhen auch die Wurzeln der modernen Dorfnovelliſtik; denn Auerbach und Gotthelf waren Alamannen. Die letztere verbreitete ſich (im Gegenſatz zum Mittelalter) auch nach Mittel- und Norddeutſchland. Heutzutage hat faſt jeder deutſche Gau ſeinen eigenen Schilderer und Erzähler. Wenn nur dieſer auch immer den nötigen Scharfblick für die Eigenart ſeiner Heimat und deren Bewohner beſäße!

Meier Helmbrecht kennzeichnet den Beginn und zugleich den Höhepunkt der mittelalterlichen Dorfnovelle. Von den weniger plumpen und meiſt ganz

Digitized by Google

unkünstlerischen Nachahmungen ragt nur das Epos „Der Ring" des Thurgauers Heinrich Wittenweiler hervor; doch kann nur der 1. Teil des Gedichtes dieser Gattung beigezählt werden.

Auch unsere Dorfnovellistik ist im Niedergange begriffen. Was ihr hauptsächlich fehlt, das ist die Naturwahrheit oder — wie man es mit einem nun geläufigen Schlagworte bezeichnet — die Heimatkunst.

Das Lebendige und Vergängliche in Ibsens Werk

Eine litterarhistorische Studie von Dr. Alois Wurm in München

Der mehr als zwei Jahrzehnte mit erbitterter Heftigkeit um den nordischen Tragiker geführte Kampf ruht jetzt oder ist wenigstens in ein ruhigeres Stadium getreten. Es ist möglich geworden, das Werk Ibsens mit einem leidenschaftslosen Blick von oben her zu überschauen, es gegen die Bedürfnisse des jetzigen und in etwa auch des kommenden Lebens zu halten und bereits mit ziemlicher Sicherheit festzustellen, was von ihm leben und was untergehen wird. Diese Aufgabe soll hier in aller Kürze und Einfachheit geleistet werden.

Der Name Ibsen galt seit Anfang der siebziger Jahre in Deutschland immer bestimmter als das Zeichen, das den modernen Menschen von dem alten unterschied. Der norwegische Dichter galt als der große Bahnbrecher einer durchaus neuen Literaturrichtung. Mit welchem Recht? Es ist gar kein Zweifel, daß ein gut Teil Verschwommenheit der Begriffe, historischer Nachlässigkeit, Empfänglichkeit für das Äußerliche mit im Spiel war. Aber ebenso sicher ist, daß man den neuen Geist in dem Manne spürte und spüren mußte. Man wurde sich bewußt, daß hier ein Dichter war, der vollkommen darauf verzichtete, eine Welt und ein Leben mit den idealen Farben des Wunsches und der Phantasie zu malen, wie das die gewöhnliche Art war; ein Dichter, dem es bis in die Seele zuwider war, sich eine eigene Welt mit bewußter Willkürlichkeit zurechtzuzimmern, wie es die Romantiker getan; ein Mensch, der vielmehr die wirkliche Welt in sein Ich hineinschöpfen und darin durchdringen wollte; ein Mann, der dem Leben mit all seiner Furchtbarkeit und Härte ins Auge zu schauen und mit ihm Brust an Brust zu ringen entschlossen war. Niemand haßte die Lüge so wie Ibsen; niemand zerriß erbarmungsloser die buntfarbigen und glitzernden Schleier,

Digitized by Google

in die man das Leben in der Poesie hüllte; niemand forderte unerbittlicher die Einheit der Wahrheit in Leben und Dichtung. Er forschte in allen Tiefen nach den wahren treibenden Kräften des Lebens, und diese bannte er mit fester, sicherer Gestaltungskraft in seine Dramen. So fand man das wahre Leben in seiner Poesie, wie man es vorher niemals in dieser herben Wahrhaftigkeit entdeckt hatte. Das war der neue Geist und dieser Geist ist in der Tat die große und auf die Dauer unverlierbare Errungenschaft der neuen Literatur: der prinzipielle Bruch mit allen schwächlichen Tendenzen, eine Idealwelt oder idealisierte Welt über der wirklichen aufzubauen; der rücksichtlose Mut, das Leben, wie es ist, in der Dichtung zu gestalten und zu sehen. Das ist das Größte, was von Ibsen leben wird.

Untergehen wird aber die Beleuchtung, in die Ibsen das Leben rückt. Sie ist zu düster, zu schwarz und wieder zu unheimlich grell. Erklärlich ist das allerdings. Der vollbewußte Gegensatz zur herkömmlichen Dichtungsweise mußte Ibsen in ein gewisses Extrem hineintreiben. Außerdem litt er mit an einem Drang der Zeit. Der Trieb zum Großen, der in den besten Geistern eines Volkes immer vorhanden ist, und der sich bisher in der Gestaltung nach dem Idealen hin betätigt hatte, mußte sich jetzt an das Reale binden. Man gestaltete also das Reale ins Große, und am wirkungsvollsten ließ sich eben die Schattenseite des Lebens ins Große treiben. Die Gefahr zur einseitigen Verdüsterung lag besonders für einen Tragiker nahe, der ja sozusagen kraft seines Amtes gebunden ist, das Ernste, Schwere, Konfliktvolle zu suchen. Allein das Auge einer gesunden Nation kann das Gewaltsame einer solchen Beleuchtung auf die Dauer nicht vertragen. Wenn und solange ein Volk gesund ist, hat es Verlangen nach Licht, Glauben an das Licht. Es will nicht im Geist umdüstert, im Gemüt verstimmt, in seinem Lebens- und Kampfesmute verschüchtert werden. Es läßt sich nicht das Auge umfloren, sondern es will klar ins Leben sehen. Es hat den Mut, sich durch die Tragik des Lebens erschüttern zu lassen, aber es will auch in seiner innersten Seele gestärkt und gehoben werden. Die meisten Dramen Ibsens drücken nieder. Shaksperes Stücke heben einen jeden. Bei diesem ist das Leben nicht so ganz wahr dargestellt wie bei Ibsen. Dieser hat seinerseits mit dem Leben gerungen, es aber nicht völlig überwunden. Es muß sich aber überwinden lassen; sonst läßt sich das Leben nicht leben. Und ein gesundes Volk muß wenigstens glauben, daß es die Kraft hat, das Leben zu leben. Sonst gibt es sich selbst auf. Der düstere, graue Novemberhimmel der Ibsenschen Welt mit seinen bleiernen Wolken und grellen Blitzen, ohne die wärmende Sonne, ist für uns nicht zu ertragen; er wird untergehen.

Das über Geist und Atmosphäre der Tragödien des nordischen Dichters. Nun näher an seine Probleme. Das Leben zwischen Mann und Frau, Familie und Vererbung, Religion und Politik, Erziehung und Gesellschaft, Genuß und Ideal, Wahrheit und Lüge auf allen Gebieten — das sind so seine Probleme, die er in seinen Dramen behandelt oder streift. Man sieht sofort, wie Ibsen

Digitized by Google

so manches Neuland für die Bühne erobert hat, wie er speziell das bürgerliche Drama — natürlich ja nicht begründet, aber — nach den vereinzelten Vorstößen von Schiller, Hebbel und Otto Ludwig erst auf die Dauer und in größtem Maßstab und Umfang literaturfähig gemacht hat. Dies Verdienst — und es ist kein kleines — wird bleiben.

Allein es gibt vieles, was eine volle Befriedigung an der Art der Behandlung seiner Probleme verhindert. Da ist zunächst eine wesentlich andere Kulturlage unserer Nation als diejenige war, von der Ibsen ausging. Das war die nordische der sechziger und siebziger Jahre. Ein jeder weiß, daß sich fast durch alle Zeitdramen Ibsens der scharfe Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit hindurchzieht, zwischen altem Glauben und neuen Idealen, zwischen der Kirche und dem neuen Schloß hoch oben mit dem „ungeheuer hohen Turm". Der Gegensatz kann nach seinem Sinn gar nicht tief genug gedacht werden; es ist eine unüberbrückbare Kluft; die alte Welt versinkt, die neue baut sich auf. Das ist die Stimmung eines Volkes, das sich bewußt ist, daß es über die Schwelle einer neuen Zeit tritt; das ist der Moment, in dem die neue Zeit noch als das große, geheimnisvolle Fremde, Unbekannte gefühlt wird. So empfand man im Nordland zu Ibsens ersten Zeiten; denn man war da, wie Brandes einmal bemerkt, beinahe um ein halbes Jahrhundert hinter der europäischen Kulturbewegung zurückgeblieben. So empfand also auch Ibsen. Uns dagegen ist die neue Zeit kein so geheimnisvolles Reich mehr. Wir haben die achtundvierziger, wir haben die siebziger Jahre hinter uns und wir haben uns in der neuen Ära schon ziemlich akklimatisiert, fühlen uns auf keinen Fall mehr fremd. Wir fühlen, wie die Geister der modernen Zeit uns ergreifen und wir sind nicht taub gegen ihre Inspiration. Allerdings sehen wir, bei einem Rückblick von unserem sicheren Standpunkt aus, daß tatsächlich kein Abgrund zwischen der alten und neuen Zeit klafft, daß vielmehr das Neue in langsamem und stetigem Fluß aus dem Alten herausgeboren wurde und wird. Ibsen dagegen sieht überall den Bruch. So vor allem in seiner religiösen Betrachtung des Lebens.

Das Christentum ist ihm völlige und freudlose Entsagungsreligion. Er hatte es bereits in der „Nordischen Heerfahrt" (1857) so eingeschätzt, es aber damals in seinem Helden Sigurd nicht mißbilligt. Dann kam das Bewußtsein der neuen Zeit über ihn. Im „Brand" stellt er die äußerste Konsequenz dieser Opferreligion mit geradezu abschreckenden Zügen dar. Es ist kein Zweifel, daß das Problem mit furchtbarem Ernst an seiner Seele nagte, zumal ein Mann, den er kannte, der Sektenstifter Lammers, in seiner Vaterstadt Kien es zu realisieren schien. Aber am Schluß sieht Brand das Werk seiner tötlichen Opferenergie vernichtet; es schallt eine Stimme durch den Donner: „Er ist Deus caritatis". Das Problem ließ ihn nicht aus. In dem welthistorischen Schauspiel „Kaiser und Galiläer" (1873) faßte er es von neuem an. Aber er kam nicht viel weiter. Julians weltliche Auffassung vom Reich festigt zwar das Reich des Christentums; aber darüber hinaus weist Maximos auf ein „drittes Reich, das

Digitized by Google

auf dem Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll", das also Lebensfreude und Entsagung vereinigen soll. Auf dieser Linie ist er dann in „Klein Eyolf" und in dem Epilog „Wenn wir Toten erwachen" weitergeschritten, freilich ohne dabei die religiöse Frage in den Mittelpunkt zu stellen. Aber ein großes, volles Bild der religiös-ethischen Lebensgestaltung nach der eigentlichen Revolution, der „Revolution des Menschengeistes", von der er einmal in einem Brief an Brandes spricht, gewinnen wir bei ihm nicht. Denn auch in seinem letzten Stück erscheint der Glaube an eine Versöhnung des Geistigen mit dem Sinnlichen, der Freude mit der Güte, eben auch als ein Wechsel auf eine ganz unbestimmte Zukunft.

In der Tat ist es offenbar, daß mit zunehmendem Alter ein Gedanke die Seele des Dichters recht bitter ergriff. Das war der Zweifel an der Realisierung des dritten Reichs, an der Durchführung seiner Ideale. Den alten wohnlichen Bau des alten Glaubens zu vernichten, fühlte er sich stark genug, aber zu schwach, das neue leuchtende Schloß aufzuführen, in dem die Menschen in Wahrheit, Schönheit, Freude und Güte wohnen sollten; es war schließlich nur mehr ein Hoffen in unabsehbare Fernen, was ihm in dieser Beziehung verblieb. Das äußerst zarte, ja für gewöhnliche Auffassung subtile Problem in „Rosmersholm" spiegelt nur seine seelische Verfassung in diesem Stadium wider. Rosmer und Rebekka West sind am Ende des Dramas so weit, und zwar der erstere ganz gewiß, daß sie ihre große Arbeit der Schaffung von Adelsmenschen frei und stark beginnen könnten. Statt dessen gehen sie beide in den Tod. „Und wenn du dich täuschtest," sagt Rebekka, „wenn es nur ein Irrtum wäre? Eins jener weißen Pferde von Rosmersholm?" Und Rosmer drauf: „Mag sein — denen entkommen wir nicht — wir hier auf dem Hofe." Das ist starke Resignation, Resignation, wie sie das Leben erzeugt. Ibsen sah zu scharf ins Leben, als daß er sich nicht immer mehr und mehr von der ungeheueren Wucht der Schwerkraft in der Menschheit überzeugt hätte. Er war auch aufrichtig genug gegen sich selbst, um sich zu sagen, daß mit äußerlichen Lösungen, wie er sie in der „Frau vom Meere" gegeben, nichts gedient sei. So rechnete er denn in „Klein Eyolf" mit der ganzen Niedrigkeit der Menschheit in Alfred und Rita Allmers, die ihr „eignes Kind niemals besessen". Dieses Paar führt er nun innerlich empor, durch Kampf und Entsagung hindurch bis zu dem Punkte, wo sie sich sittlich gereinigt die Hand geben können, um gemeinsam den schweren Arbeitstag zu beginnen. Das ist eine Lösung — aber wie viele wohl diesen Weg gehen würden, und wie viele ihn bis zu Ende gehen könnten? Die Antwort, die uns sein nächstes Drama „John Gabriel Borkman" gibt, ist nicht sehr hoffnungsreich. Hier erscheint die kommende Generation, die Jugend, die noch im „Baumeister Solneß" die Forderung des gigantischen Zukunftsbaues erhebt, in trostloserem Lichte. Sie will leben, leben, einzig und allein genießen. Von ihr ist die Einlösung der großen Forderung nicht zu erwarten. Und so geht der letzte Schimmer von Lebenshoffnung nur vom Haupte einzelner Adelsmenschen aus

Digitized by Google

— ein Schimmer, der besonders im „Rosmersholm" in reinerem, wenn auch resigniert gedämpftem Glanz aufgeleuchtet hatte. Nur eine einzige Seele geadelt haben. — „Ah, wenn ich es in Wahrheit glauben dürfte!" Man fühlt aus diesen Worten trotz aller Resignation die Freude des Dichters heraus, der sich, da er die große Ernte nicht zur Tenne bringen kann, mit einem einzigen vollwertigen Korn begnügt. Ja, Ibsen ist nichts weniger als eine aristokratische Natur von Nietzsches Schlag. Ihm ist es nicht prinzipiell um das Geschlecht der Edelmenschen zu tun; ihm ist es um die Menschheit zu tun. Und da er allmählich daran verzweifelt, die Menschheit zu adeln — nur deshalb und nur mit bitter zuckendem Herzen zieht sich sein Blick auf den einzelnen Adelsmenschen zurück. Freilich wird er sich dabei immer wieder bewußt, und gegen den Abend seines Lebens zu immer mehr, daß seine Probleme damit noch nicht gelöst sind; er kann sich's nicht verhehlen, daß nicht die Gesunden des Arztes bedürfen, sondern die Kranken. Aus all dem — und es ist nur wenig von dem, was über diesen Punkt gesagt werden könnte — ersieht man, wie schwankend, zweifelnd, unsicher der Dichter häufig von seinen Problemen scheidet, ja wie er sie manchmal geradezu bewußt unentschieden läßt. Das ist der Reflex des Lebens des Dichters, das mit den Problemen des Menschenlebens nicht fertig zu werden vermochte. Und darum wird die kommende Generation mit seiner Anfassung und Lösung der großen Lebensprobleme nicht zufrieden sein; sie wird darüber hinweggehen.

Charakteristisch ist, daß Ibsen meist seine Probleme von der negativen Seite nimmt und darstellt. Die Mächte des Lebens, die den Menschen *ruinieren*, verkörpert er hauptsächlich in seinen Dramen; wie das Leben *nicht* sein soll, zeichnet er vor allem. Wie die Liebe und Ehe *nicht* sein darf, wird dramatisch dargestellt, von der „Komödie der Liebe" an, über „Nora", „Gespenster", „Die Frau am Meere", „Klein Eyolf" weg bis zum letzten Stück „Wenn wir Toten erwachen", nur daß in den zwei letztgenannten Stücken immerhin auch eine ernste Anstrengung nach der positiven Seite hin gemacht wird. Daß der Mensch *keine* charakterlose Schwätzer- und Streberfigur spielen soll, soll Sternhoff im „Bund der Jugend" lehren; daß die Gesellschaft *nicht* auf Lügen aufgebaut werden darf, zeigen „Die Stützen der Gesellschaft"; daß es ein *Verhängnis* ist, ein halber Mensch zu sein, beweist „Peer Gynt" dem norwegischen Volk, und „Brand", wie er jetzt vorliegt und als Ganzes betrachtet, zeigt im Grunde, daß die konsequente Opfer- und Entsagungsreligion ohne den Deus caritatis die Rätsel des Lebens und Menschenherzens *nicht* zu lösen imstande ist; von der wesentlich satirisch gerichteten „Wildente" darf man überhaupt nichts Positives verlangen; in „Rosmersholm" ist eine positive Note, aber unterdrückt durch den schon angemerkten resigniert schwankenden Zug; und schließlich bleibt von allen Problemdramen als fest und sicher der ganzen Konstruktion nach positiv gehaltenes Stück nur noch „Der Volksfeind", der aber, wie wir bald sehen werden, eine eigene Stellung einnimmt. Man gewinnt beinahe den Eindruck, als ob die positive Lehre an die negativ gestimmten Dramen in ähnlicher Weise angesetzt

Digitized by Google

wäre, wie der letzte Moralvers an das abschreckende Beispiel der Fabelgeschichte. Pädagogisch wirksam wird das sein; aber auf der Bühne wollen wir die Mächte des wirklichen Lebens sehen, und diese sind nicht lauter finstere Mächte der Nacht, sondern auch sonnenhelle Götter des Tages. Mehr Licht über den dunklen Wassern der Ibsenschen Probleme!

Dazu kommt noch ein anderer Punkt, der übrigens oben schon gelegentlich angedeutet und in der Ibsen-Debatte besonders von dem tüchtigen Berthold Litzmann hervorgehoben worden ist, der ja jetzt freilich seine Stellung zu Ibsen etwas verändert hat. Es ist die Besonderheit der psychologischen Probleme, die mit den ethischen zusammengesponnen sind. Es gehört eine Seele von der ungemeinen Feinheit, grüblerischen Tiefe und ganz persönlichen Eigenart, wie sie Ibsen besaß, dazu, um den seelischen Prozeß zu verstehen und nachzuempfinden, wie er sich etwa in Helena Alving („Gespenster"), in der Rebekka West („Rosmersholm"), in der Ellida Wangel („Die Frau am Meere"), in den Eltern von „Klein Eyolf" und noch in einigen anderen Personen abspielt. Ja, es wird sich gar nicht leugnen lassen, daß manches nur für die ganz eigenartig veranlagte und entwickelte Persönlichkeit des Dichters klar und möglicherweise auch selbstverständlich ist, was allen anderen mehr oder minder immer ein Rätsel ist und bleiben wird. Den eigenen geistigen Entwicklungsweg, den Ibsen gegangen, geht so bald kein zweiter mehr. Dabei hatte der Dichter die Fähigkeit, auch das Feinste und Verborgenste, den leisesten Zug und den unfaßbar scheinenden Duft in seiner Seele sicher zu greifen und konkret zu formen, in einer erstaunlichen, geradezu genialen Weise. So kommt es, daß in Ibsens Werken viel mehr von dem ihm allein Eigenen steckt, als dies bei allen anderen Dichtern, auch den ihm verwandten Hebbel nicht ausgenommen, der Fall ist. Es hat einen ganz besonderen Sinn, wenn Ibsen behauptet, er habe alles erlebt, was in seinen Werken steht. Allein das gerade ist es ja, was ihn nicht bloß der gewöhnlichen Masse des Volks, sondern auch den Gebildeten bis zu einem gewissen Grad immer fremd erscheinen lassen wird. Für uns Deutsche kommt dann noch dazu, daß das Empfinden eines anderen, wenn auch verwandten Volkes bis ins Innerste hinein zu verstehen uns immer Schwierigkeiten machen wird und muß.

Die Ibsensche Art der Problembehandlung ist es also nicht, was dem Dichter sichere Aussicht auf dauernden Besitz unserer Bühnen böte. Allein der Dichter der modernen Probleme muß scharf geschieden werden von dem Schöpfer der historischen Dramen. Unter diesen sind „Frau Ingegerd auf Östrot" (in der stilistischen Überarbeitung), die „Nordische Heerfahrt", sowie „Die Kronprätendenten" lebensfähig. Sie werden auf der norwegischen Bühne wenigstens leben, auch dann, wenn man nur mehr aus Anstand gegen den heimischen Klassiker ab und zu eines von seinen Problemstücken aufführt. Ob bei uns, ist allerdings wegen des spezifisch nordischen Geschichts- und Sagenstoffes fraglich, wenn auch wenigstens aus der „Nordischen Heerfahrt" unsere Siegfridsage leicht herausgehört wird. Das Geheimnis der Lebensfähigkeit dieser Dramen beruht

Digitized by Google

ganz wesentlich in der lebenskräftigen Stärke, der im ganzen gesunden Atmosphäre, der tatvollen Größe, die das Ganze durchpulst. Der grüblerische Geist Ibsens meldet sich hier, besonders in der Gestalt des vom Zweifel an seinen Königsberuf durchfressenen Jarl Skule der „Kronprätendenten“ zwar schon recht fühlbar an; allein der Himmel ist hier noch nicht so bleiern wolkig und grau; es ist noch soviel Licht und Wärme darin, daß man sich darin noch heimisch und gehoben fühlen kann. Ein besonders guter Wurf des damals erst siebenundzwanzigjährigen Dichters war „Frau Ingegerd auf Östrot“. Der Konflikt zwischen Mutter- und Mannesliebe einerseits und der großen nationalen Aufgabe andererseits ist hier mit genialem Blick erfaßt und trotz mancher Mängel der Komposition und Psychologie mit überraschender Sicherheit durchgeführt. Es ist zweifellos das bedeutendste historische Stück Ibsens, das verdiente, auch bei uns zu leben.

(Schluß folgt.)

Die Nacht

Die Nacht mit finsterm Angesicht
Sie ist mir lieber als der Tag
Mit seinem hellsten Sonnenlicht.

Sie atmet ruhig, still und rein,
Und hüllt des Lebens laute Qual
In süßen Schlummers Mantel ein.

Mein müdes Haupt sinkt in den Flaum —
Und leise wie ein Engel kommt
Ein liebes Bild in meinen Traum.

München Max Kienningers

Winter

Im weichen, weiten Schneegewand
Ist sanft das Dörfchen eingenickt,
Der alte Kirchturm träumend blickt
Hinaus aufs winterstarre Land.

Zur Todesruh glitt leis hinab
Des Sommers Leben, voll und warm;
Nur einsam kreist ein Rabenschwarm
Wie Friedhofwächter um ein Grab.

München A. Dreyer

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

VI

Entre nous. Auf die Anschauungen weiter katholischer Kreise scheint die Periode des Naturalismus, die in Verbindung mit dem Ästhetizismus der Kunst ein ausgedehnteres Betätigungsfeld und eine selbständigere Stellung sichern wollte, ihre kulturhistorische Mission — denn die ist ihr ebenso sicher und eigentümlich wie jeder anderen Richtung — noch sehr mangelhaft ausgeübt zu haben. Man hat vielfach noch nicht gelernt, die Wahrheit zu ertragen, weder die geschichtliche noch die des Lebens. Ein Vertuschungssystem soll auch die Kunst sein. Wenn ein belletristisches Erzeugnis, das von einer Seite als „Tendenzroman für die Unauflöslichkeit der katholischen Ehe" bezeichnet wurde, von anderer als „arg bedenklich und beängstigend" empfunden wird, wie es bei dem durch die „Kölnische Volkszeitung" bekannt gewordenen Roman „Durchgekämpft" der Freiin Marie Luise von Hutten-Stolzenberg der Fall ist, dann kann man die Verwirrung der Anschauungen, die hier vorliegt, wenigstens ahnen, denn verstehen — ich meine nachfühlen — wird man sie nicht immer. Die genannte Zeitung hat das wichtigste Material, das bei ihr in Sachen dieser „Romanfrage" eingelaufen ist, mit ihren eigenen Bemerkungen und denen einiger Zeitschriften zusammen drucken lassen und der Buchausgabe des betreffenden Feuilletons als eine Art Vorrede vorausgeschickt. Da gibt nun der Umstand einigen Trost, daß den drei ablehnenden Zuschriften „zahlreiche" günstige gegenüberstehen, die zum Teil die Redaktion direkt oder indirekt auffordern, in der mutigen Behandlung tiefer Konflikte noch weiter zu gehen, als es in dem Roman der Freiin v. Hutten-Stolzenberg geschah, und daß sich verhältnismäßig viele Geistliche entschieden für die Zulässigkeit des fraglichen Feuilletons ausgesprochen haben. Aber im ganzen gilt doch das Wort eines rheinischen Gymnasialdirektors: „Wenn derartige Anschauungen noch lebendig sind, dann braucht man sich allerdings nicht zu wundern, daß die katholische Belletristik der Rückständigkeit bezichtigt wird" und zumal der Stoßseufzer einer rheinischen Schulvorsteherin: „Wenn man doch endlich — gerade in unserem Lager — einmal einsähe, daß Reinheit nicht identisch ist mit Prüderie!" wird wohl noch lange geseufzt werden müssen. Es will uns scheinen, als ob in den Kreisen, aus denen diese Beschwerden kommen, eine mutige, gesunde, großzügige Weltauffassung, die doch im katholischen Glauben einen reichen und fruchtbaren Untergrund hätte, nur sehr beschränkt und unausgebaut vorhanden sei. Wenn man katholischer wäre als man ist — im Geiste und in der Wahrheit —, und wenn man sich von Zeit zu Zeit auf die Bedeutung dieses Wortes besinnen wollte, dann

Digitized by Google

wäre den betrübenden Bestrebungen gewisser Kreise von vorneherein die Ader unterbunden. „Also dahin", sagt M. Herbert in Nummer 36 der „Allgemeinen Rundschau", wo sie den Roman „Durchgekämpft" bespricht, „also dahin haben wir es mit unserer Flachheit, unserer Mutlosigkeit, unserem Vertuschungssystem gebracht, daß die Menschen im Dichtwerk keine Wahrheit, keine Tiefe, keine Gewalt, keine Erschütterung mehr finden wollen, sondern ‹Unterhaltung, Amüsement, Beschwichtigung und die nötige Langeweile zum Nachmittagsschlaf›." „Die Folge ist eine Unständigkeit, eine bange Zurückhaltung im Schaffen — und das traurige Bewußtsein, daß eine freie, spontane Äußerung des Genius, ein tiefer Griff ins Menschenleben auf katholischer Seite keinen Verleger fände, weil das Publikum — ruhig weiter schlafen möchte."

Das Unternehmen der „Kölnischen Volkszeitung", das Material zu sammeln und im Druck herauszugeben, ist schon an sich sehr begrüßens- und nachahmenswert. In ihren abschließenden Bemerkungen stellt sie den sehr beachtenswerten Satz auf: „Man tut besser, wenn man die Ungeschickten aufklärt und erzieht, statt sie dem Künstler als Muster seines Publikums vorzustellen, denn auch auf literarischem Gebiete lautet für uns die Parole: ‹Vowärts!› Dazu muß man aber vor allem wissen, wen man vor sich hat und wie und wo einzusetzen ist. Es wäre sehr angezeigt, Stimmen aus dem Leserkreise, wie sie die Redaktionen oder einzelne zu hören bekommen, zu sammeln und so eine sichere Grundlage zu schaffen, auf der man aufbauen kann. Der unterzeichnete Zeitschriftenschauer wäre z. B. sehr dankbar für Mitteilungen, die die Stellung des nicht gebildeten (oder auch nicht verbildeten) Volkes zu prüderiefreien, natürlich künstlerisch und sittlich wertvollen Erzeugnissen der belletristischen und bildenden Kunst beleuchten. Er glaubt nämlich aus seinen Erfahrungen schließen zu dürfen, daß unsere gebildeten Kreise die hier vielfach noch herrschenden gesunden und natürlichen Anschauungen sich zum Muster nehmen könnten.

Auch in Süddeutschland hatten wir ja jüngst den Fall, daß ein Roman anfing, für ängstliche und — unbedenkliche Seelen „arg bedenklich und beängstigend" zu werden. Wenn etwas, so zeigte dieser Vorfall, wie wenig man imstande ist, historisch zu sehen und historische Wahrheit zu vertragen. Es handelte sich um Enrica von Handel-Mazzettis neuen Roman „Jesse und Maria", der im zweiten Jahrgang von „Hochland" erscheint. Ein „Eingesandt" in der Beilage Nr. 50 der „Augsburger Postzeitung" (die kurz vorher das neue Heft von Hochland rein empfehlend angezeigt hatte) nannte ihn einen „perfiden Tendenzroman". Man wäre versucht, alle Schleusen des Spottes zu öffnen, — der Einsender glaubte u. a., der Roman sei in zwei Fortsetzungen (!) beendet, weil man „Fortsetzung folgt" zu setzen vergessen hatte, — wenn nicht die gute Meinung des Artikelschreibers und die tatsächlich bei uns noch sehr ungewohnte, freie Sprache des Romans ihn einigermaßen entschuldigten. Man sieht indessen aus diesem Vorkommnis deutlich, daß unsere pseudo-idealistische Literatur auch gebildete Leute schon soweit gebracht hat, daß sie mit objektiver Kunst gezeichnete Charaktere nicht mehr selbständig erfassen und beurteilen können.

An die Erlebnisse der „Kölnischen Volkszeitung" anknüpfend setzt Nanny Lambrecht in Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau" („Zur Romanfrage") auseinander, wie ein Roman erzieherisch wirken kann und soll. Man darf sich durch die hie und da *scheinbar* unter dem Zwange der Tendenz und „Moral" stehenden Worte der

Digitized by Google

Schriftstellerin nicht abschrecken lassen, sondern muß im Auge behalten, daß sie von vornherein sich mehr auf den Dichter christlicher bzw. katholischer Weltanschauung bezieht. Die Erzählungen, führt sie aus, müssen dem Leser zu Erfahrungen werden (man spricht ja auch von einem großen Buche als von einem Erlebnisse), sie sollen ihm die schlimmen Erfahrungen ersetzen. Dazu ist weder nötig, daß der Autor seine Dichtung persönlich, d. h. im wirklichen Leben erlebt habe, — alles persönlich Zugespitzte hat vielmehr nur in gewissen Fällen allgemeinen Bildungswert — noch auch unbedingt erforderlich, daß der Leser sich mit dem Helden der Erzählung identifiziert. Der Roman braucht nur wahr zu sein und wahre Menschen zu schildern, mit denen der Leser dann gleichsam verkehrt und, wie im täglichen Leben, von ihnen lernt. In die verwirrenden Eindrücke des Lebens muß der Künstler Ordnung bringen und die „ewigen Natur- und Lebensgesetze herausschälen". „Aber das Erziehenwollen ist immer forzierte Mache. — Je unbewußter der Dichter schreibt und die Erfahrungen behandelt, desto klarer wird eben auch die natürliche und ureigentliche Grundidee, die in allem Naturwahren und Lebenswirklichen liegt, hervortreten. — Der Leser soll nicht wissen, was der Dichter will, er solls empfinden. Zu moralisieren braucht er selber (der Dichter) nicht, die Moral der übergangenen, mißachteten Naturgesetze ist erschütternd."

Zu diesen Ausführungen macht Dr. P. Expeditus Schmidt in Nr. 37 der gleichen Wochenschrift gleichsam eine wichtige Anmerkung. Er stellt fest, daß eine Betätigung der Katholiken in der Literatur nur auf nationaler Grundlage und in Gemeinschaft mit der Gesamtentwicklung geschehen kann. Die katholischen Dichter, die nach seiner Ansicht eine hohe Aufgabe in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu erfüllen haben, dürfen die neuen Kunstwege und die neuen Kunstobjekte nicht verschmähen. In den Kreisen der Genießenden hat man vielfach vergessen, daß man Kunstwerke vor sich hat. Daran tragen großenteils „die elenden Erzählungen, die meist in den Zeitungen zu finden sind", die Schuld. Man versteht nicht, die Einzelheiten dem Ganzen unterzuordnen und könnte hierin von der Nonne Hrotsvit, der ersten deutschen Dichterin, lernen, die sagt: „Wollte ich diese Dinge verschämterweise beiseite lassen, so würde ich weder meiner Aufgabe gerecht, noch könnte ich den Preis der Unschuld heiliger Jungfrauen so voll, wie mein Talent erlaubt, verkünden." Hier haben die katholischen Kritiker und Literarhistoriker einzusetzen. Sie müssen die Harmonie des Kunstwerkes zeigen und die dunklen Punkte in der rechten Auffassung darlegen, damit man lerne über „die Schnüffelei am rohen Stoffe" hinaus zuerst den Geist zu erfassen und festzuhalten.

Landschaften

Plattdeutsches. John Brinckmann kommt als Mecklenburger Dialektdichter neben Fritz Reuter immer mehr zu Ehren. Max Hesse, Leipzig, hat jetzt seine sämtlichen Werke in einem stattlichen Bande um 2 Mk. seiner Klassikerbibliothek einverleibt. Otto Weltzien, selbst als plattdeutscher Dichter bekannt, hat die Herausgabe, wie Ludwig Schröder-Iserlohn in einem Referate über „Niederdeutsche Literatur" (Lit. Echo 6) urteilt, „mit Geschick und feinem Verständnis" besorgt. An der Erzählung „Dürten Blanck", die Felix Stillfried auf seinen Roman „Wilhelmshäger Kösterlüd" und die lyrische Sammlung „In Lust und Leed" folgen läßt, lobt Schröder die Schlichtheit und den vornehmen Verzicht auf Effekt-

Digitized by Google

haſcherei, an Helmuth Schröders, eines mecklenburgiſchen Dorfſchullehrers Buch „Bi Kräuger Bolts", daß 'er keine Romanfiguren, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut ſchafft. Prachtſtücke voll Saft und Kraft fänden ſich auch in der novelliſtiſchen Sammlung „Nu man to, Jan!" von Ludwig Oldenburg. In ſeinem Büchlein „Heitblicken" geſelle ſich Auguſt Seemann der geringen Zahl guter, plattdeutſcher Lyriker, zu der auch die Schleswig-Holſteiner Joh. Heinr. Fehrs und Paul Trede gehören, der eine mit einem Bande „Zwiſchen Hecken und Halmen", der andere mit ſeinen „Grünen Blättern". Fehrs hat auch unter dem Titel „Ettgrön" eine Reihe von Erzählungen herausgegeben, auf Grund deren ihn Schröder einen Pſychologen erſten Ranges nennt. Die „Prignitzer Vogelſtimmen" von Hermann Gräbke ſeien, ſoweit ſie heiteren Charakter tragen, beſonders zum Vortragen geeignet. Gräbke ſei kein Pointenjäger, „wie leider ſo viele Läuſchendichter", bei ihm ſei die ganze Erzählung voll Humor. Schließlich weiſt Schröder noch auf das erfolgreiche, humoriſtiſch-ſatiriſche Werk „Frans Eſſink" des Weſtfalen H. Landois und auf das friſch geſchriebene folkluriſtiſche Buch „Bi mi tau Hus" hin, in dem M. Nereſe ihrer Heimat Hinterpommern ein kulturgeſchichtlich wertvolles Denkmal ſetzt.

Ein ähnliches Ziel verfolgen Dr. Franz Joſtes in ſeinem „Weſtfäliſchen Trachtenbuch" [1]) — der Titel iſt notabene viel enger als der Inhalt — und Richard Andree mit ſeiner „Braunſchweiger Volkskunde" [2]). Alois Wurm, Osnabrück, hält dieſe beiden Werke in einer ausführlichen Beſprechung im „Literariſchen Handweiſer" [3]) (Nr. 1) für wertvolle Hilfsmittel zur Erhaltung echt niederſächſiſchen Weſens.

In Nr. 11 des „Literariſchen Handweiſers" kommt in einer kurzen Anzeige die Rede auf die neue erzählende Sammlung „De leſten Blomen" des Duisburger Kaplans Auguſtin Wibbelt, die bei Fredebeul & Koenen in Eſſen erſchienen iſt. Dr. Wibbelt hat ſich ſchon früher in „Drüke-Möhne", „Wildrups Hoff", „De Strunz", „Hus Dahlen" als Dialektdichter von künſtleriſchen Qualitäten eingeführt.

Von der Eifel. Die Eifel iſt in den weiteren und weiteſten Kreiſen literariſch wohl erſt durch Clara Viebig bekannt geworden. Gegen ihre Schilderungen indeſſen erhoben ſich bald entrüſtete Proteſte, die den Werken der Dichterin Unwahrheit vorwarfen. Zu dieſen Anklägern gehörte aus unſeren Kreiſen Nanny Lambrecht-Aachen, die neuerdings in den „Borromäusblättern" (Nr. 2, Eifelliteratur) die Frage kurz unterſucht, ob Clara Viebig — wie ihre Verehrer behaupten — die kompetente Perſönlichkeit iſt, die mit voller Objektivität ſich in das Geiſtesleben des Eifeler Bauerngeſchlechtes verſetzt. Daß dabei die künſtleriſchen Qualitäten der Dichterin gar nicht hervorgehoben werden, erklärt ſich wohl aus der Abſicht, demnächſt in der gleichen Zeitſchrift ihr einen eigenen ausführlichen Aufſatz zu widmen. Sonderbar iſt es, meint die Verfaſſerin, daß Fremde durchweg die Eifel in begeiſterten Tönen gefeiert haben, während Viebig, die Einheimiſche, „unbarmherzig mit Nacht und Schatten ihre Landſchafts- und Charakterbilder malt" und ein ganzes Volk als „unſittlich, dummgläubig, rückſtändig" gebrandmarkt hat. Der Grund liege darin, daß ſie es nicht verſtehe, mit dem Volke zu fühlen und zu leben. Ihre Kenntnis von Land und Leuten verdankt ſie nur dem „Hinhorchen und Hinſehen". Um etwas

[1]) Bielefeld, Velhagen & Klaſing.
[2]) Braunſchweig, Fr. Vieweg & Sohn.
[3]) Münſter, Theiſſingſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Äußerliches hervorzuheben, behandelt sie z. B. den Dialekt sehr oberflächlich und oft ganz unrichtig. „Das „Platt", das sie beispielsweise in „Am Totenmaar" kultiviert, hat noch kein Schalkmehrener gesprochen." „Sie ist wohl in der Eifel geboren, aber nicht als Kind des Eifelvolkes. In und um Trier verbrachte sie ihre Kindheit und früheste Jugend, und damit war der Hintergrund gegeben für ihre Eifelwerke. Darauf kam sie an den Rhein und schrieb die „Wacht am Rhein"! Den deutschen Osten und seine Bewohner schildert sie in der „Rosenkranzjungfer". Jetzt lebt sie in Berlin und schneidet ihre Silhouetten aus der Großstadt. Ich frage: Will die Viebig überall zu Hause sein?" Was man demnach von Clara Viebig nicht sagen kann, nämlich daß sie ein echtes Eifelkind sei, das läßt sich nach den Ausführungen Fräulein Lambrechts mit voller Berechtigung auf den Naturdichter Peter Zirbes anwenden. Er war als Sohn eines Steinguthändlers zu Niederkeil im Jahre 1825 geboren und erzählte später gelegentlich von den häuslichen Reichtümern seiner Eltern: „Mein Vater bekam bei der Heirat von seiner Mutter ein Leintuch und einen Eßlöffel zur Aussteuer. Sie wollte ihm auch eine Gabel geben, aber die nahm er nicht, denn seine Frau brachte ihm auch nur ein Leintuch und einen Eßlöffel, und er wollte nicht reicher sein als seine Frau." Peter selbst hausierte noch lange Zeit mit Porzellan, bis er sich einen kleinen Kramladen einrichten konnte, zum Teil mit Hilfe seiner Gönner, deren Konfession wohl auch einer der Gründe war, daß er zum Protestantismus übertrat, zum Teil aus dem Ertrage seiner ersten lyrischen Sammlung. Diese erschien 1852 unter dem Titel: „Gesammelte Gedichte von Peter Zirbes, wandernder Steinguthändler aus Niederkeil bei Wittlich, Regierungsbezirk Trier, herausgegeben von W. O. von Horn, Selbstverlag des Verfassers". „So wurde Zirbes Verfasser, Verleger und Subskribentensammler in einer Person." Später erfolgte eine bedeutend erweiterte Ausgabe: „Eifelsagen, Lieder und Gedichte",[1]) von der die 5. Auflage vorliegt. Seine Dichtungen verraten in Form und Sprache durchaus nicht den ungebildeten Naturdichter, allerdings glaubt auch N. Lambrecht konstatieren zu können, daß „eine Auffrisierung der Zirbespoeme" stattgefunden hat. „Seine Sagen und Dichtungen heben sich oft bis zu hochdichterischem Schwung, ebenso frisch pulsieren seine rein lyrischen Gedichte, und ebenso ergötzlich sind seine wunderlichen Poeme in der Originalität der Auffassung und Durchführung. Eines aber wirkt störend im Leben und poetischen Schaffen Zirbes': er wollte zu sehr Dichter sein! Das ist aufdringlich. Trotzdem nehmen wir seine Spenden dankbar an. Es ist kein Mißklang in ihnen, der für uns den reinen Genuß trüben könnte." Von Nanny Lambrecht selbst hat man hie und da in Zeitschriften oft kraftvolle Proben novellistischer Kunst lesen können (vgl. z. B. Literarische Warte VI, 2), die auf dem Hintergrund von Eifel-Land und Eifel-Volk erwachsen sind. Eine von ihnen „Was im Venn geschah!" wurde auf den Kölner Blumenspielen 1904 durch einen Preis ausgezeichnet, und unter diesem Titel erscheint im Verlage von Fredebeul & Koennen in Essen a. d. Ruhr ein Novellenband aus der Eifel und der Wallonie, der Lambrechts zerstreute Erzählungen den Lesern gesammelt vorführen soll. Zu seiner Empfehlung führt N. Lambrecht das Wort Mörikes an: „Gottlob, nichts Unreines ist darin!"

Elsässische Literatursorgen. Das „Neue Magazin" verdankt in seinem 22. Hefte der Person seines Herausgebers René Schickele eine Elsässer-Nummer. An dessen

[1]) Koblenz, W. Groos (L. Meinardus).

Digitized by Google

einleitendem „Jungelsässischem Programm" kann man zwar viel Talent, aber nicht die Kunst bewundern, aus einem klaren Gedanken einen unklaren Essai zu machen. Sachlicher ist Karl Gruber („Elsässische Literatursorgen"). Er fordert „eine Gesamtbemühung des Stammes oder der Rasse", „einen Rückgriff auf die Stammeswurzeln" und faßt den Grundgedanken seiner Ausführungen in den Satz zusammen: „Wir müssen uns national wiederfinden, um uns geistig entwickeln zu können, um wieder Fühlung zu gewinnen mit den hochentwickelten Nachbarkulturen rechts und links." Zu diesem Ziele müssen sich die zwei literarischen Richtungen, die im Elsaß existieren, in die Hand arbeiten, obwohl sie sich vorläufig feindlich gegenüberstehen. Da ist einmal die national-elsässische Gruppe, die bei den Resten der Stammesart, hauptsächlich dem Dialekt, ansetzend, im Grunde auf den deutschen Kern zurückgreift und im Elsässischen Dialekttheater (G. Stoskopf, Greber u. a.) ihre Stütze gefunden hat. Die andere Linie, geführt von den deutschen Einwanderern und von denjenigen Elsässern, die „berufsmäßig die deutsche Bildung zu vermitteln haben", „präsentiert das vollendete Resultat der deutschen Geistesarbeit, bis zu dem nachher die wiedergewonnenen Stammesgrundlagen weiterzubilden wären, und wundert sich, daß es nicht freiwillig hingenommen wird". Ihr radikalster Vertreter ist Fritz Lienhard, den jüngst auch der Straßburger Pierre Paulin in den „Dichterstimmen der Gegenwart" mehr begeistert als geschickt als Lyriker charakterisiert hat.

Die produktiven Beiträge verraten kaum etwas Elsässisches, weder die schönheitssatten Terzinen Ernst Stadlers, die ich bereits aus dem „Freien Almanach deutscher Studenten" (H. 1)[1]) kannte, noch die sprachwuchtigen Proben von Johannes Leonhardus oder gar die mit vollen duftenden Haaren u. a. etwas konventionell arbeitenden Gedichte von Hermann Wendel. Otto Flakes „Zwölf Gestalten" enthalten ebensoviel wirkliche als gesuchte Feinheiten.

Schlichter geben sich die Nummern der „Erwinia", die als Organ des Alsabundes das Elsaß literarisch vertritt. Georg Süß verschafft dem Leser in dem Aufsatz: „Ein Stück elsässischer Literatur" einen Ausblick in das elsässische Dichterleben des 19. Jahrhunderts, nachdem er auf Otfried von Weißenburg, Gottfried von Straßburg, Johannes Tauber, auf Sebastian Brant und Fischart, Moscherosch und Pfeffel kurz hingedeutet hat. Über Ehrenfried Stöber und seine Söhne August und Adolf kommt er zu Th. Vulpinus, Lienhard, Christian Schmidt, zu Schickele, J. Bretzl (F. Reginus), Albert von Putkamer, Fritz Lienhard, Marguerite Wolf (— auch René Prévôt hätte genannt werden dürfen —), zu den Dialektdichtern H. Picard, den Brüdern Matthis, H. K. Abel, den Dramatikern Greber, Stoskopf, dessen neueste Leistung „D'r verbotte Fahne", ebenso wie „D'r Fremdelegionär" Hermann Günthers, in Heft 2 u. 3 nicht allzu begeistert besprochen werden. Manchen der angeführten Namen findet man unter den lyrischen Gaben, so mit besonderem Wohlgefallen Marguerite Wolf, Th. Vulpinus, auch Gustel Bretzing, und unter den Dialektdichtungen Adolf Matthis, Ferdinand Bastian u. a.

[1]) Süddeutscher freier Verlag München e. V. 50 Pf.

Digitized by Google

Kritische Umschau

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen

Romane und Novellen

Oldenburg, Ludwig, **Nu man to, Jan!** Erzählungen aus dem niedersächsischen und oldenburgischen Volksleben. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 273 S. 8°. Mk. 3.50 [4.50].

Heimatkunst ist ein gut Wort, wenn man damit den realistischen Zug vieler Schriftsteller bezeichnen will, der sie dazu treibt, nur Wahrheit, innere und äußere, zu geben und daher ihre Stoffe derjenigen Atmosphäre zu entnehmen, in der sie aufgewachsen sind und mit der tausend Fäden ihres Wesens sie verbinden. Heimatkunst als Schlagwort im Gegensatz zur Großstadtkunst, Heimatkunst mit Stallgeruch, ist eine Einseitigkeit, die der Kunst eher schadet als nützt. Von der ersteren Art ist die vorliegende Geschichtensammlung. Der Autor besitzt zwar nicht die technische Gewandtheit und den Redefluß vieler Erzähler; in seinen Geschichten steckt die Schwerflüssigkeit, doch auch die Kraft seiner Niedersachsen. Aber wahr und lebensvoll sind die Sachen; scharf hebt sich jede Gestalt, oft nur mit wenigen Strichen gezeichnet, heraus. Mit niedersächsischer Art, mit dem Leben und Treiben in allen Bevölkerungsschichten Niedersachsens, macht das anziehende Buch, das namentlich auch reich an dramatischen Konfliktsmomenten ist, in hohem Maße bekannt. Auch der Humor kommt zu seinem Rechte. So z. B. in der prächtigen Skizze „Schulidyll", die wir als Probe dieser niederdeutschen Heimatkunst unseren Lesern im vorliegenden Hefte geboten haben. L.

Hoechstetter, Sophie, **Er versprach ihr einst das Paradies.** Eine Novelle. Berlin 1904, Gebr. Paetel. 167 S. 8°. Mk. 3.— [4.—].

Die Geschichte einer Künstlerehe, die in aller Schönheit und allem Liebeszauber eingegangen wird. Aber bald vergiften die Not des täglichen Lebens, das Ringen mit dem Dasein, die Zeit, die harte Arbeit und der Ehrgeiz ihren Blütenkelch, und die Beiden leben sich immer mehr auseinander. Als es wegen des Kindes zu äußeren Differenzen kommt, da zieht die Frau mit ihrem Einzigen heimlich zu ihrer Schwester. Nach manchem toten Jahr findet Jakob aber den Heimweg zum geliebten Weibe seiner Jugend wieder, zu einer mildverklärten, sanfteren deuxième jeunesse. Um diese einfache Handlung rankt sich reiches romantisches Beiwerk, das vielfach mit allerlei Symbolik versetzt ist. Das Buch ist keine Novelle, wie man sie in besseren Familienblättern liest. Sie ist nachlässig konzipiert und das emporwuchernde, buntschillernde Unkraut ist nicht ausgejätet worden; auch sind wir an bessere Psychologisierung gewöhnt. Aber es liegt ein eigener, zarter, frauenhafter Reiz über dem Buche. Die Dichterin nimmt uns rasch

Digitized by Google

gefangen, und mit ihren verträumten, sehnsüchtigen, schönheitsdurstigen Dichteraugen sehen wir in ihre eigenartige Welt hinein, wo die reale Wirklichkeit des Äußerlichen weit in den Hintergrund tritt vor dem inneren Erleben ihrer sensiblen Seelen, die unser Interesse beanspruchen. Die neue Romantik blüht . . . L.

Huch, Ricarda, **Seifenblasen.** Drei scherzhafte Erzählungen. Stuttgart 1905, Deutsche Verlagsanstalt. 225 S. Mk. 3.50 [4.50].

Schon zu R. Huchs letztem Roman „Von der Königin und der Krone" mußte auch der nachsichtige Kritiker den Kopf schütteln, so sehr war die begabte und anerkannte Dichterin in einen allzu dicken Symbolismus hineingeraten. Die Phantasie der Autorin drohte den gesunden Nährboden der realen Wirklichkeit ganz zu verlassen und sich völlig den Gaukelgestalten einer verträumten Welt hinzugeben. In den „Seifenblasen" machen wir die gleiche Beobachtung noch in verstärktem Maße. In allen drei Geschichten des Buches entspricht aber auch gar nichts der Wirklichkeit. Noch mehr: diese Phantasiewelt hat nicht einmal ihre eigene feste Psychologie und ihre speziellen Gesetze. Alles erscheint als willkürlich, zusammenhanglos, gequält und verzerrt. Und wo soll der Scherz bei diesen „scherzhaften Erzählungen" sein? Ich fand nur Roheit und traurige Verzerrung. Oder soll das „scherzhaft" vielleicht im Sinne von „satirisch" gedacht sein? Dann ist die Satire aber äußerst plump und, weil an einer Welt ganz unmöglicher Phantasiemenschen geübt, auch notwendig völlig wirkungslos. Man höre nur die knappe Inhaltsangabe der über die Hälfte des Buches einnehmenden Geschichte: „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück". Weil dieser „Held" zu allem untauglich ist, wird er von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt. Trotz seines anstößigen Lebenswandels wird er Benefiziat, Pfarrer und schließlich Abt. Als solcher gibt er, um für seine Passionen Geld aus den Gläubigen zu erpressen, einen Schweinsknochen für die Gebeine des heiligen Krauti aus und läßt bei der von ihm inszenierten Auffindung der Knochen künstliche Wunder und Zeichen geschehen. Der Betrug gelingt. Gegen eine Opfergabe dürfen die Gläubigen die „heiligen" Knochen berühren. Noch mehr: er erhält auf Empfehlung des Erzbischofs der Diözese, trotzdem dieser den Schwindel durchschaut und weiß, daß Wonnebald sinnlich, dumm und kenntnislos ist, das Bistum Klus. Als Bischof treibts nun Pück ganz toll. Er lebt in Saus und Braus, verführt eine Stiftsvorsteherin, deren Beichtvater er ist, und erhält von ihr ein Kind, das er beseitigen will. Zugleich umbuhlt er eine Frau Lux, die Tochter einer Nonne, von der er sich eine Alraunwurzel geben läßt, die er anbetet, um Geld zu erhalten. Schließlich stiehlt er aus der Kirche die Krone einer Muttergottesstatue, um die Edelsteine zu verkaufen. Der Raub wird aber entdeckt und Pück scheint endlich für seine Schandtaten bestraft zu werden. Er erklärt aber von der Kanzel herab, die Muttergottes habe ihm die Krone selber aufs Haupt gesetzt, um ihm ihre Anerkennung zu beweisen. Das wird selbstredend sofort geglaubt und Bischof Wonnebald als „Gottesliebling" gefeiert. Der Papst hört auch vom Ruhme des Gottesmannes und schickt ihm zur Auszeichnung die Tugendrose (!!!). Als sie ihm der päpstliche Kammerherr überbringt, wird natürlich in der Bischofsburg ein prächtiges Mahl veranstaltet, wobei sich Bischof Wonnebald leider eine Indigestion infolge seiner Unmäßigkeit zuzieht, an der er kurz darauf stirbt. Das Volk wünscht nun seine Heiligsprechung, worauf mit dem Erlös der gestohlenen Edelsteine der Kanonisationsprozeß eingeleitet wird. Richtig

Digitized by Google

wird auch Bischof Wonnebald unter den üblichen Zeremonien unter die Heiligen eingereiht und sein Bild in der Kluser Domkirche aufgehängt. Damit endigt die erbauliche Geschichte. Jedes weitere Wort der Kritik über diesen Unsinn — um kein schärferes Wort zu gebrauchen — sei mir erspart. Selbstredend fehlt es dem Elaborat durchaus an Psychologie oder sonstigen literarischen Qualitäten. Nicht besser in ihrer Art sind die beiden kleineren Stücke des Buches, die, ebenso wie die Haupterzählung, nur als Ausfluß einer krankhaften Phantasie zu betrachten sind. Leider ist die Verfasserin der „Seifenblasen" kein beliebiger Schmierer, sondern eine wegen früherer wertvoller und eigenartiger belletristischer Arbeiten mit Recht bekannte und geschätzte Schriftstellerin. Aus diesem Grunde erscheint das vorliegende Buch auch schon in 3. Auflage. An den kathol. Geistlichen ließ sie freilich auch schon früher mit Vorliebe ihren Spott aus. Wir können nur bedauern, daß eine hoffnungsvolle Begabung sich so weit vergessen und ein angesehener Verlag ein solches, auch literarisch wertloses, Werk verlegen konnte.

L. v. R.

Achleitner, Arthur, **Portiunkula.** Erzählung aus dem Hochland. Mainz 1904, Kirchheim & Co. G. m. b. H. 367 S. 8°. In Salonband Mk. 4.50.

Ein Klosterroman — so wird man dies Werk Achleitners bezeichnen können, ja bezeichnen müssen. Ein Rechtspraktikant, dem die Welt offen steht, folgt dem mystischen Zuge seines Herzens und wird Franziskaner. Das hört sich leichter an, als es ist; und so ganz leicht wird es dem Helden auch nicht gemacht. Es gibt allerlei zu kämpfen und zu ringen, draußen und drinnen; aber der Mann bleibt treu. Er lernt die Seelsorge kennen, wo sie am schwierigsten ist, in den schneebedeckten Bergen und am großen Wallfahrtsorte; er wird ein Prediger von Ruf, der zu Hofe berufen wird, um bald wieder durch Neid und Mißgunst verdrängt zu werden, er verliert durch Krankheit seine Stimme, um schließlich sein „Portiunkula", sein kleines Teilchen am Leben in Studium und Beichtstuhl just in dem Kloster zu finden, wo er am Portiunkulafeste einen entscheidenden Antrieb für seinen Beruf gefunden. Zwei Frauen, die ihm nahe zu treten suchten, finden daneben ihr Ziel, ein glückliches die eine im ehelichen Leben, ein unseliges die andere in glückloser Ehe, die zu rascher Scheidung führt, — beide, wie es ihre Charaktere verdienten.

Das ist in kurzen Zügen die Handlung. Ein reiches Episodenwerk rankt sich um sie, teils dem Leben der Bergler, teils dem der Klosterleute entnommen. Die Schilderung ist hier wie dort gut und treu; nur ganz verschwindende Einzelzüge (z. B. die Anrede Herr Guardian, Herr Superior statt des üblichen: Pater Guardian usw.) könnten ein paar leichte Feilstriche ertragen. Diese Wahrheit ist ein Vorzug des Buches, ein Fehler aber, daß sie sich leider nicht auf den Helden selber erstreckt. In dem Bestreben, die Kämpfe um den Beruf und um Demut, die er fordert, möglichst erschöpfend zu schildern, hat der Autor zu viel auf die eine Gestalt zusammengetragen; dadurch wirken die einzelnen Züge, z. B. die Hofepisode, nicht mit genügender Überzeugungskraft. Ja, die Nebenpersonen mit ihrer schlichtklaren Art werden einem leicht lieber als der Held selber, der dem Leser schließlich seinen Mitbrüdern gegenüber stellenweise etwas überspannt vorkommen will. Und das beeinträchtigt des Buches künstlerische Wirkung. Freilich wird es dem Laien immer schwer werden, die Entwicklung einer Priesterseele nachzufühlen; was hier am Nachfühlen mangelte, hat der erfindende Verstand zu ergänzen gesucht — schade, daß es ihm nicht gelang, die Er-

Digitized by Google

findung als solche ganz zu verschleiern. Dann könnte eine ganze Anerkennung nicht ausbleiben.

München. Dr. P. Exp. Schmidt

Handel-Mazzetti, E. von, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Roman. 3.—5. Aufl. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Mk. 6.— [7.50].

Die „Literarische Warte" (Jahrg. 1902, S. 422 ff.) hat diesem kulturhistorischen Romane bald nach seinem Erscheinen eine seiner Bedeutung angemessene, sehr ausführliche Besprechung gewidmet, auf die wir hiemit zurückverweisen und der wir nichts mehr beizufügen brauchen. Das erfreuliche Ereignis, daß der Roman nunmehr in 3.—5. Auflage und in geschmackvoller Ausstattung erscheinen kann, ist warm zu begrüßen; weniger erbaulich und ein Zeichen von Einseitigkeit und Engherzigkeit ist es freilich, wenn neuerdings von einer Seite der Roman und die Autorin zum Schibboleth gemacht werden, neben dem man andere Leistungen verständnislos aburteilt, wie es von derselben Seite früher Jahre lang mit „Quo vadis?" und Sienkiewicz getrieben wurde. Das kann nachgerade zum groben Unfuge ausarten; wurde ja doch schon behauptet, es liege an der Prüderie ꝛc. des Publikums, daß der vorliegende Roman Handel-Mazzettis nicht besser gehe, während es bei den Romanen der anderen katholischen Schriftsteller natürlich nicht am Publikum, sondern nur an diesen Romanen fehlen sollte. Die „junge Dame aus der österreichischen Aristokratie" ist noch lange nicht der einzige und nicht einmal der beste katholische Belletrist; es gibt auch einen Paul Keller und andere Leute. Die Kritik hat nicht wie hypnotisiert auf einen Punkt zu starren, sondern die Mahnung „Suum cuique!" zu befolgen. L. v. R.

Münchener Volksschriften. Münchener Volksschriftenverlag. Preis pro Nr. 15 Pf.

Nr. 1. **Anton Schott,** Landstreicher. Die Elmbauernleut'. 59 S. — Zwei kleine Erzählungen, frisch aus dem Leben gegriffen und in volkstümlicher Sprache abgefaßt. Die zweite könnte auch höhere Ansprüche befriedigen, wenn Schott die Wandlung im Charakter der blatternarbig und damit häßlich und eifersüchtig gewordenen Frau weniger oberflächlich ausgeführt hätte.

Nr. 2. **B. Wörner,** Auf Leben und Tod. — Diese Dorfgeschichte leidet zwar bezüglich der Hauptcharaktere unter der bekannten Zweiteilung der Menschen in Kinder des Lichtes und der Finsternis, zeigt aber das Talent des Verfassers in manchen Punkten der technischen Verknüpfung und in einzelnen Schilderungen z. B. der des unterbrochenen Tanzvergnügens, überhaupt des Dorflebens.

Nr. 3. **H. Cardauns,** Gretchen vom Eigelstein. Der Burggraf von Drachenfels. — Wohl die beste unter den vier vorliegenden Nummern. Cardauns webt um seine Frauengestalten einen Schimmer mittelalterlicher Lieblichkeit und Natürlichkeit. Er beschwört den Geist alter Zeiten nicht umsonst. Wirklicher künstlerischer Humor steckt in der Einleitung zur zweiten Erzählung.

Nr. 4. **Adolf Kolping,** Das Lindenkreuz. — Kolpings frohe Liebe zum Volk macht einem seine meist anspruchslosen Geschichten schätzenswert. Er nimmt seine Leute im allgemeinen wie sie sind, mit ihren Tugenden und Fehlern, und so steckt wenigstens ein Keim von echtem Realismus in seinen Werken.

Die Sammlung, die speziell für Volkskreise bestimmt ist, bietet gesunde Lektüre, der man meist auch eine literarische Seite abgewinnen kann. Das Fehlen von abgedroschenen Sentimentalitäten ist immerhin schon ein Vorzug. Auch in Hinsicht

Digitized by Google

auf die sehr gefällige Ausstattung und den billigen Preis sind die Bändchen für ihren Zweck recht zu empfehlen.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. 39—41. Bdchen. Kevelaer, Butzon & Bercker. Mk. 0.30 pro Bdchen.

Nr. 39. **Walter Onslow,** Ein weiblicher Geheimpolizist. 96 S. — Die Geschichte ist wenigstens nicht so bluttriefend wie die in Nr. 28, es handelt sich bloß um einen Millionendiebstahl. Literarisch wertlos ist sie gleichfalls. Sie schließt mit einer Heirat zwischen dem vermeintlichen Dieb und dem weiblichen Geheimpolizisten, der seine Unschuld ans Licht gebracht hat!

Nr. 40. **Gustav Loessel,** Verrechnet 96 S. — Auch hier fehlt die innere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, die man selbst von einer besseren Unterhaltungslektüre verlangen muß. Der einzige Punkt, der eine psychologische Vertiefung ermöglicht hätte, die Abkehr des durch Betrug reich gewordenen Mädchens von ihrem Bräutigam und Verführer, ist leider nur angedeutet.

Nr. 41. **Erich Friesen,** Gesühnte Schuld (frei nach dem Italienischen). 112 S. — Ein ähnliches Thema wie in der Erzählung des vorigen Bändchens. Nur darf man sich hier statt an einer falschen Tochter an einer falschen Braut ergötzen. Einen starken Glauben muß man auch hiezu mitbringen. Immerhin ist diese Geschichte poetischer und zarter erzählt als die vorige.

M. Behr

Hammerling, Robert, **Aspasia.** 6. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter.

Robert Hammerlings schönheitsberauschter pseudohistorischer Kulturroman aus Alt-Hellas, der die Welt des Perikles in der sehnsüchtigen Vision eines 2000 Jahre jüngeren Dichters zeigt, ist hier in einer Sonderausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Die Schilderung altgriechischen Lebens ist in dem Werke vom Standpunkte einer Sittlichkeit aus betätigt, die der heutige Leser als zu frei und ungeniert empfindet. Druck und Papier sind gut. Die Kopfleisten u. a. bilden einen wirklichen Buchschmuck. Nur der Umschlag könnte in etwas liebenswürdigeren Tönen gehalten sein.

M. B.

Lyrik und Epos

Koschate, Paul, **Die heilige Hedwig.** Dichtung. Breslau, Schlesische Volkszeitungs-Druckerei. 40 S. 8°.

Mit lebenden Bildern und Musik wurde diese Dichtung auf dem 9. Charitastage wirkungsvoll aufgeführt. Sie schildert in wechselndem Versmaß das Leben der Retterin Schlesiens. Die Verse lesen sich angenehm. Vielleicht würde eine straffere Zusammenziehung des Textes die Wirkung des Oratoriums noch erhöhen.

L. K.

Satiricus, Also sprach —? Dichtungen. Dresden 1903, Pierson. 123 S. 8°. 2.50.

Ein munterer Kopf macht über die Auswüchse der Zeit seine Glossen, in gereimten und ungereimten Bemerkungen, nicht immer tief, aber ganz treffend, so daß man ihm gern ein halbes Stündchen zuhört, wenn er auch hier oder da einmal eine längstbekannte oder hausbackene Weisheit auftischt.

L. K.

Mentz, Louise von, **Gedichte.** Leipzig, Modernes Verlagsbureau. 56 S. 8°. 1.50.

Eine stille, träumerische, in ihren Weltansprüchen resignierte Persönlichkeit spricht aus diesen Liedern, die oft zu schlicht, oft mit erquälter Technik geschrieben scheinen, aber doch, besonders in Liedern, die dem Kinde und dem Bruder gewidmet sind, ein warm empfindendes Gemüt bekunden. Dies wahre und starke Gemüt ersetzt die mangelnde Anschaulichkeit. Schade, daß der Preis des Büchleins so hoch ist.

L. K.

Digitized by Google

Kneip, J., **Vershofen**, W. L., **Winckler**, Alfred J., **Wir Drei!** Ein Gedichtbuch. Bonn 1904, Röhrscheid & Ebbecke. 108 S. gr. 8°.

Der Titel klingt gar stolz und selbstbewußt; glücklicherweise sind hier Stolz und Selbstbewußtsein berechtigt. Denn diese Publikation aus Bonner Studentenkreisen ist eine beachtenswerte Probe dichterischer Kraft, die hoffentlich nicht nur in akademischen Zirkeln allein begraben bleibt, sondern auch die Aufmerksamkeit der breiteren Öffentlichkeit erregt. Von jedem der Drei kann man eine hübsche Anzahl Gedichte als völlig gelungen notieren. J. Kneip ist ein stiller, träumerischer Dichter; durch sein Lied klingt reizend die Note einer ersten, jungen Liebe, verhalten und doch kräftig. Heimat und Kinderzeit leben in seinen poetischen Stunden, und man hat überall das Empfinden, daß er schon werden wird, wenn sein Kreis wächst. Bei W. L. Vershofen findet sich mehr Klage als Freude, mehr Verneinung als Bejahen des Lebens in den ersten mitgeteilten Proben; diese Resignation weicht aber bald und das anfänglich zaghafte Fühlen wird nach und nach zu selbstbewußter, stolzer Gabe, die von der Arbeit und dem Fortschritt der Menschheit singt. Ist der vorige Dichter mehr Träumer, Stimmungspoet, so hat dieser Aussicht, ein Tätiger, ein Gestaltungsdichter zu werden. A. J. Winckler führt sich vorzüglich mit einem frischen und kecken Frühlingsliede ein, das so begeistert und stark wirkt, daß auch dem Neidhart das Herz warm und das Auge feucht werden muß. Außer anderem sei die fröhliche Legende „In vino fidulitas" erwähnt, sowie das zum Teil etwas abfallende „Die Litfas-Säule", aus denen hervorgeht, daß der Poet auch die nächste Umgebung dichterisch zu sehen vermag. Er liebt die weit ausladenden Gedichte und beweist darin kräftige Begabung, so auch in seinem „Adam". Wir wünschen den Dreien recht bald wieder zu begegnen, gereifter und in ihrem Können gefördert auf der Linie, die schon in dem vorliegenden Büchlein auf den wirklichen Parnaß deutet.

Köln Laurenz Kiesgen

Englert, Sebastian. **Fortunatus.** Ein Sang aus dem Donautal. Buchschmuck von Josef Haseneder. Dillingen a. D. 1904, J. Keller. 136 S. 8°.

Der Verfasser bedient sich in diesem Epos des einfüßigen Trochäus in verschlungenen Reimen und gebraucht also eine Form, die sich in manchen Lesern als Busch-Vers mit dem Begriff von irgend etwas Launigem, Trocken-Humoristischem verbindet. In der Tat ist eine gewisse zielbewußte Klapprigkeit diesem Verse eigen, und bei aller Anerkennung der nicht gewöhnlichen Kunst, mit der Englert an den Klippen und Härten seines Strophengefüges vorbeikommt, ist doch zu sagen, daß er öfter der unfreiwilligen Anspielung auf bekannte geflügelte Buschworte erlag. Ich muß mir versagen, Beispiele anzuführen, glaube aber doch den Hinweis auf diese Formsache zunächst machen zu müssen, weil ich mir denken kann, daß fein gestimmte Leser nach der Lektüre einiger Seiten aus diesem äußerlichen Grunde auf den Genuß des Ganzen verzichten möchten. Das wäre aber schade; denn das Epos verdient entschieden, daß man es liest. Ja, es liegt in der konsequenten Bewältigung der Sprachschwierigkeit eine Art von eigenartiger Größe, die bei einem leichteren Verse nicht so zum Ausdruck gekommen wäre. Der Inhalt ist ein Kampf zwischen den begeisterten Helden jungen, germanischen Christentums mit der Macht römischer Verderbtheit, ein nicht eben neuer Vorwurf, der aber mit so viel reiner, ideenüberzeugter Liebe geschildert wird, daß man der Erzählung mit Anteilnahme folgt, zumal ein starker

Digitized by Google

landschaftlicher Hintergrund mit viel Kunst sich mit der Handlung verknüpft. Die Charakteristik der Personen tritt lebendig hervor, über dem Ganzen liegt jene wohltuende epische Ruhe, die ein starkes Miterleben des Stoffes von seiten des Dichters voraussetzt. Das ist ja wohl die Hauptsache, daß nicht ein flüchtig an irgend einem Stoffe begeisterter Sang ohne weiteren Nachhalt den Dichter zum Reden bringt, sondern daß ihm des Herzens Bedürfnis die Lippe öffnet: und das scheint hier der Fall gewesen zu sein. Die Ausstattung ist würdig.

Köln. Laurenz Kiesgen

Liebatschefk, Elisabeth, Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden 1904, E. Pierson. 132 S. 8°. Mk. 1.50

Dem Bande ist ein begeistertes Lob vorgedruckt, das die „Gesellschaft" der ersten Auflage spendete. Mit Recht wird man neugierig, worin die glänzende Empfehlung eines so angesehenen Blattes begründet sei. Leider wird man bald enttäuscht. Eine stark rhetorische Poesie, die bald in Heines Manier weltschmerzlich und philosophisch wird, bald nach der bekannten Weise der neuen, starken Frauen das „Erlebnis" als die befreiende Tat des Lebens preist. Eigene Töne und den Beweis eines zwingenden Schaffensdranges sucht man vergeblich. Wir haben solcher Dichter und Dichterinnen heute zu viele, als daß man einen einzelnen besonders nehmen müßte. Man genießt sie gelegentlich im Dutzend — oder gar nicht, was noch besser ist.

Köln Laurenz Kiesgen

Geschichte und Kultur

Grupp, Georg, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. II. Bd.: Anfänge der christlichen Kultur. München 1904, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. VIII und 622 S. Mk. 9.— [11.—].

Der erste Band dieses Werkes ist von allen Seiten günstig beurteilt worden. Mit Spannung erwartete man den zweiten Band. Er liegt schon seit längerer Zeit vor, und wir sind gewiß, daß man ihn gleichfalls mit allgemeinem Beifall begrüßen wird. Schon daß Grupp diesen Band, der noch umfangreicher ist als der erste, in so kurzer Frist bewältigte, zeugt von erstaunlicher Schaffenskraft. Und nirgends spürt man den Ölgeruch. Grupp ist eben kein Kärrner, sondern auf seinem Gebiete ein Meister. Hohen Anforderungen genügt ein gelehrtes Werk erst dann, wenn man ihm nicht anmerkt, welche Mühe es gekostet hat. Dieses Lob wiegt bei dem Gruppschen Werke um so schwerer, da in ihm eine ganz außerordentliche Arbeit geleistet worden ist. Man sehe sich nur das Bücherverzeichnis an und kontrolliere die Benützung der primären Quellen im Text! Besonders hinsichtlich der Verwertung der christlichen Literatur kann Grupps Kulturgeschichte trotz der Arbeiten von Arnold, Becker, Döllinger, Falke, Friedländer, Göll u. a. als durchaus originales Werk bezeichnet werden. Eigenen Wert erhält sie ferner durch den Standpunkt des Verfassers und die eingehende Würdigung der wirtschaftsgeschichtlichen und soziologen Elemente. Schließlich auch durch Vergleiche mit neuzeitlichen Strömungen. Vergleiche jedoch, die eher gefunden sein wollen als daß sie sich aufdrängen.

Man hat dem Verfasser einen gewissen Vorwurf daraus gemacht, daß er den Stoff unter zu viele Rubriken gebracht und ihn nicht unter eine beschränkte Anzahl beherrschender Gesichtspunkte gestellt habe. Wenn dieser Vorschlag zu befolgen möglich gewesen wäre, hätte Grupp es in diesem Bande jedenfalls getan. Er ist aber seiner Einteilungsmethode treu geblieben, der auch von jenem Kritiker, welcher den Vorschlag machte, der Vorzug der Gebrauchsfertigkeit nachgerühmt wurde.

Digitized by Google

Das Werk hat ja auch offenbar den Zweck, als ein Hilfsmittel zur Einführung in die einzelnen Zweige der kulturellen Gesamtentwicklung während der römischen Kaiserzeit zu dienen. Daß es diesen Zweck vorzüglich erfüllt, haben wir praktisch erprobt. Wir haben den ersten Band einer Anzahl von Lehrern sowohl an Volksschulen wie höheren Unterrichtsanstalten empfohlen und dafür warmen Dank geerntet. Auch mehreren Studierenden liehen wir das Buch und hörten von ihnen, daß sie aus keinem Kolleg die römische Kaiserzeit so gründlich kennen gelernt hätten. Von Gymnasiallehrern erfuhren wir ferner, daß die Schüler der höheren Klassen das Buch sehr gern lesen. In geistlichen Kreisen müßte diese Kulturgeschichte gleichfalls allgemeine Beachtung finden, auch verdiente es von denjenigen Persönlichkeiten genau studiert zu werden, welche wirtschaftsgeschichtliche und sozialethische Themata in Vorträgen und Abhandlungen behandeln. Ihre Auffassung würde dadurch an Tiefe erheblich gewinnen.

Heidenberg

Lang, Dr. Albert, **Nietzsche und die deutsche Kultur.** II. vermehrte Auflage. Köln a/Rh. 1903, J. P. Bachem. 59 S. 8°.

Der umstrittenste Philosoph der Neuzeit ist Nietzsche, er ist die Verkörperung des christusfeindlichen Gedankens, der Totengräber der christlichen Moral, — seinem Wunsche nach — der Mann, der alle Schreckniße einer größeren Barbarei, als sie je ein Heidentum bot, über die Welt heraufführen möchte. Wenn nun auch der gläubige Christ — und er braucht noch nicht mal streng gläubig zu sein — gegen N. gefeit ist, da noch nicht mal christenfeindliche Denker ihm hold sind, so ist es doch angebracht, daß man auch vom christ-katholischen Standpunkte aus sich mit diesem Meteor befaßt, damit es nicht in eine oder die andere strohgefüllte Scheune fällt und dieselbe in Brand steckt. Und von diesem Standpunkt aus hat Lang vorliegendes Werkchen verfaßt und beleuchtet: N. Stellung zur deutschen Kultur. Die Schrift zerfällt in zwei Abteilungen: „Das Kulturproblem" und „Darwin und Nietzsche".

Im ersten Teil wird die Befehdung der deutschen Kultur, deren Feinde der Intellektualismus, der Optimismus und Kommunismus sind, besprochen. Nach Nietzsche ist eine Neugestaltung der Kultur nur zu erwarten vom Voluntarismus, Pessimismus und aristokratischen Individualismus. Da aber diese Begriffe nicht jedem geläufig sind, so wird die Darstellung so gestaltet, daß sie im großen und ganzen allgemein verständlich dahinfließt. Interessant ist die Darlegung, welchen Einfluß Wagner auf N. ausgeübt hat. Im zweiten Teile wird klar nachgewiesen, daß Nietzsches Lehre vom Übermenschen und der Herrenmoral eine logisch konsequente Weiterentwicklnng des Darwinismus ist, die in dem Satze gipfelt: „Kranke und schwache Menschen haben kein Recht auf Existenz." Mit Recht sagt hier der Verfasser: „Würde man die neuerdings wiederum empfohlene Spartanermaßregel in den letzten Jahrhunderten in Anwendung gebracht haben, so hätte die Welt nie etwas gehört von Kant, Adolf Menzel und vielen anderen großen Gelehrten, Darwin ganz besonders nicht zu vergessen", und wir fügen bei, auch selbst Nietzsche, nicht zu vergessen. Wohltuend berührt es, daß der Verfasser Nietzsche gerecht wird und seine Entwicklung psychologisch, wo es angeht, zu entschuldigen sucht. Und wenn Nietzsche, konsequent den Darwinismus weiterbildend, ihn auch aufs ethische Gebiet übertragen hat, so berührt uns seine Konsequenz und sein hier entwickeltes logisches Denken sympathischer als das Gebahren der Schwächlinge, die

Digitized by Google

vor Konsequenzen zurückschreckend auf halbem Wege stehen bleiben. Nietzsche ist noch lange nicht überwunden, er wird stets ein andächtiges Publikum finden bei solchen, die, geistesverwandt seiner Richtung, sich gern imponieren lassen, und diese Art von Leuten wird nie aussterben. Das Schriftchen von Lang sei hiermit bestens empfohlen.

Siegburg Dr. Macke

Moser, Andreas, **Joseph Joachim.** Ein Lebensbild. 3. Auflage. Berlin, B. Behrs Verlag. 301 S.

Wir sind dem Behrschen Verlage, der uns schon so manches wertvolle Werk zur modernen Musikgeschichte geschenkt hat, dankbar, daß er durch diese wohlfeile Ausgabe nun auch das Lebensbild des menschlich so ungemein sympathischen Geigerkönigs allen Kreisen zugänglich macht. Der Verfasser ist selbst ein tüchtiger Künstler und zudem ein langjähriger Freund Joachims. Er kann somit die Individualität seines Helden in ihrer ganzen Wesenheit verstehen. Und der Leser begreift sie gleichfalls an der Hand der feingeistigen intimen Schilderung der Umstände, aus denen diese Individualität hervorgegangen ist, und der Wirkungen, zu denen sie sich entwickelt hat. Musikgeschichtlich sehr lehrreich ist die eingehende Würdigung der künstlerischen Vorfahren und Zeitgenossen Joachims. Wir gelangen dadurch zum richtigen Verständnis der Verdienste, die dieser sich um das Kunstleben unserer Zeit erworben hat. Auch wer nicht gerade aus kunsthistorischem Interesse zu dem Buche greift, wird sich höchst befriedigt fühlen. An Joachim bewahrheitet sich Schillers Wort:

Es soll der Künstler mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Wie intim waren beispielsweise die Beziehungen Joachims zum letzten König von Hannover. Seine Kunst tröstete diesen in Blindheit und Seelenschmerz, wie einst die Harfe Davids den König Saul. Doch nicht die stattliche Reihe hochstehender und berühmter Persönlichkeiten, mit denen der Geigerkönig auf vertrautem Fuße stand, machen den eigentlichen Wert des Buches aus, so sehr sie dessen Reiz auch erhöhen und das zeitgeschichtliche Interesse befriedigen. Jener liegt in der Persönlichkeit Joachims selbst, in dem Nachweis, daß Fleiß und Begabung und sittliche Energie einen Menschen groß machen können, auch wenn sich ihm Schwierigkeiten aller Art entgegenstellen. Die Entwicklung des Judenknaben aus dem ungarischen Flecken Kitsee auf die Höhe seines Weltruhmes enthält Momente von dramatischer Wirkung und außerordentlich erziehlicher Bedeutung. Deshalb möchten wir das Lebensbild Joachims vor allem gern in der Hand von Jünglingen sehen, die das Streben beseelt, aus eigener Kraft emporzukommen.

Heidenberg

Nachrichten

Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Dieser neugegründete zeitgemäße und interkonfessionelle Bund wahrhaft vaterlandsliebender Männer aus allen Kreisen und Schichten unseres Volkes erläßt nachstehenden Aufruf zum Beitritt: „Wir leben in einer Zeit wilder Gärung. Die Zukunft ist dunkel, und unser Volk kann gegen seinen Willen plötzlich in Kämpfe verwickelt werden, von deren Ausgang sein Geschick abhängt. In diesen Tagen der Entscheidung wird es *stark* sein müssen.

Es gilt deshalb, alles zu bekämpfen, was die geistige und leibliche Gesundheit des Volkes, die leider schwer geschädigt ist, noch mehr untergräbt und einen

Digitized by Google

ernsteren mehr pflichtbewußten Geist zu wecken, daß er alle Schäden heile, neue verhindere.

Zu den gefährlichsten Feinden unserer Entwicklung gehört der Schmutz in Wort und Bild, der im tiefsten Wesen kunst- und gesittungsfeindlich heute unzählige junge Seelen vergiftet. Er schmückt sich mit Worten falscher Wissenschaftlichkeit; er entlehnt der Kunst und Dichtung Mittel, um zu verführen, aber er tritt auch in rücksichtsloser Gemeinheit auf die Straßen und Märkte, bringt in das deutsche Haus der Wohlhabenden ebenso wie der schlichten Arbeiter und vergiftet oben und unten die gesunde Schamhaftigkeit, die Selbstachtung und verkündigt nackte entnervende Genußsucht. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht ist gefeit vor den verderblichen Wirkungen, die heute schon die frühe Jugend ergreifen und ihr die besten Kräfte rauben. Eltern aller Stände, Lehrer, Erzieher, Geistliche aller Bekenntnisse, Leiter der Gefängnisse und Zwangserziehungsanstalten wissen von Erfahrungen zu berichten, die das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit Schmerz erfüllen. Aber die Erkenntnis hat, nicht nur bei uns in Deutschland, den Mut zum Kampfe geweckt.

Der neubegründete „Volksbund zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild" verhehlt sich nicht die Schwierigkeit des Werkes; er weiß, daß große echte Kunst und Dichtung ebenso wie die Wissenschaft nicht in Fesseln gelegt werden dürfen. Aber er weiß auch, daß alles, was er bekämpft, weder mit jener Kunst und Dichtung noch mit Wissenschaft etwas zu tun hat. Er will nur bekämpfen, was aus unreinem Geiste geboren, nichts bezweckt, als durch Aufreizung der unreinsten Triebe Geld zu verdienen. Sittliches Elend, frühzeitiger Verfall des Leibes, krankhafte Entartungen des Geschlechtstriebs, Wahnsinn und Verbrechen, unglückliche Ehen, im Keime schon vergiftete Kinder: diese ganze Kette unsagbaren Elends ist mit dem ersten Gliede angeschmiedet an jenen Schmutz in Wort und Bild. Darum muß er, gleichgültig, welche Feinde sich dem „Volksbunde" entgegenstellen mögen, bekämpft werden mit Wort und Tat.

Es handelt sich *nicht* um eine Sache irgend einer Sippe, sondern um eine Angelegenheit des ganzen Vaterlandes und der Menschheit. Wie der Ungeist sich in alle Stände eingeschlichen hat, in Paläste, Bürgerhäuser, Werkstätten und Bauernhütten; wie er seine Opfer unter Fürstensöhnen und den Kindern des Arbeiters fordert, so müssen auch die Bekämpfer aus allen Schichten sich vereinen zum gemeinsamen Kampfe; verbunden von dem gleichen Geiste sittlichen Ernstes und edlen Pflichtgefühls.

So fordern die Unterzeichneten zum Eintritt in den „Volksbund" auf. Beitritts-Erklärungen nehmen die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses entgegen. Der geschäftsführende Ausschuß: Otto von Leixner, Gr.-Lichterfelde. Lic. Bohn, Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine, Berlin, Beusselbrücke; usw. Geldsendungen sind zu richten an den Schatzmeister des Volksbundes Lehrer Hoßbach, Berlin 87, Postamt.

Satzungen. § 1. Der Volksbund bezweckt die sittliche Gesundung des deutschen Volkes, insbesondere durch Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Konfessionelle und parteipolitische Bestrebungen sind ausgeschlossen. Der Sitz des Bundes ist in Berlin. § 2. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles sollen u. a. dienen: a) Einwirkung auf das allgemeine Sittlichkeitsbewußtsein durch Abhaltung von Vorträgen, Verbreitung von Schriften, Zeitungsartikeln u. dgl. b) Schriftliche und mündliche Vorstellungen bei Behörden, Parlamenten usw. § 3. Mitglied

Digitized by Google

des Bundes kann jeder Großjährige werden, welcher sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindet und sich zu einem Jahresbeitrag von mindestens 1 Mk. verpflichtet. Vereine, welche bereit sind, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu unterstützen, können als Mitglieder aufgenommen werden. § 4. Organe des Bundes sind der Vorstand und die Mitgliederversammlung. § 5. Der Vorstand vertritt den Bund in allen Angelegenheiten; doch kann er die einzelnen Mitglieder in vermögensrechtlicher Beziehung nicht verpflichten. § 6. Die Mitgliederversammlung wählt den Vorstand und zur Führung der laufenden Geschäfte einen Ausschuß, dessen Mitglieder tunlichst in Berlin und Umgegend wohnen sollen und Sitz und Stimme im Vorstande haben. § 7. Der Bund wird durch den Tod, den Ausschluß, den Austritt oder die Eröffnung des Konkurses über das Vermögen eines Mitgliedes nicht aufgelöst. Der Eintritt eines solchen Ereignisses hat vielmehr lediglich die Folge, daß das Mitglied, bei dessen Person er stattfindet, aus dem Bunde ausscheidet. § 8. Die Aenderung der Satzungen kann, ebenso wie die Auflösung des Bundes nur durch Beschluß der Mitglieder-Versammlung mit $^2/_3$ Mehrheit der erschienenen stimmberechtigten Mitglieder erfolgen. Im Falle der Auflösung hat die Mitgliederversammlung auch über die Verwendung des Bundesvermögens zu beschließen.

In der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau wird demnächst die längst vergriffene, von W. Lindemann, dem Verfasser der bekannten Literaturgeschichte, begründete **„Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“** in neuer, völlig umgestalteter und auf das Doppelte erweiterter Auflage erscheinen. Herausgeber ist Gymnasialdirektor Professor Dr. O. Hellinghaus. Die neue Auflage soll 12 Bände von je 40 Bogen nach folgendem Plane umfassen: I. Band: Klopstock — Göttinger — Wieland ꝛc. II. Band: Lessing. III. Band: Herder — Sturm und Drang — Jean Paul ꝛc. IV.—VI. Band: Goethe. VII.—IX. Band: Schiller. X. Band: Die Romantiker ꝛc. XI. Band: Österreichische Dichter. XII. Band: Jung-Deutschland bis zur Gegenwart. Literaturgeschichtliche Übersichten, Lebensbeschreibungen, Einleitungen zu den einzelnen Werken und erläuternde Anmerkungen werden das Verständnis der einzelnen Schriftsteller und ihrer Werke erleichtern. Die Bibliothek soll in Ausstattung (Einband, Druck, Papier) wie in Billigkeit des Preises den besten Klassiker-Ausgaben ebenbürtig sein. Bereits im Schiller-Jubiläumsjahre 1905 werden die Bände VII—IX (Schillers Werke) erscheinen, darauf die Bände IV—VI (Goethes Werke), dann die Bände I—III und X—XII der Reihe nach. Jeder Band wird einzeln käuflich sein.

Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volkskunst hat in seiner Sitzung am 21. v. M. unter dem Vorsitz des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath den Etat der Gesellschaft in Einnahme und Ausgabe auf 132 165 Mk. festgestellt. Es sollen verausgabt werden für lokale Bildungszwecke 19 000 Mk., für Begründung von Volksbibliotheken 65 600 Mk., für öffentliche Vorträge 12 200 Mk., für die Zeitschrift der Gesellschaft „Die Volksbildung“ 12 325 Mk., für die Beschaffung von Lichtbildern 2000 Mk. Die Generalversammlung soll in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten in Berlin stattfinden. Zur Ergänzung des Katalogs der Gesellschaft „Bücher für Volksbibliotheken“ soll eine Zusammenstellung der für Volksbibliotheken geeig-

Digitized by Google

neten Heimatliteratur in der Zeitschrift der Gesellschaft erfolgen. Von einer Geschenkausgabe für Schillers „Wallenstein" werden 1000 Expl zur Verteilung bei der Schillerfeier in wenig bemittelten Gemeinden angekauft.

Herr Chefredakteur **Dr. Cardauns** von der „K. Volksztg." schreibt uns: „In Heft 4 der „Lit. Warte" S. 228 wird ein Schreiben des P. Kreiten erwähnt, in dem sich der Verstorbene, unter Berufung auf mich, gegen eine in der „Frankf. Ztg." enthaltene Beurteilung seiner Droste-Biographie wendet. Der Verf. des Aufsatzes, P. Exp. Schmidt, fügt bei: ‚Ich bin außerstande, der Frage der „Frankf. Ztg." und ihres Rezensenten nachzugehen.' Vielleicht interessiert Sie und ihre Leser die folgende Aufklärung: Im 2. Morgenblatt der „Frankf. Ztg." vom 28. Juni 1900 (Nr. 176) veröffentlichte Prof. Dr. L. Schücking-Göttingen einen angeblich „ersten Brief Annettes (v. Droste-Hülshoff) an Levin Schücking" vom 26. Aug. 1839, und erwähnte dabei „das durchweg erheiternde Meisterstück des deutschen Jesuitismus, die Droste-Biographie des Pater Kreiten, der Annette gern zur ultramontanen Nationalheiligen machen möchte." Dieser deplazierte Ausfall war um so seltsamer als der angebliche neue Brief längst bekannt und zudem gar nicht an L. Schücking, sondern an Wilhelm Junkmann gerichtet war. Der Sachverhalt ist damals sofort von mir in der „K. Volksztg." (worauf P. Kreiten sich bezieht) und von H. Hüffer in der „Frankf. Ztg." selbst festgestellt worden."

Als Nachtrag zu dem Essay über den spanischen Jesuiten und Romancier P. **Louis Coloma** in Heft 4 dieser Zeitschrift sei darauf hingewiesen, daß auch im Verlage von J. P. Bachem in Köln eine belletristische Arbeit Colomas, die Novelle **„Verrechnet"** erschienen ist, die bereits in 4. Auflage vorliegt. In dem hübsch ausgestatteten, 128 Seiten zählenden Bändchen will der Verfasser zeigen, „daß Gottesdienst sich am Ende immer besser lohnt als der Dienst der menschlichen Eitelkeit". Die eine der beiden Cousinen, die herzlose Kokette Pepita, wird verdientermaßen eine alte Jungfer, während die verachtete und zurückgesetzte Teresa, das Musterbild eines vollkommenen jungen Mädchens, zum rasenden Ärger ihrer Rivalin den Grafen Pepito, einen prächtigen jungen Diplomaten, heiratet. Diese Geschichte ist nun nicht gerade sehr tief, und auch nicht sehr künstlerisch erzählt und verarbeitet. Aber es steckt soviel gesunder Humor, soviel ins Detail gehende realistische Beobachtungsgabe und soviel gute Charakteristik in der Novelle, daß man sie mit Behagen und Genuß zu Ende liest. Da sie etwas lehrhaften Charakter trägt, mag sie besonders der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden.

Eingelaufene Bücher

die sich zur Besprechung nicht eignen:

Aus **E. Piersons Verlag** in Dresden:

1. **Correfani,** Karl Baron von, **Pentagram.** Novellen. 247 S. Mk. 2.50.

2. **Rosen,** Franz, **Des Mannes Vorrecht.** Roman. 294 S. Mk. 3.50.

3; **Seyth,** Adyr, **Tropfen im Meere.** Ein Märchen für Erwachsene. 250 S. Mk. 3.—.

4. **Roehdenns,** Frank, **Cries Rekord.** Roman. 173 S. Mk. 2.50.

5. **Ritter,** Hermann, **Berg und Tal.** Eifeler Skizzen und Erzählungen. 224 S. Mk. 2.50.

6. **Deninger,** A., **Die Araber in Spanien.** Fünf Bilder. 128 S. Mk. 1.50.

7. **Altenberg,** S., **Wie die Weiber lieben.** Psychologische Momentaufnahmen. 134 S. Mk. 1.50.

Digitized by Google

8. **Den Vereinsamten.** 94 S. Mk. 2.—.

9. **Meerheimb,** H. von, **In letzter Stunde.** Roman. 263 S. Mk. 2.50.

10. **Anton,** Hans, **Über die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände** ꝛc. 17 S. Mk. —.50.

11. **Grundschöttel,** Elisabeth, **Gedichte.** 2. Aufl. 184 S. Mk. 2.—.

12. **Liedloff,** Kurt, **Römische Reimchronik.** 636 S. Mk. 6.—.

13. **Henrici,** Ernst, **Die Aztekenblume.** 45 S. Mk. 1.50.

Ferner:

14. **Haine,** Karl, **Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend.** Gedichte.

15. **Arndt,** Maximil., **Gedichte.**

16. **Noltry,** Marianne (M. Toska), **Frauenliebe.** Gedichte.

17. **Smolla,** Rudolf, **Ottomar Zeh, Der verschwiegene Registrator.** Gereimtes.

18. **Hättenschwiller,** Jos. S. J., **Die unbefleckte Empfängnis.** Lesungen und Gebete. Münster 1904, Alphonsusbuchhandlung. 368 S.

19. **Freund,** P. Georg, **Im Norden.** Ein Tagebuch von 6. bis 24. Sept. 1904. Mit 20 Bildern. Münster 1905, Alphonsusbuchhandlung. 157 S.

20. **Klein,** Eberhard, **Der hl. Benno.** Sein Leben und seine Zeit. München 1904, J. J. Lentnersche Hofbuchhandlung. 184 S. Mk. 2.—.

21. **Hermine Spies.** Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. 3. Aufl. Leipzig 1905, G. J. Göschen. 317 S. Mk. 5.— [6.—].

22. **Höynck,** F. A., **Geschichte des Dekanats Siegen,** Bistum Paderborn. Paderborn 1904, Bonifazius-Druckerei. 325 S. Mk. 3.— [4.20].

23. **Dr. Michalsky, Das alte Gymnasium im Dienste der neuen Zeit.** Heidelberg 1904, C. Winters Univers.-Buchhandl. 23 S.

24. **Lohmann,** Ernst, **Tharsis oder Ninive.** Freienwalde a. O. 1904, Max Rüger. 60 S.

25. **Frankfurter zeitgemäße Broschüren.** Bd. XXIII/12: Dr. Alois Baldus, Der Koran. Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. Bd. XXIV/2: F. Norikus, Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Hamm i. W. 1904, Breer & Thiemann. Preis des Bandes (12 Hefte) Mk. 4.60, Einzelhefte Mk. —.50.

26. **Gesangsbuch für katholische Jünglings- und Jungfrauenvereine.** 60 zwei- und dreistimmige geistliche und weltliche Lieder. Von einem Freunde katholischer Jugendvereine. Op. 29. Paderborn 1904, Bonifazius-Druckerei.

27. **Gedichte und Vorträge** bei verschiedenen festlichen Anlässen ꝛc. zusammengestellt von **Emmy Giehrl** (Tante Emmy) Donauwörth 1905, Auer.

28. **Fortunata,** Angela, **Ich gratuliere.** Gelegenheitsgedichte. Münster i. W. 1904, Alphonsus-Buchhandlung.

29. **Jahnke,** Otto, **Gedichte.** Leipzig 1904, Modernes Verlagsbureau. (Curt Wigand).

30. **Hoßfeld,** Karl, **Aus meiner Welt.** (Gedichte). Ebenda.

31. **Colze,** Leo, **Jugend.** Lieder und Gedichte aus starken Jahren. (Ebenda).

32. **Settler,** Franz, **Tagebuch in Liedern.** Ebenda.

33. **Wehberg,** Hans, **Menschheitsleiden,** Gedichte. Ebenda.

34. **Müller,** Herbert, **Sturm.** Gedichte. Ebenda.

35. **Lichatscheff,** Elisabeth, **Bunte Phantasien.** Gedichte. Leipzig 1904, Modernes Verlagsbureau.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Litterarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. April 1905 = Heft 7

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Der grösste Dichter Dänemarks

Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage Hans Christian Andersens, 2. April 1905

Von Dr. Adolf Kohut in Schöneberg bei Berlin

Wie der Säkulartag unseres größten nationalen Dichters Friedrich Schiller am 9. Mai ds. Js. die Herzen und Gemüter des deutschen Volkes aufs tiefste bewegt, da dieser Anlaß aufs neue den Zeitgenossen es zum Bewußtsein bringt, welch gewaltiger Genius der vor einem Jahrhundert verblichene Weimarer Klassiker war und welchen außerordentlichen und unsterblichen Anteil er an der Mehrung der geistigen Güter der deutschen Nation hatte, so macht sich auch in Dänemark seit Monaten eine lebhafte Bewegung geltend, um anläßlich des 100. Geburtstages des berühmtesten Dichters der dänischen Nation, H. C. Andersen, der den Ruhm seines Vaterlandes in alle Welt getragen, würdig und pietätvoll zu begehen. Gewiß hat das kleine nordische Land, das aber in der Geschichte von alters her eine hervorragende Rolle gespielt hat, zahlreiche große Talente und Genies aufzuweisen, deren Namen auch im Ausland, speziell in Deutschland, von gutem Klange sind, und deren Werke wiederholt auch ins Deutsche übersetzt wurden. Ich nenne hier nur aus der Fülle der illustren Geisteshelden Ludwig Holberg, den satirischen Lustspieldichter und Verfasser der Werke „Der politische Kannegießer“ und „Die Wochenstube“, den ausgezeichneten Lyriker und Erzähler Jens Baggesen, den Dichter der Grazie Adam Oehlenschläger, den Goethe des Nordens, weltbekannt durch sein Drama „Correggio“, den hervorragenden Lyriker und Epiker Bernhard Severin Ingemann, den Dramatiker Henrik Hertz, den Dichter von „König Renés Töchter“ ꝛc. und viele andere, aber keiner von ihnen hat einen solchen Weltruf sich erworben, wie der vor einem Jahrhundert — am 2. April 1805 — in dem dänischen Städtchen

Digitized by Google

Odense geborene Hans Christian Andersen. Unter allen skandinavischen Poeten ist er derjenige, dessen Name am weitesten über die Grenzen seines Vaterlandes gedrungen, denn man feiert ihn noch jetzt, namentlich als Märchendichter[1]), überall, wo das Schöne und das Poetische, das Gemütstiefe und Humoristische gelesen und geliebt wird. Man kennt ihn in allen Teilen der Welt, und die Kinder an den eisigen Küsten Grönlands oder an den Gestaden Afrikas ergötzen sich an seinen Geschichten nicht minder wie die Knaben und die Jünglinge der Kulturwelt. Das Geheimnis seines Erfolges liegt eben in dem Genie dieses großen Dichters, der es, wie kaum ein anderer vor und nach ihm, verstanden hat, zu den Herzen der Kinderwelt zu sprechen, indem er von dem Grundsatze ausging, daß, wie die Sprache der Musik von allen, ungeachtet ihrer Muttersprache, verstanden werde, so müsse man auf ganz dieselbe Weise zu den Kindern der ganzen Erde sprechen, um von allen begriffen zu werden. Dadurch hat er sich in seinem langen und an Erfolgen reichen Leben ein Publikum erobert, das außerhalb des Einflusses der Zeit und des Ortes steht. Er ist als Märchenerzähler so recht der Dichter der naiven Ursprünglichkeit, des gesunden Menschenverstandes, des idyllischen Behagens und der schlichten Natürlichkeit; er redet zu seinen Lesern wie man zu Kindern spricht. „In seiner Phantasie beseelt sich das Leblose, das Unglaublichste wird mit der Treuherzigkeit eines Kindes aufgetischt, von Folgerichtigkeit ist nicht die Rede, seine Phantasie gefällt sich in wunderbaren Sprüngen, und dennoch erscheint alles glaubhaft und wahr, so daß man mit ihm lacht und weint." Er besitzt die Gabe, auch die seltsamsten Phantasiegebilde wirklich und leibhaftig zu machen, denn er steht selbst im Märchen unmittelbar in der Gegenwart, wodurch er eine außerordentliche Wirkung erzielt. Wie das gesunde und unverdorbene Kind, so ist auch er ein geborener Sanguiniker und Optimist. Er vergißt im nächsten Augenblick den Schmerz der vergangenen Minute, lächelt unter Tränen, und die Welt und das Leben dünken ihm gut und schön. Selbst die kranke Mutter des armen Geigers, die so wenig Sonnenschein genossen, ruft noch im Sterben aus: „Die Welt ist dennoch schön! Das Leben ist eine gesegnete Gottesgabe. Ein Jammertal, eine Stätte des Elends ist sie nur für denjenigen, der bei dem dunklen Flecken, dem zertretenen Wurm, der geknickten Blume verweilt. Freilich, ein einzelner Wurm muß zertreten, eine einzelne Blume geknickt werden; aber wir müssen die ganze Natur betrachten, und da scheint die Sonne auf Millionen von Glücklichen; die Vögel jubeln, die Blumen duften." Und wenn Andersen in seiner Autobiographie: „Das Märchen meines Lebens", überblickt, wie sein einst in seinem Vaterlande wenig gekannter und genannter, ja durch die parteiische Kritik hämisch und gehässig behandelter Name über das große Weltmeer bis in die fernsten Zonen geflogen, so ist ihm in seinem Freudenschauer zu Mute, als sei er ein armer Bauernknabe, dem man plötzlich einen Königsmantel umwirft, und jubelnd ruft er aus: „Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur

[1]) Beste und billigste Ausgabe der Märchen: Andersens Märchen. Leipzig, Reclam. 2 Bde. 2.40 Mk.

Digitized by Google

selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauer herab hab' ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben." Er grübelt nicht und ergeht sich nicht in philosophischen Reflexionen, sondern erfreut sich harmlos stets an den Dingen wie sie sind, bemüht, ihnen stets die beste Seite abzugewinnen. Während so manche große Märchendichter der Versuchung nicht widerstehen konnten, dem Ernst ihrer Darstellung eine Dosis Ironie beizumengen, hütet er sich wohl vor dieser gefährlichen Danaergabe. Seine prachtvolle, immer sonnige und hinreißend schöne Märchenwelt hat eben nichts Gekünsteltes und Ausgeklügeltes, sondern beruht auf dem granitenen Grunde seiner dichterischen Eingebung. Er mußte als Märchenerzähler epochemachend wirken, weil seine Bücher eben aus der Seele des Kindes geschrieben sind und nicht wie bei so zahlreichen anderen Geschichtenerzählern aus der Seele des Erwachsenen, der das Kind nach seinem pädagogischen Grundsatze zu modeln wünscht. Er läßt die Geschöpfe seiner Phantasie genau so empfinden, denken, reden und handeln, wie ihre Natur es erfordert, nicht wie die willkürliche Laune des Verfassers es beliebt. Wenn die alte Storchmutter im nordischen Dorfneste ihren Jungen von der Herrlichkeit Ägyptens erzählt: „Da ist ein Fluß, der aus seinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Frösche", so ist das eine Auffassung, die durchaus der Vorstellungsweise eines Storchgehirns entspricht, und das kleine Wort „man" ist hier von treffendster psychologischer Feinheit. Und wenn die Maikäferfräulein über die zierliche Schönheit Däumelinchens ihre Fühlhörner rümpfen und sagen: „Sie hat ja nicht mehr als zwei Beine, das sieht erbärmlich aus! Sie hat keine Fühlhörner! Sie ist so schlank in der Taille, pfui, sie sieht aus wie ein Mensch! Wie sie doch häßlich ist!", so stimmt das gerade so sehr zu der einzig denkbaren Maikäfervorstellung von Schönheit, wie es zu der Sperlingsvorstellung von Schönheit stimmt, wenn die prosaischen Spatzen nicht begreifen können, was an so einem roten Klumpen, wie einer Rose, Rares ist.

Hans Christian Andersen war einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter aller Zeiten. Als Lyriker, Romanschriftsteller, Novellist, Dramatiker und Reiseschriftsteller leistete er gleich Hervorragendes, wenn auch seine Schöpfungen auf diesen mannigfaltigen Gebieten der Poesie in bezug auf Ursprünglichkeit, Gediegenheit und Tiefe mit seinen Märchen keinen Vergleich aushalten können. Seine lyrischen Poesien haben etwas ungemein Zartes und tief Empfundenes, die meisten seiner Gedichte sind durchaus Stimmungslieder und ihr sangbares Element hat viele Komponisten, so z. B. auch R. Schumann, veranlaßt, sie in Musik zu setzen. Als Probe dieser seiner Lyrik mag hier nur ein von Chamisso übersetztes Poem, betitelt „Der Soldat", mitgeteilt werden:

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! Der Weg wie lang!
O wär er zur Ruh und alles vorbei!
Ich glaub' es bricht mir das Herz entzwei!

Digitized by Google

Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl, —
Nun binden sie ihm die Augen zu, —
Dir schenke Gott die ewige Ruh!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt;
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

Von seinen Romanen ist in Deutschland besonders „Der Improvisator" bekannt geworden. Über diese zweibändige Erzählung äußerte sich der schon genannte deutsche Dichter, der sich um die Einführung Andersens in Deutschland große Verdienste erworben, Adalbert von Chamisso, in einem Briefe an den Verfasser vom 21. Juni 1836 mit den treffenden Worten, die auch für die Gegenwart noch Geltung haben, wenngleich unsere Zeit sonst andere Ideale hat und vorzieht: „Gar erfreulich wohltuend ist das reine, unschuldige, keusche, fromme Buch . . . Auf dem dunkeln Grunde (der Gegenwart) nimmt sich ihr helles Bild gar köstlich aus. Alles ist frisch, lebendig und Liebe wert . . . Die Kinder- und Jugendjahre sind Ihnen besonders geglückt . . . Die alte Exzellenz, die Sängerin und die kleine Äbtissin sind ebenso schöne als wahre Gestalten und nur die märchenhafte Geschichte der blauen Grotte läßt uns ein wenig ungläubig." In dem Helden des Romans „Antonio" schildert sich Andersen selbst und in der alten Exzellenz und dessen Kindern die damalige dänische Halbkultur und die geistlos hochmütige Unzartheit mancher Vornehmen, die hohe Geburt und tiefes Wissen dem Genie und der genialen Ursprünglichkeit vorzogen. Die Erfindung ist nicht reich und die Komposition mangelhaft, aber die Schilderungen von Land und Leuten sind meisterhaft, besonders prächtig die Volks- und Landschaftsbilder, die er von Italien, dem Lande seiner Liebe, entwirft.

Von seinen übrigen Romanen zeichnen sich besonders „Nur ein Geiger" und „Die zwei Baronessen" durch ihre idyllische Kleinmalerei aus.

In Armut und Niedrigkeit geboren, versuchte er sich zuerst als Schauspieler, Sänger und Tänzer, ohne jedoch infolge seiner unschönen Züge, seiner abschreckenden, hageren Gestalt und seines linkischen Wesens Erfolge erzielen zu können. Verhöhnt, verspottet und höchstens bemitleidet, wäre er schon als Jüngling zugrunde gegangen, wenn sein ihm angeborener Optimismus ihm die Freude am Dasein nicht erhalten hätte. Zum Glück nahmen sich edle Menschen seiner an, die sein reines Streben und seine großen Fähigkeiten, besonders seine dichterischen Anlagen zu würdigen wußten. Seine ersten kleinen literarischen Er-

Digitized by Google

folge brachten ihm denn auch schon königliche Reiseunterstützungen ein und nachdem er 1831 seine erste größere Reise nach Deutschland gemacht hatte, wo er mit Ludwig Tieck, Adalbert von Chamisso und vielen anderen Geistesgrößen jener Zeit bekannt wurde, besuchte er zwei Jahre darauf Italien. In Rom, diesem „friedlichen Asyl aller wunden Seelen", hatte er das Glück, im Umgang mit dem Bildhauer Thorwaldsen und anderen illustren Persönlichkeiten die Harmonie der Seele und jenes Selbstvertrauen zu finden, die auch dem Genie zur Hervorbringung bedeutender Werke so notwendig sind. Das Reisen blieb bis an sein Lebensende seine höchste Lust. Er durchstreifte auch Österreich, den Orient, England, Frankreich, die Schweiz, Holland, Spanien, Portugal und viele andere Länder. Sein liebenswürdiges Wesen, sein offener Charakter und vor allem sein Weltruf erschlossen ihm alle Herzen, er war beliebt bei alt und jung und ein gern gesehener Gast in den Hütten der Armen wie in den Palästen und Schlössern der Reichen und Fürsten. Besonders liebte er Weimar und sein Fürstenhaus, seine zweite Heimat, wo Sonnenschein in sein Herz fiel. Mit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach stand er jahrelang in persönlichem und brieflichem Verkehr. Aus der Fülle der an den Großherzog gerichteten Briefe des dänischen Dichters mag hier auszugsweise nur das nachfolgende Schreiben vom 27. August 1844 an den damaligen Erbgroßherzog mitgeteilt werden. Trotz des schlechten Deutsch, das bei einem Ausländer nicht überraschen darf, wird man dieses Schriftstück dennoch gewiß mit Interesse lesen.

„Nach meiner Abreise von Weimar sind, täglich darf ich wohl sagen, meine Gedanken dahin geflogen, da wo ich mich so heiter so glücklich gefühlt; sehr oft habe ich daran gedacht, da Euer Hoheit es erlaubt, einen Brief an Sie zu schreiben, aber immer fürchtete ich, daß ich mich zu schlecht in dem Deutschen ausdrücken sollte, und daß mein Brief wie ein Netz von grammatikalischen Ungeheuern aussehen sollte; doch, jetzt kann ich nicht länger meinem Schreibluft widerstehen, Euer Hoheit will lachen, aber im Herzen verstehen, wie lieb Sie sind mir, wie innig mein Wunsch ist, diese Liebe auszusprechen, und ich schreibe. Den eichenlichen Sommer dieses Jahres, habe ich nur in Weimar, die acht Tage ich da war, getroffen, daher stehen die Erinnerungen dieser Tagen so glühend, sonnenbeleuchten; Weimar ist der Glanzpunkt dieser kleinen Sommer-Ausflucht. Als ein schönes Kapitel von dem Märchen meines Lebens stehen für mich die Abenden in Ettersburg; ich erinnere so lebendig das kluge, gesegnete Ausdruck in Euren und Eurer milden Gemalinns Augen; ich erinnere die Volksfest zur Freude der 24. Juni, die Bauern die nach den Bändern kletterten auf den Schlaraffenstang, die duftenden Linden, mit den bunten Lanternen, unsre Wandrung, mein edler Herzog, durch den Wald, nach dem Baum, wo Zeus mit sein Blitze auch seinen Nahme neben Göthes und Schillers, schreiben wollte. Ich erinnere Alles so sehr, und bald, ich hoffe es, gibt meine Muse mir eine Dichtung der ettersburger Tage würdig: es soll nicht vergessen werden, ich warte aber biß ich etwas würdiges bringen kann. Da aus Weimar ich fuhr und über die Brücke an der Mühle wollte, kamen mir die Tränen in die Augen, ich war so sonderbar weich, es war als ging ich aus der Heimath, denn

Digitized by Google

so war mir durch die lieben Freunde dort in den wenigen Tagen Weimar geworden; und darf ich Euch, mein Herzog, es sagen, Sie und Ihre liebliche Gemahlinn traten in meiner Erinnerung hervor, als Menschen, fest in meinen Herzen hineingewachsen."

Auch mit anderen gekrönten Häuptern, wie z. B. den Königen Maximilian II. von Bayern, Christian VIII. und Frederik VII. von Dänemark, Karl XV. und Oskar II. von Schweden und Norwegen ꝛc. stand er in einem vertraulichen und anregenden brieflichen Gedankenaustausch.

König Max II. von Bayern, als dessen Gast Andersen kurze Zeit auf Hohenschwangau verbracht hatte, nahm die ihm von dem Dichter übersandten Schriften, wie z. B. das Werk „Historien", mit lebhaftem Interesse entgegen. In einer Zuschrift aus Hohenschwangau vom 15. August 1853, schrieb ihm der König von Bayern, daß er die „Historien" sogar mit auf den Gemsstand genommen und darin gelesen habe, es habe ihm die Lektüre in der schönen, alten Natur eine besondere Freude gemacht, und er spreche dem Verfasser für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit seinen aufrichtigsten Dank aus.

Andersen war entzückt von dieser Liebenswürdigkeit des kunstsinnigen Monarchen. In seiner Antwort an den König heißt es unter anderem: „Ich werde das Schreiben stets unter den für mich teuersten Gegenständen bewahren. Ich sehe in der Gnade und Ehre, welche Euer Majestät mir erwiesen haben, das Königliche Herz, den Mann, welchen ich während der wenigen Stunden, die ich auf Hohenschwangau verbrachte, in der für mich unvergeßlichen Zeit, so innig lieb gewonnen. Es war mir so heimisch in dem kleinen Schloß, ich fühlte mich, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, wie bei Freunden. Die Fahrt über den See mit den hohen Alpen ringsum, die Wanderung auf der kleinen Insel, wo der Holunderbaum wächst, von welchem Euer Majestät mir einen Zweig reichten und der in meinem Album bei einigen Zeilen liegt, die mein geliebter verstorbener König Christian VIII. mit liebevollem Sinn gegen mich niederschrieb, — alles in demselben stammt aus den Lebensmomenten, die der Einzelne für alle Zeiten bewahrt! Daß ich von Euer Majestät freundlich erinnert werden würde, war eine Hoffnung, die ich nährte, aber daß ich einen schriftlichen Beweis dafür erlangen würde, hat mich hoch erfreut und innig bewegt."

Von bayerischen Geistesfürsten, mit denen er intim befreundet war und mit denen er auch in regem Briefwechsel stand, nenne ich hier noch den Philosophen Schelling, den Theaterintendanten Dingelstedt und den Geheimen Legationsrat Dönniges. Mit dem letzteren unternahm er einmal eine Fahrt auf dem Starnberger See, die einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er noch in der Ferne in seinen Briefen von ihr schwärmte. So heißt es z. B. in einer Zuschrift von ihm an Dönniges aus Kopenhagen vom Herbst 1852:

„Mein schöner Sommernachtstraum, das reine Leben wird wie ein lichter, herrlicher Hintergrund vor mir stehen während der Winterzeit, ein Alpenland, wohin meine Gedanken fliegen und mit Gesang und Dichtung

Digitized by Google

wieder kommen können! Unter den schönsten Erinnerungen stehen doch die Stunden auf Starnberg, wohin Sie mich führten; diese Nebeltour über den See, die Wanderung auf der Insel, wo mich Ihr edler, geistreicher König so herzlich und liebenswürdig umherführte. Ich bewahre noch die Holunderblume, die er mir dort gab, und sie erzählt mir, das Ganze war mehr als ein Traum und daß die Wirklichkeit auch ihre herrlichen Märchen besitzt."

Max II. verlieh dem Dichter den Maximilians-Orden mittels eines schmeichelhaften Handschreibens, das er an ihn aus Vorderriß, 8. November 1859, richtete und das also lautete:

„An einem sehr schönen Abend jüngst am Wallersee spazieren gehend, habe ich mich an Ihre prächtigen Märchen und Dichtungen erinnert und den Entschluß gefaßt, die Bedenken, welche bisher erhoben worden, weil Sie nicht ein Deutscher von Geburt, zu beseitigen und Mir das wahrhafte Vergnügen zu machen, Ihnen Meinen Maximilians-Orden zu verleihen, da Sie so sehr im deutschen Sinne gedichtet und Ihre Märchen in Deutschland so populär sind. Noch im Mondlicht habe ich mir den Entschluß in die Schreibtafel notiert. Wollen Sie die Verleihung dieses Ordens als ein Zeichen betrachten, wie sehr Ich Sie schätze und mit welchem Vergnügen Ich Mich an Mein Zusammensein mit Ihnen zurückerinnere, der Ich mit wohlwollenden Gesinnungen bin Ihr wohlgeneigter Max."

Groß war die Freude des dänischen Poeten über diese ihm gewordene königliche Huld. In seinem Dankbriefe aus Kopenhagen, 1859, lesen wir die rührenden Worte: „Auf solche Weise von einem edlen, geistvollen König erinnert, zu werden, rührt mich tief, erhebt mich und erfüllt mein Herz mit Dank gegen Euer Majestät. Das Königliche Schreiben werde ich zwischen den teuersten Erinnerungen bewahren; es soll Platz neben der Haideblume haben, die Euer Majestät pflückten und mir auf der kleinen Insel Wallersee schenkten, wo ich das erste Mal das Glück hatte, König Max zu sehen und mit ihm zu sprechen. Wie oft rufe ich nicht in Gedanken die für mich glücklichen Tage auf Hohenschwangau zurück! Die letzten Jahre haben mir viel Glück gebracht: große, fast zu große Anerkennungen in meinem Vaterlande und meine Schriften werden im Auslande milde beurteilt und herzlich aufgenommen! Gott hat mir so unendlich großes Glück zugeteilt und ich erkenne es in tiefer Dankbarkeit!"

Die größte Freude bereitete es ihm jedoch, wenn er mit aufgeweckten und gemütvollen Knaben und Mädchen korrespondieren konnte, die, entzückt von seinen Märchen, ihm aus allen Teilen der Welt Briefe zusandten. Besonders bemerkenswert in dieser Beziehung sind seine Zuschriften an Mary Livingstone, die Tochter des berühmten Afrikareisenden. Einer seiner Zuschriften an sie, geschrieben zu Weihnachten 1872, entnehmen wir die Schlußworte:

„Ich sende unter Kreuzband ein gutes Porträt von mir, es wird, wie ich denke, mit diesem Briefe ankommen, der die herzlichsten Neujahrsgrüße und Neujahrswünsche für Mary und alle Ihre Lieben in Livingstones, Byrons und Walter Scotts herrlichem Heimatlande überbringen soll. Erfreue mich bald mit einem Briefe. Aus meinem warmen, vollen Herzen H. C. Anderſen."

Digitized by Google

Anderſen war ein Mann von wahrer und aufrichtiger Frömmigkeit. Die Güte und die Barmherzigkeit Gottes, der ihn ſo ſichtbar lenkte und beſchützte, preiſt er in zahlreichen Gedichten und Briefen, und in ſeiner ſchweren Krankheit an ſeinem Lebensabend kam nie ein Laut der Klage über ſeine Lippen, denn ſein gläubiger Sinn erhoffte ſtets Gnade von der Vorſehung, die alles zum Guten lenkt. Allezeit war ſein ſehnlichſter Wunſch, daß ihm Gott die Kraft verleihen möge, den poetiſchen Empfindungen, die ſeine Seele erfüllten, den richtigen und treffenden Ausdruck zu geben. Dieſe ſeine Geſinnung bekundet ſich namentlich in ſeinen Briefen an den Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar-Eiſenach. So heißt es in einem derſelben aus Montreux, 26. Auguſt 1862:

„In dieſem Winter empfing ich übrigens ſowohl zu Hauſe als vom Auslande ſehr aufmunternde Beweiſe von dem Eindrucke, den meine Märchen gemacht haben. In Calcutta haben einige Engländer veranlaßt, daß junge Hindus, die der engliſchen Sprache mächtig waren, aus dieſer in die Landesſprache verſchiedene Schriften überſetzten, um den Hindus einen Begriff von der Literatur des Weſtlandes zu geben; von dieſen Schriften, ſchreibt man haben Anderſen's Märchen, namentlich „Die Geſchichte von einer Mutter" beſonders gefallen. Ich hätte doch nie geglaubt, das zu erleben, daß meine Märchen ſelbſt in Kalidaſus Vaterland Eingang finden würden, daß ein Märchen aus dem Norden bis zum urſprünglichen Orte der Märchen hinkommen würde. Es iſt mir wie ein eitler Traum. Möge Gott mir nur Licht und Kraft verleihen, etwas Wahres, Gutes und Neues von Alhambra und Sevilla zu ſchreiben."

Der 70. Geburtstag Anderſens wurde nicht allein in Dänemark, ſondern weit über deſſen Grenzen hinaus pietätvoll begangen. Es war für den alten Herrn, der ſchon damals ſehr krank war, ein Tag reich an Sonnenſchein und Segen; ſelbſt aus Amerika kamen Gaben, Briefe, Telegramme und andere Zeichen ehrender Anerkennung in Hülle und Fülle.

Der treffliche Mann ſtarb im 71. Lebensjahre am 4. Auguſt 1875 im Hauſe ſeines teuren Freundes, des Staatsrates Melchior auf deſſen Villa „Roligheb" (Ruhe), nahe dem Sunde bei Kopenhagen. Melchior ſowohl wie ſeine Gattin waren dem Dichter in treuer Anhänglichkeit zugetan und pflegten ihn aufs zärtlichſte. Gleich einem Fürſten wurde H. C. Anderſen zu Grabe getragen in Gegenwart des Königs und des Kronprinzen, des diplomatiſchen Korps, der Großen des Landes und zahlreicher Freunde des Entſchlafenen.

Im Roſenberger Schloßgarten in Kopenhagen wurde ihm ein prächtiges Denkmal geſetzt und auch ſeine Vaterſtadt Odenſe ſchickt ſich eben an, ihm ein Monument zu errichten; aber ein viel unvergänglicheres Denkmal hat er ſich in ſeinen unſterblichen Werken, namentlich den Märchen, ſelbſt geſetzt, die vorausſichtlich die Jahrhunderte überdauern werden.

Digitized by Google

Der Stein der Weisen

(Aus Andersens Märchen) [1])

Du kennst doch die Geschichte von Holger, dem Dänen? Wir wollen sie dir nicht erzählen, sondern dich nur fragen, ob du dich aus derselben entsinnest, daß „Holger, der Däne, das große Land Indien östlich bis an der Welt Ende, bis zu dem Baume gewann, welcher der Baum der Sonne genannt wird," wie Christen Pedersen es erzählt. Kennst du Christen Petersen? Es kommt nicht darauf an, ob du ihn kennst oder nicht. Holger, der Däne, verlieh dort dem Priester Jon Macht und Königswürde über ganz Indien. Kennst du den Priester Jon? O, das tut auch nichts, wenn du ihn nicht kennst, denn er kommt in unsrer Geschichte gar nicht vor. Hier sollst du von dem Baume der Sonne hören „in Indien, östlich bis an der Welt Ende," wie die einst glaubten, die nicht Geographie gelernt hatten, wie wir sie gelernt haben. Aber das kann uns ja auch ganz gleichgültig sein.

Der Baum der Sonne war ein prächtiger Baum, wie wir nie einen gesehen haben und auch du nie einen zu sehen bekommen wirst. Die Krone erstreckte sich mehrere Meilen ringsum, sie bildete eigentlich einen ganzen Wald, jeder ihrer kleinsten Zweige war wieder ein ganzer Baum. Da waren Palmen, Buchen, Pinien, Platanen; ja alle Baumarten der ganzen Welt schossen hier wie kleine Zweige aus den großen hervor, und diese selbst glichen mit ihren Krümmungen und Biegungen Tälern und Anhöhen. Sie waren mit einem sammetweichen Grün bekleidet, in dem es von Blüten wimmelte. Jeder Zweig war wie eine ausgedehnte blumige Wiese oder der reizendste Garten. Die Sonne schoß ihre glühendsten Strahlen auf den Baum hernieder, es war ja der der Sonne. Hier versammelten sich die Vögel von allen Enden der Welt, die Vögel aus den Urwäldern des fernen Amerika, aus Damaskus' Rosengärten, aus den Waldwüsteneien des innern Afrikas, wo der Elephant und der Löwe sich einbilden, allein zu regieren. Die Eisvögel kamen und der Storch und die Schwalbe kamen natürlich auch. Aber die Vögel waren nicht die einzigen lebendigen Geschöpfe, die hierher kamen. Der Hirsch, das Eichhörnchen, die Antilope und hundert andere Tiere, flüchtig und schön, waren hier zu Hause. Ein großer duftender Garten war ja des Baumes Krone und in derselben, wo sich die allergrößten Zweige wie grüne Anhöhen ausdehnten, lag ein Schloß von Krystall, mit einer

[1]) Leipzig, Phil. Reclam jun. 2 Bde. Mk. 2.40.

Digitized by Google

Aussicht auf alle Länder der Welt. Jeder Turm erhob sich einer Lilie gleich, durch deren Stiel man aufwärts steigen konnte, weil sich Treppen in demselben emporwanden. Du wirst dir nun leicht vorstellen können, daß man auf die Blätter hinaustreten konnte, die die Altane vorstellten. In der äußersten Spitze der Blume selbst befand sich der schönste strahlende Festsaal, der nur den blauen Himmel mit Sonne und Sternen zum Dache hatte. In einer andern Weise waren die ausgedehnten Säle im untern Teile des Schlosses ebenso herrlich. In ihren Wänden spiegelte sich die ganze umherliegende Welt ab; man konnte in ihnen alles, was geschah, beobachten, sodaß man keine Zeitungen zu lesen brauchte, und die hatte man überdies hier nicht. Alles war in lebenden Bildern zu sehen, hätte man es nur ansehen können, oder ansehen mögen, denn zu viel ist zu viel, selbst für den weisesten Mann und hier wohnte der weiseste Mann. Sein Name ist so schwer auszusprechen, daß du ihn gar nicht auszusprechen vermagst, und deshalb kann er dir gleichgültig sein. Er wußte alles, was ein Mensch wissen kann, bis zu welchem Bildungsgrad er sich auch hienieden zu erheben imstande ist; er kannte jede Erfindung, die gemacht war und noch gemacht werden sollte, aber nicht mehr, denn es gibt eine Grenze für alles. Der weise König Salomo war nur halb so klug und er war doch sehr klug; er herrschte über die Naturkräfte und über mächtige Geister, ja der Tod selbst mußte ihm jeden Morgen die Liste derjenigen vorlegen, die an diesem Tage sterben sollten. Aber König Salomo mußte ebenfalls sterben, und das war der Gedanke, der oftmals wunderbar lebhaft den großen Forschergeist, den mächtigen Herrn auf dem Schlosse im Baume der Sonne erfüllte. Auch er, so hoch er auch alle Menschen an Weisheit überragte, mußte einmal sterben, das wußte er, und seine Kinder mußten sterben. Wie des Waldes Laub sollten sie verwelken und Asche werden. Er sah, wie das Menschengeschlecht hinweggeweht wurde wie die Blätter eines Baumes und sah ein neues Geschlecht erblühen. Aber die Blätter, die einmal abgefallen waren, wuchsen nie wieder hervor, sie gingen über in Staub, in andere Pflanzenteile. — Was geschah mit den Menschen, wenn der Todesengel kam? Was hatte das Sterben für eine Bedeutung? Der Körper löste sich auf, und die Seele — — ja was war sie? Was wurde sie? Wo ging sie hin? „Zum ewigen Leben," sagte der Trost der Religion. Aber wie war der Übergang? Wo lebt man und wie? „Im Himmel droben!" sagten die Frommen. „Aufwärts gehen wir!" — „Aufwärts!" wiederholte der Weise und blickte zur Sonne und zu den

Digitized by Google

Sternen empor. „Aufwärts!“ und er sah aus der Kugelgestalt der Erde, daß oben und unten ein und dasselbe war, je nach dem Standpunkte, den man auf der schwebenden Kugel einnahm. Stieg er empor, so hoch wie der Erde höchste Berge ihre Gipfel erheben, so verwandelte sich die Luft, die wir hier unten klar und durchsichtig, den „reinen Himmel“ nennen, zu einer kohlschwarzen Dunkelheit, gleich einem ausgespannten Tuche, und die Sonne erschien wie eine glühende Kugel ohne Strahlen, unsere Erde lag in einen gelblichen Nebel eingehüllt. Hier war die Grenze für das körperliche Auge, hier war auch dem Forschen des Geistes eine Grenze gesetzt! Wie gering ist unser Wissen, selbst der Weiseste wußte nur wenig von dem, was für uns das Wichtigste ist.

In einem Kämmerlein des Schlosses lag der größte Schatz der Erde: „Das Buch der Wahrheit“. Er durchlas es Blatt für Blatt. Es ist ein Buch, in dem jeder Mensch zu lesen vermag, aber nur stückweise, manchem Auge scheint die Schrift zu zittern, so daß er nicht imstande ist, die Worte zu entziffern. Auf einzelnen Blättern wird oft die Schrift so blaß, so verschwindend, daß man ein leeres Blatt vor sich zu haben glaubt. Je weiser man ist, desto mehr kann man lesen, und der Weiseste liest das allermeiste. Der Weise in seinem Krystallpalast verstand dazu das Sternenlicht und den Sonnenschein, verborgener Kräfte Glanz und der Geister Feuer zu sammeln. Bei diesem verstärkten und auf die Blätter gerichteten Scheine trat für ihn noch mehr von der Schrift hervor, aber bei dem Abschnitte des Buches, der die Überschrift trägt: „Das Leben nach dem Tode“, war auch nicht ein Pünktchen mehr zu sehen. Diese Wahrnehmung betrübte ihn; — sollte er nicht imstande sein, hienieden ein Licht aufzufinden, bei dessen Glanze es seinem Auge möglich wurde zu lesen, was hier im Buche der Wahrheit stand?

Wie der weise König Salomo verstand auch er die Sprache der Tiere, hörte ihre Gesänge und Gespräche an, aber dadurch wurde er wenigstens in jenem Punkte nicht klüger. Er ermittelte die verborgenen Kräfte der Pflanzen und Metalle, Kräfte, geeignet, die Krankheiten zu entfernen, den Tod zu entfernen, aber nicht, ihn zu vernichten. In allem, was erschaffen war und er erreichen konnte, suchte er das Licht zu entdecken, das den Aufschluß über ein ewiges Leben zu bestrahlen vermochte, aber er fand es nicht, das Buch der Wahrheit lag wie mit unbeschriebenen Blättern vor ihm. Das Christentum zeigte ihm in der Bibel das Trostwort von einem ewigen Leben, aber er wollte es in seinem eigenen Buche lesen, und in dem sah er nichts.

Digitized by Google

Fünf Kinder hatte er, vier Söhne, unterrichtet, wie der weiseste Mann seine Kinder unterrichten kann, und eine Tochter, schön, sanft und klug, aber blind, was jedoch kein Mangel für sie zu sein schien. Vater und Brüder ersetzten ihr die Augen, ihre Zärtlichkeit umgab sie mit solcher Sorgfalt, daß sie mit eigenen Augen zu sehen meinte.

Nie hatten sich die Söhne weiter aus den Sälen des Schlosses entfernt, als sich die Zweige des Baumes erstreckten, die Schwester noch weniger. Sie waren glückliche Kinder in ihrer Kindheit Heimat, in ihrer Kindheit Land, in dem herrlichen, duftenden Baume der Sonne. Wie alle Kinder hörten sie gern erzählen, und der Vater erzählte ihnen vieles, was andere Kinder nicht würden verstanden haben, aber diese waren jetzt schon ebenso klug, wie bei uns die meisten alten Menschen. Er erklärte ihnen, was sie in den lebenden Bildern auf den Wänden des Schlosses sahen, die Arbeiten der Menschen und den Gang der Begebenheiten in allen Ländern der Erde. Oft wünschten die Söhne mit dort draußen zu sein und an all' diesen Großtaten teilzunehmen. Der Vater sagte ihnen dann, daß die Menschenwelt schwer und bitter zu tragen hätte, daß es nicht ganz so wäre, wie sie es von ihrer schönen Kinderwelt aus betrachteten. Er redete zu ihnen von dem Schönen, Wahren und Guten, sagte, daß diese drei Dinge die Welt zusammenhalten, und daß unter dem Druck, den diese leiden, sich die Welt zu einem Edelstein verkläre, klarer als das Wasser des Diamanten. Ihr Glanz habe Wert vor Gott, er überstrahle alles und sei eigentlich das, was man den „Stein der Weisen" nennt. Er sagte ihnen, daß, wie man durch die Schöpfung zur Gewißheit des göttlichen Daseins komme, so komme man auch durch die Menschen selbst zur Gewißheit davon, daß es einen solchen Edelstein gäbe; mehr könne er ihnen darüber nicht sagen, mehr wisse er nicht. Diese Erzählung wäre nun anderen Kindern schwer verständlich gewesen, aber diese verstanden sie, und später werden auch wohl die anderen folgen.

Sie fragten den Vater nach dem Schönen, Wahren und Guten, und er erklärte es ihnen, sagte ihnen gar vieles, sagte auch, daß Gott, als er den Menschen aus Erde schuf, seinem Geschöpfe fünf Küsse gab, Feuerküsse, Herzensküsse, innige Gottesküsse, und sie wären es, welche wir jetzt die fünf Sinne nennen. Durch sie würde das Schöne, Wahre und Gute gesehen, empfunden und verstanden, durch sie würde es geschätzt, beschirmt und befördert.

Darüber dachten die Kinder nun viel nach, Tag und Nacht schwebte

Digitized by Google

es ihnen vor der Seele. Da hatte der älteste der Brüder einen herrlichen Traum, und merkwürdig genug, der zweite Bruder hatte ihn auch und der dritte hatte ihn und der vierte, jeder von ihnen träumte genau ein und dasselbe. Ihm träumte, er zöge hinaus in die Welt und fände den Stein der Weisen. Wie eine leuchtende Flamme strahlte er auf seiner Stirn, als er im Morgenglanze auf seinem pfeilschnellen Rosse über die sammetgrünen Wiesen im Garten der Heimat in das väterliche Schloß zurücksprengte, und der Edelstein warf ein so himmlisches Licht und einen solchen Glanz über die Blätter des Buches, daß sichtbar wurde, was darin über das Leben jenseits des Grabes geschrieben stand. Der Schwester träumte nichts davon, in die weite Welt hinauszukommen, es kam ihr nicht in den Sinn, ihre Welt war ihres Vaters Haus.

„Ich reite in die weite Welt hinaus!" sagte der Älteste; „ich muß doch erfahren, wie es in ihr zugeht und mich unter den Menschen umhertummeln. Nur das Gute und das Wahre will ich, mit diesen werde ich das Schöne verteidigen. Viel soll anders werden, wenn ich ins Leben hinaustrete!" Ja, kühn und groß dachte er, wie wir es alle zu Hause im Winkel hinter dem Kachelofen machen, ehe wir in die Welt hinauskommen und erfahren, wie Regen und Dornenstiche tun.

Die fünf Sinne des Leibes und der Seele waren bei ihm, wie bei den andern Brüdern, sehr vorzüglich entwickelt, aber jeder von ihnen hatte besonders einen Sinn, der an Stärke und Ausbildung alle übrigen übertraf. Bei dem ältesten war es hauptsächlich das Gesicht, auf das er sich verlassen konnte. Er hatte, wie er sagte, Augen für alle Zeiten, Augen für alle Völkerschaften, Augen, die ebensogut die Schätze tief unten im Schoße der Erde erblicken, als in das Innere der Menschenbrust schauen konnten, als ob es nur eine Glasscheibe verdeckte, — das heißt, er sah mehr, als wir auf der Wange zu erblicken vermögen, die errötet oder erbleicht und an dem Auge, welches weint oder lächelt. Hirsch und Antilope begleiteten ihn bis an die westliche Grenze, und dort kamen die wilden Schwäne und flogen gen Nordwest. Ihnen folgte er, und nun war er fern in der weiten Welt, fern von des Vaters Lande, welches sich erstreckt „östlich bis an das Ende der Welt".

O, wie er die Augen aufriß! Da war vieles zu sehen, und es ist immer etwas anderes, den Ort und das Ding selbst zu sehen, als es nur in Bildern zu bewundern, wenn diese auch noch so gut sind, und sie waren außerordentlich gut, die Bilder zu Hause im Schlosse seines Vaters. Es fehlte nicht viel, so hätte er vor Erstaunen über all' den

Digitized by Google

Lärm, all' den Fastnachtsstaat, der als das Schöne aufgestellt war, beide Augen verloren, aber er verlor sie nicht, er hatte eine andere Bestimmung für sie.

Gründlich und ehrlich wollte er bei der Erkenntnis des Schönen, Wahren und Guten zu Werke gehen, aber wie stand es damit? Er sah, daß, wie das Häßliche die Krone empfing, die dem Schönen gebührte, das Gute oft nicht bemerkt und die Mittelmäßigkeit dagegen beklatscht wurde. Man sah den Namen an und nicht die Gabe, das Kleid und nicht den Mann, den Beruf und nicht die Berufung. Das konnte nun nicht gut anders sein.

„Ja, nun will ich einmal tüchtig zugreifen!" dachte er, und er griff zu; aber während er das Wahre suchte, kam der Teufel, der der Vater der Lüge und die Lüge selbst ist. Am liebsten hätte er dem Seher gleich beide Augen ausgeschlagen, aber das war zu grob. Der Teufel geht feiner zu Werke; er ließ ihn das Wahre suchen und sich nur nach diesem und dem Guten umschauen, aber während er eifrig um sich blickte, blies ihm der Teufel einen Splitter in das Auge, in beide Augen, den einen Splitter nach dem andern. Das war nicht gut für das Gesicht, selbst nicht für das beste Gesicht. Der Teufel blies dann die Splitter auf, bis daß sie Balken wurden, und da war es mit seinen Augen vorbei. Da stand nun der Seher wie ein blinder Mann mitten in der weiten Welt und hatte kein Vertrauen mehr auf sie. Die guten Gedanken, die er über die Welt und sich selbst gehegt hatte, gab er auf, und wenn man die Welt und sich selbst aufgibt, ja dann ist es vorbei mit einem!

„Vorbei!" sangen die wilden Schwäne, welche hin über das Meer gen Osten flogen; „vorbei!" sangen die Schwalben, die ostwärts nach dem Baume der Sonne flogen, und für die daheim waren das keine guten Nachrichten.

„Dem Seher ist es zwar übel ergangen!" sagte der zweite Bruder, „aber dem Hörer kann es vielleicht besser ergehen." Der Gehörsinn war es, den er besonders geschärft hatte, er konnte das Gras wachsen hören, so weit hatte er es gebracht.

Er nahm herzlichen Abschied und ritt mit guten Fähigkeiten und guten Vorsätzen von dannen. Die Schwalben begleiteten ihn und er begleitete die Schwalben und so war er fern von der Heimat draußen in der weiten Welt.

Man kann nun auch von einem guten Dinge zu viel haben; von

Digitized by Google

dieser Wahrheit mußte er sich bald überzeugen. Sein Gehör war zu stark, er hörte ja das Gras wachsen, aber deshalb hörte er auch jedes Menschenherz in Freude und in Schmerz schlagen. Es war ihm, als wenn die Welt eine einzige große Uhrmacherwerkstätte wäre, wo alle Uhren „tik, tik!“ gingen und alle Turmuhren „kling, klang!“ schlugen. Nein, es war nicht auszuhalten! Trotzdem hielt er die Ohren steif, solange er dazu imstande war. Endlich wurde all' das Geschrei und Gelärme für einen einzigen Menschen zu gewaltig. Da kamen Straßenjungen von sechzig Jahren, es ist ja nicht das Alter, welches es tut. Sie schrien und lärmten; dazu hätte man vielleicht noch lächeln können, aber nun kamen die Klätschereien, die durch alle Häuser, Gassen und Straßen bis auf die Landstraße hinaus zischelten. Die Lüge machte sich am lautesten vernehmbar und spielte die Herrschaft, die Narrenschelle glingelte und behauptete, sie wäre die Kirchenglocke, kurz, der Hörer glaubte, er müßte wahnsinnig werden und steckte sich die Finger in beide Ohren, aber immer noch hörte er falschen Gesang und bösen Klang.. Geklatsch und Gewäsch, unduldsame und zäh aufrecht erhaltene Behauptungen, die nicht einen sauren Hering wert waren, schwirrten über die Zunge, sodaß es bei ihrer geläufigen Bewegung ordentlich knickte und knackte. Da war Gelärm und Geschrei, innerlich und äußerlich, es war nicht länger auszuhalten, es war um verrückt zu werden! Er steckte die Finger tiefer in seine beiden Ohren, immer tiefer und da sprang ihm das Trommelfell, nun hörte er gar nichts mehr, auch nicht das Schöne, Wahre und Gute. Er wurde still und mißtrauisch, hatte zu niemandem Vertrauen, traute zuletzt sich selbst nicht mehr, und das ist ein schweres Unglück. Es gelang ihm nicht, den mächtigen Edelstein zu finden und heimzubringen, und er gab ihn und sich selbst mit auf und das war nun das allerschlimmste. Die Vögel, die ostwärts flogen, verbreiteten die Kunde hiervon, bis sie das Schloß des Vaters im Baume der Sonne erreichte; Briefe kamen dort nicht an, es ging ja auch keine Post hin.

„Nun will ich es versuchen!“ sagte der Dritte, „ich habe eine feine Nase!“ Das war nun zwar nicht fein gesagt, aber er sprach nun einmal so, und man muß ihn nehmen wie er war. Er war die gute Laune selbst und war außerdem Dichter, ein wirklicher Dichter. Was er nicht auszusprechen vermochte, sang er in Versen. Was den Gedankengang anlangt, kam er darin den andern weit vorauf. „Ich rieche die Lunte!“ pflegte er zu sagen, und es war auch der Geruchsinn, der bei ihm in hohem Grade entwickelt war, und der ihm ein großes Gebiet im Reiche

Digitized by Google

des Schönen einräumte. „Einer liebt Äpfelduft und ein anderer Stallduft!“ sagte er. „Jedes Duftgebiet im Reiche des Schönen hat sein Publikum. Einige fühlen sich zu Hause in dem Kneipenduft bei der qualmenden Lichtschnuppe des Talglichtes, wo der Schnapsgestank sich mit dem schlechten Tabaksrauche mischt; andere sitzen lieber in dem widrigen Jasminduft und reiben sich mit dem stärksten Nelkenöl ein, das man nur riechen kann. Einige suchen die frische Seeluft, die gesunde Brise auf, oder ersteigen den hohen Bergesgipfel und erheben sich über das geschäftige Treiben des täglichen Lebens!“ Ja, so sagte er; er tat, als wäre er schon früher draußen in der Welt gewesen, hätte mit den Menschen gelebt und kennte sie, aber es war seine eigene Weisheit, es war die dichterische Gabe in ihm, die ihm Gott als Geschenk in die Wiege gelegt hatte.

Nun sagte er dem väterlichen Schlosse im Baume der Sonne Lebewohl, durchschritt die herrlichen Fluren der Heimat, aber draußen setzte er sich auf den Strauß, der schneller als ein Pferd läuft, und als er später die wilden Schwäne sah, schwang er sich auf den Rücken des stärksten. Er liebte die Veränderung, und deshalb flog er nach den fremden Ländern jenseits des Meeres mit ihren großen Wäldern, tiefen Seen, mächtigen Bergen und stolzen Städten, und wohin er kam, war es, als flöge ein Sonnenschein über die Ebene. Jede Blume, jeder Busch duftete stärker in dem Gefühle, daß ein Freund, ein Beschützer in der Nähe war, der sie schützte und verstand, ja, der verkrüppelte Rosenstrauch erhob seine Zweige, entfaltete seine Blätter und trug die lieblichste Rose. Jeder konnte sie bewundern, selbst die schwarze feuchte Waldschnecke bemerkte ihre Pracht.

„Ich will der Blume mein Zeichen aufdrücken!“ sagte die Schnecke. „Jetzt habe ich auf sie gespuckt, anderes kann ich nicht tun!“

„So geht es leider mit dem Schönen in der Welt!“ sagte der Dichter, und dann sang er ein Lied darüber, sang es in seiner Weise, aber niemand hörte darauf. Deshalb gab er dem Trommelschläger zwei Dreier und eine Pfauenfeder und dieser setzte es für die Trommel um und trommelte es nun in der Stadt, in allen Straßen und Gassen aus. Nun horchten die Leute auf und erklärten, daß sie es verständen, es wäre sehr tief. Jetzt konnte der Dichter mehr Lieder singen und er sang von dem Schönen, dem Wahren und dem Guten, und man lauschte darauf in der Kneipe, wo das Talglicht qualmte, man lauschte darauf auf der üppigen Kleewiese im Walde und auf der offenen See. Es schien,

Digitized by Google

als ob dieser Bruder in seinen Bestrebungen glücklicher wäre als seine beiden älteren. Aber das konnte der Teufel nicht leiden, und deshalb erschien er sofort mit dem königlichen und kirchlichen Rauchwerk, und all' den Beräucherungen der Ehre, die es nur irgend gibt und auf deren Anfertigung sich der Teufel so trefflich versteht. Die allerstärksten Beräucherungen wandte er an, die alle andern peinigen und selbst einen Engel schwindlig machen können, geschweige einen armen Dichter. Der Böse weiß wohl, wie er die Leute nehmen muß! Er bemächtigte sich des Dichters mittels Beräucherungen, so daß er rein außer sich geriet, seine Sendung, sein Vaterhaus, kurz alles, sich selbst sogar vergaß; er ging auf in Rauch und Beräucherungen.

Alle Vögelchen trauerten, als sie es hörten und sangen drei Tage lang nicht. Die schwarze Waldschnecke wurde noch schwärzer, nicht aus Trauer, sondern aus Neid. „Ich," sagte sie, sollte beräuchert werden, denn ich war es, die ihm die Idee zu seinem berühmtesten Liede, dem Trommelliede über den Gang der Welt, eingab, ich war es, die auf die Rose spuckte, ich kann Zeugen dafür aufstellen!"

Aber daheim in Indien verlautete nichts davon, alle Vögelchen trauerten ja und schwiegen drei Tage lang, und als die Trauerzeit um war, ja, da war die Trauer so stark gewesen, daß sie ganz vergessen hatten, über wen sie getrauert. So geht es!

„Nun muß auch ich wohl in die Welt hinaus und fort bleiben wie die andern!" sagte der vierte Bruder. Auch er besaß eine gute Laune wie der nächstältere, aber er war kein Dichter, und gerade deshalb hatte er allen Grund, bei guter Laune zu bleiben. Diese beiden hatten Munterkeit und Frohsinn über das Schloß verbreitet, nun wich die letzte Munterkeit aus ihm. Das Gesicht und das Gehör sind von dem Menschen stets als die bedeutendsten Sinnesvermögen betrachtet worden, die man sich besonders stark und geschärft wünscht, die drei andern Sinne werden für weniger wesentlich gehalten. Das war aber durchaus nicht die Ansicht dieses Sohnes, er hatte besonders den Geschmack in jedem Sinne, in dem dies Wort aufgefaßt werden kann, entwickelt, und dieser hat eine große Macht und eine gewaltige Herrschaft. Er beherrscht sowohl das, was durch den Mund geht, als das, was den Geist durchweht; deshalb kostete er alles, was unter der Stirn und im Topfe, in der Flasche und in der Schüssel war. Das wäre das Grobe in seinem Geschäfte, meinte er; jeder Mensch wäre für ihn eine Stirn, in der es koche, jedes Land, geistig aufgefaßt, eine ungeheure

Digitized by Google

Küche; das wäre das Feine, und nun wolle er hinaus und das Feine erproben.

„Vielleicht ist mir das Glück günstiger, als es meinen Brüdern war!“ sagte er. „Ich reise nun, aber welches Beförderungsmittel soll ich wählen? Sind die Luftballons schon erfunden?“ fragte er seinen Vater, der ja alle Erfindungen kannte, die schon gemacht waren oder noch gemacht werden sollten. Aber die Luftballons waren noch nicht erfunden, auch nicht die Dampfschiffe oder Eisenbahnen. „Das schadet nicht,“ sagte er, „ich nehme einen Luftballon, mein Vater weiß, wie sie angefertigt und gelenkt werden müssen, und ich lerne es. Niemand kennt bis jetzt die Erfindung und deshalb wird man glauben, es sei eine Lufterscheinung. Wenn ich den Ballon gebraucht habe, verbrenne ich ihn, weswegen du mir einige Stück der zukünftigen Erfindung, die man „chemische Zündhölzer“ nennen wird, mitgeben mußt.“

Das alles erhielt er und dann flog er, und die Vögel begleiteten ihn viel weiter, als sie die andern Brüder begleitet hatten. Sie wollten gern sehen, wie die Fahrt ablief, und immer mehr kamen herbeigeflogen, denn sie waren sehr neugierig. Sie dachten, es wäre ein neuer Vogel, der dort flöge! Ein stattliches Gefolge schloß sich ihm an. Die Luft wurde schwarz von Vögeln, sie kamen wie eine große Wolke, wie ein Heuschreckenschwarm über Egypten, und so war er nun draußen in der weiten Welt.

„Ich habe einen guten Freund und tüchtigen Gehilfen an dem Ostwinde gehabt!“ sagte er.

„An dem Ostwind und dem Westwind, meinst du wohl!“ sagten die Winde. „Wir zwei haben miteinander abgewechselt, sonst wärest du nicht nordwestlich gefahren.“

Aber er hörte nicht, was die Winde sagten, und das kann auch gleichgültig sein. Die Vögel begleiteten ihn nun auch nicht länger. Als sie in großer Anzahl beisammen waren, wurden einige der Fahrt überdrüssig. Das hieße doch allzuviel für jenes Ding tun, meinten sie; es würde noch ganz eingebildet werden. „Es ist des Nachfliegens nicht wert, es ist nichts, es ist abgeschmackt!“ Deshalb blieben sie zurück, sie blieben alle zurück; das Ganze war ja nichts.

Der Luftballon ließ sich über einer der größten Städte nieder, wo sich der Luftschiffer auf den höchsten Platz, auf die Kirchturmspitze setzte. Der Ballon stieg wieder in die Höhe, was er nicht sollte. Wo er blieb und was aus ihm wurde, ließ sich nicht gut sagen, aber es ist auch einerlei, denn erfunden war er noch nicht.

Digitized by Google

Da saß er nun ganz oben auf der Kirchturmspitze, die Vögel flogen nicht zu ihm, sie waren seiner überdrüssig und er war ihrer überdrüssig. Alle Schornsteine der Stadt rauchten und dufteten.

„Das sind Altäre, die dir errichtet sind!“ sagte der Wind; er wollte ihm gern etwas Angenehmes sagen. Noch sehr kühn saß er dort oben und schaute auf das Volk auf den Straßen hinab. Da schritt einer stolz auf seinen Geldsack einher, ein anderer stolz auf seinen Schlüssel hinten auf dem Fracke, obgleich er nichts aufzuschließen hatte. Einer war stolz auf seinen Rock, der voller Motten saß, und ein anderer stolz auf seinen Körper, an dem schon die Würmer nagten.

„O Eitelkeit! — Ja, ich muß wohl bald hinunter, um in den Töpfen zu rühren und zu kosten!“ sagte er. „Aber hier will ich doch noch ein Weilchen sitzen bleiben, der Wind kitzelt mich so angenehm auf dem Rücken, es ist mir unendlich behaglich zumute. Solange der Wind bläst, bleibe ich hier sitzen. Ich will mich ein wenig ausruhen; es ist gut, des morgens lange liegen zu bleiben, wenn man viel zu tun hat, sagt der Faulpelz. Aber Faulheit ist die Wurzel alles Übels, und Übles gibt es nicht in unserer Familie, das sage ich, und das sagt jeder Sohn auf der Straße. Ich bleibe sitzen, so lange dieser Wind bläst, das schmeckt mir!“

Und er blieb sitzen, aber er saß auf dem Wetterhahne der Turmspitze, der sich mit ihm drehte und drehte, so daß er glaubte, es bliese stets derselbe Wind; er blieb sitzen und da konnte er lange sitzen und kosten.

Aber in Indien im Schlosse auf dem Baume der Sonne war es leer und still geworden, als die Brüder so einer nach dem andern fort gezogen waren.

„Es geht ihnen nicht gut!“ sagte der Vater; „nie bringen sie den glänzenden Edelstein heim, für mich ist er nicht zu finden; jene sind fort, tot —!“ Und er beugte sich über das Buch der Wahrheit und stierte auf das Blatt, wo er vom Leben nach dem Tode lesen sollte, aber für ihn war nichts zu sehen und zu erfahren.

Die blinde Tochter war sein Trost und seine Freude: innig und zärtlich schloß sie sich an ihn an. Um seiner Freude, seines Glückes willen wünschte sie, daß das köstliche Juwel gefunden und heimgebracht werden möchte. In Trauer und Freude gedachte sie ihrer Brüder. Wo waren sie? Wo lebten sie? Aufrichtig wünschte sie, von ihnen träumen zu können, aber wunderbar genug, selbst im Traume konnte sie sich nicht

Digitized by Google

mit ihnen vereinigen. Endlich träumte ihr in einer Nacht, daß die Stimmen derselben zu ihr herüberklängen, daß sie sie anflehten, daß sie sie aus der weiten Welt anriefen, und sie mußte hinaus, weit, weit fort, und doch war es wieder, als befände sie sich noch in ihres Vaters Hause; die Brüder traf sie nicht, aber in ihrer Hand fühlte sie gleichsam ein Feuer brennen, doch schmerzte es sie nicht, sie hielt den glänzen Edelstein und brachte ihn ihrem Vater. Als sie erwachte, glaubte sie im ersten Augenblicke, daß sie ihn noch festhielt; es war ihr Spinnrocken, um den sie ihre Hand preßte. In der langen Nacht, die sie umgab, hatte sie unablässig gesponnen; der Faden auf ihrer Spindel war feiner als Spinnengewebe. Menschenaugen hätten den einzelnen Faden nicht entdecken können; sie hatte ihn mit ihren Tränen genetzt, und deshalb war er stark wie ein Ankertau. Sie richtete sich empor, ihr Entschluß war gefaßt, der Traum mußte verwirklicht werden. Es war Nacht, ihr Vater schlief, sie küßte ihm die Hand, nahm ihre Spindel und knüpfte das Ende des Fadens am väterlichen Hause fest, sonst würde sich ja die arme Blinde nie haben heimfinden können. Dieser Faden sollte ihr Anhalt sein, auf ihn verließ sie sich und nicht auf sich selbst und andere. Sie pflückte vier Blätter vom Baum der Sonne, die wollte sie Wind und Wetter überlassen, um sie den Brüdern als Brief und Gruß zu überbringen, falls sie dieselben da draußen in der weiten Welt nicht antreffen sollte. Wie würde es ihr wohl in derselben ergehen, ihr, dem armen blinden Kinde! Doch sie hatte den unsichtbaren Faden, an dem sie sich halten konnte; aber vor allem besaß sie eine Eigenschaft: ein tiefes Gefühl, welches bei ihr so rege war, daß sie gleichsam Augen an den Fingerspitzen und Ohren in dem Herzen hatte.

Und so trat sie denn hinaus in die geräuschvolle, lärmende, wunderliche Welt, und wohin sie kam, wurde der Himmel sonnenhell, sie konnte die warmen Strahlen fühlen, der Regenbogen spannte sich aus der schwarzen Wolke zur blauen Luft hinüber. Sie hörte den Gesang der Vögel, sie atmete den Duft aus Orangen- und Obstgärten ein, der so stark war, daß sie glaubte, ihn schmecken zu können. Sanfte Töne und herrlicher Gesang erreichten ihr Ohr, aber auch Lärm und Geschrei. Gedanken und Urteil standen im seltsamen Streite miteinander. In dem tiefsten Winkel ihres Herzens machten sich die Herzensklänge und Gedankenklänge aus der Brust der Menschen vernehmbar; es brauste im Chor:

„Nur Tränensaat ist unser Leben,
Ein Traum, in dem wir weinen!“

Digitized by Google

Aber es tönte auch der Gesang:

„Doch Rosenketten einzuweben,
Sollt ihr euch froh vereinen!"

Und klang es wehmutsvoll:

„Daß nur an sich denkt jung und alt,
Ist unbestritt'ne Wahrheit."

So tönte auch die Antwort herüber:

„Die Liebe wohnt in Flur und Wald,
Erfüllt die Welt mit Klarheit."

Und sang es ringsum in brausendem Chor:

„Lach alles aus, sprich Hohn und Spott,
Stimm' ein, wenn Hunde bellen!"

So tönte es im tiefsten Herzen des blinden Mädchens:

„Halt fest am Herrn, dich trägt dein Gott
Selbst in des Unglücks Wellen!".

Wo sie im Kreise von Männern und Weibern, bei Alten und Jungen erschien, da leuchtete in den Seelen die Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen auf. Wohin sie kam, in die Werkstätte des Künstlers, in den reichen festlichen Saal und in die Fabrik zwischen schnurrenden Rädern, überall war es, als ob der Sonnenstrahl käme, die Saite erklänge, die Blume duftete und der erfrischende Tautropfen auf das verschmachtende Blatt fiele.

Aber darein konnte der Teufel sich nicht finden; er hat mehr Verstand als zehntausend Männer, und darum ersann er ein Mittel, sich zu helfen. Er ging nach dem Sumpfe, nahm Blasen verdorbenen Wassers und ließ das siebenfache Echo des Wortes der Lüge über sie fortrollen, damit sie dadurch kräftiger würden. Er pulverisierte bezahlte Ehrenverse und lügenhafte Leichenpredigten, soviele nur aufzutreiben waren, und kochte sie in Tränen, die der Neid geweint hatte. Darüber streute er Schminke von den Wangen eines gelblichen Fräuleins und schuf hieraus ein dem blinden segensreichen Mädchen an Gestalt und Bewegung vollkommen gleiches Mädchen. „Den milden Engel voll tiefen Gefühls" nannten es die Menschen, und so war des Teufels Spiel im vollen Gange. Die Welt wußte nicht, wer von den beiden Engeln der richtige war, und wie sollte die Welt es wissen!

„Halt fest am Herrn, dich trägt dein Gott,
Selbst in des Unglücks Wellen!"

sang das blinde Mädchen im vollen Vertrauen. Die vier grünen Blätter vom Baume der Sonne überließ sie Wind und Wetter, sie als Gruß und Brief ihren Brüdern zu überbringen, und sie war dessen vollkommen

Digitized by Google

sicher, daß es in Erfüllung gehen würde, ja daß auch das in Erfüllung gehen würde, daß das Juwel sich fände, das Juwel, das alle irdische Herrlichkeit überstrahlte. Von der Menschheit Stirn würde es nach dem Hause ihres Vaters strahlen.

„Nach meines Vaters Hause!" wiederholte sie; „ja, auf Erden ist dieses Edelsteines Stätte, und ich bringe mehr als die Überzeugung davon; seine Glut fühle ich, mehr und mehr macht sie sich bemerkbar in meiner geschlossenen Hand. Jedes Wahrheitskörnchen, fein genug, daß es der scharfe Wind mit fortführen und tragen konnte, fing ich auf und verwahrte es; ich ließ es sich sättigen mit dem Dufte von all' dem Schönen, von dem es in der Welt so viel, selbst für den Blinden, gibt. Ich nahm den Klang von des Menschen Herzensschlag beim Guten und legte ihn dazu. Ein Stäubchen ist das Ganze nur, was ich bringe, aber doch des gesuchten Edelsteines Staub in reicher Fülle; meine ganze Hand ist damit gefüllt!" Sie streckte sie aus — dem Vater entgegen. Sie war in der Heimat, im Gedankenfluge hatte sie dieselbe ereilt, während sie den unsichtbaren Faden nach des Vaters Hause nicht losließ.

Die bösen Mächte stürmten mit dem Gebrause des Orkans über den Baum der Sonne hinfort und drängten sich mit einem Windstoße gegen die offene Pforte in das Kämmerchen hinein.

„Das Ende naht!" rief der Vater und ergriff die Hand, welche geöffnet hatte.

„Nein!" rief sie in sicherem Bewußtsein, „es kann nicht nahen! Ich fühle, daß der Strahl meine Seele erwärmt!"

Und der Vater erblickte eine leuchtende Flamme, wie das funkelnde Staubkörnlein aus ihrer Hand über die weißen Blätter des Buches hinfuhr, die über die Gewißheit des ewigen Lebens Kunde geben sollten. In blendendem Glanze stand da eine Schrift, ein einziges sichtbares Wort nur, das eine Wort:

Glaube.

Und bei ihnen waren wieder die vier Brüder, Heimweh hatte sie ergriffen und geleitet, als ihnen das grüne Blatt auf die Brust gefallen war. Sie waren gekommen, die Zugvögel folgten und Hirsch, Antilope und alle Tiere des Waldes. Sie wollten auch an der Freude teilnehmen, und weshalb sollten es die Tiere nicht, wenn sie können?

Und wie wir oft gesehen haben, wenn ein Sonnenstrahl durch ein Loch in der Türe in die staubige Stube fällt, daß sich dann dort eine leuchtende Staubsäule dreht, geradeso, — freilich nicht plump und arm-

Digitized by Google

selig wie diese, selbst der Regenbogen ist schwerfällig und in Farben nicht kräftig genug gegen den Anblick, der sich hier darbot — geradeso erhob sich aus den Blättern des Buches, aus dem leuchtenden Wort „Glaube" jedes Wahrheitskörnchen mit dem Glanze des Schönen, mit dem Klange des Guten, stärker strahlend als die Feuersäule in der Nacht, als Moses und das Volk Israel nach dem gelobten Lande zogen; aus dem Worte Glaube erhob sich die Brücke der Hoffnung zur ewigen Liebe des Allmächtigen.

Marpessa

Von Stephen Philips

im Vermaß des Originals übertragen von T. Norrmann

(Als Zeus Marpessa die Wahl ließ zwischen der Liebe des Gottes Apollo und der des sterblichen Idas, wählte sie Idas.)

In einer Sommernacht auf seinem Pfühl
An Schönheit krank wälzt' Idas sich und rief:
„Marpessa, o Marpessa!" — Wanderduft
Der Blüten floß durchs Dunkel unsichtbar,
Vom feuchten Garten Sehnsuchtsmystik drang
Bis in sein Hirn aus mondlos stiller Nacht.
Da sprang er auf und lehnt' ins Sommergrau
Hinaus im inhaltsschweren Augenblick,
Wo wir, geheimer Dämmerung bewußt,
Im Dunkel fühlen, wie auch sie schon grünt.
Marpessa hat sich Idas offenbart
Als Morgengeist, der früh den Tau durchschwärmt
Noch rot vom Schlaf; auf ihrer Wange glüht
Die Blüte reiner Ruh; vollkommner Frucht
War ihre Schönheit gleich und eben reif.
Aus Himmelshimmeln lockt den Gott Apoll
Das sterblich Süße durch die Luft herab.
Entscheiden soll sie sich am Mittag heut,
Ob Idas kurze Liebe sie erwählt,
Ob die Apolls, der ewig liebt. Als nun
Am langen Tag, der wolkenlos verglitt,

Digitized by Google

Am Sommertag, die tiefste Stunde blaut,
Wo um die Lilien summt geschäft'ges Glück,
Wo selig Licht im Überschwange bebt,
Die Hitze schwankt und jeder Blütenstrauch
Von Glut versengt dem Sonnenglanz sich senkt,
Da trafen sich die Drei; von seiner Fahrt,
Der lichtverstreuenden, erschien Apoll,
Ihm schlaflos gegenüber Idas stand,
Und zwischen beide stellt Marpessa sich.
Wie eine Blume nach dem Regenguß,
Im Schauer sanften Glücks die Holde glüht,
Die schöne Menschlichkeit, heut morgenjung.
Ein Bienlein ihre Brust umsummt, verstummt;
Doch als der Gott sie zu umarmen flog,
Scholl lauter Donner, und von Ferne klang
Die Vaterstimme: „Laßt ihr selbst die Wahl!"
Wie vor dem Windhauch eine Flamme flieht,
So facherte des Gottes schöner Zorn,
Er brennt und murrt und lächelt doch zuletzt,
Wie auf des Westens Lieblingseiland einst:
„Marpessa, ob mich keine Not berührt,
Kein Leid mir je bestimmt, ich ewig leb'
In fest beschlossner, tiefer Seligkeit,
Ein Geist, der ruhig durch die Stille treibt;
So träumt mir doch, erblickt ich dich, von Leid,
O, daß du Erdenschmerzen schmecken sollst,
Die du so schön doch bist! Dein Leben schwebt,
Wie eine Blumensage in der Luft,
Verfallen nur den Winden und der Zeit.
Wie eine Rose reich und zwecklos blüht,
Ist schön zu sein dein einfach Weltgeschick;
Zum Blühen schuf dich Gott, zum Streiten nicht,
Zum Dulden nicht, nur einzig süß zu sein,
Der Liebling seiner Regenschauer; spät
Im Sommer erst erschloß er deinen Kelch.
Was soll dir Kummer, Kind? die Zeit
Verzehrt dich schnell, entführt in Dämmerung
Die Seele; ach, schon wandelt sich dein Blick!
Für alles Große wirst du langsam kalt,
Und lächelst weise über Liebe bald!
Siehst, wie für schönen Glauben dir die Zeit
Geliebter Kinder wilden Undank gibt.

Digitized by Google

O Dorn der Dornen! stirbt die Leidenschaft,
Im Kleid des Anstands gehst du an ihr Grab.
Wenn grünlich still die Nacht sich leise kühlt,
Vertropft die Zeit, wo du am längsten wachst,
Das trübe Aug, geheilt von allem Trug,
Dem Fremden nah, der dann dein Gatte ist.
O komm und leb mit mir, so bleibst du jung,
Schwelgst weltenfern in reiner Seligkeit,
Entzückung webt und Friede um uns her,
Wo die Bewegung Glück, wo Leben Rast.
Was sucht in Männerliebe nur das Weib?
Im Anfang bleich von kalter Grausamkeit,
Versäumen sie die Schönheit, kaum berührt,
Und schmachten schnell enttäuscht; sie fragen, spähn
In andern Welten nach vollkommnem Reiz,
Ein Gleichnis suchend himmlischer Vision,
Die, kaum erfaßt, wie Schatten rasch entflieht.
Willst du denn sterben, von der Ewigkeit
Getrennt? soll hoffnungslos der Phantasie
Gebilde liegen unter Gras im Staub?
Soll Atem, Farbe, Melodie, der Hauch,
Zu dem in dir das Lieblichste sich eint,
Zerstreut verwirbeln in dem Wüstensand?
Die Seele meerwärts wehn in Wind und Nacht?
O flüchtig atmendes Geschöpf, hörst auf
Du, die gewesen? durch dein Schicksal reich,
Und auserlesen durch das niedre Grab.
Komm, leb mit mir, so strömt aus warmem Kuß
Unsterblichkeit auf deinen roten Mund.
So heb ich hoch dich über alle Welt,
Du teilst des Strahlenschleudrers Lust mit mir,
Die freudenspendende Unendlichkeit.
Du fühlst des Meeres ersten Aufsprung mit,
Der Erde dankesroten Morgenblick,
Wenn sie vom Bad im frischen Tau ersteht;
Im Himmel tanzen wir, und Babylon
Blitzt auf und murrt und schreit zu uns empor,
Und Ninive entbrennt, die große Stadt,
Und fällt zu Füßen uns, und Asien blüht,
Anbetend von Bewunderung entfacht.
Wir stürmen durch den Himmel, — Land um Land
Entzündet sich, das Meer blitzt auf zum Meer

Digitized by Google

Und lacht so laut, bis es vor Wonne warm.
Doch weil du Weib, sei dein ein zarter Amt,
Stiehl dich zur See und schenk der Rettung Heil
Dem sturmzerschlagnen Mann, der dein geharrt;
Im Abendhimmel bau der Sehnsucht Traum
Aus Kuppelglanz der hellsten Wolkenstadt;
Bered den Herbst, erbitt ein dunkler Grün
Von ihm, fang auf den feur'gen Blätterfall,
Nimm teil, wenn er das alte Jahr begräbt.
Ich kenn dein Herz, — berat dich mit der Zeit,
Ergreif die gute Stunde, holdre Müh
Verlockt in freie Luft ein krank Gesicht,
Erhellt das Aug, das auf von Toten blickt,
Besonnt das schuld'ge Elend dieser Welt,
Heilt leis mit süßer Arzenei das Hirn,
Zerstreut die Schatten und der Schatten Furcht!"
Als er geredet, Idas' Demut sprach:
„Was könnt ich sagen nach so trift'gem Grund?
Was matt geloben? Aber weil das Weib
Voll Mitleid ist und keinen Ruhm begehrt,
Sprech ich ein weniges. Ich liebe dich!
Nicht nur den Leib, voll Süßigkeit der Welt,
Die Schale, die von Junidüften quillt,
Den Krug voll Veilchenwein in Frühlingsluft,
Die bleichste Rose in des Lebens Nacht!
Nicht nur den Busen, den der Freier Schwarm
Umsummt, umstürmt, nicht dein gefährlich Haar,
Nicht nur dein Antlitz, das zum Streit wohl reizt,
Zum Einbruch in ein Troja, nicht der Duft,
Der frische, der mich seltsam lullt in Schlaf,
Nicht nur um dieses lieb ich dich, noch mehr,
Weil dich Unendlichkeit so nah umschwebt.
Du bist voll Schatten und voll Flüsterton,
Du weißt, was lang die See zu sagen strebt,
Was sie den Klippen zu vertraun sich müht,
Du bist, was alle Winde nicht gesagt,
Was Herzen zugeraunt die stille Nacht,
Du bist Musik, gehört vor der Geburt,
Die Geisterlaute eines Geistermeers,
Aus andern Welten kenn ich dein Gesicht,
Viel starben drum, weiß ich auch nicht das Wann,
Besungen ward's, weiß ich auch nicht das Wo.

Digitized by Google

So seltsam, wie der Westen lockts, so ernst
Wie Meereshorizont; erst neben dir
Werd ich mir andrer Zeiten Land bewußt,
Und andrer Sterne und der Vorzeit Welt.
O Schönheit, einsam du, wie helles Licht
In dieses dunkle Land der Welt gestellt,
Mein Leid, mein Frühlicht, sterbend wie Musik!"
Er schweigt und, wie sie lauscht, halb offnen Munds,
Kaum atmend, mit den feuchten Augen blickt
In ferne Luft, greift sie nach seiner Hand,
Der menschlichen, dann zu Apoll spricht sie:
„O wachsend Rot im trüben Weltenall,
Das warm sich schleicht zu Toten bis ins Grab,
Der Blüte Priester, Morgenhimmels Geist,
Der wunderbar zum Westen Seelen zieht,
Als fänden sie bei dir ein ewig Heim,
Gemahl und Herr des armen Erdenweibs,
Der du die Welt als Hochzeitsbett besteigst
In Feuerglut. Wohl folgt ich gern, Apoll,
Durch alle Himmel deinem hohen Flug,
Den weiten Blick aufs unterjochte Meer,
Berühmte Städte und der Arbeit Qual,
Den bunten Teppich Asiens unter uns
Glorreiche Pracht, ein farbig Blumenbeet,
Auch Afrika, das dunkle Haar verzopft,
Auch Indien so, in Grübeln tief versenkt!
Entzückend ist des Strahlens Schleuderlust,
Die Seligkeit verstreuende, und Frucht
An warmer Wand zu hegen, süßer noch,
Zu wandeln blasses Korn aus Staub in Gold
Der Auferstehung nach dem Regenguß,
Zu wirken mit der Stunden Tropfenfall,
Der langsam schönen Zeit. Am liebsten doch
Verklärt ich, was vom Tod ins Leben blickt
Und leuchtet den Verworfenen; käm bei Nacht
Zu Frauentränen, die Erinnern quält,
Heilt' gern mit süßer Arzenei den Geist,
Und doch vergib mir, sprech ich menschlich nun.
Du singst mir von Unsterblichkeit ein Lied
Und hielst mich gern vom Erdengrund zurück,
Vom Grab die Schönheit, die sich heut erschließt.
Noch kannt ich keinen Schmerz, der Tag verblüht

Digitized by Google

Wie eine Lilie, die im Waſſer bebt,
Vor ſeinem Wind bewahrte mich ein Gott,
Der Liebling war ich ſeines ſanften Hauchs.
Wie dem, der landein wohnt, vom fernen Strand
Seefahrend Volk ſeemüden Blicks erzählt
Beim Herbergsfeuer, wo er einſam träumt,
So ſprachen Alte mir vom Lebensſturm,
Zerzauſt von fernem Lande: Leid genannt,
Wo manches gute Schiff vor Anker liegt
Im Schmerzensport; ſo drang ein Seegerücht
Von ferne in die Dunkelheit zu mir,
Ein dumpf Gerücht, auch ſelbſt erinner' ich mich
An Männer, die geglaubt, an Frauen, die geliebt,
Die lang gelitten und nun lange tot,
Voll Wunden, die kein ewig Glück mehr ſchließt,
Tief grub das Leben ſie; manch andrer keucht
So hart ans End und ſinkt in Todes-Arm,
Wie ſchluchzend ſtürzt der Renner an ſein Ziel.
Von allem Menſchlichen gedenk ich oft
Der Mutter, wie als Kind ich Wang an Wang
Gepreßt, ihr Aug von Tränen tropfen ſah
Und, wollt es lächeln, ach! wie oft es weint,
Bis unbewußt auch meins, wie ihres naß;
Verſtummend ſtaunt ich über ſolchen Schmerz.
Gedenk ich deß, wer weiß, ob ich nicht einſt
Von Leid belehrt, der Erde dunkeln Grund
Voll Dank begrüße, wo, obſchon ich ſtill
Dann in der Tiefe ruhe, regungslos,
Doch unentwegt zur Güte alles treibt,
Hülfloſe Süßigkeit, des Gartens Wanderheil!
So ſchafft noch meine Aſche Friedenstroſt,
Der Geiſt, der oft verletzt, den Balſamſtrauch.
Und gäb es eine blütenloſe Welt,
Wo ſtumm das Waſſer und kein Morgenduft,
Kein Blatt ſich regt, kein muntres Wortſpiel klingt,
Nur ſchrecklich Hinundher des Geiſterſchritts,
Der Seelenſehnſucht nach dem Sonnenſchein,
Ein Land des dürren Aſts, des Trauerwinds,
Doch wählt ich mit dem Schickſal auch den Ort,
Wohin mein Dichter ſich, mein Held gewandt,
Der Krieger, der mit ungekrönter Tat
Die Jugend mir umwölkt, doch groß gemacht,

Digitized by Google

Dem Schicksal einsam trotzend widerstand,
Von vielen Speeren höhnend erst gefällt,
Wir atmen kaum, sind sie des Herzens Freund;
Noch leben sie im Volkslied, in Musik,
Balladentrauer fort am Winterherd, —
Weil sie gestorben, will ich gleichen Tod,
Gäb ihn nicht hin. Du malst Unsterblichkeit
Und seufzerlose Freude mir, du sprichst
Vom tränenlosen Dasein für und für,
Bewahren willst du dies Gesicht vor Angst,
Daß, was dir heilig, sinkt in Nacht zurück.
Doch ich bin Mensch, entbehre menschlich Leid;
Gelitten haben, hört ich Menschen sagen,
Ist halb Musik, wenn Jammer überkommt
Ein einsam Herz, die Alten sagten's mir,
Nach langem Leben durch ein Lied bezähmt.
Des Mondes Liebling ist das bleiche Leid,
Der Sonnenuntergang dankt seinen Ruhm
Dem ew'gen Wort des sterblichen Geschöpfs,
Das Dinge denkt, die nie sein Auge sieht.
Nur unser Tod macht Sternenbahn so hell.
Wie wunderbar braust in ein trauernd Ohr
Aus Nord der Wind, wie seltsam fließt die Nacht
Des Sommers hin, dem, der kein Hoffen kennt.
Nur unsre Traurigkeit macht uns die Welt
So schön, nur unsrem Ohre seufzt die See,
Nur unsrem Herzen schmachtet bleich der Mond.
Geboren wurd ich in das Leid, so geb
Ichs nicht für andres schnell dahin, ein Weib
Hat mich geboren, o der Scham, zu fliehn,
Was schwer uns drückt, um bloßer Freude Wahl!
Dem Safttrieb folgt der Schmerz, der Blüte Leid,
Das ist das Wunder, das der Dornen Dorn!
Doch glitt ich auch in Seligkeit mit dir
Weit offnen Augs durch flüff'ges Licht dahin,
Einst werd ich alt, vielleicht vorher schon siech.
Auch neben dir, Apoll, erkennt mein Aug,
Das trübgewordne, ob es lang sich wehrt,
Der Gattenliebe Wechsel; Tag um Tag,
Wie du's verbärgst; ich säh, wie du dich zwängst
Zum kleinen Dienst, der früher süß dir schien;
So langsam, wie einst schnell, ermahnst du dich

Digitized by Google

Zum Kuß der Pflicht, der vormals Wonneluſt.
Und wart ich dein in einer Abendbucht,
Nicht ſiegreich lächelnd, nein, verzweiflungswelk,
Mit jämmerlicher Kunſt das Kleid gerafft,
Das Haar gebauſcht, — höchſt freundlich nahſt du mir.
Nichts bittrer für ein Weib, das einſt geliebt.
Verlocken muß ich dich in meinen Arm,
Durch Mitleid rühren, das mich loſe hält.
Doch leb mit Idas ich, dann wird die Welt,
So niedrig ſie, uns blühen, Hand in Hand,
In weiter Felder Duft; den Bauernhof
Umſchwirrt ein ſanft Getön, im Abendſchein
Erglüht das Feld, auf dem die Herde zieht.
Und Kinder ſchenkt er mir, voll Leidenſchaft,
Nicht Strahlengötter, die mich überſehn,
Nein, irre Herzen, kleines Klettervolk!
So ſchlaf ich neben ihm; ſchreckt mich ein Traum,
Beruhigt mich ein Druck der treuen Hand.
Und kommt ein Feſt, ſo wandern wir zu Zwein
Durch helle Gaſſen in die große Stadt,
Dann faß ich im Gewimmel ſeinen Arm
Und fühl ihn ſichrer mein. So leben wir. —
Ob auch die erſte Seligkeit vergeht;
Das Süße, faſt ein Gift, der erſte Kuß
Verborgner Heimlichkeit im Heckengrün,
Das Zärtlichſte der Liebe Überſchwang,
Unſinnig Lebewohl, oft wiederholt,
So folgt der Treue Frieden, wenn es flieht,
In Sonn und Wind bewährte Freundſchaft folgt,
Die Farbe hält in grauem Alltagsſtaub.
Und ob auch trüber, doch mit milderm Aug
Erkennen Schwächen wir, ſie zu verzeihn;
Wir ſagen uns mit ſtillgereiftem Geiſt,
Da Alter uns beſtimmt, ſo altern wir.
Wir altern beid, und er entbehrt es kaum,
Was welk an mir, mein ſchwindend Augenlicht!
Er ſah zu tief hinein, ihm bleibt es licht.
Wir murren nicht und wir beklagens nicht,
Wie ſanft zu Boden drückt der Jahre Laſt,
Die Erde ſucht das ſtillgebeugte Haupt,
Und wir bequem bei jedem ſchwachen Tritt
Neugierig unſer dauernd Heim beſehn.

Digitized by Google

Mit lichtem Lächeln eins beim andern sitzt,
Durch Leid geheiligt und durch manchen Scherz;
Durch Beieinanderwohnen süß gereift
Sieht eins das andre im Erinnerungsschein
Nicht unmild an. Bis wir am Lebensziel
Zur Erde steigen, doch nicht tränenlos.
Eins geht voran, ach Gott! eins geht voran!
So lang vereint, wie tät ein Blitzstrahl gut!
Doch trennt man sich, wie alte Freunde gehn,
Die rein Gedächtnis lassen ihrer Welt.
Erspähst du, schöner Gott, in ferner Zeit
Beim süßen Untergang dies graue Haupt,
Entsinnst du dich des grünen Tags vielleicht,
An dem ich dir gefiel, an dem ich jung." —
Als sie gesprochen fing sie Idas auf,
Ein Schrei! er hielt sie, es ward still; der Gott
Verschwand im Zorn, die beiden schritten stumm, —
Er sah herab, sie blickte in die Höh, —
Ins Abendgrün hinaus und weiter fort.

Das Lebendige und Vergängliche in Ibsens Werk

Eine literarhistorische Studie von Dr. Alois Wurm in München

(Schluß)

Noch ist aber eine Seite Ibsens zu besprechen, und das ist die bedeutungsvollste und lebenspendendste; es ist eine Neuschöpfung, die in der ganzen Geschichte der Literatur nur ein ebenbürtiges Seitenstück hat. Diese Neuschöpfung ist die moderne Problemkomödie und dies Seitenstück ist die antike Problemkomödie des Aristophanes. Dilettantische, immer verunglückte Versuche in dieser Gattung tauchten ja dann und wann auf; aber der erste, dem seit Aristophanes Zeiten dieser große Wurf gelang, ist Ibsen. Ähnlich war's ja mit Molière und der Charakterkomödie. Freilich hat Ibsen diese seine eigentlichste Aber nicht erkannt, und es ist ein Zusammenwirken äußerst ernster, ja tragischer Faktoren, die in der Seele des Dichters die satirische Stimmung reifen ließen, aus der heraus

Digitized by Google

die moderne Problemkomödie geboren wurde. Es war die bittere Überzeugung, daß die Lebenslüge für den Durchschnittsmenschen notwendig, das Ringen des Dichters um sein Werk und seine Ideale also aussichtslos, vergeblich sei. So wurde uns „Die Wildente" gegeben — eines der Stücke, die am meisten mißverstanden wurden. Wie wenig Ibsen selber daran dachte, eine satirische Komödie zu schreiben, ergibt sich aus dem tragischen Element, das er in dem Geschick des reinen Kindes Hedwig in die hohnvollen Vorgänge hineinverflochten. Er wollte sich nur seinen eigenen großen Zweifel an seiner Lebensaufgabe, man kann fast sagen, seine damalige Verzweiflung daran von der Seele schreiben. Es gelang ihm auch. „Rosmersholm", sein nächstes Drama, zeigt bereits das resignierte Sichbegnügen mit der einen Seele, die sich adeln ließ. Allein gleichviel, ob bewußt oder unbewußt — Ibsen hat uns in der „Wildente" etwas neues Großes gegeben, das ein Ausgangspunkt sein wird für eine Entwicklungslinie, die aller Aussicht nach ebensoviel Bedeutung erlangen wird wie die andere, die tragische — genau so, wie die Aristophaneische Komödie neben der Sophokleischen Tragödie hergegangen ist. Ich sage ‚es wird sein', weil gerade in unserer Zeit alle Bedingungen für eine derartige Entwicklung gegeben sind: die ausgebildete psychologische Technik, der Sinn für das Wirkliche, die objektivere Betrachtungsweise, das Heraustreten der schärferen seelischen Anlagen, insonderheit des Formungstriebs, sowie der intellektuellen und Willenstätigkeit und das Forschen nach dem tieferen und allgemeineren Geist. Es ist ja wahr, bei uns Deutschen ist noch ein großer Fortschritt nach dieser Richtung möglich trotz des größeren, den wir hierin schon gemacht. Allein soviel ist gegeben, daß man getrost sagen kann: das Material, die Hilfskräfte sind da; es braucht nur noch der große Baumeister zu kommen. Bedauerlich ist es freilich, daß der große Nordländer uns eben nur den Ausgangspunkt gegeben: ein einziges Stück — noch dazu mit fremdem Ingredienz. Denn den „Bund der Jugend" wird niemand als gelungene moderne Problemkomödie ansprechen, wenn er auch zweifellos eine Stufe zur „Wildente" war.

Was die moderne Problemkomödie von der Intriguen- und Charakterkomödie unterscheidet, ist zweierlei: erstens muß das Problem im Stück inkarniert sein, und zwar im ganzen Stück; zweitens muß die Charakterzeichnung auf allen Punkten wahr, also jede Karikatur vermieden sein. Mit dem ersten ist alles ausgeschlossen, was außerhalb des Problems liegt, also alle äußerlichen Wirkungen, worauf das Intriguenstück oder ähnliche Gattungen des Lustspiels ganz wesentlich beruhen; die ganze Wirkung muß aus dem inkarnierten Problem hervorgehen, muß also notwendig eine innerliche sein. Ebenso ist durch den ersten Punkt die Charakterkomödie ausgeschlossen. Man erinnere sich an „L'avare" von Molière oder besser an den „Zerbrochenen Krug" von unserem Kleist. Was wirkt, ist hier nur der entsprechend dargestellte und ins Licht gesetzte Charakter, nicht die Handlung, kein Problem — ein solches ist ja gar nicht da. Anders bei der Problemkomödie. Man vergegenwärtige sich nochmals

Digitized by Google

die „Wildente“ und lasse sie — natürlich unter Ausschaltung des von uns als tragisch empfundenen Bestandteils — auf sich wirken. Das Ergebnis ist der überwältigend starke Eindruck von der Stumpfheit und Untauglichkeit der Welt, sowohl für die Predigt als die Aufnahme eines Ideals. Das ist das Problem und dieses beherrscht die Vorstellung. In einer Reihe von Personen ist es verkörpert worden; allein diese stehen beim Gesamteindruck im Hintergrund; keine von ihnen steht im Mittelpunkt; im Mittelpunkt steht wie eine geheimnisvoll beherrschende Macht das Problem. Das kann natürlich nur erreicht werden, wenn jede Person in einem genau bemessenen Abstand und in einer genau bestimmten Stellung sowohl zum Problem als auch zu den anderen Personen steht; so weist jede einzelne Person und der ganze Kreis von Personen dem innersten und ganzen Wesen nach auf die eine alles beherrschende Macht, auf das Problem. Die Charakterkomödie konnte einen Hjalmar Ekdal schaffen in seiner ganzen durch melancholische Kunststimmung und tragisch große Phrase verbrämten Schwächlichkeit und Erbärmlichkeit; sie konnte sich auch den gutmütig pathetischen Gregor Werle zum Vorwurf nehmen, der durch Lösung seiner Lebensaufgabe, die Präsentation der „idealen Forderung“ nämlich, den heillosesten Wirrwarr anrichtet usf. usf. Aber der Eindruck ist dann der: es gibt kuriose Menschen von den und den Manieren. Niemals aber wird der Eindruck der sein: die Welt ist zu dumm, zu stumpf, zu roh, auf jeden Fall zu gleichgültig, als daß man ihr ein Ideal anvertrauen könnte. Es ist ja klar, daß für diesen Eindruck nichts gewonnen ist, wenn der eine oder andere Mensch mit den genannten Qualitäten behaftet erscheint; so einer repräsentiert ja nicht die Welt, auch auf dem Theater nicht. In der Tat, man gehe — natürlich mit Beiseitelassung von Hedwig — die übrigen vierzehn auftretenden Personen durch: jede ist ihrem ganzen Sein nach unzugänglich für das wirklich Ideale oder seine Durchführung.

Allein diese erste Forderung an die Problemkomödie wird erst wirksam, wenn die zweite erfüllt ist, die Wahrheit der Charaktere. Wo wir die Karikatur herausfühlen, verbinden wir sofort den Begriff eines kuriosen, also irgendwie anormalen Menschen. Und fühlen wir sie bei allen Figuren des Stückes heraus, so steht für uns eine ganze Gesellschaft anormaler Leute auf der Bühne. Diese wird uns niemals die Welt werden; sie bleibt für uns eine Sammlung von Kuriositäten, und das Problem ist nur in diesen; für die normale Menschenwelt ist seine Geltung nicht dargestellt, wird also auch vom Zuschauer nicht empfunden. Will man dies, so muß man wahre Menschen auf die Bühne stellen, deren wirkliche Existenz der Zuschauer bei jedem Wort, das sie sagen, und bei allem, was sie tun, sozusagen jeden Augenblick bejahen muß. Ibsen hat hier mit ungemein feiner Kunst dafür gesorgt, daß man bei seinen Figuren nicht anders kann. In sie gab er ja auch kein Stück seines innersten Selbst hinein, er zeichnete sie, wie sein scharfes Auge sie im Leben gesehen, mit scharfen Linien, ja, aber wahr, ganz gewiß. Beinahe jede der Personen hat etwas, was bis

Digitized by Google

zu einem gewissen Grade sogar anziehend wirkt, wie das in einzigartiger Weise bei der beschränkten Gina Ekdal mit ihrer Art von praktischem Verstand und gutmütiger Treuherzigkeit erreicht ist. Und weil die Personen wahr sind, darum wirkt auch das Problem so überragend stark und tief. So ist von dem Dichter des modernen Problemdramas die moderne Problemkomödie begründet worden.

Ich habe mich etwas länger mit diesem Punkt befaßt, weil er als Ausgangspunkt einer zu erhoffenden literarischen Neuentwicklung von besonderer Bedeutung ist; dann aber auch, weil er bisher übersehen und durchaus nicht gewertet worden ist. Mit den letzten Bemerkungen sind wir aber bereits in ein anderes Gesichtsfeld getreten, das der Charaktere des Dichters. Darin müssen wir uns noch einige Augenblicke aufhalten.

Zunächst ist dem nordischen Dichter eine ganz bedeutende Erweiterung der Galerie der dramatischen Charaktere zu danken. Es tauchen bei ihm Gestalten auf, die in keinem Drama des Äschylus, Sophokles oder Euripides, Shaksperes oder Calderons, der Racine und Corneille, von Schiller, Goethe, Grillparzer, Kleist, Hebbel je erschienen sind. Dazu eine enorme Weiterführung, Vertiefung, Näherbestimmung von Charakteren, die bisher ihrem wesentlichen Typ nach bereits in der dramatischen Literatur existierten. Es ist kein Zweifel, daß diese Arbeit Ibsens weiterwirken wird. Leider kann hier außer dieser Andeutung nichts geboten werden. Denn was der Dichter hier geleistet, kann nur dann einigermaßen gewürdigt werden, wenn es in den größeren Rahmen der dramatischen Charaktergestaltung vor und nach ihm gestellt wird; und das läßt sich nur in einer eigenen größeren Studie machen.

Indes hindert uns nichts, die Art und Weise näher zu betrachten, in der Ibsen seine Charaktere gestaltet. Vor allem überrascht da, besonders in seiner großen, mit 1877 beginnenden Periode, die unbedingte Sicherheit der Linienführung seiner Charakteristik. Man wird unwillkürlich an Lenbach oder Stuck erinnert. Ja, die meisten seiner Personen stehen in einer so vollendeten, klaren Geschlossenheit da, als wären sie aus Marmor gehauen. In der Tat, sie wirken plastisch. Man lasse nur wieder den Konsul Bernick („Die Stützen der Gesellschaft"), den Advokaten Robert Helmer („Nora"), den ehemaligen Pastor Holmer auf „Rosmersholm" oder Rebekka West (im gleichen Stück), „Hedda Gabler", die Generalstochter, oder den alten „John Gabriel Borkmann" vor sich erstehen — jedes ist aus einem Guß, kein Bruch, keine Zusammensetzung. Dieser Eindruck voller Geschlossenheit hat seinen hauptsächlichen Grund darin, daß jedes einzelne Wort, jede einzelne Bewegung, jedes einzelne Tun, jedes einzelne Schweigen bis in das innerste Zentrum, bis in das tiefste Ich seiner Personen zurückschauen läßt, weil es eben daraus hervorgegangen ist. Es ist oft, als ob Ibsen die Macht hätte, den ganzen Charakter eines Menschen in die winzige Hülle eines einzigen Wortes hineinzuballen. Ein Beispiel. Gerichtsrat Brack glaubt als Mitwisser eines unangenehmen Geheimnisses Hedda Tesman („Hedda Gabler") in seiner Hand zu haben. Hedda erklärt, daß sie eine solche Abhängigkeit von

Digitized by Google

seinem Wunsch und Willen nimmermehr ertragen könne. Drauf Brack (sieht sie halb spöttisch an): „Man pflegt sich sonst in das Unvermeidliche zu fügen." Hedda (erwidert den Blick): „Ja, kann sein." In diesem ‚Ja, kann sein' liegt ihr ganzes Wesen; es liegt darin ihre kalte Entschlossenheit, niemals diese Abhängigkeit zu ertragen; es liegt darin ihre Gleichgültigkeit gegenüber der moralischen Seite seines Ansinnens; es liegt darin die kühlste Verachtung und das Bewußtsein ihrer souveränen Überlegenheit gegenüber dem Menschen, den sie als frivoles Spielzeug gern gehabt hat. Was wäre dagegen die stärkste Versicherung, daß sie fest bleibe! Dieses ‚Ja, kann sein' verweigert stärker als tausend Eide. Dies unbedingt sichere Gefühl, was der und der Charakter in den und den Verhältnissen reden und tun muß, verläßt den Dichter äußerst selten — höchstens etwa da, wo seine Tendenz ihn zu sehr beeinflußt, wie in der „Nora", oder wo das Alter hin und wieder symbolisch mechanisierend sich geltend macht. Freilich hat Ibsen auch hierin seine Lehrjahre gehabt, bis er zu dieser Meisterschaft kam und seine historischen Dramen, „Die Komödie der Liebe", „Brand" und „Peer Gynt" zeigen ihn noch auf dem Weg, immer jedoch nah und näher dem Ziele; denn fern ist er ihm niemals gewesen, nicht einmal in seiner ersten Tragödie, dem „Catilina". Diese Fähigkeit, aus dem innersten Zentrum eines Charakters heraus jedes Wort und Tun desselben mit genauester Sicherheit, zurückhaltender Knappheit und feiner Diskretion zu bestimmen, jedes äußerliche oder halbtiefe An- und Einheften von Reden und Taten wie den Tod zu hassen — das ist etwas, was nicht bloß verdiente, zu leben, sondern ewig zu leben. Es ist die Grundvoraussetzung jedes ernsten Dramas, daß der Dichter sich jede seiner Personen zu eigen macht, daß sie in ihm Leben gewinnt. Das kann bis zu millionenfach verschiedener Tiefe und Bestimmtheit geschehen; aber es gibt einen Punkt, auf dem die poetische Gestalt volles, allseitig bestimmtes, abgeschlossenes Leben gewinnt. Dieser Punkt ist, um wenig zu sagen, von Ibsen öfter erreicht worden als von jedem anderen Dramatiker vor ihm. Und nach ihm, oder besser mit ihm, hat ihn keiner mehr so erreicht wie er, wiewohl G. Hauptmann, Sudermann und Halbe gerade hierin von ihm nicht wenig gelernt haben.

Diese Charaktere werden also in der dramatischen Literatur fortwirken, sie werden auch für die Kunstgenießenden leben — aber meist in den „gesammelten Werken", selten auf der Bühne. Auch diese meisterlich gestalteten Charaktere werden Ibsens Zeitdramen nicht auf die Bretter des Zukunftstheaters hinüberretten; ebensowenig, wie das seine Probleme vermögen.

Das ist nicht gar zu seltsam. Auch seinen Gestalten fehlt zu oft das Licht und die Wärme; sie können darum auch nicht Licht und Wärme im Zuschauer wecken, der kommt, diese Elemente gerade aus dem Tempel der tragischen Muse zu holen. In den „Stützen der Gesellschaft" spüren wir noch dann und wann etwas von diesen Stoffen; in „Nora" leuchtet es noch etwas auf, um aber in ihr sozusagen prinzipiell ausgelöscht zu werden. Dann ist es im ganzen aus mit freundlicher Helle und wohltuender Wärme. „Der Volksfeind" mit seiner frischen, feurigen

Digitized by Google

Heftigkeit nimmt ja eine eigene Stellung ein; er ist der Reflexion des Dichters entronnen, die nur mehr einen leisen ironisierenden Hauch darüber zu breiten vermochte. Er ist eben das Reaktionswerk der Entrüstung des Dichters auf die niedrigsten Anwürfe, die die Antwort auf seine „Gespenster" waren. „Man warf sich", sagt der Nordländer Henrik Jaeger von dieser Zeit, „1882 öffentlich und privatim auf die Persönlichkeit des Dichters und suchte ihn mit den schmutzigsten Gemeinheiten zu bespritzen." Charakteristisch ist, daß rascher als sonst — in einem Jahre — das neue Stück auf das allerseits gehetzte folgte. Man sieht, es handelt sich im „Volksfeind" um eine unmittelbare Entladung der persönlichen Gefühle des gebrandmarkten Dichters. Daher das helle Feuer darin. Sonst liegt nur noch auf „Rosmersholm" ein matter, erlöschender Schimmer, der unser Herz berührt. Im übrigen sind die hervorragenden Charaktere von einer herben, kalten Luft umgeben und es will uns nicht gelingen, ein sympathetisches Herzensverhältnis zu ihnen zu gewinnen. Ich meinerseits kann sagen, daß die tiefstehenden Gestalten einer Gina Ekdal, des alten Ekdal, ja selbst des Hjalmar (in der „Wildente") meinem Herzen näher gekommen sind, und wäre es auch nur durch das Gefühl des Mitleids, als etwa eine Gestalt wie Rebekka West (in „Rosmersholm"), von anderen wie „Hedda Gabler" usw. völlig zu schweigen. Untergeordnete Figuren, wie etwa Ulrik Brendel (in „Rosmersholm") mögen ja unsere innere Herzensteilnahme immerhin finden.

Woher kommt nun diese eigenartige Kälte so vieler hervorragender Charaktere des gereiften Dichters? Man findet leicht, daß eine Vernachlässigung des warmen Gefühls daran schuld ist, deren Gegenseite ein energisches Hervorkehren des Intellektes und der Willenstätigkeit ist. Kalte Berechnung, rücksichtsloses Wollen sind sehr häufig die hervorstechenden Eigenschaften seiner größten Personen; entsprechend tritt mit zunehmendem Alter des Dichters als ein ganz wesentlicher Faktor das Bewußtsein der Ohnmacht, also der verlorenen Willensmacht, ein, wie das besonders am „Baumeister Solneß" zu sehen ist. Gewiß ist auch Leidenschaft vorhanden; aber es ist gewöhnlich nicht die frei auflodernde, es ist die für Ibsen so charakteristische verhaltene Leidenschaft; die Leidenschaft, die mit der eisernen Faust des Willens umklammert wird oder werden muß. So ist diesen Charakteren ein gewaltsamer Zug eigen, der das einfache, warme, natürliche Gefühl erdrückt. Das ist in seinen historischen Dramen noch nicht so. Man denke nur z. B. an „Frau Ingegerd auf Östrot" und ihre Tochter Eline! Und trotzdem hat auch diese Frau bereits den Zug kluger Berechnung, kalter Selbstbeherrschung und männlicher Entschlossenheit, der die folgenden großen Frauentypen besonders aus- oder wenigstens kennzeichnet. In Ingegerd sind beide Welten noch lebendig und frei in ihrer Brust, wenn sie auch selber schon kämpfend sich umschlingen. Seit „Nora" ist der Kampf entschieden, die Welt des einfach natürlichen Fühlens ist im ganzen geknechtet unter der Macht der Vernunft und des Willens. Man hat den Grund dieser Wandlung in der veränderten Auffassung der Frauenaufgabe seitens des Dichters erblickt. Aber eben

Digitized by Google

diese veränderte Auffassung will erklärt sein. Und diese Erklärung wird man in letzter Linie in dem durch die Einsicht in die hohen Lebensaufgaben der Menschheit überhaupt gesteigerten Bedürfnisse des Dichters nach moralischer Kraft, d. h. Willenskraft zu suchen haben. Diese Menschheitsaufgaben können nicht vom Mann allein gelöst werden; dafür ist die Summe seiner moralischen Kraft nicht ausreichend; sie muß also durch die des Weibes verdoppelt werden. Die Aufstellung seiner Menschheitsaufgaben aber erfolgte im letzten Grunde aus den ethischen Bedürfnissen seiner eigenen strengen, ja herben Natur heraus. Je mehr der Dichter er selbst wurde, je mehr er also das Fremde, durch äußere Beeinflußung ihm Aufgedrungene abstieß, desto strenger wurde seine ethische Forderung. Hier ist der Punkt, wo der sonst so objektive Erforscher des realen Lebens in ganz absoluter Weise subjektiv wird. *Seine* ethischen Erlebnisse und Bedürfnisse werden ihm normgebend für die ganze Menschheit. Und seine ethische Natur ist nicht der ebenmäßig veranlagte und ausgebildete Mensch, sondern eine herbe, straffe Überspannung desselben nach der sittlichen Seite hin. Es ist recht bezeichnend, daß ihm auch in seiner ersten Periode, in der er es noch darauf anlegt, gefühlswarme Charaktere zu gestalten, dieselben lange nicht in der vollendeten Weise gelingen, in der er deren intellektualistisch willensmächtige Seite darstellt. Das gilt selbst für einige Partien der berühmten Szenen zwischen Nils Lykke und Eline in der „Frau Ingegerd". Es lohnt sich wirklich, eine Stelle daraus herzusetzen. Nach der Liebesgewährung spricht Eline u. a. folgendes zu Lykke:

„Still! Nichts mehr davon. Meine Liebe ist ja kein Entgelt für die, so du mir schenkst. O nein, ich liebe dich, weil jeder deiner Blicke ein Königsgebot ist, das mir befiehlt. (Sie kniet vor ihm.) O laß dieses Königsgebot sich mir noch einmal tief in die Seele prägen, wenn ich gleich weiß, daß es hier für Zeit und Ewigkeit eingegraben ist. Du guter Gott, wie war ich blind gegen mich! Noch heute abend sprach ich zur Mutter: ‚Um leben zu können, muß ich mir meinen Stolz bewahren.' Was ist's denn um meinen Stolz? Meine Landsleute frei zu wissen, oder meinen Stamm geehrt über Land und Reich? O nein, nein! Meine Liebe ist mein Stolz. Das Hündchen ist stolz, wenn es zu seines Herrn Füßen sitzen und Brotkrumen aus seiner Hand schnappen darf. So bin auch ich stolz, wenn ich zu deinen Füßen sitzen darf, während deine Worte und deine Blicke mich mit dem Brote des Lebens nähren. Sieh, deshalb spreche ich zu dir, was ich vorhin zu meiner Mutter sprach: ‚Um leben zu können, muß ich mir meine Liebe bewahren;' denn in ihr liegt mein Stolz, jetzt und alle Zeit."

Gewiß schöne Worte. Man denkt an Romeo und Julia. Und Ibsen ist bedeutend einfacher in der Sprache als Shakspere. Aber es fällt doch dreierlei auf. Erstens die beherrschte Art dieses Gefühls; zweitens das reflektierende Element darin — die ausführliche Vergleichung ihres früheren seelischen Zustandes mit dem jetzigen; dabei wirkt die pointierte Identifikation des Stolzes mit der Liebe geradezu rhetorisch; drittens ist zu beachten, daß die Liebe sich hier unwillkürlich die Vorstellung des Gebotes („Königsgebot") prägt. Das alles ist bedeutsam für das Verständnis der Entwicklung Ibsens. Auch dann, wenn man seine Stilentwicklung in Rechnung zieht. Das warme, freie, natürliche Gefühl

Digitized by Google

und seine einfach wahre Darstellung ist dem herben Geist des Dichters eben nie so ganz eigen gewesen, mag er auch manche Leidenschaft noch so tief erfassen und vorführen, mag er die intellektualistisch willensgewaltige Charakterseite noch so groß und wahr wiedergeben, so groß und wahr, wie wohl noch keiner vor ihm. Mehr Wärme, mehr Sonne ist es auch hier, was wir von dem nordischen Dichter verlangen.

Nun noch ein kurzer Blick auf Komposition und Stil. Auch hier ist Ibsen bahnbrechend. Ich hebe sofort das Bedeutungsvollste der Kompositionsweise des Dichters hervor. Es ist die denkwürdige Neuerung, statt einer bestimmten Handlung, also statt eines Ausschnittes aus einem Leben, das ganze Menschenleben im Drama lebendig zu machen, ohne die dramatische Form darunter leiden zu lassen. Das bedarf der Erklärung, um so mehr, als dieser Punkt noch durchaus nicht genügend beachtet ist.

Es ist eine Eigenart einer Anzahl der Ibsenschen Zeitdramen, daß der Hebel für den im Drama selber als gegenwärtig dargestellten Vorgang im vorausgehenden Leben liegt. Es ist nämlich entweder eine Schuld oder sonst ein verhängnisvolles Ereignis, die dann in der Handlung des Dramas selbst aufgedeckt, gesühnt, korrigiert werden müssen; der eigentliche Konflikt wird meist durch so einen dunklen Punkt der Vorgeschichte herbeigeführt. Wesentlich wirksam ist also in der Handlung des Dramas nicht das ganze vorhergehende Menschenleben unmittelbar, sondern nur dieser eine Akt. Das bleibt auch richtig, wenn dieser eine Akt als typisch für das ganze Menschenleben hingestellt wird. So ist Konsul Bernicks Vergehen mit der Frau des Schauspielers Dorff und dessen nächste Konsequenzen der eigentliche Hebel der Handlung in den „Stützen der Gesellschaft". Allein korrigiert soll werden sein und seiner Umgebung ganzes auf die Lüge aufgebautes Leben. Tatsächlich wirkt aber im Drama nicht das ganze Leben, sozusagen in seiner breiten Masse fort, sondern es ist die einzelne Tat, die wirkt und vorwärts treibt. Anders in den „Gespenstern". Auch hier gibt es einzelne Fakta aus dem früheren Leben, die fortwirken. Aber das eigentlich Bewegende, Treibende ist hier doch das ganze frühere verfehlte Leben. Das erscheint wie eine geschlossene unheilvolle Macht, die unerbittlich ihre Opfer fordert. Hauptaktrice ist nicht mehr eine einzelne Handlung, deren Hintergrund das Leben bildet, sondern die Summe aus allen einzelnen Posten des ganzen früheren Lebens. Es ist eine organisierte Armee, die zum Sturm vorrückt, oder gegen die der Kampf geführt werden muß. Immer mehr ist Ibsen von der ersten Art zur zweiten übergegangen und seine letzten vier Dramen „Baumeister Solneß", „Klein Eyolf" „John Gabriel Borkman" und „Wenn wir Toten erwachen" sind dramatisierte Menschenleben. Greifen wir „Klein Eyolf" heraus. Da soll doch das ganze häßliche schuldvolle frühere Leben der beiden Gatten sittlich umgebildet werden; es soll Krieg geführt werden gegen die Mächte, die im früheren Leben inkarniert waren. Man sieht, es ist eine Lebenstragödie, keine Handlungstragödie.

Digitized by Google

Allerdings kann natürlich nicht davon die Rede sein, daß das ganze Leben in Szene gesetzt wäre. Notwendig ist nur, daß das vergangene Leben als eine hauptsächlich wirksame Gesamtmacht für die Vorgänge erscheine, die sich jetzt auf der Bühne abspielen. Freilich muß zu diesem Behuf das frühere Leben in dem Zuschauer vollkommen lebendig gemacht werden. Das ist eine große Kunst; aber Ibsen ist ihr Meister. Sein wesentliches Mittel dazu ist das, daß er seine Personen die Vergangenheit nicht bloß erzählen, sondern selber nochmal innerlich erleben läßt. So kann der Zuschauer wirklich alles miterleben. Ibsen hat damit ein Problem gelöst, mit dem die besten Geister ohne Erfolg gerungen. Und dies Problem ist, eine ungeheuere Macht in die Tragödie einzuführen, die durch ihre übermenschliche Größe und Stärke die tiefste tragische Erschütterung hervorzurufen imstande ist. Aus dem Bedürfnis nach einer solchen Macht ist die Schicksalstragödie in ihrer verschiedensten Form hervorgegangen. Allein die Schicksalstragödie war ein Irrtum. Shakspere hat sich begnügt, diese Macht in der großen Leidenschaft zu suchen. Aber diese Macht ist zu menschlich. Da kam Ibsen und fand die Macht im Leben und schuf die Lebenstragödie. Das war kein Irrtum. Es ist auch nicht über Nacht gekommen. Es hat lange gedauert, bis man den Menschen als eine Summe von Elementen auffassen lernte, von denen ein Teil aus grauen vergangenen Zeiten stammt, ein anderer Teil durch die Erziehung ihm zugeführt wird, ein weiterer durch eine unendliche Anzahl und Verschiedenheit von Erlebnissen ihm zuströmt und nur ein vierter Teil in seiner individuellen Eigenheit liegt. Die Summe all dieser auf den und in dem Menschen wirkenden Kräfte — Nationalcharakter, Familiencharakter, besondere Vererbung, Einfluß der Eltern, Lehrer, Gesellschaft, des Bodens, des Klimas, der Nahrung, der Beschäftigung usw. usw. — nennen wir das Leben. Man sieht — eine ungeheuere, unheimliche Macht! Das Verständnis des Lebens wuchs, und so waren die Bedingungen gegeben für den Großen, der die Lebenstragödie schaffen sollte. Wie auf dem Gebiet der Komödie, so beginnt auch auf dem der Tragödie mit Ibsen eine neue Linie.

Der Unterschied ist aber der, daß die neue Problemkomödie — man kann ruhig sagen, ohne den Willen des Dichters entstand, während er die Lebenstragödie zweifellos mit Bewußtheit schuf und ausbildete. Diese litt unter der gewaltigen Gebietserweiterung in ihrer straffen Einheit und Geschlossenheit nicht im mindesten. Der Aufbau ist, wie das ja überhaupt aus seinen Dramen, auch den ersten, schon genügend ersichtlich ist, bei Ibsen ein klarer, fester, sicherer. Der strenge, energische Blick des Dichters duldete keine Nachlässigkeiten in der Struktur des Stückes, wenigstens für gewöhnlich nicht und nicht in seiner besten Zeit. Es kommt öfter vor, daß ein paar Probleme in einem Stücke stecken; aber dann ist das nebensächliche dem leitenden untergeordnet. In „Rosmersholm" gewinnt man ja im ersten Akt den Eindruck, als sollte die Frage des Gegensatzes der alten und neuen Zeit die führende Stellung einnehmen; aber sie wird gar bald von der anderen an Rebekka West sich knüpfenden überholt und ins

Digitized by Google

Schlepptau genommen. Spannung und Steigerung („Rosmersholm", „Volksfeind") verschmäht er ebensowenig wie außerordentliche äußere Veranstaltungen (Festakt in den „Stützen der Gesellschaft" u. a.), scharfe Gegensätze (Tanz für den Maskenball wird durch „Noras" Stimmung ein Tanz „auf Leben und Tod"), oder den Begleitakkord von Jahreszeit, Witterung und in den letzten Stücken reiche Symbolik. Das alles behandelt er in einer ganz souveränen Weise. Niemals aber greift er zum Theatereffekt bloß um des äußeren Effektes willen. Die Wirkung, die er beabsichtigt, ist immer eine innere. Andererseits vertraut aber Ibsen stark auf seine Kraft, das Interesse für rein seelische Zustände und Entwicklungen zu fesseln. Er darf es auch. In „Klein Eyolf" ist es dem Zuschauer, als ob er durch das Äußere hindurch erst tief drinnen in den Seelen zweier Menschen einen schwermütig großartigen Prozeß verfolge. Er wird aber in diesen Prozeß hineingezogen; er wird gezwungen, ihn mitzuerleben. Niemals noch hat ein Dichter die Kühnheit gehabt, so ganz das innerste Seelenleben als Hauptgegenstand des Dramas erscheinen zu lassen, wie es Ibsen tut.

Allein auch dies hat seine Schattenseite. Es ist ja wahr, noch ist das geistige Interesse unserer gebildeten Welt stark auf das Innere, das Seelische gerichtet. Erlebten wir ja erst kürzlich den Anhub zu einer Art Neu-Romantik. Doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir schon am Beginn einer Wandlung. Man fängt an, das Äußere, die Tat als eigenes Element neben ihrer inneren seelischen Wurzel zu schätzen. Es weht wie ein leiser Zug des Überdrusses an der Gedankenschlaffheit, wie eine geheime Sehnsucht nach freiem, frischem Handeln durch unsere geistigen Regionen. Das innere Erlebnis und Miterlebnis befriedigt nicht mehr. Und wenn morgen einer aufstünde, der den Erwerb unserer psychologischen Epoche mit frischem Tatenmut und kühner, aktiver Originalität verbände —weiß Gott, ob das nicht der Mann des Tages würde. Das Unbehagen und Sattsein an psychologischer Grübelei, das vorhanden ist, wird eben nur noch durch die herrschende Mode an kräftiger Äußerung verhindert. Bei einer solchen Umwälzung der geistigen Bedürfnisse würden Ibsens Problemdramen natürlich nicht gut fahren.

Aber auch jetzt würde er nie diese Bedeutung erlangt haben, die er besitzt, wenn ihm nicht eine ganz geniale Gestaltungskraft zur Verfügung gestanden hätte, die sich natürlich auch in seinem Stile offenbart.

Die Eigenschaften, die diesen auszeichnen, kann man kurz folgendermaßen zusammenfassen: wunderbare innere Harmonie mit dem Geist der Sprache des Lebens; Klarheit und Einfachheit; konkrete Plastik ohne Aufwand außerordentlicher Mittel, etwa von einem Übermaß an Bildern, gewählten Antithesen usw.; eine einzigartige Leichtigkeit und Sicherheit, gerade den treffenden Ausdruck für alles, auch für das Zarteste und Feinste zu finden und dazu eine Knappheit, die geradezu in Erstaunen setzt. Das sind stilistische Vorzüge, die allein hinreichten, Ibsen einen klassischen Rang zu sichern.

Ziehen wir das Fazit unserer Studie. Ibsen, der Schöpfer der Lebens-

Digitized by Google

tragödie und Problemkomödie, der Bildner lebenswahrer und einheitlich geschlossener Charaktere, der Meister des modernen wahren, knappen, anschaulichen Stils wird leben und wirken. Dagegen wird er durch seine schwankende Problembehandlung, seine psychologische Grübelei, den Mangel an warmem, einfachem Gefühl, durch die drückende Düsterheit seiner ganzen Atmosphäre die Bühne verlieren, soweit ihn nicht seine historischen Dramen wenigstens in seiner Heimat darauf erhalten. Ibsen gehört eben zu den tragischen Persönlichkeiten, die berufen sind, sich in die Bresche zu werfen, damit andere über sie hinweg die Burg erobern. Denn die Werte, die in seinen Dramen stecken, werden in der Entwicklung der dramatischen Literatur noch eine größere Rolle spielen, als dies jetzt bereits der Fall ist. Andere sind es, die ernten werden, was Ibsen gesät. Freilich hätte das anders kommen können, wenn der Dichter seine eigentlichste Ader, die der großen dramatischen Satire, recht erkannt hätte. Sein Name würde mit dem des Aristophanes in einem Zug genannt werden; er würde zweifellos für Jahrhunderte auf der europäischen Bühne leben und wir hätten vielleicht ein Dutzend großer Komödien — ein Geschenk, wie es der christlichen Welt seit Molière nicht mehr zu teil geworden ist. So aber bleibt uns nur ein Stück, noch dazu kein reiner Typus — und die Hoffnung, daß ein Kommender den reichen Keim zum großen Baum entwickle, unter dem die Völker der Erde sitzen und dem Sturmwind lauschen, der durch sein Laub und sein Geäste pfeift und rauscht. Ich möchte aber nicht ohne die Anregung schließen, es möge ein tüchtiger Theaterleiter einmal die Problemkomödie der „Wildente" von seinem tragischen Element sondern und sie so dem Publikum bieten. Ein ernst zu nehmender Zuschauerkreis würde dankbar, recht dankbar dafür sein, wenn ihm der große nordische Dichter von seiner eigensten und genialsten Seite gezeigt würde. Aber mag das werden oder nicht, Ibsen wird immer einen großen Platz, eine erste Stelle in der Weltliteratur behaupten, und so wird seine verzehrende Sehnsucht, stark und weit zu wirken, wenigstens bis zu einem gewissen Grade erfüllt werden. Diese Hoffnung, nein, diese Gewißheit möge ihm die letzte Stunde leicht machen.

Marbacher Schillerbuch

Zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestag hrsg. vom Schwäbischen Schillerverein[1])

Von Dr. A. Lohr

Ueberall, wo die deutsche Zunge erklingt, innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzen wie außerhalb, rüstet man sich, den 9. Mai feierlich zu begehen. Von allen Seiten regnet es bereits literarische Gaben zu Schillers hundertstem Todestage, und die Flut ist immer noch im Schwellen. Mag nun auch ein

[1]) Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 380 S. Lex. 8°. Geb. Mk. 8.50.

Digitized by Google

starker Prozentsatz dieser Veröffentlichungen weniger innerem Drang als buchhändlerischer Spekulation sein Dasein verdanken und mag ein großer Teil dieser Schriften von geringem Werte sein — eins zeigt dieser Wettlauf, Schiller zu ehren, zur Genüge: Die Reaktion gegen Schiller, die vor einigen Jahren noch kräftige Blüten trieb, ist ganz im Verebben. Schiller ist uns im breitesten Umfange wieder gewonnen. Und wenn wir auch nicht alles erstklassig und bewundernswert an ihm finden, so sind wir doch zur Überzeugung gekommen, daß Schiller eine menschlich-dichterische Persönlichkeit ersten Ranges war, auf die wir Deutsche mit vollstem Recht stolz sein dürfen und deren spezifischer Wert fortdauern wird, solange es eine deutsche Literatur gibt.

Die wertvollste Gabe aus der Spenden Fülle zum 9. Mai wird voraussichtlich wohl das vorliegende Marbacher Schillerbuch bleiben, dessen Herausgabe vom Museum von Schillers Vaterstadt veranstaltet wurde. Die wertvollen, zahlreichen und mannigfaltigen Beiträge, die vielen Abbildungen und die gediegene Ausstattung machen das Werk zu einem wahren Fest- und Gedenkbuche.

Auf Schillers Dichten und Leben fällt in den Aufsätzen ein ganzes Strahlenbündel von Licht. So hat Theobald Ziegler einen trefflichen Essay über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" beigesteuert, in dem er die Art, wie Schiller im Gegensatze zu Goethe in seinen Dramen motiviert, beleuchtet und den Anteil der Schicksalsidee im „Wallenstein" klarlegt. Oskar Walzel sucht Schillers Verhältnis zur bildenden Kunst darzustellen und führt beachtenswertes Material vor. Baumeister gewinnt auf Grund von Zitaten des Dichters „Schillers Idee von seinem Dichterberufe", während Generalmajor Pfister auf derselben Basis „Schiller als Kriegsmann" zeichnet. Neues oder Originelles vermögen diese zwei letztgenannten Aufsätze nicht zu bieten; sie lesen sich aber immerhin ziemlich anregend. Auch die „Tellstudien von Berthold Auerbach", die Anton Bettelheim veröffentlicht, vermögen nicht viel Neues und Interessantes zu bieten; desgleichen die Parallele zwischen „Wallenstein und Macbeth", die Westenholz zieht. Dagegen sind Bulthaupts Essay über „Schillers Balladentechnik" und noch mehr der von Litzmann über „Schillers Balladendichtung" eingehender Beachtung wert. Wenn die Balladen Schillers nach Litzmanns Vorbild in der Schule erklärt und die Schüler so zu richtigem Verständnisse und Genusse dieser Kunstwerke erzogen würden, wäre des Verf. allzu berechtigter Klage am Schlusse seines Essays bald der Boden entzogen. Interessante Streiflichter werfen A. Freys „Schillerstudien" auf Anregungen, die Schiller von Mathison erhielt und die im „Tell", im „Spaziergang" und im „Berglied" sich zeigen. Ziemlich erstaunt ist man, hier in diesem Sammelbande zu Ehren Schillers auch Adolf Bartels zu finden, der in seiner etwas allzu subjektiven Literaturgeschichte Schiller doch gar zu niedrig einschätzte. An dieser Stelle findet er allerdings auch Worte der Anerkennung und Bewunderung, um Schiller zu ehren, aber Schiller ist ihm doch der „Dichterpolitiker", dessen „Theatralismus" ihn nicht zu wahrer dramatischer Kunst kommen ließ. Bartels hält das „realistische Charakterdrama für das dem deutschen Geiste allein an-

Digitized by Google

gemessene". Auch ich halte es für das angemessenste, wenn ich auch speziell in Oberdeutschland, im Gegensatz zu den doch anders veranlagten Niederdeutschen, eine nochmalige Blüte des idealistischen Dramas für nicht unmöglich halte. Alles in allem ist aber Bartels Aufsatz einer der anregendsten in der Sammlung.

Von hohem Interesse ist auch das Faksimile von Schillers dramatischem Entwurfe „Das Schiff", das Gustav Kettner erläutert. Schiller war im Begriffe, sich mit diesem romantisch-abenteuerlichen Stoffe in eine Sackgasse zu verrennen. Sein gesundes ästhetisches Empfinden bewahrte ihn aber noch rechtzeitig davor. Für Bühnenleiter wertvoll dürfte sich der Aufsatz des Karlsruher Dramaturgen Eugen Kilian über „Don Karlos auf der Bühne" erweisen, der seine bei Reclam erschienene Don Karlos-Bearbeitung, im Gegensatz zu den bisherigen größtenteils verunglückten Experimenten einer unpassenden Verstümmelung des Stückes oder einer Verteilung auf zwei Abende, als eine sowohl bühnentechnisch wie ästhetisch befriedigende Leistung aufzeigt.

Hervorhebung verdient auch L. Geigers Artikel „Schiller und Diderot", welcher der Untersuchung von Schillers Übersetzung des „Merkwürdigen Beispiels weiblicher Rache" aus dem Diderotschen Romane «Jacques le Fataliste» gewidmet ist. Geiger weiß aber auch noch auf einen erst später bekannt gewordenen dramatischen Entwurf Diderots hinzuweisen, der denselben Stoff wie die „Bürgschaft" behandelt. Über Schillers Stellung zu Herder, der zwar anfänglich an den „Horen" mitarbeitete, aber bald infolge seiner Wesensverschiedenheit von Schiller sich zurückzog und nie in ein persönliches Verhältnis zu ihm trat, klärt O. Harnack auf, während Wohlwill einen „Vorläufer" Schillers, Schubart, zeichnet und die menschlichen und literarischen Berührungspunkte zwischen ihm und seinem großen Marbacher Landsmann schildert. H. v. Fischer erörtert in „Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz" die auf Schiller bezüglichen Teile des Kurzschen Romanes „Schillers Heimatjahre" in quellenkritischer Weise. Rud. Krauß weiß teilweise neues Material zu dem Thema „Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule" beizubringen. B. Pfeiffer zeigt „Schiller in der Karlsschule" und vermittelt dem Leser einen tüchtigen Begriff dessen, was diese Anstalt für Schiller bedeutete. „Sicherlich ging der kürzeste Weg zur Poesie für Schiller durch die Karlsschule."

Von nicht geringem Interesse für jeden Schiller- und jeden Literaturfreund sind auch die drei Aufsätze: „Schillers literarische Stellung in Amerika" von dem Angloamerikaner M. D. Learned, der einen historischen Überblick über die Kenntnis und Wertung Schillers in Amerika gibt, „Schiller als Bannerträger des deutschen Gedankens in Amerika" von O. E. Schneider, und „Der Schillerverein in Amerika" von F. Richter, die von der starken und dauernden Fernwirkung der Schillerschen Dichtung und Persönlichkeit künden.

An sonstigen interessanten Beiträgen seien noch erwähnt: Paul Weizsäckers ikonographischer Artikel „Christophines Schillerbilder", „Ungedruckte Briefe an Schiller" von Hoven, Conz und Haug, Schubart und „Wielandbriefe", mit-

Digitized by Google

geteilt von B. Seuffert. Der Schwiegermutter Schillers, Luise von Lengefeld, widmet E. Jonas einen kurzen Essay, während J. Petersen in „Schillers Witwe, aus ihrem Briefwechsel mit J. F. Cotta", ein sympathisches Bild von Charlotte von Schiller vor uns erstehen läßt. An letzter Stelle mag dann noch die stimmungsvolle Schilderung des letzten direkten Nachkommen Schillers, des Freiherrn Alexander v. Gleichen-Rußwurm, „Das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein", genannt sein, die vom rosenumsponnenen Stammsitz derer von Gleichen-Rußwurm erzählt, wo pietätvoll so manche Erinnerung, so mancher Gebrauchsgegenstand des großen Dichters gehütet wird.

Aus dem Vorstehenden dürfte zur vollsten Genüge hervorgehen, wie reich die literarische Ausbeute des vorliegenden Schillerbuches ausgefallen ist. Aber hinter diesem reichen Inhalte steht die künstlerische Umrahmung nicht zurück. 78 Abbildungen von Schillerporträts und Schillerstätten sind über das Werk hin verstreut und heben die Freude und das Interesse an dem schönen Buche, trotzdem sie nicht selten die Lektüre erschweren, da der Text da und dort durch sie zerstückelt wird. Jedenfalls hat der Schwäbische Schillerverein mit diesem Schillerbuche die Reihe seiner größeren Publikationen würdig eröffnet und zum 9. Mai 1905 eine Feiergabe von dauerndem Werte geschenkt.

Die teuren Hände, einst mein eigen

Nach Paul Verlaine von M. von Ekensteen

Die teuren Hände, einst mein eigen,
Die sanften Hände, lieb und klein,
Wie wiegen sie so lind mich ein
In süßen Traum — in selig Schweigen.

Nach all dem Irren, nach Sünd und Fehle,
Nach all der Ebbe und der Flut,
Nach Winterfrost und Sonnenglut,
Senkt Ruhe sich in meine Seele.

Ach! einst im Aufruhr, der sich regte,
Verbarg sich mir die süße Huld,
Die stille Sanftmut und Geduld,
Die meiner Seele Krankheit pflegte.

Nun frag ich scheu: Ist wahr, voll Reine,
Der heiße Trieb, der ruft und lockt,
Daß sehnend mir der Atem stockt
Und ich in Ohnmacht schluchzend weine?

Gewissensqual — wirst nie du schweigen?
O Hände, heilig und geweiht,
O macht das Zeichen, das verzeiht,
Ihr teuren Hände — einst mein eigen.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

VII

Kunst und Religion. Daß die Sehnsucht das eingestandene oder uneingestandene Erkennungswort unserer Tage ist, mag eine überschwängliche Verallgemeinerung sein. Aber eben nur eine Verallgemeinerung, hinter der ein recht stattlicher Kern steckt. Nachdem der extreme Naturalismus nur Trostlosigkeit und der ausschließliche Ästhetizismus nur Raffiniertheit bieten konnte, tasten gar viele Hände in Symbolismus, Mystizismus und Neuromantik nach überfinnlichen Gütern, nach einem Sterne, der zugleich leuchtet und erwärmt. „Durchblättern wir einmal eine der bedeutenderen Anthologien der letzten Jahre. Etwa das „Hausbuch der Lyrik" von dem Kunstwart-Leiter Avenarius, oder „Wir sind die Sehnsucht" von Karl Ernst Knodt oder Ließems „Poesie fürs Haus", die eine gute Tat des Bachemschen Verlages darstellt. Fast bei jedem der in ihnen zu uns sprechenden Dichter klingt das Motiv der Sehnsucht an. Oft nur einer Sehnsucht, die sich über Alltagsdrang und -dunst hinausheben möchte. Aber auch ebenso oft einer Sehnsucht nach den echten goldenen Idealen des Lebens: nach Reinheit der Empfindungen und des Lebens, nach der Religion und ihrem höchsten Ideale: Gott!" (Friedrich Castelle, „Neuromantik", Kultur I). Freilich: „nur wenn die christliche Weltanschauung den Grundton bildet, wird die Sehnsucht nach Frieden die für unsere jüngste Lyrik charakteristische Form der religiösen Lyrik finden." Wenigstens wenn man diesen Begriff in einem strengeren Sinne faßt. Und in der Tat „streben auch viele unserer jungkatholischen Dichter danach, ihr ganzes Schaffen mit ihren innersten Empfindungen zu durchtränken." Das heißt, sie wollen den Inhalt christlichen und katholischen Glaubens und Lebens dichterisch lebendig werden lassen, was nur geschehen kann, wenn sie mit Inbrunst, und zwar mit ungezwungener Inbrunst, sich darin versenken. Was gerade in den Kreisen der Sehnsüchtigen als starrer Dogmenglaube verschrien ist, das muß, auch im Leben, als reichlich spendende Quelle geoffenbart werden. Soll das mit Erfolg geschehen, dann darf man freilich nicht im stolzen Besitz der alleinseligmachenden Wahrheit nach dem Rezept: „Je näher, desto gefährlicher" wesensverwandte Richtungen und Bestrebungen verspotten und bekämpfen. Gewiß gibt es eine Pflicht, durch scharfes Betonen der Unterschiede Urteilslose vor Verwirrung zu schützen, aber überall — um einen drastischen Ausdruck zu gebrauchen — zuerst und vor allem den Teufel zu sehen, ist eine traurige Gewohnheit.

Als vor zwei Jahren P. Ansgar Pöllmann, der zuerst der Verschmelzung von Kunst und Religion eine praktische Unterlage schuf, in katholischen Kreisen seinen

Digitized by Google

Zeitschriftenplan ankündigte, da sprach man, wie er in der Umschau des zweiten Heftes der Gottesminne (1905) erzählt, mit mitleidiger Überlegenheit von dem „weltverlorenen Winkel" Beuron, aus dem allein ein derartiges Unternehmen hervorgehen könne. Gewiß waren unter denen, die so urteilten, viele, die in dem feststehenden Begriff von der Schlechtigkeit der modernen Welt befangen, nur aus mangelhafter Kenntnis der Zeitströmungen heraus der Neugründung steiniges Erdreich prophezeiten. Aber auch solche, die „unter allen Umständen die Neigung der Kunst zum Mystischen bemerkt haben mußten", machten aus ihren skeptischen Ansichten kein Hehl und zwar weil sie — so meint wenigstens P. Pöllmann — in Beuron den „Zusammenhang mit dem Leben" vermißten. Das sei „so recht eines jener aus tausenderlei Einheiten zusammengesetzten Schlagwörter der großen Häresie moderner Kunst im Kampfe mit dem idealen Pathos". „Während der Dichter der guten alten Zeit, der poeta-propheta, sein Tuskulum suchte, zwingt das neue Geschlecht den Künstler ins Marktgetriebe, wo die Anschauung von einer bloßen Forderung der Gestaltungskraft zum ersten und vielfach sogar einzigen Prinzip der Stoffwelt erhoben wurde. Der Sonntag hatte dem Werktag weichen müssen, der formale Realismus war zum wesentlichen geworden. Warum aber in aller Welt, sollen wir dem Sein, so wie es ist, eine zweite Existenz geben? Das wäre ja nur der Ausdruck pessimistischer Resignation im besten Falle Quietismus. Nein, das Wesen der Kunst bedingt eine Verklärung einen positiven Optimismus, und das ist die Erhebung des Seins in die schöne Möglichkeit. Daß dem modernen Drama das Tragische mit der Gewalt seines Ethos fehlt, die erhabenste Stufe aller Kunst, beweist diesen Satz zur Genüge und gibt dem verlästerten Schiller recht gegen die Kleinen von heute. Freilich, möglich muß die Möglichkeit sein, damit sie als solche in der Kunst zur Wirklichkeit werde, und das kann sie allerdings nur, wenn ihre Formen dem Leben entnommen sind. Der Künstler soll ja Nachahmer Gottes des Schöpfers sein; nur in der Idee ist ihm das gegeben, denn den Gesetzen des Naturalismus gerecht zu werden, heißt nicht nachschaffen, sondern nur nachäffen. . . . . Es war gut, dem Geklimper der aus Schwäche romantischen Epigonen einmal das Leben vorzuhalten, aber man ist doch beträchtlich über das Ziel hinausgeschritten, und leider fehlt uns der Lessing, der den Grenzstreit schlichten könnte. Jedenfalls muß man immer im Auge behalten, daß der Pegasus zwar ein Pferd ist mit vier Füßen, daß er aber auch zwei große Flügel hat: Kunst, die zum Leben wird, hört auf Kunst zu sein, denn Kunst und Natur sind in ihrem innersten Wesen Gegensätze; Kunst strebt nach oben. Ja wahrhaftig: was die Kunst von heute wieder braucht, ist, Tuskulum, ein ‚weltverlorener Winkel'." Zwei schönere Jahre haben dem Mutigen recht gegeben. Aber das Höchste sei noch lange nicht erreicht: eine religiöse Lyrik, „in der die Schönheit und der Gebetsgeist zu einer Blüte vollendeter Religion sich gleichmäßig durchdringen." „Wir sind mit unserer Kunst zu sehr in die Welt verirrt; Naivität wohnt nicht auf menschengefüllten Promenaden. Es bleibt uns Modernen nichts anderes übrig, wenn wir lernen wollen, das Mondäne abzustreifen, als — zurückzugehen und die Schule der „Primitiven" zu besuchen. Wo Brentano, Claudius und Hensel wandelten, auf dem Pfade kindlichster Hingabe an Religion und Kunst, blüht allein jene blaue Blume, an deren Duft sich ganze Stämme und Geschlechter berauschen. So allein können wir den Zusammenhang zwischen Volk und Kunst wieder finden, und der muß doch wohl wiederhergestellt werden."

Digitized by Google

Man darf bei allem, was P. Pöllmann schreibt, nicht vergessen, daß er eine stark ausgeprägte Persönlichkeit ist, daß alles, was er sagt, anregt, hie und da auch zum Widerspruch. Er entschuldigt sich selbst einmal sehr treffend mit einem Worte Schopenhauers: „Sehn Sie, man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen; man muß konsequent und entschieden sein; man muß eine Überzeugung haben und sie aussprechen, und nicht fackeln und irrlichterlieren." So findet sich in den zitierten Ausführungen der doch wohl starker Einschränkung bedürftige Satz: ‚Zusammenhang mit dem Leben' braucht der Künstler als solcher in seinem ganzen Umfange keineswegs; die Zeit hat an ihn keine Forderungen zu stellen." So ernst wird das freilich nicht gemeint sein, denn was will die „Gottesminne", die Volksbühne, schließlich anderes als *unserer Zeit* eine Quelle der Gesundung eröffnen? Es wäre doch ebenso verfehlt als aussichtslos, wenn man gewaltsam beispielsweise die Zeit und Kunst Calderons zurückführen wollte. Solche Größen verflossener Jahrhunderte können und dürfen auf die produktive Kunstgestaltung neuerer Zeiten keine andere als eine *anregende Wirkung* ausüben. Am *Geiste* Dantes und Calderons und der späteren religiösen Lyriker, da sollen wir uns erquicken und stärken zu künstlerischer Tat, aber Nachahmung wäre Schwäche und Halbheit und Unfruchtbarkeit obendrein. Das geht nun freilich nicht mehr gegen P. Pöllmann, sondern nur gegen eine mögliche Mißdeutung seiner Worte.

Im Sinne der reinen künstlerischen Erquickung einerseits, der Anregung andererseits wäre die religiöse Volksbühne P. Ansgars und Dr. Kraliks eine kulturhistorische Großtat von unberechenbar segensreicher Wirkung. Sie könnte uns langsam aus der kraftlosen, müden l'art pour l'art-Periode zu einer an gesunden, lebensfähigen Trieben überreichen Hochblüte großer nationaler Kunst führen, sie könnte nach und nach auch den künstlerischen Kräften, die in der christlich-katholischen Weltanschauung ruhen, zu neuem lebendigem Wachstum verhelfen. *Und Verlebendigung muß unsere Aufgabe sein.* P. Ansgar hat in seinem Appell an den Regensburger Katholikentag mit geradezu mächtigen Worten darauf hingewiesen, daß es jetzt, nach der Erkämpfung der politischen Freiheit, gelte, an die große Kulturarbeit zu gehen, und daß man sich in erster Linie der Volksbühne als eines „wichtigen Kulturmomentes der germanischen und katholischen Bildung" erinnern möge. Und die Antwort des Katholikentages? „Das Ergebnis der Beratungen war, daß die Frage der Volksbühnen noch nicht so geklärt und spruchreif sei, daß die Katholikenversammlung sich mit derselben beschäftigen könne." Trotzdem alles in jahrelanger Arbeit bis aufs genaueste vorbereitet war, sodaß man eigentlich bloß hätte „ja" sagen brauchen. Wer nur einigermaßen in die Gefühle mancher offiziellen Kreise eingeweiht ist, der ahnt, was hinter diesem „Ergebnis der Beratungen" steckt. Auch der Antragsteller gibt sich, wie aus der „Umschau" des Oktoberheftes 1904 der „Gottesminne" hervorgeht, keiner Täuschung hin. Man hat eben, um es klar zu sagen, mit einem Mangel an Verständnis und infolgedessen mit einem Mangel an Interesse zu kämpfen. Man schimpft über den Sumpf, in dem man steckt, — zum Teil weil man sich im Schimpfen immer noch am leichtesten tut, — sieht aber vor lauter Entrüstung die rettende Hand nicht, die sich bereitwillig entgegenstreckt.

Ein gewisses Interesse ist ja vielfach vorhanden, aber zum Teil ist auch das sozusagen negativer Art. Es gibt fromme Seelen, die, meist in einer Art schwächlicher, ich möchte sagen: farbloser Frömmigkeit, an der Darstellung heiliger Personen

Digitized by Google

auf der Bühne Anstoß nehmen. Ich freute mich sehr, als ich jüngst in der „Alten und Neuen Welt“ (Nr. 13 ff.), die schon mehrmals zur Frage der Volksbühne in trefflicher Weise das Wort ergriffen hat, ein paar Aufsätze Heinrich Federers über das „Heilige auf der Bühne“ entdeckte, denn kaum jemand ist geeigneter als er, solchen Skrupeln wirksam zu begegnen. Freilich, die Berechtigung des Gefühls, das sich sträubt, auf unserer modernen Bühne den Pariser Lebemann von gestern heute „vor einem sinnlich begehrlichen und nervösen Volke“ als Johannes den Täufer zu sehen, leugnet auch er nicht, um so weniger als man bei manchen modernen Versuchen, das Heilige auf die Bühne zu bringen, einen gewissen Beigeschmack von „Sensation, Reklame, Aufreizen der Nerven, Hysterie“ nicht los wird. Die Schwierigkeiten, die der richtigen Theaterdarstellung des Heiligen entgegenstehen, sind eben sehr große. Das Heilige erweist sich als eine „so mächtige Erhebung der Natur, daß man von Übernatur, von übermenschlichen Einflüssen, kurz, um uns katholisch auszusprechen, von Gott und Gottes Gnade reden muß“ und deshalb muß der Dichter zufrieden sein, „wenn er das Heilige auf jener Höhe erhält, auf der er es übernommen hat. . . . . Die meisten Dichter haben, um ihren hohen Gegenstand der Anschauung des Volkes näher zu rücken, die Heiligen bald durch Allegorien in Nebel aufgelöst, bald durch nüchterne Anlehnung an den Laienverstand zu Biedermeiern des Privatlebens gemacht.“ Freilich — die innerliche Handlung — und „ein Heiligenleben ist meist eine Psychologie der Gnade und Tugend“ — wird oft auch dem besten Dramatiker unter den Händen zerrinnen. Dazu verstärken die ungenügenden Mittel der theatralischen Darstellung, unseres Kulissentheaters die Abneigung gegen das Heilige auf der Bühne. „Zu Hilfe kommt diesem Urteil der heutige Stand der Bühne. Neben viel Ehrenwertem, wie viel mehr noch Unwahrheit und Unsitte geht da über die Bretter! Soviel, daß ängstliche Menschen das Gute nicht mehr sehen und ihrem Ohr das Wort Theater gleichbedeutend mit Sittenverderbnis klingt.“ Aber mit Ignorieren ist es nicht getan. „Wir haben nicht negative Arbeit zu leisten, indem wir die Bühne schelten und dem Theater den Rücken kehren; sondern wir haben positive Arbeit zu verrichten, . . . das heutige Schlechte, Kleine, Lächerliche vom Theater durch Gutes, Großes und Ernstes zu ersetzen. Jedoch vom Guten das Beste, vom Großen das Größte, vom Ernsten das Weihevollste ist das Heilige.“ Um dieses Höchste auf die Bühne bringen zu können, ist eine „gründliche Säuberung“ nötig. Etwas vom Charakter des griechischen Theaters, von dem, was R. v. Kralik den Festspiel-Charakter nennt, wäre nötig. Das sind freilich Ziele, die nicht heute und morgen erreicht werden, selbst wenn man ihnen mit Anspannung aller Kräfte zustrebt. Bis man die äußerlichen Schwierigkeiten überwindet, bis man das Publikum zu einer notwendigen Einfalt und schlichten Freude erzieht, bis man kongeniale Dramatiker und kongeniale Schauspieler für diese Aufgabe gewinnt, bis man mit H. Federer rufen darf: „Jetzt, Kunst, komme und tritt auch mit Heiligen von deinen hohen Brettern aus in den unheiligen Tag!“ — Da werden noch viele fruchtlose Versuche den Erfolg, aber hoffentlich nicht den Mut lähmen.

Heinrich Federer weist unter anderem die prinzipiellen Bedenken gegen die theatralische Darstellung des Heiligen mit der Tatsache zurück, daß in der ganzen Geschichte des katholischen Kultes sowohl wie der katholischen Kunst sich die Neigung zeigt, die Wahrheiten und Schönheiten der Religion in dramatischer Belebung dem Volke vorzuführen. Man hat ja auch in unseren Tagen, vom Mangel an neueren

Digitized by Google

künstlerischen Taten veranlaßt, auf die Großen der alten Zeiten zurückgreifen müssen, so namentlich auf Calderon. Sein Auto „Das große Welttheater", dem Engelbert Günthner in Heft 11 und 12 des 2. Jahrgangs der „Gottesminne" einen eingehenden Kommentar widmet, ist in Wien und Berlin zur Aufführung gelangt, hier durch die „Marianische Kongregation für studierende Jünglinge", dort durch die „Österreichische Leogesellschaft". Die „Christliche Frau", deren Leitung unter Fräulein Hamann oft und gerne die Gelegenheit wahrnahm, — und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird auch die neue Schriftleiterin, Frl. Dransfeld, sich bemühen, dieser Zeitschrift einen segensreichen Geist zu erhalten — alles Förderliche und Gesunde zu stützen und zu verbreiten, brachte in ihrem ersten, zweiten und dritten Heft aus der Feder R. von Kraliks, des unermüdlichen und geistvollen Vorkämpfers einer Wiedergeburt im Geiste des Katholizismus, eine knappe, aber gut und sicher orientierende „Übersicht über Calderons geistliche Festspiele". Kralik ist fest überzeugt, daß dem „vollen Katholizismus" Calderons die Zukunft gehört. In diesem Sinne beantwortet er die Frage, wie Calderons geistliche Festspiele für unsere Zeit fruchtbar gemacht werden können. „In zweifacher Weise kann dies geschehen. Erstens durch ihre unmittelbare Wiederbelebung", d. h. Aufführung. „Zweitens durch Fortarbeiten in Calderons Sinne." Hier handelt es sich darum „sein Werk im Sinne unserer Zeit, mit Berücksichtigung unserer gegenwärtigen Bedürfnisse" fortzusetzen. „Diese Fortsetzer Calderonscher Kunst fänden trotz der Vorarbeit ihres Meisters in den Problemen unserer Zeit noch reichlichen, nimmer mangelnden Stoff stets neuer Aufgaben."

Es ist kein Zufall, daß der Dichter, an den Kralik so bedeutsame Kulturlinien anschließen will, ein Spanier ist. Spanien war von jeher das Land religiöser Inbrunst und religiösen Ernstes. Mögen sich diese Züge noch so oft zum Fanatismus gesteigert haben — sie enthalten doch viel Wertvolles und Lebensfähiges. Auch noch heutzutage ist es dem spanischen Dichter, sofern er sich überhaupt mit religiösen Problemen befaßt, heiliger Ernst. „In Deutschland wird geklagt, daß das katholische Bewußtsein kein ihm würdiges Werk ins Leben zu rufen vermöge, während ein Spanier u. a. „Angel Guerra", ein Jesuit aus gleichem Blut „Pequeneces", ein Botschafter Kastiliens das Kleinod „Pepita Jimenez" schufen." (Lady Blennerhassett, „Religiöse Probleme und moderne Romane" Hochland, 2. 3.) Daß eben Spanien ein katholisches Land war und nach wie vor ist, offenbart sich auch in seiner Dichtung. Opfermut, Entsagung, Verachtung aller Eitelkeit der Welt sind auch noch in modernen Romanen die Ideale, die den sittlichen Maßstab abgeben. Als typisches Beispiel führt Lady Blennerhassett „Nazarin", die Geschichte eines Wanderpriesters, von Perez Galdós an. Man spielt nicht wie die Dekadenten anderer Länder mit dem Heiligen, mit Christus und christlichen Ideen, man kennt in religiösen Dingen nur unerbittlichen Ernst. „Wo der spanische Roman Christen, katholische Christen schildert, reden sie ihre eigene Sprache, denken sie ihre eigenen Gedanken und leben ihr eigenes Leben. Nach dem Gesetz, das sie bindet, werden sie freigesprochen oder gerichtet, je nachdem. Die höchste Huldigung dieser Poesie an den Glauben ist die Konsequenz des Handelns, die sie von den Gläubigen begehrt. — Das stille Heldentum, das bereit ist, die Last der Mühseligen und Beladenen auf sich zu nehmen und das Leben für Güter einzusetzen, die das Band zwischen Zeit und Ewigkeit schlingen, diese heroischen Züge hat die Kunst der Spanier im Antlitz der Religion nicht entstellt. Unter dem Vorwand, sie zu schmücken, wurde sie weder ihres Ernstes noch ihrer

Digitized by Google

Strenge entkleidet, und keine heuchlerischen Huldigungen warben für sie um den Beifall der frivolen Menge, die am liebsten dann bereit scheint anzubeten, wenn der Altar in Trümmern liegt."

Es nimmt sich gut aus, wenn man angesichts dieser Ausführungen wieder einmal daran erinnert, daß Coloma keinen deutschen katholischen Verleger finden konnte. Übrigens ist es ihm, wenigstens was den Leserkreis betrifft, noch besser, viel besser ergangen, als etwa dem Italiener Fogazzaro, dessen „Kleinwelt unserer Zeit" — es gibt nichts Katholischeres — im Simplizissimusverlag[1]) erscheint. Vielleicht ist es diese Tatsache, die abschreckend wirkt — im Zeitalter der katholischen Druckerschwärze wäre das ja ganz normal —, vielleicht sinkt auch für manche der Kredit mit der Höhe der Kunst. Doch mögen die Gründe sein, wie sie wollen — das Ergebnis ist jedenfalls betrübend. Auch Fogazzaros „Kleinwelt unserer Väter", die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herauskam (3, 52) und für weitere Kreise vielleicht noch wertvoller ist als der erwähnte zweite Roman, der eine Art Fortsetzung dazu bildet, erfreut sich in katholischen Kreisen kaum größerer Beachtung. Dagegen beweisen die Verleger, die sich dieser Bücher angenommen haben, daß es durchaus nicht immer der katholische Geist an sich ist, — so will man vielfach in schläfriger Selbstzufriedenheit Glauben machen — der eine so bescheidene Stellung im allgemeinen Kunstleben bedingt. Max Behr.

[1]) München, Albert Langen, 3.30 [4.50].

Im Winter

Heut steht die Tanne gar so still,
Die kleine, wie noch nie;
Die Ärmchen hängen schlaff herab,
Mir ist, als friere sie.

Nur manchmal guckt mit nassem Aug
Zum Fenster sie herein,
Als wollt auch sie zur Winterszeit
Im warmen Zimmer sein.

Ich decke ihr die Füßchen zu
Mit weichem Waldesmoos
Und sag ihr, daß zum Weinen sie
Schon viel zu stark und groß.

Da steckt sie in den weißen Pelz
Das Köpfchen schnell hinein
Und träumt vom frohen Frühlingswind
Und hellen Sonnenschein.

Linz Joseph Pfeneberger

Digitized by Google

Kritische Umschau

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen

Romane und Novellen

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit von **Otto Ernst.** Leipzig 1905, L. Staackmann. 8°. 358 Seiten. Mk. 3.50 [4.50].

Das ist ein Buch von Wonnen und Wunden einer Kindheit. Der kleine Asmus Semper, der als Sohn eines armen Hamburger Zigarrenmachers des Lebens Elend bis zur Hefe kostet, aber immer den süßen Seim aus den bittersten Bechern zu schlürfen weiß, der zuletzt auf ungewöhnliche Weise die Möglichkeit erhält, ins Hamburger Lehrerseminar einzutreten und mit der beruhigenden Aussicht auf ein Stipendium den Leser entläßt, dieser Asmus Semper kann wohl kein anderer als Otto Ernst selber sein, der unlängst den Schulrock auszog und den Beruf des freien Schriftstellers wählen konnte, nachdem seine Schulkomödie „Flachsmann" die großen Erfolge gebracht hatte. Jede Jugend hat ihre ganz besonderen Strahlen, die bis in die fernsten Tage hinüberglänzen. Bei Asmus Semper ist es eine wunderbare Liebe zum Vater. Ludwig Semper, der Vater, der mit besserem Sterne nicht der ärmliche Pfeifendreher geworden wäre, geht uns nicht aus dem Gedächtnisse und macht uns die heiße, bewundernde Liebe des kleinen Asmus recht begreiflich. Dazwischen sind andere treffliche Figuren, der Wolkenschieber, Leonhard Semper, die Königin der Mainotten, Herr Cremer und so viele andere. Daß sie uns mit so beharrlicher Deutlichkeit folgen, ist das eigenste Verdienst des Erzählers. Wir mögen es beklagen, daß im Hause Semper die religiösen Worte so wenig gelten, aber wir können verstehen, daß es so ist. Die religiösen Schauer ersetzen bei diesen, alle mit einem Tropfen Träumerblut geimpften Leuten, künstlerische Neigungen. Wenn Asmus im Konfirmationsbekenntnisse bei der Antwort der anderen: „Ja, ja, wir glauben es," schwieg, weil er „keine Lüge über die Lippen brachte", so hat uns die Schilderung seines Seelenzustandes dahin gebracht, daß wir ihm das glauben, und so ist ja eben des Dichters Absicht erfüllt. Die grausame Armut hatte in der dunstigen Pfeifendreherstube nur in Lassalles Theorien ein leises Morgenrot aufblitzen sehen. Der Religionsunterricht der Schule wurde zu stark nach dem Buchstaben gelehrt, die Mutter war konsequente „Pfaffenfeindin und Kirchenhasserin". Hiervon abgesehen sind aber in dem Buche viele Stellen, die reines poetisches Land bedeuten. Wenn nur dieser Asmus nicht öfter zu klug wäre. Er verdirbt sich mit seinen Spekulationen schon das heitere Jugendland und besaß doch wahrlich Gemüt genug, schlicht dichterisch zu wirken. Noch ist der überlegene Humor hervorzuheben, der,

Digitized by Google

wenn er gleich dem kleinen Asmus noch nicht so liegen konnte, wie es manchmal glaubhaft gemacht werden soll, doch wohl das einzige Mittel war, über die herzzerreißenden Szenen der bittersten Entbehrung hinwegzukommen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Buch dem Namen Otto Ernst viele neue Leser und anteilnehmende Herzen zuführen wird.

Cöln. Laurenz Kiesgen.

Ostini, F. v., **Arme Seelen.** Geschichten und Schnurren. Stuttgart 1905, Adolf Bonz & Co. 244 S. Mk. 3.60.

Kurze, bald ernste, bald launige und sarkastische Stücke. Kann man auch des öfteren mit der Auffassung, wie sie der Verfasser beliebt, nicht einverstanden sein und die Art, wie er von transzendentalen Dingen spricht, unpassend finden, so sind die Skizzen und Schnurren doch ergötzlich zu lesen. Sie sind frisch geschrieben, verraten gute Beobachtung und manchmal kann man sogar an der kecken Satire gegen manche modernen Auswüchse seine helle Freude haben. Freilich leidet die künstlerische Ausführung da und dort unter der didaktischen Absicht; aber man kann sich damit zufrieden geben, daß der gesunde Menschenverstand und die unverkümmerte Natur gegenüber allem Verschrobenen und Verkehrten verteidigt werden. L. v. R.

Müller, Gustav Adolf, **Drei Liebesnächte.** Der Roman der Delila. Budapest, Wien, Leipzig 1904, Fritz Sachs. 167 S. 8°. Mk. 2.50.

Der Roman ist nicht ganz so schlimm, als die farbige Titelzeichnung, die für eine gewisse Sorte von Lebemännern berechnet scheint, vermuten läßt. Aber schlimm ist diese pseudohistorische Geschichte vom starken Simson und der Delila noch immer. Der Bericht der Bibel ist in modern-romantischer, etwas sensationeller Weise ausgemalt, wodurch der Roman der Delila ganz eigentümlich exotisch und unwahrscheinlich anmutet. Der starke, aber wie alle Riesen etwas schwach begabte Simson begab sich eben als träumerischer Knabe, nicht als Bändiger „mit der Peitsche", „zum Weibe." Kein Wunder! Nietzsche war ja damals noch nicht geboren. Wir können vor dem Buch, das neben „Höhendrang" mehrere Szenen voll schwüler Erotik — der größte Teil der Geschichte spielt im Tempel der Astaroth — enthält und auch künstlerisch nichts bedeutet, nur warnen. Dem Verfasser der „Nachtigall von Sesenheim" aber möchten wir künftig auf anderem Wege begegnen. R.

Sittenberger Hans, **Scholastica Bergamin.** Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 145 S. 12°. Mk. 3.—.

Sittenberger begegnet uns an anderer Stelle als temperamentvoller Biograph Grillparzers. Hier tritt er uns als Novellist entgegen. Was er uns gibt, ist das Tagebuch einer Klagenfurter Bürgerstochter, die ihrer Vaterstadt Eroberung durch Napoleons Heer miterlebte und — eine Nacht dem Gewaltigen angehörte. Unwillkürlich denkt man an die Komödie Shaws, die im vorigen Jahrgange (S. 538) besprochen ist. Während aber der Engländer alles ins bedenklich Komödienhafte zieht, stehen wir hier auf solidem Boden. Wir sehen das Leben in der kleinen Stadt, wie sichs im Kopfe eines frischen, lebendigen Mädchens spiegelt, und dann den Einbruch des Unglücks, den das geweckte Mädel in seinem Tagebuche mit einem gewissen vergnügten Mutwillen schildert, weil er so viele im Frieden stolz behauptete Würde über den Haufen wirft. Dann wird das Kind selber in sein Schicksal hineingezogen, ein traurig Frauenschicksal — und doch verklärt durch die gewaltige Persönlichkeit des Mannes, der es herbeigeführt. Die schwüle Stimmung darnach im Hause und

Digitized by Google

in der Seele, die kann eine kurze Besprechung nicht wiedergeben, das muß man selber lesen, und dazu möcht ich nachdrucksam auffordern.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Huch, Friedrich, **Wandlungen.** Roman. Berlin 1905, S. Fischer. 185 S. Mk. 2.50 [3.50].

Friedrich Huch ist wie Ricarda gleichen Namens Neuromantiker. Seine Romantik trägt die Spuren des verflossenen Naturalismus und der Dekadence an sich. Trotzdem die Menschen, mit denen uns F. Huch bekannt macht, nicht mit fester Hand in die Realität hineingestellt sind, sondern in einer duftumwobenen, schleierhaften Phantasiewelt leben, zeigen sie doch in mancher Szene, in mancher Wechselwirkung von Natur, Seele und Körper naturalistische und moderndekadente Einflüsse. Dunkle Triebe, angeborene Neigungen, körperliche Einflüsse, Säfte des Blutes und Träume bestimmen die Schicksale der Personen des Romanes. Ein altes Ehepaar lebt sich immer mehr auseinander und trennt sich schließlich, während zwei junge, säftevolle Menschenkinder einander mählig zustreben. Ungesund modern berührt das schwärmerische Verhältnis der zwei Jünglinge, Anselm und Jasmin, zu einander. Doch paßt es schließlich in die ganze Atmosphäre des Buches herein, die kein Windstoß gesunder Wirklichkeit durchjagt, in der die Menschen vielmehr krankhaft auf ihre Gefühle lauschen, träumen und reden statt handeln, reich, schön und vornehm sind und seltsame Namen führen wie Jasmin, Anselm, Wolf, Cornelie und Hagen. Die Handlung ist zu lose, zu unbestimmt und namentlich gegen den Schluß unbefriedigend; die Symbolik muß schließlich das Surrogat für die mangelnde Gestaltungskraft abgeben. So mag das Buch dekadenten Müßiggängern und Nervenmenschen angenehmen Reiz bieten; Menschen der Arbeit mit gesunden, klaren Gefühlen wird es kaum entsprechen und ihnen auch keine Lebenswerte zu vermitteln wissen.

R.

Wassermann, Jakob, **Alexander in Babylon.** Berlin 1905, S. Fischer. 3. Aufl. 270 S. Mk. 3.50 [4.50].

Als Alexander im tollen Siegeslauf Asien vor sich niedergeworfen hatte und mit seinem erschöpften Heere aus Indien durch die gedrosische Wüste zurückgekehrt war, um seine Getreuen und sich eine Weile von den überstandenen Riesenanstrengungen zu erholen und mit mehr Muße das Griechentum seiner Siegerscharen mit dem überwundenen Asiatentum zu vereinen und auszugleichen, da zeugte der Zusammenstoß zweier Kulturen eine merkwürdige, welthistorische Gärung. Und dieses chaotische Durcheinander und Nebeneinander von asiatischem Götzendienst, Dämonie, gröbster Sinnlichkeit, makedonischem Erobererstolz, Söldnerdienst und Lagerleben, jüdischer und indischer Religion versucht nun Wassermann vor uns lebendig werden zu lassen. In etwas gezwungen kräftiger, üppiger Sprache rauschen die Szenen und Bilder grausamer Entbehrungen, toller Genüsse, sinnberauschender Orgien, greulicher Sinnlichkeit, wahnsinniger Grausamkeit, menschlicher Leidenschaft und Schwäche an uns vorüber, ohne uns recht zu künstlerischem Genießen kommen zu lassen. Alles ist zu wirr, zu krankhaft, zu leidenschaftlich. Alexander ist ein moderner Dekadent geworden, dessen krankhafte Velleitäten zwar einen Zug ins Große zeigen, aber doch nicht den Eindruck erwecken, als ob dieser Mann den ungeheueren Gärungsprozeß der von ihm geschaffenen Welt zur richtigen Klärung hinführen könnte. Doch vielleicht ist das gewollt. Vielleicht schwebt dem Dichter vor, in Alexander den Tatmenschen zu zeigen, der Reiche und Völker vernichtet und alles niederwirft, was sich ihm ent-

Digitized by Google

gegenstellt, der aber nicht die innere Kraft und Ruhe besitzt, das Gewonnene im Frieden zu festigen und auszubauen. Noch problematischer heben sich vom Hintergrunde des Romanes die andern Figuren ab: Hephästion, Arrhidäos, Perdikkas, Eumenes und Seleukos. Und erst die Frauen! Biblitu, die Verkörperung des alles in seinem Verderben verschlingenden Babylon, die grausame Roxane und Stateira! So ist das Buch ein pseudohistorisches Quodlibet von fieberhaften Erregungen, Morden, Festen, Entbehrungen, unerhörtem Glanz und Reichtum, Genüssen, schwülster Sinnlichkeit und aufregenden, tumultuarischen Szenen aller Art geworden. Abgestumpfte Nerven mögen dadurch aufgekitzelt werden; wer aber ein maßvolles Kunstwerk liebt, das mehr als Nervenkitzel und modern-genialische Verwertung eines großen historischen Vorwurfs ist, der wird sich mit dem Romane nicht recht befreunden können.

R.

Hollaender Felix, **Traum und Tag.** Roman. Berlin 1905, S. Fischer. 345 S. 4 Mk. [5.—].

Man will packen heutzutage, gelesen werden, Aufsehen erregen um jeden Preis. Daher auch das Wettlaufen mit der literarischen Mode bei so Vielen, der allzu rasche Wechsel der Stilarten und geschilderten Gesellschaftsschichten bei einer großen Zahl moderner Autoren. Man möchte eben immer beim dernier cri sein. Man nimmt sich gar nicht Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, seinen eigenen Stil herauszufinden, zu warten, bis ein Problem nach dichterischer Gestaltung mit innerer Nötigung ringt, mit Geduld zu schaffen, bis das Kunstwerk in harmonischer Schönheit und Reife vollendet ist. Auch der vorliegende neueste Roman Hollaenders macht nicht den Eindruck eines Kunstwerks aus einem Gusse. Nachdem der Autor in seinem „Weg des Thomas Truck" einen Entwickelungsroman geliefert hatte, wie sie gerade jetzt wieder sehr en vogue sind (vgl. „Peter Camenzind", „Götz Krafft" ꝛc.), will er diesmal in der ebenfalls modischen „Heimatkunst" glänzen. Dazu kommen dann noch allerlei Ingredienzien, welche die Sache noch schmackhafter machen sollen. Das Milieu ist ein Dorf im Riesengebirge, dessen Bewohner in ihrer Raufluft, ihrem Geiz, ihrer Trunksucht, ihrem Hasse wenig sympathisch erscheinen. Richtig in ihrem vollen Wesen scheinen sie allerdings auch nicht erfaßt zu sein. Interessanter, wenn sie auch weniger im Rahmen der Erzählung liegen, sind die Exkursionen über alte Originale des Ortes: einen Arzt, einen Volksdichter und einen revolutionären Schullehrer. Das Hauptinteresse der geringen Handlung konzentriert sich auf die junge Schloßkastellanin Kornelie Stillfried, die von geheimnisumwobener Herkunft ist und seltsam mit dem Schlosse verwachsen scheint, in dem sich einst die Liebesgeschichte des alten Kaisers Wilhelm abgespielt hat. Ein verheirateter Geschichtsprofessor wird der zwischen „Traum und Tag" Dahinpendelnden zum Verhängnis. Da sie weder ihre Liebe niederzukämpfen, noch an der Seite des Geliebten dem Urteil der Welt Trotz zu bieten vermag, überläßt sie sich einen Augenblick ihrer Leidenschaft und geht dann in den Tod. Anders ist Frau Marianne Flößer, ihr Gegenstück, geartet. Mag ihr Vater, der adelsstolze Oberhofmarschall, sie auch verstoßen, sie ertrotzt sich doch ihr Lebensglück mit dem schlichten Manne ihrer Wahl in stolzer Lebensbejahung. Merkwürdige Menschen sind ferner noch der problematische Lehrer Lenz und der im ganzen prächtige Pastor Röchtling. Daß er seinen katholischen Ortskollegen, der ihn hereinlegen will, unter den Tisch saufen und dann stolz kommandiert: „Noch einen katholischen Pfarrer, Herr Wirt!" scheint weniger seinem Charakter als einer antikatholischen Velleität des Autors zuzuschreiben zu sein. Eine große

Digitized by Google

schöpferische und künstlerische Leistung ist der Roman nicht, wenn er auch manche Schönheiten enthält und die Begabung des Autors nicht verleugnet. L. v. R.

Literaturgeschichte

Gercke, A., Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften. 2. Aufl. Leipzig 1903, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 190 S. kl. 8°. Mk. 0.80.

Die an der ersten Auflage von der berufenen Feder Sitzlers u. a. gerügte Häufung nur dem Eingeweihten verständlicher Hinweise und Andeutungen ist sichtlich in dieser Neubearbeitung gemindert; alle Ansprüche darin zu befriedigen, dürfte freilich bei dem verschiedenen Grade der für das literaturgeschichtliche Studium mitgebrachten oder unentbehrlichen Vorkenntnisse unmöglich sein. Ähnlich steht es mit der der Erstausgabe vorgeworfenen allzubreiten Ästhetisierung der Werke auf Kosten ihres unmittelbaren Einwirkens auf den Leser. Auch hierin scheint manche Besserung vorzuliegen, obschon Art und Anlage der ganzen Sammlung offenbar jene Eigentümlichkeiten bedingten. Ein Abriß, der, wie der vorliegende, den Entwicklungsgang der ganzen griechischen Literatur von der ältesten bis zum Schlusse der alexandrinischen Zeit in knapper, bündiger Form vorführen will, kann eben der üblichen kurzen literarhistorischen Charakterisierungsformeln nicht völlig entbehren. Jedenfalls empfiehlt sich das Gerckesche Buch in dieser verbesserten Bearbeitung noch mehr als die Urgestalt zur raschen Einführung für den gebildeten Laien wie als Gerippe für den Examenskandidaten.

Neisse. Dr. J. Wahner.

Bagster, G. G. Charles Dickens. Stuttgart 1904, Strecker & Schröder. 51 S. 8°. Mk. 1.—.

Vorliegendes Büchlein ist mit warmer Sympathie für den großen englischen Romancier, dessen Titel es trägt, geschrieben. Wer sich über Dickens' Leben und literarische Betätigung im allgemeinen orientieren will, dem kann der Essay wohl empfohlen werden. In literarisch-ästhetischer Hinsicht, wie in historisch-kritischer Beziehung ist die Schrift allerdings unzureichend. Auch der deutsche Stil des Verfassers, der englischer Lektor in Wien ist, wäre einer Verbesserung fähig. L.

Eggert-Windegg, Walther, Eduard Mörike. Stuttgart 1904, Max Kielmann. 105 S. Mk. 2.— [2.60].

Es möchte fast etwas kühn erscheinen, auf die zwei bezw. drei Mörikebücher von Karl Fischer (zwei) und von Harry Maync noch eine weitere Biographie des schwäbischen Dichters folgen zu lassen. W. Eggert wagt es, und das Bild ist ihm nicht übel gelungen. In sauberer Sprache stellt er uns den Dichter in seinem Leben und Schaffen vor; ja er schreibt sein schön ausgestattetes Büchlein in der Absicht, daß es „Mörikes Werke nicht nur ergänzt, sondern sich ihrer Art, ihrem Geist, ihrem Inhalt gleichsetzt und sie damit erklärt" (nicht „erklärt", wie der leidige Druckfehler heißt). Das ist nun doch zuviel gesagt. Denn dem Kenner Mörikes und der Mörikeliteratur sagt W. Eggert kaum etwas Neues; denn auch er muß sich die vielen Einzelheiten aus der vorhandenen Mörikeliteratur holen, die er ruhig hätte kräftiger zitieren können, ohne seine gewisse Selbständigkeit in der Darstellung zu verlieren. Warum führt er Maync überhaupt gar nicht an? Auch K. Fischers zweites Buch: „Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen" finden wir nicht als trefflich analysierendes Buch angegeben. Bei einem

Digitized by Google

Mörikebiographen sollte der öftere orthographische Verstoß: Rothraut (statt Rohtraut!) nicht vorkommen. Nicht „Hermann Kurz danken wir den guten Vergleich (S. 66): Mörike sei wohl „ein Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin", sondern Gottfried Keller (Mayne, S. 248); und noch einige wenige Versehen wären zu nennen. Dagegen hat Eggert recht getan, den Märchen, Novellen, dem Romane Mörikes und seiner Idylle vom Bodensee sich eingehend zu widmen; mögen andere dadurch zum Studium und Genießen dieser etwas verkannten Mörikeschen Musenkinder angeregt werden! Das Büchlein empfehlen wir als Einführung in Mörikes Leben und Dichten.

Altingen (Württb.) Herm. Binder

Hagemann, Carl, Oskar Wilde. (Studien zur modernen Weltliteratur.) Minden i. Westf., J.C.C. Bruns' Verlag. 215 S. 8°.

Der Ire Oskar Wilde gehört, wie der Buchverfasser richtig beobachtet hat, neben dem Blämen Maurice Maeterlinck zu den Dichtern und Ästhetikern, die die Gegenwart bei dem Mangel an Standpunkt entweder himmelhoch einschätzt oder gering achtet. Demgegenüber sucht Hagemann in völliger Anpassung an die Eigenart des Dichters eine objektive Würdigung herauszuarbeiten, wobei ihm freilich nicht erspart blieb, daß er in puncto Moral das moderne Gefühl des Amusements in der Dichtung wohl zu sehr anstelle der unübersteigbaren Schranke der Sittlichkeit gelten läßt. Denn die Komödien, die Essays, die Gedichte Wildes atmen eine pikante, parfümgeschwängerte Atmosphäre, die nicht jedermann verträgt. Aber seine „Art" hat der Verfasser doch sehr richtig festgestellt, wenn er in Wildes Dichtungen mehr Stil als Logik, mehr Kunst als Gehalt sieht. Nicht in seinen größeren Werken (seinen Komödien: „Salome", „Lady Windermeres Fächer", das am meisten aufgeführte Theaterstück Wildes, „Idealer Gott", „Frau ohne Bedeutung", „Bunbury", „Die Herzogin von Padua"), die geschrieben wurden, um auch mal etwas Größeres geschrieben zu haben, sondern in seinen Kleinperlen, Bonmots, Epigrammen gibt sich Oskar Wilde am echtesten. Denn er war von Natur Redner, Erzähler, nicht Literat. Seine Sprache war Feuerwerk, sein Geist Witz, seine Kunst blendende Phantasie.

Wir nehmen gern Veranlassung, auf Hagemanns wertvolle „Studien zur modernen Weltliteratur", die gediegen ausgestattet herauskommen, empfehlend aufmerksam zu machen. B. Clemenz

---

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. 9. u. 10. Band. Übersetzungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XXIV u. 408, XX u. 291 S. 8°. Jeder Band Mk. 1.20 [2.—].

Die Übersetzungen Schillers stellen diese beiden Bände der trefflichen Säkularausgabe zusammen. Übersetzungen — das Wort ist eigentlich etwas kühn. Köster legt in seinen Einleitungen sehr gut dar, mit welcher Vorsicht es aufzunehmen ist. Von Uebersetzungen im heutigen Sinne ist keine Rede; vielfach, so namentlich bei den Dramen des Euripides konnte Schiller, der fast gar kein Griechisch verstand, erst mit allerlei Hilfsmitteln einigermaßen zum Urtexte vordringen. Er zahlte eben auch seiner Zeit den Zoll, den sie verlangte, was in Kösters Ausführungen in Bd. 10 nachzulesen ist. Dieser enthält die Übertragungen aus der Antike; Iphigenie in Aulis, Phönizierinnen und die Stücke der Äneide, die jedermann aus den Gedichten bekannt sind. Der Anhang bietet ein weiteres, das noch der Karlsschüler in Hexametern wiedergab: den Sturm auf

Digitized by Google

dem Tyrhenner Meere. Der 9. Bd. enthält die Beiträge zur Weimarer Bühne, die Bearbeitungen des Macbeth, der Turandot und der zwei bekannten Lustspiele des Picard. Es liegen auch hier zum Teile mühsame Bearbeitungen vor; denn englisch verstand Schiller sehr wenig, italienisch gar nicht. Wir haben teils Werke des Bühnenbedürfnisses, wie im Macbeth, teils Studien fremder Technik in den Lustspielen vor uns. Dennoch sind all diese Übersetzungen für Schiller bedeutsam geworden und Turandot erscheint noch heute auf unseren Bühnen. Die vorzügliche Ausgestaltung und Ausstattung dieser Ausgabe braucht kaum wieder erwähnt zu werden.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Briefe von Robert Browning und Elisabeth Barrett Barrett. Berlin 1905, S. Fischer. 495 S. 8°. Mk. 6.— [7.—].

Schon recht viel habe ich von und über Browning und seine Frau gelesen gehabt, als mir der vorliegende Band zu Gesicht kam. Aber ich muß sagen, daß mir in diesen Briefen, die vom ersten Annäherungsversuche Brownings an Elisabeth Barrett Barrett bis zur Hochzeit der beiden reichen, eine neue Welt aufging und ich die beiden großen dichterischen Persönlichkeiten darin erst wahrhaft in ihrem Wesen, in ihrer edlen Menschlichkeit kennen lernte. Alles ist so menschlich in diesen Briefen, und doch weht uns der Hauch guter, großer, feingebildeter Seelen aus diesen Schreiben entgegen, die voll Geist, Gedanken, Leidenschaft und Grazie sind. Gerade in unserer materialistischen Zeit, wo nicht die Liebe und der Gleichklang edler Seelen, sondern nur allzu oft materielle Beweggründe den Lebensbund schließen, dürfte ein Vorbild, wie es uns diese Briefe aufstellen, wieder mannigfach veredelnd wirken. Für den Literarhistoriker ist dieser Briefwechsel natürlich von ganz besonderem Interesse. Dr. L.

Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Eine Neubearbeitung eines mittelhochdeutschen Werkes durch Wilhelm Hertz hat seit der Rezension über Hugdietrichs Brautfahrt von Franz Pfeiffer in der Österreichischen Wochenschrift, Wien 1863, 1, 1—9 (= Freie Forschung S. 449—63) nie einer besonderen Empfehlung mehr gebraucht und am wenigsten braucht eine Neuauflage, wie die der Hertzschen Parzivalbearbeitung eine solche. Es ist die 3. Auflage seit 1897, das spricht für sich selbst. Der Verfasser hat leider dieselbe nicht mehr erlebt. Die Redaktion der Neuauflage ging daher in andere Hände über. (Wechsler und von der Leyen.) Es handelt sich meist um Zusätze in den Erläuterungen aus dem Handexemplar des Verfassers; Nur einmal ist der Text verändert worden, ebenfalls nach dem Handexemplar. Sonst unterscheidet sich die Auflage nicht von der vorigen.

Für eine Neuauflage, die hoffentlich recht bald wieder nötig wird, möchte ich den Wunsch äußern, daß die direkten Reden durch Anführungsstriche gekennzeichnet werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, die ganze Dichtung laut vorzulesen. Für solche Zwecke sind die Anführungsstriche eine große Erleichterung. Man weiß dann allemal gleich, wann die Stimme in der Tonlage zu ändern ist.

Für das Magdeburger Gralspiel S. 461 ff. ist jetzt noch Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen (Halle 1904) S. 79 ff. zu vergleichen.

Möge dies schöne Buch sich auch in diesem neuen Gewande viel neue Freunde zu den alten erwerben.

Dr. Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

Geschichte und Kultur

Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Leipzig 1904, E. A Seemann. 736 S. Mk. 6.— [7.50].

Das letzte Jahrzehnt ist für die Wertschätzung Asiens von allergrößter Bedeutung gewesen. Dieser Kontinent hat sozusagen die Herrschaft Afrikas angetreten, teils in bezug auf das Vorwiegen großer Entdeckungsreisen, unter denen diejenigen Sven von Hedins voranstehen, dann aber auch in bezug auf die kolonisatorischen Bestrebungen der Großmächte. Heute ist Ostasien der eigentliche Tummelplatz der großen Politik geworden, und wir erleben zurzeit den ersten gewaltigen Zusammenstoß der mongolischen und europäischen Kulturvölker. Während sich aber China hartnäckig gegen die Einflüsse der westlichen Kultur wehrt, hat sich Japan im Gegensatz dazu ihrer soweit bedient, daß es äußerlich wenigstens nicht wesentlich und in bezug auf kriegerische Erfolge überhaupt nicht mehr gegen die europäischen Großmächte zurücksteht.[1]) Diese unglaublich schnelle und beispiellose Entwicklung des Inselreiches aus einer quellenmäßigen Darstellung kennen zu lernen, ist eine Aufgabe von höchstem geistigen Reize. Sie erfüllt uns zugleich mit Bewunderung der ungeheuren Energie, deren das Menschengeschlecht fähig ist. In dieser Hinsicht gehen von den Japanern Anregungen aus, aus denen auch wir lernen können, vor allem, daß Energie und Schneidigkeit zwei ganz verschiedene Eigenschaften sind. Letztere beschert uns den Dünkel und die Brutalitäten, die den Militarismus verhaßt machen, während die Energie eine heroische Tugend ist, innigst verbunden mit Humanität. Die Anregung zu diesem Quellenbuch ist auf den bekannten englischen Schriftsteller Alfred Stead zurückzuführen. Seine Mitarbeit beschränkt sich aber nur auf das Vorwort. Das Werk ist durchweg authentisch, denn es hat nur Japaner, und zwar die berufensten, zu Autoren, wie Marquis Ito, den man den japanischen Bismarck nennt, wie Feldmarschall Yamataga, Baron Suyematsu, Graf Inouye, den Finanz-, den Justiz- und Landwirtschaftsminister, Contre-Admiral Saito, die Universität Tokio, den Leiter der Bank von Japan, den Generalpostdirektor u. a. offizielle Persönlichkeiten. Sie berichten eingehend über Japans gesamtes Staatswesen, Politik, Wirtschafts- und Kulturverhältnisse. Also schon rein äußerlich ist es ein Werk ganz eigener Art. Wir kennen ein anderes gleiches nicht. Aber auch in bezug auf Schreibweise und Auffassungsart der Verfasser steht es einzig da. Es stellt mithin auch innerlich eine Leistung dar, von der wir lernen können. Ich durfte im „Literarischen Ratgeber" mit Fug und Recht sagen, daß dieses Quellenbuch ein geistiger Sieg der Japaner von größter Tragweite sei. Vor allem lernen wir daraus, wie kleinlich und gehässig die Aburteilung über die japanische Bildung ist, daß es ihr an Tiefe fehle, daß sie nur Rezeption, Schein und Firnis sei. Die heldenhafte Moral der Japaner zwingt uns fast noch größere Bewunderung ab als ihre geistige Kraft. Sie erinnert uns an die Jugendzeit des Germanentums, in welcher der Born unserer Nationalepen, des Nibelungen- und Waltharliedes, sich auftat, an jene Zeit, in der es nur eine Sünde: die Feigheit, und nur eine Tugend: die Tapferkeit, gab.

Heidenberg

---

[1]) Wer die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschung über den ganzen Kontinent kennen lernen will, dem empfehlen wir als sichersten Führer das Werk von Wilhelm Sievers, Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 15 Lieferungen zu je 1 Mk.

Digitized by Google

Hartmann, Karl, **Der Prozess gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564.** München 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 270 S.

Unter den zahlreichen reformationsgeschichtlichen Schriften der Neuzeit verdient die vorstehende besondere Beachtung. Namentlich wegen ihrer Unparteilichkeit. Wir erkennen diese gleich im ersten Kapitel, das die kirchlichen Zustände während der ersten drei Lustren der Regierung Albrechts V. schildert. Dr. Karl Hartmann befolgt denjenigen Grundsatz, der für den Historiker der einzig maßgebende sein muß, nämlich einfach zu sagen, wie es gewesen ist. Ob die Tatsachen unbequem und unangenehm sind oder nicht, darauf darf keine Rücksicht genommen werden. Nur dann hat die Geschichtschreibung überhaupt einen Zweck. Viele reformationsgeschichtliche Schriften der Neuzeit sind aber zwecklos, weil man bei ihnen gleich auf den ersten drei Seiten entweder die katholische oder die protestantische Tendenz herausmerkt. Die eine sucht zu vertuschen und zu beschönigen, die andere preist die „Segnungen der Reformation". Ein ganz dilettantischer Standpunkt, und wer ihn vertritt, krankt an einer bemitleidenswerten Einbildung, wenn er sich Historiker nennt. Dr. Hartmann enthüllt sehr traurige Tatsachen und Zustände. Sie erklären es, weshalb „der Protestantismus ein Stück deutschen Bodens nach dem andern dem Katholizismus entriß". Aus diesen Feststellungen kann man viel lernen, und die Schrift erfüllt auch in ihrem ganzen Umfange die Erwartungen, die gleich der erste Abschnitt erweckt. Sie schildert im wesentlichen den Prozeß gegen den Grafen Joachim von Ortenburg, der im Jahre 1663 die Reformation in seinem Territorium einführte und dadurch die Gefahr einer religiösen Umwälzung für ganz Bayern heraufbeschwor. Der zeitgeschichtlich sehr charakteristische Prozeß nahm allmählich einen großen Umfang an, da auch die zahlreichen Freunde des Grafen in ihn hineingezogen wurden, unter denen sich auch viele nichtbayerische Adelige befanden. Hartmann schließt seine Untersuchung mit der Beantwortung mehrerer Fragen, unter denen die erste allgemeines Interesse beanspruchen kann, da sie zur Klärung einer häufigen Kontroverse Beiträge liefert. Sie betrifft die Berechtigung der Klage des Herzogs gegen den Grafen Ortenburg wegen Land- und Religionsfriedensbruchs. Hartmann beantwortet sie durchaus richtig in bejahendem Sinne. Für die bayerische Historiographie ertragreich ist der Anhang der Schrift: Kritik der Prozeßliteratur.

Heidenberg.

Martin, M., **Die höhere Mädchenschule in Deutschland.** Nr. 65 der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 130 S. Mk. 1.25.

Wer den Jammer unserer höheren Mädchenschulbildung nicht so schon genügend kennt, der lese vorliegendes Büchlein, das „eine scharfe und traurige Kritik" der jetzigen Zustände ist. Freilich wäre eine sorgfältig an der Hand statistischen Materials ausgearbeitete Übersicht über den Stand der höheren Mädchenschulbildung besser am Platze gewesen, als die teilweise zu leidenschaftlichen Anklagen der Verfasserin, die dem über die Frage orientierenden Charakter ihrer Schrift doch zu wenig Rechnung trägt. So scheint sie Preußen mit Deutschland zu verwechseln; denn von den Verhältnissen in den anderen Bundesstaaten hören wir so gut wie gar nichts. Freilich ist da das Elend der höheren Mädchenschulen teilweise noch größer — z. B. in Bayern — und ohne Zweifel sind uns hierin Amerika und Frankreich vorausgeeilt. Hoffen wir, daß auch in dieser Hinsicht der Staat sich endlich

Digitized by Google

seiner Aufgabe erinnere und auf die Dauer wirklich nicht haltbare Zustände in der höheren Mädchenschulbildung aus der Welt schaffe. Er braucht das nicht gerade in der von der Verf. vorgeschlagenen Art zu tun, wenngleich sich in diesem Kapitel von der „Zukunft der höheren Mädchenschule in Deutschland" manch glücklicher, beachtenswerter Gedanke findet. A.

Hamilton, Argus, Korea. Das Land des Morgenrots. Nach Reisen geschildert. Mit 114 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig 1904, Otto Spamer. gr. 8°. 296 S.

Durch den jetzigen ostasiatischen Krieg ist auch Korea, das sich bis in die neueste Zeit herein so beharrlich von der Außenwelt zu verschließen wußte, mehr als bisher in den Kreis der europäischen Betrachtung getreten. Wer sich über dieses pittoreske Land unterrichten will, dem kann das vorliegende Reisewerk wohl empfohlen werden. Hamilton schildert die Eindrücke, die er in Söul und auf seinen Wanderungen im Lande erhalten hat. Wir lernen den koreanischen Hof, das Regierungssystem, Erziehungswesen, den Handel, die Produkte des Landes, namentlich die Landwirtschaft, kennen und werden mit der ausländischen Tätigkeit, besonders der japanischen, bekannt gemacht. Wir hören auch von den Sitten und Gebräuchen des Volkes, von der Schönheit der koreanischen Natur, von neuen Handelsplätzen und projektierten oder schon bestehenden Eisenbahnen. Auch über das Missionswesen spricht der Verfasser; wie es scheint, in etwas subjektiver Weise. Streiflichter fallen auch auf die koreanische Geschichte, sogar die russische Konzession am Jalu und ihre Ausnützung werden erzählt. So gewinnen wir durch das Buch manche interessante Einblicke in das Leben und Treiben in Korea, für die wir Hamilton dankbar sind. Die Übersetzung aus dem Englischen liest sich fließend. Dr. L.

Lauterer, Dr. Jos., Japan, das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. 2. Aufl. Leipzig, Otto Spamer. 407 S. 8°. geb. 8.50 Mk.

Das vorliegende reich illustrierte Werk will in das Verständnis von Land und Leuten in Japan einführen. Der Verf. beginnt mit der Geschichte des Landes, der er ca. 180 Seiten, also fast die Hälfte des Buches, widmet. Von der vorhistorischen und halbmythischen Zeit an verfolgt er die Schicksale vornehmlich der japanischen Herrscher bis in die Gegenwart herein; auch auf die Periode der Christenverfolgungen, in denen die holländischen Kaufleute eine so unwürdige Rolle spielten, fällt manches Licht. Der interessanteste Teil der japanischen Geschichte, das 19. Jahrhundert und das unglaublich rasche Hineinwachsen Japans in den modernen Kulturstaat, ist aber leider ganz ungenügend geschildert. Bei der Darstellung des gegenwärtigen Japan bekundet der Verf. in den Kapiteln „Die japanische Sprache", „Lebenslauf des Japaners", „Nahrung, Kleidung und Wohnung", „Kunst, Kunstgewerbe und Industrie", „Die Pflanzenwelt Japans" u. a. seine umfassende Kenntnis von Land und Volk. Zu wünschen wäre aber noch eine Darstellung resp. eine bessere Würdigung der kulturellen Verhältnisse, des Zeitungswesens, der Verwaltung, Justiz, des Unterrichts, auch des Heer- und Marinewesens. Freilich läßt sich auch schon aus dem Gegebenen viel für das Verständnis Japans und seiner Geschichte gewinnen. Dr. L.

Deutsche Sprache

Kleux, Dr. Heinrich, Wörterbuch nach der neuen Rechtschreibung. Leipzig 1904, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 268 S. kl. 8°. 80 Pfg.

Digitized by Google

Niklas, Johannes, Kgl. Rektor des Theresien-Gymnasiums in München, **Abriss der deutschen Grammatik in Beispielen.** Mit Anhang. Vierte Auflage. München 1905, J. Lindauersche Buchhandlung. 94 u. 19. S. 8°.

Das Wörterbuch der Göschenschen Sammlung ist nicht allein deutsches Wörterbuch, sondern Fremdwörterbuch insoweit, als in ziemlich weitem Rahmen namentlich französische, englische, italienische und slavische Wörter bei uns ganzes oder halbes Bürgerrecht erlangt haben. Damit ist auch die Anlage weiter geworden, indem sie neben der oder den zulässigen Schreibweisen die Sinnübersetzung darbieten mußte. So ist denn auf engem Raume von etlichen 2 und ein halb hundert Seiten das Möglichste geboten, um das Buch recht brauchbar zu gestalten. Bei dem Preise wohl das billigste Wörterbuch, handlich für Schreibtisch und Reise.

Eine Grammatik in Beispielen — ist für jeden Schüler und jeden Lehrer ein oft brauchbares Buch, wenn die Deduktionen und die Systeme dem jetzigen Stande der deutschen Sprachlehre entsprechen. Das ist hier im allgemeinen der Fall, nur möchte bemerkt sein, daß die herkömmlichen Umstandssätze ausfallen und die Bindewörter keine gesonderte Betrachtung gefunden haben. Dagegen ist in Satz- und Formenlehre auf möglichste Einfachheit und gute Gliederung im Aufbau und Einteilung gehalten. Ferner anerkennenswert sind die Vorbeugungsmaßregeln gegen „Sprachdummheiten" und endlich gibt der „erklärende Anhang" Grund zur Empfehlung des Buches, da er das ganze als System und Organismus gut zum Verständnis bringt. Die rechte Beschränkung auf einen Stamm von klarem Wissen ist — das zeigt das Buch recht gut — das erste Mittel zur Einführung in eine so wichtige und vielfach schwer verständliche Wissenschaft wie die deutsche Sprachlehre.

B. Clemenz

Richter, Chr., **Kleines Handbuch der deutschen Synonymen und synonymen Redeweisen** usw. 2. verbesserte Aufl. Paderborn 1902, Ferd. Schöningh.

In dem vorliegenden Buch sind Wörter, die sich ihrer Bedeutung nach decken oder wenigstens annähernd gleich sind, zusammengestellt, um den Schriftsteller vor Schwerfälligkeit der Darstellung und Steifheit des Stils durch Gebrauch desselben Wortes zu bewahren. Das Buch zerfällt infolgedessen in zwei Teile: in eine alphabetisch geordnete Artikelsammlung über Synonyma „Aar — Adler"; „ab — los — weg" usw. und in ein alphabetisches Wortregister. Der Schreibende hat zunächst das letztere zu benutzen. Will der z. B. für das Wort ‚frisch' ein anderes verwenden, um dieses nicht wieder zu gebrauchen, so schlägt er im Wortregister frisch nach, findet dort auf S. 194 verwiesen und daselbst das Wort ‚kühl' als synonym angegeben.

Für den Rezensenten ist der erste Teil des Werkes der wichtigste. An ihm ist aber zweierlei zu bemängeln: 1) sind oft Wörter als Synonyma bezeichnet, die gar keine sind und 2) ist auf die Bedeutungsunterschiede viel zu wenig Rücksicht genommen worden. Oft hängt beides aneinander. So z. B. gleich bei dem oben angeführten Beispiel „kühl — frisch". Die Bedeutung dieser Wörter wird definiert „mehr kalt als warm. Dies bezeichnet kühl überhaupt. Frisch = anregend kühl, zeigt eine angenehmere Empfindung an, die dieser Zustand oder diese Beschaffenheit der Luft bei dem Menschen hervorruft, mit dem Nebenbegriffe des Anregens der Kräfte, die durch großen Wärmegrad abgespannt und erschlafft waren." Diese Definition

Digitized by Google

trifft nicht für alle Bedeutungen der beiden Worte zu. Ferner sind aber kühl und frisch von Haus aus überhaupt keine Synonyma. Kühl bezeichnet einen geringeren Grad von Kälte als das Wort kalt (vgl. Paul, Wörterbuch Sp. 264 b), frisch dagegen bedeutet von Haus aus gar nicht kühl, sondern „eben erst entstanden", dann „noch nicht abgenutzt" (Paul, Sp. 150 a). Ich kann z. B. von einem leinenen Hemd sagen, daß es kühl ist, während ich das von einem wollenen nicht sagen kann. Ich kann aber von beiden sagen, daß sie frisch sind, d. h. eben aus der Wäsche gekommen und seit dieser noch nicht wieder getragen. Ein Mensch kann kühl gegen einen anderen sein, er braucht deshalb noch nicht kalt zu sein. Es gibt aber Menschen, die wir frisch nennen und die sind meistens gar nicht kühl. Im Gegenteil, wir können sie und sie uns lieben, und ist Liebe kalt?

Die Definition der beiden Worte kühl und frisch hätte ungefähr so heißen müssen: Kühl bedeutet einen geringeren Grad von Kälte als kalt, während frisch die eintretende Wirkung eines eben neu entstandenen Dinges auf uns ausdrückt oder dieses als solches bezeichnet. Beide Wörter können sich in ihrer Bedeutung nahe kommen, wenn mit der Eigenschaft des „eben entstanden" zugleich die des Kühlseins verbunden ist.[1]) Auf das geistige Gebiet übertragen, sind beide Worte in ihren Bedeutungen wieder verschieden. Bei dem Wort kühl wird dann der Begriff des Unangenehmen hervorgekehrt, bei frisch dagegen der des angenehm Anregenden und zwar des durch den Reiz der Neuheit Anregenden.

Denselben Fall haben wir bei den Wörtern ‚Schwindelei — Unbesonnenheit — Schwärmerei', die nach Ansicht des Verfassers (S. 256) „allgemein die geistige Ausgelassenheit aus Mangel an Überlegung und innerer Festigkeit" bezeichnen sollen. Die Worte sind eigentlich gar keine Synonyma mehr. Nur sehr oberflächlich sind hier Teilseiten der Wortbedeutungen aufgegriffen worden. Mir kann z. B. ein guter Freund, von dem ich weiß, daß er mich nicht betrügen will, über etwas vorprahlen, das sich später als nicht richtig herausstellt, und ich kann zu einem anderen Freund, der mich über diese Angelegenheit fragt, sagen: „ach, das war Schwindelei", Schwindelei im Sinne „von geistiger Ausgelassenheit" gebraucht. In dieser Bedeutung kennt z. B. Adelung, Wb. ², 3, 1752 nur das Wort. Wenn aber ein Mann mit einer Sammelliste zu mir kommt, mich um Geld angeht, ich es ihm gebe und später erfahre, daß es ein Betrüger war, so werde ich seine Handlungsweise als Schwindelei bezeichnen. Ich gebrauche also das Wort gleichbedeutend mit Betrug. Denn „von Mangel an Überlegung" kann bei der bezeichneten Handlung nicht die Rede sein. Schwindelei hat also seit Adelung einen schlechteren Sinn angenommen. Beide Bedeutungen des Wortes werden zusammengehalten durch den Begriff des Strebens des die Schwindelei Verübenden, einem anderen gegenüber einen gewissen Vorteil zu erlangen, sei es nun, wie im ersteren Fall, bloß in geistiger, sei es wie im letzteren in materieller Beziehung.

So ist es aber ganz unmöglich ‚Unbesonnenheit' synonym mit ‚Schwindelei' zu bezeichnen, denn das Wort ‚Unbesonnenheit' schließt jede schädigende Absichtlichkeit des Handelnden, vor seiner einem anderen nachteiligen Handlung aus, ebenso das Bewußtsein, etwas gesagt zu haben, das den Tatsachen nicht entspricht. Wenn man trotzdem gelegentlich eine Schwindelei (im schlimmen Sinn) mit Unbesonnenheit bezeichnet, so ist das ein

[1]) Vgl. frisches Wasser, frische Butter, ein frischer Morgen, Abend, Trunk, Schnee und ähnl.

Digitized by Google

rücksichtsvolles Euphemismus für den, der die Schwindelei beging, aber wir sind deshalb noch nicht berechtigt, Unbesonnenheit als Synonymon von Schwindelei zu bezeichnen.

Das Wort Schwärmerei [1]) hat mit dem Begriff der Unbesonnenheit das gemein, daß der Gegenstand, für den ein Mensch schwärmt, diesen so in Bann hält, daß er über die auf ihn und andere nachteiligen Wirkungen dieses Gegenstandes objektiv sich nicht klar wird. Das Motiv der Schwärmerei ist immer ein edles, auch bei der religiösen Schwärmerei, wo dem Wort aber sich leicht der Nebenbegriff fanatisch beimischt. Mit dem Begriff der Schwindelei berührt sich Schwärmerei nur insofern, als das, wofür und worüber ein Mensch anderen gegenüber schwärmt, nicht immer objektiv den Tatsachen zu entsprechen braucht.

Ich könnte noch mehr Beispiele anführen, aber es mag genügen. Dem Buch wünsche ich von Herzen viele Benützer, aber bei einer 3. Auflage auch eine ganz gründliche Neubearbeitung in bezug auf die Wortbedeutungen. Das deutsche Wörterbuch von Paul, das der Verfasser nicht zu kennen scheint, dürfte ihn zu sehr vielen Verbesserungen veranlassen. Ich empfehle ihm dieses Meisterwerk bis zur 3. Auflage zur fleißigen Lektüre.

Dr. Friedrich Wilhelm.

Dialektdichtung.

Wibbelt, Augustin, **De lesten Blomen** Vertellsels ut'n Mönsterlanne. Essen, 1905. Fredebeul & Koenen. 238 S. **Mk.** 2.40 [3.—].

[1]) Daß das Wort an eine Teilbedeutung des Verbums schwärmen anknüpft, welche von Paul auf Sp. 407 a, oben, behandelt wird, mag beiläufig bemerkt werden. Vgl. Adelung Wb.², 3, 1717.

„De lesten Blomen sindt, nich mähr so viell, so frisk,
So vull von Duft un Dau, doch ümmer no wat risk.
Hier brenk ick ju den Busk, nu niehmt dermet Verleif!
Man giff bloß, wat man hät — well mähr giff, is en Deif."

Mit diesen Schlußsätzen aus dem kurzen poetischen Geleitworte überreicht A. Wibbelt seinen vielen Freunden eine neue Gabe, die sicher ebenso willkommen sein wird, wie es die bisherigen waren. Diese kurze Probe seiner münsterländischen Sprache mag zugleich zeigen, daß diese „Vertellsels ut'n Mönsterlanne" auch solchen verständlich sind, die der „roten Erde" sonst ferner stehen.

Wibbelt ist in diesen sieben „Vertellsels" wieder der humorvolle Erzähler, als den wir ihn von früher kennen. Große Konflikte, tiefe Charakteristik bietet Wibbelt nicht. Schlicht und einfach erzählt er in der Sprache seiner Heimat von Land und Leuten im Münsterschen. Es sind Begebenheiten und Situationen, wie sie alle Tage vorkommen oder vorkommen können. Prächtig weiß er das Denken, Fühlen und Reden seiner Landsleute zu schildern. Verschiedene Gestalten, die uns aus früheren Werken schon bekannt sind, begegnen uns hier wieder, so Klüngelkamps Vader und Drüke-Möhne. Neue, prächtige Figuren lernen wir kennen, zum Teil Originale wie den „Rentner un Junkgesellen Gerhard Rohde" in „Up un drau" und die „Smök-Schina" in „De Amerikaner". Selbst in einer Erzählung mit ernsterem Grundgedanken wie „De Revolution in Lurum" fehlt der Humor nicht ganz.

Wer bei einer guten Unterhaltungslektüre einmal herzlich lachen will, der nehme diese „Vertellsels" zur Hand. Er wird sich an Wibbelts Sprache um so leichter gewöhnen, als in den ersten 5 Erzählungen unbekanntere Ausdrücke in Anmerkungen erklärt sind; er wird dann aber

Digitized by Google

auch hoffen, daß diese Gabe noch nicht Wibbelts „leste Blomen“ sind.

Bentheim H. Hemme

Musik

Bie, O., Intime Musik. Berlin, Bard, Marquardt & Co. 52 S. Mk. 1.25.

Genanntes Büchlein bildet den zweiten Band der unter „Die Musik“ von Richard Strauß herausgegebenen Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Vornehm und interessant in modernem Stile ausgestattet, bietet es dem Leser wirklichen Genuß. Mit weitgehender Sachkenntnis erörtert Verfasser eine Frage, die gegenwärtig mehr denn je aktuell ist. Angewidert durch die Begleiterscheinungen des modernen Konzertwesens mit seinen vielfach industriellen Tendenzen, seiner übertriebenen Betonung des Virtuosentums, setzte schon vor einiger Zeit eine Bewegung ein zu gunsten der Intianisierung der Musik. Unter den denkbar günstigsten äußeren Umständen, mit Ablenkung von allem rein Äußerlichen sollte sie anspruchslos in der Öffentlichkeit dargeboten und genossen werden. Das Heidelberger Musikfest vom Oktober 1903 war der erste diesbezügliche Versuch in großem Stile. Hand in Hand damit geht natürlich die Hebung und Veredlung der Kabinettsmusik. Bie sucht den Beweis zu erbringen, daß die Intimität der Musik im nordischen Charakter begründet ist. Namen wie Bach, Beethoven, Schubert, Schumann und besonders Wagner, der die Sache durch Bayreuth in der Oper mit wirklichem Erfolge entschieden, beweisen es zur Genüge. Die italienischen Einflüsse, die allerdings notwendig waren, müssen allmählich überwunden werden. Die historische Ausführung und ästhetische Begründung ist gut; die Vorschläge sind praktisch und maßvoll. Besondere Beachtung verdienen die trefflichen Bemerkungen über das „Harmonium“ (S. 40—52). B. hat eine sichtliche Vorliebe hiefür und wünscht, daß es die Blüte als Hausinstrument erlebe. Nach dem Angeführten kann man sich ihm nur anschließen.

Dr. Steinhauser

Erziehung zur Kunst.

Wege zur künstlerischen Erziehung und literarischen Bildung der Jugend und des Deutschen Volkes. Ratgeber für Eltern und Lehrer, Bibliothekare von Volks- und Schülerbibliotheken, Volks- und Bildungsfreunde. Herausgegeben von **J. Bass.** Stuttgart, Franksche Verlagshandlung. 112 S. kl. 8°. Mk. 0.30.

Aus einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen, das bisher Geleistete auf dem Gebiete der künstlerischen Erziehung in einer Ausstellung zu zeigen, ist dieses nun auch wirklich praktische Büchlein allen denen zu empfehlen, die sich mit der Frage befassen müssen und wollen. Das Verzeichnis der Deutschen Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften (Hamburg) ist den hier aufgeführten Jugendschriften zugrunde gelegt. Knappe Einleitungen orientieren trefflich; auch der künstlerische Wandschmuck ist in den Kreis der Betrachtung gezogen. Der billige Preis empfiehlt die Anschaffung für eine erste Einführung in dieses Gebiet besonders. L. K.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Mai 1905 = Heft 8

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

An Schiller

Feuergeist, des Adlerschwinge
Bis zum Rand der Welten trug,
Der zum tiefsten Grund der Dinge
Wagte den gewaltigen Flug,
In dem Traumland der Hellenen
Fandest du ein Heimattal,
Und mit nieerfülltem Sehnen
Folgtest du dem Ideal.

Nicht im sonnigen Blütendampfe
Stieg dein Jugendmorgen auf;
Immer standest du im Kampfe,
Herb, die Faust am Schwertesknauf.
Aber aus der Nacht der Sorgen
Tratst du, wie ein Götterheld,
Strahlend in den neuen Morgen
Deiner schönheitsfrischen Welt.

Rieb dich je die Enge müde,
Deine Kraft hat sie beschämt.
Auch die Zucht der Solitüde
Hat dein Wollen nicht gelähmt.
Unermeßlich aufwärts strebend
Riß dein Genius sich los,
Der, den toten Stoff belebend,
Ward in Schöpferfreude groß.

Freiheit suchtest du im Horte
Eines Waldes hell und grün:
Räubern liehst du deine Worte
Knabentöricht, jugendkühn.
Freiheitsfroh, ein trunkner Zecher,
Sank Fiesco in die Flut,
Und Luise starb am Becher,
Eh sie zwang ihr heißes Blut.

An dem Springquell der Geschichte
Trank in durstigem Zug dein Mund;
Spendend tatst du im Gedichte
Seine lichte Klarheit kund:
Was in schrankenlosem Streben
Tief im Menschenherzen quillt,
Wird in ewiger Freiheit Leben,
Hier auf Erden nie gestillt.

Heut noch wirken frisch die Wesen,
Die dein Dichterherz gebannt;
An des Posa Glut genesen
Kann der rechnende Verstand.
Aus dem Groll der hohlen Gasse
Trifft Tyrannen noch der Pfeil,
Und vom blinden Schicksalshasse
Macht uns Beatrice heil.

Digitized by Google

Jungfrau, die im menschlich schwachen
Zaudern sich den Himmel raubt —
Wo stirbt jählings nicht das Lachen,
Fällt der schönen Stuart Haupt!
Thekla, wie dein Max so prächtig
Trägt zum Schlachtentod sein Herz!
Wallenstein, Du stürzest mächtig
Unter Buttlers rohem Erz.

Frisch in Anmut und Bewegung
Dir der Vers vom Munde springt,
Der in leichten Fluß die Regung
Auch der ernsten Lehre zwingt.
Mit dem lauten innern Sange
Ist dein göttlich Ohr versöhnt
Erst, wenn brausend, hehr im Klange,
Rein der Schönheit Glocke tönt.

Rang zu früh sich aus dem siechen
Leibe deine Seele los?
Wie der Heldensproß der Griechen
Lebst du, nicht ein Schatten bloß.
Dir ward nicht als heitre Spende
Deines Goethe Blick beschert;
Deines Herzens Feuerbrände
Haben dich so früh verzehrt.

Freude, wie dein Götterfunken
Heut uns jede Schlacke sprengt!
Schaut, wie jubelnd, schillertrunken,
Allwärts Deutschlands Jugend drängt!
Doch du mußt zum Höchsten streben,
Rein und mit Begeisterung;
So nur wird dir Schiller leben,
Deutsche Jugend, alt und jung.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Schiller und seine Gemeinde

Zur Jahrhundertfeier seines Todes am 9. Mai 1905

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München

Ein Jahrhundert will sich in diesen Tagen vollenden, seit Friedrich Schiller in Weimar auf dem Sterbebette lag. Ein Sterbender, ein vom Tode Gezeichneter war er eigentlich das ganze letzte Drittel seines Lebens, seit dem Zusammenbruche seiner unterwühlten Gesundheit, ein Jahr nach seiner Ehe. Als der reife, ganze Mann, dem wohl der Wurm der Krankheit am Lebensmarke zehrt, der sich aber kraft seines idealen Strebens mächtig hinaushebt über des Lebens Armseligkeit, bis endlich die Lebenskraft verzehrt ist — so steht Schiller in der Erinnerung des deutschen Volkes.

Manch einer glaubt — freundlich oder feindlich — zur Vervollständigung des Bildes hinweisen zu müssen auf sein allzu bekanntes Distichon:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst — und warum keine? Aus Religion.

Es ist richtig, die Religion stand nicht in sichtbarer Gestalt an seinem Sterbelager — aber sozusagen religionslos kann man sich schwer einen Schiller vorstellen: und „aus Religion" erklärt er ja auf die äußeren Formen der Religionen verzichten zu müssen, die ihm Zeit und Umgebung zu bieten hatten.

Digitized by Google

Unwillkürlich lenkt sich mein Blick bei diesen Gedanken von dem letzten Bilde aus Schillers Leben zurück zu dem ersten, das uns geboten wird: der kleine Fritz stellt sich mir dar mit seinen rötlichen Locken, der in seiner innigen Andacht bei den häuslichen Gebeten eines Engelchens Eindruck auf die Seinen machte. Es war echt religiöse Luft, die ihn im Vaterhause umwehte, und es ist nicht verwunderlich, daß der junge Schiller alles Ernstes den Entschluß faßte, ein Diener der Religion, ein Prediger zu werden. Tüchtige und wackere Vertreter des geistlichen Standes wie der in den Räubern verewigte Pastor Moser in Lorch, der des Knaben Lehrer war, konnten jenen Einschluß nur befestigen und vertiefen.

Es ist bekannt, wie der Herzog in des Jünglings Leben eingriff und den Hauptmannssohn in seine Karlsschule kommandierte; aber auch hier verlassen ihn die alten Wünsche nicht so geschwinde. Der Religionslehrer ist es, der ihn ausdrücklich als willig und geschäftig rühmt[1]), indes die anderen Professoren an dem Fleiß und Fortschritte des vielfach Kränkelnden allerlei zu mäkeln haben. Ja, in einer vom Herzog selber aufgegebenen Arbeit, die diesem auch vorgelegt wurde, spricht er es noch einmal deutlich aus, wohl habe er sich „mit Munterkeit der Wissenschaft der Rechte angenommen" und hoffe einst seinem Fürsten, seinem Vaterlande zu dienen, „aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte". Der Wunsch wurde nicht erfüllt. Für Theologie war auf der Karlsschule kein Platz. Schiller wurde, da ihm das Corpus juris auf die Dauer nicht behagen konnte, zum Mediziner gemacht. „Ihn hat der Herrgott in seinem Zorne zum Doktor gemacht," läßt Laube in seinen „Karlsschülern" den Herzog zum jungen Schiller sagen, und der gibt zur Antwort: „Ew. Durchlaucht haben mich dazu gemacht." Wirklich gefallen sind diese Worte natürlich kaum; aber sie zeichnen ganz gut die Sachlage. An diesem Arzt wider Willen konnte der Herzog nicht allzuviel Schöpferfreude erleben. Er konnte wohl hindern, daß Schiller Theologe wurde; daß er trotz allem ein Prediger geworden, hat er nicht verhindern können; ja, die Gemeinde, der er predigen sollte, ist nur um so größer und umfassender geworden.

Schiller ein Prediger — der Gedanke ist just nicht neu, aber deshalb kann er immerhin viel Wahres haben.

An der Sprache der Bibel hat sich der junge Fritz zuerst gebildet, wie Moses vom Berge Segen und Fluch spricht über die treuen Beobachter und die Verächter des Gesetzes, so verkündete der zehnjährige Lateinschüler Fluch und Segen über zwei Dörfer, deren eines ihm und seinem Kameraden die gewünschte Milchatzung nicht geboten, die sie dann im anderen um so reichlicher fanden. Aus Pastor Mosers Predigten, die er schon in Lorch, geschmückt mit schwarzer Schürze als Ornat, mit kindlichem Eifer nachgeahmt, hatte er den Bibelton

[1]) Minor: Schiller, Sein Leben und seine Werke. Bd. I. S. 103. Berlin 1890, Weidmannsche Buchhandlung. — Es ist höchlichst zu bedauern, daß diese treffliche Arbeit, deren tatsächliche Angaben mir zu diesem Essay große Dienste geleistet, nach dem zweiten Bande eingestellt werden mußte

Digitized by Google

kennen gelernt, aber auch noch manch anderes: die feste Disposition und den strammen Anspruch, angehört, und mit Aufmerksamkeit angehört zu werden. Diese zwei Anforderungen, deren eine der Prediger erfüllen muß, um die andere mit Recht erheben zu können, haben unsern Schiller durch sein ganzes Leben begleitet.

Zunächst in der Jugend redet er in seiner persönlichsten Art die Sprache der Bibel. An ihr saugt er sich zum Pathetiker heran. Aus seinen Karlsschularbeiten klingt das heraus, und die „Räuber" erzählen uns davon auf jeder Seite.

Wohl ist ihm die Religion, sofern sie sich in festen Formen äußert, mählich abhanden gekommen: der Geist der Aufklärung machte sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit in den Schulen und dann auch im Leben breit. Daß sich aber Schiller doch so geschwinde nicht trennen konnte vom angestammten Glauben, das erhärten uns wieder die „Räuber". Wohl kommt in ihnen der aufgeklärte Mediziner sehr kräftig zum Worte, aber der Sieg wird nicht ihm zugesprochen, sondern dem Pastor, der mit allen Schrecken der biblischen Gerichtsschilderung dem hartgesottenen Sünder zu Leibe geht. Das ist eine kräftige Exempelpredigt, die in vielen Stücken an die Predigtweise des späten sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erinnert. Und fragen wir, was dieser Prediger mit seinem flammenden Pathos eigentlich bezwecke, so erhalten wir erst recht eine Antwort, die uns eben den Prediger zeigt. Bessern will er die Menschen, will einwirken auf sie, abzutun Unrecht und Sünde. Was könnt' ein Prediger auch sonst für Ziele haben? Und wenn er die Farben möglichst dick und kräftig aufträgt, so zeigt er nur, wie bitter ernst ihm seine Ansicht ist.

Und mit diesem Ernste, mit dieser Eindringlichkeit des Wortes hat sich der Dichter der Räuber seine Gemeinde geschaffen. Bei keinem ist dies Wort so berechtigt wie bei ihm. Sie hat sich mitunter vermindert, aber sie ist auch wieder groß geworden; ausgestorben ist sie sicher niemals und wird es auch nie, solange deutsche Laute gesprochen werden. Es leben ihrer zu viele, die dieser Prediger unter den Dichtern in seinen Bann gezwungen, die in einer gewissen religiösen Ehrfurcht, verbunden mit künstlerischem Wohlgefallen seinen Worten lauschen, ob sie auch nicht mit jeder Einzelheit einverstanden sind. Sie hören doch immer wieder das große sittliche Wollen des Redners aus seinen Worten heraus.

„Fiesko" und „Kabale und Liebe" ändern eigentlich nur das Thema, nicht die Form. Allerdings war das republikanische Thema der Verschwörungstragödie nicht recht verständlich für das deutsche Volk; um so verständnisinniger nahm man in Württemberg und Umgebung die Moralpredigt des bürgerlichen Trauerspieles auf und fand, daß sich dieser Prediger eines recht weitgehenden Freimutes erfreue. Zum Hofprediger freilich hätte er nicht mehr getaugt; und das ist für ihn keine Schande.

Inzwischen streifte der Dichter immer mehr und mehr die Eierschalen der Schulzeit ab; er wandelt sich langsam zum Weltmanne um. „Don Carlos" zeigt uns seine neuen Wege. Nicht mehr mit dem Ungestüme des Predigers aus der Barockzeit wird hier vorgegangen; nicht mehr unmittelbar auf der Leute sittliche

Digitized by Google

Besserung wird hier hingearbeitet. Nein, ein leiser Hauch klassischer Form hat den Prediger angeweht, und von Geschichte hat er wenigstens gehört. Auf streng sachliche Objektivität kommt es ihm wenig an — aber war denn die überhaupt möglich in jenen Tagen?

In einer Zeit, da selbst der alte Fritz allerlei Schauergeschichten, wie der angeblichen Vergiftung Clemens XIV., gelegentlich entgegentreten mußte, war man natürlich sehr geneigt, die unglaublichsten Dinge für möglich zu halten. Und der Sohn des Landes Württemberg, dem seine katholisch gewordenen Fürsten eben nicht viel Heil und Segen gebracht, mußte um so leichter geneigt sein, der katholischen Kirche allerlei Bosheiten zuzutrauen. All das kommt im „Don Carlos" zum Durchbruche. Es sind freilich starke Dinge, die da der Kirche nachgesagt werden, — der Prediger redet eben, wie er's hört, und niemand würde ihm kräftiger widersprechen als er selber, wenn er heute wiederkäme. Er ist jetzt zum Kämpfer wider den äußeren Feind geworden, nachdem er lange genug den inneren bekriegt, das Unrecht und die Sünde. Schließlich ist es derselbe Feind, nur daß er in des Gegners Lager noch viel schwärzer gemalt wird als im eigenen Hause. Sich heutzutage, hundert Jahre nach des Dichters Tode, darüber zu entrüsten, ist wohl billig, aber keines großen Geistes Zeichen, — so wenig wie das Bestreben einzelner Leute, all die Schauermärchen heute noch aufrecht zu halten. Auf solch überwundenen Standpunkten sollte sich heute kein Vernünftiger mehr finden lassen.

Schiller kam selber sehr bald davon ab. Die Hauptsache war ihm das ohnehin nicht gewesen. Die war ihm Marquis Posa, mit dem der Prediger ein neues Thema fand, das der Gedankenfreiheit, wofür ihm jene schwarzen Untermalungen freilich eine sehr willkommene Folie bieten mußten. Prediger und politischer Redner reichen sich hier die Hand, — das kommt ja auch sonst mitunter vor, und nicht zuletzt im Schwabenlande. Der Politiker bringt das Thema, die wuchtige Rhetorik aber steuert der Prediger bei, der sich auch hier nicht verleugnet. Die Kanzel war unserem Manne verschlossen; darum will er von der Bühne herab, die schon Lessing seine alte Kanzel genannt, auf seine Mitmenschen wirken.

Die Schaubühne hatte er ja schon in früheren Jahren als moralische Anstalt gefeiert, die er um ihrer Wirkung auf die Mitmenschen willen vor allem schätzte. Kein Wunder, daß er sie auch jetzt zu nützen suchte, seine neue Völkererlösungsbotschaft durch Posas Mund von ihr aus zu verkünden. Aber diese Predigt mußte er nach Inhalt und Form allerlei Angriffen gegenüber rechtfertigen; und immer mehr ward ihm klar, daß, wer die Menschen lehren wolle, vorerst selber viel, viel lernen müsse. Es kam die Zeit stiller Arbeit in der Gelehrtenstube. Geschichte und Philosophie wurden seine Lehrmeisterinnen.

Jene bedeutete für ihn nicht so viel wie diese, aber das durchaus religiös empfindende Gemüt des Geschichtschreibers lassen auch diese Schriften nicht verkennen. Wohl sucht er die Religionen selber etwas objektiver zu betrachten, nicht

Digitized by Google

nur vom Standpunkte des Altwürttembergers, ja er kommt zu der Anschauung, die ihm gerade im Kreise seiner Glaubensgenossen sehr übel vermerkt ward: „Die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen." Aber schon in der Art, wie er die Religion immer wieder in den Vordergrund schiebt, wie er zum Exempel den dreißigjährigen Krieg fast ausschließlich als Religionskrieg behandelt, zeigt sich, daß der Prediger noch lange nicht überwunden ist.

Ja, in den philosophischen Schriften kommt dieser wieder stärker zum Durchbruch, allerdings in ganz neuer, geläuterter Art. In der Art und Weise zunächst, wie er im Dreisatz seine Gedanken gliedert und immer im dritten Stücke die Gegensätze der beiden ersten zu vereinigen trachtet, zeigt sich eine im besten Sinne homiletische Anordnung des Gedankenstoffes.

Und dies letzte dritte Stück ist ihm ja auch immer eine Art homiletischen Zieles. Zu ihm will er hinführen, ja hindrängen, und zwar nicht nur den nachprüfenden Verstand, sondern vor allem den Willen. Es ist ihm nicht lediglich um Erkenntnis, sondern um sittliche Läuterung zu tun. Das ästhetische Ideal, zu dem er den Menschen erziehen will, ist ihm auch ein sittliches, das er fest im Auge behält, wobei er auch die Grenzen im Gebrauche schöner Formen nicht verkennt, damit nicht einseitige Überspannung seiner Lehre mehr Schaden als Nutzen schaffe. Dazu der vorwärtsdrängende und zugleich eindringliche, eben echt rhetorische Stil — wir sehen: der kleine Prediger von Lorch in der schwarzen Schürze ist seiner Art trotz allem treu geblieben.

Auch die Tatsache, daß er auf dem Universitätskatheder in Jena den eigentlichen gelehrten Kollegienton nie recht zu finden vermochte, ist dafür ein Beweis. Ihm genügte es nie, nur wissenschaftliche Wahrheit, nur künstlerische Schönheit zu bieten; er strebt immer nach weiterem, nach Einwirkung auf den Willen derer, die seinem Worte lauschten.

Und als er dann zurückkehrte zur Dichtung, wurde das nicht anders, immer ist es der Redner, und zwar der religiös gehobene und getragene Redner, der lebendigen Wortes zu seinen Hörern spricht.

Am wenigsten tritt das vielleicht im „Wallenstein" hervor. Hier zwang ihn der gewaltige geschichtliche Stoff zu einer an ihm ganz ungewohnten Objektivität der Darstellung. Aber er hat auch kein Werk so mühsam sich selber abgerungen wie eben dieses. Und daraus eben erklärt es sich leicht, daß die Trilogie mit ihrem echt nationalen Gehalte, die von der fachlichen Kritik mit Recht so hoch gestellt wird, in der eigentlichen Gemeinde Schillers, im deutschen Volke, viel weniger Anklang fand, als die „Räuber", die „Jungfrau von Orleans" oder gar der unverwüstliche „Tell". Und als das große Werk glücklich vollendet war, da drängte es den Dichter selber wieder zu anderen Stoffen, die seinem innersten Empfinden näher lagen, die ihm Gelegenheit boten, die ganze religiöse Rhetorik, die in ihm schlummerte, aus voller Seele ausströmen zu lassen.

„Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina" — drei

Digitized by Google

gewaltige, immer weiter aufwärts führende Stufen auf dieser Laufbahn des gewaltigen Predigers unter den deutschen Klassikern!

In der Tragödie der unglücklichen Schottenkönigin tritt die Religion sozusagen in Person auf die Bühne. Ja, es gab gute Leute, die aus Mortimers begeisterter Schilderung seines italienischen Aufenthaltes herauslesen wollten, der Dichter sei schon gar katholisch geworden. Als ob nicht andere Stellen desselben Stückes zeigten, daß er doch eigentlich gar nicht tief in katholischen Glauben und katholisches Leben eingedrungen war, — wo hätte er auch hierzu Gelegenheit finden sollen? Nein, es ist das religiös gestimmte Gemüt, das des Glaubens und seiner Versinnlichung in der Kirche überirdische Schönheit ästhetisch nachfühlt und in begeisterter Rhetorik preist. Es ist sozusagen eine weltlich-kirchliche Feiertagsstimmung, die hier zu uns spricht. Der Alltag mit seiner grauen Wirklichkeit versinkt hinter uns, und ein religiös durchwehter Feiertag der Kunst steigt vor uns auf, den jeder mitfühlt, der, wes Glaubens er auch sei, noch einen Funken religiösen Gefühls in seiner Seele bewahrt hat. Er schöpft seine Mittel, diese Stimmung zu wecken, wo er sie findet, — und wer will es ihm verdenken, wenn er die Bußwirkung des katholischen Sakramentes nicht von sich weist; nur Engherzigkeit im einen wie im anderen Lager kann ihm einen Vorwurf daraus machen.

Er weiß ans Herz zu greifen, wie nur je ein redegewaltiger Prediger vermocht, er weiß Rührung zu wecken mit seiner gewaltigen künstlerischen Homiletik. Wie viele Herzen gibt es, die bei der Abschiedsszene Marias kalt zu bleiben vermöchten? Nicht der Psychologe, nicht der Verskünstler, sondern der herzenerstürmende Redner ist es, der solche Wirkungen erzielt an den Seelen, die er zuvor tief getaucht in die religiöse Feiertagsstimmung.

Und in der „Jungfrau von Orleans", in der sich des Himmels unmittelbares Eingreifen in Menschen- und Völkerschicksale so lebendig zeigt, in der der einzige ungläubige Verächter der himmlischen Mächte als „trüglich Bild der Hölle" wiederkehren muß, sie wirkt womöglich noch stärker, noch unmittelbarer religiöse Gefühle in den Seelen derer, die da lauschen. Ob der Dichter als Mensch keine Religion bekannt — gleichviel: als Dichter hat er an sie geglaubt und sie mit gewaltiger Macht der Rede verkündet. „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude" — dieser Ausklang könnte gar nicht innerlicher, gar nicht christlicher sein. Ist es auch verkehrt, was einer gesagt, daß „von deutschen Bühnen . . . . Jeanne d'Arcs Heiligenbild in den katholischen Kalender gedrungen", so haben wir doch gerade hier die bewußte Auflehnung des religiös empfindenden Dichters gegen den glaubensfeindlichen Spott, der den Wahn bekriegt und den Glauben verletzt. Und er darf seiner Heldin zurufen: „Dich schuf das Herz!" Ja, des Dichters Herz hat hier gesprochen in seiner unmittelbaren rhetorischen Kraft, und darum reißt er die Herzen hin.

Die Hauptgestalten der „Braut von Messina" erschienen dem Herzoge Karl August als Stockkatholiken. Sie sind es nicht. Sie schwanken hin und her, aber ein durch und durch religiöses Leben erfüllt sie sicherlich. Und erst die

Digitized by Google

Chorlieder! Diese wunderbare beschauliche Lyrik mit ihrer Betrachtung des Menschenlebens, der Schuld und der Sühne, — sind es nicht ebenso viele religiöse Hymnen, die mit gewaltiger Kraft an die Türen der Herzen schlagen: tut euch auf und vernehmet, was euch verkündet wird! Psalmen möcht' ich sie nennen, die wie diese gewaltigste religiöse Lyrik der Weltliteratur die verschiedensten Stimmungen des Menschenlebens mit feiertägiger Würde begleiten und verklären. Hier wie dort die mächtigste religiöse Rhetorik, — so mächtig, daß man über ihrem berauschenden Klange all der Mängel vergißt, an denen gerade dieses Stück sonst leidet und krankt.

Und endlich das letzte der Dramen, das uns der Dichter vollendet hinterlassen: der „Tell"! Auch eine Exempelpredigt ist es wie sein jugendlicher Erstling. Auch um Menschen- und Völkerfreiheit wird hier gerungen in Wort und Tat wie im „Don Carlos" — und doch, wie so ganz anders mutet hier uns alles an! Nicht mehr der jugendliche Stürmer und Polterer redet hier, sondern der reife Mann, der die ganze Fülle des Wortes gefunden und gewonnen. Will es uns auch hie und da bedünken, als ob die Fülle der Rhetorik ihn selber berausche und mit fortreiße, als ob das innerste Leben der Seelen da und dort im prunkenden Worte sich mehr entlade, als eigentlich psychologisch richtig wäre, so fühlen wir doch: auch dieser Fehler, wenn es einer ist, deutet auf den wortgewaltigen künstlerischen Homileten. Als Macduff von den Untaten des tyrannischen Königsmörders hört, da drängt sich das ganze unstillbare Verlangen nach vollwertiger Rache zusammen in den einen kurzen Ruf: „Und er hat keine Kinder!" Melchtal dagegen, der seines Vaters Blendung vernimmt, strömt sich aus in reicher Rede:

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte . . .

Wir können nicht leugnen, daß dieser Wortreichtum eigentlich des Guten zu viel bedeutet, und doch: wer möchte diese Verse missen? Geht doch manch einer von Zeit zu Zeit ins Theater, nur um Schillersche Verse einmal wieder zu hören, sich an ihnen zu erfreuen und zu erbauen. Mag immerhin da und dort eine Einzelheit sachlich nicht ganz probehaltig sein, mag uns der Dichter mitunter mehr überreden als überzeugen — man denke nur an den Tellmonolog in der hohlen Gasse — dennoch geben wir uns willig seiner Rhetorik hin, dennoch hören wir gerne seine künstlerische Predigt, die uns so gewaltig zum Herzen spricht.

Von den „Räubern" bis zum „Demetrius", der eben um deswillen wird unvollendet bleiben müssen, weil nicht so bald ein Dichter von so großer rethorischer Kraft und Schönheit wiederkommen wird, überall empfinden wir diese Macht der künstlerischen Predigt Schillers. Und in seiner Lyrik und Balladendichtung setzt sie sich fort. Der „Kampf mit dem Drachen", der „Gang nach dem Eisenhammer",

Digitized by Google

und wie sie alle heißen, die schönen Früchte des Balladenjahres, sie tragen den Ton des gewaltigen Predigers weit und immer weiter ins Volk hinaus, die Worte des Glaubens und die Sprüche des Konfuzius und ähnliche Lehren der Lebensweisheit, wie die Fülle der Sentenzen im dramatischen Zwiegespräche, sie mischen den lehrhaften Ton hinein, den die Predigt nicht entbehren kann. Und all diese Rhetorik, sie will nichts anderes lehren als die der Kanzel: gut zu sein und Tugend zu üben.

Und, was bei allem die Hauptsache ist und seinen Worten ihre eindringliche Kraft verleiht, das ist der feste Glaube an die Tugend und an die Möglichkeit, gut zu sein, der hier durchklingt. Es ist ihm heiliger Ernst, wenn er sagt: die Tugend, sie ist kein leerer Schall. Er ist kein Skeptiker, der da schwankt, ohne festen Grund unter den Füßen zu haben. Er hat eine Weltanschauung, die es ihm möglich macht, so überzeugend zu sprechen. Und das gewinnt ihm die Herzen so vieler, die, weil sie selber des festen Haltes einer gesunden Weltanschauung entbehren, dort Halt suchen, wo sie finden, was ihnen abgeht. Mag es eine Weltanschauung sein, die nicht auf konfessionellem Boden ruht, so steht sie doch fest auf dem Grunde wahrer und echter Sittlichkeit, wenigstens in den Werken der reifen Mannesjahre, in denen er selber von den Arbeiten der Jugendzeit nicht mehr allzuviel hören wollte.

Im herrlichen „Lied von der Glocke" vereint sich das alles noch einmal und knüpft sich an das christlich-kirchliche Symbol, das eben bestimmt ist, die Gemeinde zur Anhörung des Wortes zu versammeln. Der Glocke Ton dringt wieder und wieder hinaus und versammelt die treue Gemeinde um ihren Lehrer. Mag auch manch ein moderner Mensch, der keinen Prediger liebt, auch nicht den von der Bühne her, weil ihm ein jeder ein „Moraltrompeter" dünkt, — mag auch manch ein solcher die Achsel zucken über den „veralteten" Schiller, das Volk läßt sich ihn nicht nehmen. Ja, gerade *weil* er als Prediger zu ihm redet, der Aufmerksamkeit für seine Worte als eine selbstverständliche Sache fordert, gerade darum lauscht es ihm gerne; denn es weiß, er hat etwas zu sagen, und er sagt es in hinreißender Form. Hier bei Schiller findet es nicht den Alltag wieder und sein Elend. Den will das Volk nicht in der Kunst. Hier fühlt es sich gehoben und erbaut, weil es Worte der Lehre vernimmt, die sich ihm bieten in fest gefügter Form, sodaß es sie leicht mit hinausnehmen kann in das tägliche Leben und Schaffen, wenn es sich losreißen muß von seinem Dichter.

Darum klingen uns so viele Schillerworte auch aus der Sprache des Volkes entgegen; sie haben sich dem Gedächtnisse eingeprägt mit ihrer rhetorischen Gewalt und bringen einen Feiertagsklang auch in den grauen Werktag hinein. Und weil das so ist, darum ist trotz aller Kritik Schiller niemals umzubringen in der Wertschätzung des deutschen Volkes; und wenn irgend eine Jubelfeier von des Volkes Gesamtheit, von Hoch und Nieder, von Reich und Arm, wie von *einer* großen Gemeinde einmütig begangen wird, dann ist es die des rede- und versgewaltigen Festtagspredigers unter unseren Klassikern, die Jubelfeier Friedrich Schillers.

Digitized by Google

Die bäuerlichen Elemente in Schillers Dramen

Von Dr. A. Dreyer in München

In den meisten Dichtungen des deutschen Mittelalters und selbst noch der neueren Zeit spielte der Bauer im großen und ganzen doch nur eine klägliche Rolle; er war eine Art Lustigmacher, an dessen unfreiwilliger Komik in Rede und Handlung sich das anspruchslose Publikum weidlich ergötzte. Dieser Fluch der Lächerlichkeit haftete ihm selbst dann noch an, als Gottsched den Hanswurst feierlich von der Bühne verbannt hatte. Doch war auch der allbeliebte Harlekin förmlich und offiziell aus dem Tempel Thalias gewiesen worden, er wußte sich doch — an einigen Orten — durch ein Hinterpförtchen wieder einzuschleichen; mußte er auch Kappe und Schellenkleid ablegen, so zog er dafür den groben Bauernkittel an, und die leichtlebigen Wiener lachten sich halb zu Tode über ihre unnachahmlichen Hanswurstdarsteller Stranitzky und Prehauser in der kleidsamen Salzburger Landestracht.

Von der Unnatur der pastoralen Dichtung mit ihren geschminkten und gepuderten Schäferinnen, die alles eher waren als das, was sie sein sollten, nämlich Repräsentanten der ländlichen Bevölkerung, wollen wir lieber ganz absehen. Die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur fegte diese läppischen Rokokofigürchen hinweg und erweckte, wenigstens zunächst in der Idylle, naturwahre Bauerngestalten, die unsere volle Teilnahme beanspruchten und nicht mehr als bloße Zielscheibe wohlfeiler Witze dienten.

Die Bühne aber betrat der Bauer (ich meine hier nicht den Possenreißer im bäuerlichen Kostüme, sondern die den Angehörigen der andern Stände ebenbürtige Dramenfigur) erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts; die Stürmer und Dränger leiteten ja das bürgerliche Drama ein. Wohl sind Bauerngestalten auch in ihren dramatischen Schöpfungen hie und da zu finden; doch nie in führenden Rollen.

Wer lediglich nach diesem Gesichtspunkte urteilt, der ist versucht Friedrich von Schiller zu den Ausnahmen hier zu zählen; denn das bäuerliche Element tritt bei zwei seiner Dramen fast ausschließlich in den Vordergrund, nämlich in der „Jungfrau von Orleans“ und in „Wilhelm Tell“, freilich nicht in dem Sinne des spätern eigentlichen Bauerndramas.

Ein paar ganz flüchtige Hinweise auf den Bauernstand begegnen uns schon in seinen beiden ersten Jugenddramen. In den „Räubern“ (I, 1) sagt Franz in bezug auf Karl zum alten Moor: „Ihr beneidet den schlechtesten eurer Bauern, daß er nicht Vater ist zu diesem.“ Und als Karl Moor an der Donau (III, 2) die Sehnsucht nach der friedlichen Heimat mächtig ergreift, da wünscht er ein ländlicher Taglöhner zu sein, um sich durch saure Arbeit die Wollust eines einzigen Mittagsschlafes erkaufen zu können.

Digitized by Google

Den Neffen des Dogen von Genua, Gianettino Doria, schildert der Dichter im Personenverzeichnis zu „Fiesko“ als „bäurisch-stolz“ und Leonore, Fieskos Gemahlin, spricht von der „bäurischen Stimme“ des jungen Dorias.

Selbstredend wäre es verfehlt, aus diesen dürftigen Andeutungen des Dichters weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen. Als redende und handelnde Person führt Schiller in seinen Dramen den Bauer zum erstenmal in „Wallensteins Lager“ ein. Kaum eine zweite Dichtung entrollt uns ein treueres Bild von den Licht- und Schattenseiten der Soldateska des 30jährigen Krieges als dieser 1. Teil seiner großartigen Wallenstein-Trilogie, und K. Fischers Urteil dürfte wohl auch heute noch unbestritten bleiben: „Der genialste Soldatenmaler kann in seinem besten Gemälde aus dem Lagerleben nicht glücklicher sein als Schiller bei dieser keck hingeworfenen Szene.“

Vielleicht mag es manchen für den ersten Augenblick befremden, daß der Dichter in dies bunte Bild des Lagerlebens, das sich aus Kriegern aller Waffengattungen zusammensetzt, u. a. auch einen Bauern stellt, ja daß dieser den burlesken Reigen, der an uns vorüberzieht, eröffnet. Allein ich kann mir keine bessere Kontrastfigur — den Kapuziner und Bürger nicht ausgenommen — zu der von hohem Selbstgefühl geschwellten Wallensteinischen Armee denken als den dummpfiffigen, ränkesüchtigen Landmann, der durch die Leiden des Krieges sein bißchen Habe verloren hat und nun auf unredliche Weise den Plünderern einen Teil der Beute abjagen will. Denn nicht bloße Schaulust, sondern listige Berechnung treibt ihn mit seinem täppischen Jungen zum Lager. Mit falschen Würfeln will er sich ein Weniges zurückgewinnen; denn

Nehmen sie uns das Unsere in Scheffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Löffeln,
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein.

Er gibt seinem ungeschickten, ängstlichen Jungen den Rat, sich vor den lockern leichten Gesellen recht erbärmlich zu stellen; er selbst hat es, wie die folgende Szene beweist, in der Verstellungskunst schon weit gebracht.

Denn als ihn der Trompeter anschnauzt:

Was will der Bauer da? Fort Hallunk!

da sucht er den Zorn des Erregten sofort durch die klägliche und demütige Bitte zu beschwichtigen:

Gnädige Herren, einen Bissen und Trunk!
Haben heut' noch nichts Warmes gegessen.

Bei dem äußerlich rauhen, innerlich milder gesinnten Ulanen hat er auch Erfolg, denn dieser bringt ihm das Glas mit den Worten:

Da trink, du Hund!

Er erreicht auch seinen Zweck vollständig; denn man führt ihn zum Zelte, wo er die Soldaten zum Spiel verleitet. Freilich hat er sich gründlich verrechnet, denn sein Betrug wird bald durchschaut. Es setzt eine tüchtige Portion Prügel

Digitized by Google

ab und schon will man ihn zum Galgen führen, als einer der Küraſſiere an das Ehrgefühl des Betrogenen appelliert:

Wie? Du bist ein Friedländischer Mann,
Kannst dich so wegwerfen und blamieren,
Mit einem Bauer dein Glück probieren?
Der laufe, was er laufen kann!

Der Schelm entwischt auch glücklich und der 1. Arkebusier philosophiert:

Das kommt von der Desperation,
Denn seht, erst tut man sie ruinieren,
Das heißt sie zum Stehlen selbst verführen.

Ein herber Realismus, wie in keinem seiner spätern Dramen mehr, steckt in dem ganzen Genrebilde, und die geringe Wertschätzung des Bauernstandes drückt sich in den Worten des Arkebusiers, der die Partei des Geschmähten ergreift, deutlich aus:

Der Bauer ist auch ein Mensch — sozusagen. —

Eine tonangebende Rolle hat der Dichter den Repräsentanten der ländlichen Bevölkerung erst in der „Jungfrau von Orleans" und in „Wilhelm Tell" zugewiesen. Die Helden dieser beiden Dramen sind die Apostel der Freiheit, die ihr bedrücktes Vaterland von der Fremdherrschaft erlösen. Idealgestalten sind beide, die träumerische und doch in der Gefahr so heldenmütige Johanna d'Arc, und der kühne und doch im engen Kreise sich behaglich fühlende Wilhelm Tell; allein der goldige Zauber der Dichtung, der sie umwebt, bewirkt, daß wir dies eigentlich nicht in vollem Maße empfinden. Eine hehre Mission läßt der Dichter beide erfüllen und darum hat er sie weit über das Niveau der Durchschnittsmenschen gestellt. Namentlich ragt Johanna über ihre Umgebung, über die Schwestern und den Vater, turmhoch empor. Der Schwestern höchstes Ziel ist die Vereinigung mit dem Geliebten, das Glück einer bescheidenen Häuslichkeit und in ähnlicher Weise denken und handeln ihre Freier.

Der Bewerber um Johannas Hand, der Schäfer Raimond, ist eine sympathische Erscheinung, die ein paar verwandte Züge mit Brackenburg in Goethes „Egmont" zeigt. Obwohl ihn die Geliebte verschmäht, bleibt er ihr doch, namentlich im Unglücke, unwandelbar ergeben. Zwar befreit sich die gottgesandte Jungfrau durch eigene Kraft aus den Händen der Feinde; allein Raimond hat schon vorher die Hilfe des Königs für die Schwerbedrängte angerufen.

Tiefer als Raimond greift Vater Thibaut in das Gewebe der Handlung ein; ein Mann von altem Schrot und Korn, fromm und voll Gottvertrauen, demütig und bescheiden, den Seinen ein treubesorgter Vater, der vor seinem Hinscheiden sich gerne noch an dem Glücke seiner Kinder sonnen möchte. Er fühlt sich wohl in seiner Sphäre und betrachtet jedes Hinausstreben über seinen Stand als etwas Unerlaubtes, Sündhaftes. Den Traum, der ihm seiner Tochter Erhöhung voraussagt, hält er nur für eine Warnung, die ihm das eitle Trachten ihres Herzens versinnbilde.

Digitized by Google

Denn ihn betört finsterer Aberglaube, so daß er seine kindlich-reine, mit hohen Wundergaben gesegnete Tochter als höllische Zauberin vor dem ganzen Hofe anklagt und dadurch ihre Verbannung und indirekt ihren Tod verschuldet. In seinem Irrwahn spottet er:

Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte . . .
Verkaufte sie dem Feind der Menschen ihr unsterblich Teil,
Daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Nur der tiefste Aberglaube, wie er in jener Zeit im niedern Volke üppig wucherte, vermag eine solche gräßliche Beschuldigung gegen sein eigen Fleisch und Blut zu schleudern.

Dieses schwere Vergehen läßt der Dichter noch dazu ungesühnt; unser Gerechtigkeitsgefühl aber erheischt gebieterisch, daß der verblendete Vater dafür büße, sei es durch bittere Reue, sei es durch eine Strafe des Himmels.

Johanna, die Heldin des Stückes, hat von ihrem Vater nur die guten Eigenschaften geerbt, insbesondere die demütige Unterordnung unter den Willen des Höchsten und den schlichten Sinn inmitten der äußern Ehren, die auf sie gehäuft werden.

In der Bibel ist sie so wohl bewandert wie Thibaut; daher gebraucht sie mit Vorliebe biblische Bilder und Gleichnisse, so in dem berühmten Monolog am Schlusse des Vorspiels.

In der Einsamkeit bereitet sie sich auf ihr hehres Amt vor. Vater Thibaut klagt, daß sie der Schwestern fröhliche Gemeinschaft fliehe und geheime Zwiesprache mit der Luft des Berges pflege. Allein der Beruf als Hirtin stählt ihre Kühnheit und Entschlossenheit, die sie zur unerschrockenen Führerin eines gänzlich entmutigten Heeres befähigen.

Sie ist Hirtin und Heldin in einer Person. Zu Beginn des Stückes ist sie noch die einfache Schäferin; doch nun wächst sie zu jener Heldengröße empor, die nicht nur über die äußern Feinde triumphiert sondern (gleich dem Ritter in Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen") sich selbst bezwingt. Die Schlichtheit ihres Wesens verleugnet sie auch im Umgange mit den Mächtigen der Erde nicht und die Erinnerung an das Glück ihres ländlichen Friedens erfaßt sie mit Allgewalt beim Wiedersehen ihrer Schwestern. Und welch rührende Naivetät klingt nicht aus den Worten an den König nach ihrem letzten Siege:

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß
Ich bin's nicht.

Nicht in langatmigen Unschuldsbeteuerungen erschöpft sie sich; die Kürze ihrer Rede entspricht dem Empfinden des unverdorbenen Naturkindes. Und daß Johanna zu keiner Zeit ihre geringe Abstammung vergißt, sondern derselben gerne

Digitized by Google

gedenkt, gerade das macht sie uns so liebenswürdig. Inmitten der neuen Welt, in die sie eintrat, ist sie das einfache Hirtenmädchen geblieben.

Der schneidende Gegensatz zwischen der Idylle des Landlebens und dem Unsegen der Kultur kommt uns erst in „Wilhelm Tell" zum vollen Bewußtsein. Die Worte des redlichen Freiherrn von Attinghausen:

O unglückselige Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Täler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören

deuten uns die Tendenz des Dichters an, den Kampf eines Volkes gegen eine verhaßte Fremdherrschaft in allen seinen Phasen — von seinem Beginn bis zu seinem Siege — zu veranschaulichen.

Freilich hat Schiller auch bei der Schilderung des Schweizervolkes seinen Pinsel in allzuleuchtende Farben getaucht, dafür aber den Unterdrücker ihrer Freiheit, den Landvogt Geßler, in desto schwärzeren Farben gemalt. Doch pulsiert frisches dramatisches Leben in dem Stücke und eine Begebenheit, die selbst ein Goethe sich nur in epischem Gewande vorstellen konnte, ist hier in bewegliche, unaufhaltsam fortschreitende Handlung aufgelöst. Diese selber gleicht einem Strome, der sich in drei Arme teilt, die meist parallel laufen, sich öfters miteinander verschlingen und zum Schlusse gänzlich zusammenwachsen. Für uns scheidet eine dieser Parallelhandlungen, das Rudenzdrama, aus; denn nur das Schweizer- und Telldrama bieten bäuerliche Gestalten.

Die Hauptbeschäftigung dieses Volksstammes, Fischerei, Jagd und Alpenwirtschaft wird uns schon zu Anfang des ersten Aktes durch glückliche Typen, die in ihrer Denk- und Ausdrucksweise wohl von einander unterschieden sind, leibhaftig vor Augen geführt.

Am stärksten ist die Person des Fischers Ruodi hervorgehoben, der dem fliehenden Baumgarten die erbetene Hilfe verweigert und zu Beginn des 4. Aktes dem geretteten Tell noch einmal gegenübertritt.

Unser Hauptinteresse konzentriert sich auf die im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen, obgleich auch die Nebenpersonen deutlich charakterisiert sind. Der Rütliszene geht voran der Schwur Walther Fürsts, Werner Stauffachers und Arnolds von Melchthal, gleichsam das Präludium zu jenem. Diese drei durch Alter und Lebensanschauungen verschiedenen Männer sind die Vertreter der drei Urkantone. Einen wirkungsvollen Kontrast zum feurigen, tatbereiten Melchthal bildet der kluge, alles wohl erwägende Walther Fürst. Auch in Stauffacher und Gertrud und in Tell und seiner Gattin begegnen uns markante Gegensätze. Jener ist bedächtig, zurückhaltend und muß erst durch die entschlossene Gertrud für die Sache der Freiheit gewonnen werden; dieser hat in Hedwig eine treue Warnerin vor allzu großer Waghalsigkeit, wie sie dem kühnen Alpenjäger zu eigen ist.

Digitized by Google

Vorwurfsvoll spricht sie zu ihm:

Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht,
Die sich indessen, deiner wartend, härmt . . .
Ich sehe dich im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung tun, seh, wie die Gemse dich,
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht und du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabener in die schauerliche Gruft.

Und ganz in der Art der Naturmenschen, die von konventionellem Zwang nichts wissen, dringt sie in den Edelhof des sterbenden Attinghausen und schmäht auf den abwesenden Gatten, daß er den Pfeil auf das Haupt des Kindes abdrücken konnte.

Alle Rücksicht hat sie hier beiseite geschoben, ähnlich wie Vater Thibaut, der auch vergißt, wo er sich befindet, als er die schwere Anklage wider seine Tochter erhebt.

Und der wortkarge, nur nach Taten lechzende Tell ist ein würdiges Pendant zur Jungfrau von Orleans, die kein Wort zu ihrer Verteidigung findet.

Börne hat es dem Tell schlimm angekreidet, daß er auf dem Rütli fehlte, und in der Tat ließe sich dessen bekannter Ausspruch: „Der Starke ist am mächtigsten allein" als eine billige Ausrede deuten, wenn — der Rütlibund seine Schuldigkeit getan hätte. Allein erst Tells Tat, die Ermordung Geßlers, gab den Anstoß zur ganzen Freiheitsbewegung, daher hat das Volk wohl Grund, ihn als seinen „Erretter" zu feiern. —

In „Wallensteins Lager", in der „Jungfrau von Orleans" und im „Tell", schildert Schiller das ländliche Element nur in seiner Anteilnahme an großen kriegerischen Ereignissen. Der historische Standpunkt war für ihn ausschlaggebend; die Darstellung des bäuerlichen Tuns und Treibens im Drama, losgelöst von dem großen Weltgetriebe, war erst einer spätern Zeit vorbehalten.

Schriften zur französischen Literaturgeschichte

Von Dr. A. Lohr

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit zurück, da hielt man den gotischen Stil für den allein und echt deutschen und christlichen Baustil. Da restaurierte man romanische Kirchen gotisch und baute bei Neu-

Digitized by Google

bedarf gotische Backsteinkirchen, die zu den modernen Mietskasernen in Fabrikorten oder ärmeren Großstadtvierteln paßten. Auch jetzt denkt man noch nicht geringer von diesem erhabenen Baustile, in dem die bewundernswertesten Dome des Mittelalters gebaut sind, aber man ist milder geworden in der Auffassung. Man erkennt jedem Stile in seiner Art Berechtigung und Schönheit zu. Nur echt muß er wirken und als künstlerisch empfunden werden.

In der Literaturgeschichte kam es früher ebenfalls recht häufig vor — auch jetzt passiert die Geschichte noch —, daß man sich auf eine herrschende Kunstanschauung festgelegt hatte und nun von diesem Gesichtswinkel aus die literaturgeschichtliche Vergangenheit betrachtete. Jetzt hat diese etwas kindliche Methode, der besonders auch die philologisch-historische Betrachtungsweise der neueren Sprach- und Literaturwissenschaft stark zusetzte, nur wenig Adepten mehr. Man hat sich gewöhnt, auf Grund genauerer Kenntnis früherer Literaturperioden sich ganz in die damalige Welt, Kultur und Anschauungsweise hineinzuleben und aus diesem Gefühle heraus die betreffenden Erzeugnisse der damaligen Literatur zu werten. Empfindet man ein Literaturprodukt als echt und tüchtig, ja notwendig, aus seiner Zeit heraus, so hat es damit den Beweis seines Wertes erbracht, gleichgültig ob die Weltanschauung und die von ihr ausgehende Kunst der betreffenden Epoche noch lebendig sind oder nicht.

Die Literatur eines Volkes bietet uns ein mehr oder minder getreues Abbild seiner Lebensanschauungen, kulturellen Höhe, seines Tuns und Treibens; mit ihren Augen schauen wir tief ins Herz eines Volkes hinein und können an der Hand ihrer Führung seiner Entwicklung, seinem lebendigen Pulsschlage folgen. Andererseits gewinnen wir wieder, wenn wir uns auf Grund anderen, z. B. reinhistorischen oder kunstgeschichtlichen Materials in die verschiedenen Entwicklungsperioden eines Volkes hineinleben, aus der so gewonnenen Kenntnis die wertvollsten Fingerzeige für die Wertung und das Verständnis der entsprechenden Literatur. Alle einzelnen Literaturprodukte, wie ganze Strömungen, Richtungen und Entwicklungen, sind im engsten Zusammenhange mit der ganzen Kultur eines Volkes und als Glieder einer durchgängigen Entwicklungsreihe zu betrachten. Freilich ist jeder Schaffende eine Individualität, die sich, theoretisch betrachtet, a priori über alles hinwegsetzen könnte; freilich beruht auf dieser Tatsache letzten Endes auch die ganze Bedeutung des Einzelnen, aber andererseits ist doch wieder jeder nur ein Glied in einer Kette kausaler Bedingtheiten. Er ist das Produkt von Veranlagnng, Vererbung, Erziehung, Umgebung, äußeren Verhältnissen usw.

Aus diesem Grunde beurteilt man heute alle Literatur aus ihrer Zeit, ihrem „Milieu“ heraus und bringt allen ihren Schöpfern Verständnis, ja Verehrung entgegen, sofern sie echt Gefühltes, Menschlich-Wahres, oder intellektuell Bedeutsames in schöner, angemessener Form zu vermitteln wußten.

Diesen Standpunkt finden wir neben dem katholisch-christlichen, der bei dem Verfasser natürlich allem andern vorgeht, auch im allgemeinen in der

Digitized by Google

„Geschichte der französischen Literatur“ [1]) von P. Baumgartner S. J. vertreten. Daß bei einem Manne, der sich der Riesenaufgabe unterzogen hat, eine Geschichte der Weltliteratur zu schreiben, das Hineinarbeiten in die einzelnen Literaturen keine solch exakten Leistungen zeitigen kann wie bei einem Forscher, der seine Kreise enger gezogen hat, ist nur natürlich. Aber wenn man Baumgartners französische Literaturgeschichte aufmerksam durchgelesen hat, kann man vor dem Fleiße, mit dem die Aufgabe bewältigt und die reiche Spezialliteratur benützt ist, nur Respekt gewinnen. Wenn hier auch Licht und Schatten mehr vom konservativ katholischen Standpunkte als vom entwicklungsgeschichtlichen aus verteilt sind, so wird es auch der Andersdenkende den Katholiken nicht verwehren, wenn einer der ihrigen die französische Literatur einmal von ihrer Überzeugung aus beurteilt; zumal bei strittigen Punkten eine solch abweichende Beurteilung oft ein gutes Korrektiv bildet. So fällt Baumgartner z. B. ein recht ungünstiges Urteil über die mittelalterliche Fabliauxdichtung. In diesen Fabliaux herrscht freilich eine andere Welt als die ideale des höfischen Epos. Hier wird alles recht realistisch angeschaut und auch Derbheiten und Zoten werden beliebt. Es ist die Dichtungsart des «villain», des kleinen, unterdrückten, fast rechtlosen Mannes, der sich hier an den herrschenden Mächten dadurch rächt, daß er seinen Spott über Adel, Geistlichkeit und Fürsten ergießt. Der mittelalterliche Mensch war einfach und wenig differenziert; als große, leuchtende, scharfmarkierte Linien erscheinen uns seine Tugenden, um so größer sind auch die tiefen, dunklen Schatten, die wir an ihm bemerken. Und wenn uns die Fabliaux von den letzteren künden, so sind sie in ihrer Art ebenso berechtigt und interessant als die sympathischeren, von Heldentum, Gottesliebe, Frauenminne und allerlei seltsamen Aventiuren kündenden Epen. Auch der zweite Teil des Rosenromans, der doch trotz allem so manches kostbare Schlaglicht auf seine Zeit wirft, findet wohl nicht die verdiente Beachtung.

Daß auch die ganze moderne Philosophie, wie sie von René Descartes ihren Ausgang nahm und die Scholastik ablöste, dem Verfasser nicht zusagt, durfte erwartet werden. Die Jansenisten kommen gleichfalls schlecht weg. Bei Blaise Pascal, der allerdings den Jesuiten unberechenbaren Abbruch tat, werden die Fehler mehr ans Licht gezogen als seine großen Verdienste und Vorzüge. Ansprechend werden Corneille, Racine und Molière, die Hauptvertreter der klassischen Periode, behandelt; nur Corneille dürfte im Vergleich mit den beiden andern um eine Nuance zu gut weggekommen sein. Über Montesquieu wird etwas zu rasch weggegangen; die Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts und Rousseau werden jedoch mit bemerkenswerter Objektivität bei aller ablehnenden Haltung behandelt. Der im ganzen und großen wenig bedeutsame Beaumarchais wird entschieden zu ernst genommen und zu breit besprochen; auch J. de Maistre und Bonald, zu denen sich der Verfasser ja naturgemäß besonders hin-

[1]) Freiburg 1905, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geschichte der Weltliteratur von P. Alexander Baumgartner S. J. 5. Bd: Die französische Literatur. 1.—4. Auflage. 747 S. Mk. 12.— [15.—].

Digitized by Google

gezogen fühlen mußte, wird unter den Geistern, die das 19. Jahrhundert einleiteten, denn doch etwas zu viel Wichtigkeit beigemessen. Die innere Entwicklungslinie, welche die französische Literatur im 19. Jahrhundert nahm, sowie ihre zahlreichen kausalen Verästelungen und Verschlingungen, wird nur wenig befriedigend zur Darstellung gebracht. Stendhals und namentlich Balzacs Bedeutung für die literarische Entwicklung kommt nicht recht zum Ausdruck. Auch sonst könnte man da und dort anderer Meinung sein. Vielleicht wäre es auch gut, wenn auf die menschlichen Schwächen so mancher literarischer Weltkinder weniger ironisch herabgesehen würde. Es ist allerdings traurig, daß die literarische Entwicklung Frankreichs im letzten Jahrhundert fast stets neben der Kirche oder im Gegensatze zu ihr vor sich gegangen ist. Und wenn sich neuerdings literarische Kapazitäten der Kirche wieder zugewandt haben, so sind es Leute, die nicht aus ihr hervorgegangen, sondern erst zu ihr geflüchtet sind. Das wird wohl erst wieder anders, wenn die katholischen Kreise sich weniger im Hintergrunde halten, der modernen Welt unbefangener gegenübertreten und auf sie mit ihren Mitteln Einfluß zu gewinnen suchen. Sie müssen dabei in der Literatur ihre vielfach veralteten ästhetischen Anschauungen aufgeben und sich dem modernen Realismus zuwenden, der Wahrheit, aber nicht Wirklichkeit, wie der Naturalismus, geben will und nun einmal die der Jetztzeit entsprechende Kunstform ist. René Bazin und Paul Bourget sind in dieser Beziehung gute Führer und Wegzeiger.

So läßt sich dann das Baumgartnersche Buch als eine recht tüchtige und wertvolle Arbeit warm empfehlen. Ein Namenregister erhöht noch die Brauchbarkeit des Werkes. Freilich gewährt aber gerade auch dieser Band dem Verlangen Raum, daß wenigstens die bedeutenderen Literaturen eigene Bearbeiter im Rahmen dieser groß angelegten Geschichte der Weltliteratur hätten finden sollen. Für einen Einzelnen ist die Aufgabe nicht einwandfrei zu bewältigen und endlich — wann soll das Ganze zum Abschlusse kommen?

Die Neuromantik, die seit einigen Jahren als Reaktion gegen den Naturalismus einsetzte, ließ den Blick mannigfach wieder auf einen der großen französischen Romantiker alten Stils, auf Chateaubriand, zurückwenden. Man feierte mit einem geschäftigen Eifer das hundertjährige Geburtsjubiläum der Werke, die Chateaubriand in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlichte und mit denen er romantisches Empfinden und, besonders durch das Werk «Génie du Christianisme», auch katholisches Fühlen und Leben wieder entfachte. Man schrieb Essays, man verfaßte Monographien. Diesem neuerwachten Interesse verdankt auch eine Broschüre von L. Kiesgen[1]) ihre Entstehung, die nach guten Quellen in kurzen Zügen das Leben und den Werdegang Chateaubriands schildert und zum Schlusse an die Fäden anknüpft, die zu unserer Neuromantik herüberspinnen. In Parenthese sei hier gesagt, daß diese Neuromantik doch bedeutend überschätzt wurde und noch wird. Viel genialer Drang, entzückende

[1]) Hamm i. W., Breer & Thlemann. Chateaubriand und die Neuromantik. Frankf. zeitg. Broschüren. 24. Bd. 3. Heft. 50 Pfg.

Digitized by Google

Einzelheiten, aber auch viel hohler Schwulst, Phrasen und kein einziges wirklich großes Werk kennzeichnen diese neuere und kleinere Romantik fast noch mehr als die alte. Die führende Kunstanschauung der Gegenwart und Zukunft kann sie nicht sein, sie ist ja auch nur eine Reaktionserscheinung auf den Naturalismus, die wesentlich nur stellenweise auftrat und auch heute die naturalistischen Erfolge eines Gorki und Hejermanns nicht verhindern kann. Wenn wieder ein dauernd großer Zug in unsere Literatur hineinkommen soll, kann das nur im Zeichen des Realismus geschehen, der unserm modernen Empfinden am adäquatesten ist.

In „Literarischen Portraits aus dem modernen Frankreich“ [1]) will Arthur Eloesser von dem heutigen Zustande der französischen Literatur, wenigstens für die Gebiete des Dramas und des Romans, eine annähernd vollständige Anschauung geben. Darnach teilt er die von ihm porträtierten Autoren in zwei Klassen ein: Dramatiker und Romanciers. Die Lyrik, die in Verlaine, Coppée, Prudhomme und vielen andern bedeutende und eigenartige Vertreter gefunden hat, geht leer aus. Am besten ist das Theater weggekommen. Henry Becque, Hervieu, Lavedan, Donnay, Courteline, Curel, Porto-Riche, Rostand und Sarcey werden hier in eigenen Kapiteln behandelt. Von diesen Leuten ist Henry Becque nicht als großer Künstler, aber als konsequenter Vertreter des Naturalismus auf der Bühne literarisch besonders interessant; ungleich bedeutender als Dramatiker ist aber Rostand, der erfolgreiche Neuromantiker, der Dichter des «Cyrano de Bergerac» und des «Aiglon». Die andern erregen unser Interesse nicht in diesem Maße und sind teilweise Vertreter des sattsam bekannten Pariser Ehebruchsstückes, das gleich oberflächlich, schablonenhaft und anrüchig ist, aber immer von neuem billige Lorbeeren und klingende Münze einbringt. Eloesser weiß aber die dramatischen Leutchen und ihr Schaffen gut analysierend zu durchdringen und zu einem abgerundeten Porträte die Einzelzüge zusammenzufügen. Er geht dabei nicht historisch-kritisch, wie der ernste Mann der Wissenschaft, vor; er sucht einfach das von ihm intuitiv erfaßte Bild eines Autors mit seinen bestimmenden Zügen auch vor den Augen des Lesers lebendig werden zu lassen. Was ihn charakteristisch und bezeichnend dünkt, hebt er aus dem Material hervor und gruppiert es entsprechend; das andere läßt er weg. Leider muß man sagen, daß Eloesser sich vom lauten Pariser Theaterrummel verleiten ließ, dem heutigen französischen Drama eine viel zu große Bedeutung beizumessen. Der Roman spielt in der Literatur wie im französischen Geistesleben überhaupt heute denn doch eine viel größere Rolle. Trotzdem gibt Eloesser nur sieben Porträts von Romanciers: Balzac, Zola, Anatole France, Barrès, Huysmans und Bloy. Daß er bis auf Balzac zurückgegriffen hat, von dem er wohl einen großenteils zutreffenden, aber nicht vollständigen Begriff gibt, kommt daher, weil so ziemlich alle modernen Strömungen auf diesen „Vater des französischen Romans“ als auf den „gemeinsamen Urquell mit großer

[1]) Berlin 1904, S. Fischer Verlag. 300 S. Mk. 4.— [5.—].

Digitized by Google

Deutlichkeit zurückführen" und die Kenntnis seines Schaffens daher zum Verständnis des heutigen Romans wesentlich beiträgt. Etwas unglücklich ist die Gruppierung in Gegner und Freunde der Dreyfussache. Da werden dann so wichtige Vertreter der zeitgenössischen Belletristik wie Paul Bourget, Pierre Loti und René Bazin vergessen! Von einer vollständigen Übersicht über den heutigen französischen Roman ist also gar nicht zu reden. Besser wäre noch die Stellung der einzelnen Autoren zu der «Renaissance de l'idée religieuse», die ja in den letzten zwei Dezennien einen so bedeutsamen Einfluß übte, als Einteilungsprinzip zu verwenden gewesen.

Im Bestreben, die einzelnen Dichter zu erklären, sucht Eloesser möglichst objektiv zu bleiben und den Geist und die Persönlichkeit des gerade Behandelten gleichsam direkt zum Leser sprechen zu lassen. Das ist auch oft von großer Wirkung, verzerrt aber doch manchmal, wenn nicht alle bestimmenden Züge herausgearbeitet sind, das Bild nach der einen oder andern Richtung. Maßgebend ist für Eloesser der ästhetische Standpunkt; daher stehen auch z. B. seine Ausführungen über Zola in einem gewissen Gegensatze zu dem, was in seinem oben beschriebenen Werke Baumgartner über denselben Mann sagt. Die Mittellinie dürfte auch hier vorzuziehen sein.

Auf sie führt ein Buch des Genfer Professors Bernard Bouvier[1]) hin. Er lehrt uns Zola als wichtiges Glied der intellektuellen Entwicklung Frankreichs verstehen. Zola ist der literarische Ausläufer des Positivismus, wie er um 1850 in Blüte stand. Taine und Claude Bernard sind seine Anreger. Als Kind seiner Zeit von einseitiger Bewunderung für die mächtig aufstrebenden Naturwissenschaften hingerissen, kannte er kein eifrigeres Verlangen als die Dichtung der Wissenschaft dienstbar zu machen und sie zur Physiologie in Parallele zu bringen. Abgesehen vom Stil ist ihm der Romanschriftsteller nichts weiter als ein Gelehrter, der das Werkzeug der andern Gelehrten, die Beobachtung und die Analyse, verwendet. Er ist einfach der Historiker der Gegenwart, wie der Geschichtschreiber der der Vergangenheit. Das menschliche Ich besteht nach ihm aus einer Reihe kleiner Tatsachen, die Bewußtseinserscheinungen sind, wie die physische Welt aus einer Reihe solcher Tatsachen besteht, die Bewegungserscheinungen sind. Um dieses Ich darzustellen und den Menschen zu erklären, braucht man also nur diese kleinen Tatsachen zu beobachten. Hinter den Erscheinungen des seelischen und geistigen Lebens steckt also nichts weiter als eine Kraft, die sich infolge äußerer Ursachen in Gedanken, Worten und Werken manifestiert. „Der Stein auf der Straße und das Gehirn im Menschen müssen von ein und demselben Determinismus beherrscht werden." Damit hat Zola das Gute wie das Böse, das Wollen wie das Müssen außerhalb des Menschen in die Dinge, in die Natur gelegt. Er wollte den Menschen von altem Irrwahn befreien und machte ihn zum Sklaven der Materie — zu einem Produkt

[1]) Genève, Ch. Eggimann & Cie. L'Oeuvre de Zola. Trois Conférences. 90 S.

Digitized by Google

seines Milieus, das sich wissenschaftlich berechnen läßt. Die Seele ist ihm vollständig entgangen und für die Tragödie des menschlichen Kampfes zwischen dem willigen Geiste und dem schwachen Fleische hat er kein Organ; die Wörter Pflicht, Gewissen und Opfer, die unserm Ohre so echt menschlich, so gebieterisch, so geheimnisvoll, so groß klingen, fehlen in seinem Sprachschatze. Die freie Persönlichkeit, die gewaltige Rolle der Willensfreiheit des Menschen, kennt er nicht. Er gibt nur mit erstaunlicher Hartnäckigkeit eine auf recht schwachen Füßen stehende wissenschaftliche Hypothese als Wahrheit aus, was Bouvier mit Recht als unmoralisch bezeichnet. Glücklicherweise hat Zola selber oft seine Theorien in der Praxis Lügen gestraft, denn konsequent angewendet bedeuteten sie das Ende der Kunst. Und so stehen denn seine Romane als eine ungeheure Arbeitsleistung vor uns da — ungeheuer, aber vergebens. Und schon jetzt fallen die Schleier des Vergessens auf diese Erzeugnisse einer seelenlosen Welt, und der Entdecker des Experimentalromans überlebte noch dessen ruhmloses Ende. Und wenn auch jetzt noch eine Übertragung von Zolas literarischer Bekenntnisschrift „Der Experimentalroman"[1]) erschienen ist, so sagt doch der Übersetzer selber, daß Zolas Theorie schon tot ist und nur mehr historisches Interesse bietet. Die höchsten Wahrheiten aber, die Zolas Analyse nicht entdecken konnte, sie leben!

Der „Totentanz" in der modernen Literatur

Ein literarhistorischer Streifzug von N. Lambrecht

Vor mir liegt die Kopie eines Kupferstiches aus Holbeins „Totentanz". Das Bild eröffnet einen Ausblick in ein weites Gefilde. Hinter den blauen Linien der Hügelkette versinkt die Sonne. Die dumpfe Hitze eines sonndurchglühten Sommer- und Arbeitstages brütet über den armseligen Dorfhütten. Auf der weiten Felderfläche ein Bauer mit seinem Viergespann. Die Pflugschar schleift durch die Ackererde. Man kann sich vorstellen, wie sie knirschend und mahlend die Furche zieht. Hinter ihr her schreitet mühselig der Bauer, den Rücken gebeugt unter der Last des Arbeitstages. Sein mageres Viergespann stampft in die Scholle hinein. Die Muskeln und Sehnen spannen sich straff, man sieht, wie elend und abgezehrt die Tiere sind.

Und in dieses dumpfschwüle, drückende Bild hinein malte die Meisterhand eine grausame Ironie auf Lebenslust und Übermut. Ein hüpfendes Wesen schreitet

[1]) Leipzig 1904, Julius Zeitler. 62 S. Mk. 1.20.

Digitized by Google

dem Bauern zur Seite, ein Skelett, das ihm als Ackerknecht dient und die Peitsche schwingt. Das allegorische Gespenst ist der Tod, den Holbein in einer umfassenden Komposition von philosophischen und religiösen Darstellungen zum Ausdruck bringt.

Es ist mir, als habe ich ein furchtbares Verhängnis geschaut. Eine unversöhnliche Traurigkeit liegt in mir, und in meine Arbeitslust hinein brennt die schmerzliche Satire. Ob König oder Künstler, Freudenmädchen, Spieler, Arme, Reiche, Juden — nach allen schnappt die Totenhand, und ihr Schatten fällt schon mit der sinkenden Sonne in unseres Daseins Last und Freude. Überall Tod, Laster, Verbrechen!

Es läßt sich nicht leugnen, dieser stoische Gedanke aus der Zeit des „Totentanzes“ ist auch in die Literatur unserer Zeit herübergenommen worden. Eine Losung wurde ausgegeben, die hieß: Schildert das Laster! Deckt die Abgründe auf! Malt den „Misthaufen des Lazarus“, und ihr bessert die Menschheit, ihr flickt die Weltordnung zusammen, ja, ihr mildert die Gegensätze und versöhnt die Gesellschaft! — Wie falsch und irreführend diese Hypothese ist, mag in folgendem klargelegt werden. Es drängt sich hierbei zunächst die Frage auf: *War der naturalistische Roman unserer Literatur notwendig?*

Die verflossene Unterhaltungslektüre schwelgte in einem Konditoreiton absurder Backfischideale. Eine Marlitt, Werner und Konsorten beherrschten das Gefühlsnervensystem ihrer Leserinnen treffsicherer als der gewandte Tonkünstler die Tastatur seines Ibachflügels. Sie *spekulierten* auf die Wünsche und Anschauungen des Durchschnittslesers und suchten ihm auf eine erfahrungssichere Art die Heldin imponierend vorzuführen. Dieses künstliche Interesse an der Hauptperson mußte den Umweg durchs — Toilettenzimmer machen! So wurde mindestens ein Romankapitel aus dem neuesten Wiener Modejournal abgeschrieben, um der lieben Leserin die Heldin „näher“ zu bringen und zur Anwendung des frei übertragenen klassischen Wortes zu kommen: „Wie sie sich räuspert und wie sie spuckt — das hat man ihr glücklich abgeguckt.“ Erzählt man sich doch von dem verstorbenen „Gustav vom See“, daß er es seinen Töchtern überließ, die Heldinnen seiner Romane „chic“ anzukleiden. Unter diesem Verweilen und Hervorheben des *Äußerlichen* mußte die Verinnerlichung, die seelische Vertiefung, mit einem Worte das *Künstlerische* leiden. Die Romanhelden waren schön ausstaffierte Puppen, die nach einem gewissen Schema am Draht tanzten. Dadurch wurde die Bezeichnung „Romanheld“ im realen Leben mißachtend gedacht, unter den Begriff des Phantastischen, Unwirklichen, Gekünstelten, Unglaublichen zusammengefaßt. Die Geschicke des Romans vollzogen sich in sog. Luftschlössern, zwischen ihnen und der Wirklichkeit lag die Kluft. Die *Phantasie* des Lesers wurde zur Brücke von hüben zu drüben; *darin lag die Gefahr für die Menschheit!*

Die Welt war anders worden, der „Zeitgeist“ kam hinein, die Verkehrsmittel reichten bis zum entlegensten Winkel hin. Da gab es nur mehr eine

Digitized by Google

große Stadt, und das war die Welt. Wo aber der Verkehr, die Kultur ihre Riesenarme hinüberreckten, da baumelte als Flitterwerk und Rauschgold an ihrem Handgelenk das gleißende Gefolge des Zeitgeistes, das Bracelettenmachwerk modernen Lebensgenusses und der Verführungskünste. Und diese frevelnde, übermütige Hand an dem Riesenarme griff in die bodenlose Unwissenheit und Weltunkenntnis hinein, und an jedem Finger hing ihr ein Menschlein, das aus dem abgestandenen Most der Afterlektüre seine Lebensideale schöpfte und nun an dem Brillantfeuer des Scheingoldes zugrunde ging wie die Motte am Lampenlicht. Die Menschenseelen, die der Überzeugung jener „Tendenzliteratur“ — wir rechnen dazu die „Fachblattschriftstellerei“ aller Nüancen, ganz gleich, in welches Gebiet die „Tendenz“ hinübergreift — geopfert waren, schrien zum Himmel um Rache. Ich nehme es symbolisch und meine den Himmel, wo die literarischen Sterne als falsche astronomische Führer glänzten und gegen die Dr. Lohr s. Z. in der „Liter. Warte“ unter der Parole „Etwas über Tendenz“ zu Felde zog. Damit begann nachdrücklichst auch auf unserer Seite die Aufklärung in Schrift und Wort. Sie donnerte von der Kanzel herunter, sie legte den alten Wortschatz mit der neuen Bedeutung in des Lehrers und Erziehers Mund, sie kristallisierte sich endlich zu den Tempelsäulen des neuen Literaturbaues, der seitdem noch immer an der Stirnseite die Embleme des Erwachens trägt.

Sie sind aufgewacht, die da schliefen und träumten bis zur „Revolution der Literatur“ am Anfang der 80er Jahre. Sie arbeiteten an der neuen Literaturströmung nach System und Plan, da erhitzte sich das Genie und aus dem geordneten Plan wurde der Wahn. Der Wahn ist immer krankhaft, er liefert Zerrbilder der Schöpfung und bleibt einseitig. Das ist der Fehler des naturalistischen Romans, die Einseitigkeit! Er wirft sich nur auf die Schilderung des menschlichen Elendes, nimmt sich die gewaltsamsten Bewegungen, die wahnsinnigsten Leidenschaften zu Hauptingredienzen der Romankomposition. Wie Immermann in seinen „Epigonen“ den Haß gegen den nüchternen Industrialismus schürt und in E. Willkomms Roman: „Weiße Sklaven“ der tugendhafte Arme gegen den reichen Schurken ausgespielt und das darbende Hungergesicht der feisten Lebensvisage entgegengestellt wird, so verdichtet G. Hauptmann in seinem Drama „Die Weber“ die sozialen Probleme, welche die Geistesheroen vor 1885 schon beschäftigt haben, zu einem sog. Hauptcoup. Die Fabrikssklaven fordern Befreiung — Brot, damit ist die Basis und Berechtigung zum sozialen Drama gegeben, die nackte Wahrheit geht darin umher, es ist wahr bis zur Unnatur! Es wäre aber recht und billig gewesen, neben Dreißiger auch den ehrlich strebenden Fabrikanten, der mit Mühe, Not und Schweiß sich standesgemäß durchschlagen muß, zur Geltung kommen zu lassen, um der Wahrheit gerecht zu werden und von dem Verdachte der Einseitigkeit sich frei zu machen. Indessen, das eben will Hauptmann mit den „Modernen“ gemein haben: nicht Apostel der Wahrheit will er sein, sondern der Wirklichkeit, jener Wirklichkeit nämlich, die sich dem Skribent am Schreibtisch als „moderne Literaturströmung“ aufdrängt! Die Wirk-

Digitized by Google

lichkeit, wie sie uns aus der nüchternen Schwere des Alltags entgegentritt, macht den Dichter gewissermaßen zum Chronisten seiner Zeit, der Laster und Tugend, Gut und Böse zum harmonischen Ausgleich bringt. — In diesem Sinne könnte Ibsen für die Menschheit erlösend wirken, wenn er aus dem Dasein nicht allzusehr die unmöglichen Gefühle herauspressen wollte. „So sind wir Menschen" doziert er, und eigentlich müßte es heißen: so gibt es Menschen!

Ein gewisses Entgegenkommen zu unserer Forderung zeigt Konrad Alberti in seinem sozialen Roman „Wer ist der Stärkere?". Aus der korrumpierten Berliner Gesellschaft taucht Baumeister Hilgers, idealisiert durch vortreffliche Eigenschaften und edle Bestrebungen, vorteilhaft auf. Seine Überzeugung drängt ihn auf Seite der Streikenden; die Folge ist seine Entlassung! Die Konflikte häufen sich, und Hilgers sieht sich von allen, auch von jenen, denen er bisher beigestanden, verlassen. Seine Zuflucht ist Amerika; dorthin folgt ihm auch seine Braut, die Schwester seines Arbeitgebers. Hilgers Schicksal ist das Opfer der Wahrheit, er geht unter in seiner Überzeugung; anders Dr. Breitinger, der mit seiner wissenschaftlichen Errungenschaft nicht durchkommt, den fetten Mops der Frau Kultusminister kuriert und dadurch die freigewordene Professur erlangt. Dr. Breitinger opfert also seine Ideale und geht moralisch unter. Es ist mit den Fingern herauszugreifen, dies haec fabula docet. Die Welt ist schlecht. Ein redlicher Mensch muß daher schlecht werden, um in ihr bestehen zu können! — Das ist der Mißton! — In gleicher Weise brandmarkt der Russe Gorki in seinem Roman „Die Drei" die zersetzende Wirkung der modernen Kultur. Von drei Kindern, die ein eigenes Geschick zusammenbringt, sondert sich der Naturmensch Ilja ab und wagt sich in den Kampf mit der großstädtischen Überkultur. Aber auch er wird von dem Schlotenrauch der Weltstadtsphäre angekränkelt. Die Naivität des Naturkindes geht an den Konflikten zugrunde. Er wird irre an dem, was gut und was schlecht ist. — Nach diesen trüben Voraussetzungen mutet uns Gorkis Bühnen- und Sittenstück „Im Nachtasyl" wie ein unversöhnlicher Schlußgedanke des Ganzen an. Der alte Pilgrim mit seiner erbarmenden Menschenliebe bemüht sich, die verkommenen Leute der Spelunke wieder zum Glauben an das Hehre, Edle zurückzuführen. Sein Wort aber wirkt nur so lange als dessen Klang verhallt, dann versinkt alles wieder in Grauen und Verzweiflung. Moral: Aus dem Laster zurück führt kein Weg!

Es ist klar, bei allem anerkannt redlichen Wollen seitens der Dichter ist dies nicht die rechte Art, das eiternde Geschwür aus der Menschheit auszumerzen. Ich frage: Wird es den Neuling im Widerstreit mit der modernen Kultur ermutigen und stärken, wenn er seine Vorbilder in der Redlichkeit als gestürzte Götzenbilder im Straßenstaub sieht? Wird der Gefallene den moralischen Mut zum Glauben an den idealen Wert des Menschen wiederfinden, wenn ihm von vornherein die Aussichtslosigkeit einer geläuterten Rückkehr vorgeführt wird? Wird es den Besitzenden mit dem Besitzlosen versöhnen, wenn dem reichen Prasser der verbitterte, von der Not zum Verbrechen getriebene Arme gegenübergestellt wird,

Digitized by Google

wie er an seiner Türe lauert, wie er in geheimen Organisationen gegen das „Kapital" wühlt, wie die Empörung das Fundament der Weltordnung abbröckelt, wie der Mörder die Zeit des Schlafes ausspäht, um das Verbrechen zu begehen, das er Notwehr nennt? Nein und tausendmal nein! Die Furcht heilt nicht den Egoismus, sie vergrößert ihn! Die Geschichte der Politik erzählt es uns auf jeder Seite. Man schreit nach Gewaltmitteln und Kanonen, um die Idee des Aufstandes niederzuschmettern, die geheimen Wühler mundtot zu machen. Die Kunst hat ihnen gezeigt, wie im Stillen der Boden der Gesellschaft unterminiert wird!

So wirkt der naturalistische Roman in letzter Folge nicht versöhnend, sondern aufreizend und gleicht die Gegensätze nicht aus, sondern verschärft sie!

Für unsere naturalistischen Bestrebungen ist es nun aber eine auffallende Tatsache, daß das Volk, welches die abschreckende Wirklichkeit erlebt hat, sie nicht mehr in den Darbietungen der Kunst entgegennehmen will. Wir wissen, daß Zola, der Großmeister des Naturalismus, das Experiment gewagt hat, die abstoßendsten Szenen aus seinen Werken unmittelbar von der Bühne herab auf das Volk, aus dessen Lebensbrodem er sie geschöpft, wirken zu lassen. Der Eindruck war verblüffend und brandmarkend für die ganze naturalistische Sippe: Mit Schweigen und Widerwillen ging das Volk über diese „Kunst", die nichts Besseres bot als die Alltäglichkeit, hinweg. Der gleichen Empfindung ist es zuzuschreiben, daß die Franzosen nach den Greueln aus der Zeit der Ligue keinen Geschmack mehr für die obligaten Ritterromane mit ihrer brutalen Abenteuerersucht hatten und die Phantasie in lieblicheren, friedlicheren Bildern schwelgen ließen. Diesem Bedürfnis kam Honoré d'Urfés „Asträa" in ausgedehntem Maße entgegen, daher auch ihr Ruhm. Die ideale Traumwelt der „Asträa" erschien ihnen glücklicher und edler als die gemeine, blutige Wirklichkeit. Die gegebenen Prämissen drängen zur eingehenden Deduktion über die Art der zu behandelnden Wirklichkeit. — Ja, ist die Wirklichkeit denn nicht der eine konstante Begriff?

Ganz und gar nicht. Wir müssen da unterscheiden zwischen der künstlerischen und gemeinen Wirklichkeit, zwischen der Wirklichkeit, wie der Maler sie behandelt und wie der Dichter sie schaut. Wenn also beispielsweise dem Zeuxis die Vögel in die gemalten Weintrauben einpickten, dann ersteht hieraus der Meisterhand das herrlichste Zeugnis des Könnens, den Dichter aber würde dieser Triumph der Wirklichkeitserfassung nicht höher bewerten als das Handwerksmäßige in der Kunst der Photographen. Richtig bemerkt daher Hans Herrig in seinen „ästhetischen Anregungen": „Das Sehen des Dichters braucht keineswegs die ganze Welt zu umfassen. Auch das kleinste Bruchstück genügt, nur muß er freilich immer mehr darin sehen, als die gemeine Wirklichkeit der Dinge .... Wenn der Poet aber z. B. keine andere Wirkung auf den Leser hervorbringt als eine nackte Dirne oder wenn der Komödiendichter uns den Abend nur dergestalt verkürzt, daß es die alte Familien-

Digitized by Google

tante, wenn sie am Kaffeetische ihren Beutel voll Skandal ausschüttet .... genau ebenso könnte, so haben wir es nicht mehr mit Kunst zu tun."

In der Behandlung der gemeinen Wirklichkeit lassen sich die Matadore auf diesem Gebiete füglich in zwei Gruppen abteilen. Zola und seine Epigonen legen ihre Meisterschaft in eine höchst langweilige, von künstlerischem Standpunkte aus wertlose Schilderung der Alltäglichkeiten, so in „Nana" das Boudoir, im „Assommoir" der Schnapsladen, im „Joie de vivre" durch eine umständliche Beschreibung der Wassersucht, Gicht, einer Entbindung, eines verendenden Hundes! Durch das unmotivierte Hereinzerren des Pathologischen begeht Zola eine ganz unwürdige und künstlerisch unmögliche Verquickung von Poesie und Wissenschaft! Der Naturalist wird da zum Kurpfuscher, denn man kann und soll nur ein ganzer Poet und ganzer Gelehrter sein; zum wenigsten aber läßt sich nicht ein Teilchen Wissenschaft in den Poetenrock einnähen, um an den Rocknähten als „Weisheit" herauszuprotzen, Fittig und Seziermesser sind eben zwei Embleme, die sich nicht einmal im „Jugendstil" anbringen lassen. Des weitern aber läuft der in solcher Weise ausgeschlachtete Naturalismus Gefahr, zur männiglich bekannten Hintertreppenliteratur auszuarten, wie sie massenweise aus den Brutstätten Berlin, Hamburg, Amsterdam hervorgeht. Wenn also die Meisterschaft in der Beobachtungsgabe beim Naturalisten sich die Stoffe und „Sujets" aus der Schauerlektüre herholt und uns wie diese glauben machen will, so bestialisch sei „die Menschheit", so ist es eben eine durchaus logische Folgerung, wenn er uns auf den Blättern der neuern Literaturgeschichten als „Begründer einer neuen Art von Hintertreppenromanen" entgegentritt.

Die zweite naturalistische Gruppe formt sich aus dem sog. „Grün-Deutschland" und stammelt in ihren Erzeugnissen ein neues, bisher unbekanntes und unverstandenes Vokabular herunter. Ihre Zugehörigkeit zur „Moderne" äußert sich u. a. in der Prägung sonderbarer, ja widerlicher Worte, wie: „aufgrommeln, lunzen, molscher Käse" (Alberti), „Nestwarmweiche Lagerstätte — Rosawolken, mullgebauschte" (Bierbaum) „Fraßkummer, mehlsattgefressene Frau Nüchternheit" (Liliencron) u. s. f. künstlich, geschraubt, trivial bis zur gemeinen Dialektauslese! Denken sie, daß der Dichter sich statistisch an der Zahl der Worte messen läßt, wie Max Müller in seiner „Wissenschaft der Sprache" ausführt? Dann allerdings sei diesen literaturjüngsten Wortformern ein eifriges Studium des Shakspereschen und Goetheschen Wörterschatzes anempfohlen.

So wird denn der Roman, der den weitern Schritt zum Drama macht, das Echo der gröbsten Gemeinheiten und jeder Obszönität. Er beschränkt sich nicht darauf, die geheimsten Falten des Menschenherzens klarzulegen, um die dort schlummernden Regungen zum Guten und Bösen aufzudecken und der schauenden Welt den Seelenspiegel vorzuhalten, nein, hinab zu den Schmutzlöchern und Sumpfstätten des Lasters zieht er den Menschengeist und bringt uns in Verkehr mit den erbärmlichsten Existenzen. Er weitet und breitet sich in der behaglichen Beschreibung schlechter Orte und Bacchanalen, und so wirft uns mit zynischem

Digitized by Google

Lächeln der Naturalist den Schlamm vor die Füße, aus dem wir, die zur Niedrigkeit herabgesunkenen Menschen, geknetet sind. In seiner jetzigen Form nimmt der naturalistische Roman immer mehr den Charakter der ungestümen Protestation an, der eigenwilligen Verneinung. Er protestiert gegen die Ehe und gegen die Familie. Darin freilich ist er nur Nachahmer einer frühern Literaturrichtung; schon die Literatur des 18. Jahrhunderts war durchtränkt von dem Salonodeur des Ehebruchs. George Sand, die Verfechterin der freien Liebe, brandmarkte als Grundübel — den Mann! Aus dieser Voraussetzung erging der Fehdezug gegen Ehe und Familie und die ganze Gesellschaft. Auch sie wollte Weltverbesserin werden durch Protestation und Einseitigkeit. In ihrem epochemachenden Roman „Indiana" zeichnet sie den Helden als Don Juan niedrigster Ordnung. Jede noch so zarte Liebesregung in sich ist ihm ein willkommener Anlaß zum tollsten Lebensgenuß. Er will sinnlich und egoistisch sein, verführt ein junges Mädchen und kompromittiert einige Damen der guten Gesellschaft, hat auch drei Duelle gehabt und unterhält gleichzeitig mit Indiana und ihrem Zimmermädchen ein Liebesverhältnis. Und nun fällt George Sand ihren Richterspruch über die Erbärmlichkeit des männlichen Ideals: „Solchen Mann verachten die Frauen nicht!" ergo: Die Frauen entwürdigen sich selber! Nach dem, was das vielgeschmähte und vielgepriesene „Verabuch" an Protesten und sonstigen Kundgebungen gezeitigt hat, ist man versucht, das Sandsche Ergebnis wörtlich auch auf unser Zeitalter anzuwenden. Der „Salonheld" verwirrt und blendet eben noch recht viele Frauenköpfe und trübt somit die richtige Bewertung des Mannes. Wenn da der Roman die Stelle des Aufklärens und Warnens vertritt, übernimmt er ein Apostelamt; aber George Sand weiß nichts von einem erhebenden, sittlichen Einfluß: sie klagt an, aber läutert nicht! Auch darin läßt sich die Parallele mit unsern Naturalisten ziehen. Tolstoi schildert mit Vorliebe den Ehebruch. Seine „Macht der Finsternis" erregt Schrecken, Widerwillen, ja Ekel, Grauen, dumpfe Betrübnis — alles, nur keine sittliche, edle innere Erhebung und Läuterung. Von Zola, dem Verfasser der Dirnenromane, sagt selbst der Gottesleugner Renan: „Er verletzt in jeder Zeile seiner Bücher die Sittlichkeit, er ist ein ekelhaftes Tier, das sich nur im Kot wohlfühlt." Von einem solchen Manne weiß der deutsche Zola, M. G. Konrad, in seinem Buche „Parisiana" folgendes Loblied zu singen: „Darauf leist ich den feierlichsten Eid, daß ich Zola für den moralischsten Schriftsteller Frankreichs halte. Nie hat er das Schöne zur Beschönigung gebraucht, denn er ist die Keuschheit selbst!" Es ist sattsam bekannt, daß lange genug in unserer Unterhaltungsliteratur „das Schöne zur Beschönigung" mißbraucht wurde, aber um da Remedur zu schaffen, mußte man sich nicht damit begnügen, einfach die platte Wirklichkeit abzuschreiben und das Bestialische in der Menschheit öffentlich festzunageln wie in Zolas „la bête humaine", worin Lantier aus Begeisterung zu einem Mörder seine eigene Braut ermordet. — „Die Ehe ist das große Feigenblatt dieser heuchlerischen Schweinewelt", sagt Pepi in Konrads „Die klugen Jungfrauen";

Digitized by Google

und Tovote, der frappanteste Nacheiferer Zolas, führt aus: „In der (sittlicher) Hinsicht könnte man keiner Frau sicher sein, keinen Augenblick! Eigentlich wäre es töricht, deshalb einem Weibe zu grollen," und weiterhin: „Es gibt nichts Köstlicheres weder für den Mann noch die Frau, als ein töricht vertrauendes Herz zu betrügen." Ein direkter Vorstoß gegen die Ehe ist J. G. Makays „Die Menschen der Ehe". Der „Held" setzt seiner Angebeteten folgendes auseinander: „Ich kenne nur ein Verhältnis wie zwischen Mensch und Mensch, so zwischen Mann und Weib, das ich würdig nenne: das auf gegenseitiger Unabhängigkeit beruhende," also die freie Liebe, die er denn auch mit der „Heldin", Dora Syk, eingeht. — So könnte man die Auslese noch weiter führen, und wahrlich, sie wäre ergiebig genug. Der naturalistische Roman protestiert aber auch gegen die Gesellschaft und erhitzt sich immer mehr in dem Bestreben, die persönliche Pflicht abzuschaffen und alles der gesellschaftlichen Pflicht aufzubürden. Am unzweideutigsten dringt dies durch in Bleibtreus „Propaganda der Tat". Stahl ermordet seinen Peiniger, der ihn ins Gefängnis brachte und kommt hierüber zu der Ansicht: „Wer hat mich gezwungen, mir selbst mein Recht zu nehmen? Die Gesellschaft!" Olga, die durch den Ermordeten verführt worden war und zur radikalen Anarchistin wird, doziert: „Nicht die paar Kapitalisten, sondern der Staat ist der große Kapitalist und Blutsauger, der uns alle knechtet." In Mackays „Anarchisten" heißt's: „Die organisierte Gewalt ist der Staat. Wie Gewalt sein innerstes Wesen ist, so ist Raub sein Privilegium." — „Ich verlange und erwarte keine Zuerteilung von Rechten seitens der Gesamtheit, und ich fühle mich ihr gegenüber zu nichts verpflichtet. Setzen Sie an Stelle des Wortes ‚Gesamtheit' was Sie wollen: Staat, Gesellschaft, Vaterland, Gemeinwesen, Menschheit!" Den Begriff von Standesehre unterhöhlt Graf Trast in Sudermanns „Ehre" wie folgt: „Es gibt keine Ehre, was wir Ehre nennen, ist nur der Schatten, den wir werfen, wenn uns die Sonne der allgemeinen Achtung bescheint: Das Schlimmste ist, das es ebensoviele Sorten von Ehre gibt, wie es Klassen gibt."

Es ist unzweifelhaft ein Zweifaches, das Gewissen der Gesellschaft und das Gewissen des Individuums. Neuerdings sind wir aber soweit gekommen, die Gesellschaft als den großen Verbrecher anzusehen. Man teilt ihr die Aufgabe zu, allen Wesen ein unbegrenztes und schrankenloses Glück zuzusichern; kommt sie dieser Forderung nicht nach, dann wird strenge mit ihr ins Gericht gegangen. Um das Falsche und Widersinnige dieser Auffassung zu ermessen, greife man in das Altertum zurück, das sich einzig an das individuelle Gewissen wendet, wie denn auch die berühmtesten Formeln der alten Ethik unmittelbar den einzelnen Menschen ins Auge fassen. Wieviel persönliche Moral liegt in dem: „Erkenne dich selbst" des Sokrates, dem „Enthalte dich" des Epiktet! Und ebenso zieht das Christentum nicht die Auswüchse der Kultur und die Unvollkommenheiten der Gesellschaft in den Ideenkreis seiner Belehrungen und Forderungen, sondern wendet sich ohne Umschweife direkt dem Menschen als Einzel-

Digitized by Google

wesen zu. Das Gesetz der persönlichen Verpflichtung auflösen, hieße das Gewissen von seiner Autorität losschälen. Ist doch gerade das persönliche Gewissen der Erzieher des Individuums und daher im weitern der ganzen großen menschlichen Gemeinschaft. Die gegenteilige Ansicht würde eine krause Verwirrung der Sittlichkeitsbegriffe hervorrufen und anderenteils auch zur Nietzsche-Moral führen; die Folge wäre: eine zügellose Parteilichkeit gegen die Schwächen und Verbrechen des Individuums, die Entschuldbarkeit des Lasters und Sanktion aller — Tugend! Also zurück zur Unkultur!

Der naturalistische Roman protestiert des weitern gegen Gott! Damit setzt er sich in strikten Gegensatz zu den Geisteserzeugnissen, welche nach dem Zeitalter Ludwigs XIV. entstanden. In „Clarissa" schreibt Richardson von seinem Helden: „er war Gottesleugner!" Dadurch hatte er ihn nach den damaligen Anschauungen aufs schlimmste gebrandmarkt, die materialistische Richtung unserer Zeit würde dies aber als Glorifizierung des Romanhelden nehmen. Wer überhaupt als geistig hochstehender Mensch genommen werden will, muß sich nach dem Maßstab messen lassen, den Frau Foersan bei Jörgensen der Eva anlegt zur Bewertung eines Kulturmenschen: „Sie sind doch wohl um Gottes willen freisinnig? Sie glauben doch wohl nicht an Gott? Und Sie rauchen doch Zigarretten?" Darin gipfelt das moderne Freidenkertum, wie es Paul Heyse in seinen „Kindern der Welt" dokumentiert. Das Lossagen von jeder übernatürlichen Religiosität predigt man als den „reinen Kult der Humanität". Welche Art von Menschen dieser Kult erzeugt, zeigt Felix Holländers „Jesus und Judas" kraß genug. Der Held der Erzählung, Student Karl Truck, der sich als neuer Messias geben möchte, sagt zu seiner Geliebten: „Die Bibel, Lene, lügt, lügt von Anfang bis zu Ende, und die zehn Gebote könnten gerade so gut umgekehrt lauten. Habe ich oder hast du deine Eltern gebeten, sie sollten dich in die Welt setzen? Nein ... Nicht zu unserer Freude, zu ihrer Lust, Lene, erzeugten sie uns. Daher, Lene, haben Eltern nur Pflichten, keine Rechte." Höfke spricht sich noch deutlicher aus: „Trinken, schlafen und buhlen ... Das ist die höchste Lebensweisheit, alles andere ist Plunder ... Das menschgewordene Tier hatte nur die Wahl zwischen Selbstmord oder Betäubung!" Also sprechen sie wie Zarathustra, sie, die von der Autorität Gottes sich befreien und Nietzsche anbeten!

Nach diesem Credo unserer Naturalisten bedarf es nicht einmal des Hinweises darauf, wie sie das „zarte Problem im Menschenleben", die Liebe, behandeln. Die Antwort gibt W. Bölsche erschöpfend und mit frivoler Offenheit: „Die Liebe ist weder etwas überirdisch Göttliches, noch etwas Verrücktes und Teuflisches ... sondern diejenige Erscheinung des menschlichen Geisteslebens, die den Menschen mit Bewußtsein zu der folgenreichsten und tiefsten physischen Funktion hinleitet, zum Zeugungsakte"!! Da haben wir's ja! In der behaglichen Schilderung des zügellosen Geschlechtstriebes formuliert sich der Naturalismus Gründeutschlands!! Heinz Tovote widmet ja der „Kokottenliebe" so viele seiner

Digitized by Google

„wurmstichigen Geschichten". Hermann Bahr überschreitet in „Die gute Schule" förmlich die Grenze der weitesten Duldung. Flaischlen stempelt in „Toni Stürmer" die Frau in aller Form und mit aller Kühnheit zur Messaline und Hetäre, und so watet einer hinter dem andern in dem Sumpfe weiter. Da können wir denn Jul. Hart von Herzen dankbar sein, wenn er in „Sumpf" seinem Helden das Geständnis in den Mund legt: „Ist das die Liebe der Keuschheit, so sag es mir. Ich kenne sie nicht!" — Nun, dann können wir auch nicht mehr verlangen.

Dank solcher Literaturgebilde haben sich vollständig privilegierte Verbrechergilden herausgebildet, welche weder Abscheu noch Ekel mehr einflößen, weil sie eben so „liebenswürdig" in ihren Ausschweifungen, so „reizend" in ihren Lastern sind. Darin liegt eine Verführung der gefährlichsten Art, und wenn schon im Verbrechen eine geheime Wohllust liegt, so rät es die Klugheit, darüber so viel als möglich den Schleier zu werfen. — Nach den obigen Darlegungen kann uns das Prinzip der naturalistischen Richtung: „Krankhafte Ziererei ist das Flüchten in die Antike", weiter nicht mehr überraschen. In die Tragödien der antiken Klassiker ist die sittliche Idee als Idee des Schönen — ob bewußt oder unbewußt — von den Dichtern hineingelegt, selbst wenn sie sich dadurch auch des öftern in Gegensatz zu ihren Zeitgenossen stellten. Neben Aeschylos redet der zweite größte Tragiker des klassischen Altertums im edlen sittlichen Pathos die Absicht heraus, Lehrer und Besserer des Volkes zu werden. So klingt auch in „Antigone" immer wieder das: haec fabula docet heraus. Ja, was lehrt sie uns denn? Doch nur die eine feststehende Tatsache, die auch das Urteil des feinen Kenners des klassischen Altertums, Aug. Böckh, umfaßt: „Kein alter Tragiker, am wenigsten Sophokles und Aeschylos, hatte die Überzeugung, daß Dichtung und Sittlichkeit nicht in Berührung stehe." Und in diesem Bestreben wissen sich die modernen Klassiker eins mit den antiken. Darin liegt eben der hohe Genuß der tragischen Kunst, wie sie uns die Alten, wie sie uns Shakspere, Calderon, Schiller nach seiner Sturm- und Drangperiode und Goethe geschaffen haben. Die Wahrheit leuchtet in uns hinein und erhebt das Herz! Die Naturalisten haben die Menschheit in den Sumpf hinabgeführt und lassen sie darin stecken mit der Ermunterung: „Bestrebt Euch, darin behaglich zu werden!" — Zurück aus dieser Versumpfung! Das Elend ist geschaut, die Wirklichkeit hat mit rauher, mit frevelnder Hand geführt, nun sollen die Lebensideale wieder zur Geltung kommen. In der Einseitigkeit wurzelt der Naturalismus, der deutsche Stamm unseres Dichterwaldes aber soll mit kernigen, gesunden Wurzeln sich in das dürre Erdreich unseres modernen Literaturgebietes einbohren: Realismus! Was uns dazu fehlt, sind weniger hervorragende Talente, als ein einheitliches, tragendes, erhebendes Prinzip! Die meisten neuern und neuesten Literaturbestrebungen sind aber zumeist nur klügelnde, nörgelnde Versuche, ein nutzloses Experimentieren.

Digitized by Google

Realismus! Wahrheit, nicht platter Alltag! Wir gehen auf die Suche mit der Diogeneslaterne; an gutem und talentiertem Wollen ist kein Mangel, auch Jörgensen nimmt die besten Anläufe, um in den babylonischen Turm der Verwirrung sieg- und erfolgreich die Bresche zu schlagen, aber so lange er der moralisierende Schriftsteller, der predigende Konvertit bleibt und nicht die Tendenz aus der Handlung hervorgehen läßt, wird er der Berufene nicht sein, weil er nicht über das Niveau des Tendenzschriftstellers hinausstreben will.

Gewiß, es gibt Dinge in der Finsternis, die für uns verborgen bleiben sollen, wenigstens für die große Mehrheit. Ein System läßt sich da nicht schmieden. Darum gebe man der Unschuld nicht den Faustschlag ins Gesicht, sondern gehe ihr als Fackelträger voran, pflanze hier ein Haltzeichen, dort eine Warnungstafel auf. So kann der Schriftsteller sich wirkliche Verdienste um die Menschheit schaffen und der Roman wird nicht nur zum Ankläger, sondern zum Bildner und Wohltäter der Menschheit werden.

Die pädagogische Literatur des Jahres 1904

Von B. Clemenz in Liegnitz

Rudolph v. Ihering, einer der erleuchtetsten Geister unseres Jahrhunderts, hat in dem einzig dastehenden Werke „Der Zweck im Recht“[1]), von dem leider nur ein Band vollendet wurde, drei Arten abstrakter Imperative in der sittlichen Weltordnung unterschieden: die des Rechts, der Moral und der Sitte. Das Gemeinsame derselben ist der gesellschaftliche Zweck; alle drei haben die Gesellschaft zum Zweckjubekt, nicht das Individuum. Bezogen auf die Pädagogik ergeben sich drei Faktoren: Erzieher, Zögling, Gesellschaft. So viel man schon über Sozialpädagogik geschrieben hat, die Anerkennung der Gesellschaft als eines maßgebenden Faktors der pädagogischen Praxis scheint noch nicht durchgedrungen zu sein. Welche Mächte aber werden, auch nach der völligen Erkenntnis dieses Satzes, imstande sein, ihm zur faktischen Geltung zu verhelfen?! „Die Schule sollte das Kind nicht als Lehrobjekt auffassen, sondern als individuelles Glied einer lebendigen Gesamtheit und — als Glied der individuellen Einheit der Familie.“ „Man überlasse doch den militärischen Drill und das Gleichmachen als wohltätiges Erziehungsmittel der Kaserne; . . . .

[1]) Leipzig 1893, Breitkopf & Härtel. I. Bd.

Digitized by Google

die Schule soll keine Kaserne sein, keine Zwangsanstalt, an die der Mensch mit Schauder zurückdenkt. Als milde Freundin soll sie die vorhandenen Gaben ausbilden, wie der Gärtner jede Pflanze nach ihrer Natur in die Sonne oder in den Schatten rücken, die fruchtversprechenden Triebe befestigen und die wilden Schößlinge beschneiden wird."

Dieser Warnruf des „Türmers", den Peter Rosegger in seinen „Heimgarten" aufnahm, ist nur eine von den Hunderten ähnlicher Auslassungen, die sich seit einem Jahrzent häufen; das Motiv kehrt fugenartig wieder: rettet die Jugend aus der Maschinerie der heutigen Schule!

Unter diesem Thema könnten sämtliche pädagogischen Symptome der Zeit erörtert werden. Schulaufsichtsfrage, Schulgesetz, Konfessionsschule, Schulreform, neue Erziehung, sie stehen unter demselben Prinzipe, das v. Ihering auf seine letzten sozialethischen Elemente untersucht hat.

Aus der Fülle der Schriften über solche Fragen nenne ich einige: Tews, „Schulkompromiß, konfessionelle Schule, Simultanschule"[2]); Naumann, „Der Streit der Konfessionen um die Schule"[3]), treten beide für die Simultanschule ein; Naumann, „Die Kunst im Zeitalter der Maschine"[4]), sucht nach einer neuen Auffassung des modernen Eisenkulturapparats. Völligen Bruch mit dem Hergebrachten fordert A. Luntowski in „Beobachtungen eines Beobachteten"[5]) hinsichtlich der Lehrerbildung und Internatserziehung; Dr. E. v. Sallwürk in „Dem Ende der Zillerschen Schule"[6]), einer scharfen Polemik gegen die Herbartianer des „Jahrbuchs des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik", mit der Verknöcherung der Herbart-Zillerschen Lehre vom erziehenden Unterricht, deren Leitbegriffe ihrer ursprünglichen Fassung völlig entfremdet worden sind; am radikalsten aber Arthur Bonus „Vom Kulturwert der deutschen Schule"[7]) mit — nun eben mit allem, was heut heilige Form in der Didaktik und Erziehung ist. Form — ohne Inhalt, Phrase, Mechanik, Drill! Der Verfasser ist weder Atheist noch Spötter; sichtlich ernst meint er's mit der Jugenderziehung, und seine überbietende Art, die Dinge darzustellen, hat alle Aussicht gehört zu werden. Wenn er beispielsweise von der „Verschulung der Religion" redet, so trifft er damit jenes Übel, das mit jeder Verpraktisierung eines Hohen, Unnahbaren eintritt; und wenn er fordert, man möge Schiller einmal ganz vom Lehrplan absetzen, damit ihn die Jugend und das Volk wieder lieb gewinnen, so sind das Wahrheiten, geschöpft aus seiner Beobachtung der sozialen Seele. Aber es muß gestattet sein, von Minderheiten zu glauben, daß dieser pädagogischer Marasmus auf sie nicht zutreffe!

Wer über die in Zeitschriften und Broschüren versteckten Stimmen der Gegenwart immer orientiert sein möchte, lege sich das „Jahrbuch der päda-

---

[2]) u. [3]) Berlin-Schöneberg 1904, Buchverlag der „Hilfe". 30 bzw. 60 Pfg.
[4]) Ebenda. 25 Pfg.
[5]) Leipzig, Walter Röhmann.
[6]) Frankfurt a/M., Moritz Diesterweg. Mk. 1.—.
[7]) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 1.50.

Digitized by Google

gogischen Literatur" von M. Hohnerlein[8]) bei, dem die Nachwelt für seine mühevolle Sammelarbeit danken wird.

Ein auslesender Streifzug durch die Buchliteratur des vergangenen Jahres zeigt viel Eifer und Fleiß, aber die Werke bleibender Bedeutung sind selten. Es muß bei dieser Gelegenheit einmal ausgesprochen werden, welche Bedeutung die Lexikon-Pädagogik (s. m. Aufsatz darüber in der „Wahrheit") für die kursierenden Auffassungen, die pädagogische und volkstümliche Kleinmünze hat. Bei der riesig zunehmenden Verbreitung unserer großen Konversationslexikas ist es kein Wunder, daß die darin niedergelegten Anschauungen maßgebender werden als die der Fachliteratur. Gegenwärtig, da Brockhaus[9]) in neuer Jubiläumsauflage abgeschlossen, Meyer[10]) in neun und Herder[11]) in vier Bänden vorliegt, ist dieser Hinweis besonders angebracht. Zur Ehre ihrer Hersteller kann allen im allgemeinen nur das anerkennendste Urteil nachgesagt werden. Zunächst was die Quantität betrifft, streben sie darnach, möglichste Vollständigkeit zu erzielen, so daß also auch der Fachmann, der Lehrer wie der pädagogische Schriftsteller, genügende Auskunft in ihnen findet. Sowohl Brockhaus wie Meyer haben dann inhaltlich zeitgemäß modifiziert, wenn auch der Standpunkt der Verfasser nicht immer der des Lesers sein kann. Herder legt naturgemäß auf katholische Erziehungsfragen, Pädagogen und Anschauungen mehr Gewicht und bietet auf verhältnismäßig engem Raum sehr viel. Für grundlegende rechtspädagogische Fragen ist das im Herderschen Verlage jetzt in 2. Aufl. vollständig gewordene „Staatslexikon" maßgebend und als wissenschaftliche Quelle von hohem Werte.

Von den speziellen Enzyklopädien sei an erster Stelle Prof. W. Reins „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik"[12]) genannt, dessen zweite Auflage leider erst bis zur 1. Hälfte des II. Bandes gediehen ist. Neu ist diesmal die ausreichende Berücksichtigung der Auslandsschulen und -Pädagogik. Der wissenschaftlich tätige Pädagoge wird ohne R. Eislers „Wörterbuch der Philosophischen Begriffe"[13]) nicht auskommen; es ist gegenwärtig in zweiter, gänzlich neu bearbeiteter Auflage komplett und unvergleichlich auf dem Gebiete der philosophischen Wörterbücher. Gedacht muß auch werden der Jahresenzyklopädie der geistigen Strömungen der Gegenwart, die unter dem Titel „Türmer-Jahrbuch"[14]) nun schon vier Jahre die Fülle geistigen Lebens sondiert, theoretisch und literarisch, und auch der Pädagogik in ernster Weise zu dienen bestrebt ist. Ein Volksbuch der Menschenerziehung, eine systematische Zitatensammlung großen Stils, ist Prof. H. Ritters „Goldenes Buch der Lebensweisheit"[15]), und gehen wir einen Schritt weiter, so fallen auch

[8]) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs).
[9]) Leipzig, F. A. Brockhaus. Vor einigen Wochen erschien der erste Ergänzungs- als 17. Bd.
[10]) Leipzig, Bibliographisches Institut. Die neue Auflage ist die sechste.
[11]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Die neue Auflage ist die dritte.
[12]) Langensalza, H. Beyer & Söhne.
[13]) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2 Bde.
[14]) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
[15]) Leipzig-R., Max Schmitz. I. Bd. Mk. 12.—.

Digitized by Google

zwei andere, schöne und vielversprechende Unternehmungen unter den Gesichtspunkt der Volkserziehung; das sind die „Bücher der Weisheit und Schönheit“[16]), die Frhr. v. Grotthuß in der Absicht herausgibt, die tiefgründigen Gedankenströme der ersten Köpfe aller Zeiten dem Menschen unserer Tage, der sich so gerne mit dem bloßen „Kennenlernen“ von außen und oben begnügt, wieder nahe zu bringen. Ähnlich an Korrektheit und Schönheit sind die „Großherzog Wilhelm Ernst Ausgaben deutscher Klassiker“[17]), die in würdiger, seiner Verfassung uns das Gold der Dichtung vor Augen bringen und ohne weitere Zutat das Edelmetall erklingen lassen. Ausgesprochen pädagogisch ist die von dem Erneuerer altdeutscher Buchkultur, Eugen Diederichs in Jena, ins Leben gerufene Sammelausgabe „Erzieher zu deutscher Bildung“[18]), die die Lehrgebäude der Herder, Schlegel, Hamann, Fichte, Schiller u. a. m. wieder aufrichten sollen, damit die gegenwärtige Kultur an ihnen Richtmaße finde. Diese Auferstehungen des guten Alten sind pädagogischerseits ebenso dankbar anzuerkennen wie die Lebendigerhaltung der pädagogischen Klassiker, wofür E. Diederichs gleichfalls eine neue, geschmackvollere und dazu historischere Form gefunden hat; ein Beispiel liegt in Joh. Amos Comenius' „Unum necessarium“ vor, dessen äußere Erscheinung jedes historische Auge anziehen wird.

Aus der bei Schöningh in Paderborn verlegten „Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften“ kommen für die Berichtszeit in Betracht „Franz Michael Vierthalers pädagogische Hauptschriften“ und aus der Mannschen „Bibliothek pädagogischer Klassiker“ Bd. 10: „Joh. A. Comenius Große Unterrichtslehre“ mit Lebensbeschreibung von Prof. Dr. C. Th. Lion (5. Aufl.) und Bd. 42: „Ernst Moritz Arndts Fragmente über Menschenbildung“, nach dem Originalwerke herausgegeben von Dr. W. Münch und Dr. H. Meisner[21]).

Wenig pädagogisch gewürdigt werden die in philosophischen Schriften und Biographien enthaltenen Gedanken zur Erziehung; in dieser Hinsicht ist W. Bölsche, der glänzende Feuilletonist der Naturphilosophie, geradezu universal. Mit einer Tiefe und Schärfe hat der über vorsündflutliche Mammuts und Deszendenz zu schreiben gewohnte Denker in seinem neuen Sammelbuch „Weltblick“[22]) von „Talentklassen“ und der damit ausgesprochenen Individualisierung der Bildungsarbeit gehandelt, als ob er sein Lebtag nichts intensiver studiert hätte. Aber auch die Erziehungsgeschichte eines Schopenhauer[23]), Stifter[24])

[16]) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Jeder Band Mk. 2.—.

[17]) Leipzig, Insel-Verlag. I. Bd. Schiller, Dramen. II. Bd. Goethe, Romane u. Novellen. Je Mk. 4.50.

[18]) Jena, Eugen Diederichs. Erschienen sind bis jetzt 2 Bände: I.: Joh. G. Herders Ideen, II.: Fr. Schlegel, Fragmente. Je Mk. 2.—.

[19]) Ebenda. 1904.

[20]) Paderborn, F. Schöningh. Mk. 2.—.

[21]) Langensalza, H. Beyer & Söhne. Mk. 3.— bzw. 2.40.

[22]) Dresden, Carl Reißner.

[23]) A. Bossert, Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Ebenda.

[24]) A. R. Hein, Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke. Prag 1904, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Digitized by Google

oder Rosegger[25]) birgt Lehren, die in keinem systematischen Handbuche der Pädagogik zu finden sind, und von denen Proben, gebräche es nicht an Raum, hier am Platze wären. (Man lese z. B., was Rosegger von seiner Bildungsgeschichte sagt; Mein Weltleben, S. 405, 410.)

Die historische Ertragfähigkeit des Jahres 1904 war sonst gering; eine lose „Geschichte der Volksschule Böhmens von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1870" gab W. Hammer[26]) leider wenig verarbeitet heraus; die „Frauenbilder aus der Erziehungsgeschichte"[27]) von Fr. Wienstein sind ebenso gut gemeint als getroffen; H. Weimers „Geschichte der Pädagogik"[28]) konnte in zweiter Auflage erscheinen, reicht aber auch in dieser nur bis Herbart. Das bedeutendste Ereignis in dieser Beziehung ist das Erscheinen des ersten Bandes eines großen Werkes „Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts" von Alfred Heubaum[29]). Der Verfasser hat das gegenwärtige Bedürfnis nach einer erschöpfenden Darstellung der deutschen Bildungsgeschichte in sozialpolitischer Auffassung vollkommen klar erfaßt und vermutlich nur deshalb auf einen engeren Zeitraum sich beschränkt, weil er sich sagen mußte, daß das ohne kollektive Mitarbeit kaum möglich wäre. Er will darlegen, wie sich das Bildungswesen der Neuzeit nach Organisation, Inhalt und Methode in Wechselwirkung mit dem politischen, sozialen und geistigen Leben gestaltet hat. „Der Blick mußte auf das Ganze, von der Universität bis zur Dorfschule, gerichtet bleiben; und es mußten alle Erscheinungen, die für die Entwicklung des Unterrichtswesens irgendwie bedeutungsvoll werden konnten, berücksichtigt werden." Schon dieses kurze Programm verdient Dank. Der Inhalt des erschienenen ersten Bandes, der bis zum Beginne der allgemeinen Unterrichtsreform unter Friedrich dem Großen, 1763 und folg. Jahre, reicht, also das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung im wesentlichen abschließt, hält die Versprechungen und zeugt von einer Gelehrsamkeit, wie sie sich bisher pädagogischer Probleme nur selten bemächtigt hat. Hoffen wir zum Besten unserer Literatur, daß die ziemlich zahlreich zu erwartenden Bände diese Richtung beibehalten und nicht zu lange auf sich warten lassen.

Benutzen wir B. Münz' fleißige Arbeit „Goethe als Erzieher"[30]) als Übergang zu den philosophischen Schriften, so ist an erster Stelle „Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts" (Festschrift für Kuno Fischer), unter Mitwirkung von B. Bauch, K. Groos, E. Lask, O. Liebmann, H. Rickert, E. Tröltsch, W. Wundt herausgegeben von W. Windelband[31]), zu nennen, darin Wundt den Stand der Philosophie, B. Bauch die Ethik, Tröltsch die Religionsphilosophie und Windelband die Logik

[25]) Th. Kappstein, Peter Rosegger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
[26]) Waresdorf, Ambr. Opitz.
[27]) Arnsberg 1904, J. Stahl.
[28]) Leipzig 1904, G. J. Göschen.
[29]) Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. I. Bd. Mk. 8.—.
[30]) Wien 1904, Wilh. Braumüller.
[31]) Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 2 Bde. je Mk. 5.—.

Digitized by Google

behandelt und damit eine gediegene Übersicht der philosophischen Einzelgebiete im Wendepunkt des 19. zum 20. Jahrhundert geschaffen haben. Auch der 2. Band ist wertvoll. Sodann ist Otto Gramzows Versuch, die Geschichte der Philosophie[32]) biographisch und in abgeschlossenen Einzellieferungen zu behandeln wegen der leicht begreiflichen Ausdrucksweise beachtenswert. Einen Lebensphilosophen und Heroen des Deutschtums möchte man in jeder Schule, jedem Hause, jeder Jugend- und Volksbibliothek finden: „Aus Bismarcks Familienbriefen", Auswahl von H. Stelling[33]), durch die der Jugend und dem Volke die schöne Welle des Deutschtums, wie sie in Bismarck verkörpert ist, am treffendsten und zugleich originalsten bewußt werden kann.

Schon bei der Erziehungspraxis sei ein Buch für Mütter daran geschlossen: „Aus unseren vier Wänden"[34]) von Laura Frost, eine Sammlung Aufsätze über Erziehungsfragen, die sehr hoch über dem üblichen Niveau dieses Genres steht. Für junge Mütter kann man sich kaum ein besseres Buch denken, es muß, wirklich mit Herz und Verstand gelesen, die Erziehung günstig beeinflussen. Für Mütter und Kinder zugleich interessant ist „Das Spielzeug im Leben des Kindes" von P. Hildebrandt[35]), das man nur etwas ergebnisreicher gearbeitet sehen möchte.

Dem nie ausgestorbenen Reformbestreben nach „naturgemäßer Erziehung" will „Das Evangelium der natürlichen Erziehung"[36]) von Dr. E. Hause dienen; sehr lesenswert ist K. E. Palmgren, „Erziehungsfragen"[37]) (in der Intern. Pädag. Bibl., hrsg. v. Chr. Ufer, Band VI); der Stockholmer Schuldirektor handelt darin über einige wichtige Probleme unserer Zeit mit Geist und hohem Verstand. Praktisch ist die Zusammenstellung „Elternabend" von Joh. Berninger[38]), neupädagogisch H. Scharrelmanns „Weg zur Kraft" (des Herzhaften Unterrichts zweiter Teil)[39]); auch Franz Weigl ist in letzter Zeit für „Praktische Volksschulbildung"[40]) nachdrücklich eingetreten, und mehr des Titels als des inneren Zusammenhangs halber darf hier der Hinweis auf die 2. Auflage der „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten" von A. Matthies[41]) Platz finden; denn in Wirklichkeit haben wir es mit einem der ersten Werke der deutschen Pädagogik zu tun, das in vielseitiger Wendung, aber prinzipieller Beurteilung, die Lehrpraxis behandelt und für jeden Lehrer eine Quelle unschätzbarer Belehrung sein muß.

---

[32]) Charlottenburg 1904, Georg Bürkner. Die ersten 3 Hefte (je 75 Pfg.) behandeln Kant, Fichte, Schelling.

[33]) Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Mk. 1.—. Wie verlautet, soll in Kürze auch eine Volksausgabe von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" erscheinen.

[34]) Berlin 1904, C. H. Schwetschke & Sohn.

[35]) Berlin W. 8 1904, G. Soehlke Nachf. Heinrich Mehlis.

[36]) Leipzig 1904, K. G. Th. Scheffer.

[37]) Altenburg 1904, Oskar Bonde.

[38]) Wiesbaden 1904, Otto Nemnich. Mk. 2.20.

[39]) Hamburg 1904, Alfred Janssen. Mk. 4.50.

[40]) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

[41]) München, C. H. Beck. Mk. 5.—.

Digitized by Google

Nicht genug kann es gesagt werden, wie wichtig es ist, daß die handwerksmäßige Erstarrung des täglichen Tuns immer wieder gelöst werden muß durch den Geist, wie er etwa in diesem Buche wohnt. Vielleicht ist es uns möglich, einmal im Zusammenhange das „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre" zu würdigen, von dem das genannte Buch einen Band bildet. Die „Praktische Erziehungslehre für Seminaristen und Volksschullehrer" von J. Böhm (München, R. Oldenbourg), ein ausgezeichnetes Lehrbuch, erschien bereits in 5. Auflage.

Von früher sind, um den vorliegenden Referaten geschlossenen Charakter zu geben, noch einige Werke namhaft zu machen; so vor allem M. Schneid, „Psychologie im Geiste des hl. Thomas von Aquin", erster Teil: Leben der Seele, das weit größere Beachtung verdient, als es die noch nicht vergriffene erste Auflage wahrscheinlich macht. Ferner zwei Bücher aus der moderneren Psychologie, die, gehaltreich und gelehrt, in das Grundwesen der physiologischen, auch der experimentellen Psychologie einführen. Ich meine Hellpachs „Grenzwissenschaften der Psychologie"[43]) und L. Busses „Geist und Körper, Seele und Leib"[44]); zeigt Hellpach die engeren Beziehungen der Psychologie zur Nerven- und Gehirnlehre vom voluntaristischen Standpunkte auf, so weist Busse auf Grund tiefgehender Forschungen die Lehre vom Parallelismus ab und die der Wechselwirkung als vernünftig nach. Das nämliche Gebiet betritt L. Habrich in „Leben und Seele", und die geistvollen pädagogisch-philosophischen Schriftsteller und Gelehrten Willmann[45]) und Eucken[46]) haben je ein Buch gesammelter Aufsätze herausgegeben. Das Verdienst J. E. Kötschers, die „Vergleichende Psychologie der Geschlechter" von Helen Bradford Thompson[47]) in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht zu haben, wird durch die Überschätzung des Experiments und des Laboratoriums in Sachen des Seelenlebens etwas gemindert. Die „Philosophische Bibliothek" bot „Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand" von G. W. v. Leibniz (Übers. von C. Schaarschmidt) in 2. Aufl.[48]), neu die „Ethik" von Spinoza[49]) und Aristoteles' „Metaphysik", 2. Hälfte[50]). Die Didaktik hat außer den etwa schon einbegriffenen Themen in vorgenannter Literatur eine nennenswerte Bereicherung nicht erfahren; nur O. Schönhuths „Methodenlehre für den Unterricht in der Religion"[51]) ist, was lediglich die Didaktik anlangt, ein mustergültiges Werkchen.

Hoffen wir, daß das nächste Referat mehr zu berichten vermag von guten

[43]) Paderborn, F. Schöningh. Mk. 5.—.
[44]) u. [44]) Leipzig 1902 u. 1903, Dürrsche Buchhandlung. Mk. 7.60 bzw. 8.50.
[44]) Kempten 1904, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 70 Pfg.
[45]) Wittmann, Aus Hörsaal und Schulstube. Freiburg 1904, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 3.60.
[46]) Eucken, Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Leipzig 1903, Dürrsche Buchhandlung. Mk. 4.20.
[47]) Würzburg 1905, A. Stübers Verlag (C. Kabitzsch).
[48]) Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. Mk. 6.—.
[49]) Ebenda. Mk. 3.—.
[50]) Ebenda. Mk. 2.50.
[51]) Tübingen 1904, J. C. B. Mohr. Mk. 1.80.

Digitized by Google

Büchern; von maßgebenden und inhaltreichen Zeitschriften dürfen heuer Erwähnung finden die „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“[52]), die „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht“[53]), die „Pädagogischen Monatshefte“[54]), das wertvolle „Pädagogische Archiv“[55]), die vielseitige und unter rühmlicher Leitung hochgekommene „Pädagogische Warte“[56]), dann die „Katholische Schulzeitung“[57]), die „Pädagogischen Blätter“[58]), der „Schulfreund“[59]), die „Kath. Schulzeitung für Norddeutschland“[60]), das „Kath. Schulblatt“[61]) und noch manch anderes Organ. Größere Beachtung verdient noch die „Deutsche Schule im Auslande“[62]) und neu ist die mit 1905 in's Leben getretene kath. Zeitschrift „Pädagogische Woche“[63]).

Es ist mir immer ein besonderes Vergnügen, auf nichtpädagogische Zeitschriften aufmerksam zu machen, die in nennenswertem Maße pädagogische Motive wählen; sie charakterisieren nicht wenig die Schätzung der Pädagogik in der Lesewelt. Dazu gehören die „Allgemeine Rundschau“[64]), das „Hochland“[65]), die „Wahrheit“[66]), die „Umschau“[67]), die „Hilfe“[68]), der „Heimgarten“[69]), der „Türmer“[70]), das „Literarische Echo“[71]) und von den kritischen Blättern das „Allgemeine Literaturblatt“[72]) und der „Literarische Handweiser“[73]).

Die „Literarische Warte“ erfüllt hiermit hoffentlich zufriedenstellend ihre volkspädagogische Pflicht!

---

[52]) Langensalza, H. Beyer & Söhne. (Red.: W. Rein).
[53]) Düsseldorf, L. Schwann. (Red.: Cüppers).
[54]) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs). (Red.: O. Knöppel).
[55]) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. (Red.: Freytag).
[56]) Osterburg i. H., Zickfeldt. (Red.: Beetz).
[57]) Donauwörth, L. Auer. (Red.: Auer).
[58]) München, Val. Höfling. (Red.: Gutensohn).
[59]) Hamm i. W., Breer & Thiemann.
[60]) Breslau, Franz Görlich. (Red.: Schink).
[61]) Breslau, H. Handel. (Red.: Sendler).
[62]) Wolfenbüttel, Heckner. (Red.: Amrhein in Galatz u. B. Gaster in Antwerpen).
[63]) Arnsberg, J. Stahl.
[64]) München. (Red.: A. Kausen).
[65]) Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. (Red.: Muth).
[66]) Leutkirch, Jos. Bernklau. (Red.: Franziß).
[67]) Frankfurt a/M, Bechhold. (Red.: Bechhold).
[68]) Schöneberg-Berlin. (Red.: Naumann).
[69]) Graz. (Red.: P. Rosegger).
[70]) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. (Red.: v. Grotthuß).
[71]) Berlin, Egon Fleischel & Co. (Herausg.: A. Ettlinger).
[72]) Wien. (Red.: Schnürer).
[73]) Münster, Theissing. (Red.: E. Niesert).

Digitized by Google

Schillers Jugendfreunde.

Von Dr. A. Dreyer in München

Trotz der ausführlichen und trefflichen Schillerbiographien eines Boas, Weltrich, Minor, Palleske, Müller u. a. ist dem großen Publikum der Kreis jener Gefährten, der zu dem werdenden Dichter in nähere Beziehungen trat, so gut wie unbekannt geblieben. Unsere Lehrbücher der deutschen Literaturgeschichte wissen nur von seinem treuesten Freunde, dem Musiker Andreas Streicher, zu berichten, dem Genossen seiner Flucht von Stuttgart, dem uneigennützigen und selbstlosen Berater und Helfer in der nun folgenden sorgenschweren Mannheimer und Oggersheimer Zeit. Doch auch diesen lassen sie bald in der Versenkung verschwinden; von seinen ferneren Schicksalen darf niemand mehr etwas erfahren.

Allerdings ist sein späterer Lebensweg etwas prosaischer Natur (er starb am 23. Mai 1833 als der Chef einer heute noch blühenden Wiener Pianofortefabrik) und dennoch wird er verklärt von einem Strahl goldiger Poesie; die „auf jeder Probe ausharrende Treue", die Schiller in einem Briefe an ihn vom 9. Oktober 1795 rühmt, bewahrte er dem ehemaligen Freunde, den er seit 1785 nie wieder gesehen hatte, und in den letzten Jahren seines Lebens setzte er ihm ein pietätvolles Denkmal in seinen Erinnerungen an „Schillers Flucht von Stuttgart und seinen Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785". Hier schildert er den Freund, wie er ihn zum ersten Male bei einer Prüfung in der Solitude im November 1780 sah: „mit rötlichen Haaren, gegen einander sich neigenden Knien, schnellem Blinzeln der Augen, öfterem Lächeln während des Sprechens, besonders aber mit schön geformter Nase und tiefem kühnem Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete".

In den bereits genannten Schillermonographien hat Streicher nebst den anderen Jugendfreunden die gebührende Würdigung erfahren. Freilich geben auch diese Bücher keinen genauen Aufschluß über die ferneren Schicksale der einst mit Deutschlands großem Dichter eng verbundenen Männer und so erscheinen uns die meisten dieser Namen fast wie Schemen.

Farbe und Leben weiß ihnen ein Buch zu verleihen, das unter den mehr oder minder zahlreichen Festgaben zur 100jährigen Gedenkfeier von Schillers Todestag ohne Zweifel eine hervorragende Stelle einnimmt, nämlich Julius Hartmanns „Schillers Jugendfreunde" [1]).

Der Verfasser, von Kindheit auf ein begeisterter Verehrer seines berühmten schwäbischen Landsmannes, entwirft auf Grund eingehender Forschungen mit kundiger Hand lichtvolle Bilder von jenen Persönlichkeiten, die dem Dichter in

[1]) Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. VIII, 368 S., 2 Taf.

Digitized by Google

den ersten drei Stationen einer Lebenspilgerfahrt, in Lorch, Ludwigsburg und Stuttgart, näher treten.

Wie Goethe seinem Straßburger Freund Lerse im „Götz von Berlichingen", so setzte Schiller dem ersten Lehrer seiner Jugend, dem wackeren Pfarrherrn von Lorch, dem Pastor Moser, ein unvergängliches Denkmal in den „Räubern". Sein Schulgenosse und erster Freund war des Pastors Sohn Ferdinand; ein Spielgenosse daselbst, mit dem er nachweislich lebenslang in Verkehr blieb, der Klosteramtsschreibersohn Karl Philipp Conz, bekannt nicht nur als Mitarbeiter an Stäudlins Musenalmanach, sondern auch als Verfasser eines 5aktigen Dramas „Konradin".

Größer ist die Zahl der Jugendfreunde Schillers in seinem siebenjährigen Aufenthalte in Ludwigsburg von 1766—1773: Friedrich von Hoven, Imanuel Elwert, Christian von Massenbach, Ludovike Reichenbach, Simanowitz, Karl Ludwig Reichenbach, Johann Friedrich Christmann, Stoll, Franz Georg Anton Miller.

An den Erstgenannten, seinen Schulkameraden in Ludwigsburg, schloß sich Schiller innig an und ihre gemeinschaftliche Neigung zur Dichtkunst verband sie auch in der militärischen Pflanzschule auf der Solitude. v. Hoven wurde durch Schiller zu poetischen Versuchen angeregt, der ihm insbesondere riet, seine komische Muse nicht für die Freunde verloren gehen zu lassen. Zusammen dichteten die beiden — wie Hoven erzählt —, trieben Medizin und Philosophie.

Den Jugendfreund, der als Physikus sich in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, beglückte Schiller mit seiner Gattin im Herbst 1793 mit einem Besuche. Dieser hatte freilich inzwischen der Poesie ganz entsagt, was Schiller durchaus nicht billigen wollte. Für das Frühjahr 1805 hatte er dem Freunde, der inzwischen als Professor nach Würzburg berufen worden war, einen Besuch versprochen; doch „statt seiner kam die Todeskunde".

Die meisten Freunde erwarb sich Schiller auf der Solitude. Im Juni 1780 schrieb er an seine Schwester Christophine: „Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben."

Damit meint er jedoch nicht ausschließlich Kommilitonen sondern auch Lehrer, die ihm herzlich zugetan waren. Denn die Lehrkräfte daselbst waren zum überwiegenden Teil noch junge Männer, so die Professoren Friedrich Abel (geb. 1751), Friedrich Drück (geb. 1754) und Jakob Nast (geb. 1751).

Lehrer und Lernende in der Akademie lebten zum Teil in der innigsten Freundschaft. Schon früher entstand eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, um die Bildung und „Moralität" derselben zu fördern. Zu diesen Vertrauten der Lehrer zählte auch Schiller. Wie alle Karlsschüler stimmte auch er in das begeisterte Lob des Philosophieprofessors Abel ein, der nicht durch trockene Beweisführung, sondern durch Menschenkenntnis und Sittenlehre an der Hand des Lebens und der Dichter auf die Gemüter einwirken wollte.

Auch dem aufstrebenden Dichter entzog der Lehrer seine rührende Sorgfalt

Digitized by Google

nicht. Als jener arm und krank in Mannheim am „Fiesko“ für die Bühne arbeitete, da überraschte ihn (am 6. November 1782) aufs freudigste der Besuch des geliebten Professors. Dieser wollte ihn auch 1795 für die Universität Tübingen gewinnen; allein Schiller meinte, er würde den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden, wenn er die Dienste des Herzogs von Weimar, der ihm so ausgezeichnete Gnade erwiesen, jetzt verlassen wollte.

Die Vorliebe Schillers für Plutarch wird mit Grund der Anregung des Philologen Drück zugeschrieben, des gediegensten Humanisten, den Württemberg seit der Renaissance hervorgebracht hatte. Sein früherer Lehrer, der Professor der griechischen Literatur, Jakob Nast, machte ihm, wie Schiller seiner Braut in einem Briefe vom 15. November 1789 meldete, „die Proposition, mit ihm eine deutsche Ausgabe der griechischen Tragiker zu unternehmen“. Der Dichter mußte ablehnen, doch nahm er in die „Thalia“ 1791 eine metrische Übersetzung der „Elektra“ des Euripides von Nast auf.

Aus dem engeren Freundeskreis in der Akademie ragt Georg Scharffenstein hervor, der spätere General und Gouverneur von Ulm, „unter den Mitschülern und Freunden Schillers vielleicht der ihm in Feuer und Schwungkraft am meisten verwandte“, der 1810 „Erinnerungen aus akademischen und Jugendjahren, vorzüglich in bezug auf Schiller“ schrieb, die erst 1837 im „Morgenblatt“ veröffentlicht wurden. Selim und Sangir nannten sich die beiden schwärmerisch gearteten Freunde in Anlehnung an Kleist. Scharffensteins Aufzeichnungen waren für die Schiller-Biographen eine reiche Fundgrube. Um nur *eines* hervorzuheben, sei erwähnt, daß Schiller, als er sich mit dem Plane zu den „Räubern“ trug, zum Freunde sagte: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.“

Anteil an Schillers ersten literarischen Arbeiten hat ferner der spätere Bibliothekar und Professor Wilhelm Petersen, der auch eine Jugendgeschichte desselben schrieb.

Der einzige von den Freunden Schillers zu jener Zeit, der einen bescheidenen Platz in der Literaturgeschichte sich errang, ist Friedrich Haug, der letzte württembergische „Hof- und Pfalzgraf“, als Epigrammendichter nicht unbekannt. Schiller stellt ihm selbst das Zeugnis aus: „Haug ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Gelegenheit nicht versäumen.“ Dieser hing an dem Freunde mit inniger Treue und vermittelte dessen Verbindung mit Cotta.

Enge an Schiller hatten sich auch der Jurist Friedrich Lempp und der Sohn des Dichters der „Fürstengruft“, Ludwig Schubart, angeschlossen. Auch mit zwei Kunstzöglingen der Akademie wurde er vertraut, mit dem Bildhauer Heinrich Dannecker, der des Freundes Büste modellierte und ihn in enthusiastischer Weise verehrte, und dem Komponisten Rudolph Zumsteeg, der u. a. die Erstlingslieder „des über alles geliebten Freundes“ in wirksamer Weise vertonte. Zumsteeg ging ihm im Tode voran (er starb am 27. Januar 1802) und Schiller beklagt aufs schmerzlichste sein Hinscheiden in einem Briefe an Goethe: „Er

Digitized by Google

gehörte zu den redlichſten Gemütern, die ich kannte, und die Welt ſowohl als ſeine Freunde haben unerſetzlich viel an ihm verloren."

Von den Medizinern in der Karlsſchule verkehrte Schiller außer mit Hoven und Elwert noch beſonders mit Theodor Plieninger, Friedrich Ludwig Lieſching, Friedrich Jacobi, Philipp Adam Hölder und Chriſtian Weckherlin. —

Hartmann zählt noch eine ſtattliche Reihe von Freunden und Bekannten auf, die den Lebensweg des jungen Dichters kreuzten, und fügt auch hier genaue biographiſche Angaben bei.

Der Anſchauung von Boas, der in Schillers Freundeskreis das anregende und auffriſchende Element vermißt und behauptet: „Wieviel raſcher und freier hätte ſein Bildungsgang ſich vollenden müſſen, wäre auch ihm der frühe Einfluß ſolcher Naturen, wie Goethes Jugendgenoſſen Herder, Merck und Lenz, vergönnt geweſen", will Hartmann in keiner Weiſe beipflichten.

Ein Talent wie Herder wurde freilich nicht der Führer des jungen Schiller; allein an „Anfeuerung und Befruchtung" fehlte es ihm nicht ganz; dies muß jeder nach der höchſt anregenden Lektüre des Buches von Hartmann geſtehen, das in der Schiller-Literatur einen dauernden Platz behaupten wird.

Mein Wildfang

Laß deine dunklen Locken wallen,
Zum Spiel gib ſie dem kecken Wind!
Laß ſprühen deine dunkeln Augen ....
So lieb ich dich, wildſchönes Kind!

Ha, tummle, tolle dich in Blumen,
Laß deine Wangen glühn vor Luſt!
Und, biſt du müde, ſtürze jauchzend,
Wildſchönes Kind, an meine Bruſt!

Warendorf Aloys Buſchmann

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

VIII

Lyrik und Lyriker. Die Lyrik behauptet ihren Charakter als subjektive Kunst mehr denn je in der modernen Produktion, deren Mannigfaltigkeit sich denn auch wiederspiegelt in der angewandten Ästhetik und in der literarischen Kritik unserer Zeit. Wie groß die Differenzen aber auch sein mögen, die in bezug auf Prinzipien und Merkmale der lyrischen Poesie herrschen, in einer Beziehung hat sich vielfach die moderne Dichtung — und mit ihr ein Teil der Theoretiker — von den überkommenen Grundsätzen emanzipiert, in der Forderung der strengen äußeren Form. Gegen die Zerfahrenheit der Anschauungen, die Willkür ihrer Anwendungen, die eine Folge des modernen Individualismus sei, wehrt sich der als Philologe und Dichter bekannte Münchner Privatdozent Engelbert Drerup im zweiten Heft der „Gottesminne". Nach meinem Gefühl geht er zu weit. Er zitiert u. a. ein Gedicht von Arno Holz:

Draußen die Düne.
Einsam das Haus.
Eintönig
Ans Fenster
Der Regen.
Hinter mir
Tick-tack
Eine Uhr.
Meine Stirn
Gegen die Scheibe.
Nichts.
Alles vorbei!
Grau der Himmel,
Grau die See
Und grau
Das Herz.

Nun mag dieses Poem wohl wenigen imponieren, aber wenn Drerup hier fragt: „Wer ist es denn, der da trübe in den Regen hinausblickt? Und alles vorbei? Ja, was denn?" und dann hinzufügt: „Wir beginnen zu fragen, vergeblich zu fragen, weil unserem Empfinden der wichtigste Inhalt in dem gezeichneten Bilde fehlt" —, so klingt das doch eigentümlich. Auch in der Beantwortung der Frage: „Was ist Lyrik?", die Titel und Hauptinhalt des Aufsatzes abgibt, scheint mir Drerup einen etwas engen Standpunkt einzunehmen. Als äußeres Hauptkennzeichen aller lyrischen Dichtung erscheint ihm „Das Gesangliche, Liedmäßige". Erst die jüngste Entwicklung habe „mit Verkennung aller ästhetischen Grundgesetze" diese Forderung aufgegeben. Nun kommt alles darauf an, was man unter „Sanglichkeit" versteht. In dem Sinne, daß Lyrik, echte Lyrik, ohne musikalische Elemente nicht existiert, würde man Drerup

Digitized by Google

wohl zustimmen. Niemals aber in der Auslegung, daß ein Gedicht auf die Musik, auf die Vertonung angewiesen sei — und das könnte man aus dem Wort „Sanglichkeit" ja allenfalls auch herauslesen. Drerup hätte sich jedenfalls deutlicher ausdrücken sollen. Auch in der — gleichfalls anfechtbaren — Erklärung: „Die Fortsetzung des gleichartigen Rhythmus durch mehrere Glieder (in einer rhythmischen Periode oder Perikope) muß als das wesentlichste formelle Unterscheidungsmerkmal lyrischer Dichtung und rhythmischer Prosarede gelten", nimmt er zu dem, was man im allgemeinen unter Sanglichkeit versteht, keine Stellung.

Trotz dieser Ausstellungen schließt man sich aber einer der Grundtendenzen des Aufsatzes, die in dem Satze: „Lyrik ist Formenkunst" gipfelt, gerne an, zumal Drerup hinzufügt: „Einer Mißdeutung dieser These mich auszusetzen fürchte ich nicht, nachdem ich den Ausdruck subjektiver, echter Empfindung deutlich als die Aufgabe des Lyrikers bezeichnet habe. Aber diese Aufgabe ist nicht gleichbedeutend mit dem Ziele seiner Dichtung, die eine subjektive Empfindung nicht bloß zum Ausdruck bringen, sondern wiederum auch hervorrufen will. Und diese Wirkung der Lyrik ist begründet in dem Stimmungsreize, den vor allem die phantasievolle Form der Dichtung bedingt. Denn die Empfindung selbst ist wortlos, in der Rede des Alltags unfaßbar, und darum auch als solche nicht einmal poetisch. Durch das Wort auf unser Gefühl wirksam wird sie erst dadurch, daß ein Dichter sich ihrer bemächtigt und durch die poetische Stimmung der lyrischen Form die eigene Empfindung in einer gleichgestimmten Seele wiederklingen läßt." — Hinsichtlich des Inhaltes der lyrischen Dichtungen sagt Drerup nicht viel Neues, aber das Alte gut und deutlich. Da sie „eine Aussprache subjektiver Empfindung" sein müsse, ist die sogenannte „lyrische Weltanschauungspoesie" zu verwerfen, weil eine Weltanschauung unmöglich in der Empfindung ihre tiefsten Wurzeln haben könne. „Ein anderes Ding ist es, wenn ein Dichter nur die Empfindungen, die eine — religiöse oder materialistische — Weltanschauung in ihm weckt, unbeschwert von dem Inhalte der wissenschaftlichen Erkenntnis zu einem reinen Gefühlsausdruck gestaltet."

Einer Dichtungsform, die Drerup aus inneren Gründen — und wohl mit Recht — nicht zur Lyrik rechnen will: der Ballade, widmet Hans Benzmann im 4. und 5. Heft von „Bühne und Welt" einen reich mit Porträts ausgestatteten Aufsatz „Die moderne Ballade und Romanze". Die ausgesprochensten Balladendichter unter den jüngsten sind ihm Börries Freiherr von Münchhausen, Agnes Miegel und Lulu von Strauß-Torney. Von der letzteren, deren Balladen nach Benzmann „prächtig, von fast männlicher Art" sind, kann man hie und da im „Hochland" ein verlockendes Gedicht lesen, so im ersten Heft des zweiten Jahrgangs. — H. Benzmann bespricht auch im „Literarischen Echo" (7) „Balladenbücher": den „Deutschen Balladenborn"[1]), das „Deutsche Balladenbuch"[2]) von W. v. Scholz und August Sturms „Deutsche Balladen". Teilweise befaßt sich mit diesen Büchern auch Eugen Kalkschmidt im „Kunstwart" (8), doch umfaßt sein Referat auch allgemeiner gehaltene Anthologien. Benzmann habe in seiner „Modernen Deutschen Lyrik" seine Aufgabe nach dem Satze zu lösen versucht: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen". „Freilich", führt der Referent fort, „will mir scheinen, als hätte er bei seiner gar zu schrankenlosen Auswahl der Autoren das Bemühen reichlich oft für die Tat genommen und sein

[1]) Düsseldorf, Fischer & Franke.
[2]) München, Georg Müller.

Digitized by Google

ästhetisches Gewissen damit beschwichtigt, daß er auf solche Art dem Leser selbst ein reiches Material vermittele und ein selbständiges Urteil ermögliche." Eine Sammlung „Deutsche Lyrik" von Ernst Wasserzieher, bestimmt für die Jugend, läßt nach E. Kalkschmidt den „rechten freien Blick" vermissen. Etwas besser erfülle das „Album für Deutschlands Töchter" von Julius Sahr seinen Zweck, bei dessen Würdigung übrigens der Kritiker einen sehr beachtenswerten Satz aufstellt, der hier für unpraktische Schwärmer festgelegt sei: „Überhaupt wird mit dem ‚Besten', das für die Jugend oder das Volk ‚gerade gut genug' sei, ein Phrasenunfug getrieben, wenn man unter dem Besten das Beste schlechthin und nicht nur das relativ Beste versteht, das sie erfassen, das sie wirklich erleben kann." — Für den „Musenalmanach Deutscher Hochschüler 1904" kann sich Kalkschmidt nicht begeistern. Es scheint ihm, „den Verfassern tut Selbstdisziplin und Selbstkritik einstweilen noch mehr not als die Disziplinierung der verderbten Welt". Auch Karl Busse weiß (Lit. Echo 7, „Verse") mit dieser Sammlung, desgleichen mit dem „Münsterschen Musenalmanach", nicht viel anzufangen, doch ist er wohl auch nicht der Rechte, der religiösen Innigkeit mancher Mitarbeiter mit hingebender Aufnahmewilligkeit zu entsprechen. In katholischen Kreisen sind die beiden Almanache im großen und ganzen freudig begrüßt worden. Etwas reserviert klingt die Stimme Karl Muths (Hochland 2). Ihm ist besonders auffallend der Kontrast zwischen der begeisterten Vorrede Schrönghamers und der Lebensmüdigkeit eines großen Teiles der Gedichte im „Musenalmanach Deutscher Hochschüler". Unter den Mitarbeitern des Buches der Münsterer hebt er — wie Karl Busse — den kraftvollen Theodor Voigt hervor. „Im allgemeinen aber auch bei ihm wie bei all diesen Dichtern zu viel prunkende Worte und Bilder, so daß man oft das Gefühl hat wie in einer Landschaft, wo man vor lauter Licht und Glanz nichts sieht." Die zum Teil ausführlichen Kritiken in der „Alten und Neuen Welt" (7), in den „Stimmen aus Maria Laach" (9 und 10), in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania", den „Dichterstimmen der Gegenwart" (1), der „Schweizerischen Rundschau", sind vorwiegend auf einen empfehlenden Ton gestimmt. Frid. Hofer hält allerdings in der letzterwähnten Zeitschrift mit einigen kritischen Andeutungen nicht zurück, er läßt insbesondere durchblicken, daß er mit der großen Anzahl künstlerisch zweifelhafter Mitarbeiter nicht recht einverstanden ist.

Von diesen Tummelplätzen angehender Talente, zum Teil auch ausgesprochener Dilettanten wenden wir uns zu einem vielumstrittenen Großen unserer modernen Lyrik, zu Richard Dehmel, den Josef August Beringer im zweiten Hefte des „Literarischen Echo" der Liebe und dem Verständnis der Zeitgenossen nahebringen will. Die Titel zu Dehmels Büchern seien „Sinnwörter", sie bezeichneten „Stationen seines Künstlertums, Ausfichtspunkte, von deren Höhen aus die Um- und Ausbildungsprozesse seines Dichtens und Denkens überschaut werden können". Im Erstlingswerk, den „Erlösungen" (1891) klare sich „der wilde Sturm der Empfindungen" zu „hinreißender Bewegtheit", sie seien „Seelenwandlungen und Überwindungen". Die Bedeutung des „Ehestands- und Menschenbuches": „Aber die Liebe" (1893) liege in der „Bewußtwerdung" des Wertes und der „Bedeutung der Triebe". Und „nach der Übermannung durch die Gefühle muß ‹die Sprache der Mannheit› reifen. Brausender, reiner, jubelvoller werden die Akkorde, die Dehmel in den „Lebensblättern" (1895) anschlägt." „Die große Synthese folgt der quälerischen Analyse." Die „Freude am Leben" ist gewonnen. Dies zeigt sich auch in dem Kinderbuch „Fitzebutze" (1900).

Digitized by Google

Das Drama „Der Mitmensch" (1896) beantwortet die Frage, „unter welchen Voraussetzungen ein Künstler, der sich seiner Schöpferpflichten und seiner Kulturaufgabe bewußt ist, seinem Schaffensdrang genügen kann". „Jetzt erst, nachdem diese Entscheidung gefallen ist, strahlt der Stern am Himmel der Verheißung unbewölkt hell und klar." Aus dieser Harmonie heraus sind „Weib und Welt" (1896 und 1901) und „Lucifer" (1899) geschaffen. Das neueste Buch Dehmels schließlich: „Zwei Menschen", ein Roman in Romanzen, nennt Beringer „ein Innen-Epos, gegründet auf die strengste Konzentration der Aussprache zwischen Mann und Weib". — In einer autobiographischen Skizze des gleichen Heftes erzählt der Dichter selbst, daß er 1863 in Wendisch-Hermsdorf beim Spreewald als ältester Sohn eines Försters geboren sei. Er legt Wert darauf, geborener Märker, nicht Berliner zu sein. Von 1887—1895 war er Sekretär des Verbandes deutscher Feuerversicherungsgesellschaften. Er sagt darüber: „In diesem Amte mit seinem peinlichen Bureaudienst, der mich manchmal der Verzweiflung nahe brachte, lernte ich Selbstbeherrschung und gab meine ersten drei Gedichtbücher heraus." Als seinen rühmlichsten Erfolg betrachtet er die Freundesgroßmut, mit der ihm Liliencron in seinem Epos „Poggfred" gehuldigt hat; als seinen schmählichsten die „Denunziationen einiger Auchdichter gegen den sittlichen Geist seiner Dichtungen". Zurzeit ist er mit einer Gesamtausgabe seiner bisherigen Schriften, auch der unveröffentlichten, beschäftigt. — Über den auch durch seine Anthologie „Wir sind die Sehnsucht" bekannten Karl Ernst Knodt liegen zwei Aufsätze vor. Der eine findet sich in der „Erwinia" (3), wo Knodt häufig mit produktiven Beiträgen vertreten ist, und hat Georg Süß zum Verfasser, den anderen, von R. W. Enzio, brachten die „Monatsblätter für deutsche Literatur" (H. 3). Beide heben die Zartheit, die weiche Sehnsucht als Charakteristikum der Knodtschen Lyrik hervor. Enzio tadelt leise die allzugroße Empfindsamkeit des Dichters: „Kaum ist der Gedanke geboren, da hält er ihn, da singt es in ihm. So sind die Stimmungen zuweilen nicht ganz ausgeschöpft, oder sie kehren in Variationen wieder: er wird schreibselig." — Die Zartheit und Feinheit teilt Karl Ernst Knodt wohl mit Wilhelm Weigand, über dessen Lyrik sich Hans Benzmann äußert (Lit. Echo 10). Wenn er Weigand — abgesehen von Dehmel und Liliencron — in die Reihe unserer ersten modernen Lyriker stellen will, so dürfte das doch auf einer sehr subjektiven Bevorzugung beruhen. Nach Benzmann gehört Weigand zu den Poeten, „die den persönlichen, aber durch reinstes Formempfinden geläuterten Stil der Konrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller weiter fortbilden". Freilich, er ist keine Persönlichkeit, wie diese beiden Dichter es waren. Oder vielleicht besser: „er ist es noch nicht". Dagegen sei er lyrischer als beide Dichter. Etwas von der Seele eines Bildhauers, eines Malers stecke in ihm, dem seine Schöpfungen nie vollendet, nie abgetönt genug erscheinen. „Die alte Sehnsucht nach einer höheren, einer letzten, nach klassischer Schönheit und Harmonie erfüllt auch ihn." — Im „Türmer" (3) kommt R. Zoozmann bei der Besprechung von Weigands „Auswahl von Gedichten" zu dem Urteil: „Wenn auch die vorliegende Sammlung an einer gewissen verträumten Müdigkeit leidet, mit Absichtlichkeit einem aktiven Willen zur Tat aus dem Wege geht, so zeigt doch fast jedes Gedicht ebenso sichern Geschmack und starkes Können, wie das ganze Blut und empfindungsvolles Seelenleben."

Von ganz anderer Art ist der einstige Lyrik-Revolutionär Karl Henkell. „Ungefähr zwanzig Jahre Literaturgeschichte", meint R. Zoozmann (Türmer 3), „umrauschen

Digitized by Google

einen beim Durchlesen dieser zwei Bändchen Gedichte („Mein Liederbuch" und „Neuland"). Ihr Schöpfer gehörte Mitte der achtziger Jahre zu den hoffnungstrunkenen Drängern und Stürmern, die damals eine neue Göttin des abgewirtschafteten Lyriklandes setzen wollten ... Ihm gingen als einem der ersten die Augen auf, er streifte alles Epigonenhaft-schwächliche ab, er sah im düstersten sozialen Elend noch einen Himmelsschimmer goldener Poesie; mitempfindend und mitleidend schuf er seine besten, aus der Mitte des ringenden, siegenden oder unterliegenden Volkes herausgeborene Gedichte, wie das prächtige „Lied des Steinklopfers".

Unter den einzelnen lyrischen Neuerscheinungen der letzten Zeit ragt zwar anscheinend nichts ganz Großes hervor, aber es sind doch eine Anzahl Gedichtbücher da, die, ohne daß sie des Kliquen-Lobes bedürftig wären, von ernsten Kritikern ausgezeichnet wurden. Um Gustav Renners „Gedichte" hat sich der „Kunstwart" angenommen und bringt in seinem 10. Heft ein paar Proben, die Avenarius u. a. mit folgenden Worten einleitet: „Kein Dichterfürst und kein Genie ... Dennoch den Hut ab vor diesen Gedichten. Was ihnen samt und sonders das Zeichen gibt, ist jener heilige Kunsternst, der sich nie am Spiel genügen läßt, wo er den Gehalt der Seele in Worte bannen will, jener Kunsternst, der die Grenze zwischen dem Dichter und dem Virtuosen zieht." Leo van Heemstede tadelt an Renners Gedichten (Lit. Beilage zur Köln. Volksztg. 10) die „Schwarzseherei und Grübelei". Nebenbei bemerkt, die schöne Stilblüte: „Die phantastische Gestalt der nackten Schönheit, die den (!) modernen Dichtern als Göttin vorschwebt, kann nur als häßlicher Auswuchs bezeichnet werden", hätte er wohl vor der Entdeckung durch boshafte Menschen sichern sollen. — „Sehnen und Suchen", einem Gedichtbande Albert Sergels, aus dem der „Deutsche Hausschatz" (H. 8) ein paar ansprechende Proben bringt, wurde im „Literarischen Echo" (6) durch Camill Hoffmann ein schöner Empfang zuteil. Das Volkslied sei Sergels Schule. „Die Reife, die diese Gedichte zeigen, ist zart und jung, von jener versonnenen, doch nicht versäumten Jugendlichkeit, die der Poesie Hermann Hesses eignet." E. A. Greeven freut sich (Schöne Literatur, 4) zu sehen, „wie sich unter dem Unkraut künstlerische Feinheiten regen, wie ein freundliches Formgefühl dem eigenen Gedanken das dichterische Rückgrat verleiht". Derselbe Kritiker sagt ebenda von den Tschandalaliedern Ludwig Scharfs, denen das neueste Heft des „Literarischen Echo" ein paar Poeme entnimmt: „Sie sind aus einem Menschenleben herausgewachsen wie organische Gebilde aus einem zerrissenen, von Leiden gedüngten Erdreich." — Der Schlesier Paul Barsch hat nach langem Schweigen wieder eine Gedichtsammlung herausgegeben („Über der Scholle"). „Ein schmächtig Bändchen" nach Busse (Lit. Echo 5), das aber eine reiche Melodie und Instrumentation aufweise. „Paul Barsch ist schwerer geworden, tiefer, feiner. Aber die Schwere hat ihn nicht erdrückt, sondern nur bewirkt, daß sein eigenstes Wesen sich festsetzte. Die schöne Leichtigkeit des Lyrikers nahm sie ihm nicht; sie nahm ihm nicht die Flügel. Deshalb hat der Titel recht: „Über der Scholle". L. v. Heemstede preist von der Sammlung „die Prägnanz, die gehaltvolle Kürze" (Lit. Beilage zur Köln. Volksztg. 10), M. Herbert die Unmittelbarkeit der Empfindung („Allgem. Rundschau"). — Sonst werden noch als Quellen echten Genusses genannt die Sammlungen (11): „Planegg" von Wilhelm Langewiesche (Monatsblätter f. d. Literatur 4; Türmer 3), Erich Mühsams „Wüste", die mit einem zweischneidigen Schwert aufgeschnitten werden soll (Lit. Echo 5), Hans Müllers „Lockende Geige" (ebenda), dann Ernst Hardt und Emil Lucka (6). Friedrich Wiegers-

Digitized by Google

haus hat mit seiner „Ausfahrt" weitere Kreise auf sich gelenkt, er sei — so meint Fritz Droop in den „Monatsblättern für deutsche Literatur" (H. 2) — kein „Neutöner", „er liebt die alten ewigen Stoffe der Poesie, aber er behandelt sie mit eigenem Talent". Der Dichter selbst spendet in der gleichen Monatsschrift (3) dem Gedichtbuch eines jungen Iserlohner Lehrers, W. Lennemanns „Aus Bauernlanden", viel Beifall, ohne die Kritik zu unterdrücken. —

Unter der Zahl der Dichter und Dichterinnen, die vorzugsweise in katholischen Kreisen gelesen werden, scheint sich Hedwig Dransfeld mit ihrem „Erwachen", das übrigens auch im „Literarischen Echo" von Paul Renner mit ziemlicher Wärme besprochen wurde, einen hervorragenderen Platz zu sichern. Eines ist gewiß: Geklimper sind ihre Dichtungen nicht. E. M. Hamann hat in den „Dichterstimmen der Gegenwart" (3), die auch das Bild der Dichterin bringen, sich ausführlich über die neue Erscheinung ausgesprochen. Unter ihren Ausführungen unterschreibe ich besonders den Satz: „Hedwig Dransfeld gehört zu denen, welche die Natur in ihren intimsten Augenblicken zu belauschen verstehen — auch in jenen Momenten, wo die Schleier der großen Mutter ruhen oder wallen, nicht sich lüften." Ich glaube, daß ihr aus diesem feinen Leben mit der Natur bei künstlerischer Selbstzucht noch Wertvolles erwachsen wird. Fr. Eichert, dessen Gedichte „wie Blitze flammen durch das Dunkel der Zeit" (Otto v. Schaching im Deutschen Hausschatz 1) hat mit der Neuausgabe seines „Wetterleuchten" (bei Fr. Alber in Ravensburg) zahlreiche begeisterte Stimmen wieder wachgerufen (Katholische Welt 1, daselbst eine schöne Probe; Allgem. Rundschau 11) In der Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" (2) widmet Karl Menne ihm und zwei anderen österreichischen Lyrikern, dem „Heiden und Pantheisten" Arthur v. Wallpach und dem Hochlandssänger August Lieber einen langen Aufsatz. — Laurenz Kiesgen, auf dessen Poesien man in katholischen Zeitschriften ziemlich oft stößt (ich nenne z. B. die prächtige „Uhr", Allgem. Rundschau 11) findet für seinen „Maisegen" in der „Schweizerischen Rundschau" (1) an Frid. Hofer einen empfänglichen Interpreten. Man könne die Wirkung des Bändchens nicht besser bezeichnen als mit des Dichters eigenen Worten:

„Und war den ganzen Tag in mir ein Klingen!"

M. Behr.

Münchener Bühne

Es tut einem recht wohl, von unserer Hofbühne einmal etwas ungewöhnlich Gutes berichten zu können. Zwar Raoul Auernheimers „Große Leidenschaft"[1]), für ein Lustspiel zu diskret, für eine Satire zu gutmütig und für eine Komödie zu leis, ist wohl kein großer Treffer. Es ist die behaglich schmunzelnd erzählte Geschichte einer nicht zustande gekommenen Eheirrung, ziemlich gesund und frei von Pikanterien. Der gefährdete Mann, ein kluger, wackerer Herr, scheinbar ein Phlegma, läßt seine abenteuerlustige Gattin ruhig mit ihrem Galan allein, bis sie ihn satt hat d. h. sie hat ihn schon vorher satt. Zuweilen kommen in diesem leichtsinnigen Moralstück echte

[1]) Wien und Leipzig 1905. Buchausgabe im Wiener Verlag. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Herzenstöne zum Klingen. Aber als Drama ist es zu hingeplaudert, zu zerfahren. „Die Bergschmiede" Karl Hauptmanns braucht schon einen aufmerksamen, hingebenden Zuhörer, damit ihre wuchtigen Schläge ein volles Echo und lebendige Deutung finden. Was Björnson im „Dagland" nicht geglückt ist: Menschen und Handlung mit dem Geist der Berge zu erfüllen, das entzückt den Lauschenden an der „Bergschmiede". Das Gebirge, das Riesengebirge, die Heimat des Dichters, spricht in Wort und Tat zu uns. Monumental ist das Drama, wenn auch im einzelnen noch etwas Schutt liegen geblieben ist und nicht recht glatt behauene Quadern stören. Der Bergschmied ist der Mensch, der sucht, irrt und sündigt, der Gewalt hat, ist der Strebende, dem viel Kraft gegeben wurde und dem seine Kraft die Leiden des Wollenden schafft. Ihm schließt sich das Weib, Katharina, nach langen Zweifeln an und läßt den sanften, frommen, flachen Hornat, um dem gewaltigen Meister zu gehören. Sie soll ihm die Erlösung, die mitwirkende Liebe bringen. Daß das Drama im Hoftheater nicht die Aufnahme fand, die es verdient, nimmt mich gerade nicht wunder, es gehört eine gewisse bereitwillige, lauschende Andacht dazu, des Rätsels ganze Schönheit zu erfassen. Als Buch ist das Werk, wie noch andere Bücher K. Hauptmanns bei G. D. W. Callwey-München erschienen und kostet broschiert Mk. 2.50. Dies soll ein Wink sein für alle, die das Echte lieben. — Das Residenztheater nahm sich Richard Beer-Hofmanns an, der mit seinem „Grafen von Charolais"[1]) schon in Berlin große Erfolge erzielt hat. Wie der Dichter in einer Vorbemerkung zur Buchausgabe angibt, sind die Namen der Hauptpersonen, sowie einige Voraussetzungen der Fabel einem alten Stück (The fatal dowry, 1632) entnommen, das Philipp Massinger mit Nathanael Field gemeinschaftlich verfaßte. Das Trauerspiel ermangelt der eigentlichen, zusammenspannenden dramatischen Kraft. Die psychologische Linie ist mehrfach unterbrochen, am empfindlichsten zwischen dem dritten und vierten Akt. Charolais hat sich für den von den Gläubigern zurückgehaltenen Leichnam seines Vaters selbst angeboten. Diese pietätvolle Opferwilligkeit rührt den zur Entscheidung angerufenen Richter so, daß er für die entsprechende Summe aufkommt. Aber nicht bloß das: er gibt dem Grafen seine einzige, mit reicher Innigkeit geliebte Tochter zum Weibe. Das ist der Inhalt der ersten drei Akte. Die letzten zwei sind nun nicht herausgewachsen aus der durch sie geschaffenen Grundlage. Drei Jahre ist Desiree dem Grafen treu: da ertappt er sie in einem verrufenen Hause mit einem wertlosen Menschen. Wie sie dazu kommt — das vermag uns der Dramatiker nicht zu sagen. Im einzelnen freilich freut man sich an Worten voll schönen Lebens. Die Weichheit der Sprache, die Poesietrunkenheit der Verse erinnert an Hofmannsthal. Freilich muß lyrische Kunst oft herhalten, dramatische Blößen zu verdecken. Dagegen gereicht die Sicherheit in der feinen Abtönung der einzelnen Figuren und Szenen — ein Charakteristikum der jüngeren Wiener — der dramatischen oder besser der Bühnenwirkung zum Vorteil. — Das Schauspielhaus brachte mit einem Pariser Schwank „Gastons Hochzeit", Marke Cottons & Weber, dem Fasching einen unrühmlichen Tribut, der freilich reichlich gelohnt wurde. Von Grazie keine Spur, nur Verrücktheit und Plumpheit. Und weil man denn doch ein künstlerisches Gewissen hat, brachte man es mit dem „Baumeister Solneß" zur Ruhe. Damit sich Seichtes und Tiefes im lustigen Reigen ablöse. — Frank Wedekinds „Hidalla" weckte lebhaftes Interesse. Wedekind ist ein Stück Faust und ein Stück Mephisto in einer Person. Darauf

[1]) Berlin, S. Fischer. Mk. 3.50.

Digitized by Google

beruht seine künstlerische Existenz. Ich glaube nicht, daß dieser Autor ganz Grimasse ist. Wenn er seinen Karl Hetman einen Verein zur Züchtung von Rassemenschen gründen läßt, dessen Mitglieder sich gegenseitig nichts verweigern dürfen, so hat man zwar manchmal die Empfindung, als ob er selbst diesen Gedanken spottend verzerre, aber indem er ihn in Beziehung zum ausbeutenden Geschäftsmann und, was vielleicht noch wichtiger ist, zum flachen, ausnützenden Genußmenschen setzt, greift er doch die Idee der Verzerrung des ursprünglich Edlen durch menschliche Kurzsichtigkeit und Schwäche auf. Einen rechten dramatischen Ausdruck hat er dafür nicht gefunden: dafür ist „Hidalla" zu ungebunden, wenn einen auch ab und zu Theaterluft anweht. Dies manchmal sogar etwas aufdringlich, so bei der Versammlungsszene hinter den Kulissen, wo Hetmann für den Ruf seiner Ideen sich dem gereizten Pöbel preisgeben will, oder in der Schlußszene, wo er sich hinter dem Bettvorhange erhängt. Auch daß der Verleger, mit dem Hetman geschäftlich verbunden ist, den Strick zu Zwecken der Reklame an sich nimmt, diese Art der Satire will mir doch etwas manieriert erscheinen. Daß Wedekind mit dem Selbstmord nicht abschließt, sondern noch eine Grimasse dazu schneiden muß, ist ja verständlich: nur hätte er etwas Groteskeres finden müssen. Ich ging übrigens mit ziemlichem Respekt von der Aufführung weg, allerdings nicht vor dem Dichter, sondern vor dem Schauspieler Wedekind, der mich — als Karl Hetman — von der inneren Wahrheit seiner Verzerrtheit überzeugte. —

Bernard Shaws „Helden" enttäuschten mich. Auf einem anderen Gebiete könnte man sagen: bessere Unterhaltungslektüre. Die Art, wie bulgarische Zustände verspottet werden, ist nicht gerade neu und nicht gerade hinreißend. Und was dem Stück den Namen gegeben hat, die dramatische Auseinandersetzung über das Wesen des Heldentums, ist etwas verschwommen und zahm. Der gemütliche Schweizer Bluntschli, der einer Kugel, wenn sie nicht gerade unbedingt nötig ist, gerne ausweicht, der praktische, kaltblütige, berechnende Hoteliersohn steht dem säbelrasselnden, Kavallerieattacken anführenden Major Sergius Saranoff (!) gegenüber. Auch dieser bringt schließlich noch in die Geheimnisse des wahren Heldentums ein: er hat den Mut, der öffentlichen Meinung zum Trotz, ein Dienstmädchen zu heiraten.

Die „Münchner dramatische Gesellschaft" führte mit den Kräften des Volkstheaters ein Trauerspiel „Der dumme Hans" von E. v. Keyserling auf, dessen Aufnahme sich in absteigender Linie bewegte, wenigstens nahmen die zischenden Stimmen vom 2. Akt an zu. Das Stück ist durch und durch Stimmung, verträumt, innig und zart. Es will auch zart angefaßt werden. Was zur dramatischen Verknüpfung dient, ist nur Notbehelf. Der bitterlich arme Waldbub Hans und die Tochter des Schloßes schlossen sich zu traulichem Verkehr mit den Geheimnissen des Waldes zusammen. Der strenge Herr will die Waldleute ausrotten, ihre Hütten zerstören. Und einer schießt auf ihn. Hans wird verdächtigt und stirbt den Tod des Mörders. Man bringt das Gefühl nicht los, daß dieser Schuß nur deshalb fällt, damit der Dichter die Gelegenheit benützt, den letzten Akt im Kerker recht rührend und stimmungsvoll auszugestalten. Da aber die poetische Fülle doch nicht ausreicht, spürt man hie und da etwas wie Langeweile, so herzlich man einzelnen Tönen zustimmen mag. Wäre der Darsteller des Hans, Herr Krones, nicht so liebenswürdig mit seiner Rolle umgegangen, so hätten sich die Ablehnenden wahrscheinlich in der Mehrzahl befunden. Dem Drama wäre damit recht geschehen, der Dichtung nicht.

M. B.

Digitized by Google

Schillerbücher

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 11. und 12. Band. Philosophische Schriften. Erster und zweiter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. LXXXIV und 388, 407 S. 8°. 13., 14. und 15. Band. Historische Schriften. Erster, zweiter und dritter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Fester. XL und 324, 454, 463 S. 8°. Jeder Band: Mk. 1.20 [2.—].

Bis zum Jahrhunderttage des Todes Friedrich Schillers soll diese herrliche Säkular-Ausgabe abgeschlossen vorliegen. Da jetzt — im März — bereits elf von den geplanten sechzehn Bänden vorliegen, ist nicht zu zweifeln, daß der Verlag sein Versprechen einlösen wird.

Die fünf Bände, die ich heute anzuzeigen habe, enthalten jene Teile der Schriften Schillers, die vom großen Leserkreise seltener herangezogen werden — leider! möchte man im Hinblicke auf einzelne Teile beifügen, während andere wirklich nicht mehr so recht geeignet sind, den Zielen künstlerischen Genusses zu dienen. Das gilt namentlich von den historischen Schriften Schillers, die ihrem Forschungsgehalte nach natürlich längst überholt sind. Wer sich indessen ein wenig eingehender mit der inneren Entwicklung unseres Dichters befaßt, der wird auch ihrer nicht entraten können. Die Einleitung, die Richard Fester ihnen vorausschickt, ist ganz ausgezeichnet. Er schildert in lebendigster Darstellung Schillers historischen Betrieb. „Wie sein Räuber Moor bricht er an der Spitze einer sehr zweifelhaften Gesellschaft von Helfern und Schülern in die historische Provinz ein." (S. XI.) Aber er legt auch in sehr feiner Weise die Stellung dar, die Schillers historische Arbeiten in der Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung einnehmen. Am Schlusse kommt er kurz und klar auf die Bedeutung der geschichtlichen Arbeiten für den Dramatiker Schiller zu sprechen. Die Anmerkungen gehen den Quellen des poetischen Historiographen nach und begleiten seine Darstellung mit kritischen Hinweisen, die von der ganzen wissenschaftlichen Objektivität des echten Historikers diktiert sind. Die Arbeit Richard Festers verdient uneingeschränkte Anerkennung.

Oskar Walzel behandelt in seiner Einleitung zu den philosophischen Schriften, die auch die Jugendarbeiten der Karlsschule einschließen, zunächst die Bedeutung, die diese Studien für Schillers eigene Entwicklung haben, und legt die Gedankengänge in ihrem Wachsen und Werden sehr gut dar, so daß wirklich eine treffliche

Digitized by Google

Einführung in diese nicht eben leicht lesbaren Arbeiten geboten wird. Nur eines hätte ich gewünscht: daß die philosophischen Gedichte, die ja in den Anmerkungen stets berücksichtigt sind, auch in der zusammenhängenden Einleitung mehr herangezogen wären. Auch sie gehören doch eigentlich zu den philosophischen Schriften, wenn sie auch die metrische Form in den ersten Band verweist. Aber hier hätten sie in der Verbindung mit der ethisch-ästhetischen Arbeit der Prosaschriften eigentlich erst ihre volle Beleuchtung gefunden. Daß über all dem weder in der Einleitung noch in den Anmerkungen die Fäden, die zu Kant und anderen Denkern hinüberleiten, außer Acht gelassen sind, versteht sich von selber.

Alles in allem bedeuten diese fünf Bände, wie sie hier vorliegen, eine Musterleistung des Verlages wie der Herausgeber. Schöner als durch diese Ausgabe konnte das Jubiläum Schillers nicht gefeiert werden.

München Dr. P. Exp. Schmidt.

Schillers-Gedenkbuch. Zum Andenken an die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag. 9. Mai 1905. Von Paul Risch. Berlin, Paul Kittel. 102 S. Mk. 1.20.

Den Manen Schillers. Von Dr. Otto Weddigen. Mit 20 Abbildungen. Halle 1905, Hermann Gesenius. 41 S. Mk. —.60.

Schillers Gedichte. Pantheonausgabe, Berlin, S. Fischer. 12°. 411 S. geb. Mk. 3.—.

Von den vorliegenden Schillerbüchern ist das erstgenannte das wertloseste. Der erste Teil ist eine panegyrische, kritiklose Abhandlung über Schillers Leben und Wirken, die hübsch auf der Oberfläche bleibt und es durchgehends zu vermeiden weiß, in das Verständnis der dichterischen Persönlichkeit Schillers einzudringen. Der zweite Teil betitelt sich „Unter der Schiller-Linde" und ist ein Festspiel in 6 Szenen zur Schillerfeier, das bei den Schulfeiern am 9. Mai von den Kindern aufgeführt werden soll. Hoffentlich passiert das diesem geist- und poesielosen Machwerk, in dem einfach von typischen Personen in schlechten Versen Schillers Lebensgang und Dichtung erzählt wird, nicht allzu oft. Warum will man den statt solcher Versündigungen an Schiller und der Kunst nicht einfach Schillersche Originalschöpfungen in der richtigen Auswahl und Anordnung bei diesen Schulfeiern aufführen? — Die Stassenschen Illustrationen sind das Beste an dem Buche.

Ein interessantes und begrüßenswertes Büchlein ist Weddigens „Den Manen Schillers". Es ist ein Sonderabdruck aus Weddigens größerem Werke „Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter", der durch Hinzufügung weiterer Abbildungen nebst Text vermehrt ist. Nach einer sich auf das Wichtigste beschränkenden biographischen Vorbemerkung werden die Schiller-Denkmäler in historischer Reihenfolge und im Anschlusse an ihre Abbildungen besprochen.

In historischer Aufeinanderfolge und in die drei Perioden geteilt, nach denen Schillers Freund, G. Körner, die Gedichte ordnete, bietet die Pantheonausgabe Schillers sämtliche Gedichte. Die Einleitung von R. Weissenfels gibt ein gutes Bild der Entwicklung Schillers als Lyriker und hält sich erfreulicherweise von einer Überschätzung der Schillerschen Lyrik fern. Die Ausstattung der Pantheonbücher, die bekanntlich einem englischen Muster folgt, ist vornehm künstlerisch, weshalb dieser Schillerband manchem auch als Geschenkbuch willkommen sein dürfte. R.

Basch, Viktor, La Poétique de Schiller. Collection historique, des grand philo-

Digitized by Google

sophes. Paris 1902, Felix Alcan. 108. Bd. St. Germain. gr. 8°. 297 S.

Eine außerordentlich fleißige und eingehende Arbeit über Schillers Poetik. Als ihre Quellen erweist Basch die Kantsche Philosophie, die Auffassung der griechischen Kunst, wie sie Winkelmann vermittelte, Herders Ansicht über Natur- und Kunstdichtung und endlich das künstlerische Schaffen Goethes. Nach Schillers „Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung", seinen kleineren Aufsätzen über dramatische Dichtkunst und seinem Briefwechsel mit Koerner, Goethe und W. v. Humboldt analisiert der Verf. sodann eingehend. Schillers ästhetische Ansichten, worauf er zum Schluß die hauptsächlichsten Theorien des Schillerschen Systems auf Grund unserer heutigen Überzeugungen auf ihre Haltbarkeit prüft. Die scharfe Unterscheidung Schillers zwischen naiver Dichtung, als deren Vertreter er hauptsächlich die alten Griechen und Goethe ansah, und sentimentaler Dichtung, zu der er alle anderen modernen Dichter, vor allem aber sich selbst rechnete, wird als nicht gerechtfertigt nachgewiesen; die Voraussetzungen, Schlüsse und sogar die Methode der Schillerschen Ästhetik, die deduktiv und normativ statt induktiv und explikativ war, werden als wenig haltbar erfunden. Trotzdem erkennt Basch Schillers Gedankentiefe und seine Unterscheidungsgabe, sowie den großen Einfluß, den Schillers ästhetische Ansichten auf die deutsche Literatur ausgeübt haben, willig an. R.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Th. Mauch. Stuttgart 1905, Robert Lutz. 307 S. Mk. 2.50.

Eine auf Grund reichen Materials zusammengestellte «biographie anecdotique» Schillers. Dem Mann des Volkes, dem eine wissenschaftlich-literarische Biographie zu ernst oder zu wenig interessant ist, mag das Buch als Einführung in das Leben und Schaffen Schillers willkommen sein; er gewinnt daraus immerhin einiges Verständnis der dichterischen Persönlichkeit Schillers. Aber auch der Gebildete und Verehrer Schillers wird sich zuweilen gern in die hier gesammmelten Anekdoten vertiefen, die ja auch für ihn eines gewissen Reizes nicht entbehren. R.

Schillergaben für die Jugend sind zum Festtage, wie zu erwarten war, in erklecklicher Anzahl herausgekommen. Die von der Vereinigung deutscher Pestalozzivereine in einer nach vielen Zehntausenden vertriebene Biographie „Unser Schiller" hat den bekannten pädagogischen Schriftsteller Friedrich Polack zum Verfasser. (Liegnitz, Seyffart, Mk. 0.50). Natürlich ist neben der Begeisterung für Schiller auch eine lehrhafte Beimischung stark zu spüren. In den Grundlagen für das Verständnis mancher Balladen, die erzählt werden, tritt das hervor und ist namentlich in der verständigen Vorbereitung zur Lektüre des Glockenliedes von nicht zu unterschätzendem Werte. Die Sprache ist manchmal recht biblisch gefärbt, eine nicht eben erfreuliche Zugabe. Eine besondere Leistung ist das Buch nicht. Noch weniger kann man dies von dem gleichnamigen Lebens- und Charakterbild für Schule und Haus „Unser Schiller" von Walter Eckart (Leipzig, Wigand, Mk. 0.20) sagen. Eine im ganzen annehmbare biographische Erzählung, der ziemlich unvermittelt das Lied von der Glocke beigedruckt ist. Beide Bücher sind mit einigen Bildnissen bekannter Art geschmückt. Dagegen hat Franz Stassen für das „Schiller-Gedenkbuch" von Paul Risch selbständigen Bildschmuck von schöner Wirkung geschaffen. Den Inhalt bilden eine Schillerbiographie, nett erzählt, aber mit starken Anklängen an Polacks Schilderung (die Verfasser

Digitized by Google

scheinen beide dasselbe Buch, Wychgram, benützt zu haben), sowie ein Festspiel „Unter der Schiller-Linde". Trotz der Versicherung des Verfassers, daß die Aufführung eines Festspiels „sogar die einzig mögliche Art ist, in ungewöhnlicher Weise das Interesse der Jugend zu fesseln" — eine Meinung, die den Verfassern von Festspielen geläufig ist — so möchte doch stark bezweifelt werden, ob gerade dieses Festspiel sich dazu eignet. Was braucht Schiller ein Festspiel? Ist er nicht selber ein Dichter? Kann er nicht selbst zu der Jugend reden? Aber es bedarf eines Festspiels. Und was für eins hat uns Paul Risch geschaffen? Ich möchte, wenn der Raum es erlaubte, die erste Seite beispielsweise hier abdrucken, dann brauchte kein fein empfindender oder auch nur halbwegs poetisch fühlender Mensch noch weiter ein Wort darüber, warum dies Festspiel eher im entgegengesetzten Sinne einer Feier wirken wird. Ganz unzulänglich in der Form, bescheiden in der Erfindung. Damit bannt man Schillers Geist — jawohl, tausend Meilen fort! Die Berliner Schulkinder sind zu bedauern, die sich den gequälten Versen widmen und sie auswendig lernen müssen. Anderwärts im Reich wird man wohl so klug sein, und beim Schul-Schillerfeiern den Dichter in seinen Versen Leben zündend und Begeisterung weckend selber zur Jugend reden zu lassen.

Verständiger ist die Weise, der Jugend als Geschmack für den Festtag einen Teil von Schillers Werk in die Hand zu geben. So hören wir, daß die Schweizer Schulen eine kommentierte Ausgabe des Tell verteilen; in Leizig wählte Dr. O. Dähnhardt eine größere Anzahl Schillerscher Dichtung und versah sie mit einer Einleitung. Das Buch ging uns trotz Reklamation nicht zu, so daß wir hier nur von seinem Dasein unterrichten können. Einen vortrefflichen Griff hat die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins mit der „Schillergabe für Deutschlands Jugend" gemacht (Düsseldorf, Fischer & Franke). Nach einer ruhig und objektiv gehaltenen Einleitung von Schulrat Dr. Jonas finden wir in dem Büchlein Schillers Gedichte, nicht allein mit Rücksicht auf das Verständnis der Jugend ausgewählt, sondern auch in einer sorgsam bedachten Aufeinanderfolge angeordnet, sodaß ein Verständnis für das ganze Werk der Schillerschen Versproduktion zu erwarten ist. Hier redet Schiller, und zwar Schiller der Dichter im eigentlichen Sinne des landläufigen Begriffs. Schiller den Dramatiker mag dann früher oder später die Bühne verdeutlichen. Auf jede Erläuterung ist verzichtet außer der in den trefflichen Bildern von Fr. Stassen gegebenen, die wirkliche Deutungen des Inhalts und nicht bloß begleitende Illustration sind. Man sehe daraufhin z. B. die Bilder zum „Berglied" und zum „Alpenjäger" an, die dem kindlichen Geiste ebensowohl wie dem Erwachsenen eine überraschende Erklärung des dichterischen Inhalts bieten. So ist es bei noch Vielen. Schillers Balladen finden sich fast vollzählig; auch die Rätsel sind mit Recht als liebliche Versteckspiele des phantasievollen Schaffens beigegeben und die schönen leichten Lieder aus Tell fehlen nicht. Wenn irgendwo Volksschüler mit einem Andenken an den Schillertag beschert werden sollen, möchte man wünschen, daß sie diese Ausgabe in stilgerechter Ausstattung erhielten. Der Preis ist bei Partiebezug einem besonderen Abkommen mit dem Verlag unterworfen. L. K.

Bücher der Weisheit und Schönheit

Herausgegeben von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Jeder Band Mk. 2.50.

Digitized by Google

Abraham a Sancta Clara. Auswahl aus seinen Schriften von Richard Zoozmann. — Eine der interessantesten Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts ist der originelle Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, der Schiller bekanntlich die Anregung zu seiner Kapuzinerpredigt im „Wallenstein" gegeben hat. Für die Kulturhistoriker wie für den Literaturliebhaber bietet diese pittoreske Persönlichkeit, die ganz ein Kind ihrer Zeit war, manchen Reiz. Schon Goethe, der von Sancta Claras „Auff, auff ihr Christen" sagt, „daß in ihm ein so reicher Schatz enthalten sei, der die höchste Stimmung mit sich führe", und Schiller, dem er ein „prächtiges Original" scheint, haben sich an ihm erlabt. Freilich, alles von Abraham heute noch zu lesen, wäre nicht der Mühe wert; aber eine gute Auswahl aus seinen zahlreichen Schriften darf heute auf zahlreiche Leser rechnen. Von welchen Grundsätzen Zoozmann bei seiner Auswahl vorging, dürfte die Bemerkung zeigen, daß ihm der Augustinermönch keine einheitliche Persönlichkeit ist, deren Predigten und Schriften organisch herauswachsen, sondern „hier der eifernde Zelot und ganz in Fanatismus entbrannte, dabei abergläubische — dort der waffenklirrende, über die Gebrechen und Verkehrtheiten seiner Zeit die Zuchtrute mit schneidender Ironie und Satire schwingende Bußprediger", in dessen Wesen ein „klaffender Zwiespalt" liegt.

Montesquieu. Von Dr. Erich Meyer. — Das Buch enthält Proben aus den drei bedeutendsten Werken Montesquieus, den ›Lettres persanes‹, den ›Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence‹ und dem ›Esprit des lois‹. Durch die ruhige, leidenschaftslose Art, mit der dieser Vorläufer der Aufklärung in den „persischen Briefen" die brennendsten Fragen seiner Zeit und in den beiden anderen Werken die Bedingungen der Entwicklung eines Volkes und die Wahrheit von der Abhängigkeit seiner Gesetze von der Bodenbeschaffenheit und dem Klima des Landes und von der Religion und dem Charakter der Bewohner erörtert, hat er mit seinen Ideen großen Einfluß auf die Menschen des 18. Jahrhunderts gewonnen, und auch der Leser des 20. Jahrhunderts kann aus seiner Gedankenarbeit noch Manches schöpfen.

Fircks, Karl Freiherr von, **Dichtungen.** Ausgewählt von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. 208 S. — Einen „in den weitesten Kreisen Unbekannten" will uns der Herausgeber in diesem Bande vorstellen. Es ist dies Karl von Fircks, der Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre des verflossenen Jahrhunderts einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Geboren ist der Dichter am 28. Juli 1828 auf Gut Droguen in Kurland. Von Hauslehrern bis zum 18. Lebensjahr unterrichtet, besuchte er dann die Universitäten Göttingen und München. In die Heimat zurückgekehrt schrieb er die Dramen „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz" und „Masaniello", die 1856 in Leipzig unter dem Titel „Zwei Dramen" erschienen. 1858 heiratete er dann eine Baronesse v. Grotthuß. 1864 erschien der erste Band seiner Gedichte, kurz nach seinem Tode (1871) der zweite Band. Am 30. Februar 1871 starb der Dichter bereits zu Niegranden. Nach den vorliegenden ausgewählten Proben zu urteilen, überschätzt der Herausgeber Fircks im Vorworte entschieden. Gewiß, Fircks war eine gesunde, deutsche Natur mit einem warmen Gemütsleben und echter Religiosität. Er ist ein tüchtiger Lyriker und Epiker und darf sich neben seinen dichterischen Zeitgenossen der 60er Jahre schon sehen lassen. Aber er ist wie sie ein Epigone; seine Gefühle sind wohl echt, aber es mangelt ihm das Elementare, der große Zug einer starken und tiefen Persönlichkeit.

Digitized by Google

Trotzdem die Dichtung Fircks eine sympathische edle Natur widerspiegelt und viele Schönheiten birgt, vermag ich doch an ihre Einbürgerung in weiteren Kreisen nicht recht zu glauben.

Massinger, Philipp, Der Herzog von Mailand. Drama in fünf Akten. Frei bearbeitet von H. Conrad. 132 S. — Dieser Publikation stehe ich etwas skeptisch gegenüber. Nicht als ob ich die literarhistorische Bedeutung des Stückes verkennen würde; ich finde im Gegenteil, daß Massinger im Verhältnis zu den andern Elisabethanern nicht immer gehöriger Würdigung begegne und eine besondere Behandlung wohl verdiene. Aber die „Bücher der Weisheit und Schönheit" sind für weitere Kreise bestimmt; um uns einen Begriff vom englischen Renaissancedrama zu geben, hätte ein Stück Shaksperes mit einer guten Einleitung geboten werden sollen und kein Drama des ungleich weniger bedeutenden Massinger. Oder aber, es hätte das Massingersche Stück wenigstens originalgetreu gegeben werden sollen, und nicht in einer modernen Auffrisierung, die den Zeitton verwischte und in dem Bestreben, Derbheiten und anderes zu streichen, Motivierungen aber „zu erweitern und zu kräftigen", das Unnatürliche und Gewagte des Stoffes fast noch mehr hervortreten ließ. Das Drama hat viele Schönheiten, gewiß — aber warum den Lesern nicht lieber Hebbels „Herodes und Marianne" bieten, das denselben Stoff viel besser und unserem modernen Empfinden entsprechender behandelt? —

Maxim Gorki. Auswahl aus seinen Schriften von August Scholz. — Der aus der niedersten Volksschichte emporgetauchte russische Schriftsteller Maxim Gorki hat in erstaunlich kurzer Zeit die Blicke der literarischen Kreise nicht nur seines Landes, sondern ganz Europas auf sich gezogen. Durch ihn hat auch der Naturalismus auf der Bühne, namentlich im „Nachtasyl", nochmals späte Triumphe gefeiert. Auch in der vorliegenden Auswahl von Erzählungen und Skizzen zeigt sich Gorki als Naturalist. In seiner vollen, oft niederdrückenden Brutalität zeigt er das Leben, wie er es in seiner schrecklichen Jugendzeit kennen gelernt hat, das Dasein der Vagabunden, Strolche und ähnlicher Leute. Und doch sieht man hinter dieser derb naturalistischen Kunstübung den Mann mit dem starkromantischen Zuge, der den Funken ewiger Schönheit auch im Schmutze zu entdecken weiß und den Schimmer einer schönen Welt über all dem irdischen Elend und Jammer zu ahnen versteht. Große und weite Sympathien, ein mit den Tiefen der naiven Volksseele fühlendes Gemüt sprechen trotz allem aus diesen derben Ausschnitten russischen Lebens, die bald das Grausame und Rohe, dann wieder das tief Sentimentale der niederen Volksschichten wiederspiegeln. Die Einleitung bietet einen kurzen biographischen Abriß des bewegten Lebens des nunmehr 36jährigen, ist aber in ästhetischer Beziehung nicht völlig zureichend. L. v. R.

Romane und Novellen

Stratz, Rudolph, Gib mir die Hand. Roman. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 453 Seiten. 4 Mk. [5.—]

Diesmal führt Stratz seine Leser nach Rußland, mitten hinein in das geschäftige Treiben der internationalen Handelsstadt am schwarzen Meere. Nicolai Sandbauer ist das gerade Gegenteil seines alten Vaters: der Vater, Chef der großen Getreide-Export-Firma „Sandbauer und Sohn", ist den Traditionen der alten Einwanderer aus Süddeutschland treu geblieben, ernst, berechnend, kühl, ein Kaufmann durch und durch; sein Sohn da-

Digitized by Google

gegen ist Lebemann, gleichzeitig stolz auf seine schöne Frau Lisa und verliebt in andere, dabei ein leichtsinniger Spieler. Das Glück, das ihm meist hold ist, glaubt er nach dem Tode seines Vaters auch an sein Geschäft ketten zu können. Seine Spekulation schlägt fehl: das Getreide-Ausfuhrverbot kommt gegen seine Erwartung. Sein halbes Vermögen ist dahin. Jetzt geht's mit Riesenschritten abwärts mit ihm. Eine zweite, noch leichtsinnigere Spekulation endet noch kläglicher. Dabei ist er schon zum Wechselfälscher geworden. Ihm bleibt nichts übrig als die Kugel.

Dieser sinkenden Größe aus dem alten Kaufmannsstande von Odessa wird Roba Roloff gegenübergestellt. Er ist als Schwarzarbeiter im Hafen dem alten Sandbauer bei einem Überfalle zuhilfe gekommen und hat als Dank eine Anstellung begehrt und erhalten. Über seine Herkunft weiß man nichts. Wer unter den Schwarzarbeitern gewesen ist, der hat ein Kreuz hinter seine Vergangenheit gesetzt. Er entwickelt sich zu einem Geschäftsmanne im Sinne Sandbauers sen., der ihn bald zum Prokuristen erhebt. Je tiefer Nicolai Sandbauer sinkt, desto höher steigt als Mensch und als Kaufmann Roba Roloff. Seine Lebensanschauung spricht er dahin aus: „Es gibt nur einen Tod — aber es gibt tausend Leben! . . . Ist eines von diesen Leben mißglückt, so kann man sich ein anderes wählen und von neuem anfangen. Warum mit der Besserung bis nach dem Tode warten? Wer weiß, ob es ein Jenseits gibt? Vielleicht ist das Jenseits schon hier um uns herum . . . . . Überall kann ein Mensch neu geboren werden . . . . . indem er das Gegenteil von dem tut, wodurch er früher gefehlt hat. Und wer zuvor das Leben gleichzeitig genoß und verachtete — wer Hunderte von Menschen für sich arbeiten ließ und zugleich auf sie herunterschaute, der wird natürlich nun am besten einmal selbst Hand anlegen und sein Brot verdienen — und je gröber, desto besser." (S. 164 und 165). Das ist die weitere Ausführung seines Grundsatzes: „Man muß den Mut haben, sein eigener Arzt zu sein" (S. 93). Nach diesem Grundsatze hat er sein Verschwenderleben als Gutsherr beendet und ist vom verachteten Hafenarbeiter wieder emporgestiegen.

Zum Beginn eines neuen Lebens rät Roloff auch der unglücklichen Gattin Nicolais, die zwischen beiden steht. Ihre Ehe mit Sandbauer ist keine Ehe mehr. Aber sie verabsäumt den rechten Augenblick, die Fesseln zu zerreißen, die sie an Nicolai binden. Er kommt ins Unglück; nun darf sie, die Tochter eines verarmten Kaufmannes, ohne ehrlos zu werden, den Gatten nicht mehr verlassen. Erst der Tod Nicolais macht sie frei, um Roba Roloff „die Hand zu geben" zu einem neuen Leben. Wie man sieht, ein interessanter Vorwurf, dessen Durchführung aber nicht in alleweg befriedigt. Die breite Anlage und allzu weitschweifige Reflexionen beeinträchtigen den künstlerischen Genuß.

Bentheim. H. Hemme.

Sewett, Arthur, Die Kirche siegt! Roman. Berlin 1904, Otto Janke. 296 S. Mk. 3.— [4.—].

Ein evangelischer Superintendent gestattet seinem Hilfsgeistlichen Brandener nicht, bei der Überführung der Leiche des Bürgermeisters Kannenberg, der testamentarisch seine Verbrennung angeordnet hat, kirchlich zu amtieren. Brandener fügt sich nicht und muß gehen. Kurz darauf kommt aber der gestrenge Superintendent Winter in eine ähnliche Lage. Sein Freund, der Sanitätsrat Scheller, hat sich, um einem langen Hinsiechen zu entgehen, selbst getötet. Nach längerem Kampf entschließt sich Winter, der die kirchlichen Vorschriften bisher so unerbittlich verteidigt hat, trotz allem den Selbstmörder kirchlich

Digitized by Google

zu beerdigen. Die Folge ist auch sein Abgang. Das ist in groben Umrissen der Inhalt dieses Romans. Daß es mehr Äußerlichkeiten, fast Lappalien sind, die die zwei Geistlichen aus ihrem Amte heraustreiben, und keine Lebensfragen, keine grundlegenden Differenzen, mindert die Wirkung des Stoffes bedeutend herab. Technisch ist die Sache à la Zeitschriftenroman gemacht. Sewett ist weder ein großer Gestalter noch ein sehr guter Erzähler. Einer von denen, die passable Unterhaltungslektüre liefern. L. v. R.

Harder, Agnes, **Irdische und himmlische Liebe.** Roman. Leipzig 1905, E. Polz. 8°. 245 S. Mk. 2.50 [3.—].

Die Geschichte zweier junger Damen, von denen die eine, Ada, nach einer traurigen Herzenserfahrung sich der „himmlischen Liebe", in unserem Falle der Sangeskunst, zuwendet, während die andere, Liselotte, die mehr hausmütterlich veranlagt ist, zum Schlusse ihre „irdische Liebe" gekrönt sieht und den Mann ihres Herzens bekommt. Eine brave Familienlektüre ohne höhere Ansprüche. R.

Achleitner, Arthur, **Der Eiskaplan.** Erzählung aus dem Hochgebirg. Mainz 1904, Kirchheim & Co. 233 S. geb. Mk. 3,50.

Hätte ich Sheehans Bücher „Lukas Delmege" und „Mein neuer Kaplan" nicht gelesen, dann würde ich nun den Borromäusblättern beistimmen, die (I. Jahrg Nr. 1) sog. Seelsorgerromane ablehnten. Ich bin zwar überzeugt, daß Achleitner selbst von den besten Absichten sich leiten ließ; aber Bücher wie das vorliegende können dem Ansehen des Priesterstandes nur schaden. Dieser „Eiskaplan" ist ein so wunderlicher, verschrobener Charakter, daß man ihm am allerwenigsten Teilnahme entgegenbringen kann. Manche seiner kleinlichen Anschauungen und Handlungen wirken geradezu peinlich.

Auch rein literarisch betrachtet ist der „Eiskaplan" eine mißglückte Schöpfung. Durch vier Stationen verfolgen wir den Titelhelden, und was ihm da begegnet, das wird recht oberflächlich und ohne psychologische Entwicklung erzählt. Von einem Miterleben kann kaum irgendwo die Rede sein.

Tirolerland und Tirolerleute weiß Achleitner trefflich zu schildern. Das beweist auch dieser Roman. Und darum kann man auch in Achleitners eigenem Interesse nur wünschen, daß Sheehans Lorbeeren nicht zu neuen Versuchen reizen mögen. Der Verlag hat dem Buche, das der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern gewidmet ist, eine musterhafte Ausstattung gegeben.

Bentheim H. Hemme

Meerheimb, Henriette von, **Des Kaisers Adjutant.** Historischer Roman. Berlin 1904, Otto Janke.

Man kann sich bei der Lektüre dieses Buches des Eindrucks nicht erwehren, daß die Verfasserin unter allen Umständen einen historischen Roman liefern wollte. Sie bleibt zu sehr an der Oberfläche hängen; die Bilder, die ihr Geist (leider nicht ihre Phantasie) erschaute, vermag sie nicht durchzuerleben, zu verkörpern. Wohl erfaßt sie ganz richtig die Gegensätze des damaligen Zeitgeistes und hat auch auf ihnen die ganze Handlung aufgebaut, aber ihr Charakterisieren — und sie verwendet viel Mühe darauf, — ist schwach, äußerlich. Daß der Roman streng historisch ist, wie am Schlusse angemerkt wird, bestätigen wir voll und ganz, aber deswegen ist er noch kein Muster eines historischen Romans.

München Max Ebar

Digitized by Google

Bang, Hermann, **Exzentrische Novellen.** Mit 14 Illustr. Berlin 1905, S. Fischer. 329 S. Mk. 4.— [5.—].

Diese sechs Novellen führen ins seltsam pittoreske Leben der Variété-Artisten, wandernden Sänger und ähnlicher Kreise ein. Auch mit dem Milieu eines kleinen Hofes und eines adeligen Damenstiftes werden wir bekannt gemacht. Technisch gehören die Sachen einer überwundenen Geschmacksrichtung an, und wer von einem Erzähler verlangt, daß er erzählen könne, wird hier nicht auf seine Rechnung kommen. Es sind naturalistische Schilderungen, impressionistische Momentbilder ohne rechte psychologische Begründung und Aneinanderfügung, die der dänische Autor meist aus denjenigen Kreisen uns vorführt, die das gesunde bürgerliche Empfinden als exzentrisch und „exotisch" auffaßt. L.

Literaturgeschichte

Landsberg, Hans, **Die moderne Literatur.** Berlin 1904, Leonhard Simion Nachf. 109 S. Mk. 1.50.

Eine fesselnde und interessante, aber auch schwierige und undankbare Aufgabe hat Dr. Landsberg im vorliegenden Werkchen zu lösen versucht. Versucht — denn mehr kann man billigerweise nicht verlangen von einem, der das Wesen der modernen Literatur zu umschreiben und festzustellen sucht, eines Phänomens, das mitten in der Entwicklung begriffen ist und noch tausend neue Möglichkeiten bietet, dem wir nur subjektiv, noch nicht objektiv, gegenüberstehen können. Landsberg ist sich denn auch den Schwierigkeiten seiner Arbeit wohl bewußt. Bei der Frage, worin denn das Moderne im Gegensatze zur älteren Dichtung liege, findet er ganz richtig, daß es „nicht im Stoffe" liege. „Es liegt in der neuen seelischen Auffassung, die der Dichter den gewöhnlichen oder seltenen Erscheinungen des Tages gegenüber bekundet. Es beruht in einer unendlich gesteigerten Anteilnahme des Dichters an der Welt." Dabei gibts eine „wirklich moderne deutsche Dichtung" noch gar nicht. Das ist gewiß eine Dreiviertelswahrheit, denn in unserer jetzigen Poesie findet sich nur eine Summe von Anläufen, dem „Gefühlsleben und Geiste der Gebildeten" gerecht zu werden, aber noch recht wenig, was ihm völlig entspräche.

Die Weltanschauung der Moderne sucht L. als durchaus realistisch zu erweisen. Die Modernen sehen das Leben nicht mehr „von einer Idee aus" an, sondern die Idee erblüht vielmehr „aus der anschauenden Erkenntnis der Daseins". Daher ist auch der Realismus, der Wahrheit, nicht Wirklichkeit bedeutet, die einzige Kunstübung, die „im Sinne der modernen Anschauungen die Kluft zwischen Leben und Kunst zu überbrücken" vermag. Der Naturalismus dagegen ist „ein Stück Erde, das keinen Himmel hat, der sich über ihn wölbt". „Er hat keine geistigen Horizonte". Der Idealismus ist einseitig, weil er das Leben nur von einer Idee aus sieht. „Er hat etwas Systematisches und Konstruiertes". Als Typus dieser „veralteten Poesie" wird Wilbrandt hingestellt. Der nahe Verwandte dieses Idealismus ist die moderne Romantik. Sie erscheint L. als etwas „geistig wie künstlerisch durchaus Rückständiges". Mit dem Impressionismus kommen wir dann wieder zum Naturalismus zurück. Hauptmann und Liliencron sind hervorragende Vertreter dieser Gattung, die in der bildenden Kunst ungleich mehr künstlerische Bedeutung hat als in der Literatur. Bleibt also nur der Realismus, in dem „Theorie und Praxis sich gegenseitig erfüllen", in dem „allein Körper und Seele gleichmäßig zu ihrem Rechte gelangen". L. kommt dann im einzelnen auf die Vertreter der modernen Literatur zu sprechen. Ompteda, Holländer, Gabriele Reuter, Klara Viebig, Gustav Falke, Halbe, Hartleben, Max Dreyer u. a.

Digitized by Google

rechnet er zur Tagesliteratur, die mit der eigentlichen Literatur wenig oder nichts zu tun hat. Ibsen ist der große Moderne; auch Maeterlinck, der herzlich unbedeutend an sich ist, hat der Literatur viele Anregungen gegeben. In der Lyrik wird Richard Dehmel und — Alfred Mombert ein großer relativer Wert zugeschrieben, weil sie einen neuen Gefühlsinhalt in die neue Form gegossen hätten. Bezüglich Momberts finde ich das ein wenig zu voreilig; seine Dichtung muß erst noch reifen, um Zukunftswerte klar erkennen zu lassen. Vorerst ist er noch vielfach eine dankbare Fundgrube für Witzblätter, die es auf die böse „Moderne" abgesehen haben. Die Formel der modernen Literatur hat L. unzweifelhaft richtig entdeckt. Sie ergibt sich als Fazit aus der Betrachtung der historischen Entwicklung. Unser technisches Können ist außerordentlich verfeinert und ausgebildet worden. Wir fordern, daß ein Dichter die Dinge richtig sehen könne, daß er Stimmungen genau wiedergeben, einen Charakter bis in seine feinsten Nuancen verfolgen könne. Andererseits ist die Kunst immer individualistischer geworden. Und je individueller der Dichter ist, ein desto reicheres Weltbild kann er uns geben. In der Synthese von Natur und Persönlichkeit liegt also das moderne Literaturideal. „Der moderne Realismus", sagt L. am Schlusse, „erfordert die Ausschaltung des Dichters, die Selbsterhaltung der Dichtung, so daß die Persönlichkeit auf dem Wege der künstlerischen Gestaltung sich in Natur umsetzen muß. So verstanden, darf man die natürlichen Ideale der modernen Dichtung, ihre Freiheit und Erlösung zusammenfassen in die Begriffe: Natur und Persönlichkeit". Eine Fülle von Geist und Anregung liegt in dem Büchlein, das eben deshalb, weil es stark persönlich ist, auch des öfteren zum Widerspruche reizt. L.

Oskar Wilde, De profundis. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading. Herausgegeben von Max Meyerfeld. Berlin 1905, S. Fischer. 115 S. 8°. Mk. 3.— [4·—].

Oskar Wilde gehört zu den reichbegabten Künstlernaturen, die sich vom Leben gängeln lassen statt es zu beherrschen, zu jenen Dekadenten, die zu schwach, um Schöpfer zu sein, glänzende Formkünstler, literarische Dandys werden. Ihm war die Kunst Selbstzweck, ja die einzige, oberste Wirklichkeit; das Leben betrachtete er „nur als einen Zweig der Dichtung." So taumelte er als moderner Genußmensch, von seinem Kreise verhimmelt, von Lust zu Lust, bis er auf der Suche nach neuen Reizen im Perversen endete. Zwei Jahre Zuchthaus waren das Resultat. Wie er diesen Schlag ertragen und wie er gegen Ende seiner Strafzeit über seine Verfehlungen dachte, hat er in den vorliegenden Aufzeichnungen niedergelegt. Man merkt: das Gefängnis hat ihn geläutert und vertieft, aber noch sieht er das Leben, die Religion und alles übrige lediglich im Lichte seiner Kunst an. Von Christus schwärmt er als von einer romantisch-literarischen Persönlichkeit. Der alte Poseur in ihm guckt immer noch hervor, und was er sagt, ist zwar oft recht originell und geistreich, aber auch extravagant und wenig einleuchtend. Als psychologische Dokumente haben diese Bekenntnisse aus dem Gefängnisse jedoch ihren eigenen Reiz für einen kleineren Kreis. L.

Lorinser Dr. F., **Calderons grösste Dramen religiösen Inhalts.** Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigen Anmerkungen versehen. Zweite Auflage, herausgegeben von Engelbert Günthner, Professor in Rottweil am Neckar. Freiburg 1904, Herdersche Verlagshandlung.

Erstes Bändchen: Das Leben im Traum.

Digitized by Google

— Der standhafte Prinz. XXVI und 240 S. 8°. Mk. 2.—.

Viertes Bändchen: Das Fegfeuer des hl. Patricius. — Die Andacht zum Kreuz. 235 S. 8°. Mk. 1.80.

Sechstes Bändchen: Die Ketten des Teufels. — Der wunderbare Zauberer. 246 S. 8°. Mk. 1.80.

Calderon ist der ständige Kronzeuge wider alles, was modern heißt; und er kann die Rolle so lange übernehmen, als er so wenig gelesen wird, wie das bisher üblich war. Daß dreißig Jahre von der ersten zur zweiten Auflage vergehen konnten (1874—1904), sagt allein schon genug. Auch jetzt scheinen noch nicht alle Bändchen neu aufgelegt zu sein; mir wenigstens sind nur die vorstehend genannten zugekommen. Lorinser spricht sich im Vorworte (S. XVI ff.) zum ersten Bändchen sehr eingehend über die Schwierigkeiten der Übersetzung aus; ganz zu meistern hat er sie nicht vermocht, es kommen böse Härten vor. Z. B. eine Stelle aus dem wunderbaren Zauberer (VI S. 198):

Halt! denn eh' du unterschrieben
Nicht das Wort, das du mir
gabst, darfst du sie nicht berühren.

Man skandiere den mittleren Vers und bedenke dabei, daß er die Assonanz in a haben soll. Bei Schlegel heißt die Stelle:

Halt! denn eh' du das Versprechen
Das du gabst, nicht unterzeichnet,
(Assonanz in ei)
Rührst du sie nicht an.

Übermäßig poetisch klingt hier auch die Fassung Schlegels nicht, der sonst dichterisch feiner übersetzt als Lorinser, der wiederum nach größerer philologischer Treue strebt. Die Form, in der Calderon zu übersetzen ist, soll eben noch gefunden werden. Der spanische Achtsilber ist kein Trochäus; und der sonst bei uns beliebte Blankvers ruiniert den ganzen Charakter Calderonischen Stils. Ich begreife recht wohl, daß Lorinser und Günthner immer noch lieber beim Trochäus bleiben; trotz aller Schwierigkeiten aber, die durchaus anzuerkennen sind, hätten nicht Stellen stehen bleiben sollen wie die folgende aus den „Ketten des Teufels" (VI, S. 88):

„Nah' dich nicht mir; eile fort,
Willst du nicht, daß, aus dem Herzen
Stücke reißend jetzt sofort
Dieses unglückselgen Weibes
Ich dich werfe."

Solche Stellen sind doch ein kräftiges Zeugnis gegen den Trochäus, ganz abgesehen von der Assonanz, die wir im Deutschen niemals in gleicher Klangfülle nachbilden können.

Aber trotz allem freut mich's von Herzen, daß wir wenigstens diesen deutschen Calderon haben. Und ich möchte alle Leute, die sich mit Literatur und Kritik befassen, dringend bitten, den spanischen Dichter nun auch wirklich zu lesen. Es wäre dem wackeren priesterlichen Dramatiker so sehr zu gönnen, daß er endlich einmal von der am Anfange meiner Ausführungen angedeuteten Rolle befreit würde, auf die er wirklich keinen Anspruch erhebt. Noch voriges Jahr war in den hist.-pol. Blättern (113[1] S. 717 ff.) zu lesen: „Diesbezüglich sei nun vor allem auf den unbestreitbaren Erfahrungsgrundsatz verwiesen, daß es immer katholische Dichter gegeben hat und geben wird, die ungeachtet tiefster und innigster Durchdringung ihrer Werke mit höchster Glaubensbegeisterung, ungeachtet der offensten Hervorkehrung ihres katholischen Standpunktes und der völligen Vermeidung erotischer Probleme, im Sinne unserer „Modernen" doch wahre, als solche allgemein anerkannte Kunstwerke geschaffen haben. Der Name Calderon allein ist in dieser Beziehung ein Programm". Wenn der Philister das liest, muß er sich dreimal bekreuzigen vor den halben Häretikern, die ihn hinführen wollen zu den bösen deutschen Klassikern, die so viel Erotik bieten, und gar erst die

Digitized by Google

„Modernen“!!! Den Calderon selber zu lesen, fällt ihm aber nicht ein. Ob wohl der anonyme Schreiber jener Zeilen Calderons „Wunderbaren Zauberer“ oder die „Andacht zum Kreuze“ kennt? Mit der Erklärung und möglichsten Verteidigung der „drastischen Darstellung eines offenbar unsittlichen Verhältnisses“ plagt sich Lorinsers Vorrede zum „Zauberer“ (VI. S. 720 f.) in einer Weise ab, die unsereinem heiter genug vorkommt. Warum legt er nicht das Hauptgewicht auf den vorübergehend angezogenen Gedanken, daß sich diese Graziosohandlung organisch in das Ganze einfügt? Dann braucht er sich nicht so abzuquälen mit dem „an sich ärgerlichen Doppelverhältnisse“. Und erst der peinliche Stoff der Geschwisterliebe in der Andacht zum Kreuze! Der Bruder ein Räuber, vor dem auch schöne Bäuerinnen nicht sicher sind, die Schwester gar Klosterfrau, die aus der Klausur ausbricht, nachdem erst der gewissenlose Bruder in des Klosters heiligen Frieden eingebrochen — ja, ein bedenklicheres erotisches Problem hätte doch wahrlich kein „Moderner“ ausdenken können. Die tränenreiche Schwester Clarissa des Münchener Volkstheaters ist dagegen das unschuldigste Waisenkind.

Auch hier sucht die Vorrede Lorinsers (IV. S. 136) nach Entschuldigungen und sagt von dem Stücke: es „schildert die Leidenschaften und Verirrungen des menschlichen Lebens in ungeschminkter Gestalt“, — anderes wollen die „Modernen“ auch nicht. Wenn er fortfährt: er „durchdringt aber alles mit der religiösen Idee“ u. s. w., so bekennt er damit, daß auch der peinlichste Stoff nicht um des Stoffes willen von der Kunst ausgeschlossen werden muß, womit man ganz einverstanden sein kann. Ich für meinen Teil würde nicht einmal die „etwas äquivoken (zu deutsch: zweideutigen) Äußerungen über die Ausschweifungen des Eusebio im Munde der Bauern“, die Brömser bei einer Aufführung geändert sehen möchte, irgendwie beanstanden; denn Calderon wußte jedenfalls, warum er sie niederschrieb. Die Leute aber, die aus Jörn Uhl u. a. ähnliche Stellen auszuzupfen ihr Vergnügen fanden, kämen auch hier auf ihre Rechnung — nur genieren sie sich ein bißchen vor dem Namen Calderon.

So wird man begreifen, daß gerade ich, der so vielfach ob seiner Anschauungen über die Klassiker Angefeindete, diese Ausgabe trotz einzelner Härten der Sprache aufs allereindringlichste empfehle. Hier kann man lernen, Stoff und Durchführung richtig zu werten und dann die törichten und falschen Behauptungen vom Fehlen aller „erotischen Probleme im Sinne unserer Modernen“ bei Calderon endlich, endlich einmal zu unterlassen. Freilich ist es immer schwer, gegen eine fable convenue anzukämpfen, die gewohnheitsmäßig weitergetragen wird, ohne daß man der Sache auf den Grund geht — hier: ohne daß man selber Calderon liest.

Die Anmerkungen sind sehr gut und bringen auch für den Literaturhistoriker wertvolles Material in den Quellennachweisungen. Hoffentlich liegt bald die zweite Auflage vollständig vor. Daß eine Reihe von Dramen Calderons in anderer Uebersetzung nirgends vorhanden ist, sei noch einmal ausdrücklich erwähnt, um diese Ausgabe noch eindringlicher zu empfehlen.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Geschichte und Kultur

Grimme, Hubert, **Mohammed** (Untertitel: Die weltgeschichtl. Bedeutung Arabiens. Neuester Band aus „Weltgeschichte in Karakterbildern“ herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn.) Mit einer Karte und 60 Abbildungen. München 1904, Kirchheimsche Verlagshandlung. gr. 8°. 91 S. Mk. 3.—.

Soll das Gerüstthema des Buches

Digitized by Google

Mohammeds Wirken sein, so müssen wir die zwei ersten Abschnitte, die politische und kulturelle Geschichte Altarabiens behandelnd, als Einleitung betrachten. Freilich steckt hier gerade die Summe von Forschungsergebnissen, die weiteren Kreisen bisher weniger bekannt waren und doch die ganze folgende Entwicklung erst begreiflich machen. Als Urheimat der Semiten nimmt der Verfasser nicht Arabien an, sondern bezeichnet als die erste warnehmbare Tatsache der arabischen Geschichte den Einzug der afrikanischen Semiten über die Völkerbrücke Bab el Mandeb nach Südarabien. Die religiöse Kultur dieser ältesten Stämme anlangend sieht Grimme ihren Ursprung nicht im Mondkult. Der bei ihrer Religion erstrebte Hauptzweck war irdische Glückseligkeit. Für ein Leben nach dem Tode, wie für eine geistig gedachte Seele fehlten die Begriffe. Mit der israelitischen Religion liegen manche Berührungspunkte vor, während zwischen arabischer und babylonischer Religion eine starke Trennungslinie zu ziehen ist. Nur im Dienste der Religion und in dem anderer praktischer Zwecke findet sich eine bildende Kunst.

In der Mitte des Buches (S. 45) setzt die Geschichte Mohammeds ein. Das mekkanische Heidentum wird zunächst als solches gekennzeichnet, daß der Schritt zum Monotheismus nicht allzu groß war, auch sonst finden sich Vorstufen zu Mohammeds Lehren. Das Charakteristische der ersten Entwicklung des Islams liegt in moralischen und sozialen Forderungen, direkt christliche oder jüdische Einflüsse finden sich nicht. Unter den Verfolgungen und Enttäuschungen erst, die Mohammed in Mekka erlitt, bildete sich ein theologisches Lehrsystem heraus, gleichsam als Ergänzung zu den ursprünglichen moralischen Forderungen. Anderseits wird der anfänglich soziale Einschlag in der 2. Epoche, der Wirksamkeit des Propheten in Medina, zu direktem politischen Treiben. Die religiöse Idee wird nun in den Dienst menschlicher Leidenschaft herabgezogen, das religiöse Band wird zu einem staatlich-politischen, der Geist des Kirchentums zieht in der Gemeinde ein an die Stelle Allahs und des Gewissens tritt das alles überwachende Auge des Propheten, durch verschiedene plumpe Beisätze oder Ausbildungen bekam die Lehre Kraft auf die breiten Massen zu wirken, und sie wurde damals schon zu dem prädestiniert, was sie gerade in unseren Tagen darstellt, zu Religions- und Kulturform von geistig nicht ausgereiften Völkern.

Der letzte Abschnitt behandelt noch die erste, teis friedliche, teils kriegerische Ausbreitung des Islams über Arabien hinaus.

Das Buch ist nicht gerade geistreich und glänzend geschrieben. Aber in seiner mehr nüchternen Art wirkt es sehr objektiv. Wie schon die von mir meist mit den Worten des Autors gegebene Skizzierung des Inhaltes zeigt, bietet er dem denkenden Leser ein Menge Anhaltspunkte zum Weitersinnen, es sind wohl Aussichten in weitere Fernen da, wie sie ein gutes Buch haben soll; nur überläßt der Verfasser das Ausblicken, das Weiter- und Zusammensehen dem Leser selbst. Dr. Thalhofer

---

Gerhauser, Michael, Blumen und Disteln aus dem Orient. (Kreuz und quer über Land und Meer I.) 2. Aufl. München 1905, Franz X. Seitz. 282 S. geb. Mk. 2.20.

Wer durch den Erwerb dieses Buches etwa einen Baedecker für das heilige Land einzusparen hofft, der fällt schmählich herein. Denn um sich mit Kilometern und Zentimetern abzugeben, dazu ist der geistliche Herr, der diese „Blumen und Disteln“ gesammelt und getrocknet hat, viel zu gemütlich und, was noch besser ist, zu sehr Persönlichkeit. Am besten charakterisiert er sein Buch selbst im Motto:

Digitized by Google

„Heiter klingen meine Lieder,
Ausgelassen hin und wieder
Schäumt des Scherzes Schalksnatur;
Lug' und lausche tiefer nur,
Denn es birgt die leichte Hülle
Ernster Wahrheit reiche Fülle!"

Und diesem Programm entsprechend wechselt Komisches und Ernstes, wechseln satirische Plaudereien und fromme Poesien miteinander ab. Aber das Genre sei wie es will: alles deutet darauf hin, daß der Verfasser, ohne Phrase gesprochen, das Herz auf dem rechten Flecke hat. In gebundener Form gelingen ihm am besten possierliche Knittelverse; so S. 20.

„Patras ist die Stadt der süßen
Sultaninen, die mit Füßen
Dort man tritt in Exportkisten —
Wenn das unsere Damen wüßten!"

Ludwigschorgast. Max Behr

Natur und Kultur. Zeitschrift für Schule und Leben. Oktober 1904 — März 1905.

Dr. Franz Joseph Völler, Viktoriastr. 4, München, gibt seit 1903 eine Halbmonatsschrift heraus, die wahrer Jugend- und Volksbildung dienen soll. Der erste Eindruck, den man von den Heften empfängt, ist der der Gediegenheit: viele und hübsche Abbildungen, gutes Papier, großer, klarer Druck. Der Hauptanteil vom Inhalt gehört den Naturwissenschaften, deren verschiedenste Gebiete mit instruktiven Aufsätzen vertreten sind, die fesselnd Belehrung vermitteln. Es scheint mir sehr klug, daß meist schon die Titel so gehalten sind, daß sie einen Anreiz zum Lesen enthalten. — Daneben hat aber „Natur und Kultur" noch Raum und Verständnis für Bestrebungen, die sich an den zweiten Teil des Titels knüpfen, so z. B. für künstlerische und literarische Neigungen. Mörike wurde in der ersten Nummer durch einen Aufsatz Dr. Lohrs und durch Richtersche Illustrationen gefeiert. In der neuesten Nummer sucht ebenfalls Dr. Lohr den dichterischen Reichtum des Prinzen Schönaich-Carolath weiteren Kreisen andeutend bekannt zu machen. Dann bringt die Zeitschrift in der Form von Illustrationsproben gerne Abbildungen bedeutender Gemälde, ist also durchaus nicht engherzig in der Wahl des Stoffes, wenn sie auch mit Recht Zersplitterung vermeidet. Für Kreise, in denen Interesse für Kräfte und Betätigungen der Natur vorhanden ist, wüßte ich kaum etwas Besseres als ein Abonnement auf „Natur und Kultur", das vierteljährlich 2 Mk. kostet. Wenn daneben auch literarische Neigungen geweckt und gefördert werden, so ist das ein doppelter Gewinn. M. B.

Schrader, August. „Von't Hölken up't Stöcksken". Vertellsels un Riemsels in Mönsterk Platt. Essen 1905, Fredebeul & Koenen. 150 S. Mk. 2.— [2.60].

Literarische Anforderungen darf man an dieses Buch nicht stellen. Seinen Inhalt bilden zum größten Teile Anekdoten und nicht einmal besonders schöne. Einige davon mögen für das Feuilleton einer westfälischen Zeitung sich geeignet haben und dort auch mit Beifall aufgenommen worden sein; für ein Buch ist der Inhalt zu dürftig. Dasselbe gilt auch von den „Riemsels". Wer an Wibbelts Erzählungen aus dem Münsterlande seine Freude gehabt hat, der läßt dieses Buch besser ungelesen.

Bentheim. H. Hemme

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in München — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Juni 1905 = Heft 9

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Zum Abschiede

Mit vorliegendem Hefte lege ich die Leitung der „Literarischen Warte“ nieder.

Von einer Schöpfung zu scheiden, die ich unter schwierigen Verhältnissen ins Leben gerufen habe, und die aus kleinen Anfängen trotz vieler Kämpfe und Hindernisse aller Art stetig sich entwickelnd zu dem emporwuchs, was sie jetzt ist, bedeutet für mich einen schweren Entschluß. Doch zwangen mich Berufsrücksichten dazu, vertrauensvoll die Leitung der „Literarischen Warte“ in andere Hände zu legen in der Hoffnung, daß sie im gleichen Geiste weiter wirken und sich entwickeln werde.

Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl ohne Überhebung sagen, daß es die Wirkung der „Literarischen Warte“ war, die einer unbefangeneren und vorurteilsfreieren Betrachtung der schönen Literatur im katholischen Deutschland weitere Kreise gewonnen und befruchtend auf literarisches Leben und Schaffen eingewirkt hat. Daß dies möglich wurde, ist vor allem einer Reihe reger, einsichtsvoller und von Liebe zur Sache erfüllter Mitarbeiter und zahlreichen Förderern zuzuschreiben, denen ich an dieser Stelle von Herzen meinen Dank für die jahrelange, treue Zusammenarbeit beim Abschiede ausspreche. Andererseits gebührt aber auch dem Verlage der „Literarischen Warte“ hohe Anerkennung für das der Redaktion stets bewiesene Entgegenkommen und für die der Sache gebrachten Opfer. Zum Schlusse auch noch Dank den Abonnenten und der einsichtigen Kritik, ohne deren Unterstützung die Bestrebungen der „Literarischen Warte“ keinen solchen Erfolg hätten finden können.

Möge meine Schöpfung unter der neuen Redaktion sich in dem bisherigen Sinne fortentwickeln und zu weiterer Blüte gelangen!

Kempten i. Algäu **Dr. A. Lohr**

Digitized by Google

Ferdinande Freiin von Brackel

Von E. M. Hamann in Gößweinstein (Oberfr.)

Der 4. Januar des Jahres entriß uns die Veteranin der neueren katholischen Belletristik. Unsere Presse beschäftigte sich daraufhin lebhaft, wenn auch nicht allzu eingehend, mit ihr; die nichtkatholische aber hatte kein Wort für sie übrig. Auch die Literaturgeschichte „drüben" bewahrt Schweigen über das Thema F. v. Brackel, wenn sie es nicht geradezu negiert; ein paar Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Ungerechtigkeit? Freilich. Die Welt schwelgt ja zuweilen darin.

Sie aber, der die folgenden Zeilen gelten, hat es immer sehr gut mit der Welt gemeint. Sie gehörte so gar nicht zu den Schwarzsehern, liebte so sehr die Frische des Urteils, daß der gesunde Optimismus, dem sie unterstand, aus ihrem Inneren in Wort und Tat, also auch in ihre Schöpfungen, überfloß. Sie war eine gerechte Natur, von der Art derer, die es dem Herrgott zu danken wissen, daß er die liebe Sonne scheinen läßt *auch* über die Bösen. In den letzteren suchte und fand sie noch immer das Fragment besserer Menschlichkeit, das nur den völlig Vertierten oder Verruchten verloren geht, und sie hielt es beim Formen ihrer Charaktere mit Shakspere: daß der Dichter in seinen Persönlichkeiten nicht das Stück Engel und Teufel, das in jedem Menschen steckt, parteiisch unter die Lupe legen soll. Sie hatte freilich gute Vorbilder, denn sie liebte die englischen Erzähler, die großen unter ihnen, und verstand diese Liebe zu begründen. Andererseits enthielt ihr das Leben manches vor — nicht zuletzt die künstlerische Schulung unserer Tage.

Die Geschichte wird immer objektiver, je mehr sie sich von dem ihr jeweilig überlieferten Gegenstande entfernt. Wir dürfen daher hoffen, daß über kurz oder lang die Gestalt Ferdinande von Brackels fest umrissen auch in der *allgemeinen* deutschen Literaturgeschichte dastehen wird. Sorgen wir dafür, daß dies zunächst in der katholischen geschieht.

Auch diese Autorin war ein Kind ihrer Zeit, vor allem ihrer Verhältnisse, wie tapfer sie zur inneren Selbständigkeit aufgestrebt haben mag. Am 24. November 1835 auf Schloß Welda bei Warburg in Westfalen geboren, wuchs sie in den Traditionen ihrer nach väterlicher wie mütterlicher Seite echt vornehmen Familie auf. Da sie ein schwächliches Kind war, wollten die Eltern nichts von Institutserziehung für sie wissen, sondern vertrauten sie fürs erste mit den Söhnen der geistigen Fürsorge des Dorflehrers an. Später wurde für die Tochter eine Gouvernante engagiert, doch der Hauptunterricht, gemeinsam mit dem eines Bruders und eines anderen jugendlichen Studiengenossen, vom achten bis zum achtzehnten Jahre in die Hände des Gemeindepfarrers gelegt. Dieser ließ die wissensdurstige Schülerin an allen dem Gymnasialgange entsprechenden Lehrgegen-

Digitized by Google

ständen teilnehmen, bis auf die klassischen Sprachen, die Ferdinandes Vater als durchaus entbehrlich für die weibliche Bildung erachtete: eine Anschauung, die später von der Dichterin, wenigstens in bezug auf das Latein, entschieden mißbilligt wurde. Ihre Aufgaben bewältigte Ferdinande, trotz zunächst andauernder Kränklichkeit, leicht; ihr heller innerer Blick, vom hochgebildeten Erzieher systematisch geleitet und geklärt, lernte Dinge und Menschen immer weniger auf die Äußerlichkeit hin beurteilen, ihr Gemüt durch teilnehmende Aufmerksamkeit auf allerlei Kreuz in der nächsten Familie sich immer mehr selbstdisziplinieren.

Das poetische Talent regte sich früh. Sie ersann Märchen und sonstige Erzählungen und goß Empfindung wie Schilderung kühn in metrische Form. Das bekam der Neunjährigen, die einen derartig selbstherrlich gestalteten Schulaufsatz Lehrer und Eltern siegesgewiß vorlegte, so schlecht, daß sie, aus Furcht vor der einmal erprobten Kritik, für die Zukunft Verheimlichung ihres Musendienstes beschloß. Und die Zähigkeit der Westfalennatur hielt auffallend lange am einmal Vorgenommenen fest. Noch das junge Mädchen, das Apoll lyrische, dramatische und epische Versuche reichlich opferte, barg diese insgesamt vor anderen Blicken. Selbst auf Schloß Eschenberg und Rheder, zwei Nachbargütern, wo Künstler und Gelehrte verkehrten und gerade die Muse der Jugend durch Geibel und Bodenstedt Ermunterung und Förderung zu offenkundiger Betätigung fand, hielt sie sich in dieser Beziehung sehr zurück, so daß man ihr einst die Frage stellte: „Glauben Sie denn, es sei ein Verbrechen, zu dichten?“

Diese Scheu war zutiefst eine gesunde, wie denn überhaupt Gesundheit auch seit ihrem dreizehnten Jahre (körperliche) ihr Wesen kennzeichnete. Durch Geburt und Erziehung auf positiv religiösen Boden gestellt, hat sie niemals träge in der Wahrheit geruht, vielmehr alle ihr auffallenden Gegensätze zu erfassen und nach Möglichkeit auszugleichen gesucht. Dabei neigte sie nicht zum eigentlichen Philosophieren. „Ich fasse gerne eine Sache tief auf,“ heißt es in einem ihrer charakteristischen Briefe, „aber ich winde mich so schlecht durch die engen Gänge grübelnden Forschens; die Schlüsse und Rückschlüsse sind so gar nicht mein Fach ... Ob das der Tropfen französischen Blutes ist“ (ihre Großmutter stammte aus der Emigrantenfamilie der Marquis de Ghuistelles St. Floris), „der dafür zu beweglich? Verschleißen Sie mich, wie ich bin.“ Die letzte Bemerkung deutet auf eine andere ihrer Kerneigenschaften: demütiges Vollbewußtsein ihrer zu Recht bestehenden Persönlichkeit, in der das romanische Moment sich harmonisierend dem überwiegenden germanischen, und zwar spezifisch westfälischen, einte.

Fürs erste hielt sich ihre Erfahrung in engen Grenzen; doch erleben bekanntlich einige Menschen mehr auf der Reise in eine Dachkammer als andere auf der Reise um die Welt. Ferdinande gehörte zu jenen. Aber wie einst Annette Droste, so ließ das Fernweh auch sie nicht los. Während sie „Die Tochter des Kunstreiters“ konzipierte — sie hatte damals noch nie einen Zirkus gesehen! — und durch die politischen Vorgänge des Jahres 1864 getrieben, sich

Digitized by Google

zur (anonymen) Veröffentlichung einiger Zeitgedichte entschloß, fand sie erstmalige Stillung ihrer Sehnsucht durch einen ausgiebigen Besuch der Tiroler Alpenwelt. Zurückgekehrt, sah sie sich bereichert an Stoff und Mut zu dichterischem Schaffen. Der Bruderkrieg von 1866 löste den Rest zwingender Gebundenheit in ihr. Wo Völker und Stände irrten, wog sie prachtvoll ab zwischen Recht und Unrecht, Erlaubt und Unerlaubt, und während ihr Herz vor Weh zuckte, goß sie das Resultat ihrer Erkenntnis in zündende, auch vorwiegend meisterhafte Verse: der Künstler in ihr reckte sich energisch auf.

Wie ernst sie strebte, beweist folgender Zug: um zu einem objektiven Urteil über ihre Erzeugnisse zu gelangen, legte sie ihre Gedichte einem auf entgegengesetztem, nämlich freimaurerischem, Boden stehenden tüchtigen Kritiker vor. Dieser ermunterte sie nachdrücklich und wies sie zugleich auf ihr künftiges Hauptgebiet hin: das der epischen Prosa.

Hier schien es ihr zuerst gar nicht zu gelingen. Nur ihr eiserner Wille, der weder vor nächtlichem Studium noch konsequentester Ausreifung zurückschreckte, brachte sie dem Ziele näher. So sehr die lyrische Muse sie lockte: entschlossen wandte sie ihr den Rücken, bis ihre erste nicht fragmentarische Erzählung („Heinrich Findelkind", 1873) nach langer Mühe fertig lag.

Der Weg aus dem Werdedämmern dieses bescheidenen Opus bis zu den bereits sonnenbeschienenen Regionen des Parnassus war kürzer als man hätte annehmen können. Schon 1875 erschien jener Roman, der den Namen der Autorin mit einem Schlage bekannt machte: „Die Tochter des Kunstreiters", drei Jahre später „Daniella", 1881 „Am Heidstock"; von da bis zu dem nächsten und letzten großen Roman eine verhältnismäßig weite Spanne: erst 1897 brachte „Im Streit der Zeit". Aber die Spanne selbst war ausgefüllt mit allerlei Prosaepik, die freilich an die drei Hauptwerke nicht annähernd heranreichte: die Romane „Prinzeß Ada", „Der Spinnlehrer von Carrara", die Novellen und Erzählungen „Aus fernen Landen", „Vom alten Stamme", sowie die „Erinnerung dreier Sommermonate auf Reisen". 1877 war jene Novelle erschienen, deren Titel die Kritik später gern als charakteristisch für die Autorin selbst bezeichnete: „Nicht wie alle andern". Schon 1873 aber trat die erste Gedichtsammlung Ferdinande von Brackels schüchtern und — fast unbemerkt ans Tageslicht.

Im selben Jahre traf die Dichterin der erste einschneidende Verlust: der Tod des Vaters. Sie blieb jedoch auf dem elterlichen Gute, auch als ihre Mutter starb (1884). Später betreute sie ihrem verwitweten Bruder viele Jahre hindurch Hausstand und Kinder in Plön, dann in Kassel ꝛc. Aber Schloß Welda betrachtete sie als ihr eigentliches Heim. Freilich konnte sie dessen Reize und Segnungen gegen Ende ihres Lebens nur noch selten genießen. Sie war immer die Hilfsbereite, wenn die Ihren sie riefen, und in den letzten Jahren hat sie den Bruder, dessen Familie sie schon so lange die Hausfrau und Mutter ersetzte, kaum mehr verlassen. Sie trug es als eine Prüfung, als er seinen kleinen Landsitz bei

Digitized by Google

Paderborn verkaufte und in die Stadt übersiedelte. Denn sie war, so sehr sie hie und da am Gesellschaftsleben, auch an dem großen, teilzunehmen pflegte, eine im Grunde seßhafte Natur, die am liebsten in der Scholle Wurzel schlug und von dort aus das Welttreiben beobachtete. Doch fehlte ihr Zeit und Lust, irgendwelcher Enttäuschung nachzuhängen. „Am besten geht man dorthin, wo man nützen kann", meinte sie und folgte den Lieben, denen sie die Seele des Kreises geworden war, willig genug in das ehrwürdige Paderborn. Dort ist sie, nach nur zweitägiger Lungenentzündung, gestorben. Auch ihr letztes Tun war eine Aussaat der Liebe in die Nähe und Weite. Die Jahreswende bot die von ihr stets reichlich und originell benützte Gelegenheit dazu. Sie brachte es überhaupt nie fertig, ausschließlich konventionell zu handeln, so sicher sie die Etikette zu wahren verstand. Das Schablonenhafte lag ihr fern. Bewußt faßte sie das Leben am Stirnhaar und hielt sich, bei allem klugen Wirklichkeitssinne, frei von Kleinlichkeiten.

Auch ihre hervorragendsten Werke tragen dieses großzügige Gepräge, wenngleich sie nicht an die Höhe ihrer rein menschlichen Individualität hinanreichen. Denn auch von ihr gilt, daß das was sie lebte noch besser war als was sie schrieb. Niemals aber hat sie in letzterem sich selbst verleugnet. Ihre im höchsten Sinne adelige Natur blieb immer bestehen, auch wenn die künstlerische Wesensäußerung Lücken und Schwächen aufwies. Wahrhaftig durch und durch, vereinte sie als Dichter und Mensch Güte und Reinheit mit energischem Streben nach Gerechtigkeit und Lebenstreue. Von der ihr vorgeworfenen Tendenzreiterei und beabsichtigten Schöngeisterei war in ihrem persönlichen Verkehr nichts zu merken. Auch nicht — so meine ich — in ihren Büchern. Ich wüßte in der Tat nicht, wie sie in ihnen derartig Gewolltes, das doch ihrer innersten Veranlagung schnurstracks entgegenlief, hätte praktizieren können. Freilich schloß diese, und besonders deren Ausbildung, eine gelegentliche Einseitigkeit der Auffassung keineswegs aus.

Überblicken wir vom rein künstlerischen Standpunkte die Erzeugnisse der F. v. Brackelschen Muse, so haben wir nur zu rechnen mit der Gedichtsammlung, den drei Hauptromanen (ein vierter, „Die Enterbten", an dem sie noch in den letzten Jahren mit großem Eifer arbeitete, lag im Nachlasse vollendet vor und harrt der Veröffentlichung) sowie den Erzählungen „Am Heidstock" (von sehr gutem Aufbau der Handlung) und „Der Spinnlehrer von Carrara" mit Achtermann als (gelungen gezeichnetem) Helden. Alles andere neigt, so liebenswürdig es sich geben mag, wenn nicht ethisch so doch technisch mehr oder weniger auf die Seite der Unterhaltungslektüre.[1])

F. v. Brackels „Gedichte" sind bis jetzt fünfmal aufgelegt worden. Man pflegt diesen quasi Erfolg hauptsächlich ihrem Rufe als Prosaepikerin zuzuschreiben.

[1]) Seit 1897 erschienen die Novellen „Frühlingsrausch und Herbststürme", „Nur eine kleine Erzählung", „Eine Nähmamsell", „Chic", „Der Lenz und ich und du", sowie „Herzensinstinkt" und „Ein Märchen, das eigentlich keins ist".

Digitized by Google

In der Tat erscheint das spezifisch Lyrische in diesem Bande für den modernen Geschmack als im ganzen etwas zu langatmig, zu reflexiv. Doch findet sich in manchem einzelnen Kraft, Tiefe, Melodie, und in allem goldklare Treue gegen sich selbst, gegen Gott und die Brüder. Hie und da spricht der Humor, öfters unmittelbare Empfindung, immer der Edelsinn, das großmütige Herz, die durch Erfahrung und Neigung vergeistigte Lebensanschauung. Wen es treibt, vor allem den Menschen im Dichter kennen zu lernen, lese Gedichte wie „Die Freuden, die mir Gott geschenkt", das einzig schöne „Ausgleichung", „Verlorene Zeit", „Du hast mit deinem scharfen Auge", „Die ungesprochenen Worte", „Niemals ists zu spät", „Du sagst, es hat der Herr der Leiden viel gesandt", „O nein, ich kann nicht so finster sehn", „November-Abend", „Unsere Zeit. 1864": alles Kundgebungen einer verinnerlichten, fest zusammengeschlossenen, harmonisch abgeklärten Persönlichkeit.

Auffallend erscheint die Spärlichkeit der Naturlyrik. Gleich das (ziemlich schwächliche) erste Gedicht gibt den Schlüssel hiezu:

Denn wie Metall Metall muß rühren,
Damit der Glockenton erklingt,
So muß das Herz das Herz berühren,
Damit es seine Lieder singt.

Immer bleibt ihr der Mensch die Krone der Schöpfung, wie vertraut die Natur auch an ihr dichterisches Empfinden rühren mag. Daß sie derem intimen Zauber untersteht, zeigen Gedichte wie „Dolce far niente", „O geh nicht in den frischen Mai", „Stimmungsbilder aus Holstein", „Fernweh". Ihre innige Heimliebe, ihr kerniger Patriotismus offenbart sich in dem traulich anmutenden „Das heimatliche Nest", in einzelnen der „Balladen" (in die bei einer neuen Auflage das prächtige „Wilhelm von Fürstenberg" aufgenommen werden sollte) und „Zeitgedichte", in der Serie „Vaterländisches".

Die Balladen zeichnen sich vorwiegend durch packende, zum Teil volkstümliche Klarheit und Wucht, auch durch Feinheit der Charakteristik aus. Schier vollkommen in seiner meisterhaften Konzentration und Einfachheit ragt „Es waren fünf" hervor; an unmittelbarer Wirkung steht ihm nahe „Der Fähndrich" — zwei Kabinettstücke, die in ganz Deutschland von Alt und Jung gekannt sein sollten.

Unter den Zeitgedichten enthält so plastische wie vertiefte Personenzeichnung „Lacordaire" und „Lamenais". Eine ergreifende Verherrlichung der hl. Kirche und Pius' IX. umschließt „Rom und Paris 1867". Scharf umrissen und zugleich prophetisch gibt sich das in „1871" gebotene Bild der damaligen Wirren und ihrer künftigen Ausgestaltung. Hermann v. Mallinckrodts Wesen und Verdienste stellt der monumentale „Nachruf" an ihn fest, des neunten Pius liebeausstrahlende Persönlichkeit das auf seinen letzten Worten aufgebaute „Ziehe hin, christliche Seele! ‚Ja, ziehe hin!'".

Digitized by Google

Die Rubrik „Vaterländisches. Ernstes und Heiteres" birgt in letzterem zwei Scherzgedichte von sprühender Schelmerei: „Wie ein Trompeter aus dem Kriege von 1864 nach Hause schreibt" und „Das Lied von den blauen und schwarzen Husaren"; das bekannte humoristische „Sedan" fällt dagegen ab. — Im übrigen wiegt die Schwere des Ernstes vor. Von hohem Mut und Gerechtigkeitssinn, zugleich von überraschendem Scharfblick zeugen die in Konzision und Schwung, auch in Technik prachtvollen „Im Frühjahr 1866" I und II und „Vor dem Kriege 1866". Partikular-Patriotismus und Königstreue fanden selten wuchtigeren Ausdruck als im „Lied der Main-Armee 1866". Von mitreißend volkstümlicher Art sind „Im Mai 1868", das der Jubel über das neu zusammengeschlossene weitere Vaterland durchglüht, und das erschütternde „Nachklang der Kämpfe bei Metz"; auch „Die Wacht am Rhein" teilt in etwa das obige Lob.

Schließen wir den Band, so fragen wir uns unwillkürlich nach dem Grunde seiner verhältnismäßig geringen Verbreitung. Der noch immer zwischen Nord und Süd klaffende Riß mag die Hauptschuld daran tragen. Aber auch im Süden fehlt der Sammlung die verdiente Popularität, die sich wahrscheinlich durch eine sorgfältige, echt pietätvolle Sichtung bewirken ließe.

Einer mehr oder weniger eindringenden Überarbeitung zum Zwecke dauernder Aktualität bedürfen meiner Meinung nach auch die oben hervorgehobenen Prosaschöpfungen. In erster Linie würde sich diese an sich nicht allzu umfangreiche Arbeit für „Daniella" lohnen. Strenge Unterdrückung stilistischer Unebenheiten und Unarten sowie jeder aufdringlichen Reflexion, gelegentliche Konzentrierung der Diktion, Vereinfachung des Dialogs, schärfere Ausarbeitung einzelner Profillinien in der Charakteristik, hie und da ein strafferes Anziehen des epischen Fadens und Knotens sowie ein Abtönen zu grell erscheinender Beleuchtungseffekte: damit wäre das Wichtigste getan.

Bezüglich der sämtlichen zu Lebzeiten der Verfasserin veröffentlichten Hauptromane verweise ich auf meinen Aufsatz: „Katholische deutsche Erzählerinnen der Gegenwart" in Heft 6, Jahrgang 1903 der „Literarischen Warte". Es erübrigt hier nur noch ein paar Schlaglichter aufzusetzen.

Der vorwiegende Erfolg der „Tochter des Kunstreiters" gegenüber den dichterisch bedeutenderen großen Romanen „Daniella" und „Im Streit der Zeit" ist nicht nur auf den romantischen Stoff und die sehr gewinnende Persönlichkeit der Heldin, sondern auch auf die kompositionellen Vorzüge, die glänzendere Exposition, die fortschreitendere Entwicklung, die intuitivere Zeichnung der Personen zurückzuführen. Der Zug zur zielbewußten Vertiefung und Abklärung, der „Daniella" noch imposanter und künstlerischer beherrscht als „Im Streit der Zeit", tritt im Erstlingsroman, wenn auch schon ersichtlich vorhanden, mehr zurück.

„Daniella" hat das Abfallen der epischen Spannung im zweiten Bande beim breiteren Publikum sehr geschadet, dem über dies mehr äußerliche Manko weder der gewaltige Stoff hinwegzuhelfen vermochte, noch der große geistige Ge-

Digitized by Google

halt, noch die lebenswahre Schilderung, noch die eminent geschickte Verwertung einer überaus reichen gesellschaftlichen Erfahrung, noch die wirklich meisterhafte Zeichnung der Heldin, die trotz ihrer (bis ins Feinste motivierten) Abwärtsentwicklung das Interesse des Lesers bis zuletzt festhält.

„Im Streit der Zeit" war F. v. Brackels entschiedenes Lieblingswerk, dessen Technik sie nachdrücklich über die von „Daniella" stellte. In der Tat sind die bunten Fäden der Handlung zu einem reichen, ansprechenden Gewebe verschlungen worden. Aber die individuellen Träger dieser Handlung verblassen angesichts der durch die Autorin erzielten verinnerlichenden Stoffauffassung und Beleuchtung des zeitpolitischen und -historischen Hintergrundes von 1866, 1870, 1872. Immerhin ist die Charakteristik vielfach anziehend, mehrfach bedeutend. Besonders die Schraffierung der Nebenpersonen überrascht oft durch lebensvolle Treue, und wenn je, so wird hier das Wort der Verfasserin wahr, daß sie überall ihr eigen Herz mitgebracht und sich eine ureigene Stellung zu den ihr begegnenden einzelnen Menschen der verschiedensten Rangklassen geschaffen habe.

Zweifellos ist ihr warmherzige Menschenkenntnis zu-, nicht abzusprechen. Letzteres geschah und geschieht so häufig wie ungerecht, auf Grund der Wahrnehmung, daß sie sich, bei aller Liebe zum Volke, auf ihrem eigensten Existenzboden am wohlsten fühlte. Da das Parkett ihr vertrauter war als die Dielen-, Fliesen- und Tennenflur, so schilderte sie mit gerechtfertigter Vorliebe das Leben und die Gestalten der vornehmen Kreise, immer bemüht, sich das objektive Urteil zu wahren. Selten auch ist ihren Standesgenossen von einem Dichter, der sich vollbewußt und edelstolz zu ihnen stellte, eindringlicher die Wahrheit, selbst die unangenehmste, gesagt worden als von ihr. Denn sie hatte jene Kühnheit, die auf echter, demütiger Bruder- und Gottesliebe fußt; der es verwehrt sein mag, stets die gewollte unmittelbare Ausdrucksweise zu finden, der es aber nie an dem unmittelbaren Kontakt mit dem Leben fehlt. Ihr eigener Ausspruch war ein Beweis mehr dafür: „Es ist stets ein Zeichen reicher und wahrer Veranlagung, wenn einen Menschen keine Arbeit zu niedrig dünkt und kein Gedanke zu hoch." Dementsprechend faßte sie die sinnliche und übersinnliche Welt. Und wenn wir keines selbst ihrer Hauptwerke in die erste Reihe menschlicher Geistesschöpfungen einfügen können: nicht eines unter ihnen, das nicht ein wiederholtes Sichversenken in den hier eröffneten Gedanken- und Empfindungsreichtum lohnte.

Wir Katholiken haben ihr viel zu danken. In einer Zeit, da es mehr als ärmlich um unsere Belletristik bestellt war, hat sie ihr namhafte Zuflüsse eröffnet, fördernden Aufschwung verliehen. Ihre fruchtbare Phantasie unter kräftigem Zügel haltend, griff sie mehr oder weniger tief in das wirkliche Leben, rief sie Geschehnisse und Personen von wirklicher, wenn auch nicht immer vollendeter, Lebenswahrheit vor uns auf, ließ sie sie ausreifen auf dem Boden der Aktualität und in jenem Lichte, das der Ewigkeit zugehört. Niemals etwas von weibischer Sentimentalität oder affektierter Männlichkeit bei ihr. Immer gab sie sich selbst: in dem Bewußtsein, daß sie nichts zu verhehlen habe. Hie

Digitized by Google

und da blieb sie am Zufälligen haften, löste sie die Tendenz nicht restlos in der Darstellung auf. Aber niemand, der ihr Wesen und ihr Werk annähernd kennt, wird beiden jene Großzügigkeit und Vergeistigung streitig machen, die unter die Hauptmomente echten Menschen- und Künstlertums zählen. Irrtümern und Beschränkungen war auch sie unterworfen. Aber auf ihrem Platze und kraft der ihr verliehenen Talente strebte und leistete sie mit anerkennens- und nachahmungswertem Eifer, mit jener freudig dankbaren Verwertung der gottverliehenen und pflichtgetreu ausgebauten Fähigkeiten, die sie in dem Worte kennzeichnete, das als Motto ihrem ganzen Leben und Schaffen vorgestellt werden kann: „Die höhere geistige Auffassung eines Berufes ist wie ein Sonnenstrahl, der auch die bescheidensten Winkel vergoldet und verklärt."

Tendenzen und Probleme auf den Brettern

Dramen-Besprechungen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München

Die Überschrift sagt eigentlich ein bißchen zu viel. Gott sei Dank dafür, daß es so ist. Nach den Brettern drängt wohl alles; aber glücklicherweise kommt nicht alles hinauf, was sich dort spreizen möchte.

Es ist ein eigen Ding um Tendenzen und Probleme; manch einer verwirft so etwas völlig und unbedingt. Die Kunst soll erfreuen, soll läutern, erheben, und was man sonst als Kunstwirkung benennt; sonst soll sie nichts. Als ob das nicht auch schon „Tendenz" wäre, eine recht harmlose freilich, aber doch eine Tendenz. Minder harmlose Leute haben auch minder harmlose Ziele; ich muß dabei immer an die beiden größten Tendenzdichter der Weltliteratur denken, an den Sänger der göttlichen Komödie und den modernen Dichter der menschlichen Tragödie — Henrik Ibsen mein' ich natürlich. Wenn ich sie die größten Tendenzdichter heiße, so gehört das Eigenschaftswort mindestens, wenn nicht noch mehr zum Dichter als zur Tendenz. Wo der Dichter größer ist als seine Tendenz oder sein Problem, wird auch sein Werk ein großes, ein dichterisches, werden; wo aber eine große Tendenz, ein gewaltiges Problem und ein kleiner Dichter zusammenkommen — o weh! Und das ist bei den folgenden Dramen leider meistens der Fall. Angenehme Lesung boten sie mir nicht; die Herren Dichter und „Dichter" dürfen mir's drum nicht übel nehmen, wenn meine Kritik Gleiches mit Gleichem vergilt.

Digitized by Google

Platz da für den Gelehrten! So etwa führt sich ein Drama ein, das den Titel führt: „Itisu, ein Schauspiel im nordostarabischen Mesopotamien zur Zeit der Gründung Babels in vier Akten“[1]) von Max Voigt-Aly. Vier Seiten hochgelahrter Vorbemerkungen leiten das Stück ein: Sand in die Augen der Laien! Ich bin zwar kein Philologe ersten Ranges, aber etymologische Leistungen wie die Zusammenstellung des germanischen Gottes Ziu mit — Zion usw. müssen doch den harmlosesten Philologen kopfscheu machen. Dazu schon auf dem Titelblatte der geographische Gallimathias des „nordostarabischen Mesopotamiens“ (auf dem Umschlage heißt es nur: nordarabisch) — das ist ungefähr ebenso gescheit wie ein nordostspanisches Frankreich! Kurz, ich nahm das Büchlein unter den Arm und ging eine Türe weiter: noch nie hab ich es so dankbar empfunden, daß mir der Himmel einen Assyriologen von Fach zum Zimmernachbarn bescherte. Hei, hat mein Nachbar ein Vergnügen gehabt an der Vorrede assyriologischer Weisheit! Eines muß dem Verfasser zugestanden werden: gelesen hat er viel, natürlich Delitzsch zunächst, der wohl die ganze Arbeit angeregt hat; dann aber auch anderer Leute Ausführungen und Vermutungen, vor allem des Berliner Orientalisten Winkler. Aber es heißt: Dir frommt nicht, was du kaust, dir wächst nur an, was du verdaust. Und verdaut hat der Verfasser nicht. — Ergebnis: ein wissenschaftlich angepinselter Gallimathias, wie er ärger nicht sein könnte. Nur ein Beispiel: Winkler hat auf Grund einiger weniger Texte und Bilder die Vermutung des Matriarchates für gewisse semitische Stämme Südarabiens aufgestellt; unser Dichter überträgt das ungeniert auf die nichtsemitischen Sumerier, denen er damit auch gleich die ganze semitische Gestirnverehrung zuschreibt, von der sie nichts wußten. Und um das Werk zu krönen, finden sich in dem sumerischen Tempelpalaste Fahnen mit großer „Sanskritkeilschrift“ (S. 114). Da hört einfach alles auf! Die Sumerier reden das indische Sanskrit!! Das Sanskrit wird in Keilschrift geschrieben!! Wollte man Portugiesisch mit russischen Buchstaben schreiben — es wäre nicht so unmöglich. Wie gesagt: alles ein vollendeter Gallimathias, ein Salat von mehr und minder echten Namen der Keilschrifturkunden, die der Verfasser irgendwo gelesen, aber nicht in ihrem Zusammenhange verstanden hat. Das muß leider gesagt werden, weil die Vorbemerkungen gar so sehr die Maske der Wissenschaftlichkeit vornehmen.

Der Inhalt des Stückes, das als erster Teil einer Tetralogie des Menschentums, betitelt „Der Lawiring“, aufmarschiert, ist durch die wissenschaftliche Haltlosigkeit des Ganzen schon gerichtet. Es ist eine Variation des immer neu aufgeputzten Stoffes von der bösen, geheimnisvoll im Dunkeln wirkenden Priesterschaft, die den weltlichen Herrscher am Gängelbande führt; der Lawiring ist dabei ein ganz äußerliches Symbol, das in den alten Texten keine Grundlage hat, sondern von Meister Wagner ausgeliehen wurde. Die Szenen sind zum Teile gut ausgearbeitet, das Ganze aber mehr epische Schilderung als dramatisches

[1]) Dresden 1904, Hans Schultze. XII u. 192 S. 8°. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Leben, die Sprache „halbgebunden", wie der Verfasser selber sagt (S. X), d. h. mit einem Beine hängt der Poet auf dem metrischen Pegasus, mit dem andern läuft er auf flachem Boden. Das gibt dann Stellen wie diese: „Vieler Tage Tränen sahen meine Scham, wenn, der Schwäche wohl bewußt, sinken fühlte ich das hohe Werk der Ahnen" (S. 29). Wer verträgt das! „Max Klinger, dem genialen Bildner großer Menschengedanken" ist diese Arbeit gewidmet, in der sich wissenschaftlicher und künstlerischer Dilettantismus die Hände reichen zu unerquicklichstem Bunde. Womit hat er das verschuldet? Dem großen Plastiker mein aufrichtiges Beileid!

Gehen wir weiter herunter in der Weltgeschichte: „Golgatha" [1]) schallt es uns entgegen. Unter diesem Titel faßt J. Wiegand zwei Dramen zusammen, „Die letzte Fahrt, ein Seedrama", heißt das eine, „Judas Ischarioth, Szenen aus der Nacht von Golgatha", das zweite. Wie „die letzte Fahrt" unter dem Titel „Golgatha" eine Heimstätte finden konnte, ist mir schwer begreiflich. Es ist eine Ehebruchsgeschichte. Ein Schiffsführer hat eines Kameraden Frau, um die er früher geworben, mit ihrem Einverständnisse entführt. Nun hat sein Schiff in wütendem Sturme den rechtmäßigen Gatten aus den Wellen gerettet, um bald darauf selber mit Mann und Maus unterzugehen. In dieser letzten, höchsten Not enthüllt sich des Entführers innere Gemeinheit, und das Weib wendet sich dem etwas beschränkten, milden Gatten wieder zu. So gehen sie alle zugrunde. Die Studie ist psychologisch gut herausgearbeitet; freilich darf man nicht fragen, ob ein Schiffsführer in Sturmesnot Zeit hat, in der Kajüte mit den Weibern zu disputieren. Hier liegt ein Mangel der Realistik vor, den allerdings die Aufführung in dem Auf- und Abwogen der seelischen Stürme wird vergessen lassen.

Bedeutender ist der „Judas". Schon viele haben es versucht, den Erzverräter psychologisch zu erfassen. Daß Wiegand besonders tief gegriffen, kann man eben nicht sagen. Ihm erscheint Judas als der Fanatiker der irdischen Macht seines Volkes, der den Heiland durch seinen Verrat zwingen will, den Kampf mit den Unterdrückern aufzunehmen; als er dann langsam erkennen muß, daß er ihn mißverstanden, knüpft er sich in Verzweiflung auf. Das Stück hat viele Schwächen, aber auch einzelne gute Züge. Unglücklich ist der Gedanke, alle Personen, Pilatus und seine Gemahlin, die Jünger Jesu und das feindselige Volk am Abende nach der Kreuzigung gewaltsam an der Schädelstätte zusammenzuführen — man wird den Gedanken nicht los: sie kommen lediglich, weil sie der Dichter eben braucht. Ebenso sind die Ereignisse bis zur Auferstehung in die wenigen Abendstunden zusammengepreßt, was noch unwahrscheinlicher wirkt. Gut ist der Gedanke, die Mutter Jesu und die Mutter des Judas einander gegenüberzustellen; aber in dem Bestreben, den Verräter aus seiner Erziehung heraus psychologisch zu erklären, ist wieder zu viel künstliche

[1]) München und Leipzig 1904, Georg Müller. 111 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Konstruktion, und das stört die Wirkung. Die Sprache ist im allgemeinen gut und kraftvoll — aber solch flache Geschmacklosigkeiten wie die Anrede Mariens an ihr totes Kind: „Ach, warum hast du dich immer in alle Dinge hineingemischt“ (S. 92) wirken wie eine Ohrfeige. Wenn schon der Dichter seinen mangelnden Glauben an den Gott in Jesu aussprechen will, dann sollte er's wenigstens nicht in so philisterhaft flachköpfiger Weise tun, wie hier und in dem sentimentalen Schlußworte Magdalenens: „O Rabbuni . . . Liebster . . .“ (S. 111). Wenn er schon des frechen Spötters aus Judas Stamme, Heinrich Heines Spuren nachgehen will (Deutschland XIII), muß er sich auch ein Stückchen Heinescher Kunst zulegen.

„Christus“ [1]) nennt sich ein Schauspiel in fünf Aufzügen und zwei Vorspielen von Baumann, das angeblich schon in zweiter Auflage erschienen ist. Eigentlich sollte es Luther heißen — siehe im Personenverzeichnisse: „Christus, später Luther genannt“. Gegen diese Albernheit hätte wahrscheinlich niemand kräftigeren Einspruch erhoben als weiland Doktor Martinus selber. Herrn Baumann aber ist das blutiger Ernst: Christus wird, nachdem Wodan, der sich über mangelnde Verehrung beklagt, von Gottvater den Rat erhalten: „Es ist besser, gehst allein, als wirst gegangen“, neuerdings auf die Erde geschickt, in „vollerer Menschlichkeit“ in Luther inkarniert, und Luther fühlt sich auch ausdrücklich „als Gottes eigener Sohn“ (S. 161). Was an dieser Idee blasphemisch genannt werden kann, wird reichlich entschuldigt durch die phantastische Dummheit, mit der das Drama weiterhin ausgeführt ist — die reinste Biermimik! Hier ein kleines Beispiel:

(Blitze ziehen in Gestalt von Frauengeistern vorüber.)

Melanchthon (freudig):

Ach, sie kommen näher, immer näher!
Horch, der Kuckuck, Kibitz und der Häher
— Keine, keine ist's von all den Frauen!
Kahle Schenkel! Hohle Masken!
Lauter geisterloses Schauen!
Fleischlich seelenlose Höhlen-Basken.
Ach, wann find' ich nur die meine?
Himmelswolken ihre Beine,
Weich und weiß wie Schnee und Äther.
Süß im Lieben! Enkel edler Väter!

Und so weiter in diesem edlen „Stile“. — Hat vielleicht jemand noch nicht genug? Wahrlich, den müßt' ich um seinen Magen beneiden!

Von Alfred Nossig, dem Polen, der auch deutsch geschrieben, liegt die Übersetzung eines Giordano Bruno-Stückes vor: „Die Tragödie des Gedankens“ [2]). Prof. Brückner von der Berliner Universität gibt in einem

[1]) Berlin-Charlottenburg, Goethehaus. 176 S. 8°. Mk. 3.50. — Die zweite Auflage dürfte lediglich Titel-Auflage sein.

[2]) Berlin 1904. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. Hermann Ehlock. 139 S.

Digitized by Google

kurzen Vorworte die nötigen Angaben über den Dichter. Giordano Bruno ist eine Modefigur der Tendenzdichtung; in geschichtlicher Treue würde der unverbesserliche Stänkerer, der sich bei Protestanten wie Katholiken gleichermaßen unmöglich machte, eine sehr zweifelhafte dramatische Heldengestalt bieten. So überträgt denn jeder Dichter auf ihn sein mehr oder minder ausgegorenes Freiheitsdrängen, und die Jugend, der es an klaren Begriffen fehlt, nimmt, wie das Vorwort auch von diesem Drama berichtet, ein solches Werk mit pflichtschuldigster Begeisterung auf. Bei aller Gegnerschaft gegen die unklare Tendenz, die doch eigentlich nicht viel mehr als Oppositionslust gegen die bestehende Autorität bedeutet, muß man anerkennen, daß hier ein Dichter redet, dem Fülle der Sprache zur Seite steht. Die dramatische Schwäche zeigt sich aber auch, namentlich darin, daß zur Füllung des Schlußaktes allerlei neue Personen herbeigezogen werden müssen, die sich nur unvollkommen in die dramatische Architektur einfügen. Ein eigentlich inneres Ringen ist im Helden nicht zu finden; er ist Träger einer Idee, und die Gegner gleichfalls; wo den Großinquisitor einmal eine Schwäche anwandelt (S. 77), ist auch gleich ein Bruch des Charakters da — ein Zeichen, daß es sich trotz aller Kraft der Sprache um künstliche Figuren, nicht um Menschen handelt.

Auch ein kirchliches Problem behandelt das fünfaktige Drama von Armin von Gesmund: „Der Pfarrer von Neuenkirchen“ [1]). Das Stück gehört zu den erfreulicheren Arbeiten unter dem mir vorliegenden Dramenstoße. Ob die Grundlage des Problems, die zweifelhafte Gültigkeit einer Taufe, die ein ordinierter, aber nicht von der Landeskirche anerkannter Geistlicher gespendet, auf Grund des protestantischen Kirchenrechtes durchaus probehaltig ist, vermag ich nicht zu entscheiden, fühle mich auch an dieser Stelle durchaus nicht dazu berufen. Jedenfalls ist der Kampf zwischen dem freien Geiste und der staatlich-bureaukratischen Bevormundung gut und lebensvoll gezeichnet. Vielleicht sind die Vertreter des Staatskirchentums ein klein wenig zu dunkel gemalt; doch aber ist gesorgt, daß auch sie Menschen bleiben, und in seinem Gefühle ist die starre Natur des Unversöhnlichsten durch seine unglückliche Ehe wenigstens zum Teile erklärt. Die Sprache ist frisch und wirkt auch in den unvermeidlichen theoretischen Auseinandersetzungen nicht langweilig. Leider ist der fünfte Akt technisch verunglückt, durch allzu häufigen Szenenwechsel zerrissen; dazu kommt der Zufall, der den Hauptgegner aus dem Leben abruft, von einem wenig geschickten Monologe (S. 98) ganz zu schweigen. All das bedauere ich um so mehr, weil ich dem frischen Leben, das sich in der Sprache und Charakterzeichnung regt, alles Gute auf seinen künstlerischen Weg wünschen möchte.

Am leichtesten ist es wohl, mit patriotischen Tendenzen Stimmung zu machen und Beifall zu wecken; die leichtesten Wege suchen sich aber auch meistens die mindestgroßen Künstler aus. Ich habe drei Stücke dieser Art vor mir, deren

[1]) Dresden-Blasewitz 1904. Hof-Verlag R. von Grumbkow. 112 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

erstes „Fürst und Künstler“[1]), Komödie von Dr. Karl Gengnagel, „zur Schillerfeier 1905“ geschrieben, in der Vorrede selber bekennt, daß es „keinerlei Anspruch auf literarischen, poetischen oder dramatischen Wert erhebt“. Bei aller Anerkennung der schönen patriotischen Gesinnung des deutschamerikanischen Verfassers muß die Kritik die genannte Selbsteinschätzung völlig bestätigen — aber warum schickt man dann eine solche Arbeit überhaupt einem literarischen Fachblatte zur Begutachtung ein? Man könnte dem Kritiker die Mühe und dem Verfasser den Ärger ersparen, der aus einer künstlerisch wägenden Beurteilung in solchem Falle immer entstehen muß.

Das gleiche gilt von zwei Arbeiten, die im „Modernen Verlagsbureau“ erschienen sind; warum gerade an dieser Stelle, ist nur erfindlich, wenn jene Firma eben Firma ist und sonst nichts.' Das eine der beiden Stückchen ist bei allerbester Gesinnung und Absicht, die ich nicht verkenne, geradezu kindlich in Technik und Sprache, was freilich einen lauten Erfolg in patriotischer Versammlung nicht ausschließt, und heißt im übrigen: „Sang und Sage vom Deutschen Reich“[2]), vaterländisches Schauspiel von Rob. Niborn. Das andere betitelt sich „Deutschland, — ein vaterländisches Volksspiel in sechs Vorgängen“[3]) von Hans Koch. Die sogenannten Vorgänge sind größtenteils dialogisierte Leitartikel mit etwas konfessioneller Pfefferſauce angerührt. Auf welcher künstlerischen Höhe es steht, zeigt der vierte Vorgang; er „schildert den Werdegang der deutschen Dichtung vom Ausgang des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ — das soll dramatisch sein!! Wenn der Verfasser dabei Goethe nicht besser zu charakterisieren weiß als mit dem schönen Liede:

„Laß den Witzling uns besticheln
Glücklich wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter, Micheln
Guten Abend bieten kann . . . .“ (S. 90)

— dann, ja dann brauch' ich über das Opus wohl nichts mehr zu sagen. Doch mag bemerkt sein, daß die Vorworte zu den beiden Auflagen jeweils datiert sind: „Fastnacht 1903“ und „Fastnacht 1904“. Das erklärt vielleicht so manches. —

Aus dem gleichen Verlage, aber ganz anders in Druck und Ausstattung, liegt mir ein Drama vor, das der Menschheit ältestes Problem aufrollt — das älteste, denn mit der Erschaffung des ersten Menschenpaares hub es an, und enden wird es nicht, solange es Menschen gibt: das Problem der Beziehungen zwischen Mann und Weib. Eine ganze Reihe weiterer Stücke wandeln das gleiche Problem ab. Jenes heißt: „Die große Sehnsucht“[4]), ein Schauspiel in vier Akten von Rud. Burghaller. Nach dem Glücke sehnt sich das

[1]) Leipzig, Schäfer & Schönfelder. 62 S.
[2]) Berlin-Leipzig 1904, Modernes Verlags-Bureau. Curt Wigand 2. Aufl. 120 S. 8°. Mk. 2.—.
[3]) Ebenda 1904, 2. Aufl. 133 S. Mk. 8.—.
[4]) Ebenda 1904, 70 S. 8°. Mk. 1.80.

Digitized by Google

Weib, nach dem Glücke, das es in der Verbindung mit dem Manne findet; aber es fehlt die rechte Anleitung, es zu finden, und blind tappen so viele Frauen ins Unglück hinein. So hier die Gräfin, die einen brutalen Gewaltmenschen zum Gatten hat, der sie lediglich als notwendiges Mittel zur Erzielung von Nachkommenschaft betrachtet und im übrigen wie eine Sklavin behandelt; so die Dienerin, des alten Verwalters Tochter, die sich dem nämlichen Grafen hingibt aus unverstandener Herzensregung. Die Katastrophe mußte kommen — der Graf erkennt zu spät seine doppelte Schuld — da fliegt das Spirituslager in die Luft, von der Gefallenen angezündet: das war ihre Rache. Der Schluß ist etwas sehr Knalleffekt und befriedigt nach keiner Seite; beinahe muß man besorgen, daß nun der Gewaltmensch erst recht der alte bleiben wird, aus Trotz, aus Hartnäckigkeit, die bei diesem Verluste wiederkehren muß, nachdem sich kaum flüchtig die bessere Erkenntnis geregt. Der ganze Mann ist auf das Problem zugeschnitten und wenig wahrscheinlich gezeichnet. Auch von der Gräfin läßt sich nur sehr schwer glauben, daß sie bei all ihren Vorzügen und trefflichen Eigenschaften so wenig Einfluß auf den Gatten erlangen konnte. So bleiben als bestes die Neben- und Episodengestalten, die mit guter Beobachtung gezeichnet sind und manche gute Szene füllen. Wo höhere Gedanken anklingen, macht die lebenswahre Sprache einer wenig angenehmen Geschraubtheit Platz: hier redet eben der Dichter von seinem Probleme, nicht die sprechende dramatische Person (z. B. S. 62 ff.), und das ist ein Fehler.

Etwas ähnliches zeigt sich in dem „Psychodrama" wie der Umschlag sagt, oder, wie auf dem Titelblatte zu lesen, in dem Schauspiele in drei Aufzügen und einem Vorspiele, dem sein Verfasser Emil Grunert den knappen Titel gegeben: „Ehen"[1]). Es ist ein Anklagestück gegen die Unauflöslichkeit der Ehe. Das Vorspiel zeigt in naturalistischer Ausmalung eine Ehe in Arbeiterkreisen. Die Frau will den Mann verlassen, der stemmt sich dagegen; da rät ihm der Arzt, sie frei gehen zu lassen: er dürfe sicher sein, daß sie bald wieder kommt; aber sie stürzt sich in der ersten freien Minute hinunter auf das Pflaster des Hofes. Des Arztes Schicksal setzt sich im größeren Schauspiele fort. Ein Rechtsanwalt, sein Jugendfreund, verteidigt ihn, als er wegen fahrlässiger Tötung angeklagt ist, und erwirkt den Freispruch. Da aber wird des Arztes andere Schuld bekannt: daß er des Freundes Frau verführt hat. Der entrüstete Rechtsanwalt weist ihn und die Frau aus dem Hause. Eine Studentin der Medizin sorgt für sein Hauswesen und wird seine „Frau", als die Nachricht vom Tode der ersten Gattin kommt, aber nicht, ohne gegen jede bindende Eheschließung feierlich zu protestieren; denn von dem Zwange der Unauflöslichkeit kommt, wie sie meint, alle Sünde, so vor allem die der ehebrecherischen Frau. Die pathetischen Stellen, die hier geradezu aus der Prosa heraus zu unerquicklichem Jambengesange ausarten, sind noch weniger leicht zu verdauen als im vorigen Drama — man höre:

[1]) Leipzig (1904), Grethlein & Co. 86 S. kl. 4°. — Es versteht sich, daß hier das „Psychodrama" keine Berührung mit Meerheimbs bekannten Dichtungen hat.

Digitized by Google

„So muß ich weiter wandern — ruhelos — und habe folgerichtig, das letzte Wort, das einer Frau ich gab, gebrochen. — O warum hießen damals Sie mich nicht zu sterben, als ich in Ihre Hand mein Leben gab? — Sie wären mir barmherziger gewesen!" (S. 81). Hier fällt das umso unangenehmer auf, weil andere Szenen und namentlich das Vorspiel natürliche Sprache und gewandten Dialog nicht missen lassen. Freilich waren die auch leichter aus dem Leben zu lernen. Es zeigt sich eben wieder, daß die Tendenz, wenn auch mit etzlicher Beobachtung gepaart, noch lange nicht große Dichter macht.

In noch viel schärferer Weise zeigt dies ein anderes Stück, „Der moderne Gott" [1]) geheißen, Drama in drei Akten von Dav. Wachs. Umschlag und Titelblatt bringen die Tendenz auf dem Präsentierteller entgegen: „Dem Weibe das Recht auf vollen Genuß". Ich habe selten etwas Abstoßenderes gelesen. Ein männersüchtig Weib — das Stück kann kein gesunder Mann geschrieben haben — predigt Genußfreiheit, zeigt aber zugleich mehr oder minder, daß die Weiber den am brünstigsten anbeten (im letzten Akte S. 98 mit gebogenen Knieen), der sie möglichst en canaille behandelt. Das Ziel ist eine Art freien Harems, dem nur noch die Eunuchen fehlen. Dazu eine unwahre, stellenweise grammatisch unrichtige Sprache — hinweg damit!

„Die Brautehe" [2]), ein Bühnenspiel von Albert Eisert ist dagegen sehr harmlos, soweit man überhaupt verstehen kann, was der Verfasser will, die Braut stirbt vor der Eheschließung, das ist die ganze Handlung; allenfalls wie eine Tendenz klingen die Schlußworte:

Mann, laß ab
Vom Weib als Weib,
Und ew'ge Ruh
Erfüllt des Mannes Treu!
La ei!

Man sieht, Wagner hat mit seinem Nibelungenstile hier unfreiwillig Pate stehen müssen; das hat allerlei Blüten der Poesie gezeitigt — zum Exempel:

Schon naht der Frohe
Treuvoll mir,
Dem jubelndes Leid
Ich muß schaffen.
Wie elend Wonnen
Wollüstig gieren
Wild zu weben
Trostlosen Trug,
Wie jubelnd Jammer
Jäh mir durchwühlt
Der heißen Adern
Hämmernd Blut (S. 15) u. s. f.

[1]) Dresden 1905, E. Pierson. 101 S. 8°. Mk. 2.—.
[2]) Ebenda 1904, 29 S. 8°. Mk. 0.50. — Der Umschlag sagt „Bühnenspiel", das Titelblatt: „Ein Hochzeitsspiel".

Digitized by Google

Die Schriftsteller, die Besseres in Piersons Verlag herausbrachten, sollten sich doch zusammentun und ihm abraten, solchen Kohl zu drucken, ob er auch noch so schwer vom „Dichter" dafür bezahlt wird. — „Brüllende Öde" heißt es S. 27 — mit diesem Worte sei meine Kritik stilvoll geschlossen.

Höher stehen wieder vier Einakter, die Hans Fuchs zusammenfaßt unter dem Titel: „Die Frau von heute und die Liebe" [1]). Eine Notwendigkeit, die vier Stückchen, und gerade unter diesem Titel, zusammenzufassen, besteht ganz und gar nicht; denn sie machen nicht einmal den Versuch, das in ihm liegende Thema auch nur einigermaßen auszuschöpfen. Die erste Szene zeigt „Die Braut", die in die Ehe eintritt, wohl mit sinnlich lüsternem Erschauern, aber ohne Kenntnis der schweren Pflichten, namentlich ohne Muttergefühle. Viel Wahres ist hier ausgesprochen, und die Wahrheit auch in ein leidlich künstlerisches Gewand gekleidet. Es folgt eine „Szene aus dem Leben einer Frau von Welt", betitelt „Der kleine Baron von Allenberg". Inhalt: Spiel mit dem Ehebruche, ein beabsichtigter Hohn auf die weibliche Würde dieser Weltdamen. Das kleine Schauspiel „Domina" zeigt den Typus des Weibes, von dem Heine singt: Du hast mich zugrunde gerichtet — mein Liebchen, was willst du mehr. Aber zu viel künstliche Typik ist doch wohl in diesen Szenen. An letzter Stelle steht ein Drama mit dem Titel: „Kundry". Der Gralsbotin Worte: „Dienen — dienen" sind als Motto vorangestellt. Ein liebend Weib, das sich dem Gatten dienend aufreibt, steht im Mittelpunkte: „Ich bin nichts als meines Mannes Frau gewesen," sagt sie; aber sie sagt es mit müdem Lächeln (S. 134). Und bald darauf stimmt sie dem Jugendfreunde bei: „Ja, alles schreit nach Erlösung. Aber wer hört den Schrei?" (S. 136). Ein paar Augenblicke später fällt sie unter der Kugel des Freundes, als sie sich zwischen ihn und den Gatten warf, die aus Künstler- und Liebeseifersucht einander mit der Waffe gegenüberstehen. Der Gatte flüchtet, der Freund aber bleibt: „Du wirst in meinen Werken weiter leben. — Du Reinheit, du Welterlöserin."

Mit diesem versöhnenden Tone schließt das Buch, das Ellen Key, „der Wegweiserin, der Pfadfinderin" gewidmet ist. Auch hier überwuchert die Tendenz das künstlerische Schaffen noch immer, weniger freilich in Sprache und Technik als in der allzu typischen Charakterzeichnung. Immerhin freut es mich, das Buch an letzter Stelle genannt zu haben, um so einigermaßen erfreulich die unerquickliche Tendenzparade abschließen zu können. Es liegen Keime einer Zukunft hier, die uns aus so manchem Sumpfe herausführen soll. Freilich gehört dazu noch etwas anderes, als die Schriftsteller zu bieten haben. Aber schon, wenn sie Erkenntnis lehren, verdienen sie Dank — wenn auch nicht von der Muse.

Die dankt nur, wo wirkliche Kunst ist. Ein Rückblick auf die hier besprochenen Dramen zeigt das zur Genüge. Es ist so viel nicht künstlerisch Geschautes, sondern künstlich Geleimtes in ihnen, so vieles, was nur von der

[1]) Leipzig 1904, Walter Röhmann. 143 S. 8°.

Digitized by Google

Tendenz diktiert ist. Aber die Tendenz baut Automaten und die Kunst schafft Menschen. Kunst kommt von Können; fehlt es am Können nicht, dann ist es sehr gleichgültig, ob sich der Mann, der da schaffen kann, von einer Tendenz oder einem Probleme leiten läßt. Ist einer kein „Könner", so ist er auch kein Künstler, und die lauterste Gesinnung, die reinste Absicht, kann diesen Mangel niemals ersetzen. Das ist zwar eine alte Wahrheit, aber man darf sie immerhin noch ein paar Mal laut und deutlich sagen, damit sie nicht entstellt, noch vergessen wird. Es gibt auch heute noch Atta Trolls.

August Strindbergs Schriften[1]

Von Dr. A. Lohr.

Strindberg ist wie kein anderer der Dichter unserer Zeit: in seinen Werken haben sich die beiden Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts, die soziale und naturwissenschaftliche, kristallisiert; und kristallisiert sich jetzt eine Hauptströmung des zwanzigsten, die religiöse". So ist in Emil Scherings, des Eindeutschers Strindbergs, „Gedanken über Strindberg" zu lesen. Und wahrhaftig, wenn man behauptet, unsere problematische, gärende, widerspruchsvolle, abgründereiche und höhenschimmernde Gegenwart habe noch keinen adäquaten Dichter gefunden, so ist das nur halbrichtig. Abgesehen von den Stubendichtern und Nachromantikern, die hinter ihrer Umwelt zurück sind und keinen Griff ins volle Menschenleben fertig bringen, sieht allerdings auch die große Mehrzahl der wirklich zeitgemäßen Dichter die Gegenwart nur teilweise, nur in einem Bruchteile ihrer Erscheinungen und Auswirkungen, sodaß beim Beschauen des Gesamtwerkes eines solchen Poeten oft gerade die entscheidenden Züge, die bestimmende Farbe und wichtige Bestandteile unseres Kulturlebens vermißt werden. Freilich, wie es jetzt keinen Gelehrten mehr gibt, der wie Albertus Magnus, Leibnitz und andere mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts gewappnet ist, weil der Umfang des Wissensgebietes für ein Menschenhirn zu gewaltig geworden, ebenso läßt sich auch nur schwer ein Dichter von so shakspereſcher Intuition und Schöpferkraft denken, daß er mit seinem Genius das ganze moderne Menschentum umspannte und

[1]) Vgl. Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart S. 367—87. — Maximilian Harden, Literatur und Theater S. 140 ff. — G. Brandes, Menschen und Werke S. 488 ff.

Digitized by Google

dichterisch festbannte. Wenn aber welche diesem Ideale nahegekommen sind, so ist Strindberg darunter. Nicht als ob dieser problematische Geist Menschen und Dinge allseitig in ihrem wahrem Lichte und in ihrer vollen Kausalität zu sehen pflegte, im Gegenteile! Die stürmische und trotzige Natur Strindbergs ist jeweils so im Banne ihrer momentanen Stimmungen und Überzeugungen, daß sie überall gleich die äußersten Konsequenzen ziehen möchte und auch nicht davor zurückbebt, der Wirklichkeit Gewalt anzutun.

Eruptiv stürzt das vulkanische Temperament Strindbergs den in ihm drängenden Stoff heraus und gestaltet ihn seiner Beschaffenheit gemäß. Der Dichter arbeitet daher auch meist stoßweise. Im Sinne der überkommenen Aesthetik sind deshalb seine Schöpfungen selten einwandfreie Kunstwerke. Aber, „wenn etwas fertig ist, ist es für mich abgetan" bemerkt Strindberg seinem Verdeutscher gegenüber. Und rasch die Mittelstufe der Entwickelung durcheilend, ist der Rastlose vielleicht schon in seiner nächsten Arbeit beim andern Extrem angelangt. „Ich bin ein Dichter, der seine Pilgerfahrt durch alle Stationen menschlicher Entwickelung lebt, um Menschen schildern zu können." Der Werdegang dieses Mannes voll scharfer Skepsis, umwälzender Gedanken und dämonischer Kraft führt vom gläubigen Protestantismus der Jugend zum Deismus, Freidenkertum, Atheismus und Darwinismus, um schließlich über Swedenborg bei einem reumütigen Gottesbekennertum anzukommen, wie im „Inferno" nachzulesen ist. Und dabei ist er nacheinander Reaktionär, Sozialist, Anarchist, Rousseauscher Kulturverächter, Herrenmensch à la Nietzsche, Okkultist und Theosoph. Der Weiberhaß treibt bei ihm hauptsächlich infolge eigener unangenehmer Erfahrungen die seltsamsten, mitunter krankhaftesten Blüten. Dabei ist ihm die moderne Sensibilität nur zu sehr eigen. Alle möglichen Einflüsse machen sich bei ihm geltend und vermögen ihn zu ergreifen; aber rasch reagiert er und bleibt immer er selber.

Daraus läßt sich entnehmen, in welch hohem Maße ein solch revolutionärer, wechselvoller Geist das moderne, tausendflutige Leben wiederspiegelt. In seiner Heimat Schweden war er der Bannerträger und Hauptvertreter des Naturalismus, als welcher er sich durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf Religion, Sitte und Gesellschaft, geschichtliche und gegenwärtige Zustände des Landes die heftigsten Verfolgungen als „Volksverderber" und „Jugendverführer" zuzog. Die naturalistische Kunstübung blieb ihm auch noch, als er ästhetisch und philosophisch längst andere Strömungen durchmaß. Und während die großen Naturalisten aller Länder in der Beachtung unserer Zeitgenossen zu verlieren scheinen, geht der nunmehr 56jährige Strindberg (er ist 1849 geboren) mit der Eindrucksfähigkeit eines Jünglings ins zwanzigste Jahrhundert, hilft die Vorherrschaft des Naturalismus und der naturwissenschaftlich-atheistischen Weltanschauung begraben und gibt sich mit Huysmans der zwingenden Gewalt der neuerwachten religiösen Idee hin. Immer weitere literarische Kreise in ganz Europa beachten seine Weiterentwicklung — wann wird diese zu einem Ende kommen und zu welchem?

Bei uns in Deutschland, das dem Verfolgten schon mehr als einmal,

Digitized by Google

wenn ein Buch in Schweden nicht erscheinen durfte, eine literarische Heimstätte geboten hat, erscheint nun seit zwei Jahren bei H. Seemann Nachf. in Leipzig eine autorisierte deutsche Gesamtausgabe von Strindbergs Schriften unter Mitwirkung von E. Schering als Übersetzer. Sie wird es nun leichter machen, in das Schaffen dieses typisch modernen Geistes einzudringen. Freilich wird das Studium Strindbergs nur Wenigen anzuraten sein; auf weitere Kreise könnte die Lektüre gar leicht einen wenig wünschenswerten Einfluß ausüben.

Von den bisher erschienenen Bänden gibt gleich Band 4 der I. Abteilung, der sich „Elf Einakter“ [1]) betitelt, einige der charakteristischsten Arbeiten Strindbergs. Die 5 ersten davon sind zu Ende der 80er Jahre verfaßt. Sie behandeln das ewig alte und ewig neue Thema des Verhältnisses von Mann und Weib. Aber in Strindbergart. Der Frauenhaß war damals beim Dichter schon akut und ihm gibt er in diesen dramatischen Arbeiten grimmigen Ausdruck. Als hohl, falsch, unnatürlich, lügenhaft, kleinlich sind die Frauen mit subjektivem Hasse gezeichnet. Gleich das bekannte, bei uns des öfteren schon gespielte „Fräulein Julie“ behandelt geradezu mit Rohheit und Cynismus den Fall eines dekadenten Fräuleins, das sich ihrem Bedienten in der Johannisnacht hingibt. Die Behandlung ist naturalistisch. Fräulein Julies trauriges Geschick motiviert der Verfasser — ich folge seinen eigenen Worten — mit den Grundinstinkten der Mutter, der unrichtigen Erziehung durch den Vater, dem eigenen Naturell und den Suggestionen des Verlobten auf das degenerierte Gehirn; weiterhin mit der Feststimmung in der Mittsommernacht, der Abwesenheit des Vaters, ihrer Monatskrankheit, der Beschäftigung mit den Tieren, dem aufregenden Einflusse des Tanzes, der Dämmerung der Nacht, dem starken aphrodisischen Einflusse der Blumen und zuletzt mit dem Zufall, der beide in einem geheimen Zimmer zusammentreibt, plus der aufregenden Zudringlichkeit des Mannes. Dieser Mannigfaltigkeit der Motive rühmt sich Strindberg ordentlich als etwas Zeitgemäßem! Freilich, der Rädchen sind genug, die Maschine in Bewegung zu versetzen. Wir dankten es dem Autor aber mehr, wenn er sein Fräulein Julie und den Lakaien weniger gefühlsstarr und mechanisch konstruiert, sondern menschlich wärmer und wahrer gezeichnet hätte, so daß sie unser Mitleid erregten. Aber die Seele hatten ja die Naturalisten gestrichen, ebenso wie mit dem Gottesbegriff den Schuldbegriff. Bleiben also nur die natürlichen Folgen: Furcht vor dem Zorne und der Bestrafung durch den Grafen, ihren Vater, und das Gefühl der Schande und Erniedrigung infolge angeborenen oder überkommenen Ehrgefühls ihrer Kaste. Und so könnte sie nicht weiter leben, selbst wenn der Lakai ihr nicht das Rasiermesser in die Hand drückte. Ihr Standesehrgefühl bestraft sie mit dem kategorischen Harakiri. Dies war sogar den Parisern zu roh und Jules Lemaître beklagte die Vorstellung als cruelle soirée.

Etwas manierlicher, aber voll abgründigen Hasses gegen die Frau sind die „Gläubiger“. Die Frau, hier Thekla, ist die große Verderberin, die den

[1]) Leipzig 1902. 356 S. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Mann als ihr Spielzeug betrachtet, körperlich und geistig aussaugt, betrügt und ruiniert. Thekla, die geborene Dirne, bekommt einen tüchtigen Mann, den sie aber, sobald er unklug genug ist, eine Auslandsreise zu tun, mit dem Malerjüngling Adolf betrügt. Nachdem sie den physisch und intellektuell zugrunde gerichtet hat, äugt sie eifrig nach anderer Beute und Adolf muß sogar sehen, wie die Bestie selbst in der Krankenstube ihre brünstige Befriedigung sucht. Das ist zu viel für den völlig Erschöpften: tot sinkt er nieder. Das Ganze ist eine in geistreichem, fast raffiniertem Dialog durchgeführte Bestätigung des Bibelwortes, daß es die verkehrte Welt ist, wenn der Mann der Frau untertan ist.

„Samum" ist ein exotisches Rachestück. Ein Arabermädchen, deren Geliebten der französische Leutnant getötet hat, lockt mit ihrem neuen Verehrer den Franzosen, dessen Sinne der Samum verwirrt hat, in das Grabmal eines arabischen Heiligen. Dort flößt sie ihm eine schauerliche Suggestion nach der andern ein, er sieht sein Kind tot, seine Frau treulos in den Armen seines besten Freundes, seine Kameraden geschlagen auf der Flucht usw. Dem Verschmachtenden reicht sie statt Wasser eine Schale voll Sand. Das phantastische Stück, in dem Glutwind und Rache ganz in eins verschmolzen sind, ist ein interessantes Experiment, das der Dichter selber zur „Kleinkunst" rechnet, da er aus eigener Anschauung Land und Volk, das er schildert, nicht kennen gelernt hat.

In dem letzten Einakter „Die Stärkere" ist die Anzahl der handelnden Personen bis auf eine gesunken, denn eine der beiden Schauspielerinnen, die sich da im Café treffen, bleibt stumm. Die Frau, die für ihre Familienpflichten Verständnis hat, ist hier die stärkere der Nebenbuhlerin gegenüber.

Die II. Reihe dieser Einakter, die zu Beginn der 90er Jahre entstand, leitet „Das Band" ein, das schon vielfach auf deutschen Bühnen Darstellung fand. Die Ehegatten sind sich gegenseitig — schuld ist natürlich bei Strindberg die Frau — untreu, hassen sich heftig und bekämpfen sich auf Leben und Tod. Bei der Verhandlung der Scheidungsklage vor Gericht benehmen sie sich wie reißende Tiere, die sich wütend zerfleischen. Aber trotz der Scheidung können sie nicht von einander loskommen — das Kind ist das unzerreißbare Band. Das von Frauenhaß triefende Stück ist technisch gut gemacht, und, wenn gut gespielt, hinterläßt es einen tiefen Eindruck.

„Mit dem Feuer spielen" ist das satirische Pendant hierzu. Im entscheidenden Momente läuft der Freund der schon seelisch Gefallenen davon, der nun nichts übrig bleibt, als heilsam blamiert und gedemütigt zu ihrem Manne zurückzukehren.

In „Vorm Tode" stellt Strindberg die letzten Augenblicke eines Vaters dar, der sich für seine verdorbenen, wenig sympathischen Töchter opfert.

„Die erste Warnung" ist wieder eine Komödie. Eine flirtende Frau und mangelhafte Gattin wendet sich eifrig ihrem Gatten wieder zu, als sie sieht, daß ihre Reize schwinden und Nebenbuhlerinnen gerne bereit wären, ihren Platz einzunehmen.

Digitized by Google

„Debet und Credit" behandelt satirisch die Person eines großen Afrikareisenden und Herrenmenschen. Dieser Einakter ist gleichsam eine Reaktion gegen Nietzsche-Einflüsse, die kurze Zeit sich bemerkbar zu machen schienen.

Das letzte Stück „Mutterliebe" zeigt die Macht der Verhältnisse in der Erziehung. Die Tochter findet nicht die Energie, die engen Schranken, welche die eigennützige, niedrig denkende Mutter mit ihrer unsauberen Vergangenheit um sie gezogen hat, niederzulegen und ihr Leben anders aufzubauen.

Mit dem Drama „Erich XIV.",[1]) das im Sommer 1899 geschrieben ward und die Trilogie der Wasasage abschließt, betreten wir das Gebiet des historischen Dramas, auf dem Strindberg sich gerade in den letzten Jahren vielfach betätigte. Im Mittelpunkt der Handlung steht der König Erich XIV., der schwedische Hamlet, der seinen Thron gegen seinen Bruder Johann und gegen die Stures verteidigt, die neben den Wasas Anspruch auf die Krone erheben. Leidenschaftlich, hirnkrank und sensitiv, gibt er sich ganz der Leitung seines Prokurators Göran Persson hin, ohne indessen den Mut zu besitzen, dessen Ratschläge auch immer zu befolgen. Ebensowenig weiß er sich die ganze Liebe seiner Katharina Mansdotter zu bewahren. Die Stures beseitigt er zwar durch eine Bluttat, aber im Kampfe gegen seinen Bruder zieht er den Kürzeren und wird als irrsinnig vom Throne gestürzt. Mit viel mehr innerer Hingebung als in den vorhin besprochenen Einaktern verfolgt hier Strindberg das Geschick seiner Personen mit menschlicher Anteilnahme, wodurch er auch bei uns eine Saite des Mitleids anklingen läßt, als der König, seine Katharina und Göran Persson vor dem Schicksal zusammenbrechen. Diese dunkle Macht, die mit Menschenschicksalen spielt, und deren Absichten und Wege uns ewig dunkel bleiben, stellt der Dichter dar, als Erich vor der Katastrophe im 4. Akte frägt: „Hast Du niemals bemerkt, Göran, daß es Dinge gibt, die wir nicht verstehen, und die wir nicht verstehen dürfen?" Göran: „Doch! Aber hast Du nicht oft und zuletzt dich ein bischen besser gefühlt als die anderen?" Erich: „Doch! Und Du?" Göran: „Ich habe immer geglaubt recht zu handeln." Erich: „Ich auch; und wahrscheinlich die anderen auch. Wer hat da Unrecht gehabt?" Göran: „Ja sag's! — Wie wenig wir wissen!" —

Mit dem 3. vorliegenden Dramenbande (1. Abt. 9. Bd.), der „Die Kronbraut", „Schwanenweiß" und „Ein Traumspiel"[2]) enthält, hat der Dichter den Weg von der unmittelbaren Beobachtung über das Typische im Einzelschicksal zum souveränen Spiel der schaffenden Phantasie zurückgelegt. Er bekennt jetzt seinem Verdeutscher gegenüber: „Die höhere Phantasie hat größere Realität als diese Wirklichkeit. Diese banalen Zufälligkeiten des täglichen Daseins sind nicht das eigentliche Leben. Mein ganzes Leben ist ein Traum. — Dies ist ein Paradoxon: es ging mir wie es Goethe ging; ich fing damit an, die Menschen zu schildern, und es war mir alles so glasklar, aber je weiter ich

[1]) Leipzig 1903. 93 S. Mk. 1.—.
[2]) Leipzig 1903. 222 S. Mk. 3.—.

Digitized by Google

komme, desto weniger verstehe ich sie; auch Goethe fand gegen das Alter die Menschen immer sonderbarer, seltsamer". Wie Goethe im 2. Teil des Faust ganz ins Symbolische untertaucht, so geht es auch Strindberg in der nun angebrachenen religiösen Periode. Er hat erkannt, daß die naturalistische Kunstübung nur den Körper, den Umriß der Dinge, aber nicht ihr Wesen erfassen könne und daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, die mit den fünf Sinnen nicht wahrzunehmen sind.

„Die Kronbraut" ist im Winter 1900 auf 1901 entstanden. Die symbolische Handlung, die in der typischen schwedischen Landschaft Dalarne spielt, und in der heimischen Sagen und allerlei Naturgeistern, wie dem Wassermann und den Mordlingen, eine große Rolle zuerteilt ist, mag nach Schering auf folgenden Keim zurückgeführt werden. In Strindbergs Autobiographie heißt es: „Die Niederkunft tritt unvermutet vor der Zeit ein. Wir haben eine winzige Tochter, die kaum atmen kann. Unverzüglich wird sie bei einer weisen Frau aus der Nachbarschaft, die als anständig bekannt ist, in Pflege gegeben. Zwei Tage später läßt man uns wissen, daß die Kleine dahingegangen, wie sie gekommen ist, ohne Schmerzen, aus Mangel an Widerstandskraft, nicht ohne vorher von der weisen Frau die Nottaufe empfangen zu haben." Dieses unglückliche Ereignis mochte der Dichter, meint Schering, in seiner religiösen Epoche als Schuld empfinden, die er sich von der Seele schreiben mußte. Der Grundstoff der „Kronbraut" ist wirklich der gleiche; das Sujet genau zu analysieren, hieße aber dem Dichter Unrecht tun, denn der Märchenhauch und eigenartige Schmelz, der seine Schönheit ausmacht, müßte dann dabei abgestreift werden.

Das zweite Märchenspiel „Schwanenweiß" ist auf Maeterlincks Einfluß hin entstanden, mit dem den Dichter seine Braut Harriet Bosse im Frühjahr 1901 bekannt gemacht hatte. Eine wahre Braut- und Liebesstimmung ist auch um die Prinzessin Schwanenweiß und ihren geliebten Prinzen gebreitet; die Liebe überwindet hier alles, sogar den Tod und eine bitterböse Stiefmutter.

In dem folgenden „Traumspiel", das die große letzte dramatische Epoche Strindbergs abschließt, hat der Autor versucht, die „unzusammenhängende, aber scheinbar logische Form des Traumes nachzuahmen. Alles kann geschehen, alles ist möglich und wahrscheinlich. Zeit und Raum existieren nicht; auf einem unbedeutenden Wirklichkeitsgrunde spinnt die Einbildung weiter und webt neue Muster: eine Mischung von Erinnerungen, Erlebnissen, freien Einfällen, Ungereimtheiten und Improvisationen." Das Traumspiel ist das Gefäß seiner religiösen Anschauung, wie sie sich von Drama zu Drama seiner letzten Schaffensperiode entwickelt und geprägt hat. Vor allem bemerkenswert ist, daß Strindberg, der Subjektive, Persönliche, hier sich zum Interpreten des Leides und Glückes der ganzen Menschheit durchgerungen hat, dem das eigene Wohl und Wehe in dem aller aufgegangen ist.

Zur Erklärung seines Spiels schreibt der Autor: „Indras Tochter ist auf die Erde hinabgestiegen, um zu sehen, wie die Menschen leben; und da

Digitized by Google

muß sie erfahren, wie schwer das Leben ist. Und das Schwerste ist: anderen Böses zu tun, wozu man gezwungen wird, wenn man leben will."

Im Spiel liest die Tochter die „Bittschrift der Menschheit an den Herrscher der Welt, aufgesetzt von einem Träumer":

Die Tochter: „Warum kommst du denn mit Schmerzen,
Warum quälst du deine Mutter,
Menschenkind, wenn du ihr schenken
Sollst die Mutterfreude,
Freude über allen Freuden?
Warum wachst du auf zum Leben,
Warum grüßest du das Licht denn,
Mit Geschrei voll Bosheit und voll Schmerzen?
Warum freut dich nicht das Leben,
Menschenkind, des Lebens Gabe
Soll ja sein die Freude selbst?
Warum zeugt man uns wie Tiere,
Uns von Götterstamm und Menschenart?
Heischt der Geist ein andres Kleid nicht,
Als das hier aus Blut und Schmutz!
Gottes Ebenbild soll wechseln Zähne...
Und die Wanderung beginnt dann
Über Dornen, Disteln, Steine,
Geht es auch einmal gebahnten Weg,
Wird er gleich genannt verboten;
Pflückst du eine Blume, bums!
Siehst du, daß ein andrer sie besitzt;
Liegt im Wege nur ein Acker,
Und du mußt ihn vorwärts doch,
Trittst hinauf auf andrer Saat;
Andre treten dann auf deine,
Um den Unterschied zu mindern!
Jede Freud', die du genießest,
Allen andern bringt sie Kummer,
Doch dein Kummer keinem Freude,
Darum ist es Kummer über Kummer!
Also geht's bis an den Tod,
Der wird leider andrer Brot!"

Zur Aufführung seiner Traumspiele hat Strindberg, ebenso wie für seine Einakter, eine eigene Bühne konstruiert. Es hat sich auch schon gezeigt, daß bei richtiger Rollenbesetzung und Inszenierung die düstere, raschwechselnde, tiefe Phantastik dieser Traumstücke einen ergreifenden und künstlerischen Eindruck machen kann.

Strindberg geht es wie Goethe. Nach Schaffensperioden voll wunderbarer Fruchtbarkeit hat er Intervalle, wo die dichterische Psyche ruht. Und gleich dem deutschen Altmeister verwendet Strindberg diese Zwischenzeit mit Vorliebe zu

Digitized by Google

wissenschaftlichen Studien. Er besitzt auch in mancherlei Disziplinen mehr als dilettantische Kenntnisse.

Nachdem seine reiche fünfjährige dramatische Schaffungsperiode im „Traumspiel" ausgeklungen war, machte er sich an ein Problem, das wohl unmittelbar aus den Ideen seiner letzten Arbeiten hervorwuchs. Er will zeigen, daß der Verlauf der Weltgeschichte, die sich „bei rascher, ununterbrochener Lektüre wie ein Räuberroman" ausnimmt, doch ein höchst planvoller ist und unbedingt einen höchsten, seines Ziels bewußten Willen, — Gott postuliert. Das Resumée seiner Untersuchung, die er „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte"[1]) betitelt, faßt er folgendermaßen zusammen: „Man hat wohl lange geglaubt, entdeckt zu haben, daß der Gang der Geschichte von gewissen Gesetzen regiert wird, die denen gleichen, die in den Reichen der Natur herrschen. Man hat in der Geschichte Spuren des physischen Gleichgewichtsgesetzes bemerkt, (europäisches Gleichgewicht), der Attraktionskraft (Neigung größerer Staaten, die kleineren zu assimilieren), der Wahlverwandschaft, der Substitution usw. Und der organischen Welt hat man die Begriffe Zellenteilung, Segmentierung, Kampf und Auslese und ähnliche entlehnt. Aber der Gang der Geschichte zeigt eine solche Vereinigung von Freiheit und Zwang, daß man auf der einen Seite die Freiheit des menschlichen Willens bis zu einem gewissen Grade anerkennen, auf der andern Seite das Dasein einer Notwendigkeit zugeben muß, die nach den Umständen das Streben des einzelnen begrenzt und die die Synthese ausführt. Der große Synthetiker, der die Gegensätze vereinigt, die Widersprüche löst, das Gleichgewicht aufrecht erhält, ist kein Mensch und kann nichts anderes sein als der unsichtbare Gesetzgeber, der in Freiheit Gesetze nach veränderten Verhältnissen ändert: der Schöpfer, der Auflöser und Aufrechterhalter, er mag genannt werden — wie er will."

Das Büchlein enthält vielfach geradezu geniale Ideen und Beobachtungen, die ganz neue Ausblicke eröffnen. Freilich muß man auch manches in Kauf nehmen, was einem weniger zusagt. Aber das ist Geschichtsbetrachtung im größten Stil, die ungemein anregt und die man leider bei den zünftigen Historikern nicht zu finden pflegt.

Doch nun zum Prosaepiker Strindberg.

Es war noch in den ersten Zeiten der naturalistischen Bewegung in Schweden, da Strindberg voller Kampfeslust die Streitaxt gegen alles Bestehende und Herkömmliche schwang, als er auch der offiziellen schwedischen Geschichte Erik Gustav Geijers sein „schwedisches Volk" gegenüberstellte, das die breiten Massen und nicht die Könige als Träger der Entwickelung ansah und die ganze Geschichte vom kulturhistorischen Standpunkte betrachtete.

Von denselben Gesichtspunkten sind die kulturgeschichtlichen Novellen „Schwedische Schicksale und Abenteuer"[2]) getragen. Sie entstanden auch um

[1]) Leipzig 1903. 82 S. Mk. 1.—.
[2]) Leipzig 1903. 358 S. Mk. 4.— [5.—].

Digitized by Google

dieselbe Zeit, zu Anfang der 80er Jahre. Strindberg weiß das Zeitkolorit, das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, gut zu treffen und zugleich gelingt es ihm auch meist, ein echt menschliches Schicksal, das unsere innere Anteilnahme erregt, in die ferne Zeit und ihre Art hineinzustellen. Freilich sind die Novellen auch zugleich Kampfnovellen, in denen die revolutionäre Gesinnung des Verfassers gegen Staat und Gesellschaft, wie sie damals bestanden, ihren Ausdruck finden.

In „Veredelte Frucht" hat Sten Ulfflot, ein junger Adeliger, seine Güter verloren und geht nun nach Stockholm, um da sein Leben zu fristen. Er ist aber nicht fähig, der schlimmen Lage, in die er geraten ist, sich gewachsen zu zeigen. Nur rauhe Früchte können das. Nicht einmal ins Kloster wird er aufgenommen, sodaß er sich in seiner Verzweiflung ins Meer stürzt. — Eine böse Anklage gegen die eigennützige, verlogene Gesellschaft ist „Ein Unwillkommener". Der arme Christian ist als Vielzuvieler unwillkommen zur Welt gekommen und soll das stets entgelten. Er wird nun Strandräuber draußen auf den Schären. Als er aber durch dieses unsaubere Handwerk, zu dem ihn die Gesellschaft getrieben, reich geworden ist, will man ihn aufnehmen und bietet ihm an, Schöffe zu werden. Er aber wendet sich mit seiner Frau geekelt von diesem Boden und diesen Leuten ab, die jedem verzeihen, der „gemauerten Herd hat und Wein trinkt". „Höhere Zwecke" spielt zur Zeit der Einführung resp. Durchführung des Zölibats in Schweden und ist recht tendenziös gefärbt, weshalb es manchen Leuten gar sehr gefällt. Dominus Peder in Rasbo muß sich von Weib und Kindern trennen, dürfte aber merkwürdigerweise durch eine licentia occulta ein anderes Weib zu sich nehmen. Darob ergrimmt nun Pfarrer Peder fürchterlich, sagt sich von der Kirche los und wird heidnischer Bauer. — „Beschützer" geht gegen das engherzige Zunftwesen und die Ausländerei in Altschweden. — „Von Gut und Böse" zieht wieder gegen die Kirche und ihre unwürdigen Diener los, während ein braver „Ketzer" verbrannt wird. — In „Entwicklung" ist die gärende Zeit des 16. Jahrhunderts in einigen Bildern abgemalt; wir haben das Eindringen der schönheitsfrohen und genußlüsternen Renaissance, die religiösen und politischen Umwälzungen. Der Maler und Freigeist Giacomo ist eine Figur, wie sie damals zum erstenmale auftauchten und neue, umwälzende Ideen verkörperten. — „Paul und Peter" beleuchtet an einem ergötzlichen Exempel den alten Gegensatz zwischen Stadt und Land. — „Neue Waffen" zeigt die schlimmste Knechtung des Bauernstandes auf der Insel Öland durch die „Gerechtsame" des Königs und die Lagmänner. Die zur Verzweiflung getriebenen Bauern wissen sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie Haus und Hof verwüsten, die Äcker brach liegen lassen und sich kärglich von Fischerei im Meere ernähren. Die Strafe bleibt nicht aus. Als der Feind über die Insel hereinbricht und der Lagmann die Bauern aufbieten will, da erklärt der Priester: „Als ich heute Morgen russische Segel sah und zu den Bauern hinausfuhr, um sie zu bitten ihr Vaterland zu verteidigen, antworteten sie: Wenn das Vaterland, das verteidigt werden soll, aus Prinzen, Statthaltern, Lagmännern, Vogten, Flugsand, Rehen und

Digitized by Google

Schweinen besteht, so meinen wir kein Vaterland zu verteidigen zu haben; und wenn dieses Vaterland uns zu den Waffen ruft, so antworten wir: Ihr habt uns die Waffen genommen, aber eine bleibt uns, eine einzige, aber mit der verteidigt man nicht den Lagmann und seine Maitresse — die Flucht." „Ein Triumph" schildert, wie zwei friedliebende Völker größter Lappalien halber aufeinander gehetzt werden und wie die beiderseitigen Truppen für ihre „Taten," die zum großen Teile in Niedermetzelung friedlicher Einwohner bestanden, nachher Gott danken und einen Triumph feiern. — „Ein Begräbnis" hat fast keinen kulturhistorischen, aber hohen menschlichen Wert. — Die Schlußnovelle, „Herrn Bengts Frau" kündet mit einem Anfluge alter Romantik von der Liebe, die „wie ein Blitz vom Himmel ist, wenn sie kommt, und über all unsern Willen und all unsern Verstand geht." Nur durch die Aufhebung der Klöster infolge der Revolution, die man Reformation zu nennen pflegt, kommen die Beiden zusammen. Nach einem zärtlichen Liebesjahr erfolgt jedoch schon der Bruch. Daß der Mann, um sie ja nicht zu beunruhigen, ihr den geschäftlichen Stand des Gutes verschweigt, legt sie als lieblos aus. Beiderseitige Kränkungen folgen, und erst das zudringliche Liebeswerben des Vogts führt die Frau wieder in die Arme ihres so geliebten Mannes, worauf sie von nun an glücklich leben.

Die revolutionäre Stimmung, die sich in den „Schwedischen Schicksalen" an der Vergangenheit auslieβ, bricht kurz darauf in den „Schweizer Novellen"[1]), die um 1885 entstanden sind, gegen die Zustände der gegenwärtigen europäischen Gesellschaft durch. In der ersten Novelle „Neubau" kann die Medizinstudentin Blanche an der Universität Zürich ihren Emil nicht bekommen, weil der Geldmangel, dieses Übel der alten Gesellschaft, drohend zwischen ihnen steht. So kommen sie denn auseinander und Blanche muß sich als Arzt in Genf schlecht und recht durchschlagen und ihre Tanten noch ernähren, bis sie schließlich Fabrikarzt in einem Orte Nordfrankreichs wird und damit ins Strindbergsche Paradies kommt. In dieser Fabrik ist nämlich der Kommunismus so schön durchgeführt, wie es nur der sozialistische Zukunftsstaat im Kopfe eines zielbewußten Genossen sein kann. Der Ertrag der Arbeit ist gemeinsam wie alles übrige; Geld und dergleichen böse Kennzeichen des Bürgerstaates gibt es nicht. Jeder erhält für ein Minimum von Arbeit ein Maximum von Lebensgenüssen, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Genüsse aller Art. Die Kindererziehung ist gemeinsam unter sachlicher Leitung im Kinderhause; die Eltern brauchen sich um ihre Nachkommen keine Sorgen mehr zu machen und keine grauen Haare wachsen zu lassen. Die Religion ist reine „Privatsache," meist eine Art Darwinismus, aus einer populären Biologie gewonnen; Kultstätten kennt man nicht; jeder anbetet auf seinem Zimmer. Die Ehe ist natürlich ganz frei. In dieses Milieu, in dem sich Blanche glücklich fühlt, kommt nun auch Emile hereingeschneit, und die Beiden, die in der schlimmen bürgerlichen Gesellschaft nicht zusammenkommen konnten, vereinigen sich in einer freien Ehe in diesem wunderbaren Zukunftsstaate.

[1]) Leipzig 1903. 214 S. Mk. 2.50 [3.50].

Digitized by Google

Nun, Strindberg hat doch eine Ahnung, daß seine Utopie eben eine Utopie sei und bleiben müsse. Aber wozu dann den Leuten den Kopf verdrehen? Fabrikarbeiter sind doch keine Mönche.

„Rückfall" erzählt von einem Russen, der mit seiner Frau nach der Schweiz geflüchtet ist und nun in Ouchy am Genfersee die Rosenzüchterei betreibt. Da er das „neue Geschlecht" und den Zukunftsstaat noch nicht allgemein herbeiführen kann, verwirklicht er seine neuen Ideale vorderhand in seiner Familie. „Die Arbeit hatten sie (Paul und seine Frau) so geteilt, daß die Frau die Kinder übernommen, weil sie besser dafür paßte als Paul; daneben hatte sie auch die Ökonomie des Hauses in der Hand, denn sie hatte mehr Sinn dafür als Paul. Aber sie räumte nicht Pauls Zimmer auf, denn das tat er selbst: das war die Arbeit einer halben Stunde. Das Essen besorgten sie zusammen, und Paul wusch auf, denn das ergötzte ihn zufälligerweise, und den Boden scheuerte er, denn das war zu schwer für die Frau, besonders wenn sie mit einem Kinde ging. Einen Dienstboten hatten sie nicht, denn sie wollten keine Sklaven in ihrem Hause sehen. Aber Paul hatte einen „Mitarbeiter" im Garten, der Gärtnerbursche gewesen war, aber jetzt Pauls Kompagnon war und außer seinem Unterhalte einen angemessenen Anteil am Gewinn hatte. Paul redete ihn immer Bernhard an, das war sein Zuname, und Bernhard nannte ihn Paul Petrowitsch. Das war ein Übereinkommen zwischen ihnen, weil man nicht an die Unwahrheit erinnert werden wollte, daß man Herr sei. Da man nur einen mäßigen Gewinn von seiner Arbeit verlangte, brauchte man nur sechs Stunden am Tage zu arbeiten; dafür hatte man seinen Gewinn in Ruhe, Spiel, Zerstreuungen, Lesen und Schreiben."

Da bekommt Frau Anna einen „Rückfall". Nach einer schweren Geburt will sie ihren Jungen taufen lassen. Paul befindet sich in einer schlimmen Krisis. Er verurteilt das als Konzession ans „alte Leben", will aber seine Frau auch nicht an der Erfüllung ihres Wunsches hindern, denn das wäre ein Eingriff in ihre Rechte und ihre Individualität. Zum Glück bekommt Paul auch einen Rückfall. Der Verrat eines Freundes nimmt ihm den Glauben ans „Kommende". Das versöhnt die Gatten wieder und sie hoffen von neuem mit einander.

Eine peinliche Novelle, aber voll feiner psychologischer Beobachtung, ist „Über den Wolken". Zwei Schriftsteller, die im Wettrennen um Ruhm und Geld einander gehaßt und verfolgt und sich schließlich kaput gestrebt und gelebt haben, treffen sich wieder zufällig als schwindsüchtige Ruinen, die noch kurze Rettung für ihr hinsiechendes Dasein auf den Höhen der Alpen suchen. Die Größe der umgebenden Natur und die Nähe des Todes bringen die Beiden wieder näher und sie sprechen sich gegenseitig aus und vergessen darüber ihren Groll.

In „Gewissensqual." soll Herr von Bleichroden, sonst Geologe, jetzt Leutnant im Felde 1870 in Frankreich, drei Freischützen erschießen lassen. Sein natürliches Gewissen sagt ihm, das sei Mord; andererseits gebietet ihm die Pflicht, die Ordre, die seine Vorgesetzten gegeben, zu erfüllen. Er läßt die drei auch erschießen, wird aber über seinem innern Konflikt irrsinnig. Er wird in eine

Digitized by Google

Heilanstalt in der Schweiz gebracht, wo er nach einiger Zeit wieder zur Vernunft erwacht. Er denkt nun über seinen Fall nach und findet, daß es „zwei Arten Gewissen gibt, erstens das natürliche, zweitens das künstliche. Das erste Gewissen, meint er, ist das natürliche Gefühl des Rechten. Dies Gewissen war es, das ihn so schwer belastete, als er die Freischützen erschießen ließ. Von dem konnte er sich nur dadurch freimachen, daß er sich fest als ein Opfer der Oberklasse betrachtete. Das künstliche Gewissen bestand wiederum in a) der Macht der Gewohnheit, b) der Verordnung der Oberklasse."

Und um nicht mehr in solche Konflikte zu geraten, läßt sich Herr v. Bleichroden als Schweizer Bürger naturalisieren, als er eines Tages von Berlin den Ruf erhält, heimzukommen, denn Kriegsgerüchte seien im Umlauf.

Der neueste Roman Strindbergs trägt den Titel: „Die gotischen Zimmer"[1]). „Sozialer Roman" lautet der Untertitel. Das Sujet, der Stoff der Handlung, ist auch das Nebensächliche an dem Werke, obwohl die Schicksale der Familie Borg, die den Gang der Handlung bilden, spannend und psychologisch interessant erzählt sind. Das gigantische Bestreben des Autors geht dahin, uns ein Bild der schwedischen Gesellschaft um 1900 in ihrer ganzen Ausdehnung und auf jedem Gebiete ihrer Tätigkeit zu geben und dabei zugleich bei jedem Schritte scharfe, zersetzende Kritik zu üben. Der revolutionäre Gesellschaftskritiker von vor 25 Jahren ist hier wieder neuerwacht und gibt gleichsam ein carmen saeculare umfassendster Satire: das alte und das neue Jahrhundert ringen in dem Romane, der alte und neue Glaube, Seele und Tier. Und die darwinistische, zoologische Weltanschauung, der das alte Jahrhundert und mit ihm einst Strindberg gehuldigt, sie wird mit allen ihren Folgen im Todeskampfe gezeigt. Das 20. Jahrhundert bricht herein und mit ihm eine neue Gesellschaft, die Herrschaft der Seele. Der Roman ist das große Gericht der alten Gesellschaft und der frohe Gruß des Ewigjungen an die neue Generation.

Es ist schwer, einen Begriff von dem zu geben, was das Buch alles enthält. Es ist ein Räsonnement über so ziemlich alles zwischen Himmel und Erde: es kritisiert Sittlichkeit, Ehe und Liebe, Religion, Gewissen und Hölle, Christentum, Judentum und Mystik, Literatur, Akademie und Sezession, Zeitungswesen, Persönlichkeit und Kritik, Versicherungswesen, Heilsarmee und Guttempler, Auswanderung, Dreyfus und Bismarck, deutscher Kaiser, Zar, Revanchegedanke, Babel und Bibel und Hammurabi (sehr vernünftig, was er hierüber sagt!), Finnland, Norwegen und Majestätsbeleidigung, George Sand, Rosa Bonheur und Kovalewski, Prostitution, Irrenhaus und Hospital, Beamtentum, Seelenkult und Geschlechtsleben und so fort — fast in infinitum. Das Buch ist ungeheuer umfassend, anregend, verblüffend. Der alte Feuergeist tobt darin und scheint seine Freude daran zu haben, mit den Urteilen anderer Leute Fangball zu spielen. Ein paar Beispiele aus ein paar aufeinander folgenden Seiten mögen das illustrieren: „Wir leben in der perversen Zeit des Humbugs, wo das Gute böse, das Kleine

[1]) Berlin 1905. 338 S. 4.—. [5.50].

Digitized by Google

groß genannt wird. Wenn die drei größten Humbugmacher, der sterilisierte Pasteur, der unmusikalische Wagner und der stupide Ibsen einmal entlarvt sind, dann kommt die Zeit wieder ins Gelenk. Hühnercholera, Götterdämmerung und Nora! Pfui Teufel!"

„Almquist? Ja, das ist der Gott der Arsenikfresser . . .

— Schreiben über nichts; Kunst ohne Inhalt machen, das ist Kunstindustrie; das ist Ornamentik, dekorative Kunst; das ist die Kunst der Juweliere und Gelbgießer. Die Riesen der Literatur, Dickens, Balzac, Zola, haben nie Verse geschrieben. Der Vers gehört der Kindheit der Völker an, als die Wilden sogar ihre Gesetze reimten, um sie im Gedächtnis zu behalten, und die Kinder plappern in Reimen."

„Bibliotheken müßten dann und wann verbrannt werden, sonst wird die Bagage zu groß, und man kann sie nicht mehr mitschleppen. Chinesen und Araber haben das getan — und Japan schleuderte eine ganze Kultur auf einmal um die Ecke . . . Japan, ja!"

Aber genug! Ich denke, die verehrten Leser werden jetzt so einen kleinen Begriff von diesem paradoxalen, jünglingsfrischen Buch bekommen haben, das eine scharfe Lauge über unsere ganze Gegenwart gießt.

Doch der Mann, der eben bald zornig, bald boshaft, bald harmlos lustig die Geisel geschwungen und, ewige Jugend im Herzen, der alten Generation den Fehdehandschuh hingeworfen hat, er weiß auch die zartesten Herzenstöne, die poetischeste Stimmung, den rührendsten Märchenton zu treffen. Das zeigt sich in der 1902 verfaßten „Kindersage",[1]) die in naiver Manier die Geschichte eines Knaben erzählt, der in die Welt hinauskommt. 1903 folgte darauf dann die erste Reihe der „Märchen", die einzigartig dastehen und für die nur Andersens Märchen Vergleichspunkte abgeben. Es sind moderne Märchen, wenn man will, Kunstmärchen, die modern-psychologische Stoffe behandeln und in ihrer echten Märchenart wahrer wirken als die künstlich auf die Empfindungen und den Ton der alten Volksmärchen zurückgeschraubten.

Ich bin am Ende mit den vorliegendeu Büchern, die zwar nur einen Teil des Gesamtschaffens Strindbergs ausmachen, aber doch in Umrissen einen guten Begriff von der literarischen und kulturellen Bedeutung dieses typischen Zeitdichters geben. Ich möchte Strindbergs Bücher nicht in sehr vielen Händen wissen; aber das ist sicher: aus der Lektüre seiner Werke läßt sich mehr für das Verständnis unserer so komplizierten Gegenwartskultur gewinnen als aus Dutzenden dicker Bände. Möge der Verlag die projektierte Gesamtausgabe von Strindbergs Schriften bald zum Abschlusse bringen, denn Strindberg, dieser unruhvolle Geist, dieser Ankläger voll kalten Hasses gegen alle irdische Unzulänglichkeit in Staat, Gesellschaft und Familie, ist eines der interessantesten, dunkelsten literarischen Phänomene, die unsere widerspruchsvolle Zeit hervorgebracht hat.

[1]) Leipzig 1902. 61 S. 1 Mk.

Digitized by Google

Otto Erich Hartleben

† 11. Februar 1905

Von Max Behr in Ludwigschorgast (Oberfr.)

Heute wie Otto Erich tun gut daran, im Vorfrühling zu sterben. Das gibt Stimmung genug zu sentimentaler Zukunftsmusik, die gleichzeitig den pietätvollen Gefühlen für den Verstorbenen und der oratorischen Klangfülle des eigenen Feuilletons wertvolle Dienste leistet. Wie ein Maler in guter Laune sich auf Speisenkarten betätigt, so ungefähr hätte auch Hartleben seine zwanzig Büchlein — etwas viel für einen „Anfänger" — mehr zur privaten Ergötzung als in ernster künstlerischer Absicht geschrieben. Es sollte aber anders kommen. Der Stern war eben erst im Aufgehen. Sein voller Glanz aber wäre der staunenden literarischen Welt ein fröhliches Wunder geworden.

An solche billige Weisheit zu glauben, fällt mir schwer. Wenn Hartleben selbst sie vertrat, täuschte er sich über die Weite und Tiefe seiner Begabung. In seinen letzten Schöpfungen spürt man deutlich ein Zurücktreten der eigenen Art, eine Erstarrung der Mache, die die Bedeutungslosigkeit des Inhalts durchblicken läßt. Wenn ihm auch die geistreiche Form treu geblieben wäre, — der Geist selbst, der sich einst in ursprünglicher Kraft die Form erst erschuf, verlor immer mehr an siegreicher Frische. Hartleben hätte wohl noch manches zierliche Büchlein in der Art seines „Goethe-Breviers", seiner Angelus Silesius- und Logau-Auswahl mit einem amüsanten Vorwort versehen, er hätte behaglich und schmunzelnd noch manche launige Geschichte erzählt, noch manchen gewandten Dialog geschrieben und manches klarflüssige Gedicht zum Klingen gebracht. Vielleicht wären ihm überreizte Stimmungen auch noch zu einem Bühnenerfolg ähnlich dem des „Rosenmontag" behilflich gewesen. Aber Neues und Besseres zu geben, lag wohl nicht mehr in seiner Kraft, auch nicht bei der ernstesten künstlerischen Absicht. Dann vielleicht erst recht nicht.

Von Hartlebens äußeren Lebensformen läßt sich das eine mit Bestimmtheit sagen, daß er stets bestrebt war, sie so reizvoll als möglich zu gestalten. Man könnte hienach sagen, er sei ein Lebemann gewesen, allein dies Wort klingt in seiner angenommenen Plumpheit doch zu roh für die fast immer ästhetisch beeinflußte Genußfreudigkeit Otto Erichs. Es war in ihm etwas von dem überschäumenden Drang des jungen Goethe, den er ja sehr verehrte. Freilich: der Wein war zweierlei Qualität und bei dem einen mehr Schaum als Wein. Ferner hat Hartlebens Art, sich auszuleben, gar bald etwas Spießbürgerlich-Behagliches, Schmunzelndes angenommen, wenigstens nach meinem Gefühle; er war eine Art ästhetischer Privatier.

Die ersten sechs Jahre seines Lebens brachte er in Clausthal auf dem Oberharz zu, wo er am 3. Juni 1864 geboren worden war. Sein Vater

Digitized by Google

war dort Bergbeamter, wurde aber bald nach Hannover versetzt. Als Otto Erich zwölf Jahre zählte, starb ihm die Mutter und kurz darauf auch der Vater und nun übernahm der Großvater mütterlicherseits, „ein schöner, ungewöhnlich großer, herrlicher Mensch mit blauen, gebieterischen Augen“[1]), die Erziehung des Knaben. Es mag hier wohl auch die bekannte Schwäche der Großeltern gegen ihre Enkelkinder eine Rolle gespielt haben. Als Hartleben an den Gymnasien zu Jever und Celle sich die erforderliche Reife geholt hatte, studierte er auf vielseitigen Wunsch in Berlin, Tübingen und Leipzig Jurisprudenz. Der Großvater sorgte dafür, daß der fidele cand. jur. und spätere Referendar in Stolberg am Harz das fröhliche Leben nicht bloß platonisch zu lieben brauchte. Man kann sich denken, daß die ernste Göttin Justitia ihren lustigen Jünger nicht lange zu fesseln vermochte. Als er an die Strafkammer nach Magdeburg versetzt worden war, bekam er alle juristische Weisheit gründlich satt. Er selbst berichtet: „Da hatt' ich den Jammer, daß ich mit den Leuten auf der Anklagebank fast täglich lieber zu Abend gegessen hätte als mit meinen Kollegen — auf die Dauer hätten das die einen den anderen übel genommen und ich wäre in die peinlichsten gesellschaftlichen Verlegenheiten gekommen. Ich schrieb also meinem Großvater. Er war sehr traurig, denn Schriftsteller und Hungerleider waren ihm zeitlebens Synonyme gewesen. Und er gedachte mich bei meinem Hang zum Wohlleben zu fassen und schrieb: „ja, aber — wenn du nach Berlin gehn willst und Literat werden, dann schick ich dir nicht mehr 300 Mark im Monat, sondern nur noch 100.— wenn du es darauf ankommen lassen willst — — —?“ Und Otto Erich war Optimist genug, es darauf ankommen zu lassen. Es ging ihm auch so nicht schlecht. Sein literarischer Hauptstützpunkt war Berlin, doch auch in Münchner Kreisen war er wohlbekannt und besonders zur Salvatorzeit ein hochwillkommener Gast. Italien zog ihn sehr an. Seine Formen entsprachen wohl der weichen, fast weichlichen Seite seines Wesens mehr als der herbere Norden. Der „Rosenmontag“-Erfolg gestattete ihm, sich zu Salo am Gardasee eine zweite Heimat zu schaffen, die Villa Halkyone, die sein Sterbehaus wurde. Körperliche Leiden halfen in den letzten Jahren mit, seine Kraft zu brechen, denn Hartleben war kaum der Mann dazu, sich in Schmerzen zu stärken. Wohl aber haben sie sein Wesen, das ja im Grunde viel gütiger war, als er verraten mochte, geläutert, ihn bejahender gemacht und die positiven Strebungen seines Innern lebendiger und reifer werden lassen. Es ist das immerhin ein schönes Zeugnis für einen Menschen, den man, nicht ganz mit Recht, hie und da zum Bierzeitungsschreiber der Moderne stempeln will. Die künstlerische Schöpferkraft freilich war im Abnehmen begriffen, — der Mensch drängte zur Klärung.

Otto Erich Hartlebens literarische Entwicklung strebt, wenigstens, was die eine Seite seiner Eigenart angeht, von der Satire, der Ironie zum Humor.

[1]) Die biographischen Angaben sind der Autobiographie in Albert Langens Verlagskatalog entnommen.

Digitized by Google

Schon als Gymnasiast zu Jever war er so liebenswürdig, in einem Schulaufsatze den Direktor „in aller Harmlosigkeit" zu parodieren, was ihm die Dimission eintrug. Aus seiner Primanerzeit erzählt er selbst einen sehr bezeichnenden Zug: wie sie eines Tages im Religionsunterricht das Thema behandelten: Ich der Herr dein Gott lasse nicht mir spassen, sondern werde die Sünde der Väter nachsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. In der darauffolgenden deutschen Stunde beim gleichen Lehrer fügte es der Zufall, daß Hartleben aus Goethes „Iphigenie" vorzulesen hatte:

Die Götter rächen
Der Väter Sünden an den Kindern nicht —
Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seine Schuld mit seiner Tat hinweg.

Da machte es ihm nun ein unbändiges Vergnügen, den Direktor durch konsequentes Anstarren in große Verlegenheit zu bringen, bis er von dem Erzürnten aus dem Zimmer gewiesen wurde. — Läßt sich als Grundlage dieser charakteristischen Kleinigkeiten noch ein gewisses Behagen, eine ziemlich harmlose Freude an gleichfalls harmlosen, menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten feststellen, so wurde der Ton später bitterer und gereizter. Das „Studententagebuch" (1886) und mehr oder minder auch einzelne Komödien, insbesondere „Angele", „Erziehung zur Ehe", „Ein Ehrenwort", reden deutlich genug davon. Zum Teil mag jugendlicher Gefühlsüberschwang den Spott verschärft haben, jedenfalls aber streiften ihm auch Erfahrungen und Enttäuschungen das Behagen für eine Weile ab. Es ist hier eben die Stelle, wo die beiden Wesensrichtungen, die in Hartlebens ganzer Entwicklung zum Ausgleich drängen, sich berühren und beeinflussen. Der weiche, hingebende, liebesbedürftige und vielfach unbefriedigte, junge Mensch geriet in Wechselwirkung mit dem voraussetzungslosen Spötter, der sich bemühte, zu allem zu lachen, — auch zu seinen Schmerzen. Mit konsequenter Bissigkeit ist Hartleben übrigens auch da kaum verfahren, wo Feindseligkeit die Quelle der Satire war. Er hätte noch manchen anderen seiner Werke das Motto seiner Ibsenparodie „Der Frosch" voransetzen können:

Verstehen kannst du meines Spottes Born:
Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn.

Wohl auch der Stellungnahme zum Weibe in „Angele", wo als Vorspruch steht: „Verachte das Weib!"

Hartleben täuschte sich, wenn er glaubte, gegenüber der geheimen Sehnsucht seines Innern mit Verachtung und Spott auskommen zu können. Zunächst suchten sich die gewaltsam zurückgedrängten Gefühle einen Ausweg. Außer in lyrischen Gedichten voll Sentiment fanden sie den in den tragischen Dichtungen, hauptsächlich in der Novelle „Die Serényi" und im genugsam bekannten „Rosenmontag". Die überreizten, weil unterdrückten Empfindungen verzerrten sich zur Sentimentalität. — Als durch diese Entladungen das Gleichgewicht wieder her-

Digitized by Google

gestellt worden war, fand sich auch das alte Behagen, der gutmütige Spott voll stiller Fröhlichkeit wieder ein. Das Beste, was Hartleben geschrieben hat, gehört hierher: die Geschichten vom abgerissenen Knopfe und vom gastfreien Pastor. In der letzteren kommen sich Satire und Herzlichkeit schon recht nahe. Aber die beiden Seiten von Hartlebens Art suchen immer mehr zur völligen Einheit zu gelangen, zur ausgleichenden Versöhnung, — und die finden sie im Humor. Die Novelle „Liebe, kleine Mama!", die Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch" kommen hier am meisten in Betracht. Leider war die Elastizität der Schaffenskraft schon im Schwinden, sonst wären hier wohl noch fröhliche Möglichkeiten zu erwarten gewesen. Aber so macht manches, was im Grunde Güte ist, den Eindruck der Weichlichkeit und Unentschiedenheit. Der eigene Sinnspruch:

Gut ist ein stilles Herz —
Gutmütig ist der Schwache —
Doch wahrhaft gütig sein
Ist stolzer Herren Sache.

(Der Halkyonier.)

läßt sich hiernach nicht im allergünstigsten Sinne auf den Dichter anwenden. Vielleicht zielten seine Pläne — er soll von ihnen noch in der allerletzten Zeit mit zuversichtlichem Eifer gesprochen haben — auf solche Werke ab, in denen er mehr und mehr das mit Güte und Humor betrachten wollte, was er früher mit Spott und Ironie angefaßt hatte. Lautes Lachen war ihm ohnedies stets zuwider gewesen, das Lächeln des Weltweisen war die Harmonie, die er erstrebte. In der Spruchsammlung „Der Halkyonier", einer seiner letzten Gaben, heißt es:

Mein Lächeln.
Zwar ist es förderlich,
Mit lauter Stimme schrei'n;
Mein Lächeln aber will
Im stillen Rechte sein.

Freilich war er sich bewußt, daß dieses Stadium der Beruhigung, in dem er sich — nach schweren körperlichen Leiden — befand, noch nicht die endliche, das Leben erfüllende und befriedigende Errungenschaft sei. Denn!

Die Ruh ist Glück und Tod.
Noch lebt in dir der Zug,
Der dich stirnaufwärts reißt —
Genug ist nicht genug.

(Der Halkyonier.)

Die Zeit, der das „Studenten-Tagebuch" (1886) entstammt, widerhallte noch von lauteren, ungenierten Tönen; sie ließ, zumal für oberflächliche Zuschauer, kaum die ruhigen Gesten von später vermuten. Der Autor war damals Student in Tübingen. Von seinem Freunde Arno Holz hatte er gelernt, wie man Gedichte sauber und zierlich als Manuskripte schreibt und es gelang ihm

Digitized by Google

wider Erwarten beim ersten Versuche, einen Verleger zu finden. Als das Büchlein aber „trotz des blutroten Umschlages" von niemand gekauft wurde, verhalf er ihm durch einen feierlichen Protest wider die haarsträubende Frivolität und Gesinnungslosigkeit des Dichters — die „Kreuzzeitung" stellte sich ihm gerne zur Verfügung — zu einer zweiten Auflage. Das Bändchen teilte sich den stimmunggebenden Grundlagen nach in zwei ungleiche Hälften, die den Zwiespalt im literarischen Schaffen als einen von Anfang an vorhandenen und im Wesen des Dichters begründeten dartun. Die kleinere zeigt den Spötter. Der freut sich teils, daß es in der Welt soviel Verkehrtes gibt, denn das gibt ihm Stoff, seiner Sucht zu verhöhnen, freien Lauf zu lassen. Zum Teil aber ist die Satire nur vertuschte Empfindsamkeit, verhaltene Wehmut. Es ist eben nicht immer angenehm, gefühlvoll zu sein. Sentiment ist ohnedies noch genug im „Tagebuch". Der Liebhaber formell reifer lyrischer Früchte, abgeklärter, gehaltener, klingender Poesie verrät sich in ersten noch unruhigen Versuchen und auch der überreizte, nervöse „Rosenmontag"-Dichter mischt schon pikante Erotik, Wahnsinn und Tod zu einem eigentümlichen, aufdringlichen Parfüm. Die besseren Stücke sind später in „Meine Verse" übergegangen.

Es war die Zeit der Berliner Literaturbewegung und ein hervorragender Geschäftsträger der Modernen, S. Fischer, nahm sich nun der Bücher Hartlebens an. Der Band „Die Serényi" (5. und 6. Auflage 1905) enthält zwei verschiedene Geschichten. Die „Serényi" (1886) entstammt der gleichen, nur einige Nuancen schwächeren Stimmung wie der „Rosenmontag" und weist auch im Sujet eine gewisse Ähnlichkeit auf. Auch hier kommt die Geliebte eines Offiziers, die allerdings in diesem Falle seine Braut ist und sich in einer gefährlichen Lage — sie ist Operettensängerin — stets anständig gehalten hat, in den Verdacht, einem Kameraden Wünsche erfüllt zu haben. Nach vergeblichen Anstrengungen, ihrem Bräutigam den entehrenden Argwohn zu nehmen, greift sie zum Revolver. Die Novelle ist als Tagebuch der Braut geschrieben und zeigt wohl schon eine elegante, manchmal gut ineinandergreifende Mache, aber noch nicht jene graziöse Überlegenheit dem Stoffe gegenüber, die Hartleben sonst festhält. Die Empfindungen treten unverhüllt hervor, sind sogar etwas zu deutlich betont.

Die zweite Geschichte „Ein fideler Hof" ist allerdings ganz „verschieden". Ein schwatzhaftes Ding, ein „Märchen", in dem Albert Träger als Minister eines ästhetisch regierenden Königs auftritt und in burschikosem Übermut verulkt wird. Daß in dem redseligen Behagen, alles ins Lächerliche zu ziehen und sich in breiten, ironischen Exkursen zu ergehen, die Einheit und Geschlossenheit der Handlung sehr leidet, ist ja begreiflich. Die dilettantische Gewohnheit, vieles nur um des mehr oder minder guten Einfalls willen zu sagen, herrscht hier noch ungezügelt. Gerade aber dadurch, daß er sich gehen läßt, offenbart der Autor seine Art, die Dinge zu betrachten, in charakteristischer Weise.

Der ernsten Stimmung der „Serényi" schließen sich ein paar 1887 ent-

Digitized by Google

ſtandene Novelletten an, die ſpäter in „Liebe, kleine Mama!“ gedruckt wurden. Hier aber iſt der Künſtler, oder ſagen wir: der Schriftſteller, ſchon eher Herr über den Menſchen. Beide Geſchichten zeigen eine ſtarke Neigung zum Grauſigen, Geſpenſterhaften. „Das Ende der Stralendorffs“ erzählt den Untergang eines jungen Mannes durch ererbten Wahnſinn oder durch die quälende Furcht davor. Das vorherrſchend ſtudentiſche Milieu gab Hartleben Gelegenheit, in der Zeichnung der Wally der damals blühenden Kellnerinnenliteratur ſeinen Tribut zu entrichten. In „Horch! Ein Spaß!“ erdroſſelt ein Schwachſinniger in inſtinktiver Feindſeligkeit die Frau, die die Heirat ihres Sohnes und ſeiner Schweſter verhindern will. Vielleicht ſind dieſe Wahnſinnsgeſchichten auf Maupaſſants Einfluß zurückzuführen.

Als Kind der Literaturrevolution gibt ſich die Ibſenparodie „Der Froſch“[1]) zu erkennen, die zugleich beweiſt, daß Hartleben kein blinder Parteiliterat war, ſondern auch dem eigenen Lager ſein ironiſches Lächeln gelegentlich nicht vorenthielt. Schwer und bang hebt das „Familiendrama nach Henrik Ipſe“ alſo an:

Chriſtine: Er ſitzt noch immer unten.

Möhlmann: Wer?

Chriſtine: Der Froſch.

Dieſer amüſant karikierende Ton wird aber leider nur vereinzelt angeſchlagen. Und gar in der Verzerrung des Problematiſchen iſt die Parodie etwas fadenſcheinig ausgefallen, zumal ſie nicht wirkſam herausgearbeitet iſt.

Überhaupt, wo Otto Erich an Probleme rührt, ſoll man um alles in der Welt keine ernſthafte Unterſuchung mit „Für“ und „Wider“ anſtellen. Das heißt, ins Faß der Danaiden ſchöpfen, denn er zieht oft genug die Nutzanwendung aus ſeinem Spruch:

Der Pöbel und das Weib
Denkt immer Ja und Nein,
Glaubt nicht, daß etwas ſo
Und anders könne ſein.

„Alles im menſchlichen Leben kommt auf die Weltanſchauung an“ meint in „Ein wahrhaft guter Menſch“ der famoſe Maler Müller, der allerdings einem Lumpen zu Verwechſeln ähnlich ſieht. Abgeſehen davon wird Hartleben auch ein Problem, an das er mit einiger voreingenommenen Leidenſchaft herantritt, unverſehens zu einem Gegenſtand, an dem er ſeinen Witz übt. Es kommt ihm nicht darauf an, um einer ſchlagfertigen Antwort, eine formvollen Bonmots willen die klare Beſtimmtheit einer Idee oder auch eines Charakters zu beeinträchtigen. Ein Problem iſt ihm eine Anregung, ein amüſantes Zwiegeſpräch darüber zu inſzenieren, aber Menſchen in eine tatkräftige und konſequent ſich entwickelnde Stellung zu bringen, verſtand er nicht. Logik und ſichere Motivierung blieben

[1]) Berlin 1901, S. Fiſcher. 3. Auflage.

Digitized by Google

ihm fremd. Zu der Komödie „Angele“[1]), mit der er am 30. November 1890 auf der freien Bühne debütierte und die in der letzten Zeit in Wien und Berlin wieder zu Ehren kam, begründet er z. B. das Motto „Verachte das Weib!“ mit der Käuflichkeit einer Halbweltlerin. Drei Männer stehen der Dame Angele gegenüber: der respektable, junge Herr aus guter Familie, — natürlich Jurist, wie fast alle Respektspersonen bei Hartleben — der sich vor der Ehe befriedigt und dann eine gute Partie macht. Dann der alte Herr, der durch den Betrug seiner Frau zum Wüstling wird und der dazu verurteilt ist(!), verachten zu müssen, wo er liebt, und lieben zu müssen, wo er verachtet. Diese Schwäche dem Weibe gegenüber ist ein hervorstechender Zug der ersten Schöpfungen Hartlebens. Schon der Bräutigam in „Serényi“ bringt es trotz des Verdachtes nicht übers Herz, von der Geliebten zu lassen. Auch der Predigtamtskandidat Kerner mit seinen ehrlichen, unbefangenen Gefühlen, die dritte Figur in „Angele“, gibt die als Dirne erkannte „Braut“ nicht ganz preis.

„Die Erziehung zur Ehe“ (1891)[2]) greift den in „Angele“ nur leise berührten Stoff, das Leben der jungen Leute aus guter Gesellschaft vor der Verheiratung, oder vielmehr die daran sich knüpfende Moral, zu einer ausführlichen Verspottung wieder auf. „In philistros!“ heißt das Motto dieser giftigsten und konsequentesten der Hartlebenschen Satiren. Durch die scheinbar ganz objektive ironische Behandlung, den Verzicht auf jeden eigenen Kommentar wird der heuchlerische Sittenkodex mancher Kreise aufs schärfste kompromittiert. Ein Stück Sudermann oder Otto Ernst in den drei Akten, zumal im dritten, der sich durch seine Lebendigkeit vorteilhaft von der manchmal mit etwas konventionellen, toten Zügen arbeitenden „Angele“ abhebt. Zahmer und positiver, aber nicht so energisch zum Ziel strebend wie die beiden Erstlingsdramen ist „Hanna Jagert“ (1891)[3]). Die Komödie sucht den Satz zu illustrieren: Si duo faciunt idem, non est idem!, indem zwei die Gesetze der geltenden Moral mißachtende Mädchen einander gegenübergestellt werden. Die eine ist ein gewöhnliches Berliner Mädel, das sich weiter keine Gedanken macht, sondern einfach möglichst vergnügt leben will; die andere wird durch einen guten, sehr edel und männlich gezeichneten Freund aus halb sozialdemokratischer, halb spießbürgerlicher Umgebung zu freieren Auffassungen geleitet und reicht schließlich, von der Allgewalt der Liebe bezwungen, dem gar nicht bedeutenden Baron Vernier die Hand.

Dramen sind diese „Komödien“ eigentlich nicht, sondern mehr oder minder Satiren in Dialogform. Sie sind ganz angenehm zu lesen und haben dadurch auch größere Erfolge errungen als auf der Bühne. Zu einer sich konzentrierenden, zuspitzenden Handlung ist Hartleben zu behäbig, meist bringt er es nicht einmal zu einem richtigen Konflikt. Und wo etwas derartiges vorhanden ist, wie in dem Schauspiel „Ein Ehrenwort“ (1894)[4]), wird mit einer gewissen unsicheren

[1]) Berlin 1905, S. Fischer. 2. Auflage.
[2]) Berlin 1902, S. Fischer. 3. Auflage.
[3]) Berlin 1901, S. Fischer. 2. Auflage.
[4]) Berlin 1902, S. Fischer. 2. Auflage.

Digitized by Google

Ängstlichkeit ein Zusammenstoß vermieden. Das Ehrenwort wird als toter, unwürdiger Zwang verspottet, der Held riskiert aber nicht, es zu brechen, und dank einigen weitschweifigen Manövern löst sich alles in beseligendes Wohlgefallen auf. Ähnlich in der noch verschwommeneren Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch" (1899),[1]) wo der Ulk schon in bedenklicher Weise herhalten muß, die Handlung zu beleben. Sie soll veranschaulichen, wie die optimistische Gutmütigkeit eines reichen Menschen durch den damit getriebenen Mißbrauch auf das richtige Maß kluger Güte zurückgeführt wird. Noch unbedeutender sind die Kleinigkeiten, die Hartleben in dem Einakter-Cyclus „Die Befreiten" (1899)[2]) vereinigt hat. „Die Lore" ist die — nicht zu ihrem Vorteil — dramatisierte „Geschichte vom abgerissenen Knopf", die „Sittliche Forderung" eine kecke, in mehr als einer Beziehung leichtfertige Verhöhnung spießbürgerlicher Begriffe von Anstand und Sitte. Der „Abschied vom Regiment" scheint ganz auf den wenig geschmackvollen und geistreichen Schluß hingearbeitet, wo der Hauptmann Griesfeld in den Degen des Liebhabers seiner Frau rennt. „Der Fremde" endlich ist eine breite Ausführung des schon im „Frosch" und in „Ein wahrhaft guter Mensch" gestreiften Themas von der starkgeistigen Frau voll Lebensdrang, die bei ihrem trockenen, unbedeutenden Gemahl in Gefahr ist, zu verkümmern.

Nun folgt der „Rosenmontag" (1900)[3]), dessen Idee und Entwurf ich allerdings einige Jahre früher ansetzen möchte. Zum Erfolg hat hauptsächlich wohl die raffinierte Verquickung von Erotik und Tragik beigetragen, dann auch die Fähigkeit, das Exterieur, die Silhouette sozusagen eines Menschen oder einer ganzen Gesellschafts- und Berufsklasse in leis karikierender Aufmachung dem Publikum vor Augen zu rücken. Was er hier am Offiziersstande probiert hatte, sollte in der letzten dramatischen Arbeit „Im grünen Baum zur Nachtigall" an Vertretern studentischer Lebensgewohnheiten versucht werden. Aber die Mache reichte nicht mehr aus, die Blößen der Konstruktion und die Leichtfertigkeit der dramatischen Grundlagen zu verdecken.

Was dem Dramatiker schadete, das breite, redselige Schmunzeln im Vortrag, das macht den ergötzlichsten Zug des Erzählers aus. Ein überlegener, im ungezwungensten Flusse sich ergehender Stil deutet den graziösen, fein abwägenden und ausgleichenden Formkünstler an. Der-subjektive, überall persönliche Reminiszenzen herbeiziehende Ton macht die Novellen besonders lebendig und unmittelbar eindrucksvoll. Die Kleinlichkeit und Philisterhaftigkeit seiner lieben Mitbrüder und Mitschwestern, die starre Fertigkeit und überkommene Gewohnheit der Anschauungen ohne eigene geistige oder sittliche Durcharbeitung, ohne wirkliche Überzeugung, Prinzipienreiterei und Moralpaukerei, — das sind die Lieblingsgebiete Hartlebenscher Ironie. Man kann etwa sagen, er vertritt das Individuelle, Freiheitliche gegenüber dem Starren, Regelmäßigen und Gesetzmäßigen, das Triebhafte

[1]) Berlin 1905, S. Fischer. 2. Auflage.
[2]) Berlin, S. Fischer.
[3]) Berlin 1904, S. Fischer. 14. Auflage.

Digitized by Google

gegenüber der berechnenden Herrschaft des Verstandes. Das tut er natürlich mit den Lizenzen des Satirikers. In der „Geschichte vom abgerissenen Knopfe" (1893)[1]) spukt der korrekte, angehende Referendar, dem ein fehlender Knopf an Lores Matrosenbluse zum „Prüfstein ihres Charakters" wird. „Wie der Kleine zum Teufel wurde" schildert den moralisch-pathetischen Überschwang der Jugend und den Umschlag im „Sumpf" der Großstadt. Das Büchlein „Vom gastfreien Pastor" (1895)[2]) zeichnet sich durch einen noch breiteren und ruhigeren Vortrag aus. Es verfließen 12 Seiten, ehe die eigentliche Geschichte anhebt, die Geschichte von einem „Mädchenpensionat" und einem sehr unbefangenen, kleinstädtischen Pastor, dessen Aufenthalt in dem betreffenden Hause von Seiten der Provinzialversammlung des Vereins für innere Mission sehr mißliebig bemerkt wird. Im „Einhornapotheker" werden jene äußerlich imponierenden ernsten Menschen karikiert, die im Grunde recht harmlosen Gemütes sind. „Ich erbte . . ." die dritte Geschichte des Bändchens, verwertet den Stoff vom Dilettanten, dem seine dichterische Größe zur fixen Idee wird.

1898 folgte die Novellensammlung „Der römische Maler",[3]) die mit einer allegorischen Verspottung pedantischer Gelüste, dem „Bunten Vogel" beginnt. „Das Kalbscôtelette", der „Romancier" und der „Römische Maler", zeichnen drei verschiedene Sorten von „Genies", den selbstherrlichen Lyriker, der die zärtliche Fürsorge der vielumworbenen Anna als etwas Selbstverständliches und ihren Tod aus Liebesgram als ein seiner Größe gebührendes Opfer hinnimmt; den naturalistischen Romandichter, den sein anstrengender Beruf zu moralischem und indirekt auch physischem Massenmord zwingt, weil er prinzipiell nur Selbsterlebtes schildert. Schließlich den verbummelten Maler, dessen psychologisches Interesse für Menschen — namentlich wenn sie Geld haben, — den Trieb nach eigener künstlerischer Betätigung überwiegt. „Die Novelle des guten Kurt" variiert den Typus des Einhornapothekers. „Moritz der Sortimenter" zeigt schon mehr die Haltung allgemein üblicher Humoresken, wenn auch der gewandte Vortrag diesen Eindruck zum Teil verwischt. Ihm danken die Hartlebenschen Novellen überhaupt ihren Erfolg. Die „Liebe kleine Mama"[4]) zum Beispiel, sehr geschickt in Briefform erzählt, wirkt durch die feine Abtönung des Stils der verschiedenen Briefschreiber, allerdings auch durch die Herzensgüte und Vornehmheit, die eine zarte, liebenswürdige Stimmung im Leser hervorruft. Ein bischen kokett ist ja das Sujet, aber durchaus harmlos: ein Briefwechsel zwischen der ganz jungen, unerfahrenen, naiv aufrichtigen Stiefmutter aus schlicht bürgerlichen Kreisen und dem klugen, weltkundigen, vornehmen „Sohn", der schon in ziemlich reifen Jahren steht. — Außer den sehr frühen Geschichten „Das Ende der Stralendorffs" und „Horch! Ein Spaß!" enthält der mit einer Umschlag-

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. 12. Auflage.
[2]) Berlin 1904, S. Fischer. 14. Auflage.
[3]) Berlin 1900, S. Fischer. 4. Auflage.
[4]) München 1904, Albert Langen.

Digitized by Google

zeichnung von E. Thöny geschmückte Band noch eine hypersensitive Skizze „Das Samenblatt" aus dem Jahre 1892.

Wenn man den Menschen und in beschränkterem Maße auch den Künstler Hartleben in seinem ganzen Umfange kennen lernen will, darf man an seiner Lyrik nicht vorübergehen. Der größere erste Teil von „Meine Verse (1895)[1]) enthält noch viel dilettantisches Pathos und auch die sehr bevorzugte freie Form scheint mehr Unvermögen als Freiheit. Aber man hat doch hier an vereinzelten Stellen am unmittelbarsten das Gefühl, daß hier ein Dichter, nicht bloß ein Poet, zu finden gewesen wäre. Hier gibt sich auch der Mensch in seiner ganzen Weichheit und in seinem gemütvollen Ernste, den man nach den Prosa-Spöttereien, wenigstens bei oberflächlichem Lesen, nicht vermuten sollte. Wertvollere, lyrische Stücke wird man in der ersten Hälfte des Bandes nur sehr vereinzelt finden, dagegen ist die Sammlung „Von reifen Früchten"[2]) mit einer wohltuenden Sorgfalt ausgewählt und trägt, was die formelle Seite angeht, ihren Namen nicht mit Unrecht. Die unangenehme schmatzende Erotik mancher früheren Gedichte wird man nicht mehr finden. Hier sind schon die goethischen Neigungen zu poetischem Ausdruck gelangt. Natürlich, was die Weise des Stoffes, die Tiefe der künstlerischen Auffassung anbelangt, ist Hartleben mit Goethe ja nicht zu vergleichen; seine Begabung ist, wie überall, so auch in der Lyrik, ziemlich eng begrenzt. Aber der eigene gesammelte, geklärte Vortrag, die wie von selbst aufklingenden Worte lassen wenigstens ahnen, wem hier nachgestrebt wird.

Das Bändchen Spruchweisheit „Der Halkyonier"[3]) dankt Hartleben seinen lieben Freunden Angelus Silesius und Logau. Mir erscheint diese Sammlung ziemlich schwächlich. Die Form ist ja klar und rein, aber bis man einen Vierzeiler von der Versunkenheit des neben Angelus oder der derben treffenden Schlagfertigkeit Logaus findet, darf man lange suchen. Dazu hätte mehr innere Kraft gehört, als Hartleben noch besaß.

In der Richtung der lyrischen Neigungen Hartlebens liegt auch sein „Goethe-Brevier" (1895)[4]). Hier kommt des öfteren der Philister des Antiphilistertums zum Vorschein, z. B. wenn mit besonderer Betonung die „Römischen Elegien" vollzählig zum Abdruck gebracht werden. Daß bei dem unfeinen Streben, Goethe in den Dienst der eigenen Lebensauffassung zu stellen, auch der künstlerische Wert des Breviers hie und da gelitten hat, ist nur natürlich. Aber im allgemeinen ist man, was die ästhetische Seite betrifft, bei Hartleben in guten Händen. Und da Goethe selbst in tendenziöser Auswahl — verständige, reife Leser vorausgesetzt — stark genug ist, gegen Beschränkung und Vergewaltigung zu protestieren, ist das Buch als Mittel sich mit ihm bekannt zu machen, gar nicht zu verachten. Das

[1]) Berlin, S. Fischer. Neuestens ist unter dem gleichen Titel eine Gesamtausgabe der Hartlebenschen Gedichte erschienen, die auch den Inhalt der Sammlung „Von reifen Früchten" umfaßt.
[2]) München, Albert Langen.
[3]) Berlin 1904, S. Fischer.
[4]) München 1901, Karl Schüler, Maximilianstr. 2., verbesserte und vermehrte Auflage.

Digitized by Google

gilt zugleich von dem Büchlein „Angelus Sileſius“ (1896) [1]). Dem, der Hartleben nur oberflächlich kennt, mag es wohl ein Rätſel ſein, wie er an der innigen, beſchaulichen Verſunkenheit des alten Myſtikers Gefallen finden konnte. Eher findet er die Beziehungen zu dem bedächtigen Spotte, der behaglichen Bosheit Friedrichs von Logau, deren Frucht das hübſche „Logaubüchlein“ [2]) iſt.

Wie Hartleben ſeine poetiſchen Lieblinge behandelte, ſo faßte er das ganze Leben auf. Es war ihm eine Gelegenheit, ſich zu ergötzen. Die Freude, wenn er in einem alten Bande einen hübſchen Vierzeiler entdeckte, war im Grunde recht verwandt mit der Befriedigung, an menſchlicher Albernheit und Kleinlichkeit ſich auslaſſen zu können. Es wurde ihm alles zum Spiel und ſein Streben ging lange Zeit dahin, ſtörende Gefühle zu unterdrücken. Er war darin ein echter Zögling der l'art pour l'art-Schule, der äſthetiziſtiſchen Periode. Ebenſowenig wie der ganzen Kunſtanſchauung war es dem Jünger vergönnt, dauernde Werke zu ſchaffen, ſodaß das Intereſſe an ihm ſich mehr auf das „Wie“ als auf das „Was“ ſeiner Entwicklung bezieht. Als er reif genug war, die Negation zu überwinden, war ihm die Kraft ausgegangen, und ſo haftet ſeiner Güte ein ziemlicher Zuſatz von Schwäche an. Seinem Humor fehlt der Grundton des herzhaften Lachens und ſeinem Frieden der Sieg.

[1]) Berlin 1904, Georg Bondi. 2. Auflage.
[2]) München 1904, Albert Langen.

Gedichte von Otto Erich Hartleben

Herbſtſturm

Dich hat der Sturm begnadet;
Erfaßt hat dich ſein Hauch —
Da nun zum Tanz er ladet:
Dich lud er auch!

Fliege! Schwebſt du auch nieder
Auf braunen Wintergrund —
Singe, o ſinge die Lieder,
So froh — ſo wund! —

Dich hat der Sturm begnadet,
Erfaßt hat dich ſein Hauch —
Da nun zum Tanz er ladet:
Dich lud er auch!

(Aus „Meine Verſe“. Berlin, S. Fiſcher.)

Digitized by Google

Cunettone

Vor dem Kamin, in dem die Flamme flackerte,
Verstummten sie und dachten ihres Lebens nach.
Alsdann versank so Vieles, was sie sonst besaß,
Und rein im reinen Augenblicke lebten sie.

Der dunkle Wein, der drunten in der Asche stand,
Erglühte da und gab ein heimlich tiefes Rot.
Die Sonne sank — der Schnee der Berge leuchtete. —
Der Winterhimmel draußen schien geformt aus Stahl.

Da sahen sie sich staunend an und doch vertraut —
Und fragten nichts — und griffen herrisch Hand in Hand.
Wie die Gebärden der Gewalt und Güte doch
So ganz verschwistert wohnen in derselben Hand!

Auf beider Stirnen lag ein seltner Widerschein
Von dem Kamin, in dem die Flamme flackerte.

(Aus „Von reifen Früchten". München, Albert Langen).

Annemarie

Deines Gartens armer Spatz
Zählet dir zum Ruhme
Jede ihm zur Winterszeit
Hingestreute Krume.

Und die Blumen unter sich
Sind des Glaubens mächtig,
Daß so Vieh — als Menschenvolk
Völlig niederträchtig.

Nur von dir erwarten sie
Jede seltne Güte,
Weil du deine Rose nicht
Brachest als sie blühte.

(Aus „Von reifen Früchten".
München, Albert Langen).

Bescheidung

Der Halkyonier will
Nicht neue Dinge denken,
Er will Euch alten Wein
In neue Schalen schenken —
In Schalen, stolz und zier,
Daß Ihr vom Trinken rastet,
Und sie beschaulich froh
Mit Aug und Hand betastet.

Müssiggang

Warst du sehr lange faul
Und fühlst dich doch begnadet,
So sei getrost, daß dir
Der Müßiggang nicht schadet.

Digitized by Google

Gottgefällig

Der liebe Gott, mein Kind,
Will dich photographieren:
Recht freundlich mußt du sein,
Doch dich nicht drehn noch zieren.

Viribus unitis

Die Dummheit, die der Mensch,
Als Einzelner nicht findet,
Fällt mühelos ihm zu,
Sobald er sich — erbindet.

(Aus „Der Halkyonier". Berlin, S. Fischer.

Neue Gedichtbücher

Besprochen von Dickinson-Wildberg

Immer strenger wurden im letzten Jahrzehnt die Anforderungen, die man an sprachliche Kultur zu stellen sich gewöhnte. Was sonst als Formvollendung galt, ist heute eben noch genügend, und Verse, die wir ehedem leidlich gefunden hätten, verbrennen wir heute lieber, als daß wir sie drucken ließen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet erscheint keines der Versbücher, die mir heute vorliegen, als wirklich bedeutend, und nur zwei oder drei werden als literarische Erscheinungen gelten dürfen.

Das „Ostpreußische Dichterbuch"[1]) gehört zu diesen Ausnahmen, wenn es auch seine Herkunft von einem „Berliner Stammtisch junger Ostpreußen" allzudeutlich verrät. Indessen will es ja nicht „das ostpreußische Dichterbuch" sein, und ebensowenig ist es auf das Schlagwort „Heimatkunst" gestellt. Ausgestattet ist es ganz vortrefflich vom Reißnerschen Verlage in Dresden; der Buchschmuck von Eduard Kado ist von maßvoller Modernität. Der Inhalt ist gemischt; Dilettantisches steht, wie das in solchen Anthologien der Brauch, neben dem besseren, und die Namhaften haben nicht immer Nennenswertes gegeben. Zu den guten Beiträgen möchte ich zählen: Bulcke „Gesang der Schatten" und „Josias v. Rantzau"; Heymann „Die goldene Kugel"; A. Miegel „Persephone"; Tielo „Tabaksfeld"; Vogel „Vom dunkeln Haar". Ein Gedicht ersten Ranges sucht man freilich in dem starken weiß-goldnen Bande vergebens. Wer aber nicht allzupeinlich ist, wird wohl noch manches Schöne außer dem hier Genannten entdecken.

Das zweite ganz ernsthafte Gedichtbuch ist von Isolde Kurz, der bekannten Dichterin. Es betitelt sich „Neue Gedichte"[2]). Die Form dieser Dichtungen ist schier tadellos, die Sprache von goldiger Klarheit — und doch! Ein Etwas fehlt, das gewisse Nichtzufassende, Unbeschreibliche, das echter Lyrik eigen zu sein pflegt. Noch eines ist wahrzunehmen: ein gewisser epigonenhafter

[1]) Dresden 1905, Verlag von Carl Reißner.
[2]) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zug. Doch diese Einwendungen mache ich nur, weil bei der heutigen Überfülle lyrischen Hervorbringens mit dem strengsten Maße gemessen werden darf. Ein gewisser Klassizismus haftet den Gedichten dieser Schriftstellerin an. Er hängt zusammen mit jener gelobten Form, wie mit diesem unabweisbaren Epigonentum. Ein Poem wie „Die Bleibenden" bringt beides am deutlichsten zum Ausdruck. Die Bleibenden, das sind für Isolde Kurz nur die ewig jungen Hellenen.

„Dort reifen Äpfel am Baum der Bäume,
Wer die genossen, der altert nie.
Dort schenkt uns Armen den Traum der Träume
Die Welterlöserin Poesie."

Einige der besten Gedichte der Sammlung sind die folgenden: „Ich saß so lange vom Glück entfernt"; „Namenslos"; „Wer hat uns das getan"?; „Ihr Recht"; „Die Wege die wir tausendmal gegangen". Man könnte noch manches andere nennen, z. B. „Bald, bald" und „Le temps que je regrette". Am wenigsten kann ich mich noch in die Balladen hineinfühlen. Immerhin: weit lieber ist mir noch das ehrliche Epigonentum einer Isolde Kurz als die gekünstelte Modernität mancher Anderen.

Es wird mir nun schwer, ein drittes oder viertes Buch zu finden, das Anspruch auf die Bezeichnung „literarisch" hätte. Am ehesten vermöchten noch die Gedichte in Vers und Prosa: „In stillen Nächten"[1]) von Karl Heinrich Maurer zu interessieren. Nicht weil das Buch mit dem Bilde des jugendlichen Autors geziert ist, nicht weil es Liliencron zugeeignet ist, auch nicht, weil es ganz im Gegensatze zur Kurzischen Sammlung, sehr modern sein will — sondern weil es ein Streben nach jener sprachlichen Kultur bekundet, die heute keinem Dichter erlassen werden kann. Diese Liebe zur Sprache, diese sorgsame Pflege des Ausdruckes — wohl recht verschieden von der schönen Glätte der Epigonen — tritt besonders in den Prosastücken des Maurerschen Buches zu Tage. Als Beispiel möchte man „Ein Erwachen" anführen.

Ähnlich geht es uns mit den „Küsten"[2]) von Leo Sternberg, einem übrigens ganz herrlich ausgestatteten Buche. Es ist etwas Kühles, Bildhauerartiges in den Versen des Verfassers. Eine strengere Auswahl hätte den Eindruck der Sammlung noch günstiger gestalten können. Richard Kranz, dem wir schon wiederholt begegnet zu sein glauben, hat „Ausgewählte Gedichte" unter dem Titel „Bildhafte Phantasien"[3]) erscheinen lassen. „Dämmerstunde" ist eines der besten Gedichte von Kranz. Er ist ein gesunder Dichter. Man hat kein Ärgernis an ihm.

„Über der Scholle"[4]) von Paul Barsch beschließt die spärliche Reihe der nicht unbedingt dem Dilettantentum zuzurechnenden Gedichtbücher. Ich

[1]) Altenburg, Theod. Unger.
[2]) Berlin, F. A. Lattmann.
[3]) Liebau, Förster & Wedel.
[4]) München, Allg. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

kann, wenn ich ehrlich sein soll, in das übertriebene Lob nicht einstimmen, das z. B. Liliencron im „Morgen" diesem schlesischen Poeten gezollt hat. Manches ist ja vollendet, wie z. B. „Wilder Wein", vieles aber doch wieder ganz konventionell. Das Buch ist mit sehr gutem Geschmack ausgestattet.

Nach diesen erwähnen wir: Max Meyer, „Aus des Lebens Rätselweiten"[1]). Es enthält einzelne Gedichte, die Form und Empfindung einen. Zu verzeichnen sind dann noch: „Leben und Sterben"[2]), Gedichte von Erich Sieburg. Zu „Nutz und Kurzweil"[3]), Sprüche und Gedichte von J. Bergmann. Ich entsinne mich von diesem deutsch-böhmischen Poeten früher manches gute Gedicht gelesen zu haben. Die vorliegende Sammlung ist zu wenig selbstkritisch. „Hinaus! Für Herz und Haus"[4]). Gedichte von Thekla Scharler. „Hinaus." — Fataler Titel! — „Lieder aus weiter Ferne"[5]). von Leo Mirau. Der Dichter lebt in Buenos Aires, wo er journalistisch tätig ist. „Blumen und Lieder"[6]) von W. Edelmann. „Gedichte"[7]) von Erich Würfel. „Ein ringendes Talent!" Endlich „Margarete"[8]). Eine Liebesehe mit Zwischenspiel. „Erkenntnisse und Geständnisse" von Ernst Rode. Mag für den Verfasser und diejenigen, die das Buch verstehen, sehr interessant sein. Wir sind zu Ende. Möge uns der nächste Bücherstoß mehr des Erfreulichen bringen.

[1]) Köln-Bayenthal, Verlag der Zeitstimmen.
[2]) München, Südd. freier Verlag.
[3]) Ravensburg, Friedr. Aber.
[4]) Essen, Fredebeul und Koenen.
[5]) Leipzig, Karl Rauhisch.
[6]) Selbstverlag.
[7]) Kiel, R. Cordes.
[8]) Berlin, Ernst Barmann.

Die pädagogische Literatur des Jahres 1904[1])

Von B. Clemenz in Liegnitz

(Nachschrift)

Zur Ergänzung des heurigen Berichts sollen noch die Hinweise auf einige Erscheinungen dienen, die zum Teil noch dem überblickten Zeitraum zugehören. Als „Ergänzung" zur ersten Auflage von W. Reins „Enzyklopädischen Handbuche der Pädagogik"[2]) läßt der Verlag nun „Ergänzungsbände" erscheinen, die die Besitzer der 1. Auflage vor dem Nachteil bewahren sollen, den sie gegenüber den Erwerbern der 2. Auflage haben; demgemäß enthalten diese Komplemente die neuen Artikel der 2. Auflage, so im ersten Halbbande über 30, darunter solche über Belgisches Unterrichtswesen, Bulgarisches Schulwesen, Christentum und Entwicklungsgedanke, Dänisches Schulwesen, Deutsches Mädchenschulwesen, Deutsche Schule im Auslande, Diakonie, Experimentelle Didaktik,

[1]) Siehe den Aufsatz S. 479 ff. im vorigen Heft.
[2]) Langensalza 1905, Herm. Beyer & Söhne. 480 S. Lex. 8°. Mk. 7.50.

Digitized by Google

Franziskaner, Französisches Schulwesen. Die Ausstattung ist die der zweiten Auflage. Es ist sicher ein willkommen zu heißender Schritt des Verlags. — Ergänzenden Zweckes ist auch das „Quellenbuch zur Pädagogik“[1]) von Dr. K. Gutmann, das eine vorzüglich auf die Neuzeit seit Comenius eingehende Auswahl der klassischen Auslassungen bringt; darunter aus Willmanns Didaktik, — es ist das erstemal, daß dieses bahnbrechende Werk dieser Ehre gewürdigt wird. Sonst kommen Pestalozzi und Herbart am besten weg; des letzteren „Umriß“ ist ungekürzt aufgenommen. — Dr. Friedrich Blumberger, Seminardirektor in Köln hat eine „Einführung in die Pädagogik“ erscheinen lassen, deren II. Teil „Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer“[2]) in kurz gemessener Weise den eisernen Bestand der allgemeinen Didaktik in einer von Gemeinplätzen freien und in der Anordnung praktischen Verarbeitung darbietet. — Als Unterrichtsbuch möchte ich hierbei einmal auf die von Prof. Dr. J. Hense in Paderborn herausgegebene „Griechisch-römische Altertumskunde“[3]) hinweisen, die in bündiger Abfassung die hauptsächlichsten der oft nachzuschlagenden Stoffe systematisch zusammenfaßt, die zum Verständnis von antiker Geschichte und Literatur nötig sind. — Erfreulich ist ferner ein Versuch Prof. Dr. P. Hellwigs, Direktors an der 5. Realschule zu Berlin, die Willmannsche Didaktik auf ein bestimmtes Unterrichtsgebiet praktisch anzuwenden; er hat das für die „Technik des Unterrichts in der deutschen Grammatik“[4]) getan, und zwar mit einem tiefen Verständnis der Willmannschen Weisungen in bezug auf die Ergreifung der Eigensprache als Anschauungsmittel. Das Buch ist selbst eine Kunstleistung und wird der Willmannschen Schule neue Freunde zuführen. — Anders suchte Fr. Ortwirth die leidige Grammatikfrage zu lösen; er hat in der „Kleinen deutschen Grammatik“[5]) aus Beispielen die Lehren des Sprachbaues entwickelt und verdient wegen dieses gelungenen Versuches anerkennende Erwähnung.

Dem Selbststudium kommt die zeitgenössische Literatur durch Ausmünzung wissenschaftlicher Lehren mehr und mehr entgegen. In dieser Richtung wirkt besonders Chr. L. Poehlmann in München, dessen „Gedächtnislehre“ und „Daten aus der alten und aus der deutschen Geschichte“[6]) die Weisungen der modernen Psychologie und speziell der Mnemotechnik am tiefsten verfolgen und die eheste praktische Ausführung zulassen. Sie stehen unter anderen Werken dieser Art insofern in anerkennenswerter Vereinzelung, als sie nicht mehr versprechen als sie halten und auch, weil es sich hier um wirkliche Originalarbeiten handelt. Man beginnt nun auch, für die einzelnen Wissenschaften das lehrhaft Notwendige in methodischer Weise zu verarbeiten. Und von diesem Gesichtspunkte darf hier — sonst kaum hierher gehörig — mit einer gewissen Dankbarkeit auf das Prof. Dr. H. Landoissche Werk „Das Studium der Zoologie mit be-

[1]) Leipzig 1905, Dürr. 634 S. Mk. 6.50.
[2]) Köln 1904, Du Mont-Schauberg. Mk. 2.50.
[3]) Paderborn 1904, Th. Hense. Mk. 3.20.
[4]) Dresden 1905, L. Ehlermann 214 S. 8°.
[5]) Wiesbaden 1904, Otto Nemnich. Mk. 1.—
[6]) München, Mk. 5.—; Mk. 1.—; Mk. 1.50.

Digitized by Google

sonderer Rücksicht auf das Zeichnen der Tierformen"[1]) hingewiesen werden, das pädagogisch wie didaktisch ein durchaus zweckmäßiges Werk ist und hoffentlich nicht nur weite Verbreitung finden, sondern auch Nachachtung finden wird.

Historischerseits erfordern die Monumenta Germaniae Paedagogica einen Nachtrag, der mit der Erneuerung des Rufs, dieser Publikation das größte Interesse zu widmen, beginne. Es wurden zwei hervorragende Werke zu Ende gebracht, und zwar über zwei der bedeutendsten deutschen Pädagogen, Pestalozzi und Comenius. Aug. Israel, Kgl. Sächs. Oberschulrat, beschloß mit dem III. Bande „Schriften und Aufsätze über Pestalozzi"[2]) seine große 3 Bände starke „Pestalozzi-Bibliographie", jetzt das größte und zuverlässigste Nachschlagewerk zur Pädagogik Pestalozzis, dessen bedeutender historisch-pädagogischer Wert erst mit der Zeit wird recht gewürdigt werden können. Der andere Band schließt „Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des XVII. Jahrhunderts"[3]) ab, eine Bearbeitung der so riesig angewachsenen und verstreuten Literatur, namentlich der älteren und archivalischen durch Prof. Dr. Joh. Kvačala in Dorpat; der heurige II. Band — der I. enthält Texte — bringt einen zusammenfassenden historischen Überblick, Bibliographie, sowie Namen- und Sachregister. Auch hiermit hat sich die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" den Dank der Mitwelt verdient; denn wirklich wahrheitsgetreue historische Arbeiten von der Gründlichkeit der genannten sind seltene Erscheinungen. Möchten diese Publikationen der Gesellschaft viele neue Mitglieder zuführen!

Auch das Gebiet des Schulrechts hat eine praktische Bereicherung erfahren durch fünf Bändchen „Schulrecht und Schulgesetze"[4]) von P. Plüschke, Rektor in Lauban: 1. Der Religionsunterricht und die konfessionellen Verhältnisse der Volksschule. 2. Der Kantor und sein Amt. 3. Steuerfreiheit und Steuerpflicht. Schulbeheizung und Feuerungsentschädigung. 5. Die Pensionierung der Lehrer und Lehrerinnen. In übersichtlicher Weise orientieren diese praktischen Schriften schnell über einschlägige Fragen des schwankenden oder doch verschiedentlich gedeuteten Schulrechts.

Im letzten Bericht wurde hier auch des unglücklichen Weiningers Werk genannt. Über diesen Fall hat sich eine ganze Literatur entwickelt; zusammenfassendes bietet jetzt Emil Lucca in „Otto Weininger, sein Werk und seine Persönlichkeit"[5]). Darin ergreift in einem Anhang auch der Vater des Verfassers von ‚Geschlecht und Charakter' das Wort und stellt die von andrer Seite ergangenen Verdächtigungen als solche hin.

Das Lebensglück, das hier vernichtet wurde, will ein ganz vom erziehlichen Standpunkte aus geschriebenes Buch begründen und bewahren helfen: „Gesundheit

[1]) Freiburg i. B. 1905, Herdersche Verlagshandlung.
[2]) Berlin 1904, A. Hofmann & Comp.
[3]) Ebenda II. Band. 237 S. Lex. 8°.
[4]) Berlin 1905, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). Mk. 1.—; 1.—; —.60; —.60; —.80.
[5]) Wien 1905, Wilhelm Braumüller & Sohn. Mk. 2.50.

Digitized by Google

und Lebensglück“ [1]) von Dr. A. Sperling, einem namhaften Nervenarzte zu Berlin, der die Bedeutung der Nervenfunktionen als der Lebensführer und Wächter der Gesundheit darstellt. Die Abschnitte über „Erziehung zur Gesundheit“, „Individuelles Nervenleben“ u. a. werden jeden Pädagogen und jeden Gebildeten anregen und von der nicht genug zu betonenden Wichtigkeit des Vorbauens in puncto Gesundheit überzeugen.

Derjenigen Wissenschaft, welche die letzten Lebensfragen zu beantworten trachtet, die Philosophie, sei noch gedacht in F. Paulsens „Einleitung in die Philosophie“ [2]), die bereits in 13. Auflage erschien und von Gebildeten wegen stilistischer und dialektischer Vorzüge gern benützt wird. Sie gibt — wohl allgemein zugegeben — gegenwärtig die knappste und klarste Einführung in das Netz der philosophischen Wissenschaften und bedarf keiner neuen Empfehlung. Die Bestrebungen, in den Gymnasialunterricht wiederum philosophische Propädeutik aufzunehmen, haben Dr. Jos. Hense, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Paderborn, veranlaßt, „Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht“ [3]) herauszugeben. Endlich ist für die experimentelle Pädagogik durch Dr. W. A. Lay und Prof. Dr. E. Meumann ein Organ, „Die Experimentelle Pädagogik“ [4]), geschaffen worden, durch das, wie in dem 1/2. Heft zu lesen, die auf planmäßige Erprobung der pädagogisch-psychologischen Voraussetzungen gerichteten Erfahrungen gesammelt werden sollen. Eine mächtige Strömung unserer Tage, Natur, Heimat, Leben zur Grundlage des Unterrichts und zum Teil auch der Erziehung zu machen, ist in L. F. Göbelbeckers „Unterrichtspraxis“ [5]) zum Ausdruck gekommen; bezieht sie sich vorerst auf das erste Schuljahr, so ist zu wünschen, daß die naturfreudige Erziehung auch auf weitere Schuljahre angewendet werde. Der moderne Zeichenunterricht hat sich der Natur endgültig zugewendet; wer die neue Richtung gründlich studieren möchte, dem sei als vortreffliches Auskunftsmittel und vornehmes Musterbuch das von Oberlehrer Georg Friese ins Leben gerufene „Jahrbuch für den Zeichen- und Kunstunterricht“ [6]) empfohlen, das theoretisch und praktisch den Stand des Wollens und Könnens zum Ausdruck bringt, wie er verstreut und variiert in den verschiedenartigsten Organen der deutschen Pädagogik nur demjenigen bewußt werden kann, der tätig auf der Höhe der Bestrebungen steht und von den Wandlungen Kenntnis zu nehmen stets in der Lage ist. Dieser Kunstunterricht tritt uns in dem vielseitig ausgestatteten Jahrbuche als eine große Bewegung von unzweifelhaft hohem nationalen Werte entgegen.

[1]) Berlin 1904, Ullstein & Co. Mk. 7.50.
[2]) Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.
[3]) Freiburg i. B. 1905, Herdersche Verlagshandlung. 37. S. 8°. 70 Pf.
[4]) Wiesbaden 1904, Otto Nemnich. Jeder Band (4 Hefte) Mk. 6.50.
[5]) Ebenda 1904, 2 Teile, 353 u. 459 S. 8°. Mk. 2.80 u. 4.20.
[6]) Hannover 1095, Helwingsche Verlagshandlung. 583 S. Lex. 8°; gebd. Mk. 12.—.

Digitized by Google

Nordische Porträts

Jens Peter Jacobsen. (Die Propyläen. Literarisch-belletristische Halbwochenschrift. Herausgegeben für ihre Abonnenten von der „Münchener Zeitung". II. 40.) Den am 7. April 1847 im Städtchen Thistedt geborenen Jütländer charakterisiert Hans Bethge-Berlin als dichterischen Vertreter dänischer Eigenart. „Jacobsen ist Dänemark." „Der Däne ist nicht der Mensch umwälzender Taten, großer Erfindungen oder übermütiger Abenteuer. Er liebt es vielmehr, der erhofften Tat, wenn sie in Sicht ist, mit skeptischen Gefühlen aus dem Wege zu gehen und das große Erlebnis zu meiden. Sein Wille ist etwas, was hinter Nebeln wohnt. Er ist träg und weiß sich, wenn er überquillt, nicht leicht zu zügeln. Es passiert ihm nicht selten, daß er sich mit einem Pathos, an dem er sich selbst entzückt, in große Bilder einer ereignisreichen Zukunft hineinträumt. Die Tatkraft, jene großen Bilder Wahrheit werden zu lassen, besitzt er nicht. Er ist ein feinnerviger Mensch, der am Ende immer resigniert und, wenn er wirklich einmal einen Anlauf gemacht hat, am liebsten wünscht, ihn unterlassen zu haben, da er fühlt: er wird vor dem Ende erlahmen. Aber kostbare Tränen und sehnsüchtige Wünsche zu genießen versteht er, und die subtilen Reize einer Landschaft oder eines Werkes der Kunst finden an dem trägen Dänen den verständnisvollsten Bewunderer." Jacobsen verstand es, den Müßiggang zu pflegen und zumal in seinem Dänemark, wo er sich allein glücklich fühlte, gab er sich sinnend und ergriffen „der Luft und der Stimmung der dänischen Landschaft oder Kopenhagens" hin. Sein schriftstellerisches Lebenswerk ist umfänglich gar nicht bedeutend; es umfaßt die Romane „Marie Grubbe" und „Niels Lyhne", die größere Novelle „Mogens", fünf kleine Erzählungen und eine kleine Anzahl Gedichte. Seine sonstigen Pläne, namentlich die dramatischen, zerrannen in den Tagen der Träume und der — Schwindsucht, der er mit 38 Jahren, im Jahre 1885, zum Opfer fiel. Jacobsens Menschen sind sehnsüchtige Träumer, Phantasten, die die Augen vor dem wirklichen Leben zuschließen. „Unendliche Ironie überkommt uns, wenn wir das, was sie ersehnen, mit dem vergleichen, was ihnen schließlich zuteil wird." Man denke an Marie Grubbe und Niels Lyhne. Und wem wirklich einmal Erfüllung beschieden ist, der merkt dann erst, daß die Sehnsucht weit begehrlicher war, „daß man Farben verlangt hat, die das Leben gar nicht besitzt". Jacobsen hatte eine krankhafte Neigung, sich selbst zu betasten, seinen Gefühlen in stetem Nachdenken

Digitized by Google

nachzugehen. Er kam trotz der verlangendsten Sehnsucht nicht zum Erleben, wei ihm sein nüchternes Wissen stets das grüne Ende prophezeite. Dieser schmerzliche Gegensatz zwischen Wunsch und Erkenntnis liegt über seinen Büchern wie ein feiner Schleier, und es gehören fein empfindende, künstlerische Naturen dazu, seine Schönheit zu lüften. — Trotzdem der frühe Tod Jacobsens die letzte dichterische Vollendung verhinderte, lassen sich als die kennzeichnendsten Vorzüge seiner Kunst Technik, Psychologie und Sprache angeben. Seine Technik ist eine malerische. Er stellt seine Gestalten, Landschaften, Pflanzen wie in Bildern vor den Leser. Im übrigen ist seine Erzählung eine sprunghafte. Er gibt nicht straffdurchgeführte Kompositionen, sondern „Bilder in Mosaik". Desto einheitlicher und wunderbarer ist der innere Zusammenhang, die psychologische Gestaltung. „Eine Tat ist die Folge einer Reihe von Vorstellungen im Gehirn: Die Vorstellungen reiht er mit ebenso gedanklicher wie sinnlicher Präzision vor uns auf, und dann gebiert sich die Tat von selbst daraus." Er dehnt das Leben aber auch auf die umgebenden Dinge aus. „Man kann Jacobsen einen mystischen Allbeseeler nennen". Seine Sprache bringt die Worte zum Leben und enthüllt ihren verborgenen Sinn mit der geheimnisvollen Feinheit, die sein ganzes Wesen charakterisiert. „Mit allen Fehlern und Schwächen, mit allen den beschämenden kleinen Menschlichkeiten beladen, sehen wir uns in seiner Sprache nackend vor uns selber stehen."

Jens Johannes Jörgensen. (Wissenschaftliche Beilage zur Germania. 1904. Nr. 51.) Von Lorenz Krapp in München. — Auf den jungen Jörgensen (geboren am 6. November 1866 auf der Insel Fünen) übte neben Brandes Jacobsen, „Der schwache Nietzsche" mit seinem „Niels Lyhne", einen großen Einfluß aus. Mit kaum 18 Jahren erkannte er, daß er Atheist sei. Die Anerkennung, die Brandes seinem ersten Bande „Verse" (1887) zollte, führte ihn auch äußerlich der Gruppe der Radikalen zu. Die Novelle „Frühlingsmärchen", die Erzählungen „Ein Fremder" und „Sommer", zeigen ihn in einer „traumhaften Weichheit", einer „qualvollen Hoffnungslosigkeit" befangen. Aber in dem Roman „Der Baum des Lebens" (1893), dem letzten Buche von Jörgensens Konversion klingt ganz leise schon ein neuer Ton mit: „Der Ton ruhiger, strenger Selbstbesinnung". In Italien war ihm die künstlerische Tiefe des Christentums, des Katholizismus, aufgegangen, der bald die Erkenntnis der Wahrheit folgte. 1896 trat er in Kopenhagen zum katholischen Glauben über, ein Schritt, der ihm natürlich die erbitterte Feindschaft fast aller seiner bisherigen Gesinnungsgenossen eintrug und der auch die schwersten finanziellen Nachteile nach sich zog. In idealer Beziehung entschädigte ihn einigermaßen Deutschland, vor allem die christlich-katholischen Kreise, wo seine Bücher „Lebenslüge und Lebenswahrheit", „Der jüngste Tag", „Eva", „Das heilige Feuer", „Parabeln" u. a. freudig aufgenommen wurden. „Aus dem nervenzerrüttenden Lärm unserer fiebernden Zeit hat er den Heimweg angetreten zum sternenüberstrahlten, von Glocken des Friedens durchläuteten Lande der Kindheit, der Einfachheit des demütigen Sichgenügens." Mit dieser Innigkeit verbindet sich eine glühende Phantasie, die in leuchtenden Visionen Zukunft und Vergangenheit verbindet und überstrahlt. Der Däne offenbart sich dann auch im „dritten Grundelement seines dichterischen Schaffens", der „tiefen Versenkung in die Natur". Daraus erwächst ihm die Kunst der einheitlichen Stimmung. Wie bei vielen dänischen, überhaupt nordischen Dichtern ist der Inhalt

Digitized by Google

seiner Werke — für das bedeutendste hält Krapp den „Jüngsten Tag" — nicht sehr verschieden, die Fabel ist im Grunde immer dieselbe, „aber sie wirkt stets überraschend durch die neuen und eigenartigen Lichter, die er darauf fallen läßt". — Einen bösen Eindruck macht es, wenn man nach diesen — freilich etwas überschwänglichen und kritiklosen — Ausführungen die Besprechung des Buches „Lebenslüge und Lebenswahrheit" durch Herrn Karl Hoffmann (Schöne Literatur 1905, Nr. 4) liest. Da wird mit der „Borniertheit des Fanatismus" folgende vornehme „Kritik" geliefert: „Stil und Inhalt dieses Buches werden von der Borniertheit des Fanatismus und dem morbiden Reize einer sich selbst enthüllenden Nervenschwäche bestimmt. J. scheint ziemlich toll gelebt zu haben, in den „strahlenden Kneipen, wo Rausch und Rauch war, wilde Mädchen und donnernde Musik", bis er nicht mehr konnte und der Gesellschaft Jesu in die offenen Arme fiel."

Die Neuromantik der modernen dänischen Literatur. Über dieses Thema äußert sich Jörgensen selbst im ersten Heft der „Schweizerischen Rundschau" (1905). Er setzte seinen Ausführungen als Motto den Tainesschen Satz voran: „Unsere Dichter suchen das Interessante und nicht das Schöne. Sie fabrizieren Leidenschaft, nicht Glück." Ausdrücklich unterscheidet er zwischen „moderner" und „jetziger" dänischer Literatur, denn das Fremdwort „modern" habe in Dänemark ebenso wie in Deutschland seine ganz bestimmte Bedeutung, etwa „vom Zeitgeiste beseelt". Hienach treten die ersten Modernen um 1870 in der dänischen Literatur auf. „Bergsöe war noch ein Epigone der großen vorausgehenden religiös-idealistischen Periode, deren Häupter Grundtvig, Öhlenschlaeger, Hauch, Ingemann und Paludan-Müller waren. In Topsöe keimt der Modernismus und mit Georg Brandes wird er sich prinzipiell bewußt." Die erste Generation der dänischen Moderne, speziell ihr Führer Brandes in seiner ersten Entwicklung, zeigt große Verwandtschaft mit dem „Jungen Deutschland" und mit Heinrich Heine. Beide empfangen von einer romantischen Kulturperiode ihre erste Bildung. Heine wurde ja von den Franzosen ein romantique défroqué genannt. Und in Brandes erkennt Jörgensen einen „als Realisten verkappten Romantiker". Verschiedenes aus der ersten Jugendzeit, Tagebuchblätter z. B., die Brandes erst in den letzten Jahren veröffentlicht hat, reden in dieser Beziehung eine sehr deutliche Sprache. Im Grunde ist er immer ein Kind der Romantik geblieben. „Sein Ideal war jenes durch und durch romantische: poetisch zu leben." Ähnlich wie Heine wurde Brandes frühzeitig ein begeisterter Anhänger des politischen Liberalismus. 1870 kehrte er von einem längeren Aufenthalte in Frankreich und England nach Dänemark zurück, „mit französischem Positivismus und englischem Utilitarismus gesättigt". Er drängte mit Entschiedenheit auf die Problemdichtung hin und glaubte „die Romantik aus seiner Seele herausbeschwören zu können". Die Poesie sollte nützlich d. h. tendenziös sein, sie sollte Zeitfragen diskutieren. Jacobsen schrieb damals den willkommenen Freidenkerroman „Niels Lyhne", aber Holger Drachmann bekam das schlechte Zeugnis, „seine Poesie sei nur Poesie, keine Revolution." — Die Problemdichtung rief eine ganze Anzahl von Problemdramatikern und Problemromanciers wach — u. a. Eduard Brandes, Erik Skram, Karl Gjellerup, Carl Ewald, Joakim Reinhard, Herman Bang. Bang nimmt darunter eine abgesonderte Stellung ein. Er hatte von den Franzosen und Russen, von Balzac und Turgenjew, auch von dem Norweger Jonas Lie gelernt,

Digitized by Google

und war Psychologe ohne Tendenz. Er führte das Schlagwort „Realismus" ein. „Seiner stillen Tätigkeit ist es vielleicht am meisten zu verdanken, wenn um die Mitte der achtziger Jahre die brandesianische Problemdichtung sanft verschied." — Brandes selbst hatte sie damals schon satt. „Echt romantisch sehnte er sich nach Neuem", nach allgemeinerem, weiterem als er innerhalb der Grenzen des Utilitarismus und der Entwickelungsphilosophie finden konnte. Er wird Eklektizist und fühlt sich der „höchsten, geistigen Blüte Europas von Paris bis St.-Petersburg" verbunden. Die Verachtung der Masse beginnt sich in ihm zu regen und er fängt „ein geistiges Höhenleben" an. Er lernt Nietzsche kennen und damit ist die neue Richtung entschieden. „Wie er früher eine altruistische Bewegung in Dänemark verursacht hatte, rief er jetzt eine Schule von bewährten Egoisten ins Dasein" und führte die radikalsten Ideen eines Friedrich von Schlegel und eines Heine ein. Das ist die Neuromantik im Sinne des Brandesianismus. „Eine schöne Unsittlichkeit", die „Liebe zur abwärtsgehenden Linie" ist das Hauptkennzeichen ihrer neuesten Ereignisse. Holger Drachmann z. B., einer der Größten um Brandes, ward mehr und mehr ein „Apostel der Freigeisterei der Leidenschaft". Bei Eduard Brandes tritt an die Stelle der hinreißenden, wilden Erotik „eine gemeine und gleichsam müde Sinnlichkeit". Jacobsen legt in „Marie Grubbe" das Bekenntnis ab: „Das Wilde finde ich schön, die unbezähmte und unbezähmbare Natur, die heiße, nie gesättigte Leidenschaft der Renaissancemenschen." Auch Johannes V. Jensen ist ein „Naturtrunkener, ein Lebensbejaher im Sinne Nietzsches." In Norwegen wird die Weltanschauung der Neuromantik namentlich von Knut Hamsun, Thomas P. Krag und Haukland vertreten. — Die Literatur, die Jörgensen für Dänemark erhofft, will er unter den Schutz von Björnson, Strindberg, Lie und Selma Lagerlöf gestellt wissen. Es soll eine Literatur sein, „die nicht verwirft, was sie nicht kennt, die aber, weil sie die Macht gekannt hat, energisch zum Lichte sich bekennt". — „Wir wollen Menschen sein, keine Naturgeister! — Wir wollen Schönheit, aber die Schönheit der Wirklichkeit. — Wir wollen Freiheit, aber dem Gesetze untergeordnet. Denn wie schon Goethe gesagt: „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben.""

Amalie Skram. (Nord und Süd. Dezember 1904.) Von Carl Naerup. — Amalie Skram, die kürzlich verstorbene Frau des oben erwähnten Schriftstellers Erik Skram, ist nach Carl Naerup die „einzige ganz folgestrenge und ausdauernde Naturalistin" in der norwegischen Literatur. Eine allgemeines Aufsehen erregende Skizze in der „Nyt Fibsskrift" von 1882 stand, namentlich in Sprache und Satzbau, noch unter dem Einfluß Kiellands. Aber in „Constance Ring" macht sie schon ganz selbständig den Versuch, „eine unverschleiert wahre und ungekürzt objektive Wirklichkeitsschilderung durchzuführen". Die Gestalt von Constance Ring, der Frau, die nicht lieben kann, kehrt noch öfter in Amalie Skrams Büchern wieder, so in „Frau Ines", einer Novelle, und in dem Roman „Verraten". Ein anderes Grundmotiv ihres Schaffens ist die Schilderung der Felsenmoorleute in der großangelegten „Geschlechtssaga". Mit dem ersten Bande „Sjur Gabriel" erreicht Amalie Skram die Reife der Künstlerschaft. Sie schildert hier das unendlich mühsame und freudelose Leben einer armen Fischerfamilie und ist „in der Art, wie sie diese Menschen ihr ganzes Leben im Licht eines unverbrüchlich moralischen Zusammenhangs der Ursachen sehen läßt, bis zu den Quellen westländischer Volksreligiosität selber ge-

Digitized by Google

drungen". Der zweite Teil des Romans ist eine Seegeschichte, betitelt „Zwe Freunde" (1887), über der ein unmittelbarer, mitreißender Humor liegt. Den Helden, Sjur Gabriels Enkelsohn, nennt Naerup einen Peer Gynt in Prosa. Es sei eine der wenigen ganz durchgeführten Charaktertypen in der norwegischen Literatur. — 1890 erschien „S. G. Myre", in dem Frau Skram das Bild eines Gemeinwesens geben wollte und zwar schilderte sie Bergen. Vorher schon hatte sie in „Lucie" Christiania geschildert. Auch im Drama versuchte sie sich: in dem Schauspiel „Agnete" (1893). Nach dem Roman „Professor Hieronymus" (1895), bedeutsam durch seine furchtbaren Bilder pathologischen Seelenlebens, folgte dann der letzte Band der Felsenmoor-Romane, „Nachwuchs" (1898), „Amalie Skrams reichstes und vielseitigstes Werk", dem Naerup als Motto das Bibelwort von den Heimsuchungen bis ins dritte und vierte Glied geben möchte. „Am tiefsten ergreifend wirkt das innige Verständnis, mit dem Sorgen und Leid der Kinder in diesem Buche aufgefaßt sind." Die Machtlosigkeit der ersten Jugend einem ernsten Mißgeschick gegenüber, die Empfindlichkeit gegen jede Kränkung — das schildert Frau Skram mit der wirksamen Wahrhaftigkeit, die sie in allen ihren Büchern zu erreichen strebte.

Die Mühle

Zwischen Fels und grünen Matten
Liegt ein stiller Mühlenteich,
Auf der goldnen Fläche gleitet
Unser Kahn, so wiegenweich.

Rhythmisch aus dem weißen Hause
Auf und ab das Mühlwerk klopft
Und im Takte — von dem Ruder
Silberhell das Wasser tropft.

Rhythmisch spielt der Wind im Riede,
Und im Busen meerestief
Singt sein Lied der süße Friede —
Ach ein Lied, das lange schlief.

Oberursel im Taunus Josef Koulen

Digitized by Google

Schillerbücher

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Jeder Band Mk. 1.20 [2.—].

3. Band: **Die Räuber. Fiesko. Kabale und Liebe.** Mit Einleitungen und Anmerkungen von **Erich Schmidt.** XLVIII und 458 S.

16. Band: **Vermischte Schriften.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Julius **Petersen.** XXII u. 438 S.

Daß Erich Schmidt den drei Jugenddramen Schillers ein treffliches Geleitwort mit auf den Weg gegeben, braucht kaum eigens gesagt zu werden. Besondere Hervorhebung verdient die vorzügliche Art, wie das Entstehen der drei Werke an der Hand des äußeren und inneren Lebens ihres Dichters dargelegt wird, natürlich unter stetem Hinweise auf des jungen Schwaben Vorgänger und Vorbilder. Die knappen Anmerkungen ergänzen das Geleitwort durch literarische Hinweise aller Art und erläuternde Bemerkungen, wo es ihrer bedarf — in summa — wieder ein trefflicher Band dieser trefflichen Ausgabe.

Vielfache Ergänzungen hierzu bietet der letzte Band, der eine Fülle von kleinen Schriften zusammenträgt, die zum Teile überhaupt das erste Mal in einer Gesamtausgabe erscheinen. Hier tritt uns der publiciste allemand entgegen, wie ihn das französische Bürgerrechtsdekret nannte. In vier große Gruppen ist diese literarische Nachlese geordnet. Am interessantesten ist die erste und dritte. Jene bringt die „Vorreden und Besprechungen eigener Werke", die namentlich für die Räuber ein reiches Material aufweist: es genügt, an die bekannte Besprechung im „Wirtembergischen Repertorium" zu erinnern; auch die Briefe über Don Carlos finden sich hier und vieles andere, was des Dichters eigenstes Wollen mit seinen eigenen Worten zeichnet. Die dritte enthält die „Besprechungen fremder Werke", im älteren Teile oft ein reizendes Bildchen „nationalschwäbischen" Literaturstrebens, im jüngeren — man denke an die Rezensionen Bürgers und Matthisons, des Goethischen Egmont — von literaturgeschichtlicher Bedeutung. „Aus redaktorischer Tätigkeit" bringt die zweite, „Über Theaterangelegenheiten" die dritte Gruppe eine Reihe kleinerer Aufsätze bei, während die fünfte, die wie ein Anhang wirkt, „Aus der Karlsschule" verschiedenes nachträgt: neben medizinischen Rapporten den biographisch wichtigen „Bericht an den Herzog über Mitschüler und über sich selbst". An biographischen Notizen sind auch die Anmerkungen außerordentlich reich — sie füllen 74 Seiten. Für die Theatergeschichte Mannheims und Weimars enthalten sie bedeut-

Digitized by Google

same Beiträge. Zwei große alphabetische Verzeichnisse, eines der Überschriften und Anfänge sämtlicher Gedichte und ein Gesamtverzeichnis über alle sechzehn Bände der Säkularausgabe sind beigegeben; sie erleichtern nicht nur den Gebrauch, sondern wecken auch aufs neue das Verlangen, die wenigen noch fehlenden Bände (2, 5 u. 8) möglichst bald in Händen zu haben.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Schillers Werke. Illustrierte Volks-Ausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. **Kraeger.** 1. Lieferung. (Vollständig in 60 Lieferungen zu je 30 Pfennig.) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese wohlfeile und gut ausgestattete Ausgabe wird jetzt in allen Blättern gewaltig gelobt; und sie verdient dies Lob ihrem äußeren Kleide nach. Dennoch vermag ich sie nicht zu empfehlen — aus grundsätzlichen Bedenken. Des Dichters schönstes Ziel ist es, des Hörers oder Lesers Phantasie zum Nach- und Mitschaffen anzuregen, sich die Gestalten des Dichters neu zu erschaffen und selbständig zu beleben. Wenn aber Illustrationen die Dichtung begleiten, so wird der nachschaffenden Phantasie eine gebundene Marschroute vorgeschrieben, und das bringt mehr Schaden als Nutzen. Ich erinnere mich selber aus meiner Jugendzeit sehr deutlich, einen wie peinlichen Eindruck die ersten Klassiker-Illustrationen auf mich machten durch den Zwiespalt zwischen den Bildern, die meine Phantasie selber dem Dichter nachgeschafft, und denen, die des Künstlers Stift ihr zeigte. Seitdem bin ich ein abgesagter Feind illustrierter Klassikerausgaben. Wie der Regisseur, um ein Drama in Szene zu setzen, eine gewisse Freiheit braucht, um es den Raum- und Kostümverhältnissen seiner Bühne anzupassen, so soll die Phantasie ihre Freiheit behalten, die Aufnahme einer Dichtung den Raumverhältnissen des jeweiligen Kopfes anzupassen, der sie lesend oder noch besser hörend aufnimmt.

Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf die Illustrationen zu Professor Kraegers recht lebendig geschriebener Biographie; denn diese bieten Wirklichkeit. Solche können auch die historischen Schriften mit Glück begleiten, wovon der Prospekt ein Beispiel zeigt. Für die Dichtungen aber sind sie entschieden vom Übel, weil sie die eigene Phantasietätigkeit des Aufnehmenden hemmen; und das würde mich zwingen, diese Ausgabe als Ganzes trotz aller technischen Vorzüge abzulehnen, auch wenn die Illustrationen selber besser wären, als sie trotz der natürlich „ersten deutschen Künstler", die sie geliefert, in Wirklichkeit sind — man sehe z. B. das verzeichnete Mädchen aus der Fremde auf der zweiten Seite des Prospektes. Hinweg also mit dem Zwangspasse für die nachschaffende Phantasie, der nicht den Dichter „um vieles näher" bringt, sondern wie jede überflüssige Zwischenwand von ihm entfernt!

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Kirchbach, Wolfgang. **Friedrich Schiller,** der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf b. Berlin 1905, Verlag „Renaissance" Otto Lehmann. 71 S. 8° Mk. 1.—.

Pöllmann, P. Ansgar. O. S. B. aus der Beuroner Kongregation. **Was ist uns Schiller?** Ein Jubiläumsbeitrag. Mit dem Bilde Schillers nach einer bisher unveröffentlichten Kreidezeichnung von Ludovika Simanowitz. Kempten und München 1905, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 38 S. 8°. Mk. —.70.

Zwei Antipoden sprechen in diesen beiden Broschüren zu uns. Kirchbach bietet alles auf, in seiner Ouvertüre „Zur Berichtigung über Schiller" den Dramatiker zum nationalliberalen Parteipolitiker zu machen, und kümmert sich dabei um Gegner

Digitized by Google

nur so weit, als er jede Bemerkung über Schillers Rhetorik abzuweisen sucht. Alles andere steht ihm von vornherein fest — jetzt! Denn, wenn ich mich nicht täusche, hat Kirchbach nicht immer so von Schiller gedacht und darum wohl ein Bedürfnis der Berichtigung gehabt, zunächst sich selber gegenüber. Die übrigen Kapitelchen der Broschüre sind wiederholte Theaterkritiken und ähnliche Bemerkungen, die manch fruchtbares Korn enthalten, namentlich in dem Abschnitte: Zur Psychologie der Lyrik Goethes und Schillers. Der Ästhetiker Kirchbach weiß manch gutes zu sagen, der Politiker, der Schiller zu seinem Parteigänger stempelt, ohne im geringsten die Wandlungen zu beachten, die sich in dem Dichter selber im Laufe seines Lebens vollzogen, erinnert an verschiedene Goethische Zitate über Politik und ihre Wirkung.

Der Beuroner Pater geht hingegen keiner gegnerischen Stimme, die ihm entgegenklingt, aus dem Wege. Ja bei seiner staunenswerten Belesenheit, die sich von großen, dickleibigen Werken bis zu kleinen Aufsätzchen im „Tag" und anderen Organen erstreckt, vermag er diese gegnerischen Meinungen erst recht aufzusuchen, um sich dann mitunter kurz, aber fast immer recht treffend mit ihnen auseinanderzusetzen. Er ist Katholik und verleugnet seinen Standpunkt nicht, wird aber auch nicht einseitig darob und weist schiefe, parteiische Darstellungen von katholischer Seite, — so S. 26 f. die des bekannten P. Baumgartner — ebenso unbefangen zurück, wie solche aus fremdem Lager. Sein Ergebnis läßt sich ungefähr so zusammenfassen: Schiller als Religionsphilosoph ist abzulehnen, als Mann der praktischen Lebensphilosophie steht er uns, wenn auch äußerlich getrennt, so doch innerlich verwandt gegenüber; und das ermöglicht, trotz einiger störender Einzelheiten, die sich aus den Zeitverhältnissen erklären, auch uns Katholiken, und uns gewiß nicht minder als anderen, uns des Dichters und seiner Werke von Herzen zu freuen. Zu bedauern ist an der trefflichen Schrift, die eine Erweiterung des bei der Schillerfeier des Münchener katholischen Preßvereins am 9. April 1905 gehaltenen Vortrages darstellt, nur der eine Umstand, daß die an Fremdwörtern recht reiche, wissenschaftliche Sprache nicht ein volkstümlicheres Kleid anzulegen wußte. Die kleine Schrift ist allen Schillerfreunden, namentlich auch den Nichtkatholiken, zu eingehendem Studium wärmstens zu empfehlen; denn mit manchem Vorurteile kann sie aufräumen.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Schiller. Eine Biographie in Bildern. Von Dr. **G. Könnecke.** Mit 180 Abbildungen und 1 Titelbilde. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. Mk. 2.50.

Die vorliegende Schillergabe ist ein vermehrter Sonderabdruck aus Könnekes Bilderatlas, der in historischer Reihenfolge Schillers Werden, Wachsen und Umgebung im Bilde vorführt. Als Anschauungsmaterial für den literaturgeschichtlichen Unterricht und ähnliche Zwecke mag das Werk die besten Dienste leisten und sei hierfür auch empfohlen. R.

Ausländische Belletristik

Matteo Bandello, Künstlernovellen aus der Renaissance. Kulturhistorische Liebhaberbibliothek. Bd. 3. Leipzig, Magazin-Verlag Jacques Hegner. 143 S. Mk. 2.—.

Daß in der Zeit literarischer Ausgrabungen aller Art auch die Renaissanceliteratur erneute Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist leicht begreiflich. Bei Bandello kommt noch besonders in Betracht, daß er literarhistorisch noch lange nachwirkte, und viele spätere Romanciers und Dramatiker, darunter auch Shakspere, sich Stoffe bei

Digitized by Google

ihm holten. Zudem bildet er durch seine lebhaften und ungefärbten Sittenschilderungen eine recht brauchbare Quelle für die Kulturgeschichte Italiens im 16. Jahrhundert. Ein großer Künstler ist Bandello nicht; er erzählt ziemlich nachlässig, oberflächlich und nicht selten auch — schlüpfrig, trotzdem er erst Dominikaner und später sogar Bischof von Agen war. Dagegen ist eine klare Einfachheit und Natürlichkeit in der Darstellung ihm eigen. Leider ist bei der Auswahl der vorliegenden acht Novellen nicht gerade darauf gesehen worden, das Anstößige zu vermeiden. R.

Hertz, Wilhelm, **Spielmannsbuch.** 3. Auflage. Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 472 S. Mk. 6.50.

Es ist ein prächtiges Buch, von dem hier die 3. Auflage erscheinen kann. Den Inhalt bilden französische gereimte Novellen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die in ihrer naiven Treuherzigkeit, ihrem reichen Minneleben, ihrer Lust an Märchen und farbenfroher Schilderung, ihrem kecken Humor und Übermut und ihrer Weltlichkeit von Wilhelm Hertz ungemein lebendig erfaßt und so frisch und ganz aus dem Geiste der altfranzösischen Spielleute und ihrer Zeit heraus nachgedichtet sind, daß die Übersetzung fast als Neuschöpfung anmutet. Besondere Beachtung verdienen die Lais der Marie de France, der ersten bedeutenden Dichterin französischer Zunge und die Geschichte von Aucassin und Nicolette mit ihrer Vereinigung von Naivem, Sentimentalem, Phantastischem und Realem, die Geschichte von zwei Liebenden, die sich nach vielen Hindernissen endlich doch ‚kriegen'. Besonderen Genuß werden von dem Buch natürlich die Kenner der altfranzösischen Literaturgeschichte haben, denen des Verfassers gediegene Einleitung, sowie die zahlreichen Anmerkungen ebenfalls willkommen sein werden. L.

Balzacs ausgewählte Werke. Übersetzt von Alfred Brieger. Berlin 1905, Dr. Franz Ledermann. Jeder Band Mk. 2.50 [3.50].

Band I: **Die alte Jungfer.** 380 S.

Es ist wohl kein Zufall, daß gerade jetzt an eine deutsche Sammelausgabe der bedeutenderen Werke Balzacs gegangen wird. Nach dem Überschwange des Naturalismus und seines Antipoden, der Neuromantik, schält sich als die unserer Zeit adäquateste Kunstform immer mehr der Realismus heraus. Deshalb greift man heute wieder so gern auf Balzac, den Vater des realistischen Romans, zurück, der an Reichtum und Stärke der Phantasie jeden Romantiker übertraf und wie sie durch die Kunst der Illusion den Alltag zu überwinden strebte, aber dabei die Wirklichkeitsbeobachtung, die Realität, das Korrektiv seiner Künstlerträume sein ließ. Er ging bei seinem Schaffen nicht wie die Naturalisten von der platten Wirklichkeit aus; die Idee, die Vorstellung, war bei ihm das primäre. Dann erst suchte er nach Individuen, die sie möglichst vollkommen verkörperten und kam so zur wirklichkeitsgesättigten, psychologisch vertieften Darstellung, die wir an ihm bewundern. Seine Welt ist vor allem das Frankreich der Restauration, das er nach allen Richtungen schildert und dessen größter prosaepischer Darsteller er geworden ist. Der vorliegende erste Band enthält vor allem die längere Novelle „Die alte Jungfer", die die Tragödie eines reichen, unverstandenen alten Mädchens, das schließlich zum Gespötte wird, mit erschütternder Kunst schildert. In den Nebenpersonen kommt auch der Balzacsche Humor zur Geltung. „Frauenstudien" und „Neue Frauenstudien", die scharf umrissene Ausschnitte aus der vornehmen Pariser Gesellschaft der Restaurationszeit geben, beschließen den Band.

Band II: **Der Landarzt.**

Ein interessanter sozialer Roman, besonders wenn man die Zeit bedenkt, in der er geschrieben wurde. Ein Pariser Arzt

Digitized by Google

hat sich nach grausamen Enttäuschungen, die infolge einer Jugendsünde über ihn hereinbrachen, in ein weltverlorenes Gebirgsdorf in den Savoyer Alpen geflüchtet. Physisches und geistiges Elend herrscht unter den 700 Bewohnern des Tales, die ein wenig menschenwürdiges Dasein führen, als Benassis, der Held des Romanes, hier im Dienste der Nächstenliebe seine Tätigkeit beginnt. In zehn Jahren bringt er eine totale Umgestaltung fertig. Straßen sind gebaut, Ländereien urbar gemacht, eine Menge von Industrieen ist eingeführt, die Intelligenz und der Unternehmungsgeist sind erwacht und die Bevölkerung hat sich mehr als verdreifacht. Dieser Gebirgsroman mit seiner ernsten, sittlichen Weltauffassung und seiner plastischen Zeichnung französischen Landlebens lohnt entschieden die Lektüre. L.

Dixon, Ella Hepworth, **One Doubtful Hour.** vol. 3755. Leipzig, B. Tauchnitz. 272 S. Mk. 1.60.

Maxwell, W. B., **The Ragged Messenger.** vol. 3756 und vol. 3757. Leipzig, B. Tauchnitz. 286 und 262 S. Mk. 3.20.

Der erstgenannte Tauchnitzband enthält zehn Novellen, die von guter Beobachtung zeugen, lebhaft geschrieben sind und in jener Mittellinie des Geschmacks liegen, die weder Literatur noch reine Unterhaltungslektüre ist und die in England noch mehr als bei uns die besseren Familienblätter beherrscht. "The Disenchantment of Diana" und "A Political Comedy" haben mich besonders angesprochen.

Der zweibändige Roman Maxwells erzählt die Geschichte eines englischen Geistlichen, der sich von der Kirche losgesagt hat und im festen Glauben an seine „Sendung" auf eigene Faust die breiten Volksmassen erlösen will. Obwohl er nur der „tolle Pfarrer" heißt, erringt er sich doch weitgehenden Einfluß auf das niedere Volk. Durch eine urplötzliche Erbschaft Besitzer von ungezählten Millionen geworden, bleibt er seiner Theorie auch in der Praxis treu und gründet Spitäler, Waisenhäuser u. a., bis auch seine ungeheuren Mittel erschöpft sind. Seine Frau, die von seinem Reichtum nichts hat, weil er alle „sündigen Vergnügen" von ihr fernhält, wird ihm bald untreu und verläßt ihn, um dem tiefsten Elend anheimzufallen. Todkrank findet sie schließlich in seiner Rettungsanstalt wieder Aufnahme. An ihrem Sterbebette erschießt sich dann ihr Gatte in seinem Wahne. Wie man sieht, wollte Maxwell eine psychopathische Persönlichkeit zeichnen. Harmonische Empfindungen löst der Roman nicht aus.

Atherton, Gertrude, **The Valiant Runaways.** Tauchnitz Edition. vol. 3753. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 278 S. Mk. 1.60.

Diese Geschichte spielt in Kalifornien, zur Zeit als dieses Land noch mexikanisch war. Zwei Jünglinge verlassen heimlich die Haziendas ihrer Väter, um der Konskription zu entgehen, und wagen sich in die Wildnis hinaus. Sie erleben viele Abenteuer der bekannten Art, aus denen sie natürlich glücklich hervorgehen, und zeigen sich zum Schlusse gar noch als tapfere Krieger im Dienste ihrer heimischen Generäle. Der Roman ist, wie man schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht, eine seichte Unterhaltungslektüre ohne literarischen Wert. L.

Hardy, Thomas, **Bosheiten des Schicksals.** Novellen. Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. 172 S. Mk. 2.— [3.—].

Hardy ist zweifellos einer der begabtesten und tüchtigsten zeitgenössischen Romanschriftsteller Englands. Er gehört der Reihe der großen Realisten an, wie vor allem Thackeray einer war. Zwar mangeln ihm der Humor und das gütige, weite Verständnis dieses Altmeisters, aber er weiß

Digitized by Google

seine Gestalten mit großem Geschick und in geistreicher, pointierter Art vor uns lebendig werden zu lassen. Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der englischen Dichter, die einem gesunden Optimismus huldigt, betrachtet er die Welt mit den Augen eines Pessimisten. Ein dunkles, unabwendbares Geschick waltet bei ihm über allem Menschendasein, und es scheint ihm ein grausames Vergnügen zu machen, den aussichtslosen Kampf der armen Sterblichen, deren beste Absichten durchkreuzt oder gar zum Übel verkehrt werden, mit dem übermächtigen, „boshaften" Schicksal, in einer Reihe von Einzelgeschichten zu schildern, wie sie im vorliegenden Werkchen geboten werden. Für den Literaturfreund werden die Novellen eine in manchem Betracht interessante Lektüre sein. Die Übersetzung liest sich angenehm. R.

Meredith, George, **Der Egoist.** Roman. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe auf Grund der letzten endgültigen Fassung. Berlin 1905, S. Fischer Verlag. 773 S. Mk. 6.— [7.50].

Die englische Literatur führt im Gegensatze zu den anderen europäischen Literaturen ein insulares Eigendasein und hat keine der literarischen Moden und Umwälzungen durchgemacht, die während der letzten 50 Jahre durch alle kontinentalen Literaturen hindurchgingen. Mannigfache Einflüsse herüber und hinüber ändern an dieser Tatsache nichts wesentliches. Und doch kann die reiche Literatur dieses Landes Typen aller nur denkbaren literarischen Stilarten, wie sie sich bei uns ablösten oder bekämpften, nebeneinander aufweisen. Der größte Psychologist der englischen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist wohl ohne Zweifel G. Meredith, der überhaupt jetzt immer mehr als einer der größten, wenn nicht als der größte englische Romancier der Gegenwart anerkannt wird. Der vorliegende Roman gilt als sein bedeutendster. Das Sujet ist sehr einfach. Die Verlobung eines reichen, glänzenden, mit hohen Geistesgaben ausgestatteten und allgemein bewunderten Landedelmannes geht zum zweitenmale zurück. Das ist alles. Aber mit welcher in jedes Detail sich liebevoll versenkenden Analyse ist der Prozeß dargestellt, wie die junge, schöne Braut allmählich zum Bewußtsein kommt, daß hinter der glänzenden Oberfläche des Verlobten nur die Liebe zum Ich, der Egoismus wohnt, der keiner wahren, tiefen Liebe fähig ist! Wie sich diese Wahrnehmung allmählich zur Abneigung verdichtet und zum langen, schweren Kampfe gegen die drohenden Ketten führt, ehe sich diese zur lebenslänglichen Haft geschlossen haben! Liebhaber einer buntbewegten, aufregenden Unterhaltungslektüre werden den Roman wahrscheinlich recht langweilig finden. Höchstens wird sie der leichte, echt englische Humor des Verfassers noch ansprechen. Wer aber an einer scharfen Seelenanalyse Gefallen findet, die in alle Falten und Abgründe des menschlichen Herzens hineinleuchtet und eine ganze Reihe individueller Gestalten mit bewundernswerter Lebenswahrheit zeichnen kann, dem wird der Roman sehr vieles bieten und ihn innerlich bereichern können. Es ist das Buch eines tiefen, allseitig gebildeten, feinen Geistes und scharfen Beobachters, der gelernt hat, die Menschen aus ihrem Wesen heraus zu verstehen. L.

Romane und Novellen

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Kevelaer, Verlag von Butzon & Bercker.

42. **Girndt**, Otto, **Romanhaft.**
43. **Pütz**, E. v., **Von Fesseln befreit.**
44. **Fichtner**, J., **Ein edles Frauenherz.**
47. **Ekensteen**, M. v., **Herzensbrecher.**
48. **Rheinau**, Klara, **Gefesselt.**

Unter den vorliegenden Bändchen der Sammlung „Aus Vergangenheit und Ge-

Digitized by Google

genwart" ist allein das Bändchen „Herzensbrecher" von M. v. Ekensteen eine ernsthafte Kritik wert. M. v. Ekensteen erzählt mit einem gewissen Elan, mit frischem Temperament, das ihren Schöpfungen manchmal den Charakter des Unmittelbaren verleiht. „Herzensbrecher" ist eine flott hingeschriebene, kräftig aufs Ziel zustrebende Novellette. Die zweite Novelle „Onkel Rudi" ist für meinen Geschmack etwas zu pathetisch vorgetragen, während die „arme, kleine" Leutnantsfrau in „Der Hans" eben durch das Freisein von überflüssigen Expektorationen als anziehende Charakterstudie herauskommt.

In der Gewandtheit der Erzählung reichen noch manche Bändchen, z. B. „Von Fesseln befreit" von E. v. Pütz an M. v. Ekensteens Novellen heran. Aber sie sind nichts weiter als bloße Unterhaltungslektüre, sittenrein, mit teils erbaulichem, teils erfreulichem Ausgang (hie Kloster, hie Hochzeit). Vielleicht wollen sie auch nichts anderes sein. Dann wollen wir ihre Kreise erst recht nicht stören. M. Behr.

Literaturgeschichte

Kerr, Alfred, **Das neue Drama.** Berlin 1905, S. Fischer. 312 S. Mk. 5.—.

Wer Kerr schon kennt, dem brauche ich nichts mehr zu sagen, der weiß, was die vorliegende Sammlung in einem Dezennium geschriebener Theaterkritiken besagen will. Wer seine literarische Bekanntschaft aber noch nicht gemacht hat, der kann hier ein zeitgemäßes Phänomen studieren: den Kritiker, dessen Tätigkeit Selbstzweck ist, der in seiner Kritik ein selbstherrliches Kunstwerk gestalten will und dem schließlich die „Abgestempelten" nur noch dazu da sind, den Stoff zu einem kritischen Raketenfeuer zu bieten. Wer daher historisch-kritische, sachlich-ästhetische, biographisch-literarische, ruhig-objektive Ausführungen über die heutigen Dramatiker und ihre Produkte zu hören bekommen will, der lasse die Hand von dem Buche. Überhaupt jeder, der sich erst orientieren will. Wer sich aber schon etwas auskennt, womöglich sogar ein mehr oder wenig selbständiges Urteil über den behandelten Gegenstand sich gebildet hat, der mag an Kerrs kritischen Impressionen und Impromptus, seiner kräftigen, bizarren Sprache, seinen barocken, manchmal auch grotesken oder rohen Einfällen und Gleichnissen, seinen Geistesblitzen, seiner pathetischen Theatralik und seinen nicht selten prächtigen Einsichten und Bemerkungen sich fast erlaben und sehen, was Kerr über Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, Schlaf, Wedekind, Wildenbruch, Sudermann, Strindberg, Tolstoj und andere dramatische Zeitgenossen kritisch zu phantasieren weiß. R.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Arthur L. Jellinek. 1. Bd. Heft 1 f. Berlin 1903, Alex. Duncker.

Die „Bibliographie" erscheint jährlich in 4 Heften zum Preise von 6 Mk. und schließt sich an die „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" an. Ihr Zweck ist, eine regelmäßige Übersicht über die einschlägigen Erscheinungen und Forschungen zu geben. Dem von allen Fachmännern begrüßten Unternehmen ist guter Fortgang und eifrige Unterstützung zu wünschen. L.

Dreyer, A., **Karl Stieler**, der bayerische Hochlandsdichter. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften, sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen Karl Stielers. Stuttgart 1905, Adolf Bonz & Co. 8°. 147 S.

Dr. Alois Dreyer, der selber als oberbayerischer Dialektdichter und Biograph Kobells, des Vaters und bedeutendsten Ver-

Digitized by Google

treters der oberbayerischen Dialektpoesie, vorteilhaft bekannt ist, war wohl der geeignetste Mann dazu, uns auch ein Lebensbild von Kobells größtem Schüler und selbständigem Nachfolger in der oberbayerischen Dialektdichtung, Karl Stieler, der aber auch vor allem ein nennenswerter hochdeutscher Dichter war, zu schenken. Für dieses Vorhaben mochte der gegenwärtige Zeitpunkt auch durchaus günstig sein. Stieler ist jetzt seit 20 Jahren tot; da ließ sich bereits die historische Distanz gewinnen, die ja für eine objektive, vor allem die bedeutenderen Züge und Umrisse enthüllende Darstellung so vorteilhaft ist, und andererseits lebten noch eine Menge Bekannte und Freunde, die dem Biographen wertvolles Material bieten konnten. Karl Stieler ward am 15. Dezember 1842 als der zweite Sohn des bayerischen Hofmalers Jos. Stieler in München geboren. Von 1853—61 besuchte er das dortige Ludwigsgymnasium. Hinsichtlich seiner Berufswahl schwankte er anfangs zwischen dem Künstlerberufe seines Vaters und der Jurisprudenz, entschied sich aber bald für die letztere, promovierte 1869 in Heidelberg und trat ins bayerische Reichsarchiv ein, wo er nach kurzer Praxis zum Archivsekretär und später zum Archivassessor aufstieg. Seine erste Gedichtsammlung erschien 1865 unter dem Titel „Bergbleamln", Gedichte in oberbayerischer Mundart, die noch sehr den Anfänger und Nachahmer verraten; die folgende Sammlung „Weils mi' freut!", die allerdings erst nach 11 Jahren, 1876, erschien, zeigt sich jedoch ganz auf der Höhe, und die Mundart ist hier nicht mehr der Dolmetsch der Empfindung des Dichters, sondern „der unmittelbare und unverfälschte Ausdruck der verschiedenartigen Regungen der Volksseele". Die beiden übrigen Sammlungen „Habt's a Schneid!" (1877) und „Um Sunawend" (1878) vermochten den Dichter in keinem wesentlich anderen Lichte mehr zu zeigen. Diese Werke machten Stieler allenthalben als Dialektdichter bestens bekannt, sodaß man auch heute noch seine Dialektpoesie über seine hochdeutsche Dichtung zu stellen pflegt. Dreyer hält nun dem gegenüber mit Nachdruck an seiner Ansicht fest, daß diese Annahme nicht ganz richtig sei und zeigt, daß Stielers hochdeutsche Dichtungen, die „Hochlandslieder" (1879), „Neue Hochlandslieder" (1881) und „Ein Winteridyll" (1885), in denen sich die „leidenschaftlichen Laute des Menschenherzens mit dem rauschenden Atem der Natur mischen" (Haushofer), an poetischem, freilich nicht an kulturhistorischem Werte seine Dialektdichtungen entschieden überragen. — In der Maienblüte seiner Mannesjahre, am 12. April 1885, mußte der Dichter bereits von hinnen. Am 16. April wurde er in seinem geliebten Tegernsee bestattet, wo ihm auch ein pietätvolles Denkmal errichtet wurde. Sein literarisches Monument hat ihm nun sein Bruder im oberbayerischen Apoll in verständnisvoller und sinniger Weise gesetzt. Wir können den Freunden Karl Stielers und allen, die ihn kennen und lieb gewinnen lernen wollen, das warmherzige Büchlein nur empfehlen. Dr. A. Lohr.

Erziehung und Unterricht

Über das Seelenleben des Kindes. Von Dr. Adolf **Dyroff**, Professor in Bonn. Bonn 1904, P. Hanstein. 60 S. 8°. Mk. 1.—

Das interessante Büchlein enthält zwei Abhandlungen: Vom Seelenleben des Kindes und von der Dichtkunst des Kindes. Während die erste für eine eingehende Besprechung der Schrift in einem psychologischen oder pädagogischen Blatte Anregung böte und schätzenswerte Fingerzeige gibt, ist die zweite Abhandlung es sicher wert, daß wir an dieser Stelle davon Notiz nehmen. Denn an authen-

Digitized by Google

tischen Beispielen, an Kindern abgelauschten und von ihnen selbstproduzierten Versen weist der Verfasser darauf hin, wie früh schon die rhythmische Begabung im Kinde erwacht, eine reine Freude am Auf und Ab des Wecktons und des sonoren Reimklanges, die mit der eigentlichen Dichterkraft wenig oder nichts zu tun hat. Wir müssen ihm durchaus beistimmen, wenn er den Wunsch ausspricht, daß diese Gabe eine bewußte Förderung erhalte: „Die Erziehung zum Dilettantismus ist die beste Erziehung zum Kunstverstehen. Die meisten Gönner der dichterischen Muse haben einmal Verse verbrochen und zwar nicht nur zur Zeit der ersten Liebe. Und viele werden sogar noch immer im stillen auf dem Altare opfern, den sie verehren. Ich würde daher nicht einmal darin eine Übertreibung sehen, wenn man zu gelegentlichen metrischen Übungen möglichst alle Schüler höherer Anstalten im reiferen Alter veranlaßte, die poetisch Veranlagten früher, die anderen später." Das hätte nicht nur auf die Schulung in der Form günstigen Einfluß, sondern würde bei vielen auch die Ehrfurcht vor dem wirklichen Gericht erhöhen, die Verleger entlasten und der deutschen Dichtung gewaltig nützen. — Es wäre sehr zu wünschen, wenn die hier begonnene wissenschaftlich untersuchende Betrachtung über das Problem des künstlerischen Talentes von dem Verfasser in größerem Umfange verfolgt und in späterer erschöpfender Arbeit vorgelegt werden könnte.

Köln L. Kiesgen

Schwochows kurzgefasste Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts in Mittelschulen und höheren Mädchenschulen. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 106 S. Mk. 1.30.

Das Büchlein ist speziell für preußische Verhältnisse berechnet. Es soll ein „Lern- und Wiederholungsbuch" für solche sein, die das Mittelschullehrerexamen in Preußen machen wollen. (NB. In Preußen und Bayern versteht man unter „Mittelschullehrer" etwas ganz verschiedenes. In Bayern nennt man Mittelschullehrer die akademisch gebildeten Lehrer an den „Mittelschulen" d. h. an Gymnasien, Realschulen, Industrieschulen ꝛc. In Preußen nennt man Mittelschule eine Art Fortbildungsschule, deren Lehrkräfte keine akademische Bildung besitzen.) Der Stoff ist kurz gefaßt und übersichtlich geordnet, sodaß das Büchlein seinem Zweck wohl entsprechen mag. R.

Klöpper, Clemens und **Schmidt,** Hermann, **Französische Stilistik** für Deutsche. Dresden und Leipzig 1905, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 382 S. 8°. Mk. 8.—.

Die vorliegende Stilistik ist für solche geschrieben, die über das in der Elementargrammatik Gelernte hinaus tiefer ins Französische eindringen wollen. Ein reiches und sorgfältig verarbeitetes Material liegt hier vor, um das Gemeinsame wie das Gegensätzliche und Unterschiedene in den Anschauungsformen und Ausdrucksarten der beiden Sprachindividualitäten zu illustrieren. Es ist hier nicht der Ort, uns an Kleinigkeiten aufzuhalten; es genüge die Konstatierung, daß es den beiden Verfassern im Bunde mit zwei französischen Freunden gelungen ist, eine französische Stilistik zu schaffen, die sich sowohl für den höheren stilistischen Unterricht auf unsern Lehranstalten wie für das Privatstudium als hervorragendes Hilfsmittel erweisen dürfte. L.

Notizen

Von **Eduard Mörikes Gesammelten Schriften** erscheint endlich die seit Jahren ersehnte billige Volksausgabe. Die G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig

Digitized by Google

kündigt soeben die Herausgabe zum Preise von Mk. 5.— für zwei Leinenbände und von Mk. 6.50 für zwei Halbfranzbände für den 1. Juli an. Inhalt und Einteilung sind genau so belassen worden wie in der bisherigen Ausgabe, und wie es der Dichter bzw. nach seinem Tode seine Witwe und seine Schwester „Clärchen" selbst angeordnet hatten. — Diese neue billige Originalausgabe wird das ihrige dazu beitragen, Mörike im vollsten Sinne des Wortes populär zu machen.

Der preisgekrönte Roman **„Friede den Hütten"** von **M. v. Ekensteen,** der im vorigen Jahre in vlämischer Übersetzung erschien, ist nun auch von Kaplan August Hodács ins Ungarische übertragen worden und erscheint vorerst im vornehmen katholischen Tagblatte „Alkotmány", sodann in Buchform.

Die diesjährige **Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung** findet nach einem Beschlusse des Zentralausschusses der Gesellschaft am 27. und 28. Mai in **Berlin** statt. Zur Verhandlung kommen die Bibliotheksarbeit, die Vortragstätigkeit, insbesondere die Veranstaltung von Lichtbildervorträgen. Der Zentralausschuß hat in derselben Sitzung die Errichtung einer **Auskunftsstelle** im Bureau der Gesellschaft (Berlin NW, Lübeckerstraße 6) beschlossen. Diese Stelle soll insbesondere die Programme von Volksunterhaltungsabenden, Rednerprospekte, Kataloge für Volksbibliotheken, Prospekte von Lichtbilderhandlungen und von Fabriken für Demonstrationsapparate sammeln, ordnen und den Mitgliedern zur Verfügung stellen. Auch die Literatur und die sonstigen Hilfsmittel für die Veranstaltung und den weiteren Ausbau der Volksunterhaltungsabende und öffentlichen Vorträge sollen gesammelt und an Interessenten versandt werden. Als **Schillergabe** hat die Gesellschaft 1750 Exemplare einer Geschenkausgabe vom „Wallenstein" an wenig bemittelte Körperschaften verteilt. Zur Begründung und weiteren Ausstattung von **Volksbibliotheken** wurden vom 1. Januar bis zum 31. März an 1256 Bibliotheken 18758 Bände abgegeben. Die Gesellschaft hat zur Zeit 4294 körperschaftliche und 4251 persönliche Mitglieder.

Eingelaufene Bücher

die sich zur Besprechung nicht eignen:

1. **Falk,** Dr. Franz, **Der Deharbesche Schulkatechismus in veränderter Fassung.** München 1905, F. Kirchheim. 123 S. Mk. 1.50.

2. **Glaube und Wissen.** Heft 1: Dr. P. A. Kirsch, Die Beichte, ihr und ihre Geschichte. Heft 2: Dr. J. Hoffmann, Die hl. Kommunion. München, Münchener Volksschriftenverlag. Jedes Heft 30 Pf.

3. **Benzigers naturwissenschaftliche Bibliothek.** Nr. 1: P. M. Gander, Die Erde. Nr. 2: Derselbe, Der erste Organismus. Nr. 3: Derselbe, Die Abstammungslehre. Einsideln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Jedes Bändchen Mk. 1.50.

4. **Gottschalk,** Hermann, **Weltwesen und Wahrheitwille.** Stuttgart, Strecker & Schröder. 464 S. Mk. 8.— [10.—].

5. **Huber,** Dr. August. **Die Hemmnisse der Willensfreiheit.** Münster 1904, H. Schöningh. 355 S.

6. **Weiß,** Fr. Albert Maria O. Pr., **Die Kunst zu leben.** 5. Aufl. Freiburg 1904, Herder. 565 S. Mk. 3.— [4.—].

7. **Fuchs,** Hanns, **König Gonlands Erlösung.** Symbolische Dichtung in drei Handlungen. Leipzig 1904, Walther Röhmann. 93 S.

8. **Lederer,** Dr. Stephan, **Eine sehr notwendige Reform** auf dem Gebiete katholischer Lehre und Praxis. Augsburg 1905, Theodor Lampart. 172 S.

Digitized by Google

9. **Delitzsch**, Friedrich, **Babel und Bibel.** Dritter (Schluß-) Vortrag. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 2.— [2.50].

10. **Herling**, Reformehe oder Ehereform? Oranienburg, Orania-Verlag. 26 S. 50 Pf.

11. **Bodelschwingh**, Pastor, **Wer hilft mit?** Ein Wort zur Reorganisation der Berliner Asyle. Berlin 1904, August Scherl G. m. b. H. 50 Pf.

12. Frankfurter zeitg. Broschüren. Bd. XXV. Heft 4: P. M. Gander, Die Tierseele. 50 Pf.

13. **Rudolf**, M., **Die neue Frauentracht.** Rochlitz i. S., Rudolf Zimmermann. 30 Pf.

14. Hefte z. christl. Orient. Nr. 7: **Russische Klostergefängnisse.** Nr. 8: **Leidensgeschichten eines Stundisten.** 40 Pf. Berlin, Deutsche Orient-Mission. E. W.

15. **Sichart, Die Freiheitsstrafe** im Anklagezustand und ihre Verteidigung. Heidelberg 1904, C. Winters Universitätsbuchhandlung. Mk. 1.60.

16. **Woerls Reisehandbücher:** Illustrierter Führer durch München. 26. Aufl. Mk. 1.—.

17. **König**, Dr. A., **Aus dem Kampfe um den Gottesglauben.** Breslau, Franz Goerlich. 30 Pf.

18. **Dasbach**, G. F., **Dasbach gegen Hoensbroech.** Trier 1905, Paulinus-Druckerei. 2. Teil. 40 Pf.

19. **Anatole.** Zeitschrift für Orientforschung. Heft 1: Die Kolischin-Stele und ihre chaldisch-assyrischen Keilinschriften. Mk. 9.—.

20. **Arndt**, A., **Betrachtungen zu einer Erneuerung unseres Lebens.** Halle 1905, Gebauer-Schwetschkes Verlag. Mk. 2.40.

Berichtigung. Im letzten Heft sind leider einige unliebsame Druckfehler stehen geblieben. So muß es S. 500, Spalte 2, letzte Zeile unten heißen: «Collection historique des grands philosophes»; ferner S. 507, Spalte 1, Zeile 8 von unten: „Landsberg ist sich denn auch der Schwierigkeiten seiner Arbeit wohl bewußt."

Erklärung. Die Übersetzung der Dichtung „Marpessa" von Stephen Philips durch T. Norrmann in Heft 7 S. 407—415 ist gedruckt mit Erlaubnis des Verlegers Joh Lane, London und New-York.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Anton Lohr in Kempten. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. Juli 1905 = Heft 10

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

An unsere Leser

Die Literarische Warte ist aus dem Bedürfnis der deutschen Katholiken nach einem besonderen Organ für schöne Literatur hervorgegangen. Ihre Gründung durch den bisherigen Schriftleiter Dr. Lohr war deshalb eine verdienstliche Tat, die um so anerkennenswerter ist, als sie aus kleinen und schwierigen Anfängen zu ihrer gegenwärtigen, achtunggebietenden Gestalt heranwuchs. Nicht wenig trug zu diesem Erfolg das Interesse der stets wachsenden Leserzahl bei, wie die treue und geschickte Mitarbeit eifriger Literaturfreunde. Nicht geringen Dank schuldet das Unternehmen auch der weitherzigen Nachsicht und warmen Förderung unserer Presse und Kritik.

Da wir die Literarische Warte in verwandter Art weiterführen wollen, erhoffen wir in gleicher Weise für unsere Bemühungen die Mithilfe aller bisher Getreuen. Stehen wir auch unserer Aufgabe mit klaren Zielen und froher Arbeitslust gegenüber, so sind wir uns doch ebensosehr bewußt, daß das Gelingen wesentlich von der Genossenschaft anderer abhängt: Ein Redakteur ohne tüchtigen Stab und ohne verständnisvolles, vertrauendes Publikum ist wie ein Dirigent ohne Orchester und Zuhörer.

Literatur und Kunst sind die Gebiete, die die Katholiken der letzten Jahrzehnte am längsten brach liegen ließen und wo am meisten noch zu erarbeiten ist; deshalb soll der aufstrebenden katholischen Literatur unser besonderes Augenmerk gelten. Um aber jenen, die bisher das positiv Schöpferische pflegten, nicht Konkurrenz zu machen,

Digitized by Google

gedenken wir dergleichen nur ausnahmsweise zu bieten. Unsere wichtigste Tätigkeit wird für lange Zeit vor allem darin bestehen müssen: die deutschen Katholiken in das Verständnis und den Genuß der Kunst einzuführen, durch kritisches Sondern und liebevolles Einfühlen in das bleibend Wertvolle. In diesem Sinne gedenken wir vor allem die Klassiker und ihre Nachblüte einer objektiv-künstlerischen Aufnahme nahezubringen; zugleich soll uns das den Maßstab für die heißumstrittenen Größen und Probleme der Gegenwart bieten. Aus diesem Grunde werden wir noch mehr als dies bisher schon geschah, Dichterproben vorlegen. Diese sollen die kritische Arbeit unterstützen und dem Reiferen ein Nachprüfen unseres Urteils ermöglichen. So sehr wir aber davon überzeugt sind, daß die Kunst genau wie die Wissenschaft nur ihre eigenen Gesetze hat, an denen ihre Leistungen zunächst gewertet sein wollen, ebensowenig werden wir vergessen: was wir dem noch bedeutungsvolleren Faktor unserer religiösen und sittlichen Weltanschauung schulden. Eine rein ästhetische Wertung scheint uns ebenso unmöglich als eine ästhetische Weltanschauung.

Des Weiteren gedenken wir unseren Plan so zu verwirklichen, daß vor allem die deutsche Gegenwartsliteratur gewertet wird. Die Auslandsliteratur soll in ihren charakteristischen Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit finden und in entsprechenden Übersetzungsproben dem Leser näher treten. Ästhetische, biographische und literargeschichtliche Arbeiten, die für ein weiteres Publikum Interesse bieten, gedenken wir wenigstens in ihren Hauptergebnissen vorzulegen.

Die Zeitschriftenschau soll ausschließlich literarischen Zielen dienen, wie die Kritische Umschau; diese wird nur für besonders wichtige Werke, die durch Ausstattung und Inhalt allgemeinen Wert beanspruchen, hiervon eine Ausnahme machen.

Durch diese Beschränkung hoffen wir Raum für eine erweiterte Pflege der bildenden Künste zu gewinnen. Zunächst gedenken wir beachtenswerte Kunstliteratur, sowie die Hauptströmungen der heutigen Kunst und ihre Meister bei unseren Lesern einzuführen und auch über besonders markante Ausstellungen regelmäßig zu berichten.

Ähnliches planen wir — wenn wir dafür Interesse bei unserem Publikum finden — für die Musik. An Mitarbeitern dafür fehlt es uns nicht.

Unser Hauptinteresse wird aber nach wie vor der Literaturpflege gelten.

Digitized by Google

Der neue Jahrgang, der mit dem 1. Oktober d. J. beginnen wird, wird noch weitere Verbesserungen in Ausstattung und Inhalt anstreben.

Wir sind uns wohl bewußt, daß diese und noch manch' andere Pläne, die wir hegen, viel Zeit und Arbeit brauchen und nur allmählich reifen können. Dessen bitten wir unsere Leser besonders für den Anfang eingedenk zu sein. Anregungen und Wünsche aus deren Kreise werden wir stets dankbar begrüßen und nach Möglichkeit auch verwirklichen.

München, im Juni 1905.

Der Redakteur:
Dr. Jos. Popp.

Aus dem Inhalt der folgenden Hefte nennen wir als Beiträge:

M. Behr: Karl Hauptmann.
„ C. F. Meyer.
„ Hansjakob.
H. Binder: Franz Trautmann.
Dr. E. Dimmler: Katholische Dramatiker.
Dr. E. Drerup: Die Lyrik der Griechen und Römer.
Dr. A. Dreyer: Andreas Hofer im Spiegelbild der deutschen Dichtung.
„ Das Krokodil und die früheren Münchner Schriftsteller-Vereinigungen.
W. Eggert-Windegg: Der Esprit der französischen Sprache.
Frh. von Gleichen-Rußwurm: Novalis und der moderne Mystizismus.
E. Gnauck-Kühne: Ein Märchen.
O. Hauser: Die belgische Dichterplejade.
„ Li-tai-pe, Chinas größter Lyriker.
M. Herbert: Marriot und ihre Nachfolger im Priesterroman.
Joh. Jörgensen: Funken, Aphorismen.
„ Studien und Erinnerungen über Jakobsen und Paul Verlaine.
R. von Kralik: Goethe als Romantiker.
P. Ansgar Pöllmann O. S. B.: Wie genießt man Lyrik?
„ Nietzsches Einfluß auf die deutsche Literatur.
Dr. Jos. Popp: Die Hauptströmungen der heutigen Kunst.
„ O. Wilde als moderne Kulturerscheinung.
E. Ritter: Zu Psychologie des künstlerischen Schaffens.
Dr. P. Exp. Schmidt: Eichendorffs Liederbuch.
„ Drama und Schauspiel.
Dr. J. Sprengler: Fontane als Kritiker.
Dr. A. Wurm: Gottfried Keller.

Digitized by Google

Der Narr in der Mansarde.

Eine Begebenheit aus dem XVII. Jahrhundert.

Schwank in einem Aufzug von Don Narziſſo Serra.

Überſetzt von **Maria de la Paz**, Prinzeſſin von Bayern, Infantin von Spanien.

Perſonen.

Magdalena.
Miguel, ein Edelmann.
Joſeph, Sakriſtan.
Ein Pfarrer.
Ein Doktor.
Ein Beamter der Inquiſition.
Nachbarn und Nachbarinnen.

Ort der Handlung: Madrid im Jahre 1605.

Einziger Aufzug.

Dachſtube, ärmlich im Geſchmack des 17. Jahrhunderts ausgeſtattet. Seiteneingänge, Stühle, ein Schreibtiſch, ein alter Mantel über einen Wappenſchild gehängt.

Erſter Auftritt.

Magdalena (gegen die Türe zur Linken ſprechend).

Ich ſoll verſchwinden? Nun, ich geh!
Soll auch nicht ſtören? Gut, es ſei!
Ich ſuche wahrlich keinen Streit,
Sei'n eu're Gnaden unbeſorgt! — —
Entſchieden iſt der Menſch verrückt.
Jeſus, Maria, Joſeph! Huh,
Zur Strafe meiner Sünden läuft
Dem Hof er und dem König nach.
Was er im Schild nur führen mag?
Was er hier ſuchen will? Wozu
Hieher kommt aus Valladolid
Halbbruder Don Miguel und dreiſt,
Geſtützt auf der Verwandtſchaft Recht,
Geſtützt auf Gott weiß was für Recht,
Bei mir ſich ſetzet ins Quartier?
Gewöhn' ich mir das Eſſen ab?
Fang ich zu eſſen an auf Pump?
Puh, ſchwer im Magen liegt die Koſt.
Ich möcht' ja herzlich gern — doch nein,
Soll eine arme Frau, die ſich
Vom Albenbügeln ſelbſt kaum nährt,
Fürs Kloſter der Dreifaltigkeit —
Die Nönnchen ſind ja dort ſo arm
Wie Kirchenmäuſe — wie ſollt' ich
Ernähren einen Kavalier
Von echtem Schrot und Korn, den ſelbſt
In vorgerücktem Alter noch
Der Hunger des Soldaten plagt? —
Auch Joſeph läßt mich ohn' Bericht,
Mich, die ſo viel für ihn gedacht.

(Es klopft.)

Joſeph (von außen).

Deo gratias.

Magdalena.

Gratia plena.

Joſeph.

In nomini patri.

Digitized by Google

Magdalena.

Et

Fili et Spiritu Sancto.

Herein nur, Meiſter Joſeph, längſt
Hab' ich erwartet Euch; herein!

Joſeph.

Ich küß' die Hand Euch, Gnädige.

(Tritt mit einem Korb ein.)

Zweiter Auftritt.

(Magdalena, Joſeph.)

Magdalena.

Küßt nichts, mein Bruder, nichts; es iſt
Das Küſſen Sünde.

Joſeph.

Ach, ich weiß.
Indes die Welt verdirbt den Mann,
Der als ein Weltmann gelten will,
Obgleich er weiß, daß Höflichkeit
Schon manchen hat zu Fall gebracht.

Magdalena.

Und was noch ſchlimmer iſt, er zieht
Uns andre mit ſich.

Joſeph.

Ja, ſo iſt's.
Erſt läuft der Mann dem Weibe nach,
Dann ziehet dieſes ihn mit ſich,
Bis Satan hinter beiden her.
Sind erſt die drei beiſammen, dann
Geſchieht —

Magdalena.

Der Herr bewahre uns
Vor dem, was dann geſchieht.

Beide.

So ſei's!

Magdalena.

Ihr brachtet mir wohl Alben?

Joſeph.

Ja.
Hier ſind ſie; zählet!

Magdalena.

Eins, zwei, drei,
Vier, fünfe, ſechs.

Joſeph.

Mehr hab' ich nicht.
Ich hoffe, nächſtens bring' ich mehr.

Magdalena.

Bis morgen ſpäteſtens; ich hab'
Mehr Eile als Ihr denken mögt,
Da man mich erſt bezahlt, wenn ich
Sie wieder liefern kann; und dann
Weil ich den Narren — —

(Sie zieht die Alben heraus.)

Joſeph.

Dieſe hier
Gehört dem Pater Raphael.
Die müßt am Hals erweitern Ihr,
Dieweil Seine Paternität
So feiſt geworden und dieweil
Er ſich erkältet, regnet es —
Und in Madrid hier regnet's viel —
Dann muß er nieſen, ach, ſo ſtark,
Und muß er huſten, ach, ſo viel,
Daß rings die Wände wackeln, und
Dann rutſcht die Albe ihm hinab.

Magdalena (in den Korb blickend).

Doch was iſt dies hier?

Joſeph.

Seht Ihr's nicht?

Magdalena.

Ein Kerzenſtumpf.

Joſeph.

So iſt es; vom
Altar des heil'gen Michael.
Den Teufel ſie beleuchtete,
Der Michael zu Füßen liegt.
Doch ich, damit man Luzifer
Beleuchte nicht, hab' in die Taſch'
Sie raſch geſteckt und bring' ſie Euch.

Digitized by Google

Magdalena.
Und Schokolade und Gebäck!

Joseph.
Der Vetter eines Nönnchens, wißt,
Ist Zuckerbäcker; dieser schickt
In großen Mengen solch Geschleck.
Und ich — es ist ja meines Amts —
Ich wußt', daß zwei Doktoren heut'
Zu Euch hier kämen zu Besuch.

Magdalena.
Was sagt Ihr? Zwei Doktoren?

Joseph.
Nun,
Der Pfarrer und der Physikus
Die sind wohl zwei; auch seht Ihr ein,
Daß sich's geziemt, mit Kuchen sie
Und Schokolade zu erfreun;
Denn ohne Imbiß täten sie —
So ist die Welt — uns nichts zu Wunsch.

Magdalena.
Ihr seid doch überall!

Joseph.
Ach nein!
Denn könnt' ich weilen, wo ich will,
Wär' ich im Himmel, und ich ließ
Mich ewig nicht vertreiben aus —

Magdalena.
Woraus?

Joseph.
Je nun, aus Eurer Brust.

Magdalena.
O Jesus!

Joseph.
Hab' ich recht gehört?
Warum sagt Ihr statt Jesus nicht
Viel lieber: Joseph; klingt's nicht gut?
(zärtlich)
In jenem Nadelkissen sein,
(auf ihr Herz zeigend)
Da möcht' ich eine Gluse sein,
Doch weh, daß es von Eisen ist,
Zu Stahl gehärtet und poliert,
Und ich an ihm zugrunde geh'
Bekennend: „Herr, ich sündigte".
Ach, Schwester, ach!

Magdalena.
Still, Bruder, still!

Joseph.
Wenn ich nicht kann!

Magdalena.
So nehmt Euch Kraft.

Joseph.
Gebt Ihr mir Mut!

Magdalena.
Wie? ich Euch Mut?

Joseph.
Indem Ihr Hoffnung gebet.

Magdalena.
Wie?

Joseph.
Erbarmen!

Magdalena.
Gott beschütze euch!

Joseph.
So seht doch, wie ich hungrig bin —

Magdalena.
Gab man Euch nichts?

Joseph.
— nach Zärtlichkeit.

Magdalena.
Und ich könnt' sie Euch geben?

Joseph.
Ja.

Magdalena.
Und was schenkt Ihr mir?

Joseph.
Ew'ge Treu!

Digitized by Google

Magdalena.

Ihr ſchwört es mir auf dieſes Kreuz?
(Gibt ihm die gekreuzten Hände zu küſſen.)

Joſeph.

Ich ſchwör's nicht ein — nein tauſendmal.
(Küßt ſie.)

Magdalena.

Genug, genug!

Joſeph.

Welch eine Hand!
Was gnäd'ges Fräulein Hände hat!
Ich fühl' mich beſſer.

Magdalena.

Freut mich ſehr!

Joſeph.

O wie's mich packt!

Magdalena.

Schon wieder mal?
(Zieht ſich zurück.)

Joſeph.

An dieſes Kreuz von weißem Schnee
Würd' ich geheftet, o wie gern!
Wie kommt es nur, daß dieſer Schnee
Das Blut in mir zum Kochen bringt?

Magdalena.

So widerſteht dem Teufel doch!
Habt Ihr ja eben noch geſagt:
Erſt läuft der Mann dem Weibe nach,
Dann ziehet dieſes ihn mit ſich,
Bis Satan hinter beiden her.
Sind erſt die drei beiſammen, dann
Geſchieht —

Joſeph.

Der Herr bewahre uns
Vor dem, was dann geſchieht.

Beide.

So ſei's!

Joſeph.

Wie? könntet zweifeln Ihr an mir,
Der ich vor Liebesüberſchwang
So blaß ward, daß die weiße Wand
Dort wen'ger kreidig ſcheint denn ich?
Nicht putz' ich mehr die Heil'gen, nicht
Stell ich zurecht den Baldachin,
Eſſ' Überbleibſel fürder nicht
Noch führ' ich das Regiſter fort.
So ſehr bin ich verſchüchtert, ſo
In Schreck geſetzt und außer mir,
Daß mich bedünkt, Sankt Rochus' Hund
Begierig ſchnapp' nach meinem Bein.
So zweifelt Ihr?

Magdalena.

An meinem Stern.

Joſeph.

An meinem auch?

Magdalena.

Vielleicht auch das.

Joſeph.

An meiner Treu?

Magdalena.

Du biſt ein Mann.

Joſeph.

O dies Geſicht!

Magdalena.

Ich bin ein Weib.

(Don Miguel draußen: ha, ha, ha.)

Joſeph.

Weil Ihr noch zweifeln möget, kommt
Den Narren ſelbſt das Lachen an.

Magdalena.

Die Kinder, ſagt man, und die Narrn
Die Wahrheit ſprächen; dann gottlob!
Er ſagte mir, daß Ihr mich liebt.

Joſeph.

So war er geſtern bei Verſtand.
Und teuer iſt er mir, fürwahr;
Er hat ein Ausſehn wie ... ſo wie ...

(Don Miguel draußen: ha, ha, ha.)

Digitized by Google

Magdalena.

Er iſt doch ganz entſetzlich heut'!
Sein Lachen iſt ſo grauſam laut,
Daß Gänſehaut mich überzieht.

Joſeph.

Ja Schweſter, ich auch fürchte ihn.

Magdalena.

Ob jene kommen, um den Narr'n
Zu heilen?

Joſeph.

Das zwar weiß ich nicht,
Doch ſicher, weiß ich, kommen ſie;
Und wenn ſie ſehen, wie es ſteht,
Beſpricht der Pfarrer ihn gewiß,
Sofern der Teufel in ihm ſteckt.
Der Arzt nimmt in Behandlung ihn.
Und macht geſund ihn oder kalt.
Drum an die Schokolade denkt!

Magdalena.

Die Nachbarin erſuche ich
Um Kohlen und ihr Mädchen, daß
Es wohl ſerviert. Ach Joſeph, ach
Gott gebe, daß der Narr geneſ'!

Joſeph.

Und daß er eine Stellung mir
Hernach beſorgt, damit wir in
Den heil'gen Ehſtand treten bald.
Kommt bald zurück, mir iſt ſo öd',
Bin, Gnädigſte, ich ohne Euch.

Dritter Auftritt.

Joſeph (allein).

O grauſe Kloſtertyrannei,
Die du verwehrſt dem Sakriſtan
Zu wandeln der Verliebtheit Bahn
In ſeines Erdenlebens Mai!
Mit Jugendkraft mach' ich mich frei
Von eurem Kreiſe, eurem Bann,
Der mir verſagt, dem freien Mann,
Daß ich der Liebe Sklave bin.
Drum wend' ich zum Geſetz mich hin
Des Königs, dem ich untertan.
An holder Liebe Schmeichelein
Wollt ihr mir rauben meinen Teil;
Und weil ich unter Nonnen weil',
Soll gar ein Mönch ich ſelber ſein.
Das fällt mir doch im Traum nicht ein,
Daß ich mir ſolches bieten ließ.
Heut' iſt mein Herz im Paradies,
Erweicht hab' heute ich den Sinn
Der liebenswürd'gen Frömmlerin,
Die ihren Frömmler nicht verſtieß.
Adieu, Konvent, sit Deo laus!
Und kommt's dazu, daß einen Schatz
Ich habe, aber keinen Platz;
Geht mir der letzte Heller aus,
Bau' ich auf dich, verrücktes Haus,
Geliebter Schwager du in spe,
Du machſt uns wieder flott, Juhe!
Biſt du ein Narr auch, dennoch trau
Ich feſt auf dich; dies zeiget, ſchau,
Daß närriſch ich vor Liebesweh.

Vierter Auftritt.

(Joſeph, der Pfarrer, der Doktor.)

Pfarrer.

So tretet ein!

Doktor.

Nein, Ihr vorher!

Pfarrer.

Ich bitte ſchön.

Doktor.

Zu viel der Ehr!

Pfarrer.

So treten wir ſelbander ein;
Der Freundſchaft mag's ein Zeichen ſein
Von Kleriſei und von Arznei.

Joſeph.

Willkomm ihr Herrn!

Pfarrer.

Geſegnet ſei
Der fromme Chef der Sakriſtei!

Digitized by Google

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen, Magdalena. Diese und ein Dienstmädchen bringen die Schokolade, von der der Doktor schnell, der Pfarrer langsam zwei Tassen trinken. Zuvor erheben sich alle, damit der Pfarrer den Tischsegen spreche.)

Magdalena.

Entschuldigen die gnäd'gen Herrn
Die Fehler gütigst der Bedienung,
Und auch die mag're Kost; wie gern
Dient ich euch beiden nach Gebühr.
So hört mich an; und für und für
Vergelt' Gott solche Liebe Ihnen.
Johanna, flink die Herr'n bedienen!
Auch auf die Straße gib mir acht,
Da unser Doktor fest gemacht
Sein Saumtier an dem Fensterkreuz.

Doktor.

Seid unbesorgt, gar wohl dressiert
Hab' ich das Tier. Wer es berührt
Mit unberuf'ner Hand, bereut's.

Joseph.

Doch wenn ein Bube . . . Sonntag ist es.

Doktor.

Ha, wenn ein Bub käm' in die Nähe,
Ich wüßte nicht, was ihm geschähe,
Wenn er vermeint, er überlist' es.
Mit meiner Frau und diesem Vieh
Gab ich mir wahrlich viele Müh';
Doch leider starb die Frau zu früh',
Sonst hätt' erzogen ich auch sie.

Pfarrer.

Nun, Schwester, da wir sind allhier,
Wozu Ihr uns gerufen, saget,
Was Ihr uns fragen möchtet, fraget;
Denn gern sind euch von Nutzen wir.

Magdalena.

Im Meer der Trübsal schwimmt mein Geist.

Doktor.

Holt man in solcher Eil' herbei
Den Doktor samt der Klerisei,
Zur letzten Ölung kommt's zumeist.

Magdalena.

Mein Bruder, Herrn, was wollt ich machen,
Hieß mich euch stören; tat's nicht gern.

Doktor.

Ist er denn krank?

Magdalena.

Gar sehr, ihr Herrn.

Doktor.

Und woran leidet er?

Magdalena.

Am Lachen.
Im Lachen liegt der letzte Grund
Des Übels; denn es ist kein Zweifel:
Nichts Ungereimteres, beim Teufel,
Gibt's auf dem weiten Erdenrund.
Als mit dem Hofe nach Madrid
Der König zog, den Gott beschütze,
Kam plötzlich abends gleich dem Blitze
Mein Bruder von Valladolid.
„Mein Schwesterlein" so sprach er offen,
Laß uns zusammen hausen nun
Und laß in einen Topf uns tun,
Das, was wir haben, was wir hoffen.
An eine Stellung muß ich denken,
Da mich die Not, die bittre, zwingt;
Such einen Mann. Wenn mir's gelingt,
Will ich die Mitgift dir wohl schenken.
Das Geld gab er mir zu verwalten,
Das für den Klepper er erhalten,
Den ihm, wer weiß zu welchem Frommen,
Ein Zuckerbäcker abgenommen.
Von diesem Gelde lebten wir
In brüderlicher Einigkeit
Durch eines vollen Monats Zeit;
Dann war das Geld am Ende schier.

Digitized by Google

Er sah nach Stellungen sich um,
Ich bügelte mich todesmatt,
Ich wurd' des Wartens endlich satt,
Ihm wurd' das Laufen bald zu dumm.
Die Heller gingen drauf und drauf,
Daß Angst mir in die Glieder fuhr.
Er aber lachte, lachte nur,
Und hört nicht mehr zu lachen auf.

Pfarrer.

Vielleicht erhofft er etwas noch
Aus einem Rechtsstreit?

Magdalena.

Nein, mein Herr.
Ach, nur mit Mühe rettet' er
Sich zu Sevilla aus dem Loch.
Des Nachts auch gibt er keine Ruh.
Im Zimmer er herumstolziert
Und sich mit Lachen amüsiert
Und klopft die Stirn sich immerzu.
Zu unserm Weh' fortwährend schallt
Dies Lachen dort aus dem Verließ —
(Miguel draußen: ha, ha, ha.)
Vernehmt ihr nicht, wie grausig dies
Verhängnisvolle Echo hallt?
Wie arm er ist, enthüllet Ihnen,
Wie seine Dürftigkeit so groß,
Daß ihm als Kleiderständer bloß
Sein Wappenschild vermag zu dienen.
Sein Mantel schützt ihn schwerlich noch,
Wär' auch der Winter doppelt mild;
Erkennt man ja das Wappenbild,
So nahe sitzet Loch bei Loch.
Ach welch' ein Edelmann, der friert,
Und der im Dachstübchen zu Hause,
Der mangels einer Spitzenkrause,
Traun, aussieht wie dekolletiert.
Was Wunder, wenn so herbes Leid
Sein Blut am Ende kochend macht?
Wie könnt' er lachen? Wenn er lacht,
Ein Zeichen, daß er nicht gescheit.
Der Hausherr auch ist bei der Hand.
Den Mietzins er von ihm begehrt,
Und wenn er ihn nicht zahlt, erklärt
Er ihn für völlig hirnverbrannt.
Und Bobadilla, der Student,
Der bei der Hausfrau im Parterre
Die Wohnung hat, ihn nur, mein Herr,
Den Narr'n in der Mansarde nennt.
Flugs ging der Name in die Runde,
Gefiel den Leuten, und seitdem
Heißt er — es liegt darin System —
Der Narr nur in des Volkes Munde.
Drum sei die Frage auch gestellt:
Ob Narr, ob nicht, entscheidet; denn
Was sollte aus uns werden, wenn
Er gar in Raserei verfällt?
Um seines Lachens willen kommen
Ließ ich euch; wie's mich schaudern macht,
Wenn, da wo Weinen angebracht,
Nur närrisch' Lachen wird vernommen.
Mit seinem werden Sie entwirren
Auch mein Geschick; die er verhieß,
Mitgift, verlornes Paradies!
Mitgift, Versprechen eines Irren!
(Miguel draußen: ha, ha, ha.)

Magdalena.

Mein Herz bis auf des Herzens Grund
Erzittert bei den Tönen, ach!

Joseph.

Was meint Ihr, Doktor, zu der Sach'?

Doktor.

Daß seine Lunge kerngesund.

Pfarrer.

Das ist ja klar.

Magdalena.

Was? was ist klar?
Ein Geck, ein Narr der Bruder mein!
Ach, es ist klar. (Weint.)

Digitized by Google

Pfarrer.

Verehrte, nein,
Gemeint die Schokolade war.

Doktor.

Sein Alter?

Magdalena.

Fünfzig wird er bald.
Er ſagte wiederholentlich,
Daß doppelt er ſo alt wie ich,
Und ich bin dreiundzwanzig alt.

Doktor.

War er galant?

Magdalena.

In ſeiner Jugend.
Und ein Geheimnis iſt es kaum:
In eines ſtillen Kloſters Raum
Hegt ſeiner Liebe Frucht die Tugend.

Doktor.

War er Soldat?

Magdalena.

Jawohl, zur See;
Doch war die Freude ihm nur klein,
Daß er nicht Minſtrel konnte ſein
Als Offizier, das tat ihm weh.

Pfarrer (zum Doktor).

Vermutlich, Herr, iſt er verrückt,
Der Ritter ohne Furcht und Tadel,
Weil ſchwärzend ſeiner Seele Adel
Ein Etwas ſein Gewiſſen drückt.

Doktor.

Vielleicht hat Schmerz ihn auch gepackt:
Ein Weh, das er nicht gern bekennt,
Denn wenn Herz oder Hirn uns brennt,
Bleibt ſelten der Verſtand intakt.

Pfarrer.

Gehn wir zu ihm. — Ich hoffe ſehr ...
Herr Doktor, treten Sie nur ein!

Doktor.

Entſchuldigen, Herr Pfarrer, nein,
Beſuchen Sie ihn doch vorher.
Vernünftig wär' es nicht, noch recht,
Ging ich zuerſt hinein; denn wo
Ich komme, ſteht es meiſt ſo ſo,
Geht es gewöhnlich herzlich ſchlecht.

Pfarrer
(im Begriff einzutreten, bleibt ſtehn).

Bin ich auch ſicher vor dem Mann,
Daß er nicht beißt, noch kratzt, noch ſchlägt?

Magdalena.

Aufs beſte er ſich ſtets beträgt
Und höflich gar.

Pfarrer.

Mit Gott voran!

Sechſter Auftritt.

(Magdalena, Joſeph, der Doktor)

Doktor.

's iſt beſſer, daß zuerſt er ging.

Magdalena.

Mög' ihm der Herr behilflich ſein!

Joſeph.

Fürwahr, der kann mit ſeinem Wort
Erweichen ſelbſt ein ſteinern Herz,
Beſonders, miſcht er gar Latein,
Ein Ergo, ein Distinguo ein!
Einmal in Arragonien
War Pred'ger er. Und wenn der Narr
Auch eigenſinnig ſollte ſein —
(Pfarrer, Miguel draußen: ha, ha, ha!)

Magdalena (entſetzt).

Habt ihr's gehört? Habt ihr's gehört?
Nun lacht der Pfarrer auch ſchon mit.
Hat er verloren den Verſtand?
Anſteckend iſt vielleicht — wer weiß —
Die Narretei.

Digitized by Google

Joseph.
O Sankt Cyrill!

Doktor.
Wahrhaftig, Schwester, das kann sein,
Sagt doch ein altes Sprichwort uns,
Daß ein Narr hundert and're macht.
Ja manchmal trat der Fall schon ein,
Daß ein verrücktes Eheweib
Den Mann um den Verstand gebracht
Und viceversa; nun so mag
Ein Gleiches hier geschehen sein.

Magdalena.
O bester Doktor, geht hinein
Und schaut, was drinnen wohl geschah!

Doktor.
Ich gehe. Legt er Hand an mich,
Zertrümmer' ich sein cranium.

Siebter Auftritt.

(Magdalena, Joseph.)

Magdalena.
Hilf, Himmel, welch ein Mißgeschick!

Joseph.
Ein wahres Glück, daß ich ihn heut'
Nicht hab' besucht, denn wenn auch ich
Hätt' mit dem Narren lachen müssen ...

Magdalena (weinend).
Mitgift, fahr' wohl!

Joseph (weinend).
Stellung adieu!

Magdalena.
Adieu Verliebtheit!

Joseph.
Nein, bei Gott,
Die Liebe bleibt und wird bestehn!
Sie ist ein Kind, ist blind und nackt;
So malt man Amor, und wenn wir
Auch nackt wie er, wir würden uns
Doch lieben noch.

Magdalena.
Gewiß; indes
Was ist es mit der Heirat? Sprich!
(Von draußen Gelächter zu dritt.)
Er hat den Doktor angesteckt.

Joseph.
Ach, Schwester, ach, es wird zu arg,
Ich spüre namenlose Angst.

Magdalena.
Und ich erst! Weh! (rufend) Ihr Nachbarn, kommt!

Joseph.
Ihr Nachbarn kommt! Je mehr, je besser!

Magdalena.
Ist dies der Tag schon des Gerichts?

Achter Auftritt.

(Magdalena, Joseph, Nachbarn, Nachbarinnen.)

Erster Nachbar.
Was ist denn los, Frau Nachbarin?

Erste Nachbarin.
Was hörten wir für Hilferufe?

Zweite Nachbarin.
War't Ihr es?

Magdalena.
Ja, ich war's, die rief,
Dieweil mein Bruder — o mein Gott! —
Ein Narr ist und die andern alle
Zu Narren macht.

Joseph.
So ist's fürwahr.

Erster Nachbar.
Wie kann das sein? Wie kann das sein?

Erste Nachbarin.
Erklärt es uns!

Zweite Nachbarin.
So redet doch!

Digitized by Google

Magdalena.
Sehr einfach, der Herr Pfarrer ging —

Joſeph.
Der Pfarrer, ein ſo würd'ger Herr —

Magdalena.
Trat bei ihm ein vor kurzer Zeit,
Sein Laſter zu bekämpfen, da
Er ſtändig lacht und ohne Grund.
Und allſobald vernehmen wir,
Daß auch der gute Pfarrer lacht
Und lacht, von ganzem Herzen lacht.
Das kann doch nur Verrücktheit ſein
So lachen bis zum Übermaß
Da doch . . .

Erſter Nachbar.
Der Fall iſt ernſt, höchſt ernſt.

Erſte Nachbarin.
Macht es ihm Spaß?

Joſeph.
Wohl ganz gewiß
Denn niemand hielt's ſo lange ſonſt
Im Zimmer dort vor Kälte aus.

Magdalena.
Ein hochgelahrter Doktor auch,
Mit Weisheitsſprüchen vollgeſpickt,
Ging nach dem Pfarrer bald hinein,
Zu heilen ihn, wenn's möglich wär':
Und nun platzt auch der Doktor los.
Das war kein Lachen mehr, ein Schrei'n.
Nun ſind der Pfarrer und der Arzt,
Nun ſind ſie alle drei verrückt.
Geht doch hinein und ſeht!

Erſter Nachbar.
Jawohl.
Iſt er gefährlich, iſt er's nicht?

Erſte Nachbarin.
Was liegt daran; geh'n wir und ſeh'n,
Was drinnen ſich begeben hat.
Geh'n leiſe auf den Zehen wir
Ganz leiſe, leiſe; tut es not,
Geh'n wir hinein; iſt alles, wie
Es ſein ſoll, bleiben draußen wir.

Erſter Nachbar.
So ſei es; reicht die Hände mir!
Und nun voran!

Joſeph.
In Chriſti Namen.
(Alle gehen ſich die Hände reichend hinein.)

Neunter Auftritt.
(Joſeph, Magdalena.)

Magdalena.
Geht, Bruder Joſeph, auch hinein!

Joſeph.
Ich rühre mich um keinen Preis;
Mir iſt der Fuß wie angeleimt,
Das Fieber ſchüttelt mir den Leib,
Jetzt iſt mir kalt und wieder warm,
Jetzt iſt mir warm und wieder kalt.
(Es wird mählich dunkel.)
So eine Art von Angſt erfaßt,
So eine Art geheimer Angſt mich
(Drinnen: ha, ha, ha!)

Magdalena.
Barmherzigkeit!

Joſeph.
Was iſt nun das!
Nun lachen alle toll drauf los.
Wenn ich nur laufen könnt', ich lief,
Brächt' mein Gebein in Sicherheit.

Magdalena.
Ihr ließet alſo mich im Stich?

Joſeph.
Gewiß nicht, Herz, du lieſeſt mit.

Digitized by Google

Zehnter Auftritt.

(Die Vorigen, Soldaten mit Laternen, der Beamte der Inquiſition in einem halb weltlichen, halb geiſtlichen Koſtüm.)

Beamter.

Ein Diener der Inquiſition.

Joſeph.

Das heilige Offizium!
Nachdem die Lieb' uns ſchon verſengt,
Verbrennt man uns vielleicht noch ganz.

Beamter.

Was gibt es hier? Wozu die Leute,
Die auf der Straße ſteh'n gedrängt?
Was ſoll das ſchallende Gelächter
Das weithin man vernehmen kann?
Ein Saumtier, an den Fenſterſtock
Gebunden, ſcharrt das Pflaſter auf.
Aus allen Häuſern rings die Weiber
Und Kinder ihre Hälſe recken.
Den Grund möcht' ich erkunden gern
So ungewohnter Heiterkeit;
Denn nach dem Lärm zu ſchließen muß
Er wirklich ungeheuer ſein.

(Von draußen: ha, ha, ha.)

Beamter.

Schon wieder mal!

Magdalena.

Die Nachbarn auch,
Die Nachbarn ſind nun auch verrückt.

Elfter Auftritt.

(Die Vorigen, der Pfarrer.)

Beamter.

Ein Doktor und ein Pfarrer gar
Und ſolch Gelächter ohn' Verſtand!

Pfarrer.

Entſchuld'gen, Euer Gnaden; leicht
Erklärlich iſt des Lachens Grund,
Und glaubt mir: Selber wäret ihr
Vom Lachkrampf nicht verſchont geblieben.
Den Grund —

Zwölfter Auftritt.

(Die Vorigen, der Doktor, Miguel, die Nachbarn)

Miguel (eintretend).

Ich werd' ihn ſagen Euch —
Herr Pfarrer werden wohl erlauben —
Dieweilen die Inquiſition
Durch ein ſo hoch illuſtres Glied
Die ärmliche Manſarde ehrt.
Höchſt heilig iſt das heil'ge Amt.
Nicht würde ich, da Euch es barg,
Dies nied're Dach, das mich auch birgt,
Vertauſchen gegen reiche Täflung
Von Silber oder reinſtem Gold.
So groß bedünket mich die Ehre
Zu hören Euch, zu Euch zu reden,
Daß ſelbſt die Angſt verfliegen muß.
Die mir die Sbirren wecken könnten.

Beamter.

So kennt ihr mich?

Miguel.

Lang', eh ich heut'
Von Angeſicht Euch kennen lerne,
Hab' ich Euch wohl, ſehr wohl gekannt
Und Euer' ſtets mit Lieb' gedacht.
Ihr war't in meiner Einſamkeit,
War't mir ein Troſt in meinen Sorgen.

Beamter.

Die Höflichkeit verbindet mich,
Das Lob, das ihr mir ſpendet, minder;
Denn jene liebt der Edelmann,
Indeſſen dies das Ohr verwundet
Doch, wenn ich fragen dürfte, wollt . . .

Miguel.

Der ſpärlich nur geſäte Geiſt
Der armen Schweſter hier iſt Schuld
An allem, was ſich zugetragen.
Arm, ohne Stellung, nicht mehr jung,
Ein Buch zu ſchreiben ich begann.
Und ob ich heiter war, ob nicht,

Digitized by Google

War ich allein mit ihm, so lacht' ich.
Und da ich lustig war und arm,
So hielt für einen Narr'n mich alles.
Die all' hier traten ein bei mir,
Als ein Kapitel just ich las,
Und seht: „Ein Narr macht hundert närrisch".
Sie lachten alle, mehr als ich.
Seht, diese sind die Delinquenten,
Corpus delicti dieses hier.

(Er legt die Bogen des Manuskriptes auf den Schreibtisch. Magdalena zündet an der Laterne eines Soldaten ein Licht an.)

Laßt eure Blicke auf ihm ruhn,
Schenkt ihm von ihrem Glanz ein wen'ges,
Und wenn es Euch gefallen sollte,
So sagt es nicht, ich könnte sonst
Aus Stolz, daß Eu'ren Beifall ich
Erhielt, verlieren den Verstand.

Beamter.

Ihr schätzet wohl zu hoch mich ein.

Miguel.

Nehmt gütigst hier das Manuskript,
Durchblättert es, daß es vielleicht
Zur Unterhaltung Euch gereicht!
Indes erzähl' ich diesen da,
Wie ich zum erstenmal Euch sah.

(Der Beamte läßt sich zur Linken nieder und liest, die Übrigen scharen sich um Miquel).

Die Morgennebel sich verzogen,
Da mit dem ersten Frührot schritt —
Die Schwalben pfeilgeschwind umflogen
Des morschen Tores müde Bogen —
Ich in die alte Stadt Madrid.
Und wie ich sinn' und geh' zugleich,
Das Wie nicht achtend, noch das Wann
Lang' ich am Friedhof plötzlich an.
In sich verloren tritt ins Reich
Des Todes ahnungslos der Mann.
Welch' Anblick ward' mir da geboten!
Mit tiefem Grauen mußt' ich seh'n
Mit einem Mann ein Weib da steh'n
Und zwischen beiden einen Toten
Am Boden liegen. Hart wie Stein
Der Mann, voll wilden Weh's das Weib;
Und deine Seele, toter Leib?
Gott weiß, wo jene weilt, allein.
„Dein Weinen, Weib, mich läßt es kalt"
Mit rauher Stimme, ungerühret,
Versetzt die trutzige Gestalt.
„Den Bruder grab' ich ein, sobald
Du mir bezahlst, was mir gebühret.
Ich steh' auf festen Rechtes Grund,
Mit mir ist das Gesetz im Bund;
Umsonst zu graben zwingt sobalde
Kein Richter mich und kein Alkalde.
Vom Tode muß ich leben." Kund
Tat dies dem Weibe er und fort
Ging raunzend er noch manches Wort.
Das Weib, es schluchzte bitterlich,
Der Tote ohne Grab lag dort,
Hier wie versteinert starrte ich.
Da, durch die Büsche ich gewahr'
Auf einmal einen Priester kommen,
Vorsichtig hebend den Talar
Er hurtig schon getreten war
Zum Toten, zu der Frau, der frommen —
Das Grabscheit nahm er mit der Hand,
Entfernte rasch umher den Rasen,
Ein Grab in kurzer Frist entstand
Den Leichnam er im feuchten Sand
Leis' betend bettet' unterm Wasen.
Die Börse reicht' er rasch dem Weibe;
Das außer sich vor Dankbarkeit;
Dann ordnet wieder er am Leibe
Flugs den Talar. Wo er wohl bleibe,
Begierig, folgt ich ihm zur Zeit.
„Gott segne euch und euch erhalte!"
Rief noch des Toten Schwester; da
Kam just des Weges eine Alte,
Gott segne Euch, es wiederschallte,
Als sie den Priester kommen sah.

Digitized by Google

Noch mehr erſchien mir wunderſam,
Daß Herzog Seſa bog die Büſte,
Als er des Wegs vorüberkam,
Den Hut vom Haupte grüßend nahm
Und ſeine Hand voll Ehrfurcht küßte.
Als er erreicht die Reſidenz,
Gewahre ich auf dem Balkon
Den König, wie von weitem ſchon
Er jenen grüßt mit Reverenz,
So, wie den Vater grüßt der Sohn.
Und weiter folg' dem Prieſter ich;
Wer iſt es, denk ich, daß ich's wüßte
Der Edelleut' wie Bettler ſich
Zu Freunden macht, den ſittiglich
Der König grüßt, der Herzog küßte?
Nicht raten konnt' ich — o Verdruß! —
So nah' ich hinter ihm mocht' eilen
Daß Jener er, dem ſolch ein Plus,
Von Wiſſen Gott und Genius
Und Tugend gab zu gleichen Teilen —
In ſeinen Zügen nicht zu leſen
Vermochte ich, ſoviel ich ſann;
Doch bin ich damals blind geweſen,
Heut iſt mein Auge mir geneſen —
(Auf den Beamten weiſend.)
Lope de Vega war der Mann.
(alle verneigen ſich ehrfurchtsvoll gegen Lope: dieſer erhebt ſich beſcheiden.)
Wie meinen Stolz es mächtig mehret,
Daß hier Ihr eingekehret ſeid!
Da ein ſo hoher Gaſt beehret
Mein Haus, erſcheint mir's wie verkläret,
Zu einem Tempel wie geweiht.
Denn Euren Namen eingegraben
In Erz und Stein wird immerdar
In Ehren euer Spanien haben.

Lope.

Und Euren?

Miguel.

Fraßen ſchon die Schaben.
Cervantes Saavedra war.
Was an Komödien ich geſchrieben,
Man nahm's wie aus Barmherzigkeit,
Wie, um im Nächſten Gott zu lieben;
Doch weislich bin ich ſtumm geblieben,
Seit ihr dem Sange euch geweiht.

Lope.

O ungerecht und grauſam Schweigen!
So lange Spaniern, ſtolz und hell,
Kaſtiliens ſchöne Sprache eigen,
Wird in der Dichterfürſten Reigen
(Er weiſt auf das Manuſkript.)
Man Euch auch weiſen, Don Miguel.
Nicht weiß ich, was ich ſelber gelt',
Doch alles tauſcht' ich, was ich ſchuf,
Für den Quijote, Euren Held,
Der bald erfüllen wird die Welt
Mit ſeinem und mit Eurem Ruf.
Kein andrer wird Euch je erreichen —
Das iſt nicht Täuſchung, iſt nicht Trug —
Kein andrer ſchrieb ſolch göttlich Buch
So mancher kundig unſrer weichen,
Volltön'gen Sprache Plektrum ſchlug;
Nicht wird erblaſſen Euer Licht,
Solange dieſe Welt beſteht.
Das ſag' ich Euch als Dichter nicht;
Der Prieſter iſt's, der ſolches ſpricht,
Ich ſprech's — das fühl' ich — als Prophet.
Geſegnet ſei der Unverſtand,
Der lärmend mich aus meiner Ruh'
Aufſcheuchte und Euch führte zu!
Cervantes, reicht Ihr mir die Hand!

Miguel.

Die Hand nicht nur, das Herz nimmſt Du.

Lope.

So ſind wir Freunde?

Miguel.

Zweifellos.

Digitized by Google

Lope.

Nun denn, mein Freund, in das Gemach,
Darin Ihr hauſt. (Zieht eine Börſe.)

Miguel.

Verzeihung, ach,
Mein Stolz blieb, wie er war, ſo groß,
Zu groß für dieſes morſche Dach.

Lope.

Ich achte den, der achtet ſich.
(Steckt die Börſe ein.)

Miguel.

Die Hand ich bei Lepanto ließ,
Als Sklave dient' in Argel ich;
Ich litt ſo viel, ſo bitterlich,
Daß ich vielleicht das Recht genieß'
Ein wenig ſtolz zu ſein. Ein Plager
Bitt' ich indes — darf ich es tun? —
Daß eine Stell' Ihr mögt geruh'n
Zu finden hier für meinen Schwager
In spe. Was meint Ihr, Joſeph, nun?

Joſeph (gerührt).

Wahrhaftig, dieſer Narr beſitzt,
So ſcheint es, ein gar gutes Herz.

Magdalena.

Wie glücklich bin ich!

Joſeph.

Fort der Schmerz.

Doktor.

Mir ſcheint, beim Henker, ſelten itzt
Sind ſolche Narren allerwärts.

Pfarrer.

Es ſcheint, die Narren waren wir.

Lope.

Geh'n unſrer Wege wir, ihr Herrn!
(Zu Miguel.)
Schenkt mir die Ehre bald!

Joſeph.

Sehr gern.

Lope.

In einem Gärtchen ſteht von hier
Mein unſcheinbares Haus nicht fern.
Darinnen ſeid von dieſem Tage —
Ich bitte, nehmt den Vorſchlag an,
Mein ſtets willkommener Geſpan.

Magdalena.

Erlaubt mir Herr, daß ich es ſage:
„Gott ſegne Euch, hochedler Mann!"

Letzter Auftritt.

(Miguel, Magdalena.)

Miguel.

Das Glück verzieht mich plötzlich ſehr.
Wie mir's im Kopfe brennt und ſticht!
Haſt du zu eſſen? Bring es her!

Magdalena.

Kein Bröſel iſt im Schranke mehr,
Und dies iſt unſer letztes Licht.

Miguel.

Geduld, Geduld!

Magdalena.

Mit Eurem Buch
Verſcheucht Ihr morgen jede Not.
Was Ihr begehrt — macht den Verſuch —
Gibt jeder Euch.

Miguel.

Mir wär's genug,
Brächt' es uns unſer täglich Brot.
(Von draußen tönt noch das Lachen der Leute).

Magdalena.

Hört Ihr's? Es lachen noch die Leute.
Wenn ſie es ahnen könnten, daß
Der Dichter ungegeſſen heute
Zu Bett geht, lacht' nicht die Meute.

Miguel

(ſich zum Schreiben niederſetzend).

So iſt die Welt. Nun, Schweſter, laß
Mich ſchreiben, dich zum Beten zwing'!

Digitized by Google

Und sollt'st Du wieder mich belauschen,
Mach' ich mir eines zum Beding;
Sag' nicht: Das Lachen ihm verging,
Sollt' mit dem Weinen ich's vertauschen.
(Nochmals Gelächter draußen.)

Wenn Lope Wahrheit zu mir sprach,
Da zur Berühmtheit er mich machte,
Ahnt Spanien nicht meine Schmach,
Daß es am Brote mir gebrach,
Als Don Quijote ich vollbrachte.

Während Deutschland seines nationalen Lieblingsdichters hundertsten Todestag feierte, beging Spanien das Gedächtnis des Tages, an dem Don Quijote, der mehr als irgend ein anderes Werk kastilianischer Zunge der Weltliteratur angehört, zum ersten Male in die Welt hinauszog.

An Stelle eines besonderen Aufsatzes bringt die „Lit. Warte" hier ein kleines Festspiel, das uns nicht nur das Entstehen jener Dichtung naherückt, sondern auch zugleich zeigt, wie Spanien seine Dichter feiert. Ein deutscher Poet würde ja manche Einzelheit anders gefaßt haben; aber es gilt den Spanier zu feiern; und wir freuen uns, daß Spaniens erlauchte Tochter, die in Deutschland eine zweite Heimat gefunden, auch hier Spaniens Kunst in doppeltem Betrachte in Deutschland einzubürgern, einen so schönen Beitrag spendet.

Das kleine, anspruchslose Festspiel Serras will nicht für mehr genommen werden, als es ist: eine Huldigung, die dem hungernden Poeten und zugleich seinem großen Vorgänger Lope de Vega dargebracht wird. So wollen auch wir die Spende nehmen.

Aber vielleicht ist es erlaubt, auf die Form der Übersetzung noch in Kürze hinzuweisen. Ich war überrascht, als ich sie las. Erst im Maihefte bei der Besprechung der Calderon-Übersetzung Lorinsers hatte ich Anlaß, mich mit der Form der Übertragung spanischer Dramen zu befassen.

Jetzt muß ich unwillkürlich mich fragen, ob hier nicht der Stil gefunden sei, in dem man spanische Dramen, einen Calderon und Lope, übersetzen müsse? Ihre Achtsilber sind eben keine Trochäen — wie wäre es, wenn wir sie gleich zu Jamben machten? Der Vers in vier Hebungen bleibt bestehen, und die eine Silbe mehr schafft für den Übersetzer eine gewaltige Erleichterung, die ihm ermöglicht, den Sinn weit treuer wiederzugeben. Zudem fügt sich der Jambus dem Genius der deutschen Sprache viel geschmeidiger an als der gehackte Trochäus, entspricht somit, wenn auch nicht der Silbenzahl, doch dem Charakter des spanischen Verses viel mehr als dieser. Sollte nicht einmal ein Kundiger versuchen, eine Calderon-Übertragung in diesem Stile zu wagen?

Dann brächte das Cervantes-Jubiläum eine dauernde Frucht, die deutsche und spanische Dichtung kämen sich um einen weiteren Schritt näher. Der verehrte Herr aber, der der hohen Übersetzerin bei der metrischen Gestaltung des kleinen Festspiels seinen Bestand lieh — er will nicht, daß man ihn nenne — hätte die Genugtuung, eine bedeutsame Anregung gegeben zu haben.

Dr. P. Exp. Schmidt.

Digitized by Google

Adolf Wilbrandts „Erinnerungen“[1]

„Ich bin Protestant; am 24. August 1837 kam ich in der mecklenburgischen Seestadt Rostock zur Welt; mein Vater war Professor der Ästhetik und Literatur an der Universität, meine Mutter hat ihm außer mir noch fünf Söhne und drei Töchter geboren; in Rostock bin ich aufgewachsen, in Berlin und München hab' ich meine akademischen Studien vollendet, in Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich ein Stück Welt gesehen; aus Pietät ward ich Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist, aus Naturtrieb Poet; und nun sitze ich hier in Wien, mit Weib und Kind, und suche das zu werden, was in mir ist.“ — So erzählt Adolf Wilbrandt in jenem „Gespräch, das fast zur Biographie wird“, und das er sich unter dem schalkhaften Schein des Interviews von einem Freunde anno 1875 abringen ließ. Ebendort sagt er gegen den Schluß: „Eines kann ich am Jüngsten Tag von mir sagen: Herr, ich habe nie eine Hand oder die Zunge gerührt, um „Erfolg zu haben“; ich habe keine Hand, keine Zunge, keine Feder je für mich angestiftet oder aufgemuntert und der Erfolg des Tages war mir nichts gegen den der Zeit. Bei jeder Ablehnung eines meiner Stücke, bei jeder kritischen Anfeindung hatt' ich und hab' ich neben dem Mißgefühl auch einen geheimen Genuß. Ein Hindernis mehr, das zu besiegen ist; das ich besiegen werde; das mir dereinst den Wert des Sieges erhöht. Eilt es denn? Warum? Diese Dichtungen haben oft lange in mir gelebt, ehe ich schrieb; lange im Pult gelegen, ehe ich sie ans Licht gab.“

Wilbrandt ist kein Neuschöpfer und Neudenker; er steht aber unter den idealistischen Dichtern der 70er und 80er Jahre mit in der ersten Reihe. Seine dramatischen Werke, die gerne Rhetorik treiben, haben auch viel echtes Pathos und vergreifen sich nur selten im Stoff, der selbst in so gewagten Vorwürfen wie in der „Messalina“ ethisch gelöst wird. Das Wertvollste dieser Erinnerungen sind des Dichters Mitteilungen über Theaterverhältnisse Wiens in obengenannter Zeit. Hiebei erfahren wir auch das Interessanteste über ihn und seine Verdienste wie Erfolge.

Die Wogen der Zeit hören wir meist nur aus fernstem Hintergrunde, wie leises Wipfelflüstern; kaum daß hie und da eine brandende Welle mit ihrem stürmischen Schlag sich an unser Ohr verliert. Es ist mehr das abendliche Plaudern eines Vielerfahrenen, Bescheidenen, der sich im Gedenken all derer, die ihm nahegekommen, selbst nochmal erlebt. Deshalb erscheint der Freundeskreis bunter und satter gemalt als das eigene Bildnis und Wirken.

Den größten Teil der „Erinnerungen“ nimmt das alte Wiener Burgtheater ein, mit dem Wilbrandt als „Dichter, dann als Gatte einer Schauspielerin, dann als Direktor, Übersetzer, Bearbeiter“ innig und lang verbunden

[1] Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. 258 S. Mk. 3.—.

Digitized by Google

war. Hier erlebte er die ersten und größten Erfolge als Dichter von Lustspielen und Dramen wie als Theaterleiter; dessen größten Künstlern und Künstlerinnen stand er vielfach persönlich nahe.

Bis in die jüngste Zeit war diese Bühne die erste Deutschlands; Beiträge zu ihrer Charakteristik haben also auch allgemeinen Wert. Größen wie Laube, Dingelstedt, das Ehepaar Gabillon, dann Sonnenthal, Baumeister, Hartmann, Lewinski, die große Tragödin Wolter wirkten an der „Burg“ und erzählen uns mit der urwüchsigen Pepi Gallmeyer und unglücklichen Wilt von der Glanzzeit der 70er und 80er Jahre der Wiener Theater. Geniale Schauspieler wie Mitterwurzer und Kainz führen uns bis in die Gegenwart herein; Laroche und die Hainzinger bringen uns die Biedermeierzeit nahe. Daneben fallen scharfe Streiflichter auf Goldmark, die Komponisten- und Dirigentenfamilie der Strauß, auf Liszt, Rubinstein und vor allem auf Brahms, wie auf Anzengruber, Bauernfeld, Grillparzer. Besondere Essays gehören Makart, Lenbach, Bismarck, dem Grafen Bülow. Über das Leben und Treiben, Freud und Leid, Technik und Arbeit der Theaterwelt erhalten wir zahlreiche charakteristische Nachrichten, stets mit Wien als Haupt-Kulisse.

Im folgenden einige Proben!

Berühmte Theaterdirektoren, deren Ruf und Bedeutung weit über Wien hinausgingen, waren die Zeitgenossen Laube und Dingelstedt. Als Menschen, Regisseure und Dramaturgen ganz verschiedener Art verkörpern sie zwei Extreme, deren Harmonie erst die Vollendung gibt.

Dingelstedt, von 1851—57 Leiter der Münchener Hofbühne, über 30 Jahre Herr der Bretter, welche die Welt bedeuten, hatte „seine vornehm klugen, lidschweren Augen mehr aufs Äußere gerichtet, auf das Bühnenbild, auf die Stimmung, die die Wände, die Möbel und die Kleider machen; aber mit erstaunlicher Kunst — damals (1871) noch so selten, wie sie jetzt verbreitet ist — stellte er die farbige Wahrheit des Lebens hin ... Er war unermüdlich, bis er sein Mosaikbild beisammen hatte“. — „In der Geschichte des deutschen Theaters muß und wird er als der Begründer der neuen, malerischen Inszenierungs-Kunst gelten, die man nach den Meiningern zu benennen pflegt; denn ehe der Herzog Georg von Meiningen, der „geborene Regisseur“, seine Bühne zu leiten begann, hatte Dingelstedt schon in Weimar, wohl auch schon in München, die Gestaltung des Bühnenbildes und die Massenwirkung auf eine Höhe gebracht, die vielleicht nur noch in der Echtheit der Kostüme und der Dekorationen durch Meiningen überboten wurde.“

Laube war der große Meister und Lehrer der Bühnenberedsamkeit. Durch Vorsprechen, Vorspielen, die Rollen klar auseinanderlegen, in tief eindringendem Verständnis, hat er die jungen Talente „tausendfach gefördert“. Wie man ihm in Proben alle Kulissen entziehen oder rein unmögliche Dekorationen aufstellen konnte, ohne daß er es bemerkte, so vergaß Dingelstedt im Eifer und der sofortigen

Digitized by Google

Änderung einer kleinen Szenerie oder auch nur ihres Teiles ganz und gar der Spielenden. Hören wir Wilbrandt:

„Auf einer Probe lag rückwärts, erhöht, ein ganzes Häuflein Gefallener; Dingelstedt unterbrach den, der eben auf der Bühne sprach, weil ihm etwas im „Bild“ mißfiel und vertiefte sich in eine längere Besprechung, ich glaube mit Maler, Regisseur und Theatermeister. Der Sprecher und die Gefallenen warteten; Minute auf Minute verging. Endlich warf Dingelstedt ein Wort nach hinten hin: die Herrschaften langweilten sich wohl bereits.

Baumeister, einer der Toten, schlagfertig wie gewöhnlich, rief zurück: „Wir stinken schon!“ “

Eine feine Bemerkung über den Wert der Schauspielkunst knüpft Wilbrandt an die Aufführung seiner „Vermählten“. Sie gibt „komplizierte Menschen, durch die man hindurchsieht; alles, was sie sagen und tun, ist volle Lebenswahrheit und ebenso lebendig wird uns was sie nicht sagen und nicht tun. Diese vollkommene, beständige Durchsichtigkeit, Seele gegen Seele, gibt das wirkliche Leben nie; nur auf der Bühne finden wir diesen ungekannten Genuß. Und auch da nur, wenn die zur Meisterschaft gediehene Kunst sich in vollendetem Zusammenspiel aufs höchste steigert, wie es im Burgtheater gepflegt wird.“

Hiezu bedarf es einer geschulten Truppe von Episodenspielern, denen gerade diese Art des Sichgebens liegt; die aus innerer Wahlverwandtschaft die kleinere Rolle ebenso meistern wie die Größten ihre Riesenaufgaben.

Im allgemeinen ist Fleiß und Solidität der künstlerischen Arbeit bei den Frauen mehr ausgeprägt als bei den Männern; deshalb findet man unter ihnen auch kaum „Schwimmerinnen“ d. h. solche, die in chronischer Abhängigkeit von Souffleur oder der Souffleuse sind. — „Aber Männer genug, große, berühmte „Schwimmer“, unter den großen, berühmten Talenten. So einer war z. B. Döring in Berlin ... Auch das Burgtheater war nicht arm an berühmten Schwimmern. Einer der bekanntesten war L. Gabillon; er hatte ein vortreffliches Gedächtnis für den Aufbau eines Theaterstückes, für alles, was den Regisseur betrifft, aber für seine Rollen nicht. Ein großer Schwimmer war Karl Meixner, dieser gleichfalls unersetzte Charakterspieler und Komiker, zugleich einer der besten Sprecher des Theaters; er sprach aber zu gern dem Mann im Kasten nach ... Der gefeiertste Schwimmer des Burgtheaters aber — zu seiner Zeit — war der große Veteran, der es jetzt noch als eine der alten lebendigen Säulen trägt, B. Baumeister; wenigstens hat nur er es erlebt, daß ihm zu seinem fünfundzwanzigjährigen Burgtheaterjubiläum, 1877, seine Kollegen beiderlei Geschlechts eine Schwimmhose schenkten, ein von den Damen reich verziertes Kunstwerk.“

Zur Psychologie der Schauspieler liefert dieser Band überhaupt reiche Beiträge; so wenn die ausgelassene „Pepi“ den „Fabrizius“ Wilbrandts, auf dessen Besuch sie sich schon lange gefreut hat, plötzlich verläßt. „Er hat sie so furchtbar gerührt; der Sonnenthal und alles. Und ihr ist so weh worden,

Digitized by Google

daß sie das nicht kann, daß sie nie so rühren soll, so zum Herzen spielen. Da hat sie so heulen müssen, daß sie's nimmer „dermacht" hat, und sie ist fortgelaufen."

Für der „launischen" Pepi goldenes Gemüt spricht aber vor allem die Geschichte mit der Sängerin Wilt, deren plebejische Gestalt nicht zu ihrer unvergleichlichen Stimme paßte, weshalb sie oft erbarmungslos verhöhnt wurde.

Die Gallmeyer, genial im Parodieren, sollte nun die Wilt gerade zu ihrer Blütezeit karikieren. — Sie geht also zur Wilt und stellt sich der mit ihrem Auftrag vor.

„Meine liebe Frau von Wilt," sagt sie ungefähr, „man hat mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, Sie zu parodieren; ich steh' nun aber jeden Abend, den Gott werden laßt, vor dem Publikum, in die Oper komm' ich halt nie, hab noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie auf der Bühne zu seh'n. Wie soll ich Sie da parodieren? Das gibt's ja net! — Da komm ich in meiner Not zu Ihnen: wenn Sie die Gnad haben möchten, mir ein bissel eine Anweisung zu geben, zu zeigen, wie Sie's machen — daß ich Ihnen dann doch auf meine Art was nachmachen kann!"

Marie Wilt nimmt es ohne weiters so, wie's kommt. „Da kann ich Ihnen schon helfen," sagt sie, sachlich und gemütlich. Sie zu parodieren, das werd' wohl nicht schwer sein: sie hab so allerlei an sich, das man gut ins Lächerliche ziehen, übertreiben könne. Da ihre Schauspielkunst nicht weit her sei, habe sie sich für ihre Opernrollen bestimmte Manieren angewöhnt, mit denen behelf' sie sich; „zum Beispiel, wann ich weinen muß, wissen Sie, dann mach' ich halt so; wann ich erschrecken oder fürchten soll, tu ich das und das. Ja, und dann kann ich Ihnen noch was zeigen, schauen Sie her!

Indem sie spricht, macht sie ihr alle Gebärden vor, mit denen sie sich behilft, wenn sie weint oder sich fürchtet oder großartig wird. Die Gallmeyer sieht mit Andacht und mit heimlichem, hochachtungsvollem Staunen zu.

„Ich dank Ihnen gar schön, liebe Frau Wilt," sagt sie endlich, als die Vorstellung aus ist. „Damit laßt sich schon was machen. Wenn Sie nur noch die Gnad' hätten, mir ein bissel was vorzusingen; davon hab' ich noch nichts gehört."

„Was wollen's denn daß ich singen soll?"

„Nu so recht was von Ihrer Art. So, wie grad die Wilt singt und keine andere."

Marie Wilt stellt sich hin und beginnt — ich weiß nicht was. Irgend einen ihrer großen dramatischen oder lyrischen Gesänge in der Oper singt sie ins Zimmer hinein. Sie wird mehr und mehr zu der, die sie darstellt; sie vergißt, wo und wer sie ist. Als sie ausgesungen hat, schaut sie wieder in die Ecke, wo die Pepi Gallmeyer sitzt; der laufen die Tränen über das Gesicht. „Was haben Sie?" fragt die Wilt.

Digitized by Google

Die Pepi schüttelt nur so den Kopf, sie kann noch nicht reden. Endlich steht sie auf: „Ich dank Ihnen schön, Frau von Wilt. So hab' ich in meinem Leben noch nicht singen hören. Ich werd's nicht vergessen. Aber parodieren — nie!"

„Mich nicht parodieren?"

„Nie, nie! Eine Frau, die so himmlisch singt! das kann ich nicht, das tu ich nicht. Allerschönsten Dank und leben Sie wohl!"

„Hab's auch nicht getan!" setzte die Gallmeyer hinzu, als sie mir's erzählt hatte, und ihre Augen blitzten mich an. „Das tu ich nicht, hab ich den andern gesagt; bin dabei geblieben!"

Es gibt nicht viele so schöne Theatergeschichten; und man weiß nicht, wem sie mehr Ehre macht, der Schauspielerin oder der Sängerin.

Was Wilbrandt über Regisseure event. Oberregisseure, die Bedeutung eines Direktors, der alles beherrscht, sagt — aus langjähriger, vielseitiger Erfahrung — mag bei ihm selbst nachgelesen werden.

Lenbachs herbe, aber goldene Natur bringt er uns menschlich nahe; in Makarts dunkles Wesen fällt viel Licht. Ein starkes Interesse, das über die bloße Neugierde weit hinausgeht, flößen uns wiederholte Partien über des gegenwärtigen Reichskanzlers reich begabte, hochgebildete Gattin ein. Plastisch schildert Wilbrandt Bismark auf Grund eines nur vierstündigen, einmaligen Besuches. Auffallend spärlich sind aber die Erinnerungen an reichsdeutsche Kunst- und Literaturgrößen. Im ganzen ein lesenswertes Buch. Pp.

Dichterbriefe

Von Dr. P. Expeditus Schmidt

Seit der Vater des Humanismus, Francesco Petrarca, seine merkwürdigen Episteln an Vor-, Mit- und Nachwelt stilisierte, ist das Briefschreiben bei den Poeten eine vielgeübte Beschäftigung geworden; und die forschende Nachwelt hat ihre Freude — manchmal auch ihren Ärger an diesen Dokumenten, die der Forschung sicherlich unschätzbare Dienste leisten.

Briefe waren in jenen vergangenen Tagen weit unentbehrlicher als heute, und gar viele Leute haben sich gegenseitig nur aus ihren Briefen kennen gelernt. Denn das Reisen war eine schwierige Sache, und Photographien, die man einander hätte schicken können, gab es auch noch nicht. So konnte der große Erasmus einem jungen Freunde schreiben, wenn er auch nie sein Antlitz gesehen, so lerne er doch sein edler' Teil, seinen Geist aus seinen sprachreinen, gelehrten, geistreichen, freundschaftlichen, prächtigen Briefen so gut kennen, daß kein Apelles seine leibliche Gestalt trefflicher malen könnte.

Digitized by Google

Ob das wohl ganz richtig war? Die Briefe des sechzehnten Jahrhunderts waren doch noch zum großen Teile Repräsentationsstücke voll gesuchter stilistischer Feinheiten und voll tiefster Ehrerbietung und Beweihräucherung. — Man denke nur an des Ortwin Gratius Epistolae virorum clarorum, auf die der Hutten und Genossen Dunkelmännerbriefe so kräftig antworteten.

Im Jahrhundert des großen Krieges wurden trotz aller Schwierigkeiten die Briefe womöglich noch häufiger, aber auch etwas natürlicher, die Muttersprache kommt mehr zu Worte, wenn auch der offizielle Brief noch durchaus lateinisch bleibt; die Adressen sind oft französisch geschrieben, und in allen Sprachen plaudern sie des Schreibers Beziehungen zum Briefempfänger aus, etwa: „Meinem insonders hochgeehrten Herrn und sehr wehrtem freund," oder so ähnlich.

Jetzt macht man sich auch energischer daran, die Briefe zu sammeln, an Namen wie Opitz und Buchner knüpfen sich verschiedene Sammlungen dieser Art, die Briefe Buchners erschienen bis 1720 in nicht weniger als sieben Ausgaben. Vielleicht der fleißigste aller Sammler war der Geh. Rat Christoph Jakob Trew (Treu) in Ansbach, der ungefähr fünfzehntausend Originalbriefe aus der Zeit von 1524 bis 1768 zusammenbrachte, die heute in 66 buchförmigen Holzkapseln einen äußerst wertvollen Bestandteil der Erlanger Universitätsbibliothek bilden.

Diese Originale sind dem Forscher von heute natürlich viel willkommener als die gedruckten Sammlungen. Deren Herausgeber kümmerten sich wenig um philologische Treue; es war ihnen im wesentlichen um eine Huldigung vor den großen Männern zu tun. Wohl sagt der Danziger Jaski, der Briefe aus dem Nachlasse des Martin Opitz herausgab, daß sich diese „unsterblichen Männer" in ihren Briefen so zeigten, wie sie sind, fern von aller Verstellung und Maske. Aber schon der Respekt vor den „Unsterblichen" mußte zu allerlei Nachhilfen verführen, sei es ‚grammatische Verstöße zu tilgen, oder gar' unangenehme Worte auszumerzen. Ausgaben, denen man trauen kann, hat erst die neueste Zeit gebracht.

Und wieviel des Interessanten enthalten sie. Vom Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges sagt Reifferscheid sehr zutreffend: Die Briefe „mußten während des ganzen 17. Jahrhunderts das freie Wort, die literarischen und politischen Zeitungen ersetzen und verdienen daher das eingehendste Studium."[1]) Die Briefe und die Zeitungen sind hier in eine gewisse Verbindung gebracht, zwei Schalen einer Wage vergleichbar. Nicht mit Unrecht. Je mehr die eigentliche Publizistik erstarkt, umso nebensächlicher werden die Briefe für die Zeitgeschichte. Im 18. Jahrhundert überwiegen die ästhetischen Fragen immer mehr. Lessings Briefe und der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller bedeuten hier die Hochgipfel. Bei dem späteren Hebbel zeigt sich daneben schon viel stärker das rein Persönliche, und wieder ein Endpunkt, ein ganz „Moderner" ist im Briefschreiben Henrik Ibsen, dessen Briefe meist nur die notwendigsten Nachrichten enthalten und selten

[1]) Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. 1. Band. Briefe M. Lingelsheims ꝛc. Heilbronn 1889. Vorrede S. VII.

Digitized by Google

lang heißen können. Aber auch in diesen knappen Zeilen finden sich Stellen genug, die ein oft überraschendes Licht auf die Entwicklung des Mannes und seiner Werke fallen lassen.

Von den drei großen Briefsammlungen,[1]) die mir heute vorliegen, ist die Ausgabe der „Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing“ [2]), die Franz Muncker besorgt, in jedem Betracht an erster Stelle zu nennen. Sie gehört zunächst der Zeit nach an die erste Stelle, dann wegen der Bedeutung des Mannes, der ihren Mittelpunkt bildet, und nicht zuletzt um der vorzüglichen Arbeit willen, die uns hier geboten wird.

Die Lessing-Ausgabe Munckers kann man schlechthin als die beste Ausgabe bezeichnen, die wir von einem neueren Schriftsteller überhaupt besitzen. Sie wird die Lessing-Ausgabe sein und bleiben, und sie allein kann weiteren Arbeiten über den Hamburger Dramaturgen zugrunde gelegt werden. Den 17. bis 21. Band dieser Ausgabe füllt der Briefwechsel, und zwar so, daß die Bände 17 und 18 die Briefe Lessings selbst, die Bände 19—21 die „weit zahlreicheren Briefe an ihn“ enthalten. Durch diese Verteilung der abgeschickten und empfangenen Schreiben auf verschiedene Bände ist eine außerordentlich bequeme Benutzung der ganzen Korrespondenz ermöglicht. Die Grundsätze der Herausgabe waren „möglichste Vollständigkeit und genaue Wiedergabe des ursprünglichen Wortlautes.“ Absolute Vollständigkeit ist natürlich nicht menschenmöglich, was verloren ist, kann man nicht wiederbringen. Doch ist auch diesen Verlusten dadurch möglichst abgeholfen, daß nicht nur die im Wortlaute erhaltenen Briefe abgedruckt, sondern auch jene verzeichnet werden, über deren Entstehungszeit und Hauptinhalt aus anderen Briefen und sonstigen Quellen annähernd sichere Schlüsse gezogen werden können. „Wir überschauen so bequemer und immerhin vollständiger, was Lessing alles an Briefen verfaßt und empfangen hat, mit welchen Personen er namentlich den schriftlichen Gedankenaustausch pflegte, welche Fragen ihn und seine Korrespondenten der Reihe nach beschäftigten.“ Wie außerordentlich wertvoll eine solche Zusammenstellung ist, begreift jeder, der irgend einmal aus alten Briefen historische Forschungen betrieben; wie gewaltig aber die Arbeit ist, und welch gründliche Durchforschung und Beherrschung des gesamten Quellenmaterials dazu erforderlich ist, wird auch nur, wer selber ähnliche Studien angestellt, ganz begreifen und so die Arbeit am dankbarsten begrüßen. Schon um dieser Anordnung willen muß diese Ausgabe als Muster für alle bezeichnet werden, die an eine ähnliche Arbeit gehen.

Die treue Wiedergabe des Textes, deren Einzelheiten freilich zunächst den Fachmann im engeren Sinne interessieren, läßt uns die Schreibweise der Zeit wieder lebendig werden, und ist nicht nur sprachgeschichtlich von hohem Werte.

---

[1]) Von den Briefen Hebbels, hrsg. von Richard M. Werner, ist mir nur der erste Band zugekommen; eingehendere Besprechung muß deshalb vorbehalten bleiben, bis mir die gesamte Ausgabe vorliegt. Auch von den Tagebüchern ging der Redaktion merkwürdigerweise nur der erste Band zu.

[2]) In fünf Bänden. 1. Bd: Briefe von Lessing aus den Jahren 1743—1771. XII u. 429 S. 8. Bd.: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746—1770. VI u. 431 S. 8°. Leipzig 1904, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Und nun der Inhalt! Ja, über den zu berichten, ist eigentlich nicht möglich, dazu müßte man ganze Briefe oder wenigstens lange Stücke herausziehen. Was diese Sammlung so anziehend macht, ist eben des Mannes Persönlichkeit; wie sie sich abhebt von den übrigen Korrespondenten, schon das zu beachten, ist ungemein reizvoll. Schon seinem „hochzuehrenden Herrn Vater" gegenüber mischt sich die kindliche Liebe und Unterredung ganz unwillkürlich mit dem leisen Tone innerer Auflehnung des Mannes, der den engen heimischen Verhältnissen gründlich entwachsen ist. Die Freundesbriefe an Nicolai und Mendelssohn muten vielfach wie ein Kommentar zu den Schriften an, die eben im Entstehen waren, zum Laokoon zum Beispiel; jedenfalls wird man, ohne sie gründlich zu studieren, einen solchen Kommentar nicht schreiben können. Aber nicht immer nur in gelehrten Untersuchungen erschöpft sich dieser Briefwechsel, wenn sie schon fast niemals fehlen; mitunter zeigt sich ein so geistreicher Mutwille, wenn sich der Briefschreiber eben gehen läßt, daß wir ihn um seiner menschlichen Eigenschaften nicht minder lieb gewinnen. Man lese den Brief an Nicolai vom 22. Oktober 1762 aus „Peile, in Eile. Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte" (Bd. 17 Nr. 141 S. 190 ff.).

Später kommt mit den Briefen an Eva König ein wärmerer und innigerer Ton in die Sammlung hinein. Und gerade hier enthüllen sich seines männlichen Charakters schönste Seiten. So schreibt er am 16. Dezember 1771: „Lassen Sie uns ruhig seyn und das Beste hoffen, und jeden Augenblick nur immer das thun, was Rechtschaffenheit und Klugheit von uns fordern." Hier findet sich auch weit seltener die Bemerkung von seiner Nachlässigkeit im Briefschreiben, die sonst — wie auch bei Ibsen — immer wiederkehrt, und manchem, der am gleichen Fehler leidet, gewiß großes Vergnügen bereiten wird; man höre nur: „Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt niemand, verlangt auch niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dies nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe." Also an Moses Mendelssohn am 5. November 1768. Wenn dieser dann seinen Antwortbrief mit den Worten schließt: „Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte, mich nicht ganz zu vergessen, wo Sie auch seyn mögen" — so werden viele eines solchen Korrespondenten geduldige Liebenswürdigkeit zu preisen geneigt sein — ich auch. Aber diese schlichte Bescheidenheit zeigt auch, wie hoch sie alle einen Lessing stellten; und das gilt namentlich von denen unter seinen Korrespondenten, die selber geistig am höchsten stehen.

Nicht minder fleißig in der Arbeit, aber weniger glücklich in der Anlage und Anordnung erscheint mir der Briefwechsel zwischen Achim von Arnim und den Brüdern Grimm[1]), den uns Reinhold Steig vorlegt.

[1]) Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Hrsg. von Reinhold Steig und Hermann Grimm. 3. Band: Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit zwei Porträts. Stuttgart und Berlin 1904, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. 633 S. 8°.

Digitized by Google

Hier bildet wohl auch der Briefwechsel den Kern des Ganzen, aber die Briefe sind durch fortlaufenden erzählenden Bericht verbunden, und das Ganze ist dann in (22) Kapitel geteilt, die je einen Abschnitt zusammenfassen, der durch die Arbeit an einem größeren Werke oder durch Ereignisse des äußeren Lebens bestimmt wird. Gewiß will der Verfasser oder, wie er sich bescheiden genannt sehen will, der Bearbeiter, auch einem weiteren Leserkreise dienen als nur der zünftigen Fachwissenschaft. Die aber wäre ihm sicherlich für eine Arbeit nach dem vorhergehenden Muster dankbarer gewesen.

Aber wir haben nicht zu besprechen, was sein könnte, sondern was ist. Und hier finden wir mit Freude, daß sich der berichtende Teil innig an den Geist des Briefwechsels anschmiegt und auch den Leser mit hineinzieht. Die Kapitel sind freilich etwas lang, und die ganze Anordnung bringt es mit sich, daß manch recht kleines Ereignis, das in einem der Briefe erwähnt wird, eben auch im Berichte zu erläutern ist, und dann doch mitunter größeres Gewicht empfängt, als ihm eigentlich gebührt. Aber die Leute selber, die da schreiben oder von denen geschrieben wird, treten uns in ihrer ganzen ungeschmückten Eigenart entgegen. Dichterische Strömungen und das Werden der germanischen Wissenschaft durch die Arbeit der gelehrten Brüder empfangen manch neues Licht. Clemens Brentano taucht immer wieder auf mit seinem Genietreiben, und eine Fülle anderer Leute aus jenen Tagen werden, bald länger, bald kürzer, uns nahe gebracht. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch des fleißigen und äußerst inhaltreichen Buches für den wissenschaftlichen Gebrauch.

Erheblich nüchterner als Steigs Werk, das ersichtlich mit großer persönlicher Teilnahme geschrieben ist, mutet die Ausgabe der Briefe Ibsens[1]) an, die als zehnter und Supplement-Band zur Ausgabe der 9 sämtlichen Werke in deutscher Sprache von Julius Elias und Halvdan Koht besorgt wurde. Die beiden Herren haben sich redlich bemüht, zusammenzubringen, was irgend zu erlangen war. Sie haben mehr gefunden, als sie zu hoffen gewagt und der Schreiber selber geglaubt, aber in ihrem Vorworte (S. XII) müssen sie doch auf verschiedene bedauerliche Lücken hinweisen.

Den bedauerlichsten Mangel des Buches können wir mit Ibsens eigenen Worten bezeichnen. Er schreibt am 30. Dezember 1898 an Brandes über sein Buch „Julius Lange, Briefe aus seiner Jugend": „ . . es fehlen ja auch Ihre Briefe, die ich riesig vermisse: denn es ist für das Verständnis eines Dialoges nie günstig, wenn man nur die Reden der einen Person hört und die der andern erraten muß". (S. 411.) Freilich ist Ibsen möglicherweise selber daran schuld; denn die Briefe, die andere an ihn geschrieben, müßten bei ihm selber zu finden sein. Jedenfalls wären sie auch weit zahlreicher als die aus seiner Feder! er nennt sich sehr richtig: „einen Mann dessen Hauptpassion es ganz gewiß nicht ist, Episteln auszutauschen — selbst mit seinen besten und liebsten Freunden". (S. 410.)

[1]) Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. Zehnter Band. Briefe. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Julius Elias und Halvdan Koht. LX u. 536 S. 8°. Berlin, S. Fischer Verlag geb. Mk. 4.50.

Digitized by Google

Die Herausgeber haben sich redlich und erfolgreich bemüht, diese Lücken durch eine sehr gute Einleitung, die man vor Benützung des Buches unbedingt gründlich lesen muß, und recht reichliche Anmerkungen nach Möglichkeit auszufüllen. Einen anderen Mangel konnten sie aber unmöglich ausgleichen; und der liegt wieder in Ibsen selber. Immer und immer wieder fallen Bemerkungen, die den Faden plötzlich abreißen und auf eine mündliche Besprechung vertrösten: „Ich hätte Ihnen eigentlich über diese wie über andere Materien noch unendlich viel zu sagen, aber ich hoffe immer auf eine Gelegenheit mich mit Ihnen persönlich aussprechen zu können." (S. 223.) Ibsen ist keine mitteilsame Natur, er überläßt auch hier wie in seinen dichterischen Werken sehr viel dem Leser: „Denke genauer über das nach, was ich hier nur oberflächlich und in aller Kürze andeuten konnte." (S. 270.)

Dennoch enthalten die Briefe eine Fülle von Notizen über des Dichters Lebensgang. Seinen ganzen Zorn schüttet der alte „Staatssatiricus" über die engen Verhältnisse und engen Köpfe der Heimat aus, nicht ohne doch das nordische Vaterland mit seinen Fjorden aus ganzem Herzen zu lieben. Wie oft fühlt man sich an Dante gemahnt. Die Worte über seine Staats- oder richtiger „Nichtstaats-Theorie", die ihm die Kommune in Paris 1871 verdorben hat (S. 165), sind ja bekannt genug. Er will ganze Arbeit: „Von den Spezialreformen verspreche ich mir nichts!" Dennoch hat die Zeit des deutsch-französischen Krieges, aus der diese Worte stammen, für ihn höchste Bedeutung gehabt. Er wurde vom Skandinaven zum Germanen bekehrt, lernte die Deutschen, gegen die er seit der Niederwerfung Dänemarks im Jahre 1864 manchen Groll im Herzen getragen, wirklich achten.[1]) Unterband auch der Kriegslärm zeitweilig das dichterische Schaffen, so wurde die Zeit doch recht eigentlich fruchtbar durch ihre Einwirkung auf sein größtes Werk: Kaiser und Galiläer. Von dieser welthistorischen Tragödie ist auch während der Arbeit öfter die Rede auch mit näherer Bezeichnung des Stoffes. Sonst war es nicht seine Art, vorher viele Einzelheiten seiner werdenden Werke zu verraten; und selbst nach ihrer Veröffentlichung geht er mit sichtlichem Widerstreben daran, auf einzelne Anfragen erläuternde Aufschlüsse zu geben.[2])

Daß in den Briefen, namentlich an Brandes, eine Fülle seiner Kunstbeobachtungen verstreut sind, ist eigentlich selbstverständlich; es wäre reizvoll, sie systematisch zu gruppieren. Nur eine Stelle möchte ich hier ausschreiben, nicht als ob ich ihr ohne jeden Widerspruch beipflichtete, sondern um durch des großen Praktikers Meinung über Vers- und Prosadrama zu weiterem Nach-

[1]) Für die Leute, die aus einzelnen Worten eines Poeten fertige Urteile oder Charakteristiken zu schmieden, zu verhimmeln oder zu verdammen den Mut haben, möchte ich hier unten eine Stelle beifügen: „Ich entferne mich ja durch den Umzug (von Dresden nach München) etwas weiter von der Heimat, dafür komme ich aber auch Italien ein ganz Teil näher und habe zudem die Annehmlichkeit, unter Katholiken zu leben, die hier in Deutschland den Protestanten unbedingt vorzuziehen sind". — (S. 237.) Ich verzichte natürlich auf jeden Kommentar, auf jede sonstige Verwertung der Stelle; aber als gewordener Münchener darf ich immerhin mein Vergnügen daran haben.

[2]) Einen kurzen Brief dieser Art, den die Sammlung nicht aufgenommen, findet man in Faksimile bei Paul Ernst, Ibsen (die Dichtung. Bd. 1.) nach S. 80.

Digitized by Google

denken anzuregen. Eine Schauspielerin vom Christianiaer Theater, Frau Lucie Wolf, feierte das Jubiläum ihrer dreißigjährigen künstlerischen Wirksamkeit an dieser Bühne und ließ ihn durch seine Gattin um einen Prolog dazu bitten. Er lehnte ab (25. Mai 1883):

„Wenn ich doch nur Ihrer Bitte nachkommen könnte. Nichts sollte mir lieber sein. Aber ich kann es nicht — ich kann es nicht um meiner Überzeugung und um meiner Kunstanschauung willen. Prologe, Epiloge und dergleichen mehr müßten unbedingt von der Bühne verbannt werden. Dahin gehört nur die dramatische Kunst, und Deklamation ist keine dramatische Kunst."

„Der Prolog müßte natürlich in Versen sein, denn so ist es ja Schick und Brauch. Aber ich für mein Teil kann nicht dazu beitragen, diesen Schick und Brauch lebendig zu erhalten. Die Versform hat der Schauspielkunst außerordentlich vielen Schaden zugefügt. Ein Bühnenkünstler, der sein Repertoire aus der Schauspieldichtung der Gegenwart holt, sollte ungern auch nur einen Vers in den Mund nehmen. Die versifizierte Form wird im Drama der nächsten Zukunft kaum eine nennenswerte Verwendung finden: denn die dichterischen Intentionen der Zukunft werden sich damit sicherlich nicht vertragen können. Sie wird deshalb zugrunde gehen. Die Kunstformen sterben ja ebensogut aus, wie die fabelhaften Tierformen der Urzeit ausstarben, da ihre Zeit um war."

„Eine Tragödie in fünffüßigen Jamben ist heutzutage schon eine ebenso seltene Erscheinung wie der Vogel Dodo, wovon nur einige ganz wenige Exemplare unten auf einer afrikanischen Insel leben."

„Ich selbst habe in den letzten sieben, acht Jahren kaum einen einzigen Vers geschrieben, vielmehr ausschließlich die ungleich schwierigere Kunst gepflegt, in schlichter, wahrer Wirklichkeitssprache zu dichten. Dank dieser Sprache sind Sie die ausgezeichnete Künstlerin geworden, die Sie jetzt sind. Glatte Verse haben Sie nie darin gefördert, das Urteil eines Menschen zu bestechen." (S. 325.)

Hier spricht der Künstler Ibsen; daneben hören wir noch häufig den Politiker, auch den Geschäftsmann — selten den Menschen; die Einleitung sagt selber: „In einer Beziehung freilich enthalten diese Briefe eine fürs erste unausfüllbare Lücke: in der Frage des Herzenslebens. Dieses Tor zu entriegeln, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen." (S. XVI.) Daß sich auch hier viel verbergen muß, das lehren uns ja seine letzten Dramen, der „Borkman" und „Wenn wir Toten erwachen". Nur der Freund zeigt sich mitunter auch in diesen Blättern in dankbaren und herzlichen Tönen. Geschlossen aber sei diese Besprechung mit einer bedeutungsvollen Stelle, mit der der Dichter einen Brief an seine Schwester (v. 26. Sept. 1869) schließt: „Dieser Brief ist kurz und ich habe das übergangen, worüber Du vielleicht gerade eine Aussprache von mir gewünscht hättest. Zur Zeit muß es dabei sein Bewenden haben; aber glaube nicht, daß mir die Wärme des Herzens abgeht, die vor allen Dingen vorhanden sein muß, wenn ein wahres und starkes Geistesleben gedeihen soll." — Statt der Unterschrift folgen vier Gedankenstriche — — — —

Digitized by Google

Die Münchener Kunstausstellungen des Jahres 1905

Von Dr. Jos. Popp

Hoch bäumt sich das feurige Vierergespann eines antiken Wagens, den ein sonneumglänzter Jüngling sicher und sehnig nach dem heißumstrittenen Ziele lenkt. Mit solchem Bilde, in griechischem Reliefstil, lockt uns das Plakat zur IX. internationalen Kunstausstellung im Glaspalast und nach dem Königsplatz zur Lenbachausstellung. Hat uns Franz Stuck mit dieser meisterhaften Einladung das Streben nach den höchsten Idealen der Kunst andeuten wollen, das die noch Lebenden mit dem geschiedenen Meister verband? Oder bietet er vor allem ein Wahrzeichen der Gegenwärtigen, die in dieser bildnerischen Völkerversammlung um den Ruhm der Anerkennung und des klingenden Erfolges ringen? Oder dient der Entwurf beiden Gedanken in gleicher Weise?

Lenbach war ein Feind aller großen Ausstellungen. Sie galten ihm als ein führerloses Orchester, in dem jeder nach Belieben seine Melodie spielte. Auch Bilderbeerdigungsanstalten nannte er sie. Dennoch konnte selbst er sie nicht entbehren: sein starker und rücksichtsloser Herrentrieb schuf sich als Ausweg eine Ausstellung in der Ausstellung, eine eigene Rennbahn in der gemeinsamen Arena! Nichts bezeichnet deutlicher und trauriger die Notwendigkeit und Übelstände unserer heutigen Bilderparaden. Der Künstler braucht die Öffentlichkeit und muß sehen, wie er mit ihr zurecht kommt. Welchen Nachteil dies für sein Schaffen, welche Gefahren für seine schöpferische Ehrlichkeit dies hat, ahnt der Laie für gewöhnlich nicht. Deshalb scheint es uns heilsam und recht, darüber ein Wort zu sagen.

Den heutigen Künstlern fehlt zumeist der Auftraggeber — und damit das feste Ziel ihres Gestaltens, die Freudigkeit und der Reiz, an die Vollendung der Aufgabe die besten Kräfte zu setzen. So bleibt fast jedem die Freiheit, zu schaffen, was ihm beliebt, und nur seinem Genius zu dienen, — aber auch die Freiheit, zu verhungern oder doch zu verkümmern: Nicht immer, zumal nicht bei großen Meistern, fällt des Künstlers Geschmack mit dem des Publikums zusammen; selbst ein Rembrandt hat dies an sich erfahren müssen. Kommt aber der Künstler dem Verlangen des allgemeinen Geschmacks, dieses unberechenbaren Proteus, entgegen, so riskiert er sein Eigenstes; zumal in Übergangszeiten. Die an künstlerischem und persönlichem Charakter Schwächeren fragen natürlich zuerst und zumeist: was wird gefallen; was kann ich verkaufen? Ihnen ist die Ausstellung der Markt für ihre Arbeit und der Friedhof ihrer Kunst. Nicht wenige unter den Besseren sträuben sich gegen dies Schicksal jahrelang; mancher geht daran innerlich zugrunde: Das Leben erweist sich stärker als die Kunst.

Wohl gibt es auch solche, die scheinbar keinerlei Zugeständnisse machen. Sie können sich im Bunde mit Gleichgesinnten vielleicht behaupten — so sind die Sezessionen als notwendige Organisation der Jungen gegen die Alten, der

Digitized by Google

Nur-Künstler gegen die Künstlergeschäftsleute, der Pfadsucher gegen die selbstsicheren Besitzer des Ererbten entstanden. Aber ihnen droht die Gefahr, daß sie sich gegenseitig Konkurrenz bereiten, indem jeder seine persönliche Gabe möglichst heraushebt, um neben den anderen noch zur Geltung zu kommen. Damit entstehen das Virtuosentum und die zu laute Aussprache des künstlerisch Wertvollen, d. i. der „Ausstellungsschlager". In der Münchener „Scholle" ist dieser Übelstand System geworden. Anderseits ergibt sich ein nicht ausgesprochener, aber doch empfindsamer Zwang zu gewissen Ausdrucksweisen, um nicht von der Ausstellung ausgeschlossen zu werden, da die Jury stets aus Mitgliedern bestimmter Richtungen besteht. Es bleibt also auch dem nach Selbständigkeit strebenden Künstler nichts anderes übrig, als in irgend einer Weise „für die Ausstellung" zu arbeiten. So ist in unserer vielgepriesenen Zeit der individuellen Freiheit gerade den starken Persönlichkeiten ihre Äußerung am schwersten gemacht. Feuerbach, Böcklin, Marées, Thoma sind nur ein paar Namen, aufs Geratewohl herausgegriffen, die spät, teilweise erst nach ihrem Tode zur vollen Geltung kamen.

Bedenkt man diese Schwierigkeiten, so wird eine moderne Kunstausstellung nicht ohne weiteres der Ausdruck unserer künstlerischen Kultur. Dies wenigstens ungefähr zu werden, streben in München die „Sezession" und die „Luitpoldgruppe" an. Venedig, Dresden, Düsseldorf haben es selbst für das Ganze ihrer Darbietung versucht. Daß wir München als Ganzes ein derartiges Bemühen absprechen müssen, bedeutet den ersten Hauptmangel der heurigen Internationalen und zugleich Münchens Niedergang als führender Kunststadt. Die Gründe hiefür wollen wir jetzt nicht erörtern, wohl aber die Tatsache feststellen.

Es fehlt an einer charakteristischen Gruppendarstellung der Kunst von Berlin, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt-Cronberg, sowie des sonstigen Deutschen Reiches. Es fehlt vor allem der ganzen zweiten Hälfte des Glaspalastes eine deutlich orientierende Auswahl des Kunstschaffens der fremden Länder. Wir vermissen endlich jeden Versuch zu irgendwelcher Besonderheit im Arrangement: wiederum läßt sich der botanische Garten nur von ein paar Fenstern aus rein platonisch genießen; es gibt in den 80 Räumen nicht ein Plätzchen, wo des Besuchers Auge und Glieder von dem verwirrenden und ermüdenden Eindruck der nahezu 2500 Objekte sich ein wenig erholen könnten. Die Restauration ist, auch wenn sie weniger trostlos aussähe, nicht jedermanns otium cum dignitate.

Diese qualitative Unzulänglichkeit der Ausstellung bringt uns um die reizvolle Aufgabe, ein ungefähres Bild der Gegenwartskunst in Europa zu geben, die Werte des Inlandes an jenen des Auslandes zu messen und eine Feststellung des bisher Erreichten zu versuchen. Es ist dies umso bedauerlicher, da der Gärungsprozeß der modernen Kunst zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Münchener Kunst

Wenn die Kunst Isarathens, im allgemeinen gesprochen, die Palme verdient, so liegt dies neben dem Ausbleiben hervorragender auswärtiger Werke vor

Digitized by Google

allem an der sorgfältigen, ja strengen Jury der „Sezession" und „Luitpoldgruppe", an dem Wagemut und jugendlichen Eifer der „Scholle". Konnten wir schon vor Jahren die Räume der „Künstlergenossenschaft" mit dem Worte: „Morituri te salutant" überschreiben, so sind sie inzwischen zum Friedhof geworden; nur da und dort stehen ein paar Blumen als einzige Zeugen des Lebens. Ein neues Bild gewähren aber auch die ersteren Gruppen nicht.

Die „Sezession" hat immer noch die meisten Persönlichkeiten, die — abgesehen von der Zügelschule — möglichst unabhängig von einander ihre Ziele verfolgen. Das Streben nach bildmäßigem Abschluß hat manche einander näher, aber von der Natur schon fast wieder zu weit abgeführt; die frühere Farbenfreudigkeit weicht gerne der Vorliebe für tonige Wirkungen. Das Figürliche tritt mehr in den Vordergrund, ohne daß die zeichnerische Kraft und Sicherheit gewachsen wären. Das geistige Niveau ist weder im „Was", noch im „Wie" ein sonderlich hohes. Die Gediegenheit des Könnens verführt oft zu rein äußerlicher Mache und wird in Ermangelung des Inhaltes virtuosenhaft zugespitzt. Im ganzen zeigt sich eine unleugbare Erschlaffung, über die einige Gäste mit glücklichen Werken den flüchtigen Beobachter hinwegtäuschen.

Die „Luitpoldgruppe" erweckt noch weniger Interesse, da sie vorzugsweise kompilatorisch arbeitet. Die kühle Überlegung der Mittel teilt sich unwillkürlich den Werken als Ganzes mit. Es herrscht hier die Wohlerzogenheit der Musterklasse, die einem allen Verdruß erspart und durch die Ruhe ihrer Temperamentlosigkeit schon am Morgen erlaubt, das Mittagsschläfchen zu antipizieren.

Die Leute der „Scholle", d. i. der künstlerische Hauptstab der „Jugend", suchen aus Illustratoren Bildermaler zu werden, indem sie ihre Motive nach Art einer Ziehharmonika bis zur Länge und Höhe eines Möbeltransportwagens ausdehnen. Trotzdem verdienen sie Beachtung; ein paar Namen gehören sogar mit zu den hoffnungsvollsten unserer ganzen Münchener Kunst.

Die „Künstlergenossenschaft" pflegt die malende Anekdotenjägerei, die appetitlichen Stilleben und „schönen" Landschaften, zwischen hinein ein Zötchen oder einen langweiligen Frauenakt, sowie Porträts, die die farbige Photographie der Zukunft vorweg nehmen — und was sonst noch das Gemüt der braven Bier- und anderen Philister, wie den Kunstsinn unserer Privatiers, Honoratioren und Freunde eines künstlerischen Durchschnittes erfreut. Ihre Schwester wohnt in Berlin-Moabit und darf sich heuer rühmen, durch Aufbesserung ihrer Toilette etwas interessanter als die südliche Schöne geworden zu sein; aber auch so ist sie immer noch überaus langweilig. O. Wilde erachtete dies für die schlimmste Eigenschaft der Kunst. In Berlin wird man dadurch hoffähig, in München erhält man von der Regierung das Arrangement einer internationalen Ausstellung anvertraut. Eine weitere Folge ist die kongeniale Beteiligung des Auslandes.

Müssen wir auch noch geraume Zeit auf eine frische, inhaltsreiche nationale Kunst warten, so bewahre uns doch wenigstens die Zukunft vor der offiziellen d. h. bureaukratisch geleiteten, juristisch geläuterten, landtäglich geregelten Kunst-

Digitized by Google

fürsorge! Sie taugt im monarchischen Staat so wenig wie in der Republik; denn die Kunst ist nicht jedermanns Sache.

Sezession. „Orest und die Erinnyen" nennt Stuck die dritte Auflage eines Bildes, das er uns schon zweimal gezeigt hat. Macht es seinem künstlerischen Gewissen alle Ehre, daß er ein Problem so lange wälzt, bis es die endgültige Lösung gefunden, so zeigt diese Umkremplung doch auch, wie wenig die Phantasie des Künstlers sich der früheren Fruchtbarkeit erfreut. Die Depression, die wir schon vor ein paar Jahren in Stucks Schaffen feststellten, hält also noch an. Ob es nicht die Krankheit zum Tode ist? — würde Kierkegaard fragen. Auch die jetzt geglückte Lösung ist mehr das Produkt eines hoch entwickelten dekorativen Geschmackes als impulsives Gestalten. Wohl abgewogen ist der kalte und warme Fleischton, wie das Blau und Rot der Gewänder zum kühlen, metallgrünlichen Himmel, dessen untere Horizontpartie in tiefes Violett übergeht, von raketenähnlichem Sprühregen ins Vibrieren gebracht. Orest in seiner Angst rennt qualvoll auf den Beschauer zu, während die Rachegöttinnen in wohllüstiger Gier ihn umwirbeln. Glücklicher wäre die geistige Lösung, bekämen wir den Verfolgten von der Seite zu sehen. Stuck aber ist das Ganze nur ein Vorwand, Farbenflecke in allerdings raffiniert wirkungsvoller, doch nicht neuer Art, gegeneinander zu stellen. Seine „verwundete Amazone", die vielmehr ein plastisches Motiv in sich schließt, hat die nämlichen Vorzüge; sie ist überdies von geradezu notwendiger Geschlossenheit und einer ehernen Kraft der Linie. Daneben empfindet sich Habermanns „Damenbildnis" doppelt dekadent. Seine Atelierszene ist auch nur ein Schatten dessen, was ihm früher derart gelang. Der Garten im Sonnenschein ist wie ein zerrinnendes Butterbrot, ohne alle Struktur. Knirr kultiviert so sehr die Engländerei, daß er gleich ein halbes Dutzend seiner Vorbilder in einen Rahmen hineinknetet. Hierl-Deroncos „Diana" ist ein süßlicher Akt in billiger Theaterbeleuchtung und noch schlechterem Vordergrunds-Durcheinander. Die „Medja" variiert das Thema in Orange mit anderem Firlefanz, der als Stilleben teilweise Qualitäten hat. Hofft der Künstler damit im Ernst auf eine 1. Medaille oder Verwendung in der Pinakothek?

Eine Arbeit, die als reifste Frucht unermüdlicher, jahrelanger Studien gelten darf, ist Landenbergers „Sommerabend am See". Wie hier die weiche, warme Luft um Himmel und Wasser als liebendes Band sich schlingt und die jungen, schlanken Knabenkörper umkleidet, das ist so unmittelbar erfaßt und konzentriert hingestellt, daß wir Natur und Kunst in seltenem Vereine beisammen finden. Leider entbehrt der allegorische „Frühling" solcher technischen Vorzüge, wie auch der hiefür unentbehrlichen Naivität. Er ist zu schwer. Sambergers „Porträt des Geheimrates Dr. von Reber" ist als Charakteristik von verblüffender Echtheit. Koloristisch erinnert es mich an die glänzende Helle und geistreich spielende Virtuosität, mit der Zorn den Pinsel führt. Rassig ist die Studie eines Spaniers durch ihren markigen Umriß, dem der rote und schwarze Ton eine vornehme Folie geben. Einen stark aristokratischen Zug mit leichter

Digitized by Google

Ironisierung zeigt das Bildnis eines „Palastinspektors". Ein Kölner Arzt ist mehr im Sinne des sehr verehrlichen Publikums gehalten, aber deshalb nicht weniger gut im wesentlichen. Ich freue mich, daß Samberger nun die richtige Formel für seine geniale Subjektivität und das objektive Recht des Darzustellenden gefunden hat; auch farbig redet er immer mehr eine persönliche Sprache. Zügel zeigt vor allem in seiner „Lüneburger Heide" mit Schafen, über welche erstaunliche Ausdrucksfähigkeit die moderne Malerei in der Darstellung von Licht und Luft verfügt: es brodelt nur so von sommerlicher Hitze, die alles in flimmernde Farbenflocken auflöst. Ob dies freilich nicht vielmehr eine virtuose Naturstudie, als ein in sich ruhendes Kunstwerk bedeutet? Uhdes fortwährende Kränklichkeit läßt leider all die intimen Subtilitäten vermissen, die wir sonst an seinen Interieurs bewundern. Heyden erscheint süßlich und degeneriert; wer würde in diesem glatten Federvieh noch den Maler erkennen, dessen „Schweinefamilie" seiner Zeit das Publikum ebenso entsetzte, wie die Bravour der Darstellung die Kenner entzückte! Zumbusch schreibt sich selbst ab und damit aus; er wird nun auch in den Mitteln biedermännisch-spießerhaft. Kuschel, vielleicht das originellste Farbentalent der ganzen Sezession, bringt es leider nur zu Fragmenten. Am vollständigsten, am meisten ausgeglichen ist sein „Amor und Psyche". Eine antike Heiterkeit und arkadische Lebensschönheit prägt sich in den beiden aus; ebenhaft weitet sich wie ein bunter Blütenkranz um sie die Natur. Steppes gelingen in seiner zu gewollten Technik nur die glühenden Federwölkchen an dem verglimmenden Firmament. Die traumhafte Stille, die beabsichtigt wird, leidet unter der zu gekünstelten Vortragsweise erheblich. Schmiegsam und locker malt Moll das müde Grün des feuchten Herbstes, dessen dunstiger Erdgeruch die fallenden Blätter am Boden zur Todesruhe bettet. Die groteske Lustigkeit von Kirchners benachbarten „Sorglosen" kommt daneben in ihrer ganzen Ulkhaftigkeit zu überquellendem Ausdruck. Es ist eine Parodie auf die stumpfsinnige Fröhlichkeit der „Vielzuvielen", wie sie vielleicht nur in J. Vebers „Paradies" ein Seitenstück hat. Exter könnte für sein schwerfälliges Flügelbild „Tanzlegendchen" davon etwas brauchen. Wie kann man nur so grobhändig und umständlich den heimlichen Humor Gottfried Kellers illustrieren wollen! Das Bild ist auch in der Mache ganz unausgeglichen. Eine breite, frohe, flotte Behandlung des „Hallali" im Abendschein glückte Jank, wenn das Werk auch nicht so meisterhaft ist, wie es beim ersten Eindruck sich darstellt. Zum Höchsten entbehrt es doch noch der starken „Faust". Weisgerbers düstere Totengräberarbeit ist selbst für das Porträt des Dichters Scharf zu proletenhaft erdig und schwer; doch steckt darin eine unheimliche Kraft elementarer Charakteristik. Kleins Towabohu weiblicher Toilettenstücke ist eine meisterhafte Zusammenstimmung bunter Tonwerte zu einem räumlich vertieften und auch sachlich geschlossenen Bilde. Oppler gelang eine behagliche Atelierszene. Spiro bringt ein schlichtes Mädchens ebenso zur Geltung, während Levier mit geschickter Anpassungsfähigkeit die Weltdame in seiner Dargestellten herausholt. Pietzsch stellt die fast erdrückende Melancholie des

Digitized by Google

Spätherbstes im Isartal mit großzügiger Linie und mattschimmernden Farben etwas unbeholfen, aber eindringlich dar. Heugeler zeigt sich diesmal in Erfindung und Kolorit durchaus flau und lahm. Von den Zügelschülern kommt Schramm-Zittau in einem „Hühnerhof" dem Meister am nächsten. Hayek ist der Selbständigste und Feinste in einer Herbstlandschaft von wundersam echtem Klang; Junghanns erweist sich in einem fast lebensgroßen „Vierergespann" als tüchtigen Könner, aber auch als einen Künstler, der die manuelle Sicherheit und den Naturausschnitt höher stellt als die geistige Verarbeitung des mit den Augen geschauten.

Von Auswärtigen nennen wir vor allem Leistikows „Abend im Park", der die Wirklichkeit ganz ins Märchenhafte steigert: in letztem glühenden Kuß der Föhrenwipfel verliert die Sonne ihr Leben an die Nacht, die geisterhaft leise aus den stillen Wassern und schweigenden Gründen über die schmiegsame Brücke sich erhebt. Wie in blassem Erschrecken sieht die Gartenmauer die Bäume um sich dunkeln, fühlt sie die Kühle des Mondlichtes. Die gelblichen Buchenkronen des anderen Bildes atmen die beschauliche Ruhe eines glücklichen Alters. Dem gegenüber zeigt sich Liebermanns nüchterner Sinn klar in einer ganz eminent gemalten Weidenallee mit ihrem verhaltenen Licht. Kuehl verwendet „Dresdener Chaisenträger" zu einem satten, wohligen Klang in Gelb; nur hat man die Empfindung, daß die eine oder andere Hälfte des Bildes diesem Zweck vollauf genügte. Sein „Bräuhaus" ist träge und stumpf im Vortrag. Hummel scheint in einem blonden Kinderköpfchen von seiner tuberkulosen Gräulichkeit allmählich zu genesen. Trübner hat nun die in den letzten Jahren angestrebte breite Wiedergabe des Grün und zugleich dessen toniges Ensemble mit dem Freilicht nahezu erreicht. Als bloße Malerei ist dies eine Meisterleistung erstaunlichster Art. Hübner übertrifft noch Landenberger in der Wiedergabe warmer Sommertage auf buntbelebten Wasserstraßen; er ist einer der wenigen Impressionisten, die ihren „Eindruck" zur Bildwirkung bringen. Schrader-Velgen, ein Münchner, blieb in seinem „Wasserstrudel" an der Natur hängen.

Luitpoldgruppe. W. Firle, ein Meister des belebten Interieurs, zeigt sich heuer recht aufgefrischt in „Gratulanten zur silbernen Hochzeit". Außer in den von rührender Ergriffenheit überraschten Alten ist das psychologische Moment nicht recht vielseitig, noch bezwungen; dagegen ist der malerische Zusammenhalt des Ganzen trefflich und die Stimmung der Feststube herzgewinnend. Raff. Schuster-Woldan, ein vornehm empfindender Künstler, der sich gerne in Rätselbildern verliert, nennt diesmal drei Frauen mit einem Kind „Leben". Der Akt ist als Tonwert weich und fein, das übrige wirkt harmonisch, ist aber nicht gerade geistreich dazu gestimmt. Es fehlt auch der charakterisierende Grundton. Sein Damenbildnis ist wohl eine zu kühl berechnete Kostümfigur. Sein Bruder Gg. Woldan erscheint etwas spröde und trocken in der Farbe seines Mädchenporträts, doch entzückt er uns durch den reizvollen Ausdruck des kindlich Naiven; der „Jäger" ist kraftvoll, aber zu schwer, stumpf im Kolorit. Urbans „Spät-

Digitized by Google

sommer" fesselt im Vordergrunde durch den dunkelgrünen Wald, über dessen Kronen das Wipfelgeflüster wie ein rieselnder Quell perlt. Das Meer fällt aber als silberne Platte aus dem Ganzen heraus; der Abschluß links ist zu kulissenhaft improvisiert. Die „Einsamkeit" ist ganz tintig. Küstners „Altwasser im Isartal" zwingt uns durch das tiefe Blau der Berge, das rostfarbene Hellbraun der Bäume und ihre Spiegelung mit den großen Wolkenballen ganz und gar in seinen tiefen Bann einsamer Größe und erhabener Ruhe. Der „Vorfrühling am Altrhein" hat ähnliche Eigenschaften. Beides sind Schöpfungen tiefster Empfindung und abgeklärtester Reife, die jedem unvergeßlich bleiben werden, der sich ihnen in stiller Versenkung hingegeben hat. Frank erreicht ganz ähnliche Wirkung in vielleicht noch größerer Meisterschaft und konzentrierteren Mitteln für seine „Ungarische Erde". Die Ebene mit ihrem Unendlichkeitsgefühl tritt hier überwältigend vor unsere Seele. Seine beiden anderen Werke zeigen die Vielseitigkeit seiner Technik, wie ihre hohe Vollendung, haben aber nicht den Gehalt des erstgenannten Werkes. Bracht, der in einer „Schneelandschaft" zu verblasen auftritt, findet zumal in einer „Herbstpartie" warme, goldene Töne. Ubbelohdes „Wolkenschatten" über weitem Feld mit verkrüppelten Birken sind wie das schwere Schicksal hart Geprüfter. Sein Winter ist ein köstliches Eingelulltsein, wohliges sich geborgen wissen. Bartels sprüht nur so von Sensenklang, Morgentau und Sonnenlicht in seinen Mähern. Die „schwere See" ist überwältigend großartig durch die elementare Wildheit des in immer neuen Wogenbergen heranbrausenden Meeres. Baer kommt mir wie ein ausgespielter dramatischer Held vor, der nur mehr über den Gestus ohne dessen dazu gehöriges Pathos verfügt. Er gestikuliert nur in seinen riesenhaften Bergmassiven, deren Zerrissenheit und schroffe Unnahbarkeit sich wie eine Pappendeckelwelt ausnimmt. Ihre Wucht ist nur eine gemußte.

W. Thor mißglückte in seinem Porträt des Regenten die Hauptsache; es ist auch unbeholfen arrangiert, doch hat es feine, gehaltene Töne in den Gobelins und im Teppich. Das Seelische liegt diesem Maler überhaupt nicht. Nur auf Tonwert gearbeitet ist ein in diesem Sinne wohlgeratenes Damenbildnis von Heller. Bloos wirkt in seinen beiden Bildnissen öde, nach Inhalt und Form. Völkers „Nordsee" bietet in seinen Aquarellen viel Poesie des ebbenden Meeres und des herbstlichen Vergehens. Looschen erreicht, was er will: Märchenstimmung. Messerschmidt verlebendigt die nächtliche Fahrt durch „stille Gassen" eines Landstädtchens so plastisch und schlicht, wie ein Mörikelied in Hugo Wolff-Weisen.

Taschners mehr karrikierende als charakterisierende Typen aus dem Bauernleben besitzen ihren Hauptreiz in der naiven Kraft alter Holzschnitt-Nachahmung. M. Schießtl kommt durch zu viel Archaisieren allmählich um seine naturhafte Ursprünglichkeit.

Eine merkwürdig gekünstelte Stilisierung legt sich Kunz bei. Es ist ein In- und Nebeneinander von schemenhafter und realer Modellierung bei möglichst

Digitized by Google

geradlinigen Umrissen. Es ist schade, daß die zarte, in süßen Mollakkorden schwingende Seele dieses Künstlers sich in solche Geschraubtheiten hineinarbeitet. Seine Köpfe entbehren dessen, was Stuck in so außerordentlichem Maße besitzt: der Raumwirkung; sie sind wie geköpft und aufgespießt. Eine Ausnahme macht das pikant skizzierte Profil einer Dame. Widnmann, der seine Palette jüngst so verheißungsvoll aufhellte, bedroht die rezepthafte Dunkelheit der „Luitpoldgruppe"; viel besser als das „stille Tal" ist „auf freier Höhe", vor allem durch die Geschlossenheit und Kraft des malerischen Ausdruckes. Lietzmann, Egersdörfer, Rüger, Liebermann, P. P. Müller, Hoch, der bedeutend nachläßt, sind in tüchtigen Arbeiten, die aber des Impulses entbehren, bezeichnende Vertreter ihrer Gruppe. Der Goldlack und die Ranunkeln von Fanny Bleicher hätten einen Ehrenplatz im Hauptsaal verdient, so hervorragend schön und duftend sind sie gemalt. Von K. Meyer ist ein beachtenswerter Akt zu verzeichnen. Geffken ist in seinem Ölwischbildchen „Visite" ungleich künstlerischer, als in dem umständlichen „Gruppenbildnis".

Scholle. Die Natur und das Volksleben der Heimat reizt diese Künstler vor allem; nur Münzer kommt von Paris nicht los. Sie erzählen und schildern ihre Welt mit der naiven Frische der ersten Eindrücke und nehmen damit unser Herz gefangen. Sie tun dies aber in anderer Art als Richter oder Schwind oder Spitzweg: sie leben nicht selbst in diesen engen Grenzen und ihrer Behaglichkeit, sondern sie reflektieren sie nur mit dem stark entwickelten Nachempfindungsvermögen des Modernen. Deshalb begehen diese Künstler auch die monströse Geschmacklosigkeit: Motive, die sich im Rahmen der „Jugend"-Illustrationen durchaus ansprechend geben, in das zwanzig- und dreißigfache zu vergrößern. Schwind ist in seinen besten Bildern, jenen in der Schackgalerie, nicht viel größer als in großen Buchzeichnungen; und Defregger, Knaus, Vautier, die klassischen Genremaler, haben, so wenig wie die Niederländer, die das Sittenbild schufen, jemals zu solchen Riesenformaten sich verleiten lassen. Wie wenig die „Scholle" an der Scholle klebt, zeigt sie heuer schon auf den ersten Blick: was hat da noch Erdgeruch? F. Erlers „Fremde" sind eine durch und durch gekünstelte Theatermache; es fehlt zu einer derartigen Stilistik das hiefür unerläßliche Verstehen und Bewältigen der Natur. Aus gleichem Grund sind die beiden kleineren Arbeiten mißglückt. Die Porträts sind ungeschlachte Dekorationsversuche, in denen das geistige Element vollständig verdampft ist. Hoher Stil ist die unwillkürliche Äußerung eines tiefen Idealismus; mit einer gewissen Begabung für die Linie kann man höchstens Stil heucheln. W. Georgis „Erntearbeiter bei der Rast" wären ein passender Schild für unsere demnächst zu eröffnende Landwirtschaftsausstellung. Das heiße, goldene Getreidefeld zeigt eine Naturstudie von bedeutendem Können; die Bauerngruppe im Vordergrund hebt diesen Vorzug teilweise auf, weil ihr die für solches Format notwendige malerische Kraft fehlt. Überdies spricht nichts im Bilde für die Berechtigung, geschweige denn Notwendigkeit solchen Flächeninhaltes. In der Beschränkung erweist sich der Meister. Durchaus verfehlt und schwach ist der Schlitten in Originalgröße

Digitized by Google

von Voigt. Selbst Püttners eminent gemalte „Schneiderstube" ist im Format vergriffen. Das wird aber hier weniger bemerkbar, weil eine breite, volle Pinselführung das Ganze zusammenhält und auch Einzelheiten, die an sich nicht gelangen, wie z. B. der Ofen, noch interessant machen. Eine absolute Leistung von erstaunlicher Tonfülle der braunen, grauen und weißen Werte, sowie von geradezu organischer Abgeschlossenheit ist der „Mann mit der Zeitung", inmitten seiner Reiseeffekten. Im gleichen Sinn arbeitet mit leichterem Farbenvortrag Putz. Seine „Tänzerinnen hinter den Kulissen" müssen als eine durchaus reife, nahezu vollendete Farbensymphonie gelten, deren gehaltene Tönung auch weniger anziehende Einzelheiten diskret dämpft und der Gesamtwirkung selbst als belebendes Element einfügt; wir meinen damit die enttoilletisierte Dame. Münzer hat ähnliches Bestreben. Wirkt das viel zu große „Waldfest" etwas flau, bei aller Anerkennung der sommerlich weichen Luft in dem flimmernden Grün, so läßt das „Porträt" bei kräftigerem, glänzenderem Kolorit das richtige Größenverhältnis vermissen. In einem Fall wie hier, wo das Bildmäßige so sehr im allgemein Malerischen untergeht und das Kostüm wie Interieur die Hauptsache bildet, hätten ein Mieris, Steen, Terborch auch mit dem vierten Teil ausgereicht. — Wir sind nicht für eine archaisierend äußerliche Nachahmung der Alten, aber was sie aus einer reichen Tradition und überlegenem Kunstverstand zu typischer Form gebracht haben, soll uns Spätergeborenen eine Quelle und Norm des Künstlerischen überhaupt sein. Das wertvolle Neue beruht nicht in der Mißachtung des erprobten Alten, sondern in dessen Weiterbildung. Erler-Samaden, der in seinen Winterbildern gerne das Engadin schildert, hat diesmal dessen „Melancholie" in poetischer Wirksamkeit gestaltet. Seine „Mittagsstunde" ist ja in dem Ruhenden nichts weniger als behaglich; er liegt wie eine stark geölte Sardine im fettigen Grün. Aber der dichte Tannenbehang atmet viel von der würzigen Luft des frischen Frühlingstriebes. Weisers „Blaue Stunde" ist die mühsame Arbeit eines Ehrlichen, der höher strebt, als ihm gegönnt ist. Bechler hat in einen verschneiten Talwinkel die ganze Abgeschlossenheit und leuchtende Schönheit einsamer Wintergegenden hineingemalt.

Künstlergenossenschaft und Deutschland. Der Ehrensaal in seinem trockenen Violett läßt ungefähr ahnen, welche Genüsse unser harren. Die Bilder sind seiner meist würdig. Defregger findet in ein paar Kinderszenen seine frühere Unmittelbarkeit ja nicht mehr, dagegen ist er koloristisch reizvoller als irgend einmal. In der Gallerie Heinemann läßt er sich gegenwärtig gut studieren. Er war zur Zeit, als Leibl Mode war, auch davon beeinflußt; und zwar im günstigsten Sinn. Man sieht übrigens daraus, was ein gutes Rezept wert ist. — Eine Rührszene italienischer Schmieren bietet Echtler; die knallige Milieuregie paßt zum Spiel. Schönlebers „Brücke in Viareggio" umfängt uns mit dem Reiz alter Geheimnisse, die hier schweigend auf- und absteigen.

Canal ist wieder mit einigen holländischen Landschaften vertreten, die ganz aus der Stimmung und Färbung der Wirklichkeit herausgewachsen sind.

Digitized by Google

Petersen verblüfft als alter Routinier das breitere Publikum mit einem Sonnenuntergang über dunkelgrünen Meereswogen. Es ist aber nur eine kühle Variante früherer Auflagen. Der Meeressturm ist wie rebellisch gewordener Rasierschaum — ich habe bei diesem Künstler überhaupt oft Zwangsvorstellungen in der Richtung eines Friseurladens. Ungleich einfacher und doch eindringlicher malt Bachmann seinen „Mondaufgang an der Nordsee". In weiter Nachtstille schleichen die grünlichen Wogen leise über den sametenen Strand, als wollten sie den aus dem Hintergrund kommenden gischtenden Wellenkolonnen entrinnen. Scheu entschleiert sich der Mond am violetten Himmel. Wir glauben uns in die erhabene Feierlichkeit eines Heiligtums versetzt. Alberts „blühende Hallig" ist ein freudiger Hymnus an den Frühling. J. Willroider, Gietl, Gogarten, Gampert, Runge halten sich durchaus auf der errungenen Höhe. Sindings „Wiederkehr der Sonne" übt eine starke Wirkung. Hermanns vertritt Düsseldorf günstig. Sandrock, Kallmorgen und vor allem Meyerheim, in einem wahrhaft königlichen Löwenpaar, machen Berlin alle Ehre. Brütt, Schildt, Wille, Albrecht in einem Porträt, sind tüchtige Künstler aus dem übrigen Deutschland. — Leute, denen vielleicht Z. Diemers „Sturmfahrt auf dem See Genesareth" imponieren möchte, müssen wir sagen, daß dies eine ganz schwerfällige Maschinerie ist.

Aus der spärlichen Schwarzweiß-Abteilung sind als erstaunliche Leistungen technischer Art, wie durch ihren Stimmungsgehalt bedeutungsvoll die Bleistiftzeichnungen von Sachetto. Dasios Lithographien haben eine erschütternde Kraft, sowohl in dem Ringen und Drängen der Glückfucher, wie in der Unterweltsszene aus Homer. W. Geiger ist ein moderner Goya. Ich kann diesen Blättern kein höheres Lob spenden, aber auch ihren seltsam grausigen Zug nicht besser bezeichnen. Eine Studie von Bach hat flotten Strich.

Ausland.

Die außerdeutsche Kunst, die in der anderen Hälfte des Glaspalastes untergebracht ist, können wir nur im allgemeinen charakterisieren und durch einige Stichproben die Richtung unseres Urteils andeuten.

Österreich: Wiener Künstlergenossenschaft, Sezession, Hagenbund. Allen dreien ist eine vornehm gemessene, lichte Dekoration gemeinsam, auf der die locker gehängten Bilder einen aparten Eindruck gewinnen. Man darf sich aber durch diesen erlesenen, ja raffinierten Geschmack im einfachsten nicht darüber täuschen lassen, daß hier mehr die Kultur, als starke Begabung den Ton angibt. Entspricht das Streben und Können der ersteren Vereinigung mehr den besseren Arbeiten unserer „Luitpoldgruppe", so ließen sich die letzteren mit der „Sezession" und „Scholle" in Beziehung bringen. Nur hat der „Hagenbund" weniger Individualitäten und zu viel Manier. Am interessantesten ist die Tänzerin von Hampel, eine blasse Farbenpikanterie aus der Welt der Kulisse und Schminke. Seine Temperabildchen sind zu sehr im Reproduktions-

Digitized by Google

stil gehalten, um eine reine Bildwirkung zu gewinnen. Das beste Bild der „Sezession" ist vielleicht Krämers „Fernsicht von Korfu". Wie hier der uralte Ölbaum gegen das Meer steht, das ist so unmittelbare Natur und doch ganz in sich geschlossen. Hejdas „Relief" sind plastische Umarbeitungen von F. Khnopff. Copmanns „Beethovenmaske" atmet hehre Weihe.

Die Böhmen zeigen sich durchaus modern beeinflußt. Sie sprechen das, was sie zu sagen haben, meist ganz geschickt aus — nur haben sie eben nichts Besonderes zu verkünden. Das beste ist der „Boulevard im Regen" von Simon.

Die Polen erweisen eine ähnliche Signatur. Sie stellen heuer auch in Berlin geschlossen aus, und zwar seltsamer, aber auch rassiger. Ihre slavische Seele leuchtet viel stärker, ungebrochener durch. Weil sie sich die Pariser Kunstweise noch nicht recht dienstbar zu machen weiß, entstehen eigenartige Mischungen halbbarbarischer und modern differenzierter Stimmungen. Am einheitlichsten und reichsten sind ein „Kircheninneres" von Czaikowski, das „alte Haus" von Ruszczyc und die „Winterlandschaft in der Tatra" von Wyczółkowski.

Ungarn, das so stolz auf seinen nationalen Charakter pocht, zeigt durchaus Bourgeoisgeschmack und fast gar kein Werk, das ungarische Natur und Menschheit uns nahebrächte. Was künstlerisch bemerkenswert ist, entstammt durchaus anderem Boden, so Laszlos gewandtes „Porträt", Biharis „Flitterwochen", Hegedüs „Abend", Katonas „Winternacht", Paáls „Wald", Zomborgs und Polls Arbeiten.

Italien ist außerordentlich reich beschickt und fast durchweg mit ernsthaften Schöpfungen. Das Hauptkontingent des Besten stellen Mailand und Venedig, überhaupt die Lombardei. Sie zeigt auch den zielbewußtesten Anschluß an die Moderne, wobei sich immer mehr ein spezifisch italienischer Stil herausbildet. Nicht wenige Werke belebt eine dem deutschen Empfinden verwandte Stimmung: Stille Plätzchen, die Abenddämmerung, das gespenstische Weben der Nacht, die düstere Färbung regnerischer Tage, einsame Kanäle, die Poesie der blühenden Bäume, geheimnisvolles Mondlicht im träumerischen Garten sind mit liebreichem Sich-versenken und, teilweise vorzüglicher Technik von Balestrini, Burzi, De Witt, Ciardi, Fragiacomo, Favai, Fornara, Scattola, Sartorelli, Tommasi, Nianello, Gioli u. a. dargestellt. Rein malerische Arbeiten im engen Anschluß an das Gegenständliche der Natur geben mit Erfolg z. B. Bazarro, Buono, Ciardi, G. Galotti, Mariani. Wieder andere, allen voran unser Cairati, suchen uns in großem Format das Meer oder die Campagnia in ihrem vielgestaltigen Zauber nahe zu bringen. Hier, wie in den Figurenbildern und einigen Repräsentationsbildnissen wird dem Italiener seine Neigung zur Pose leicht eine Gefahr der Veräußerlichung.

Frankreich ist vorläufig nur offiziell, d. h. langweilig, vertreten. Selbst die Besnard, Carrière, Lefebure, Cottet, Raffaelli, Simons,

Digitized by Google

Aman interessieren wenig. England und Nordamerika stehen noch aus. Belgien fehlt das Persönliche und Bodenständige. Hie und da so etwas wie französischer Esprit mit gallischem Hautgout durchsetzt: so die „Kokotte" von Thomas; bisweilen ein leises Aufflackern flämischer Träumerei wie in Khnopffs „Kirche", deren Inneres aus Gebetsäther mystisch gewoben scheint oder in den „psychologischen" Porträtstudien von Delaunois. Daneben viel Allerlei äußerlicher Art und manche handwerklich beachtenswerte Leistung.

Spanien macht, wie das in München Tradition ist, seinen obligaten kläglichen Eindruck. Man hofft von einer Ausstellung auf die andere, daß es nun nicht mehr schlechter werden könne, — und immer wieder ist man enttäuscht. Daß es dort einen Zuloaga gibt, daß Düsseldorf uns die neuen Elemente vorgeführt, die so verheißungsreich sind, weiß der Münchener Kommissär offenbar nicht. Spießbürgerei schlimmster Sorte füllt hier einen großen Saal.

Schweden ist auch offiziell beteiligt. Wie war das in jeder Beziehung anders vor einigen Jahren! Und wie diese Wände verpflastert sind. Man hat alle Mühe, bis man einige Namen findet, die längere Betrachtung lohnen. Wir nennen in diesem Sinne Genberg: „Grauer Tag" und „Abendstimmung"; Schultzberg: „Wintermorgen auf der Senne", Malmberg „Auf dem Heimweg vom Skilauf" — vielleicht das tonfeinste und lebensfroheste von allen — Herberg: „Bauernhof", Kallstenius: „Dämmerung", Sternberg: „Beim Lampenschein", sehr frisch. Die Porträts von C. Oestermann sind schlichte, aber eindringliche Darstellungen. Johannsons „Winterlandschaft" hat wundersamen blauen Schein mit Silberduft. Überhaupt gehören die schwedischen Schneelandschaften zum Wunderbarsten ihrer Art.

Gegenüber dieser melancholischen Welt ist Dänemarks Heiterkeit doppelt wohltuend. Hervorragendes sucht man auch hier vergebens; doch erquickt die lyrische Kinderseligkeit in der Naturbetrachtung der Meisten. Pedersens „Buchen auf Hügeln" erwecken einen großen, wuchtigen Eindruck. Der Mäher von Larsen hat eine epische Breite des Vortrags. Einen „alten Gelehrten", unberührt von Bücherstaub, froh seiner Kinderseele, malte Stenberg. Entgegengesetzt wirkt das vorzüglich konzentrierte „Bildnis eines jungen Mannes" von Find. Der „Kirchspielvogt" von Andersen lebt köstlich im Genuß seiner wichtigen Persönlichkeit. Ein glänzendes „Selbstporträt" gab Ancher. Die „Soldaten in der Küche" von Rosenstand sind glänzend in den Raum und zu dessen Färbung gesetzt. Überaus anheimelnd geben sich die Interieurs von N. und C. Holsöe, besonders des letzteren „Zimmer mit dem kleinen Mädchen".

Holland ist auch heute noch das am meisten malerisch empfindende Volk. Man findet hier deshalb die beste Zunftarbeit. Das Phlegma der Nation verhindert aber irgend welche Überraschungen. Mesdag, Israels, dem man sein hohes Alter nun doch anmerkt, Bastert, Arntzenius, Mastenbroek van Soest, Schwartze Gorter, Höppe und vor allem Breitner sind Maler im eminenten Sinn!

Digitized by Google

Rumänien repräsentiert sich distinguiert in Ton und Form, wie durch zarten Inhalt. Ob dies Volkscharakter ist, weiß ich nicht. Der Eindruck ist ein überraschend einheitlicher, modern gedämpfter.

Die Schweiz gibt ein sehr buntes Bild, dessen erster Eindruck freudiges Betroffensein erweckt. Die sorgfältige Nachprüfung hält weniger Stand. Ein Meister, der wohl noch lange unverstanden bleibt, ist Hodler. Er besitzt eine übermächtige Kraft der Linie, die besonders bei monumentalen Aufgaben zur Geltung kommt. Seine Landsknechte aus dem „Rückzug von Marignan" sind Helden und Riesen zugleich; sie beben vor innerstem Schmerz über ihr Schicksal. Das Ganze hat die Tragik eines Beethovenschen Trauermarsches. Die Färbung ist ganz im Sinn der großen Freskanten aus der Nazarenerzeit — nur Linienfüllung —, aber mit sensitiverem Geschmack. Wie gefährlich es ist, so singuläre Künstler nachzuahmen, zeigen Amiets „Mädchen", die den Hodlerschen Rhytmus und seine naive Koloristik plump und lächerlich machen. Giron erweist sich in einem Riesenbild als großartigen Schilderer der alpinen Natur. Die Zuschauer des Ringkampfes sind herrliche Typen und vortrefflich erfaßt; sie verschwinden aber vor ihrer Umgebung und drücken dem Ganzen den Stempel des Panoramas auf. Welti, ein merkwürdig verschnörkelter Malerpoet, entzückt den Kenner durch eine Geschichte des Ehestandes in kleinen Moritatenbildern von überschäumender Satire und koloristischen Miniaturreizen. Kreidolf gelang nach langer Zeit wieder eines seiner phantasiereichen „Blumenmärchen".

Die Plastik, die interessanter als seit Jahren vertreten ist, gibt zu besonderen Bemerkungen dennoch keinen Anlaß. Es fehlen die führenden Geister der Franzosen und Belgier. Mit Rodins „Denker", der eine virtuose Aktbehandlung ist, aber in keinerlei Weise das „Denken" ausdrückt — eher stumpfsinnige Ratlosigkeit —, und ein paar Feinheiten, wie Fix-Masseaus ganz in sich versunkener „Beethoven", Meuniers elastischer Arbeiten u. a. ist es nicht getan.

Sonst zeigt sich gerade Rodins Einfluß in unerfreulichster Weise: verschlungene Menschenknäuel, hysterisch zuckende und in sich gekrampfte Weiberakte nehmen fast ein Viertel aller Motive ein. Diesen unplastischen Nervenbündeln gegenüber steht die nüchterne, verstandesmäßig ausgeglichene Formgebung im Sinne Hildebrands. Nur Schreyögg ist hierin groß: Konzentriert in der Linie des Einzelnen, wie die Gruppe und deren Ausdruck. Einen lebendigen Sinn für harmonisches Gestalten, das ganz in sich ruht, findet man selten. Manche Künstler zeigen fast bei jeder Ausstellung eine andere Formungsweise. Das Unerfreulichste der Art bietet Balth. Schmitt mit teilweise sogar recht schwacher Arbeit, wie im „Waldmärchen".

Das Beste findet sich im Porträt; als klassisch nenne ich Behns' Bildnis des Malers J. Huber. Auch die Kleinplastik zeigt Erfreuliches; vor allem die Tiere von W. Zügel und noch mehr jene von A. Nielsen, teilweise auch von R. Miller.

Digitized by Google

Die Plaketten, wofür wir Kaufmann, Christ, Elkan, Kraumann und den Böhmen Spaniel nennen, leiden auch unter der Schwäche des Gesamtarrangements: man bekommt keinen rechten Begriff, was alles an reizvollsten Schöpfungen derart die letzten Jahre erstand.

Die merkwürdigen Plastiken von Metzner lassen bedauern, daß eine unbestreitbar starke Begabung schon für den Anfang in Manier geraten.

Die Tektonik verdirbt hier das Leben wie in Obrists Konstruktionen.

Die Lenbachausstellung.

Man kann Lenbach, wie kaum einen anderen Meister, am Orte seiner Hauptwirksamkeit studieren. Die Schackgallerie, das Künstlerhaus, sein eigenes Heim und die neue Pinakothek führen uns in die Tiefen, wie zu den Höhen seiner Kunst. Sie sagen uns auch, in welcher Umgebung er sich seine Werke dachte und für welche Beleuchtung er sie berechnete. Überdies leben noch Freunde von ihm, die seine feinsten Absichten und die persönlichsten Nüancen seines Geschmackes kennen. — Was stand da zu erwarten! Das Resultat ist eine große, ja grobe Enttäuschung. Der Präsident Seitz, der in der Einrichtnng des Nationalmuseums schon seine Unzulänglichkeit für historische Darstellung so glänzend erwiesen, daß ihn die Regierung zum Ehrenkonservator ernannte, war sich offenbar nicht klar, was zu geschehen hatte und was geschehen konnte. Da man im besten Falle nur auf das eine oder andere Stück aus der Pinakothek oder aus dem Künstlerhause rechnen konnte — von auswärtigen Gallerien ist so viel wie nichts vorhanden —, so mußte man, um den imponierenden Eindruck, den Lenbach an genannten Stätten erweckt, nicht abzuschwächen, wenigstens in einem Ehrensaal einige Höhepunkte seines Schaffens zusammenstellen, und zwar in der Art, wie er es vorgebildet im Glaspalast. — Statt dessen hat man einen Raum mit Gobelins behängt, ein paar Truhen hineingestellt und auf den Tisch die Reproduktionen seiner Meisterwerke gelegt. Daraus kann schon bald ein Blinder merken, was der Ausstellung am Besten fehlt. Nebenher hätte sich eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung seines künstlerischen Werdeganges geben lassen; zwischen hinnen waren Heliogravüren dessen zu hängen, was nicht erreichbar gewesen. So hätte diese Veranstaltung noch eine Berechtigung neben den genannten Lenbachstätten gehabt; ja sie hätte in diese wie ein Kommentar eingeführt. Dafür aber reichten der Lenbachsaal des Glaspalastes und die Seitenkabinete des Ostteiles. Was jetzt in ihnen ist, war zum größtenteil entbehrlich; die Plastiken hätten anderweitig sich unterbringen lassen, auf Kosten der veralteten und meist geringwertigen Genossenschaft.

Es zeigt eine geringe Pietät gegen den Meister, dem man bisweilen so selbstvergessen gehuldigt, daß man seine Arbeiten, die durchaus für Seitenlicht berechnet sind, jetzt unter Oberlicht stellt und auf Wände, die seine Schöpfungen vielfach totschlagen. Ich war kein unbedingter Bewunderer Lenbachs; die letzten Jahre gelang ihm nur selten etwas Großes, und ich habe daraus kein Hehl

Digitized by Google

gemacht. Er war in der Darbietung seiner genialen Auffassungen durchaus Nachahmer, Nachempfinder und in diesem Sinn ein schwacher Schüler der Alten. Dies zeigt allerdings die Ausstellung mit einer grausamen Deutlichkeit, wie sie auch die schlimmsten Modernen, die Lenbach so verhöhnt und gehaßt hat, nicht schlagender zur Rechtfertigung ihrer nur teilweisen Bewunderung seiner Kunst hätten ausdenken können.

Selbstverständlich finden sich absolute Meisterwerke in der Ausstellung, so Allmers, der eine oder andere Kopf von Liphart, Bismarck in der Kürassieruniform, Döllinger im Professoren-Ornat, Leo XIII., Oberländer, Pettenkofer, Schopenhauer, Lingg, Fürst Hohenlohe, Graf Moy, Minister von Riedel u. a., — aber man muß sie sich erst mühsam heraussuchen.

Auch ist für zu wenig Abwechslung mit Damenbildnissen gesorgt; zwischen hinein hätte der eine oder andere alte Meister gehört, wenn man in dem Umfang nur Porträts geben wollte. Lenbach macht sich in der gegenwärtigen Darbietungsweise selbst Konkurrenz und ermüdet durch zu große Einförmigkeit.

Er war ein Psychologe von hellseherischer Tiefe, dem die Gestaltung des Geschauten keinerlei Schwierigkeiten bot. Je verwickelter das Persönlichkeitsproblem war, je klarer der Geist sich im Kopf kristallisierte, desto reizvoller war es ihm. Wo er zu wenig davon fand, gab er aus Eigenem. Er ließ nur die ganz Großen ohne seinen Kommentar. Wie reizvoll wäre es, den gleichen Kopf in verschiedener Bearbeitung nebeneinander zu haben! Auch diese Gelegenheit, für die das Material vorhanden war, ließ man ungenutzt vorüber gehen. Dieses Verlebendigen des Menschen bis hinein in seine geheimsten Falten war ganz und gar neu. Hierin ist Lenbach moderner, als irgend ein Sezessionist. Daß er dem Geist das Allgewand der Alten umhängte, war seine Schwäche und der tote Punkt seiner Kunst.

Aus fremden Gärten

Von Laurenz Kiesgen

Dem Durchschnittsgebildeten, falls ihn nicht Pflicht oder Neigung zu tieferen Studien im Französischen geführt haben, wird die Lektüre und die genußvolle Aufnahme französischer Verse nicht gerade eine leichte Sache. Das ist nicht merkwürdig. Denn wenn man nur die Tatsache ins Auge faßt, wie schwer es hält, den größten Teil des deutschen Volkes für gute deutsche Lyrik zu erwärmen — und der ehrliche, still im Innern bewußte Grund wird der sein, daß sich die Leute aus Lyrik nichts machen, weil sie ihnen eben nichts anregt, nichts erweckt, nichts auslöst —, so wird die weit schwierigere Versenkung in fremdsprachliche Poesie ohne weiteres klar. Um so bemerkenswerter ist es, daß

Digitized by Google

Sammlungen französischer Verse bei uns buchhändlerische Erfolge errungen haben. So liegt der Band «Album lyrique de la France moderne (Chresthomatie du XIX ième siècle)»[1]) von Eugène Borel in 9. Auflage vor. Die Neuausgabe ist durchgesehen und umgearbeitet von Marc-A. Jean-jaquet. Es ist eine ganz vorzügliche Auswahl über die französische Lyrik des letzten Jahrhunderts, eine imposante Heerschau über 145 Dichter. Man kann nicht sagen, daß das zu viele Namen wären; wer sich in irgend einer besonderen Epoche der französischen Literatur umgesehen hat, wird noch manchen Dichter vergeblich suchen, den der Sammler, sei es, daß ihm seine Eigenart nicht kräftig genug war, oder sei es, daß ihm seine literarische Bedeutung zu gering schien, auslassen mußte. Auch bei der Auswahl aus dem einzelnen Poetenwerke läßt sich, wie natürlich, mit dem Herausgeber rechten; im ganzen hat er die eigene Note der einzelnen kräftig anklingen lassen, bei großen Namen langsamer, bei kleinen schneller verhallend. Der Inhalt rechnet auf weiteste Verbreitung; es ist sozusagen eine behagliche Bourgeois-Stimmung in dem Buche ausgebreitet, wenigstens ist nichts darin, was einen erschrecken könnte. Von den älteren Poeten Jean François Ducis, geboren 1773, und André Chenier, der schon 1794 starb, ist die stattliche Reihe weiter geführt über die Romantiker um Victor Hugo zu den Parnassiens, den Décadents, den Symbolisten und Neuromantikern; Edmond Rostand (geb. 1868), Théodore Botrel (1870) und Fernand Gregh (1873) schließen als die Jüngsten die Auswahl. Eugène Borel, der erste Sammler (1802—1866) ist selbst als Dichter mit einer genügenden Zahl von Gedichten vertreten. Das schön ausgestattete Werk wird besonders noch wertvoll durch die Zugabe von 31 Porträts, die im einzelnen wahre Prachtstücke aufweisen. So steht J. P. de Béranger in köstlicher Attitüde vor uns, die rechte Hand in der Hosentasche, die Lippe zum Pfeifen gespitzt, als wenn er eine seiner spitzigen Chansons daherpfeife. Von Paul Verlaine ist man bisher gewöhnt gewesen, die abnorme Häßlichkeit seines Schädels im Bilde zu erblicken; das Bild in unserer Sammlung gibt eine würdige Wiedergabe des armen Lelian, die seine naive Ratlosigkeit den Rätseln des Daseins gegenüber auszudrücken scheint. Das Buch ist wirklich allen Freunden französischer Literatur zu empfehlen.

Ein ähnliches Buch in deutschen Übersetzungen bringt die Universalbibliothek unter dem Titel: „Französische Lyrik seit der großen Revolution bis auf die Gegenwart“[2]), herausgegeben von Fritz Gundlach. Dem Buche geht ein Vorwort voraus, in dem der Verfasser seine Ansichten über das Übersetzen französischer Verse entwickelt. Leider spricht er immer bloß von der Form, glaubt sich beispielsweise rechtfertigen zu müssen, daß er an einer Stelle den Reim étincelle: elle durch einen männlichen Reim ersetzen mußte, bricht eine Lanze für den Alexandriner, was an sich ja eine ganz gute Sache ist. Aber den Kern der Übersetzungstätigkeit trifft er damit und mit den anderen Forderungen, die man

[1]) Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. XVI u. 426 S. [Mk. 7.—].
[2]) Leipzig, Phil. Reclam jun. 455 S. 8°. Mk. 1.— [1.50].

Digitized by Google

im Vorwort nachlesen mag, doch nicht. Einen Dichter fremder Nationalität übersetzen, diese Aufgabe kann doch nur dadurch gelöst werden, daß man es versteht, den Eindruck, den seine Weise auf den Einheimischen machte, beim Deutschen durch Umdichtung wieder hervorzurufen. Daß dabei eine korrekte Anlehnung an die ursprüngliche Form großen Anteil haben kann, ist wohl wahr, muß aber nicht die Hauptsache sein. Zu dieser Umdichtung ist eben wieder ein Dichter nötig, und Leute, die kein Dichter-, d. i. kein Schöpferblut in ihren Adern fließen fühlen, sollten besser die Finger vom Übersetzen lassen. Der Aufgabe des wirklichen Übersetzens, des in die eigene Sprache Neu- und Umschaffens, entledigt man sich durch noch so saubere Reim- und Verskünste keineswegs, und es ist eine große Selbsttäuschung, ganz allgemein zu behaupten: „Glatte, ausgefeilte Verse sind weder langweilig noch hölzern." Wer boshaft sein wollte, könnte aus dem vorliegenden Buche leicht den Beweis des Gegenteils erbringen. Aber wir wollen nicht boshaft sein, sondern uns des Buches freuen. Es gibt einen reichen Überblick über die französischen Poeten des letzten Säkulums und enthält so viele wohlgelungene Übertragungen, daß man einmal von der strengsten Forderung an eine solche Sammlung absehen kann. Diese würde meiner Meinung nach darin bestehen, daß man Gedichte, von denen keine befriedigende Übertragung vorhanden ist, überhaupt wegließe. Ein paar Muster guter Übertragungen findet man weiter unten; für Kenner des Französischen sind die Originale beigefügt. Die Einleitung des vorliegenden Buches hebt die Grundlinien in der Entwicklungsgeschichte des französischen Lyrismus genügend hervor. Die Anordnung der Dichter ist alphabetisch getroffen, wodurch die leichtere Auffindbarkeit gewährleistet wird. Zu begrüßen ist der Anhang biographischer Notizen und Quellennachweise.

Wenigstens erwähnen möchte ich für Freunde des frommen Dichters in dem unglücklichen, vielübersetzten Paul Verlaine, daß seine religiösen Gedichte in einem Sammelbande vereinigt sind: „Poésies religieuses"[1]). Was sich aus den Bänden Sagesse, Amour, Bonheur, Liturgies intimes sowie den Vers posthumes unter diese Rubrik unterbringen ließ, hat J. K. Huysmans hier vereinigt und mit einer Vorrede versehen, aus der wir den typischen Satz hervorheben „que l' Église a eu en lui (Verlaine) le plus grand poète dont elle se puisse enorgueillir depuis le Moyen-Age." Auch die als 30. Band der „Dichtung"[2]) erschienene Würdigung P. Verlaines durch Stefan Zweig sei hier nur des Zusammenhangs wegen genannt; eine Besprechung soll anderswo erfolgen.

In frühere Zeiten der französischen Dichtung führt uns Wilhelm Hertz zurück. Sein in dritter Auflage gedrucktes „Spielmannsbuch"[3]) bringt Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Auf 70 Seiten

[1]) Paris 1904, Librairie Léon Vanier. XXIX et 255 pages. Fr. 3.50.
[2]) Berlin, Schuster & Löffler. 83 S. Mk. 1.50.
[3]) Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VI u. 472 Seiten. Mk. 6.50.

Digitized by Google

geht eine Einleitung voraus, die sich mit dem Stande der Spielleute, den ältesten französischen Novellen und den bretonischen Feen befaßt, eine mit reichem Detailmaterial durchsetzte, grundgelehrte Abhandlung, die trotz ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit und Tiefe auch von Laien mit starkem Interesse gelesen werden wird. Die Anmerkungen zu dieser Einleitung und den folgenden 16 Verdeutschungen füllen ein artiges Buch von nahezu 150 Seiten. Hieraus ist schon zu ersehen, daß Hertz in erster Linie einer wissenschaftlichen Arbeit Rechnung tragen wollte und daß er auf die leichten Leser, die nur Unterhaltung suchen, verzichtet. Gleichwohl kämen auch diese auf ihre Kosten. An Buntheit der Phantasie standen die älteren Franzosen den jüngern in nichts nach. Auch die kecke Konzeption der Verwicklungen, vielfach auf die durch Boccacios Geschichten bekannten Liebesabenteuer aufgebaut, kannten die mittelalterlichen Parleurs. Hertz wollte in seinem „Spielmannsbuche" ein Repertoire zusammenstellen, wie es einem Spielmann des 13. Jahrhunderts geläufig sein mochte. Er hat „mit schonender Hand manches verkürzt und vereinfacht, auch wohl da und dort ein Licht aufgetragen"; in der Umdichtung hat er viel feinen Sinn gezeigt und eine Reihe von Dichtungen neu belebt, die auch heute noch, freilich nicht von der Jugend und allen denen, die ihr Lesebedürfnis nach jugendlichen Ansprüchen bemessen, gelesen zu werden verdienen.

Auf eine enge Verwandtschaft französischer Literaturströmungen mit denen des kleinen Dänemark verweist Otto Hauser in seinem verdienstvollen Buche „Die dänische Lyrik 1872—1902. Eine Studie und Übersetzungen"[1]): „Aber man weiß, daß in Paris eine ständige Kolonie von Schriftstellern und Künstlern besteht, und wohl jeder dänische Dichter hat einige Zeit in ihr verlebt. So ist die Verbindung Dänemarks mit Frankreich eine weit innigere als etwa die Deutschlands mit ihm . . ." Die Studie geht von dem Aufleben einer eigentlichen dänischen Dichtung aus, die aus der Romantik ihre ersten Größen erstehen sah und die im Gegensatz zur Dramatik Norwegens und Epik Schwedens das eigentlich lyrische Dichtungsland des Nordens geworden ist. Auch die Prosa der Dänen ist Lyrik; Andersen war der erste Däne, der ein Werk zum ewigen Bestande der Weltliteratur schuf. Als Herren ihrer neuzeitlichen Dichtung stehen Holger Drachmann und Jens Peter Jacobsen da, „in ihren Eigentümlichkeiten die zwei Gegenpole der dänischen Seele". Hauser gruppiert die in Betracht kommenden Lyriker um diese beiden Hauptdichter, und es ist ebenso interessant wie lehrreich, seinen gut orientierenden Analysen zu folgen. Johannes Jörgensen, von dem in jüngster Zeit gerade in Blättern katholischer Richtung manches zu lesen war, wird als der „zweifellos bedeutendste unter Dänemarks jüngerer Dichtergeneration" charakterisiert. Über seine Konversion heißt es: „In dem Triebe nach Abtrennung von der Masse des Volkes, wie er vielen feineren Naturen eigen ist, verließ er die Landeskirche, um der Minderheit anzugehören, zu der er sich hingezogen fühlen mochte, eben weil sie die Minderheit war. In seinem

[1]) Großenhain 1904, Baumert & Ronge. 178 S. Mk. 2.— [3.—].

Digitized by Google

Buche allerdings findet man wenig oder keinen Katholizismus, sondern nur warme Ausbrüche eines tiefen Glaubens an das Ewige; per mortem ad vitam lautet sein Motto." Ob dies äußerliche Motiv zum Übertritt Jörgensens zutrifft, kann ich nicht beurteilen. — Jedenfalls hat uns Otto Hauser mit seinen Übertragungen ein hinreichendes Bild dänischer Lyrik aus dem Zeitraum eines Menschenalters gegeben. Die Dichtungen Drachmanns, besonders seine neunte Symphonie, das Gedicht „September" von Ludwig Holstein, das die köstliche Judithgestalt in Kellers „Grünem Heinrich" zu erneuern scheint, ferner die Jütischen Weisen von Jeppe Aakjaer in ihrem bodenstarken Lebensübermut sind kräftig individuell; auch Jörgensen spricht an und der schöne Zyklus „Im Schatten des Todes" von Waldemar Rördam. Hauser übersetzt flüssig und, was wichtiger ist, als Dichter.

Das Lebensbild des Dänen Jacobsen behandelt die Monographie von Hans Bethge im 29. Band der „Dichtung"[1]). Wer sich für dänische Dichter interessiert, findet in diesem trefflichen Büchlein weitere Anregung.

In den Garten spanischer Lyrik führt uns das bekannte „Spanische Liederbuch"[2]) von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Da es in dritter Auflage vorliegt, erübrigt sich, etwas zu seinem Lobe zu sagen; und wir wollen bloß seinen Inhalt uns näher ansehen. Daß die beiden Übersetzer ihre Sache gut machen konnten, ist selbstverständlich. Hier geben sie uns eine reiche Auswahl geistlicher und weltlicher Lieder der Spanier, in denen die heißblütige und naive Natur der Rasse klar zum Ausdruck kommt. Eine große Zahl ist in dem Dichternachweis, der übrigens besser bei dem einzelnen Gedichte stehen könnte, als anonym bezeichnet, ist also wohl volksliedermäßig in Spanien verbreitet, und diesen Eindruck machen auch manche der Übersetzungen durchaus. Den längeren Liedern folgen Seguidillas und Zigeunerliedchen. Die Seguidillas sind eine Art Schnadahüpfel, die in der leichten Kleidung der Assonanz als treffende Volksweisheit oder auch als boshafte Anmerkungen sich zum Teil ergötzlich lesen, wie z. B.

Kind, mußt in einen Kahlkopf
Dich nicht vergaffen;
Denn wenn ihr zankt, so kannst du
Ihn nirgends fassen.
Und dann bedenke:
Wie kläglich, selbst um Mittag
Im Mondschein hergehn!

Oder: Der Putz an einer Garst'gen
Ist ganz dasselbe,
Als wie ein schmucker Sattel
An einem Esel.
Wenn man ihn ansieht,
So denkt der Esel, er sei's,
Der jeden anzieht.

Den Schluß des Buches bilden Übersetzungen aus der altprovenzalischen Literatur der Troubadours.

Als Blütenlese geistlicher Lieder aus dem Lande der Hesperiden sind

[1]) Berlin, Schuster & Löffler. 92 S. Mk. 1.50.
[2]) Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 290 S. K. 8°.

Digitized by Google

„Blumen vom Kalvarienberge“[1]) von Mossen Jacinto Verdaguer zu nennen, von demselben Dichter und Priester, dem wir mehrere epische Dichtungen (Atlantis) verdanken, und dessen Begräbnis am 13. Juni 1902 der Magistrat der Stadt Barcelona, die etwas für ihre Dichter übrig zu haben scheint, auf städtische Kosten unter großer Feierlichkeit übernahm. Die vorliegenden schönen, von einer gottliebenden Dichterseele empfundenen Verse voll erhabener Gedanken, die wirklich ein Buch des Trostes für viele sein können, wie der Titel sagt, sind von einem ungenannten Verfasser, F. v. B., in sehr mittelmäßige deutsche Verse umgeschrieben worden. Man kann nur den dringenden Wunsch haben, daß ein wirklicher Dichter sich der Aufgabe unterzieht, das poetisch wenig befriedigende Werk durch ein wohlgelungenes zu ersetzen.

Ein Werk eigener Art ist die Verdeutschung der lateinischen und italienischen „Gedichte“[2]) des Papstes Leo XIII., die Prof. Dr. Bernhard Barth unternommen hat. Bei dem literarischen Wert einer solchen Dichtung ist selbstverständlich auch der Stellung und Bedeutung ihres Verfassers Rechnung zu tragen; und wenn tüchtige Kenner der neulateinischen Poesie dem großen Papste die Dichterlorbern zugesprochen haben, so verdient der Verdeutscher den Dank aller, die ohne Kenntnis klassischer Literaturerzeugnisse und antiker Metren an dem Werke des Dichters mit der Tiara sich erbauen möchten. Als Beispiel der Übersetzungsart ist unten eine Probe mitgeteilt; der Verfasser wählte nicht nur das deutsche Wort, sondern, was sehr richtig ist, auch das deutsche Metrum.

Zum Schluß noch eine Blume aus weitentlegenem, exotischem Garten. Otto Hauser, den wir bereits mehrfach erwähnen konnten, ist in der Vermittlung fremder Lyrik unermüdlich, ein Dichter und ein polyglottes Genie. Diesmal beschenkt er uns mit der Schrift „Die japanische Lyrik von 1880 bis 1900. Eine Studie und Übersetzungen“[3]). Sie kann unter den gegenwärtigen Zeitläuften auf besondere Beachtung rechnen. Sie verdient aber auch sonst diese Beachtung in hohem Maße. Ich kann hier auf das außerordentlich interessante Vorwort nicht näher eingehen, da bei einer probeweisen Andeutung des Gedankenganges doch nicht die klare und wohlorientierte Auseinandersetzung Hausers über die Stellung der japanischen Lyrik und ihre Hauptvertreter herauskommen könnte. Man soll das Buch selber lesen. In den Proben, die sicher ein staunenswertes Zeichen deutschen Übersetzungsfleißes und Dichterkunst sind, fällt eine gewisse Kindlichkeit der Bilder auf, eine Reinheit und Unberührtheit des phantasievollen Sehens. Z. B. existiert ein um seiner herrlichen Kirschblüten berühmter Hügel Arashiyama bei Kyoto, und das Volkslied singt:

Sieh den schönen Berg dort,
Den Arashiyama,
Weil er so voll Blüten ist,
Überall bekannt!

[1]) Paderborn 1904, F. Schöningh. 183 S. 8°.
[2]) Köln 1904, J. P. Bachem, 164 S. 8°. Mk. [4.20].
[3]) Großenhain 1904, Baumert & Ronge. 94 S. 8°. Mk. 1.— [1.75].

Digitized by Google

Wär' er nicht voll Blüten,
Wär' er wie ein andrer Berg,
Wär' mein Liebster treu nicht,
Wär' er wie ein andrer Mann.

Ein weiteres Beispiel, das einem Martin Greif Ehre einlegen könnte, ist unten bei den Proben mitgeteilt.

Auf dem Meeresgrunde

Der Sonnenschein umfließt, ein magisch Morgenglühen,
In Meerestiefen, nie erreicht vom Schifferlot,
Korallenwälder, die der Seesturm nie bedroht,
Wo Pflanzen leben und Polypen lauernd blühen.

Moos, Tang, Medusen, die in blassem Lichte sprühen,
Mit Farbenschmelz begabt von Bittersalz und Jod,
Bedecken wechselreich in purpurdunkelm Rot
Ringsum den weißen Grund der Madreporenflühen.

Da schwimmt ein großer Fisch durch den Korallenhain;
Der Zweige Schatten dämpft der Schuppen Silberschein;
Er steuert regungslos mit feuerfarbnen Flossen.

Doch nun ein jäher Schlag durch die kristallne Flut,
Und Schauer von Smaragd, Opal und Flammenglut
Durchziehn das dunkle Blau vor den Korallensprossen.

Übersetzt von Otto Hauser.
(Gundlach, Französ. Lyrik, S. 196.)

Récif de Corail

Le soleil sous la mer, mystérieuse aurore
Éclaire la forêt des coraux abyssins
Qui mêle, aux profondeurs de ces tièdes bassins,
La bête épanouie et la vivante flore.

Et tout ce que le sel ou l'iode colore
Mousse, algue chevelue, anémones, oursins,
Couvre de pourpre sombre en somptueux dessins,
Le fond vermiculé du pâle madrépore.

De sa splendide écaille éteignant les émaux,
Un grand poisson navigue à travers les rameaux.
Dans l'onde transparente, indolemment il rôde.

Digitized by Google

Et brusquement, d'un coup de sa nageoire en feu,
Il fait dans le cristal morne, immobile et bleu
Courir un frisson d'or, de nacre et d'émeraude.

José-Maria de Hérédia.
(Borel, Album lyrique, S. 341.)

Die zerbrochene Vase

Sieh' wie die Blume welkt im Glase!
Durch eines Fächers Schlag zersprang,
Ganz leise nur gestreift, die Vase,
Die nicht einmal davon erklang.

Der feine Riß von Stund zu Stunde
Stets weiter den Kristall durchschnitt
Und machte langsam so die Runde
Mit unsichtbarem, sichrem Schritt.

Ihr Naß wird tropfenweis entweichen,
Die Blume fängt zu welken an;
Noch ahnt kein Mensch dies Todeszeichen:
Sie ist zerbrochen, rührt nicht dran!

So streift verletzend auch zuweilen
Die Hand ein Herz, das sie umwirbt;
Ein solcher Bruch wird niemals heilen,
Der Liebe zarte Blume stirbt.

Ob auch den feinen Riß tief innen
Sieht diesem Herzen niemand an:
Die Wunde wächst, die Tropfen rinnen —
Es ist zerbrochen, rührt nicht dran!

Übersetzt von Heinrich von Oedheim, gen. Bautz.
(Gundlach, Französ. Lyrik, S. 368.)

Le vase brisé

Le vase où meurt cette verveine
D'un coup d'éventail fut fêlé;
Le coup dut effleurer à peine,
Aucun bruit ne l'a révélé.

Mais la légère meurtrissure,
Mordant le cristal chaque jour,
D'une marche invisible et sûre
En a fait lentement la tour.

Digitized by Google

Son eau fraîche a fui goutte à goutte,
Le suc des fleurs s'est épuisé;
Personne encore ne s'en doute,
N'y touchez pas, il est brisé!

Souvent aussi la main qu'on aime,
Effleurant le coeur, le meurtrit;
Puis le coeur se fend de lui-même,
La fleur de son amour périt.

Toujours intact aux yeux du monde,
Il sent croître et pleurer tout bas
Sa blessure fine et profonde:
Il est brisé, n'y touchez pas!

Armand Sully-Prudhomme.
(Borel, Album lyrique, S. 325)

Pan

Ein Feld, ein ödes Meer, vom Brand
Des Mittags überſonnt,
Und fern ein dunkler Waldesſtrand
Am hellen Horizont.

Im Ährenfeld ein Windeswehn,
Ein Säuſeln hoch im Baum,
Und Sonnenwogen ſeh ich gehn
Weit über Flut und Schaum.

Der dunkle Strand, das öde Meer, —
Ich fühl es dumpf bewußt:
Ein Seufzen kommt im Winde her
Aus einer wunden Bruſt.

Mir iſt, als ahnt ich bittres Weh
Und einſam ſchwere Schmerzen,
Als hört ich, wie die Erde weint
In ihrem tiefſten Herzen.

Johannes Jörgenſen.

Überſetzt von Otto Hauſer.
(O. Hauſer, Die däniſche Lyrik 1872—1902, S. 110.)

Todeswund

Der Wal, wenn die Harpune ihn getroffen,
Flüchtet vom Land, den Rachen jappend offen.

Zur Tiefe jagt er mit der wehen Wunde
Und taucht zum Atemholen nur vom Grunde.

Wie eine Dampferſchraube ſchlägt ſein Schwanz,
Die kleinen Augen glühn in wildem Glanz.

Den Tangwald teilt er und das Heringsheer,
Ein roter Streifen folgt ihm durch das Meer.

So, wie zum Tod verletzt, in ſeiner Qual
Ein Grab ſich in der Tiefe ſucht der Wal,

Digitized by Google

So sah ich alles Wunde und Gehetzte
In stummer Einsamkeit noch eine letzte
Zuflucht sich suchen, wo es sicher ruhte
Und ungesehen weine und verblute.

Jeppe Aakjaer.

Übersetzt von Otto Hauser.
(O. Hauser, Die dänische Lyrik 1872—1902, S. 88.)

Leos letztes Gebet

(1897)

I.

Schon verglimmt ihr letzter Schein,
Fahler Schatten hüllt sie ein,
Ach, die Sonn verglühet!

Schwarz die Nacht zieht dir herauf,
Leo! — Träg des Blutes Lauf
Durch die Adern ziehet.

Trocken starrt des Lebens Saft:
Aus dem Körper, ganz erschlafft,
Ach, dein Leben fliehet!

Rauh trifft dich des Todes Hand.
In ein dunkles Grabgewand
Eingehüllet, dein Gebein
Deckt der kalte Leichenstein.

Doch die Seele ringt und strebt,
Aus den Fesseln zu entrinnen:
Frei empor sie dringt und schwebt
Nach dem Himmel fort von hinnen;
Dahin rasch den Flug sie wendet,
Wo des Lebens Mühsal endet.

Nun erhör, barmherz'ger Gott,
Mein Gebet in Angst und Not:
„Laß mich endlich wohnen
Dort vor deinem Angesicht,
Ewig schaun dein Gnadenlicht
Auf des Himmels Thronen!"

O, dann seis mir auch verliehn,
Daß ich finde sel'ges Glück
Dort durch deinen Gnadenblick,

Holde Himmelskönigin,
Die auf rauhen Lebenspfaden
Mich gelenket ohne Schaden,
Mich zum Himmel hob!
Durch dein Mutterherz voll Sorgen,
Güt'ge Jungfrau, dort geborgen,
Sing ich fort dein Lob.

Übersetzt von Dr. B. Barth.
(Papst Leos XIII. Sämtliche Gedichte, S. 79.)

Herbstabend

Klar vom Regen liegt das Herbstesland,
Rot von Liaoblumen ist der Strand.
Dort im Bambushang*) vorm Abendrot
Ruft ein Mann nach einem Fergenboot.
Fernher kommt ein dumpfer Glockenton,
Auf die Blumen sank der Abend schon.
Nur ein alter Fischer steht allein,
Wirft sein Netz im roten Wolkenschein.

Tetsujiro Inouye.

Übersetzt von Otto Hauser.
(O. Hauser, Die japanische Lyrik, S. 69.)

*) Ein Regenmantel aus Bambus, wie ihn die armen Leute in Japan tragen, strohdachähnlich über die Schultern gehängt. (Anm. Hausers.)

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

X

Daß in den verflossenen Schiller-Festtagen ein gutes Stück wirklicher „Oberflächen-Kultur“ in die Erscheinung getreten ist, wird auch der größte Optimist nicht leugnen wollen. Einzelne sind sogar soweit gegangen, von einem „Schillerrummel“ zu sprechen. Andere suchten vernünftigerweise den größtmöglichen Nutzen für die wahrhafte Schillerverehrung aus der allgemeinen Begeisterung zu ziehen. So meinte Maximilian Harden in der „Zukunft“ (H. 32): „So feiert ihn! Und bequemt euch in diesen Feiertagen ihn endlich kennen zu lernen ... Ein paar halbvergessene Stellen aus seinem Werk, ein paar Urteile vorzüglicher Menschen über den Mann und Dichter: vielleicht locken sie aus dem Straßenfestlärm zu dem auf seinem Wolkenthron Vergessenen zurück.“

Der Zeitschriftenschauer hat sich bemüht, es mit den Ehrlichen und Maßvollen zu halten. Er will nur die zu Wort kommen lassen, die ein wirkliches und in ernstem Verstehen erworbenes Verhältnis zu Schiller haben und die aus ihren Gedanken eine Fundgrube machen konnten für kulturelle Werte, die sich an Schillers Lebensarbeit anschließen, aus seinem geistigen Schatz schöpfen lassen.

Das „Literarische Echo“ veröffentlichte in seinem Schiller-Heft (H. 15) eine Anzahl Stimmen von Zeitgenossen, die deren Stellung zu Schiller dartun sollen. Die meisten sind interessanter für die Schätzung der Verfasser als für die Charakterisierung Schillers. Bezeichnend ist, daß viele, sehr viele der Schule den Vorwurf machen, sie habe ihnen den Dichter verekelt. Erst später, als reife Männer hätten sie dann den Weg zu Schiller zurückgefunden. Eduard von Hartmann z. B., der eine der ausführlichsten und sachlichsten Äußerungen beigesteuert hat, meint: „Was auf Schiller in den letzten beiden Menschenaltern wie ein Fluch gelastet hat, das ist, daß seine Meisterwerke in den Schulen behandelt werden. Denn daher kommt es, daß in der empfänglichsten Jünglingszeit, die oft für den Geschmack des Lebens bestimmend ist, Schiller gar nicht mehr zur Hand genommen wird als etwas, das man sich schon als Kind an den Schuhen abgelaufen hat. Die schulmeisterliche Behandlung von seiten des Durchschnittslehrers pflegt ja den Schülern an jedem Gegenstand den Geschmack zu verderben.“ Ähnlich

Digitized by Google

drücken sich eine ganze Reihe anderer aus: Gustav Falke, Cornelius Gurlitt, Max Liebermann, Georg von Ompteda, Rudolf Presber, Richard Schaukal, Bruno Wille.

Gegen den durch solche Urteile erschütterten Satz, daß Schiller vorzüglich oder gar ausschließlich der Dichter der Jugend sei, wendet sich Eugen Kühnemann im 8. Hefte der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart". Ihm ist es eine „Frage von nationaler Bedeutung, wie die Deutschen über Schiller denken"; er meint: „Es ist eine ganz seltsame Erscheinung, daß gerade er so überwiegend für den Dichter der Jugend gilt, der unter unseren großen Schriftstellern ganz eigentlich der Mann ist ... Wenn irgend einem, sind ihm die holden Täuschungen zerstört, in denen die Jugend lebt ... Und dieser im Leben tausendfach geprüfte und gestählte Mann sollte der Dichter sein für holden Jugendwahn?" Mit diesem Vorurteil sollte gebrochen werden. Es handle sich darum, in Schiller den urmodernen Mann zu erkennen. Die Predigt seiner philosophischen Gedichte und Schriften sei dem heutigen Deutschland noch viel notwendiger, als dem Deutschland seiner Zeit. „Mit mächtigen Strichen zeichnet er uns das Bild der Kultur und zwar der gegenwärtigen Lebenszustände mit ihren unermeßlichen Ansprüchen an die Menschen, diese unübersehbare Welt mit ihren einseitig ausgebildeten Spezialisten, die große Machtentfaltung, in der über der ungeheuerlichen Entwicklung des Ganzen die einzelnen Menschen mehr und mehr zu kleinen Maschinenteilen herabsinken und die selbständige Bedeutung verlieren. Dies ist in keiner Weise das Bild einer längst vergangenen Zeit, sondern es ist mit jedem Jahrzehnt nur immer wahrer geworden und berührt uns heute mehr als je mit schreckhafter Überzeugungskraft." Dem gegenüber stellt Schiller die Frage: „Wie wahren wir uns in all den Ansprüchen und Gefahren die volle in sich selbst geschlossene und selbständige Menschheit?" „Er richtet unsere Blicke auf den vollendeten Menschen, dem in der wissenschaftlichen und sittlichen Durchbildung die Frische und Ursprünglichkeit des natürlichen Gefühls nicht verloren geht, der in der höchsten Kultur noch eine unberührte und unbefangene Natur bleibt." Nach solchen „vollebendigen Persönlichkeiten" geht das tiefste Sehnen der Zeit und dafür gebe es einen kurzen zusammenfassenden Ausdruck: „Die Zeit verlangt einen neuen Schillerschen Idealismus." — Im gleichen Hefte findet sich ein kurzer Beitrag von Adolf Bartels, der natürlich beträchtlich kühler gehalten ist. Dem im Grunde kosmopolitischen Ideale Schillers dürfe das nationale unserer Tage nicht weichen. Wohl schätzt Bartels die der Persönlichkeit Schillers innewohnende „seelenbildende Kraft" außerordentlich hoch und meint, daß das deutsche Volk in unserer Zeit ihm vor allem „ethische Strenge" ablernen solle, aber das Ideal des „schwer mitlebenden, aber eben dadurch auch ungemein reichen Lebensinhalt gewinnenden Menschen oder das des tragischen Menschen", das er dem Schillerschen entgegensetzt, sei augenblicklich wertvoller und zeitgemäßer.

Kühnemann leugnet den vielfach behaupteten Gegensatz zwischen Schiller und Kant, der nur auf der Verschiedenheit der Darstellungsweise beruhe. „Wo Kant vor allem den Ernst und die Schwere der Aufgabe sucht, fühlt Schiller

Digitized by Google

die große Begeisterung für die Würde des Menschentums. Wenn Kant auf die Reinheit des Pflichtbewußtseins mit unerbittlicher Strenge dringt, ist Schiller in freudiger Dankbarkeit erfüllt von der herrlichen Welt, die sich hier auftut." Schärfer betont diesen Gegensatz Otto Harnack, („Schiller in drei Jahrhunderten". Westermanns Monatshefte. Mai 1905), dem Schiller der Mann des achtzehnten Jahrhunderts ist. Gleich ihm zeigt der jugendliche Schiller „eine schwärmerische Philosophie des Menschheitsideals, der Menschheitsveredelung". Freilich konnte er, den Tatsachen des Lebens gegenüber, an „jenem Optimismus der Aufklärung" nicht festhalten. Die Erkenntnis kann nicht eine ideale Glückseligkeit ausmachen, aber der Wille, wenn er nur ungehemmt ist, kann den Menschen auf dieser Höhe erhalten. „Die Freiheit, die zweite Göttin des achtzehnten Jahrhunderts, muß mit dem Willen verbunden sein und nur die freie Unterordnung des vom Intellekte geklärten Willens verbürgt den sittlichen Wert des Gesetzes." Damit tritt Schiller in Gegensatz zum Rousseauschen Naturkult und nähert sich der Kantschen Autonomie des sittlichen Willens und seiner „inneren Gebundenheit an das Sittengesetz". Aber: — und nun kommt der Gegensatz — „Kant betonte den Widerstreit des inneren Gebotes, des „kategorischen Imperativs", mit den eigenen Naturbedingungen zu stark, als daß Schillers Streben nach Harmonie diesem Grundsatze sich hätte anschließen können". Er stellte vielmehr die Forderung, „daß die Persönlichkeit sich ganz von dem sittlichen Gebote erfüllen lasse, mit ihm eins werde und in der Erfüllung des Gewissensgebotes auch die höchste eigene Befriedigung finde". Indem er so mit dem Ideal der Sittlichkeit ein weiteres Zeitideal, das der Schönheit, vereinigte und die intellektuellen, ethischen und ästhetischen Kräfte seiner Zeit zu einer über die Sehweite der Aufklärung weit hinausgehenden geistigen Schöpfung verschmolz, erfreute er sich zu Ende seines Lebens der höchsten Anerkennung seiner Zeitgenossen. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts übte freilich das Urteil der Romantiker einen großen Einfluß aus. „Die Popularität der Schillerschen Dramen wurde eher als ein Zeichen der Mittelmäßigkeit gedeutet." Die nationale Bewegung der Freiheitskriege schien zwar in Schiller einen patriotischen Dichter gefunden zu haben, „aber um dauernd und wesentlich als solcher verehrt zu werden, dazu überwog in der Persönlichkeit des Mannes zu sehr das Allgemeine." Auch der Liberalismus des zweiten Drittels des Jahrhunderts verkannte das Lebensideal Schillers, wenn er ihn als den Dichter der „Freiheit" rühmte; denn der Dichter meinte damit eine in hartem Lebenskampfe errungene Geistes- und Seelenverfassung. „Aber diese mißverständliche Verherrlichung hat den Kern der Jubiläumsfeier von 1859 gebildet." Als dann die politischen Ziele erreicht waren, als die „Realpolitik" in ihre Rechte trat, da wurde der Idealist Schiller gleichgültig, und der im Gefolge der materialistischen Weltanschauung marschierende Naturalismus gelangte bis zur Verhöhnung des Dichters. Die Jugenddramen erkannte man als „Verheißung" an, nannte aber „in lächerlicher Weise das ganze Ringen Schillers nach Stil und Künstlerschaft eine Verkümmerung". Schließlich hat

Digitized by Google

im zwanzigsten Jahrhundert „das Interesse für volkstümliche Kunst, für Volkserziehung, die Übersättigung an Naturalismus, Enttäuschung durch den Materialismus, der ideale Drang wieder zu Schiller geführt". — Über die Stellung des neunzehnten Jahrhunderts zu Schiller hat Adolf Stern im Schillerheft des „Kunstwart" einen Aufsatz beigesteuert, der die Tendenz zeigt, über dem Philosophen und Volkserzieher Schiller den Dichter nicht vergessen zu lassen und mit den Worten schließt: „Soll seine sittliche Größe dem zwanzigsten wie dem neunzehnten Jahrhundert zugute kommen, so muß auch seine „singuläre Poesie" und ihre vorwärts weisende innere Macht, die nur Nachwirkung, aber keine falsche Nachahmung erträgt, zu tieferem Verständnis gebracht und als eines der höchsten und kostbarsten Güter deutschen Geistes geehrt werden." Die Tendenz, den Dichter und Künstler in Schiller zu zeigen, betont ausführlicher, aber auf kleineres Gebiet beschränkt, ein Aufsatz von Ferdinand Avenarius „Schillers Gedichte und die Phantasie". Der Vorwurf, Schillers Gedichte seien im Grunde nichts als Rhetorik, hat keine so große Berechtigung, als man nach seiner Häufigkeit glauben möchte. Avenarius bekennt: „Ich persönlich weiß gar keinen Dichter, der gelegentlich noch anschaulicher wäre als er." Er führt u. a. den „Handschuh" an: „Der ganze „Handschuh" ist ein sprechendes Bild, auch der Rhythmus geht allem mit Feinnervigkeit nach bis zu dem „spottenderweis", als das Fräulein spricht, und hält doch auch wieder alles zusammen." Oder das „Bild von Sais", der „Tanz", die „Erwartung" und schließlich „Die Größe der Welt". Das sei „an innerer Größe ein Dombau" und baue sich „mit der vollendeten Rundung einer Pantheonkuppel über eine Idee". Die Balladen gar seien leuchtende Gaben reifer Darstellungskunst.

Sehr energisch verteidigt Grotthuß im „Türmer" (H. 8) Schiller in anderer Weise gegen den Vorwurf der Rhetorik. „Schillers sog. Rhetorik ist nichts anderes als der gewaltige Strom, der nur in einem gewaltigen Bette daherwogen konnte, die großzügige Form für eine großartige Gedankenwelt. Man versuche doch einmal, Schillersche Ideen in die nüchterne Sprache des Alltags zu kleiden. Der Versuch müßte ebenso kläglich scheitern, wie die mehrfachen Versuche, Schillersche Dramen „realistisch" zu geben . . . So notwendig echt ist diese Rhetorik."

Zu verschiedenen Malen ist in den Schilleraufsätzen die Schillerfeier von 1859 zum Vergleich herangezogen worden. Von ihr geht auch Rudolf Lehmann in der „Zukunft" (H. 32 „Schiller in unserer Zeit") aus. Damals verkörperte der Name des toten Dichters im Gegensatze zu den herrschenden Zuständen das Ideal der nationalen Einheit und politischen Freiheit und infolgedessen ging eine echte, tiefe Bewegung durch das deutsche Volk. Aber heutzutage verbindet sich mit dem Namen Schiller keine Idee mehr, die einem nationalen Bedürfnis, einer nationalen Sehnsucht entgegenkommt (?) und „nur der Dichter kann in seinem Volke leben, der eine Sehnsucht seines Volkes zum Ausdruck bringt". Die bestehende Gefahr der Veräußerlichung der patriotischen und politischen Phrase abzuwehren, dazu ist Schiller nicht der rechte Mann. Trotzdem

Digitized by Google

hat er seine lebendige, fortwirkende Aufgabe nicht abgeschlossen, ist noch nicht historisch geworden wie etwa Klopstock. Für den äußerlichen Blick scheint er freilich der Vergangenheit anzugehören; denn sein Ruf: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!" erklärt sich aus den Zuständen des 18. Jahrhunderts, aus der „politischen Zerrissenheit, dem materiellen Druck, der Enge und Kleinheit des Lebens". Uns Jetzigen winken dagegen überall große äußere Aufgaben. Trotzdem ist auch für uns Schiller von großer Bedeutung, wenn man nämlich über dem „was geschichtlich bedingt und vergänglich an seiner Kunst ist und was frühere Generationen an ihm verehrten" das Bleibende nicht vergißt, das der Persönlichkeit Schillers, seinem Künstlertum und seinem Erziehungsideal über den Wandel der Zeiten hinaus Wert gibt. Schiller war eine Kampfnatur. Abgesehen von den schweren äußeren Kämpfen, die genügt hätten, hundert andere aufzureiben, hatte er den schweren Kampf mit seinem Temperament zu bestehen, dem Harmonie und Friede von der Natur versagt schienen und das er doch bis zu der „abgeklärten Hoheit seines Wesens" in den letzten Weimarer Jahren bezwang. Und dann die einfache Tatsache, daß Schiller ein kranker Mann war, als er seine größten Werke schuf und daß diese Werke dennoch keine Spur von Pathologischem zeigen, wie beschämend ist sie für unsere Dekadenten? Freilich, für Schiller diente die Kunst nicht bloß persönlichen Zwecken, er vergaß sich selbst, er war im letzten Grunde Erzieher. „Man wird Schiller niemals verstehen, wenn man sich nicht darüber klar ist, daß die künstlerischen Anlagen seiner Natur mindestens nicht stärker sind als der prophetische und erzieherische Trieb." Sein Kulturideal richtet sich nicht auf die Befreiung der Massen als solche, sondern auf die kampfbegleitete Selbstbefreiung des Einzelnen, auf innere Tätigkeit. „In der Kunst genießt nur der wahrhaft, der der Schönheit mit Willen und Bewußtsein die Brust erschließt, damit sie in ihn einströme und ihre Kraft in ihm entfalte." Wenn es heute heißt, die soziale Frage ist eine Bildungsfrage, so sind die Vertreter dieses Satzes gar nicht weit von der Schillerschen These entfernt. „Nur schien ihm mehr die Kunst als die Wissenschaft die einigende Macht zu sein. . . . Und so dürfen sich die heutigen Bemühungen um künstlerische Erziehung des Volkes in ihrer Vereinigung von sozialen und ästhetischen Antrieben in erster Reihe auf Schiller berufen."

Das Kulturideal Schillers bringt Karl Muth im „Hochland" (Mai 1905) in eine interessante und beachtenswerte Parallele zu christlichen bzw. katholischen Anschauungen. Schiller sei „durch den sittlichen Heroismus seiner Lebensführung wie wenige geeignet, gleichsam den Boden zu bereiten für die Aussaat echtesten Christentums". Freilich habe Schiller vielleicht noch weniger als Goethe ein inneres fühlendes Verhältnis zum Christentum gehabt und es sei eine Naivität, die „ästhetischen Würdigungen" des Katholizismus in „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" als persönliche Huldigungen aufzufassen. Wärmer war seine Stellung zu manchen Erscheinungen des praktischen Christentums, z. B. zu den Kreuzzügen und den Ritterorden. Er hatte wie sein ganzes Jahr-

Digitized by Google

hundert den Begriff der Sittlichkeit aus übernatürlichen Beweggründen aus dem Auge verloren. Aber seinem Kulturideal, seinen Erziehungsgedanken, die auf jenen Zustand hinstreben, in dem der Streit zwischen dem Sinnlichen und Sittlichen geschlichtet ist, „liegt die tiefpsychologische Tatsache zugrunde, daß der Mensch aus der Tierheit seiner sinnlichen Natur heraus erst dann zur inneren Freiheit d. h. Sittlichkeit erzogen werden könne, nachdem er zur Selbsttätigkeit geweckt ist. Diese Selbsttätigkeit aber zu wecken, dient die Schönheit." Die „schöne Seele" Schillers, das Ideal seines Erziehungssystemes, ist ein Wesen, in dem sich „das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen," also ein Ideal, das dem Begriffe christlicher Heiligkeit überraschend eng verwandt ist. Auch hier sollen die Tugenden dem Menschen zur zweiten Natur, zum habitus werden. „Ein gut Teil allen Widerspruchs, der bis heute im Namen des Christentums gegen dies Erziehungsprogramm unserer Klassiker laut geworden ist, beruht jedenfalls auf dem Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist." Verständnisvoll heißt es bei Hettinger (Apologie des Christentums Bd. 2 3. Abtlg. 6. Aufl. S. 267) in bezug auf Schillers Ideen, „daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach christliche Ideen waren, wenn auch der Umfang der Wahrheiten des Christentums größer ist als der Umfang der Ideen Schillers und wenn auch in seinen Vorstellungen vieles sich geändert haben würde, hätte er den ganzen Umfang der christlichen Wahrheit erkannt". Im Hinblick darauf ist die Mahnung Karl Muths an den Erzieher sehr beachtenswert: „Nur wenn er unserer Jugend gleichzeitig das Zehn- und Hundertfache an positiven Lebenswerten aus dieser machtvollen Erscheinung mit auf den Lebensweg gegeben hat, . . . dann und nur dann darf er auch der Kritik ihr Recht geben."

Mit Schillers Entwicklung beschäftigen sich zwei Aufsätze im „Türmer" (H. 8). Der eine, von Paul Verbeck, ist mehr ästhetischer Natur und hält sich infolgedessen mehr an die Werke. Der Freiheit beraubt, goß Schiller seine glühende Seele in sein Erstlingsdrama. Aus den „Räubern" spricht der Genius unbeschränkt und frei von Zweifeln. Aber „Fiesko" leidet unter dem Zwiespalt, daß das Herz nicht alles aus sich schaffen konnte und die bewußte Kunst noch in ihren ersten Anfängen stand. In „Kabale und Liebe" ist dagegen das Pathos der „Räuber" schon durchdrungen von dem Geiste der bewußt gestaltenden Künstlerschaft. Die Enttäuschungen des zweiten Mannheimer Aufenthalts, die Leidenschaft zur Frau v. Kalb und schließlich der klärende, festigende Umgang mit Körner bereiteten den „Don Carlos" vor. Die Sprache ist gereinigt, der Revolutionär zum Reformator geworden. Die Übertragung des Interesses von Don Carlos an den Marquis ist noch ein Zugeständnis an die Neigung zu ungunsten der Künstlerschaft. Nun kommt die befruchtende Wirkung von Geschichte und Philosophie auf Schillers Dramen. „Die Geschichte gibt ihm neue Stoffe, die Philosophie eine neue Behandlungsweise." Die dunklen Gefühle der Jugend

Digitized by Google

werden zu einem bewußten Schönheitsideal. An Goethes „Leichtigkeit sich über den Stoff zu erheben" schöpfte er Kraft zum „Wallenstein". „Nirgends mehr sieht man den Schweiß der Arbeit und mit der Gestalt des Max hat Schiller seinem Herzen genug getan, ohne die Handlung zu stören. Die Frucht des Hineinlebens in das katholische Mittelalter, dem er im Don Carlos noch voreingenommen gegenüber stand, sind „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans". Sein künstlerischer Trieb reizt ihn jetzt, sich eines Stoffes erst zu bemächtigen. Das war die große innere Wandlung.

J. Höffner („Schillers Läuterung") geht mehr auf die Persönlichkeit und ihre ethischen Fortschritte ein. Die Wurzeln der Schillerschen sittlichen Kraft sieht er in den Eltern. „Sie scheinen das charakteristische Beispiel von kernhaften unverbrauchten Unterschichten des Volkes, aus denen heraus seine physische und geistige Erneuerung erfolgt. — Beide waren Vollnaturen, die energisches Temperament mühsam bändigten, die nicht mit der leichtgesättigten Zufriedenheit kleiner Charaktere in der Dumpfheit ihrer engen Verhältnisse ihr Genüge fanden, sondern deren endliche Gelassenheit das Resultat langer und schwerer Seelenkämpfe ist." Ganz wie bei ihrem großen Sohne. Mit besonderer Betonung weist Höffner auf die seelischen Kämpfe Schillers hin, die sein Verhältnis zu Goethe einleiteten und notwendig einleiten mußten. Bei der ersten Begegnung ist er ein armseliger Schüler, Goethe im höchsten Glanze menschlicher Ehren. Jetzt ist Goethe ein Genosse von Fürsten, er „stöhnend und schwitzend unter dem Druck des Lebens". Aber er will keine Verbitterung aufkommen lassen. „Nicht diesen großen Menschen zu hassen, ihn zu lieben will er da sein." Er mühte sich sehnsüchtig, Goethe zu ergründen, zu verstehen. Das erste Zusammentreffen brachte eine bittere Enttäuschung. In der Egmont-Rezension bemühte er sich, ehrlich zu sein, wiewohl es für einen minder Edlen nahe lag, durch unbeschränktes Lob die lange erstrebte Freundschaft zu gewinnen. Goethe wird aufs neue gereizt und drückt sich kränkend aus. Tief empfindet Schiller die Nichtachtung. Seine Entrüstung macht sich schließlich in herben Worten Luft. Aber nichts Gemeines bleibt an ihm. „Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen; diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne." Und als endlich Goethe sich beschämt nähert, da schlägt der „seelisch mißhandelte" Schiller ohne kleinliche Empfindlichkeit in die dargebotene Hand und bleibt treu bis an sein Ende, „ohne daß die Verschiedenheit der äußeren Lage ihn jemals veranlaßt, bittere Vergleiche zu ziehen". — Der gleiche Autor spricht in „Velhagen und Klasings Monatsheften" (H. 9) von den Frauen, die in Schillers Leben irgendwie bedeutsam waren und findet auch hier in „der sittenstrengen reinen Atmosphäre" des Elternhauses die Grundlage für Schillers Überwindung der Leidenschaft, sodaß Goethe von ihm sagen konnte (wohl mit leisem Schamgefühl, meint der Verfasser): „Unter, hinter ihm in wesenlosem Scheine — Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Behr.

Digitized by Google

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden, hrsg. von **Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer, Dr. W. Felten.** München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 1. Lieferung Mk. 1.— (vollständig in 40 Lieferungen).

Die A.V.G. vermehrt die Kette großer, illustrierter Geschichtswerke, die sie seit einigen Jahren mit rührigem Eifer herausgibt, durch das vorliegende Werk um einen besonders wertvollen Ring. Mit ihm folgt der „Illustrierten Geschichte der Deutschen Literatur" des P. Salzer und der „Illustrierten Geschichte der Katholischen Kirche" von Kirsch und Lukisch eine allgemeine „Illustrierte Weltgeschichte". Wer wollte das Bedürfnis nach einer solchen gerade für den katholischen Familientisch und die heranwachsende katholische Jugend leugnen? Unsere „Weltgeschichte in Charakterbildern" hat sich an einen ganz anderen Leserkreis gewandt und, wie sie von vornherein geplant war, recht eigentlich selbständigen Einfluß auf das Denken der deutschen Katholiken, die gegenwärtig im öffentlichen Leben stehen, gewinnen wollen. Auch ihr Umfang und Preis unterscheidet sie von dem neuen Unternehmen. So darf man dieses mit einem ungeteilten Gefühle des Dankes und der Hoffnung begrüßen.

Das Werk ist auf 4 Bände berechnet. Einer ist dem vorchristlichen Altertum gewidmet, zwei sind für Mittelalter und Neuzeit bis 1789 und wieder einer für die neueste Zeit vorgesehen. Die Stoffverteilung scheint mir nur unbillig in Hinsicht auf Bd. 2 und 3. So nötig nach der jüngsten Ausdehnung unserer Kenntnisse über die orientalische Kultur ein ganzer Band für das Altertum ist, so übertrieben dürfte es sein, den doppelten Raum der Übergangsperiode vom Jahre 1—1789 zu gewähren, und dabei wieder einen vollen Band der kaum in die Zukunft wirkenden Zeit vom 16.—18. Jahrhundert. Der 4. Band ist ganz treffend: „das Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit, nationale Selbständigkeit und soziale Forderungen" bezeichnet; dringend möchte ich empfehlen, daß er nicht mit dem Kriege von 1870 geschlossen wird: die sozialen Probleme entfalten sich erst 1870—1900; und auch die Probleme der Weltpolitik wie die der inneren Ausgestaltung des Reichs bedeuten weltgeschichtlich sicher zehnmal mehr als all der Liberalismus der Jahre 1830—1871. Ich wage diese Anregungen zu äußern, gerade weil der Verlag mit glücklichem Urteil die Ausarbeitung des Werks Schulmännern übertragen hat. Sie sind viel anpassungsfähiger an praktische Bedürfnisse und Wünsche, sie haben auch eine viel leichtere Hand als Professoren, sodaß sie allein solche populären Werke brauchbar und zur

Digitized by Google

rechten Stunde herausbringen. Was ihrer Darstellung an wissenschaftlicher „Höhe" abgeht, ersetzen sie durch pädagogischen Takt. Wenn ich als Historiker die vorliegende erste Lieferung lese, mit der Herr Gymnasial-Direktor Widmann die Geschichte der Revolution beginnt und bis zur Hinrichtung des Königs führt, und zufällig mit dem Gegenstand fachwissenschaftlich vertrauter bin, so bemerke ich freilich, wie etwa die reiche Literatur über die Agrarzustände vor 1789 noch nicht auf die Darstellung reflektiert, wie das Problem: Wissenschaftliche und soziale Not oder Machtkampf zwischen Parlament und Königtum als Ursache der Revolution, die Frage: Bourgeoisie und Demokratie, Liberalismus und Sozialismus nur von ferne gestreift ist. Aber ich bemerke ebenso sehr, wie trotzdem die dem Publikum als Bildungselement nötige historische Kenntnis eher gründlicher als einem entsprechenden liberalen Buch und mit der zuverlässigen Überlegung des Pädagogen dargeboten wird. Dagegen halte ich dann, was ich bei dieser Gelegenheit vielleicht einmal erwähnen darf, daß auf die Anregung des verstorbenen Franz Kirchheim hin schon 1899 mehrere Kollegen sich mit mir zu einer dreibändigen „Deutschen Geschichte" vereinigten, in der jeder Band etwa 40 Bogen stark sein, 6—8 Illustrationstafeln, hauptsächlich Karten erhalten und nur 6 Mk. kosten sollte. Ehrhard übernahm den Einführungsband. Seitdem sind 6 Jahre verflossen; das Unternehmen ist jederzeit im Auge behalten worden — eine Ausgabe hält noch keiner von uns z. B. für möglich, und gewiß werden noch mehrere Jahre bis zum Erscheinen vergehen.

Wo die Leser unserer Zeit lebendig erfassen und behalten sollen, sind Bilder vonnöten. So will man denn das neue Werk mit 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern, also wahrhaft verschwenderisch ausstatten. Die A.V.G. hat sich in der Illustration ihrer Werke allmählich eine große Routine erworben. Mit Vergnügen und Belehrung verfolgt man, wie sie entlegenes, aber instruktives Material zu finden weiß. Eine Weltgeschichte ist schwerer gut zu illustrieren als eine Literatur- und Kirchengeschichte und insofern schon für den Verlag eine ernste Probe. Nun erwächst ihm aber zudem im Augenblick ein bedeutsamer Wettbewerb. Der Verlag von Velhagen und Klasing, der in der Illustration das reichhaltigste in Deutschland zu leisten vermag, beginnt gleichzeitig mit der A.V.G. die Veröffentlichung einer „Deutschen Geschichte". Ihr Bilderschmuck ist geeignet, das hellste Entzücken hervorzurufen. Es muß die A.V.G. anspornen, auch ihrerseits das Höchstmögliche zu leisten. Ob die Absatzbedingungen ihres Unternehmens ihr dieselben Anstrengungen auf dem Gebiete der Technik erlauben, weiß ich nicht; das allein entscheidet auch nicht. Mehr hängt davon ab, ob es ihr gelingt, Text und Bild zu harmonisieren, statt Bild auf Bild zu häufen, wie es in den modernen Illustrationswerken gang und gebe ist. Wie der Text ihrer Mitarbeiter fast ohne Zweifel die Arbeit des Herrn Verfassers jener Deutschen Geschichte an Ernst und Wahrhaftigkeit übertreffen wird, so möge sie es auf sich nehmen, den Bilderschmuck ganz dem Geiste des Textes gemäß zu gestalten. Die Illustration, wie sie jetzt geübt wird, lenkt oft ab, gewöhnlich verwirrt sie sogar eine eben erst durch den Schriftsteller gewonnene Vorstellung. Und sie sollte doch tatsächlich den Darsteller unterstützen, wie die Begleitung den Vortrag eines Liedes. Ich finde in der vorliegenden Lieferung vortreffliche Ansätze dazu. Mehrere Porträts, eine Anzahl der Beilagen und sonstige Reproduktionen verweben sich mit der historisch richtigen Charakterisierung. Dagegen darf man Cagliostro nicht als Schwärmer zeigen, Beaumarchais nicht als

Digitized by Google

Lassen. Wozu schiebt man auch gleichgültige Köpfe ein, aus denen man nichts lesen kann aber auch nichts zu lesen braucht? Nichts ist wesentlicher als die Auswahl und Zusammenstellung der Porträts. Ferner würde ich empfehlen, weniger spätere Geschichtsbilder zu bringen (namentlich nicht französische) und mehr gleichzeitige Zeugnisse, auf denen ja selbst in der Nachbildung noch ein seltsam berührender Wirklichkeitshauch zu schweben pflegt. Bleiben wir bei dem oben gebrauchten Vergleiche: die Illustration muß dem Darsteller folgen wie die Begleitung dem Sänger. Sie muß nichts für sich bedeuten wollen. Die persönliche Note schlägt der andere an. Aber ihre Diskretion, ihr feinsinniges Folgen bereitet dem Leser nicht nur trotz ihrer Zurückhaltung einen künstlerischen Genuß für sich, sondern vermittelt ihm auch erst das rechte Verständnis des Vortrags. Hier scheint mir die Richtung, in der die A.V.G., welche unter den katholischen Firmen sich des Illustrationswesens unermüdlich angenommen hat, für das gesamte Illustrationswesen Vorbildliches leisten wird. Möge die „Illustrierte Weltgeschichte", in nicht zu ferner Zeit vollendet, ein wertvolles Zeugnis dafür sein! Prof. Spahn.

Franzos, Karl Emil, **Aus den Vogesen.** Deutsche Fahrten. Reise- und Kulturbilder. 2. Reihe. Stuttgart 1905, J. G. Cotta. 172 S. 8°. Mk. 2.—.

In anregendem Plaudertone weiß Franzos in seinen Wanderbüchern von Land und Leuten ihrer Art und ihrer Geschichte zu erzählen. Man lauscht ihm gern, wenn man auch leider dann und wann, wie in der Darstellung der Geschichte des Münstertales im vorliegenden posthumen Werke „Aus den Vogesen", das Gefühl bekommt, er sei gegen die Katholiken nicht ganz objektiv. Es ist ein subjektives Buch, ein Buch persönlicher Eindrücke und Beobachtungen; aber man bekommt aus ihm doch eine ziemlich genaue Vorstellung vom Verhältnis der Elsässer zu den Altdeutschen und vom Leben und Treiben in Straßburg und einem Teile der Vogesen. Wer einmal zur Sommerfrische in den Wasgenwald pilgern will, dem können Franzos Plaudereien manche Dienste leisten. L.

Siber, Dr. Julius, **Novellen, die ein Spielmann schrieb.** München, Seitz & Schauer. 8°. 180 S.

Das sind keine Novellen im eigentlichen Sinne, sondern Seelengemälde, Stimmungen, Reflexionen, bunte Bilder aus der Schattenseite des Lebens. Handlung finden wir sehr wenig; am meisten noch in der tragischen Novelle „Die Armenhäuslerin", die im Bayrischen Walde spielt. Das Stück „Tantalusseelen" und das Capriccio „Dekadenec" enthalten dagegen so gut wie gar keine Handlung. Eine kräftige Handlung paßte aber auch gar nicht in das Milieu des Buches herein, in dem die Nervenstimmung, das schon halb überwundene fin de siècle-tum, die Blasiertheit, die neurasthenische Sensibilität vorherrscht. Die Atmosphäre gemahnt an Baudelaire, Huysmans, Verlaine, d'Annunzio, Oskar Wilde ... Mir scheint, das Buch, das bedeutende Schilderungsgabe, dichterisches Vermögen und beträchtliches Sprachtalent verrät, ist um einige Jahre zu spät erschienen; denn über dieses Stadium ist unsere Literaturentwicklung schon wieder hinaus. Dr. Lohr.

Dusch, Wilhelm, **Almag'läut'.** Gedichte in oberbayerischer Mundart. München 1905, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). VII u. 144 S. 8°.

In seinen beiden frühern Sammlungen „Aus 'm Isarwinkel" und „Bergpeigerln" erwies sich Dusch als einer der berufensten Vertreter der neuesten bayerischen Dialekt-

Digitized by Google

dichtung. In vielen — wenn auch nicht in allen — Gedichten bot er uns naturwahre Bauerntypen, und der unnachahmliche urwüchsige Humor des bayerischen Volksstammes spiegelte sich in ihnen treulich wieder.

In der vorliegenden Sammlung ist Dusch nicht immer so glücklich. Wohl fehlt es auch hier nicht an prächtigen Stücken, die ganz dem Volksempfinden abgelauscht sind, wie „Die alte Scheib'n", „Der Staar'nkobl" „Selber König (Kini)" u. a.; doch sind nicht wenige Sachen bloß auf den Effekt zugespitzt. Das Bestreben, um jeden Preis witzig sein zu wollen, verleitet den Dichter mitunter zur Künstelei. Man betrachte nur Verse wie:

„Der Damasimmerlthommerl
Dös is a so a Frommerl,
Der laaft in d' Kirch'n schleunl',
Bet't auf 'n Herrgott eini,
Daß er in Himml kommerl (!)
Der Damasimmerlthommerl."

Dahin rechne ich auch Ausdrücke, wie sie das bayerische Gebirgsvolk nie und nimmermehr gebraucht, wie Gottesruah, Herbstlaab, Dichterbild, Ausblick, Ufersand, erringa, seitwärts, Großstadtidyll, Schutzbegehr usw.

Im Interesse des Verfassers, der schon erfreuliche Proben von seiner Begabung auf dem Gebiete der altbayerischen Dialektpoesie gab, ist es zu wünschen, daß er bei einer 2. Auflage die Gedichte, die „nöt viel hoaß'n", durch bessere ersetzen möge.

A. D.

Müller, J., Fritz Reuters Leben und Schaffen. Leipzig, Max Hesses Verlag. 160 S. 8°.

Diese auf gründlichem Quellenstudium beruhende, mit liebevoller Sorgfalt bearbeitete Biographie ist der Vorläufer einer im gleichen Verlage demnächst erscheinenden kritischen Ausgabe von Reuters sämtlichen Werken. Das Verständnis für die Eigenart des Klassikers der plattdeutschen Dialektdichtung wird durch sie wesentlich gefördert. Ein gelungenes Bild und das Faksimile eines Briefes des Dichters als Handschriftenprobe machen das populär geschriebene Werkchen besonders wertvoll.

A. D.

Zur gefl. Beachtung!

Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte" bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an Herrn Dr. Jos. Popp in München, Rochusstraße 7, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezension bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11 zu adressieren.

Eine Verpflichtung zur Besprechung unverlangt eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen. Die Rücksendung nicht angenommener Manuskripte erfolgt nur dann, wenn Rückporto beigefügt wurde.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Jos. Popp in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. August 1905 = Heft 11

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

Hermann von Lingg (†)

Von Richard Braungart

In seiner prächtigen Autobiographie „Meine Lebensreise" (auf die ich weiter unten noch zu sprechen kommen werde) sagt Hermann von Lingg einmal vom Bodensee, an dessen Ufern — in Lindau — er 1820 geboren wurde, der Landschaftscharakter des Schwäbischen Meeres sei ein ausgesprochen epischer. Und wer sich einmal auch nur einige Tage an den Ufern dieses viel zu wenig beachteten Sees aufgehalten und ganz besonders von den Höhen der Schweizer Seite (etwa von Heiden oder Walzenhausen) aus die unvergleichliche Großzügigkeit und Erhabenheit dieses Landschaftsbildes erfaßt hat, der wird dieses Wort Linggs bewundernd verstehen; er wird aber auch ihn selbst mit einem Male in hellerem Lichte sehen. Er wird erkennen, daß nichts zufällig ist und daß also auch die alle Horizonte überfliegende, elementare epische Begabung Linggs der Mutter Erde, nämlich den besonderen Bedingungen seiner Heimat, entstammt. Man wird aber aus dieser Landschaft auch noch manches andere herauslesen bzw. heraushören können, das uns die Psyche dieses Dichters erklärt: gar wundersame lyrische Melodien vor allem, nicht allzu zart freilich, fast herb, aber doch echt und stark. Und auch ein rätselhaftes Leuchten in der Luft wird uns nicht entgehen, ein Glanz, der gleich dem Widerschein heißer, italienischer Sonnen bis in diese Gauen vordringt und sich hier mit den kühlen Berg- und Seelüften zu einem ganz herrlichen Neuen, Dritten vermengt. Und so finden wir denn alle wesentlichen dichterischen Eigenschaften Linggs in der Natur seiner Heimat wieder: die Vorherrschaft des Epischen, das deutliche Mitklingen lyrischer Untertöne und eine eigenartige Mischung aus urdeutschen und südlichen, romanischen Elementen.

Digitized by Google

Gerade diese Vorherrschaft des Epischen in dem Werk des Dichters aber hat es verschuldet, daß er den neueren und neuesten Poeten- und Ästhetengenerationen vielleicht fremder ist als mancher Sänger längstvergangener Jahrhunderte. Denn alle Versuche unserer Zeit, das Versepos großen Stils neuzubeleben (ich erinnere nur an das kaum über den 4. Band hinaus gediehene „Lied der Menschheit" von Heinrich Hart) scheiterten an der Teilnahmslosigkeit nicht allein der Leser, sondern vor allem auch der „zünftigen" Literaten. Die einzige Epengattung, die dem modernen Literaturfreund noch behagt und sein Interesse ganz und gar absorbiert, ist der psychologische Zeitroman. Das Ringen und Streben der Gegenwart erscheint eben den allermeisten viel wichtiger und beachtenswerter als die Kämpfe und Ziele großer historischer Epochen, zu deren richtiger Beurteilung uns überdies zumeist auch das unentbehrliche geschichtliche Wissen fehlt. Und so ist es denn leicht verständlich, daß ein Dichter, dessen Bedeutung hauptsächlich auf einem, dem Gesichtskreis der Gegenwart entrückten Gebiete liegt, gerade mit seinem Hauptwerke uns fremd geworden ist, während viele kleine lyrische Blümchen, die er nur so im Vorübergehen am Wege pflückte, sich bis heute frisch erhalten haben und den Namen ihres Finders nicht untergehen lassen.

Das Hauptwerk Linggs, von dem ich eben sprach, ist das große Epos „Die Völkerwanderung", an dem er viele Jahre (meist auf der Wanderschaft oder an recht „unpoetischen Orten", wie in Feldlazaretten, Krankenhäusern usw.) gearbeitet hat und das in den Jahren 1866—68 in drei Bänden erschien. Diese kolossale Schöpfung, die, allen Nörgeleien zum Trotz, ganz gewiß stets zu den standard works deutschen Schrifttums gehören wird, besteht aus fünfundzwanzig Gesängen; das Versmaß ist die achtzeilige Jambenstrophe (ottave rime). Die Dichtung ist von Anfang an sehr verschieden beurteilt worden, und vor allem zwei Einwände sind es, die man immer wieder hören oder lesen kann: daß Lingg eine einheitliche Handlung, gewissermaßen als Rückgrat für das Ganze, hätte erfinden müssen (während das Epos in der vorliegenden Form in eine Reihe kleiner und kleinster Episoden zerfalle), und daß die Sprache sich nicht immer auf gleicher Höhe halte, sondern zuweilen auf das Niveau einer Reimchronik herabsinke. Letzterer Vorwurf ist am einfachsten durch den Hinweis auf andere große Epen (z. B. das „Nibelungenlied") zu widerlegen, in denen auch oft ziemlich weite Strecken nicht viel mehr als gereimte Chronikabschnitte sind; es ist dies eine Eigentümlichkeit der Epen aller Zeiten und Völker und dürfte daher weit eher ein Gattungsgebrechen als ein Fehler des Sängers sein. Dafür entschädigen aber gerade in der „Völkerwanderung" zahlreiche prachtvolle und originelle Vergleiche und Schilderungen von großer Bild- und Sprachgewalt. Beinahe auf jeder Seite kann man, wenn man nur will, solche Belege einer durchaus ungewöhnlichen dichterischen Gestaltungskraft finden. Und was den zuerst genannten Einwand betrifft, so scheint mir Max Haushofer auf den richtigen Weg zu weisen, wenn er sagt: „... Wie in solchen Kämpfen der einzelne, und wäre er noch so groß und leuchtend als geschichtliche Erscheinung, zurück-

Digitized by Google

gedrängt wird durch das ungeheure Massenschicksal: Das kommt in Linggs »Völkerwanderung« zum großen, oft schrecklichen, immer aber künstlerisch bedeutenden Ausdruck."

Als Proben des epischen Stils Linggs will ich einige weniger bekannte Stellen der Völkerwanderung hier wiedergeben. Zuerst drei Strophen aus dem 15. Gesang, der „Hunnenschlacht":

Hartnäckig, grimmig, blutig ohne Gleichen
Gekämpft wird bis zur Nacht mit höchster Wut.
Hoch schwillt der Strom, kaum faßt sein Bett die Leichen,
An beiden Ufern suchen in die Flut
Verwundete mit Helm und Hand zu reichen
Und trinken Freundes- so wie Feindesblut.
Erdbeben dürften eine Welt zerstören,
Die Kämpfer würden kaum den Donner hören.

Zu fallen ist kein Raum, wie erzverbunden
Stehn Mann an Mann, beseelt vom Schlachtengeist,
Der Gote kämpft, indem er aus den Wunden
Das feindliche Geschoß sich lachend beißt,
Damit kein Aufschub, auch nur von Sekunden,
Dem heißen Streittag seinen Arm entreißt.
Selbst, deren Odem schon der Tod vernichtet,
Stehn noch wie lebend da, hoch aufgerichtet.

Und:

Sein (Attilas) stolzes Banner sinkt, er reißt am Zaum
Sein Pferd zurück und wendet sich zur Flucht;
So beugt am Gießbach sich, gepeitscht vom Schaum,
Im Wirbelwind auf einer Felsenschlucht
Der Esche stolzes Haupt, so sinkt vom Saum
Des Westens an umwogter Meeresbucht
Ein riesig Wolkenbild, das noch im Strahle
Der Sonne glomm — in Nacht mit einem Male.

Als zweites Beispiel möge der Schluß des 10. Gesangs, der die „Eroberung Roms" durch Alarich schildert, hier Platz finden:

Aus ihren Käfigen hervor mit Brüllen
Und nach dem Tor, durch das die Goten ziehen,
Von vieler Fackeln Glut gescheucht, erfüllen
Die Bestien schon die Straße. Jammernd fliehen
Den Kirchen zu die Menschen; die verhüllen
Ihr banges Haupt, die liegen auf den Knien,
Die flehn zum Himmel, während von den Siegern
Gekämpft wird mit Hyänen, Leu'n und Tigern.

Digitized by Google

Und schon ist auch Olympius der Schwelle
Der Kirche nahgekommen; plötzlich springt
Ein Panther auf ihn los, der auf der Stelle
Ihn packt und blutig auf den Boden ringt.
Sein Leben flieht, indem zugleich die Helle
Am Himmel flieht, die weit und weiter dringt,
Und schon am Cölius schlagen ihre Flammen
Und um die Gärten des Sallust zusammen.

Die Goten stürzen mit gezücktem Stahle
Die Stadt herein zu blutigem Beginn,
Doch vor der Kirche mächtigem Portale
Hält Alarich — er sieht das Volk darin
Die Heiligen umfassend bei dem Strahle
Der Kerzen am Altar. Sein hoher Sinn
Ermahnt ihn laut, und er befiehlt, zu schonen
Des armen Volks, der Kinder und Matronen.

Die zwei Apostel an der Kirchtür Wänden
Sahn streng und steinern in die wilde Nacht
Und hielten so, umringt von Feuerbränden,
Mit Schwert und Schlüssel Höll- und Himmelswacht.
Sie schienen mit den aufgehobnen Händen
Zu schirmen der Bedrängten Schar mit Macht,
Und dann zu segnen auch die tapfren Goten,
Die treu gefolgt der Mildigkeit Geboten.

Denn die, da sie die ewge Stadt genommen,
Und als von allen Höhn in voller Glut
Die Lagerfeuer rot herniederglommen,
Sahn sich als Schützer an, in deren Hut
Und deren Sorge lag die Schar der Frommen,
Der Christen, die nun mit erhobnem Mut
Auf jener Schwerter legten ihre Palmen
Und in das Schlachtlied sangen ihre Psalmen.

„Wenn ihr es wüßtet, ihr ergrimmten Leuen,
Daß unser ganzes Reichtum Tränen nur,
Und unsre Tage nichts als bittre Reuen,
Ihr folgtet nicht auf unsrer Tritte Spur,
Ihr würdet uns in unsrem Kummer scheuen!“
So bat manch zartes Flehn, und Rom erfuhr
Noch nicht die letzten Greuel der Zerstörung
Und von Barbaren Mitleid und Erhörung.

Digitized by Google

Der Mutter glich Jerusalem, der Amme,
Die, ihre Kinder tötend, Hungers starb;
Karthago dem vom Blitz getroffnen Stamme,
Dem stolzen Reichen, der als Knecht verdarb;
Rom einer Säule mitten in der Flamme,
Um die die Glut, sich schwingend, sich bewarb,
Und die noch herrschend auswarf ihre Schatten
Auf jene selbst, die sie verdunkelt hatten.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht wohl zur Evidenz hervor, daß man der Sprache Linggs (genauer genommen jener der „Völkerwanderung") unmöglich gerecht zu werden vermöchte, wenn man sie etwa mit den zierlich gefügten Versen unserer allermodernsten Wortkünstler vergleichen und darnach beurteilen wollte. Es bestehen zwischen diesen beiden Arten der Verskunst fast gar keine Parallelen. Die Strophen Linggs schreiten mit kolossaler Wucht, beinahe mit der Unerbittlichkeit der Ereignisse, die sie schildern, an uns vorüber; sie sind frei von grübelnder Reflexion und wuchernden Lyrismen, herb, kräftig, zuweilen wohl auch ein wenig hölzern, immer aber echt episch und von jener Beharrlichkeit großer Dinge, die das Ziel schon von Anbeginn vor Augen sieht und langsam, mit immer gleichem Tritt, sicher dem Ende zuschreitet. Es müßten gewaltige Fäuste sein, die diesen Koloß von seinem Sockel zu stürzen vermöchten. Die zarten, weißen Hände unserer Jungen und Jüngsten aber werden dies niemals zustande bringen!

Der „Völkerwanderung" an Bedeutung am nächsten, an absolutem, poetischem Gehalt sogar vielfach über ihr stehen die Gedichte Linggs. Sie sind in sechs Bänden niedergelegt. Den ersten, der 1854 erschien, hatte Geibel (dem Lingg, neben Platen und Lenau, wohl das meiste verdankte) in die Literatur eingeführt. Das Buch hatte sofort großen Erfolg und weckte den Wunsch nach weiteren Gaben des Dichters. Doch hat Lingg mit seinen späteren Bänden (2. Band 1868, „Zeitgedichte" 1870, „Schlußsteine" 1876, „Lyrisches" 1885 und „Jahresring" 1889) seinen lyrischen Erstling kaum mehr überboten, wenn er ihm auch noch oft genug nahe kam. Einen breiten Raum nehmen unter seinen Gedichten jene mit epischem Charakter (Balladen usw.) ein. Und wenn es ihm auch nicht gelang, auf diesem Gebiet sich die Popularität eines Heine oder Uhland zu erringen, so ist doch die Fülle der Gesichte, die uns diese Dichtungen erschließen, bewundernswert. Alle Zeiten und Zonen durchwandern wir im Geiste mit dem Dichter, und ein Reichtum an Gestalten und Geschehnissen tut sich vor uns, daß wir zuweilen mit einiger Ironie gewisser neuerer, lyrischer Ich-Bücher gedenken, deren ganzer Inhalt nichts weiter als die eitle Selbstbespiegelung eines kleinen Menschen ist, der sich einbildet, groß und ein König zu sein, weil er sich einen erborgten Purpur mit leidlich geschickter Theaterpose um die Schultern zu werfen versteht.

Zum Lebendigsten, was Lingg geschaffen, gehören wohl seine rein

Digitized by Google

lyrischen Gedichte, deren Charakteristikum Herbheit und eine gewisse müde Trostlosigkeit und Resignation ist. Manches von diesen Liedern hat es denn auch bedeutenden, neueren Komponisten angetan, und auf „Flügeln des Gesanges" schweben sie nun selig der Unsterblichkeit zu. Nur zwei von diesen feinen Gebilden, die eines Mörike nicht unwürdig wären, will ich hier zitieren; vorerst das (von Brahms komponierte) „Lied eines Mädchens":

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich Dich
Rufen draußen vor meiner Tür,
Niemand wacht und öffnet Dir;
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst Du küssen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Drossel singt im Wald ...
Willst Du mich noch einmal sehen,
Komm, o komme bald!

Und dann das anmutige „Kleine Glück":

Sie geht in aller Frühe,
Noch eh' die Dämm'rung schwand,
Den Weg zur Tagesmühe
Im ärmlichen Gewand.

Die dunklen Nebel feuchten
Noch in der Straße dicht,
Sonst sähe man beleuchten
Ein Lächeln ihr Gesicht.

Die Götter mögen wissen,
Warum sie heimlich lacht —
Es weiß es nur das Kissen,
Was ihr geträumt heut Nacht.

Nicht zu unterschätzen ist Lingg als Prologdichter, und manche von diesen ganz und gar nicht alltäglichen, gedanken- und bilderreichen Schöpfungen, die zu den verschiedensten Anlässen „auf Bestellung" geschrieben wurden, können auch heute noch als Muster der Gattung gelten. Lingg selbst empfand es oft schmerzlich, daß man diese Gelegenheitspoesien im Grunde so wenig beachtete. Er hätte sie wohl kaum selber so hoch geschätzt, wenn er sich nicht bewußt gewesen wäre, daß er diesen Kindern des Tages ein ebenso guter und sorgsamer Vater war wie allen andern, poetischen Arbeiten, die schon bei ihrer Konzeption für längere Dauer berechnet waren.

Kleinere epische Dichtungen („Dunkle Gewalten", 1872) leiten uns zu den epischen Prosaarbeiten Linggs über; und damit betreten wir bereits jene Gebiete des dichterischen Schaffens, auf denen es Lingg nicht beschieden war, nennenswerte oder gar dauernde Erfolge zu erringen. Die „Byzantinischen Novellen" allerdings (1881) verdienten wohl auch heute noch gelesen zu werden, und zwar vor allem deshalb, weil sie untadelige Muster des älteren Novellenstils sind; auch um ihres Inhalts willen sollte man sie nicht gering achten. Weniger bekannt geworden sind die beiden späteren Novellensammlungen Linggs („Wald und See" 1883 und „Furchen" 1889.) Der zuletzt genannte Band ist übrigens deshalb bemerkenswert, weil in ihm auch Stoffe der Gegenwart behandelt werden, während

Digitized by Google

die Phantasie Linggs sich doch sonst fast ausschließlich nur auf den Gefilden der Vergangenheit tummelte.

Am wenigsten hold zeigte sich dem Dichter durch alle Phasen seines Lebens das Theater, obwohl er hartnäckig genug um den Bühnenlorbeer rang. Er wollte eben nicht daran glauben, daß ein geborener Epiker nicht auch ein berufener Dramatiker sein kann, da diese beiden Begabungen, soferne sie echt sind, sich gegenseitig auszuschließen pflegen. Und so erging es ihm ähnlich wie vielen seiner Zeitgenossen und Mitstrebenden (z. B. Paul Heyse); man lobte manche Szene seiner Dramen, bewunderte die nicht selten berauschende Sprache; als Ganzes aber lehnte man alle seine Stücke ab; sie bildeten niemals einen integrierenden Bestandteil des Repertoires, und durch die rasche Entwicklung des Dramas in den letzten zwanzig Jahren sind sie nunmehr völlig antiquiert und werden, als immerhin eigenartige Zeugen ihrer Zeit, wohl nur noch von Literarhistorikern zuweilen durchforscht werden.

Die Reihe der dramatischen Werke Linggs eröffnete im Jahre 1864 die Tragödie „Catilina", ein Werk, das, gleich dem ersten Gedichtbande des Dichters, von den späteren Arbeiten der Gattung kaum mehr übertroffen wurde. Es folgten dann in mehr oder weniger großen Abständen. „Die Walkyren" (1865); das Drama „Violante" (1871), das einen Stoff aus der Hohenstaufenzeit behandelt; „Candiano" (1873), eine Tragödie mit dem romantischesten aller Hintergründe, Venedig; „Berthold Schwarz" (1874); „Macalda" (1877), eine Tragödie, deren Schauplatz Sizilien nach dem Schreckensjahre 1282 ist; „Clytia" (1883), das einzige Lustspiel Linggs; „Högnis letzte Heerfahrt" (1884); „Die Bregenzer Klause" (1887), eine Episode aus dem dreißigjährigen Krieg; (die beiden zuletzt genannten Werke sowie „Catilina" sind auch auf dem Münchener Hoftheater wiederholt zur Aufführung gekommen); „Die Frauen Salonas" (1887), ein tragischer Einakter aus der Zeit des Kaisers Diokletian; endlich „Der Herr des Feuers" (1892), ein Drama aus der Zeit des Untergangs von Konstantinopel.

Und nun wollen wir noch ein wenig in der bereits eingangs erwähnten, leider aber recht wenig bekannten Selbstbiographie Linggs („Meine Lebensreise") blättern, die 1899 als letztes größeres Werk seiner Feder erschienen ist. Ein gar liebes und lesenswertes Buch! Nicht die wohlgeordnete und klug disponierte Arbeit eines Historikers, sondern eine der schlichten, einfachen, fast patriarchalischen Persönlichkeit entsprechende Schilderung im Stile eines gemütvollen Erzählers, der keine Schulmethoden kennt und mit Behagen den etwas krausen Gängen und Zickzackwegen der Erinnerung folgt. Es ist unendlich viel Improvisiertes, vom Augenblick Eingegebenes in dem Werk. Wie ein großes, nach Lust und Laune geführtes Tagebuch mutet es an, wie es so in breitem Strom, dem dem Leben selbst vergleichbar, an uns vorüberfließt. Manche Episode wird nur in kurzen Umrissen geschildert oder mit ein paar Worten im Fluge gestreift, anderes, was der stillen, beschaulichen Natur des Dichters mehr entspricht oder wichtiger erscheint, mit echt epischer Breite und Lust am Fabulieren erzählt. Das

Digitized by Google

Ganze kunstlos und doch als Kunstwerk gerade durch seine vornehm-unaufdringliche, bescheidene und edle Art hervorragend. Von besonderem Interesse ist es, zu beobachten, wie gelegentlich der zahlreichen Reiseschilderungen, die das Buch enthält, und auch sonst, besonders im Episodischen, das phantastische Element im Wesen Linggs allenthalben zum Durchbruch kommt. Jeder Stein, jeder Berg, jedes Gemäuer erzählt ihm eine Geschichte aus alten Tagen, ganz besonders natürlich aus der Zeit der Völkerwanderung, und oft sind es gerade die absonderlichsten und geheimnisvollsten Begebenheiten, die ihn am meisten anziehen. In engstem Zusammenhang mit dieser Vorliebe für das Seltsame steht wohl auch eine heimliche und doch starke Neigung zum Uebersinnlichen, die besonders in seinem Interesse für seherische Träume und deren mögliche Vorbedeutung zutage tritt. Aber auch die realen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart sind ihm in ihrem Zusammenhang und ihren Wechselwirkungen nicht fremd, und manches treffliche, den Lebenspraktiker verratende Wort fällt in dieser Richtung. Manchmal aber, besonders bei Naturschilderungen, erhebt sich die Sprache zu jener Kraft und blühenden Schönheit, die wir an den epischen und lyrischen Gaben des Dichters bewundern und die auch seinen Dramen, wenn auch vielleicht nicht in dieser unmittelbaren Weise, eigen ist. Als Würze des Ganzen fehlt übrigens auch ein etwas trockener, hausväterlicher, aber treuherziger Humor nicht. Ein besonders liebenswürdiger Zug des Dichters ist seine Dankbarkeit für Ehrungen und Aufmerksamkeiten jeder Art.

Zum Schlusse sei, als kurzes, aber treffendes Resumé alles oben Gesagten, ein Satz aus einem Referat über Linggs letzten Gedichtband zitiert, der vor einigen Jahren in der „Gegenwart" stand und kürzlich von Alfred Beetschen in einem Essay über Lingg wieder ans Licht gezogen wurde: „Über einen Reichtum an Stimmungen und eine Kunst und eine Kraft, sie uns aufzuzwingen, verfügt dieser Alte, daß man zuletzt staunend und still die Hände in den Schoß legt. Lernen werden die jungen Herren von dem Alten ja nichts wollen, aber beneiden dürfen sie ihn schon insgeheim." Ob sie es wohl tun werden? Ich glaube nicht daran.

Die belgische Dichterplejade

Von Otto Hauser

Wie von einer holländischen Dichterplejade in unserer Zeit — das Wort stammt von Pol de Mont — kann man auch von einer solchen in der modernen belgischen Literatur sprechen, sieben Sternen, die ebenso plötzlich an ihrem Himmel aufgetaucht sind. Denn auch die belgische Literatur lag seit Jahrhunderten brach. Paris war das Zentrum aller französisch sprechenden Völker, Belgien, politisch von ihm getrennt, lag außerhalb. Der Strom der Kultur ging wohl von Frankreich

Digitized by Google

über die Grenze, aber seine Segnungen waren geringe. Er brachte zuviel Sand, als daß die guten Keime, die in Belgiens Erde und Volk geborgen lagen, sich hätten entwickeln können. Und erst lange, nachdem sich die Wasser verlaufen hatten, ward das Land fruchtbar; aber wie ein Boden, der lange Jahre geruht hat, trug es nun doppelte, dreifache Frucht. Es ist dieselbe Entwicklung, die auch Holland durchgemacht hat, die Deutschland bereits im achtzehnten Jahrhundert sah: nach scheinbar völligem Versiegen der eigenen Kraft ein unerwartetes Aufblühen, eine Regsamkeit aller Keime, ein Wetteifer im Wachsen, wie ihn Walter von der Vogelweide so lieblich beschreibt:

du bist kurzer, ich bin langer
alsô strîtents ûf dem anger,
bluomen unde klê.

Die moderne Bewegung in Belgien läuft mit jener in Holland parallel, geht vielleicht auf sie zurück, denn sie setzt um zehn Jahre später ein. Es ist bezeichnend, daß ihre Hauptvertreter alle Flamen sind und nicht etwa Wallonen, woraus sich ihre Eigenart gegenüber den gallischfranzösischen Dichtern am besten erklärt. Mag ihnen auch die französische Sprache seit Jahrhunderten die einzig geläufige sein, mag sich auch ihr Französisch von jenem der Pariser nur kaum merklich unterscheiden, so wird doch, wer ein feines Sprachgefühl hat, unschwer erraten, welchem Lande der Autor angehört. Ich möchte sagen, die Belgier schreiben ein deutsches Französisch, weniger der Grammatik nach als dem Geiste. In der Sprache Victor Hugos, selbst eines Béranger ist soviel weniger S e e l e; wie anders dagegen schreiben die Flamen! Schon Verlaine, selbst ein Flame seinem Namen wie seiner Abstammung nach, kann ihr Vorläufer genannt werden. Er vereint ja keimartig die Eigenarten ihrer aller in sich und hat in seinen Liedern, die uns Deutschen so vertraut klingen, weil sie aus deutschem Gemüte heraus gedichtet sind, etwas wie einen leisen, wehmütigen Unterton, wie er gerade unsere edelsten Gedichte mit heimlicher Musik erfüllt. Verlaine war sich wohl seiner Sonderart bewußt, doch kaum ihrer Ursache. Ähnliches kann man an Rossettis, des Angloitaliers, berühmter Sonettenfolge The House of Life beobachten, auch Chamissos Gedichte sind hiefür ein Beispiel; die Halbdeutschen Gustavo Adolfo Becquer (Becker) und Arturo Graf, jener der feinste spanische Lyriker neuerer Zeit, dieser ein bedeutender italienischer Dichter, hätten in Deutschland wohl nie jenen Ruhm erlangt, den man ihnen in ihrer zweiten Heimat zollt. Ebenso ist der hervorragendste spanischmexikanische Dichter der Jetztzeit von deutscher Herkunft, Gustavo Adolfo Baz (Baas). So lange die Belgier bestrebt waren, ganz im französischen Wesen aufzugehen, so lange sie sich ihres besonderen Denkens und Fühlens nicht bewußt waren, nicht für dasselbe den besonderen Ausdruck fanden, waren ihre Dichter nur Satelliten, die sich, aus ihrer Bahn gerissen, um fremde Sonnen drehten, ihre Kraft, ihr Licht von ihnen empfingen, mit ihnen aufleuchteten und mit ihnen verblichen. Aber zu sehr an die Knechtschaft gewöhnt, sie kaum mehr empfindend, kamen sie erst spät zu der Erkenntnis ihres eigenen Wertes. Selbst die Zeitschrift La Jeune Belgique (1882 gegründet), um die sich alle jüngeren Talente, die meisten noch Studenten, scharten, verfolgte nicht von Anfang an jene Sondertendenzen, die eine belgische Literatur von eigener Bedeutung schaffen sollten, sondern gedachte noch alle Franzosen von welchem Stamme immer im gleichen Streben zu vereinigen. Dieses aber war, in der Kunst ganz selbst zu sein. Soyons nous

Digitized by Google

forderte das Programm, das der ersten Nummer vorangeschickt war. Der Individualismus führte nun zu der Erkenntnis der Gemeinsamkeit der Flamen den Galliern gegenüber und zu ihrem Zusammenschluß zu einer Gruppe unter sich selbständiger, aber durch die Bande des gleichen Blutes verbundener nun „belgisch-französischer" Dichter. Von nun an trägt La Jeune Belgique diesen Namen mit Recht. Es dürfte interessieren, daß auch Ernest van Dyk, damals Student der Rechte zu Brüssel, der jungbelgischen Bewegung angehörte und in ihrem Blatte mit Versen vertreten ist. Das Auftreten des vers libre, einer Erfindung des bizarren Jules Laforgue, einige Zeit Vorleser der Kaiserin Augusta, im Französischen neu, doch in den germanischen Idiomen längst gebraucht, spaltete die Gruppe alsbald in zwei Heerlager, die sich auch heute noch befehden, die Parnassianer und Verslibristen. Jene befolgen noch im wesentlichen die Regeln der Art poétique Boileaus, die sie für allein dem Geiste der französischen Sprache gemäß erachten, diese anerkennen im Verse kein anderes Gesetz als das innerer Fülle und rhythmischen Wohlklangs. Ein Streit, den der Deutsche, der, getreu dem Grundsatze

Was nicht nach eurer Regeln Lauf,
Sucht davon erst die Regeln auf,

dem Genie sich seine Gesetze selbst geben läßt, recht müßig und kleinlich, ja verderblich finden muß. Zum Glücke aber für die belgische Literatur suchten die Feinde einander weniger durch ästhetische Abhandlungen als durch ihre Schöpfungen von der Vortrefflichkeit ihrer Ansichten zu überzeugen; den Gewinn hatte die Literatur selbst. Bei dem stark hervortretenden und durch ihr Programm ausgesprochenen Individualismus ist es nicht wunder zu nehmen, daß sich die poetische Produktion der meisten auf die Lyrik beschränkte als auf jenes Gebiet, das der persönlichen Eigenart des Dichters die größte Entfaltungsmöglichkeit bietet, aber anders als in Holland, wo indessen die anderen Gebiete fast brach liegen blieben, wurde hier auch Erzählung und Drama gepflegt, auch sie individualistisch und darum mit der Lyrik nahe verwandt, aber doch auch von objektivem Kunstwerte.

Als ersten der sieben Großen muß man Georges Rodenbach (1855—1898) nennen, der mit seinen Anfängen noch in jener Zeit wurzelt, die eine eigene belgische Literatur noch nicht kannte. Er begann als Parnassianer im weiteren Gefolge Baudelaires und blieb es in seiner Verstechnik bis zuletzt, auch nachdem er sich seiner flamischen Seele bewußt geworden. Der parnassianische Grundsatz l'art pour l'art, von Théophile Gautier ausgesprochen, von seinen Schülern, Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, Theodore de Banville, Léon Dierx, Hérédia, zum Dogma erhoben, hat zur Künstlichkeit geführt und mußte dahin führen, da jeder Nachgekommene seine Vorgänger an Neuheit und Feinheit der Gedanken, des Ausdrucks, an Subtilität der Stimmung übertreffen wollte, sodaß nur mehr die differenziertesten Gefühle für wert befunden wurden ausgesprochen zu werden, wie denn auch Paul Verlaine, ebenfalls aus den Parnassianern hervorgegangen, in seiner Art poétique schreibt:

Pas la Couleur, rien que la nuance!

Schon Baudelaire hatte sich durch dieses Kunstprinzip in seiner Vorliebe für das Seltene bestärken lassen, Georges Rodenbach ging noch weiter und erklärte das Kränkliche für sein Gebiet:

Digitized by Google

Mais ma dolente Muse, à moi,
Elle est mignonne, elle est phtisique;
Son charme est artificiel;
Si ses yeux sont d'un bleu de ciel,
Elle met du rouge à sa lèvre.

Aber in seiner späteren Zeit hat Rodenbach diese Werke seiner ersten Periode selbst nicht für voll gelten lassen, ja sie aus der Liste seiner Werke gestrichen, als wären sie fremdes Gut. Und doch sprach sich schon in L'Hiver mondain (1881), welcher Sammlung obiges Bekenntnis entnommen ist, wie in den gleichzeitigen Les Tristesses und La Mer élégante seine besondere Seele aus. Aber erst, da sie sich vom Schminkenrot reingebadet hatte, um mich des Dichters eigener Worte zu bedienen, erkannte man, wie sie war, nicht nur wie sie scheinen wollte. Mit La Jeunesse blanche (1886) beginnt diese zweite Periode in Rodenbachs Schaffen, der wir seine Hauptwerke verdanken, die Lyrikbände Le Règne du Silence (1891), Les Vies encloses (1896) und Le Miroir du ciel natal (1898), den Einakter in Versen Le Voile (1894), die beiden Romane Bruges-la-Morte (1892) und Le Carillonneur (1897) und jene seinen kleineren Erzählungen, die in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Im Zwielicht" vereinigt sind. Rodenbachs öffentlicher Ruhm beruht auf dem Romane „Das tote Brügge", der ihn auch, freilich erst nach seinem Tode, in Deutschland bekannt gemacht hat, aber die Kenner seiner Werke wissen, daß er sein Bestes in den drei genannten Lyrikbänden gab, vor allem in dem ersten. Le Règne du Silence ist das eigentliche Reich seiner Seele, die Stille von Brügge, der „toten Stadt", die er seine Schwester nennt, der er sich so gleich fühlt. Beide sehn sie keine Schiffe mehr, im Sonnenglanze die Segel geschwellt, aus ihrem Hafen zum Meere ziehn, die Schwerter des Riedes schließen die gefangenen Wässer ein,

Die leeren Wässer, Wittwenwässer, kaum bewegt
Auf die der Wind nur wie ein Leichentuch sich legt ...

Und nichts blieb ihnen als die stumme Erinnerung an all die Maste und Wimpel. Er aber trauert nicht darum:

In leerem Wasser sieht man ja den Himmel besser,
Den ganzen Himmel, der verklärt herniedersteigt,
Auch in mein Leben, nun des Windes Brausen schweigt.
Und ist es schöner nicht, wenn die gestillten Wässer
Statt jener Schiffe, die einst ihre Woge trug
Die großen Wolken spiegeln im Vorüberflug,
Wenn sie, was ewig ist, im Spiegel wiedersagen
Und vom Azur ihr Farbenspiel verengelt scheint,
Vom Tage, dessen Tod das Abendrot beweint?
Und also sind wir, wie der Himmel will, der ferne,
Spiegeln getreu ihn sonnenhell und regenmatt,
All seine Wundergärten, all die Tränensterne
Ich so wie du, o meine Schwester Tote Stadt!

Sehr fein charakterisierte Huysmans die ihm verwandte Kunst Rodenbachs. Er schreibt über ihn: „Rodenbach liebte die fliehenden Dinge, die unbestimmten

Digitized by Google

Farben, die zitternden Linien; er schwärmte für das Geheimnis des Wassers, für das Geläute der Glocken, für die Stimmen des berstenden Glases; er fühlte den schleichenden Schritt der Kranken, die der Genesung entgegengehe und sich doch noch im geschlossenen Zimmer hegen und pflegen dürfen, ohne zu leiden. Besonders in seinen Versen war er der Sänger der Genesenden, der sie beim Schein der umschirmten Lampe eine ferne Musik vernehmen ließ."

Und schon bei Rodenbach tritt uns jene eigentümlich mystische Religiosität entgegen, die so ganz anders ist als die eines Lamartine oder Chateaubriand, tief eingewurzelt in der flämischen Seele; der große Ruysbroek, der neben seinem kirchlichen Namen Doctor ecclesiasticus noch den schöneren Admirabilis trägt, war einst der Ausdruck dieser Frömmigkeit, die man nach Heinrich Suso „des Geistes Überfahrt" heißen mag („denn er ist da über Zeit und über Statt, und ist in minnereicher inniger Schauung in Gott vergangen") und Verlaine selbst dichtete seine inbrünstige Sagesse. Rodenbach, der moderne Sensibilist, fügte noch den spezifisch flämischen Ton hinzu, gab seine Bilder aus dem Toten Brügge, die stillen Beghinenhäuser mit ihren sorgsam gepflegten Blumen, die farbenleuchtenden Prozessionen, die hohen dunklen Kirchenräume, und über seine Gedichte breitete er denselben Zauber. Ich übersetze eines von diesen:

Die Hostie.

Die Hostie ist als wie ein kleiner Mond im Dome.
Wer träumend, wer verzückt, abseits vom Menschenstrome
Durch dunkle Gärten irrt, auf deren Rosen nun
Sterbende Falter mit zerknickten Flügeln ruhn,
Wer als Katechumen der Nacht, der stillen, frommen,
Zum Silbermonde blickt, der eben voll erglommen,
Nimmt nach und nach in ihm ein mildes Lächeln wahr,
Ein greises Angesicht, ein menschlich Lippenpaar.
Die Hostie ist ein kleiner Mond im Kirchenchore,
Wenn sich das Schweigen ganz erfüllt mit blauem Flore
Und breiter Orgelton den hohen Raum durchklingt,
Und kaum ein Räucherfaß in leisem Takte schwingt,
Dann kann, wie wir im Mond ein Angesicht erspähen,
Der Christ im Hostienrund ein Jesuantlitz sehen,
Ein sanftes Träumerangesicht in goldnem Haar:
So macht der Herr sich seinen Frommen offenbar.

Wie Georges Rodenbach sind auch Iwan Gilkin (geb. 1858) und Albert Giraud (geb. 1860) beide ausschließlich Lyriker, den Prinzipien des Parnasse contemporain getreu geblieben. So bilden sie mit ihm als Metriker eine Gruppe, aber auch darin sind sie mit ihm verbunden, daß sie, wie er, von Baudelaire ausgingen, der, für seine Zeit noch zu subtil, der Liebling eines noch mehr verfeinerten Nachgeschlechtes wurde, der Décadence im wahren Sinne.

Iwan Gilkin ist Baudelaires Schüler vor allem in seinem Pessimismus und „Satanismus", unter welchem Namen man Baudelaires Vorliebe für das Außergewöhnliche, Perverse und Blasphemische zusammengefaßt hat. Aber er ist weiter gegangen als der Dichter der Fleurs du Mal, der, wie seine „Künstlichen Paradiese"

Digitized by Google

zeigen, viel geſünder dachte, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Das Rhetoriſche, im Weſen der Wortkunſt begründet, überwiegt auch bei ihm. Er iſt ſelbſt nicht berauſcht, aber er berauſcht ſich an ſeinen Worten, der Ungeheuerlichkeit ſeiner Vorſtellungen bis zur Extaſe. So ſingt er ſeine „Hymne an Satan", ſein „Tedeum der Armen", in denen er dem religiöſen und ſozialen Aufruhr orgiaſtiſche Worte leiht. La Damnation de l'Aritiste (1890) und Tenèbres (1892) ſind zwei ſtarke Bücher, doch eintönig in ihrer Häufung von Schrecken und Blut. Selbſt die Natur, bei Rodenbach eine Freundin der betrübten Seele, iſt hier grauſam, furchtbar. Ich zitiere eines dieſer Gedichte in meiner Überſetzung:

Symbol.

Der Horizont iſt ganz mit friſchem Blut bedeckt,
Als würde unſichtbar ein großer Mord vollzogen.
Der grauſe Purpur ſtrömt herab in hellen Wogen,
Der ſtumme Erdkreis bebt, der Himmel ſtarrt erſchreckt.

Ein Herold, ſteht die Nacht hoch im Zenith und breitet
Ihr Trauerdunkel aus, den ſternbeträuten Flor,
Wie man dem Fürſten wohl, der Schlacht auf Schlacht verlor,
Am Tag nach ſeinem Sturz das Richtſchafott bereitet.

Nun wie ein blutleer Haupt, gehüllt in Phosphorduft,
Jäh durch ein Schwert getrennt von einem Rieſenrumpfe,
Erſcheint der blaſſe Mond, ſo rollt er in die dumpfe,
Die ſchwarze Schreckensnacht der unbewegten Luft.

Nichts kann vergehn; es bleibt, was wir vergangen glaubten.
Der Erde Frevel ſieht der Himmel noch einmal.
Wie einſt hienieden ließ im hohen Götterſaal
Johann der Täufer heut Herodias enthaupten.

Eine Wandlung brachte die Sammlung Le Cerisier fleuri von 1899. Sie enthält einige Stücke von denen der Dichter ſelbſt in der Vorrede ſagt: Une partie de ce recueil ne m'appartenait pas avant que je l'eusse prise. Es ſind kleine ſchlichte Lieder voller Muſik, das ſchönſte was Gilkin ſchrieb. Manche gemahnen an zarte Kakemonos, und es iſt gewiß ſeltſam, daß ein moderner japaniſcher Dichter, Teſſudſchiro Inouye, in chineſiſcher Sprache ein Gedicht von ganz ähnlicher Stimmung auf einen Fiſcher geſchrieben hat,[1]) der ſeine Netze auswirft. Sollte Gilkin vielleicht folgende Zeilen in bewußtem Japonismus geſchrieben haben?

Die Erde trank den Schnee, es lacht der Lenzazur
Und Pflaumenblüten ſchneien viel tauſend auf die Flur.

Von neuem Golde ſcheint das junge Laub der Weide,
Vom ſteilen Strand glänzt auf ein See von Silberſeide . . .

Der Kenner wird wiſſen, daß ſich Japaner und Chineſen, erſtere von den letzteren beeinflußt, mit eben denſelben Worten ausdrücken würden.

[1]) Vgl. „Die japaniſche Lyrik von 1880—1900" (Großenhain 1904, Baumert & Ronge) S. 69.

Digitized by Google

Von großer Schönheit und so voller Musik, daß man kaum mehr der Worte achtet, ist ein Gedicht Clair de lune, von dem ich eine Verdeutschung versuche, um auch von seiner Musiklyrik eine Probe zu geben:

Der Mondenschein wird immer blasser.
Noch gleiten schimmernd seine Schwäne
Im Nebel übers braune Wasser
Wie schneeigweiße Schifferkähne.

Der Mondenschein wird immer blasser.
Seine Opale irisieren
Im Weiher unterm braunen Wasser,
Wo Ruderspuren sich verlieren.

Der Mondenschein wird immer blasser.
Die Wasserrosen seiner Strahlen
Sind Hostien in dem braunen Wasser
Zu todestiefen Abendmahlen

Der Mondenschein wird immer blasser.
Im Nebel sterben seine Kinder
Wie Geigensang; das braune Wasser
Wiegt sie in Schlummer lind und linder.

In einer Trilogie, La Nuit, L'Aube und La Lumière, von denen erst der erste Teil erschien (1897), will Gilkin in lyrischen Gedichten die Pilgerfahrt durch Hölle, Fegefeuer und Paradies schildern. Gilkin ist ob seiner hohen Meisterschaft der Sprache und seines tiefernsten Kunststrebens in Frankreich vielleicht noch geschätzter als in Belgien.

Albert Giraud hinwieder, mit seinem bürgerlichen Namen Keyenberg, ist durch Otto Erich Hartleben in Deutschland bekannt gemacht worden, freilich nur als Pierrotdichter und nur mit seiner ersten Sammlung, Pierrot lunaire, im Original 1887, in der Übertragung 1893 erschienen. Pol de Mont nennt diese künstlich gereimten Gedichte „funambulesk" — ein Epitheton, das Theodore de Banville seiner Lyriksammlung gab, Odes funambulesques, — seiltänzerisch, halsbrecherisch, aber auch Swinburne hat Rondelle gedichtet, A Century of Roundels; die den belgischen Dichter an Künstlichkeit noch bei weitem übertreffen, ohne darum verkünstelt zu wirken[1]). Wie die zahlreichen deutschen Harlekinaden und Pierrotzyklen — der dänische Lyriker Ove Rode, Helge Rodes Bruder, verpflanzte diese meist schwächliche Dichtungsgattung auch nach Skandinavien — gehn auch Girauds Pierrotrondelle offenbar ihrem Inhalte nach auf Verlaines Fêtes galantes zurück, deren vornehme Grazie und Stimmungsfeinheit sie jedoch keineswegs erreichen. Ihre Form ist die des altfranzösischen Rondells, wie man sie bei Charles d'Orleans und François Villon findet, eine künstlichere Abart des Sonetts, ursprünglich rein lyrisch. Bei Giraud sind es zumeist bizarre Einfälle, in wenigen Strichen festgehalten. So dieses Rondell:

[1]) Vgl. A. Ch. Swinburne, Gedichte (Großenhain 1905, Baumert & Ronge) S. 83—90.

Digitized by Google

Enthauptung.

Der Mond, ein Säbel scharf und blank
Auf einem dunklen Seidenkissen,
Krümmt sich in stolzen Finsternissen
Des Himmels, so grotesk und krank.

Ein Pierrot, sehr lang und schlank,
Bestarrt, den Mund weit aufgerissen,
Den Mond, den Säbel scharf und blank
Auf einem dunklen Seidenkissen.

Er stürzt aufs Knie, sein Frohmut sank,
Ihm ist, im schwarzen Ungewissen
Gemartert von Gewissensbissen,
Als köpfe ihn — der letzte Schwank! —
Der Mond, ein Säbel scharf und blank.

Auf Pierrot lunaire folgte Pierrot Narcisse, dann aber wandte sich Giraud einem anderen Gebiete zu, lyrisch-epischen Dichtungen, die durch ihr historisches Gepräge in der modernen belgischen Literatur ganz vereinzelt dastehn. Es sind überaus feine Porträts verweichlichter Naturen mit einem morbiden Zug in ihrem schönen Antlitz und dem Wurm in der Seele. Hors du Siècle (1888 und 1894) und Les dernières Fêtes (1891) betiteln sich seine Sammlungen dieser Art. Seine Lieblingsgestalt ist Karl IX., der König der Bartholomäusnacht, Katharina di Medicis schwächlicher Sohn, verseucht an Leib und Seele. Er schildert ihn in einem der ihm gewidmeten Stücke, wie er in seinem Betzimmer auf dem schwarzen Lager ruht und durch das bunte Fenster das Abendrot bluten sieht. Auf einem Weg von Goldstaub, den der letzte irisierende Sonnenstrahl bildet, sprengt, ein Zelter mit freien Zügeln, sein Traum daher. Nun ist er König ohne Mutter, König ohne König:

Er läßt in seines Zornes Sturme
Siegesfahnen vorm Heere wehn
Und glaubt von einem hohen Turme
Grause Gemetzel anzusehn.

Vom Neste treibt die Adler alle
Seiner Drommeten Melodie
Der Pyrenäen Widerhalle
Singen: Montjoie und Saint-Denis!

Die Schwerter schwingen ihm entgegen
Gespießter Köpfe einen Kranz:
Das ist ein Menuett der Degen,
Das ist des Todes Reigentanz!

Dann tragen, besiegt von den Lilien,
Die Söhne Cids Campeador
Die Schlüssel des goldnen Castilien
Dem bartlosen Sieger empor!

Digitized by Google

Der König tanzt, die Augen funkelnd,
Klatscht in die Hände, jubelt mit,
Bis plötzlich ein Schatten verdunkelnd
Zwischen ihn und das Fenster tritt.

Aus dem Conseil in schwarzer Seide
Kam seine Mutter in den Raum.
Spanien, lebwohl! Vor ihrem Kleide
Erlischt die Sonne und sein Traum.

Muß man nun auch zugeben, daß Leconte de Lisle und Viktor Hugo Albert Girauds Vorgänger auf diesem Gebiete sind, mag man ferner auch in manchen Stücken der Sammlungen die volle Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit vermissen, so wird man ihnen doch ihre Bedeutung als Kunstwerke an und für sich nicht absprechen können. Aber gerade sie zeigen, daß sich die Sonderart der belgischen Dichter in den parnassianischen Formen nicht ganz und rein auszudrücken vermochte, und dies allein schon rechtfertigt, daß andere Dichter eine entsprechendere Form für ihre Dichtungen suchten.

Wie erwähnt, geht der vers libre auf deutsche und englische Vorbilder zurück und die stammverwandten Belgier waren die ersten in der französischen Literatur, die ihn auf allen Gebieten mit Erfolg anwendeten. Es ist freilich ein großer Unterschied zwischen ihren „freien Versen" und jenen manierierten Gedichten Jules Laforgues, die den Anfang machten. Laforgue war, ob auch von dem Herausgeber seiner Poesien, Camille Mauclair, bis zu den Sternen erhoben, doch nur Dichter aus Widerspruch gegen das Hergebrachte, wie es ganz ähnlich Arthur Rimbaud, Paul Verlaines auf ihn so einflußreicher Freund, gewesen, nicht aber Dichter aus seiner Seele heraus. Man lese nur sein L'Hiver qui vient, das mit der Zeile beginnt:

Blocus sentimental! Messageries du Levant!

Wie Rimbaud gab auch Laforgue — er starb 1887 mit siebenundzwanzig Jahren — nur Ansätze, nichts Vollendetes. Sein Verdienst ist das eines kühnen Pioniers, der zum erstenmal die französischen Reimgesetze, weitaus zopfiger als Opitzens oder Gottscheds Anweisungen, völlig durchbrach. Man lernte einsehen, daß ein Gedicht auch ohne regelmäßiger Silbenzahl, stetem Wechsel männlicher und weiblicher Reime, strenger Beobachtung der Cäsur, Schriftübereinstimmung der zu reimenden Worte ein Gedicht sein könne, und bediente sich in der Folge nicht nur echter Reime im deutschen Sinne wie mal und sandales, die trotz verschiedener Schrift dem Ohre gleich klingen, sondern auch der „unreinen" Reime, besser wie im Spanischen Assonanzen zu nennen, Halbreime, die das Ohr trotz größerer Verschiedenheiten noch immer fast wie volle Reime empfindet, wie sie das ältere deutsche Volkslied vielfach aufweist, „gesagen — haben", „singen — gewinnen", „macht — nachburschaft" und zahllose ähnliche (ich zitiere aus Uhlands „Volksliedern"), im Französischen refrain — loin, s'éveille — soleil, moi — voient, montent — chantent, chanvre — rendre, sogar triomphe — monde. Für den von glatten Reimen Übersättigten haben diese Assonanzen einen eigenen Reiz; sie fügen den Wortgruppen, die jeder Reim im Hirne des Dichters erweckt, neue Worte hinzu. Als ungewöhnlich stellen sie sich dabei durchaus nicht leichter ein als Vollreime und darin liegt ein anderer Reiz ihrer Anwendung.

Digitized by Google

Die zu jenen drei Dichtern noch hinzu zu nennenden vier anderen, Verhaeren, van Lerberghe, Maeterlinck und Max Elskamp, sind alle Verslibristen, doch jeder in einer besonderen Spielart, sodaß sich seine Gedichte schon durch ihre metrischen Eigentümlichkeiten leicht unterscheiden lassen, sowie man sie erkannte. Ich will ihnen, weil das Metrum in der jüngsten französischen Poesie eine so ungewöhnlich große Rolle spielt, bei jedem einige hinweisende Worte widmen.

Emile Verhaeren (geb. 1855), selbst noch von den Parnassianern ausgegangen, der großartigste Lyriker von allen, die jemals in französischer Sprache schrieben, ist in seiner Metrik der freieste, ein Walt Whitman seines Idioms, doch, da das Französische des Reimschmuckes nicht leicht entraten kann und sich in ihm wie in allen romanischen Sprachen die Reime leichter einstellen als vermeiden lassen, kein Feind des Reimes wie der gigantische „Sohn Manhattans", der für seine Dichtungen auch nicht die geringste Fessel dulden wollte. Auf seine ersten Sammlungen, Les Flamandes (1883) und Les Moines (1886), von denen die erste das Freilicht-Flandern mit seinem kräftigen Volke, die zweite das mystische Flandern der Klöster schildert, folgten Les Débacles (1888) und Les Flambeaux noirs (1889), die mit dem unmittelbar vorausgegangenen Les Soirs (1887), dieses noch in Alexandrinern, jene beiden schon in freien Versen geschrieben eine „wunderbare Trilogie glühenden Traumlebens und beängstigender Phantasmagorien" bilden, wie Beaunier schreibt, die erste lyrische Trilogie Verhaerens. „Sie entstanden zu einer Zeit, da der Dichter eine körperliche Krisis durchzumachen hatte und atmen die Überspanntheit der Krankenstube, die Wollust der künstlichen Zerrüttung kranker Nerven und die fieberheiße Phantasie einer von furchtbaren Halluzinationen gepeinigten Seele, die ihre Krankheit beobachtet, ihr Fortschreiten verfolgt und sich dadurch erst recht zermartert." (André Beaunier in der Revue bleue 1900.) Die nächste Sammlung Les Apparus dans mes chemins (1891) bildet das Intermezzo zwischen dieser und einer zweiten Trilogie. Aus ihr übertrage ich eines der kürzesten Stücke:

Mein Land.

Ich trage an mir die Lumpen meiner Tage,
Und meines Stolzes Stecken
Schwankt und stützt mich nicht mehr.
Und o! meine Füße sind so schwer,
Wie sie dahin mich schleppen,
Das Säkulum eines ganzen Lebens lang.
Meine Seele ist ein schwarzer Glockenturm,
Dessen verlorener Glockenklang
In leeren Weiten fern verklingt.
Meine Hände sind leer,
Mein ganzer Kopf ist leer,
Und was ich tat, krumm oder grad,
Es liegt, wo es niedersank.
O käme doch der Tod!

Setzet Kreuze, wo immer die Straße geht,
Setzet Kreuze auf Damm und Wall,
Ohne zu fragen, setzet nur Kreuze überall,

Digitized by Google

Denn alle sagen:
Hier liegt eine Hoffnung begraben.
Im Abenddunkel dehnt sich matt
Mein Land mit seiner Stadt,
Mit seinem Fluß in den Nebeln weit
Und flachen Seen, die trübe blinken,
Und auf alles sinken
Die Schatten meiner Traurigkeit.
O käme doch der Tod!

Meine Augen sind wie das Wasser in einem toten Fluß,
Darinnen, mit all seinen Mauern und Zinnen,
Seines Glockenturmes altem Bau,
Mein Land sich spiegelt im Abendgrau,
Mein ganzes Land, das ich nun hassen muß.
Meine Augen sind wie die goldenen Schimmer,
Die noch immer
Fern an den äußersten Horizonten stehn
Und sturmbedroht, flehend ins Leere sehn.
Als plötzlich vom Turme her,
Schwarz und schwer
Die Klänge kommen, langsam, in steter Wiederkehr.
Hör' ich sie noch? Hör' ich auf einmal nicht,
Ganz von ferneher,
Eine Stimme nicht, die von Erlösung spricht?
O sagt! sagt! ist das nicht er,
Der meine Seele befreien kommt
Aus ihrer Sehnsucht zehrender Not?
O nicht, nicht der Tod,
Sondern der Heilige, er, so lange geschieden,
Der ihre Hoffnung war
Immerdar?
Der Frieden?

Und hierauf folgt nun, nur durch ein überleitendes Stück getrennt, die wundervolle Sankt Georgs-Vision:

Er kommt in Schönheit, dahergesandt
Aus dem weißen, marmorleuchtenden Land,
Wo in Lustgehegen, am Meeresstrand
Am Baum des Guten lieblich die Milde reift . . .[1])

In seine stolze blasse Hand gibt er die traurigen Blumen seiner Schmerzen und der Heilige zeichnet ihm mit seinem Speer ein goldenes Kreuz auf die Stirn, auf daß ihn Mut und Stärke erfülle und geht dann zu Gott zurück — mit seinem Herzen.

[1]) Man findet dieses ganze Gedicht in meiner Verdeutschung in der „Gottesminne" (1905).

Digitized by Google

Verhaerens zweite Trilogie umfaßt die Sammlungen Les Campagnes hallucinées (1893), Les Villes tentaculaires und Les Villages illusoires (beide 1895), in denen er zur Schilderung seiner flandrischen Heimat zurückkehrt, nun aber symbolisch und philosophisch vertieft und von sozialen Gedanken getragen. Das erste Buch schildert das Elend des Landvolkes, das zur Auswanderung zwingt, das zweite die Versuchungen der „polypenarmigen" Städte (tentaculaires), die alles umschlingen, alles ins Verderben ziehn, das dritte das gemeine Leben als Symbol für ewige Menschheitsgedanken. Verhaeren wird hier ein zweiter Meunier in großer, flächiger Plastik und ein ebenso grandioser Maler. Der alte Schiffer, der vergeblich gegen die Wogen ankämpft und ob er auch stets wieder zurückgeworfen wird, ob ihm die beiden Ruder und das Steuer zerbrechen, doch nicht von seinem Wahn lassen will, er könne ans andere Ufer gelangen, wo eine Stimme aus dem Nebel ihn ruft und noch immer zwischen den Zähnen ein grünes Schilf hält; der Totengräber, zu dem sein Leben lang beim Klange der Zügenglocken die weißen Särge kommen —

Die weißen Särge sind voll von seinem Leiden und Wähnen:
Der tollen Lebensbegier, wenn abends die Arbeit ruht,
Dem Kummer, der keinen Grund sich weiß, den Tränen,
Die des Schweißtuchs heiliges Linnen beflecken mit Blut;

Den Erinnerungen mit Augen, die so müde schauen,
Weil sie so fernher kommen, viele Stunden weit,
Ihn zu mahnen an ihrer sterbenden Seelen Grauen;
Dem Torso seiner zerbrochenen Eigenherrlichkeit;

Dem Heroismus, der tatlos in sich selbst erstickt;
Dem Mut, der unter der schweren Rüstung zusammenknickt;
Der armen Tapferkeit, die nur Löcher im Kopf erhandelt,
Und seinen großen Augen, in Fäulnisnester verwandelt —

Der Glöckner, der im brennenden Turm noch immer den Glockenstrang zieht und unter den einstürzenden Trümmern begraben wird; der Müller, der Schreiner, der Schmied, sie alle haben bei Verhaeren ihre große symbolische Bedeutung. Ein Beispiel seiner impressionistischen Bildlichkeit sind die „brennenden Schober". An allen vier Ecken des Horizonts schlagen die Sturmglocken zusammen: ein Schober brennt. Die Leute rennen herzu, als plötzlich ein anderer Schober zu brennen beginnt:

Riesig ist er, — von langen
Schwefligen Schlangen
Ein rotes Knäuel, heftig bewegt —
Ein Flammenschein schlägt — fegt
Über die Äcker dahin zu den Hütten,
Scheibe auf Scheibe entloht
In blutigem Rot.

— Ein Schober brennt! —
Die Felder?
Unermeßlich in ihrem Schrecken.

Digitized by Google

Wälder
Sieht man empor sich recken
Über den Sümpfen, über den Auen;
Sich bäumende Hengste wiehern in das Grauen;
Große Vögelflüge sinken schwer
In das Glutenmeer —
Erstickte Schreie vom Boden her . . .

Wo die Wege sich kreuzen, stehn
Menschen, verstört, wie halluziniert vom Schrecken,
Die Kinder schreien, die Greise strecken
Magere Arme dem Brande entgegen,
Dessen Fahnen wehn,
Während fern, schweigend ohne sich zu regen,
Wahnsinnige stumpf in die Flammen sehn . . . [1])

Verspätet schließt sich dieser Trilogie noch die Sammlung Les forces tumultueuses (1902) an. Mittlerweile aber ging in Verhaeren eine Wandlung vor sich, die am besten vielleicht das Drama Les Aubes (1898) bezeichnet, von Verhaeren selbst ein „lyrisches Drama" genannt, „verworren und mit einem ungewissen Schluß, aber mit der Schönheit der ersten Morgendämmerung, wenn die ersten Lichtstrahlen Rauch und Nebel durchbrechen . . . Eine furchtbare Zerstörung wird der neuen Zeit vorangehn, denn die Erde muß erst von dem Pesthauch der Städte gereinigt werden . . ." (Beaunier). In Verhaerens Schaffen selbst brach eine solche Morgendämmerung an, licht und heiter, voll sonniger Schönheit, die nun alles vergoldet. Wieder kann man von drei Büchern sprechen, die eine Trilogie bilden: Les Heures claires (1896), Les Visages de la Vie (im 3. Bande der Poèmes zuerst veröffentlicht, 1896) und Les Vignes de ma muraille (1899). In diesen Bänden ist auch die Liebeslyrik vertreten, die bisher in den Sammlungen Verhaerens so gut wie ganz gefehlt hatte, und es sind Stücke von großer Zartheit, wie sie nur noch Francis Viélé-Griffin, der französisch dichtende Amerikaner, von ebensolcher Anmut schrieb. Aus allerjüngster Zeit sind noch zu nennen: Les tendresses premières (1904), der erste Teil eines Toute la Flandre betitelten Zyklus mit lieblichen Bildern aus des Dichters Kindheit, und Les Heures d'Après-midi (1905), seiner Lebensgefährtin gewidmet, ein Buch von jenem reinen Sonnenglanz erfüllt, der den Sommer so unvergeßlich schön macht, wenn er zur Neige geht

[1]) Es sei mir hier gestattet, auf meine Anthologie „Die belgische Lyrik von 1880—1900" (wie die vorausgegangene niederländische und die folgende dänische und japanische Lyrik im Verlage von Baumert & Ronge, Großenhain, erschienen) hinzuweisen; in ihr machte ich als erster eine größere Auswahl von Gedichten Verhaerens in deutscher Sprache bekannt, ebenso Gedichte der anderen hier besprochenen Dichter. O. H.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gottfried Keller

Von Dr. Alois Wurm

Man fühlt es bereits, daß wir am Ende einer literarischen Epoche stehen. Es wird möglich, mit einem Blick von oben her die Bewegungen der kämpfenden Heere zu überschauen und die bedeutungsvollen Ergebnisse von den zwar meist geräuschvolleren aber minderwertigen zu scheiden. Die realistische Strömung, als deren gesunde innerste Triebkraft sich ein rücksichtsloser Wahrheitsmut zeigt, hat sich durchgesetzt. Sie hat neben einem Wuste von erbarmungswürdigen Machwerken eine freilich nicht große Anzahl von Werken mit bleibendem Werte geschaffen. Und dies ist das Zeichen ihrer Gesundheit und Macht: sie wird einen innerlichen Einfluß auf alle folgenden literarischen Richtungen ausüben. Niemals wird es sein, als ob es keinen Realismus gegeben hätte. Aber freilich, der Realismus als Signatur einer literarischen Epoche ist seiner Auflösung nahe, die sich durch die jüngsten neu-romantischen Zuckungen besonders deutlich angezeigt hat. Er entstammte wohl einem großen, elementaren Bedürfnis des Menschenwesens. Aber solcher Bedürfnisse gibt es mehr. Ein anderes übernimmt die Führung und die neue Literatur-, ja Kulturepoche ist da. Und jetzt regt sich's wieder neu, zwar noch unklar, aber doch nach einer Richtung weisend, wo weniger Schwere, Druck und Gewalt der tiefsten Lebensmächte, und mehr Licht, Freude und Poesie in der Seele empfunden wird. Dies neue seelische Bedürfnis, ebenso im Menschenwesen wurzelnd wie das realistische, leitet mit leisem aber sicheren Druck die Hand, daß sie unter hundert Büchern das ihm entsprechende herausgreift. Und heute greift die Hand der Besten nicht mehr gierig nach Balzac und Zola, nach Tolstoi und Gorki, nach Strindberg oder Gerhart Hauptmann. Sie greift immer mehr und mehr nach dem einen Großen, der inmitten von fast all den Genannten gestanden, aber nicht aus ihrem Blute und ihrem Geiste war, nach Gottfried Keller.

Wir haben jetzt einen genügenden Abstand zu ihm gewonnen, um mit Ruhe und ziemlicher Sicherheit die Stellung dieses seltenen Mannes zur Romantik und zum Realismus, zum alten und modernen Geist, den Umfang und die Grenzen seines Genius, seine Höchstleistungen und die Eigenart seines Schaffens, das Verhältnis seiner individuellen Bestimmtheit zu seinen literarischen Erzeugnissen festzustellen. Das soll hier geschehen.

Ein paar Daten aus seinem äußeren Lebensgang mag man sich vorerst vergegenwärtigen. Geburtsort: Gattfelden bei Zürich; Geburtszeit: 19. Juli 1819; Bildungsanstalten: Volksschule und eine Art Mittelschule, aus der er aber vor der Zeit entlassen wird; Malerstudium: daheim und in München 1840—42, ohne äußeren Erfolg; ebenso in seiner Vaterstadt 1842—48; 1846 erscheinen „Gedichte"; 1840—50 Heidelberger Aufenthalt, Bekanntschaft mit Hermann Hettner, Kunst- und Literaturgeschichte, Anthropologie; 1850—55 in Berlin; 1851 „Neuere

Digitized by Google

Gedichte"; 1851—55 der „Grüne Heinrich"; 1854—55 der erste Band der „Leute von Seldwyla"; 1855 Rückkehr nach Zürich; 1861 Ernennung zum ersten Staatsschreiber von Zürich; bleibt im Amt bis 1876; 1872 erscheinen die „Sieben Legenden"; 1874 der zweite Band der „Leute von Seldwyla", 1878 die „Züricher Novellen"; 1879—80 erfolgt die Umarbeitung des „Grünen Heinrich"; 1881 wird das „Sinngedicht", 1883 „Gesammelte Gedichte" und schließlich 1886 der Roman „Martin Salander" ausgegeben; Tod: 15. Juli 1890.

Diese Daten sind dürr; aber sie sagen einem viel, wenn man die Gestalt des in der Welt seiner Phantasie lebenden, durchaus nicht aktiv gerichteten, schwer zur festen Selbständigkeit des Ich sich sammelnden Dichters in sie hineinstellt. Dann empfindet man, wie die durch verfehlte Berufswahl, äußere Schwierigkeiten und innere Schwäche bedingte Erfolglosigkeit der ersten Hälfte seines Lebens an seinem empfindsamen Herzen fressen mußte. Ein verbummelter Mensch zu heißen, war das herbste für ihn. Es muß etwas Schreckliches für den jungen Mann gewesen sein, Jahre lang das Gefühl seiner Ohnmacht mit sich herumzutragen; ja, unerträglich wäre es geworden, wenn nicht das Dämmerleben seiner Phantasie und seines Gefühls, des innersten und eigensten Kreises seiner Seele sein Ich leicht und beinahe widerstandslos in seinen Bann gezogen hätte. Gut war es auch, daß er niemals mit fester Energie sich nähere und weitere Lebensziele setzte; so waren ihm die scharfen und einschneidenden Enttäuschungen ziemlich erspart. Aber die eine große Enttäuschung eines verfehlten Lebens nagte an ihm, und wie eine Erlösung mußte ihm die angesehene bürgerliche Stellung eines Staatsschreibers erscheinen.

Nachdem er den ersehnten festen Boden unter den Füßen hatte, vollzog sich in Keller eine eigenartige Entwicklung. Jetzt war die nagende Unruhe, der große Zweifel an sich selbst gegenstandslos geworden. Freilich, hätte der elementare Drang nach genialen Künstler- oder Dichtertaten in ihm gesteckt, der z. B. selbst einen Grillparzer nicht zur Ruhe kommen ließ, so hätte er seinen Frieden nicht sobald gefunden. Allein, sein Zweifel ging eben im Grunde nur dahin, ob er fähig sei, eine ehrenvolle bürgerliche Stellung sich zu erringen und sie würdig zu versehen. Das war nun erreicht; nun konnte er endgültig zufrieden mit sich selbst sein; nun war sein Ich ins Gleichgewicht gekommen. Die Physiognomie, die er jetzt bietet, ist beinahe in nichts verschieden von der eines vollkommenen liberalen Schweizerbürgers. Sie hat etwas Patriarchalisches an sich. Er fühlte sich unter seinen Mitbürgern als so etwas wie die „Sieben Aufrechten" oder ihr Fähnrich. Dessen Rede darf ja als sein patriotisch-politisches Programm betrachtet werden. Wo modernere Geister wie Tolstoi und Ibsen die Welt reformieren wollen, will er wie ein Vater bei seinen Schweizern nach dem Rechten sehen. Seine Lehre fordert keine Revolutionierung des Menschengeistes, keine Umwälzung des ganzen Lebens, um ihm seinen wahren Sinn zu geben. Er schilt nur alle, die nichts rechtes taugen wollen, tüchtig aus; den anderen stellt er recht erfreuliche und stattliche Musterbilder vor Augen. In allem aber ist der Grundakkord derselbe:

Digitized by Google

Ehrlichkeit, Wahrheit, Gesundheit! Wahre Vaterlandsliebe! Nicht diese renommistischen Putsche, aber mannhaft einstehen, ohne Zögern und viele Worte, mit Tatkraft und männlichem Mut für das Vaterland, das ists. Wahre Religiosität! Nicht dieses elegante Kompromißchristentum moderner Pastoren, nicht dieses ungesunde Pietistentum, sondern ehrlich und wahr fühlen und reden, was unser Innerstes kennt und empfindet. Wahrheit im sozialen Beruf und Leben! Keine Hochstapelei, kein faulenzender Schmid seines Glückes sein wollen, sondern tüchtige Arbeit leisten, gleichviel welche; sie wird ihren Mann und Frau und Kind dazu nähren. Wahrheit auch im literarischen Leben! Kein Lob auf Gegenseitigkeit und kein lächerliches Haften nach modernen Phrasen und Moden. Wahre Solidität! Kein kleinlich egoistisches Sparen und Spekulieren nach Art der drei gerechten Kammacher, sondern Einteilung des Lebens in Arbeit und gesunde Lebensfreude. Keine Philisterhaftigkeit, aber auch keine leichtsinnigen großen Streiche. Und Wahrheit auch in der Liebe! Das hat er dutzendmale in den schönsten Beispielen gezeigt. Sie haben ja darum auch eine pädagogische Note. Besonders scheint er bei den Frauen die einfache Wahrheit und Natürlichkeit vermißt zu haben. Sie erscheinen gar oft als kokett, vom kleinsten, verzeihlichen Grad, bis zum widerwärtigsten. Häufig genug ereilt sie deshalb auch ihre vorübergehende Buße oder ihre dauernde Strafe. Diesen schlimmen Typen stehen die guten in der Minderzahl gegenüber. Sie bilden zwei Klassen. Die eine enthält die ganz natürlichen, naiv-frischen, die andere die erfahren-gereiften. Die ersteren haben etwas Helles, Freudiges, Unmittelbares an sich; die anderen reden zwar auch zur rechten Zeit offen genug, aber sie zeigen doch eine größere Stille, Würde, bewußte Innerlichkeit. Mit den schlimmen Damen führt Keller zwei Gattungen von Männern zusammen. Die einen sind die resoluten und lassen nicht mit sich spielen, die anderen sind die scheuen, schüchternen, melancholischen Naturen, die die Last auf ihrem Herzen wochenlang stumm mit sich herumtragen. Die letztere Klasse ist reich bevölkert, und offenbar hat Keller an ihr seine eigenen Erfahrungen und Selbstbeobachtungen am ausgiebigsten verwertet. Den naiv-frischen Mädchen treten meist auch frische Burschen gegenüber, den gereiften der guten Gattung dagegen wieder die Männer mit dem etwas trostlosen und wenig eroberungssicheren Herzen. Es sind im ganzen verhältnismäßig wenig Typen, nicht sehr individuell ausgeprägt, ein wenig stark schematisch zugestutzt, aber im übrigen vortrefflich geeignet, um die Moral Kellers recht einleuchtend vor Augen zu führen, daß in der Liebe nur die einfache Natürlichkeit und Gesundheit etwas taugt und zu etwas rechtem führt.

Wenn man das alles überblickt, muß man sich eigentlich wundern, wie Keller, der doch mitten im modernen Leben gestanden, in allen wesentlichen Zügen noch einer vom „alten Schlage" ist. Tüchtige und echte Bürgertugend — das ist im Grunde sein Evangelium. Was ist von spezifisch „modernen" Ideen bei ihm zu finden? Der Gedanke der freien, machtvollen Persönlichkeit ist von ihm in keiner einzigen seiner Figuren voll verwirklicht worden; konnte auch nicht verwirklicht werden, weil Keller niemals sich als solche gefühlt hat. Starke, ziel-

Digitized by Google

bewußte, selbstmächtige Charaktere zu gestalten lag außerhalb des Weichbildes seiner Kraft. Man sage nicht, daß dies bei dem Volkskreise, den Keller gewöhnlich bearbeitete, und außerhalb der realistischen Weise nicht gut möglich war. Ein Hinweis auf Storms „Schimmelreiter" bricht beiden Bedenken die Spitze ab. — Die moderne Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau, die Vertiefung des Problems der Liebe und Ehe, wie es z. B. Tolstoi behandelt, ist dem Schweizerbürger ebenfalls nicht in poetische Gestaltung aufgegangen. Zwar ist er in seiner ersten Periode nicht ganz achtlos daran vorübergegangen. „Der grüne Heinrich" sowie auch „Romeo und Julia auf dem Dorf" zeigen das klar. Allein in seiner späteren poetischen Schaffenszeit tritt die alte Auffassung wieder in ihre Rechte. Möglich, daß die Schweiz für die modernen Probleme dieser Richtung noch nicht reif war — will heißen, die Schweizer Volkskreise, an deren Beeinflußung Keller besonders lag. — Ebenso sucht man bei Keller vergebens nach einer großen modernen Auffassung des Staates. Es fehlte ihm offenbar der tiefe Blick, um die sozialen und politischen Gruppenbildungen, ihre Stellung zu einander, die Verhältnisse, aus denen sie notwendig herausgewachsen, die ihnen innewohnende Kraft und Bedeutung für die Ausgestaltung eines modernen Staatslebens sicher zu überschauen. Seine etwas patriarchalische Anschauung der Dinge erklärt sich zwar zum Teil aus den damaligen Schweizer Verhältnissen; aber modern ist sie jedenfalls nicht. Kurz, man kann Keime moderner Ideen da und dort, und vor allem im „Grünen Heinrich", der ja den jungen Keller noch in seiner rezeptivsten Periode zeigt, entdecken, aber das, was man unter einem modernen Menschen versteht, ist der Schweizerdichter unter keiner Bedingung. Freilich mag man etwa auf den Pantheismus Kellers verweisen, um das zu bestreiten. Allein damit hat es seine eigene Bewandtnis. Er steht dem soliden Schweizerbürger wirklich gar nicht zu Gesichte. Er ist ein künstliches, durch mehr theoretisch philosophierendes Klügeln erstandenes und genährtes Gewächs, das durchaus nicht den Bedürfnissen seiner eigenen Natur entstammte. Statt alles anderen verweise ich auf den Toast, den er beim Jubiläum des liberalen Theologen Alexander Schweizer ausbrachte: „Es gibt, wenn ich recht sehe, zwei Sorten von Theologen: solche, die über dem lieben Gott, und solche, die unter ihm stehen. Alexander Schweizer hat immer zu der letzteren Art gehört. Er lebe hoch!" Daraus spricht nicht die Auffassung eines Panpsychisten, sondern die alte, populäre, persönliche Gottesvorstellung. Und das war im Jahre 1884.

Wie Keller eine moderne Auffassung der Welt und des Lebens abgeht, so fehlt ihm auch das literarische Ausdrucksmittel, das die moderne Zeit sich dafür geschaffen hat, die realistische Darstellung. Zwar finden sich auch nach dieser Seite Ansätze bei dem Schweizerdichter, und keine unglücklichen. Charakteristisch ist, daß sie am versprechendsten in der Periode auftreten, in der sich auch sonst die meiste Annäherung an den modernen Geist feststellen läßt, deren vorzüglichster Niederschlag der „Grüne Heinrich" ist. Hier ist wenigstens in der Psychologie an nicht wenigen Punkten eine scharfe und prägnante Realistik erreicht, das Ergebnis einer

Digitized by Google

andauernden und in ihrer Ungesundheit nicht immer überwundenen Selbstbeobachtung. Diese Art der Darstellung paßt allerdings zu der schlaffen Schwachheit des Charakters, den der „Grüne Heinrich" nun einmal hat. Aber sobald der Mann sozusagen über sich selbst, über die unangenehme und doch reizende Beschäftigung mit dem eigenen Ich hinauskommt, ist er ein ganz anderer. Es ist, als ob seine Einbildungs-, Anschauungs-, Gestaltungskraft erst dann völlig frei und freudig, sicher und prächtig arbeiten würde, wenn sie vom Druck des Ich erlöst ist. Dann entsteht die wunderbare, farbenreiche, morgenfrische Welt, die wir gerade im „Grünen Heinrich" und sonst nirgends mehr in dieser Lebendigkeit der Anschauung finden. Eine Welt, die ganz und gar die Welt Kellers ist, nur von ihm so gesehen werden konnte, und die darum alle Realistik hinter sich läßt. Gerade diese völlige Eigenart seines poetischen Schauens bringt es mit sich, daß man einen gewissen Zwiespalt aus dem Werke heraus empfindet. Die psychologische Realistik will nicht recht harmonieren mit seiner sonstigen Gestaltungsweise. Darüber hilft auch die glückliche Wirkung nicht ganz hinweg, welche die erstere hervorbringt. Die ganze schöne prächtige Welt der Kellerschen Dichtungskraft erscheint nämlich gerade durch die Verbindung mit den realistischen Parteien auf die wirkliche Erde herabgezogen, und der Dichter erzielt dadurch nicht bloß die ideale Freude an seinen schönen Gebilden, sondern auch die Erhöhung der Freude am wirklichen Leben. Immerhin kann aber der feiner Empfindende den Eindruck der Zwitterhaftigkeit des Werkes nicht ganz losbringen.

Kellers weitere Entwicklung hat ihn über diesen Spalt hinweggeführt. Bei der realistischen Flut, die damals im Anzug war, hätte man im Hinblick auf seine guten realistischen Anfänge vielleicht erwarten können, es würde die Entscheidung nach dieser Richtung erfolgen. Bei einer minder starken poetischen Eigenart wäre dies auch ohne Zweifel der Fall gewesen. Allein Kellers Drang nach Poesie siegte zum Glück für ihn und zum Glück für uns. Denn wer die dichterische Eigenart hinter den Blättern eines Romans sehen gelernt hat, der mußte aus dem „Grünen Heinrich" erkennen, daß des Verfassers Stärke in der unmittelbaren persönlichen Anschauung und Gestaltung liegt. Niemals hätte er auf dem Wege der Realistik zu seiner einzigartigen Höhe gelangen können, wenn er auch manches Unverächtliche selbst da geschaffen hätte. Für beides zeugt sein realistischer Versuch, den er gegen Ende seines Lebens in dem Roman „Martin Salander" machte. Er selber war davon nicht befriedigt. Sein Weg ging also in die Bahnen der nichtrealistischen Dichtung und zwar nach jener Art, die seinem Wesen am besten entsprach.

Freilich nicht so ganz unmittelbar. So ganz auf eigenen Füßen vermochte er so ohne weiteres nicht zu stehen. Die Dichtung war damals immerhin am imponierendsten noch in den Erzeugnissen der Romantik vertreten. Dazu kam ein Zug in des Dichters eigener Natur, der etwas Verwandtes mit jener Richtung hatte. Es war etwas Still-innerliches in ihm, das von der Außenwelt nicht gern gestört werden wollte, etwas Passiv-träumerisches, das ihm

Digitized by Google

ein zielbewußtes, aktives Eingreifen in die wirkliche Welt äußerst schwer machte, eine innige Freude am Seltsamen, Besonderen, Wunderbaren. Wie stark zeigt „Der Grüne Heinrich" seinen Glauben, es müsse sich in gewissen kritischen Lagen etwas Wunderbares ereignen, und wie hat er Mühe, sich auszureden, daß ein glücklich eintretender Zufall eben das ersehnte Wunder sei! Das alles brachte ihn der Romantik näher.

Anerkanntermaßen ist ihr Einfluß im „Grünen Heinrich" ziemlich stark. Unter einer ganzen Reihe romantischer Motive hebe ich nur die Geschichte vom Meretlein und dem großen wunderbaren Traum hervor, der dadurch besonders interessant ist, daß sich die Weise der ja aus derselben Wurzel wie die Romantik herausgewachsenen Traumphantastik Heines mit dem Einfluß der eigentlich romantischen Art und des Dichters individueller Anschauung vermischt. Sobald das realistische Element in der Kellerschen Produktion zurücktritt, ergibt sich naturgemäß als nächste Folge ein stärkeres Hervorspringen der romantischen Weise. Das läßt sich in dem bald nach dem „Grünen Heinrich" folgenden ersten Teil der „Leute von Seldwyla" recht gut beobachten, der freilich auch schon Beispiele für die spätere lehrhafte Weise bietet. R. M. Meyer hebt auffallenderweise den Einfluß der Romantik in diesem Bande nur in dem Märchen von „Spiegel dem Kätzchen" hervor. Allein es ist unverkennbar, daß er weiter reicht. Die Ausfahrt von „Pancraz dem Schmoller" ist durch und durch romantisch gehalten. Man höre ein Stück.

„So rannte ich davon in einer Nacht in der bittersten Herzensqual und lief bis zum Morgen, wohl sieben Stunden weit von hier. Wie die Sonne aufging, sah ich Leute, die auf einer großen Wiese Heu machten; ohne ein Wort zu sagen oder zu fragen, legte ich mein Bündel an den Rand, ergriff einen Rechen oder eine Heugabel und arbeitete wie ein Besessener mit den Leuten und mit der größten Geschicklichkeit . . . Die Leute sahen mir erstaunt zu und niemand hinderte mich an meiner Arbeit; als sie das Morgenbrot aßen, wurde ich dazu eingeladen; dieses hatte ich bezweckt und so arbeitete ich weiter, bis das Mittagessen kam, welches ich ebenfalls mit großem Appetit verzehrte. Doch nun erstaunten die Bauersleute noch viel mehr und sandten mir ein verdutztes Gelächter nach, als ich, anstatt die Heugabel wieder zu ergreifen, plötzlich den Mund wischte, mein Bündelchen wieder aufgriff und ohne ein Wort weiter zu verlieren, meines Weges weiterzog. In einem dichten kühlen Buchenwäldchen legte ich mich hin und schlief bis zur Abenddämmerung; dann sprang ich auf . . . lief die Nacht hindurch wieder acht Stunden und kam mit der Morgensonne an eine wilde und entlegene Stelle am Rhein, wo eben vor meinen Augen ein mit Kornsäcken beladenes Schiff an einer Untiefe aufstieß." Sogleich legte er auch hier wieder Hand an, erhielt dafür Mahlzeiten und etwas Geld und ließ sich auf das andere Ufer übersetzen. „Drüben befand ich mich in einem großen Bergwald und schlief sofort bis es Nacht wurde, worauf ich mich abermals auf die Füße machte und bis zum Tagesanbruch lief." Auf diese Art reist Pankraz zwei Monate. Es kann

Digitized by Google

doch kein Zweifel sein, daß dies echt romantische Weise ist. Auch die weiteren Reisen und Abenteuer tragen, wenn auch nicht immer in diesem Grade, romantischen Charakter.

Noch verwunderlicher ist es, daß man in „Romeo und Julia auf dem Dorf" das romantische Element verkennen konnte. Man findet hier doch Hochzeitsgang, Hochzeitsmarsch, Hochzeitsringlein, Hochzeitsbette in dem eigentlich geheimnisvollen Sinn verwendet, wie das gerade von der Romantik und nur von ihr geschieht. Denn sie hat eben die Stimmung der Volksdichtung in die Literatur eingeführt. In der Tat findet sich durch die ganze Novelle hindurch der mystisch-rührend-einfache Ton festgehalten, wie er z. B. aus A. Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl" bekannt ist. Auch die Neigung, bestimmte Dinge durch bestimmte Mittel zum Symbol zu erheben, findet sich in der Kellerschen Geschichte. So gewinnt der umstrittene Acker und besonders der Steinhaufen in der Ecke dadurch eine geheimnisvolle Bedeutung, daß sich da gerade die entscheidenden Wendungen vollziehen. Er ist das Symbol für die Schuld der Väter und das Verhängnis der Kinder. Die Figur des schwarzen Geigers mit der großen Hackennase, seine ganze Stellung in der Novelle, sein zigeunerhafter Trotz sind völlig aus dem romantischen Geist heraus erfunden. Mit Abzug von einigen Partien, besonders der Anfangspartie, sowie einzelner Züge kann man die Novelle geradezu als ein Muster romantischer Erzählungsweise hinstellen.

Ganz hat sich der romantische Sinn auch in der sechzehnjährigen schriftstellerischen Pause, welche die Staatsschreibertätigkeit mit sich brachte, nicht verloren. Selbst im „Sinngedicht" (1881) findet sich noch eine Reihe hiehergehöriger Züge. Der Rahmen desselben ist ja noch sehr im romantischen Stil gehalten: Ausfahrt Reinharts und seine Abenteuer. Die Freude am Besonderen, Wunderlichen ist aber dem Dichter so ziemlich bis an sein Ende verblieben. Dafür spricht besonders das bei aller Schalkheit unverkennbare vergnügliche Behagen an den wunderbarlichen Gestalten, Ereignissen und Dingen, die er in seinen „Sieben Legenden" barg. Freilich hat er damit das realistische Bedürfnis auf eine eigne Art zu versöhnen gesucht und sehr oft ist ihm dies gelungen, musterhaft sogar eben in den „Sieben Legenden". Wie stellt er das an? Er behandelt das Ganze mit einer behaglichen Ironie, die mit der Genauigkeit der Schilderung in einen drolligen Kontrast gerät und dem Leser mit verschmitzt verstellter Entrüstung sagt: Nun, das wirst du denn doch wohl glauben?! So ist dem Leser in der liebenswürdigsten Schelmenweise bedeutet, daß die so ernsthaft und bedeutend tuenden Leutchen nicht so ganz ernst und wahr zu nehmen seien. „Sie sagen dir, lieber Leser, immerhin noch Wahrheiten genug:" so vermeint man den Verfasser sprechen zu hören, und nachdem man auf diese Weise sein wahrheitdurstendes Gewissen zur Ruhe gebracht, gibt man sich mit rechter Muße der Beschauung der köstlichen Sachen hin. Dieses Motiv des ironischen Stils ist ja nicht neu, bei den Humoristen sogar ziemlich im Schwang. Allein nirgends ist es mit

Digitized by Google

solch feiner Empfindung, mit so liebenswürdiger Zurückhaltung angewandt wie bei Keller. Während diese Ironie in den Legenden sich sozusagen noch auf die geschilderten Figuren und Ereignisse niederschlägt, verbreitet sie sich über die „Leute von Seldwyla", über „Das Sinngedicht", ja selbst über die „Züricher Novellen" wie ein leiser, bläulicher Hauch, ein feiner Duft, ein zarter, unlokalisierter Ton. So weiß der Verfasser seiner Vorliebe zur leisen Übertreibung, für stilvolle Karrikatur, für leichte Typisierung schon von vornherein nicht bloß Nachsicht, sondern sogar ein ganz eigenes Interesse und Wohlgefallen seitens des Lesers zu verschaffen. Der versteht ja den liebenswürdig schalkhaften Wink des Verfassers sofort und wird dort nicht die volle Zeichnung einer wirklichen Welt suchen, wo ihm bedeutet wird, daß sie einen Schritt dahinter zu finden ist.

(Schluß folgt.)

Poesie im Zuchthause

Von Walther Eggert-Windegg

Wir bemerken in letzter Zeit eine auffallende Zunahme der „populär-kriminalistischen" Literatur. Die Tatsache erklärt sich — von zufälligen Anlässen abgesehen — teils aus der Steigerung der Sensationslust, welche gewisse Tageszeitungen mit ihren widerlich detailierten Verhandlungsberichten zu verantworten haben, teils aber auch aus einer Steigerung des wirklich ernsten Interesses für die Frage der Kriminalität. Man hat endlich angefangen zu begreifen, daß diese Frage nicht hinter Zuchthausmauern eingeschlossen werden kann, sondern einen sehr wichtigen, lebendigen Teil der sozialen Frage bedeutet. Darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Vorstehende Bemerkung sollte nur die Herausgabe eines Buches begründen, welches geeignet ist für das gewaltige Problem des Verbrechens Verständnis zu wecken, und das sogar unmittelbar, materiell an seiner Lösung mitarbeiten will. Es heißt „Poesie im Zuchthause"[1]) und enthält Gedichte von Verbrechern, die von dem Amberger Strafanstaltspfarrer Dr. Joh. Jäger „zum Besten der Schutzfürsorge" herausgegeben wurden.

Ich möchte den Titel zunächst weiter begreifen und fragen, ob die beiden Begriffe Poesie und Zuchthaus sich nicht überhaupt widersprechen, wobei ich überzeugt bin, von einem großen Teile der Laien bejahende Antwort zu erhalten. Eine kurze Erörterung verlangt zwar noch das Wort „Verbrecher", über welches ganze Bibliotheken geschrieben wurden und werden. Cesare Lombroso unterscheidet bekanntlich geradezu einen homo delinquens und homo sapiens; nach ihm ist der Verbrecher ein Kranker, eine pathologische Natur, und infolge ursprünglicher d. h. angeborener physischer und psychischer Veranlagung mit Naturnotwendigkeit zum Verbrecher prädisponiert. Dagegen hat die deutsche Wissen-

[1]) Stuttgart, M. Kielmanns Verlag.

Digitized by Google

schaft (Baer, von Liszt) den Satz aufgestellt: „Es gibt keinen homo delinquens, d. h. der Verbrecher bildet keinen einheitlichen Typus!“ Wir haben mit unserem Autor Dr. Jäger die Überzeugung, daß der Verbrecher in keiner Weise eine typische Varietät des genus humanum darstellt, daß bei den Verbrechern in morphologischer und psychologischer Hinsicht genau dieselben Unterschiede obwalten, wie sie sonst vorzukommen pflegen, und daß die den Verbrechern gemeinsamen Merkmale lediglich als Folgewirkung des Milieus anzusehen und psychologische Abweichungen auf mangelhafte Erziehung usw. zurückzuführen sind.

Ob also Poesie und erweitert Literatur, unterhaltende wie belehrende, ins Zuchthaus gehören, — diese Frage beantwortet sich demnach und heute, da wir im Zeichen der Volksbildung leben, wohl von selbst. Ich muß dem Reize, mich hierüber zu verbreiten, widerstehen und die Mitteilung genug sein lassen, daß der Verein der deutschen Strafanstaltsbeamten bei seiner Tagung in Nürnberg 1901 die Antwort dahin abgegeben hat, daß die Gefängnisliteratur und -Bibliotheken einer Neuorganisation und nachdrücklichster Aufmerksamkeit bedürfen, und daß eine aus Kriminalisten, Geistlichen und Lehrern bestehende Kommission unter Vorsitz des Oberjustizrates Ed. Eggert mit dieser Aufgabe betraut werden solle. Auf dem jüngst in Dresden tagenden Kongreß konnte der eine fast fünfjährige Arbeit enthaltende und die gesamte Literatur umfassende Muster-Katalog fertig überreicht werden.

Daß die Gefangenen ein starkes Bedürfnis nach Lektüre empfinden, erklärt sich ohne weiteres aus ihrer Lage, und es brauchte nicht erst der praktischen Bestätigung, noch der Tatsache, daß die Gefangenen diesem Bedürfnis sogar durch eigene Produktion entgegenzukommen lernen. Bei dieser eigenen literarischen Betätigung der Gefangenen wird man die Autoren scheiden müssen in moralische Verbrecher, die aus dem Milieu und ihrer Erziehung sich erklären, und in solche des Affekts oder des Zufalls. Die ersteren zeichnen sich, wie gesagt, durch „gemeinsame Verbrechermerkmale“ aus; und diese Merkmale werden selbstverständlich auch in den literarischen Erzeugnissen zum Durchschlag kommen — ebenso wie die literarischen Äußerungen der zweiten Gruppe solcher gemeinsamen Merkmale entbehren und eher als individuelle Äußerungen einer zufällig im Zuchthause befindlichen Individualität zu betrachten sind. Verbrechergedichte im eigentlichen Sinne sind nur die der erstbezeichneten Gruppe von Kriminellen.

Hervortretende Merkmale solcher Verbrechergedichte sind eitler Überschwang und Sentimentalität. Ein französischer Kriminalist beurkundet das treffend von einer bestimmten Verbrechergruppe: Son âme est basse, mais en même temps très sentimentale, oscillant entre la dépravation la plus immonde et les rêves les plus naivement idylliques. Das trifft durchaus zu bei den kriminellen Autoren. Ob also Verbrechergedichte schlechtweg einen zuverlässigen, ja den wertvollsten Aufschluß geben über die wahre psychologische Natur der Verbrecher und gar einen Wegweiser für deren Seelsorger, erlaube ich mir darum, Jägers Meinung entgegen, anzuzweifeln.

Digitized by Google

In seiner Sammlung hat der Herausgeber, nach den beigefügten Charakteristiken der Autoren zu bemessen, diese strenge und für den wissenschaftlichen Zweck notwendige Trennung zwischen Verbrechern und Verunglückten nicht eingehalten, sondern Beiträge beider Gruppen, deren gemeinsamer Name ohne Bedenken Unglückliche Mitmenschen heißt, vermischt. Ja, es scheint, daß die zweite Gruppe stärker vertreten ist; und das muß den charitativen Charakter und Wert des Buches entschieden fördern. Denn hier haben wir unzweifelhaft echte Äußerungen, documents humains von großem Wert, wirkliche Selbstbefreiungen gefangener Seelen von aufrichtiger Ursprünglichkeit. Wenige Proben können erweisen, daß sie in der Tat ein klares und objektives Bild des Geistes- und Seelenlebens des jeweiligen Verfassers geben, welches jedenfalls zu weitergehenden Schlußfolgerungen berechtigt, als der Blick auf eine Photographie oder die vorübergehende Betrachtung einiger Hundert Leute, deren Inneres dem Explorator ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist und zu den mannigfachsten Mißdeutungen Anlaß gegeben hat, oder endlich als eine gewisse „authentische" Schauerliteratur und die taktlosen, geschwätzigen Berichte einer gewissen Presse. Aus den nachstehend mitgeteilten Proben wird man außerdem die spezifisch poetische Begabung in der Schönheit der Form, dem ebenbürtigen Ausdruck des Inhalts und der ästhetisch geläuterten Empfindung selbst unschwer erkennen. Das Büchlein enthält nicht wenige Stücke von seltener Schönheit und hohem dichterischen Wert, sodaß es selbst Nur-Literaten Freude und in Verbindung mit dem Studium der beigegebenen biographischen Charakteristiken psychologisches Interesse bietet.

Möge die Sammlung etwas beitragen zur Überwindung verkehrter Vorurteile und zur Reform des Schutzfürsorgewesens, zu dessem Besten sie erscheint. Ich wünsche das mit dem Herausgeber um unser aller willen.

Die erste Nacht im Grabe.

An meine † Schwester.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab' —
O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kühler Erde ist dein Bett gemacht, —
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrei'n, vom Wind emporgescheucht;
Kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kahl und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen; schläfst du bis zum Tag?
Horchst du, wie ich, auf jeden Glockenschlag?
Wie könnt ich ruh'n und schlummern kurze Frist,
Wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist!

Digitized by Google

Autor: 22 Jahre alt. ledig, Magazinsgehilfe, katholisch, ehelicher Geburt, Bayer. Seine Eltern Baumeisterseheleute. Gute Volksschulbildung. Kontemplative Natur. Vorstrafen wegen Betrug und Diebstahl. Zuletzt 13 Monate Monate Zuchthaus wegen Betrug. Sehr gute Führung. Verlor während seiner Strafzeit seine einzige Schwester durch den Tod, was einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Seit 10 Jahren entlassen und brav.

Der Gemeinde-Arme.

Geht's, schenkt's mer eppes, g'strenger Herr,
I bi so gar viel arm:
Schaugt's o den Huat, dös z'schliss'ne Gwand,
Dös Schuahwerk, Gott derbarm!

Sunst legt 's Christkinderl überall ei',
Zu mir, da find's nöt hi'.
'S muß wohl so sei, derweil i halt
Da tappet Seppei bi.

I hon koan Menschen, der mi mag,
Der Anteil an mir nimmt,
So ball's mi sehg'n, da lacha's all:
„Da tappet Seppei kimmt!"

Do kenn in oan, der dengerscht wird
Für mi a Platzei ham,
Wanns in dem Armawinkel draußt
A mal mi eing'schart ham!

Autor: 26 Jahre alt, ledig, Zementier, Franke, katholisch, unehelicher Sohn einer Näherin, nicht legitimiert. Mehrere Vorstrafen wegen Ruhestörung, Untreue, Diebstahl, dann wegen Bettel, Landstreicherei. Gute Volksschulbildung. Gewandter Stilist, mit sehr hübscher Schrift. Sehr belesen und gut orientiert in der Weltgeschichte. Wegen Urkundenfälschung 2½ Jahre Zuchthaus. Führung anfangs unbefriedigend, dann hausordnungsmäßig. Amtliche Qualifikation: Hoffnung auf Besserung noch vorhanden, seit 10 Jahren entlassen. Fand in der Schweiz lohnende Fabrikarbeit. Seit 3 Jahren ohne Nachricht.

Fasching.

Die Arbeitslosen, müd' gehetzt,
Hungertyphus müssen kosten,
Frierend an die Luft gesetzt,
Lechzen sie nach Arbeitsposten,
Aber alles ist besetzt. — —

Auf blanker Diele hingestreckt —
Hat ein armes Weib geboren.
Kind und Mutter sind verreckt,
Leichenschauende Doktoren
Haben stumm den Hals gereckt. —

Hochgeschnürte Busen quellen,
Straffgespannte Nähte platzen,
Laut ertönen Narrenschellen.
Geldsack schneidet fade Fratzen.
Der Walzer auf dem Armenball
Vermählet sich mit Pfropfenknall.

Autor: 28 Jahre alt, verheirateter Schlosser, katholisch, unehelicher Geburt, bayer. Schwabe. Seit seinem 18. Lebensjahr vorbestraft — 9mal mit Gefängnis

Digitized by Google

und 12mal mit Haft wegen Beleidigung, groben Unfug, Körperverletzung, Betrug usw. Zuletzt wegen Diebstahl und Widerstand 20 Monate Gefängnis. Sehr intelligent, aber ganz Egoist. ‚Aus Überzeugung' Sozialdemokrat (?). Schlechte Führung. Religiös meist indifferent. Wenig Hoffnung auf Besserung.

Des Nachts.

Leis lispelt in den Zweigen
Nächtlicher Hauch;
Sanft schlummert alles,
Müd' bin ich auch.

Aber da am Tage
Schwer Leid mich traf,
Das macht mir Gedanken
Und scheucht den Schlaf.

Und käm' auch der Schlummer,
Süß wär' er kaum;
Am Tage Erlebtes
Spielt fort im Traum.

Und zweimal erleben
Mag ich kein Leid,
Wie's tief mich getroffen
Am Tage heut.

Vielleicht, daß der Morgen
Mir freundlich lacht,
So hoff' ich die lange,
Schlaflose Nacht.

Autor: 30 Jahre alt, ledig, Taglöhner und Schuhmacher, Sachse, protestantischer Konfession. Entstammt einer Handwerkerfamilie. Bürgerschulbildung. Sehr intelligent und belesen. Der beste Schüler der Arbeitsschule, sehr gewandt im Ausdruck. Kennt fast sämtliche Gedichte Schillers, Uhland u. a. auswendig. Wegen Bettel, Betrug, unerlaubter Rückkehr, Unterschlagung uud Diebstahl vorbestraft. Zuletzt wegen Diebstahl 2 Jahre Zuchthaus. Führung in der Anstalt sehr gut. Seit seiner Entlassng und Auswanderung in die Schweiz brav und fleißig. Schreibt seinem ehemaligen Seelsorger jedes Jahr einen Brief. Hält sich zu den Methodisten.

Mein Gebet.

Laß, Heiland, mich gebeugt, betrübet
Und weinend vor dir niederknien;
Der dich noch wenig sonst geliebet,
Der will in deine Arme fliehn!
Die Last will mich zu Boden drücken —
Vergib mir, Heiland, meine Schuld!
Wer anders könnt' mich sonst erquicken
Als du mein Heiland, voller Huld!

Laß, Heiland, bei der Hand dich fassen
Und laß mich vor dir niederknien!
Du hast den Schwachen nicht verlassen,
Hast ihn getröstet, ihm verziehn.

Dein Auge ruhe voll Erbarmen
Auf allen, die gebeugt durch Schuld;
Sei, Heiland, gnädig auch mir Armen
Und tröste mich mit deiner Huld!

Laß, Heiland, mich zu deinen Füßen
Wie Magdalena niederknien
Und stoß mich nicht von deinen Füßen,
Wenn Reuetränen darauf glühn!
Du hast den Reuigen gern vergeben,
Vergib auch, Heiland, mir die Schuld;
Laß mich wie Magdalena leben,
Getröstet, reich, mit deiner Huld!

Autor: 50 Jahre alt, lediger Kaufmann, protestantisch, unehelicher Geburt, Bayer. Sehr mangelhafte Erziehung bei sogen. Zieheltern. Sollte Kaufmann werden, da er ausgezeichnete Gaben besaß und vorzüglich rechnete. Als Lehrling wegen Kassendiebstahls bestraft, außerdem 16mal wegen Bettel, 15mal wegen Diebstahl vorbestraft. Zuletzt wegen Fahrraddiebstahl 3 Jahre Zuchthaus. Bei der Einlieferung ver-

Digitized by Google

kommen, religiös indifferent, ging er nach und nach aus sich heraus, bat um seelsorgerlichen Besuch, um lehrreiche Bücher und um „Paul Gerhards Lieder". Auf seine Schiefertafel hat er viel geschrieben, täglich Neues, auch seinen Lebenslauf, übereinstimmend mit den Angaben im Personalakt. Er bat, mit ihm zu beten, und bekannte eines Tages, er fühle, bald sterben zu müssen. Er war herzleidend eingeliefert worden, doch nicht lebensgefährlich. Nach einjähriger Haft verschlimmerte sich sein Leiden, er kam ins Spital, wo er noch ein Vierteljahr lebte und sich zu einer neuen Lebensanschauung durchrang. Seine religiösen Gedanken brachte er leicht in Verse, und was hier veröffentlicht ist, hat der Seelsorger von seiner Schiefertafel abgeschrieben. Nach langem Leiden erlag dieser Gefangene, der sich „heim" sehnte wie ein Kind ins Vaterhaus, einer Herzlähmung.

Scherben.

Noch hat das Leben nichts für mich
Gehabt als nur Verderben!
Ich blicke meinen Weg zurück
Und schaue nichts als — Scherben!

Es sind die Scherben meines Glücks!
Und da soll ich nicht fluchen —
Ich soll den besten Scherben mir
Vielleicht aus Trümmern suchen!

Und mit den Scherben soll ich dann,
Zufrieden und ergeben,
Als wär es doch ein ganzes Glück,
Noch weiter — weiter leben?

Wer weiß, vielleicht am besten ließ'
Ich liegen all die Scherben,
Und streckt' mich auf den Schragen hin,
Zu sterben — ja — zu sterben!

(Autor: derselbe wie von „Fasching".)

Bangen.

O lange Nacht, o lange Nacht!
Des Mond's Lichtwellen gießen
Sich in den Kerker mein, das Aug'
Will sich zum Schlaf nicht schließen.

O du, mein Liebstes was ich hab',
Stehst draußen ganz alleine,
Dort draußen in der weiten Welt,
Hast keine Stütze, keine.

Was wird aus dir? Gehst du zugrund?
Kannst du dich oben halten?
O Herrgott, laß mich hoffen noch
Auf dein allgütig Walten!

O lange Nacht, o lange Nacht!
Will nicht der Morgen grauen?
Nicht mehr des Mond's Gespensterlicht —
Die Sonne möcht' ich schauen!

Autor: 33 Jahre alt, ledig, Schreiner, protestantisch, Rheinpfälzer. Aus guter Familie. Gute Schulbildung; ein tüchtiger Schreiner. Sehr intelligent. Spricht englisch und kann englische Bücher lesen. War ein Zeitlang in England Schiffszimmermann. Schwere Vorstrafen: wegen Diebstahls 6 Tage (?) und 7 Jahre Gefängnis. Zuletzt 3 Jahre Zuchthaus wegen des gleichen Reats. Einzelhaft und Gemeinschaftshaft. Sehr gute Führung. Seit 9 Jahren entlassen. Hat sich ein Jahr nach seiner Entlassung mit seiner Braut nach Amerika begeben, dort trauen lassen und lebt in einer Hafenstadt Nordamerikas, als Schreiner in einer großen Klavierfabrik sein tägliches Brot verdienend. Schreibt jedes Jahr seinem ehemaligen Seelsorger zu Neujahr.

Digitized by Google

Amiels Tagebücher[1]

St. Augustins „Bekenntnisse" wurden in der Frühzeit der italienischen Renaissance, als die Persönlichkeit in den Vordergrund des Interesses trat, von Männern wie Petrarca enthusiastisch gefeiert. Seitdem gehören sie zur Weltliteratur. Auch dem heutigen Menschen, dem sich die ganze Philosophie zur Psychologie zuspitzt, wird dies Buch so recht sein Buch. Harnack feierte es vor ein paar Jahren in einem Vortrag, der an Begeisterung nicht hinter Petrarca zurückstand. Deshalb reizt auch alles Verwandte unsere analysierende, individualistische Zeit. Die Memoirenliteratur hat kaum jemals so geblüht und in gleichem Maße der wissenschaftlichen Ausbeute wie der Gunst des Lesepublikums sich erfreut.

So erregten Amiels Tagebücher großes Aufsehen, als sein Freund E. Scherer davon Auszüge veröffentlichte. (Fragments d'un journal intime 1884. 2 Bde.) Inzwischen erschien die 6. Auflage. Es ist deshalb ein Verdienst des Verlages Piper & Co. auch deutschen Kreisen eine Auswahl dieses erschütternden Werkes bereitet zu haben. Man lernt daraus den ganzen Menschen kennen. Die Übersetzung ist nicht weniger glücklich. Sie läßt den überaus schmiegsamen, farbigen und reichen Stil des Autors überall durchschimmern und zeigt uns zugleich in flüssigem, gewandten Deutsch, wie sehr Amiel auch hierin mehr uns als den Franzosen nahestand. Aber wer ist dieser Henri Frédéric Amiel? Er war am 27. September 1821 zu Genf geboren, aus vornehmer, reicher Familie. Das schuf ihm jene Unabhängigkeit, die sein Lebenselement gewesen. Im Ausland, vorzugsweise in Deutschland, studierte Amiel 7 Jahre und lernte viele bedeutende Gelehrte, Künstler, Dichter, Musiker, Historiker kennen: Steffens, Marheinecke, Neander, Mendelssohn, Thorwaldsen, Oehlenschläger, Geijer, Tegner, Oersted, Lachmann, Sismondi, Töpfer. Seine Freunde erwarteten Außerordentliches von ihm. Daß er diese Hoffnung nicht erfüllen konnte, gehörte mit zu seinen tiefsten, geheimen Schmerzen. Erst die Tagebücher, die für Niemand geschrieben waren, brachten nach dem Tode ihres Autors dessen Wunsche Gewähr: Seinen Namen fortlebend zu wissen.

Mit 28 Jahren schon war er Professor der Ästhetik an der Genfer Universität. Eine demokratische Welle hat ihn hinaufgehoben, aber auch isoliert. Er, der aristokratisch Einsame, Scheue, verschloß sich damit seiner Gesellschaft und blieb auch äußerlich allein. Nach einigen Jahren las er nur mehr über Philosophie, vermochte aber auch damit auf seine Hörer nicht zu wirken. Dennoch hielt er auf seinem Posten aus bis ganz kurz vor seinem Tod.[2] Auch in seinem Lehrberuf ereilte ihn die Tragik des Lebens. Er stellte an sich die höchsten An-

[1] München. R. Piper & Co. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. Die Fruchtschale. 4. Bd. kl. 8°. 362 S. Mk. 3.—.

[2] Er starb nicht, wie Meyers und Herders Lexika angeben, am 11. März, sondern am 11. Mai 1885.

Digitized by Google

forderungen, suchte ihnen gerecht zu werden und blieb allein: „Ich achte mich zu sehr und achte meine Studenten zu sehr, um im Kolleg Rhetorik zu treiben. Meine Aufgabe ist, ihnen zum Verständnis zu verhelfen . . . Ein wissenschaftlicher Vortrag soll in erster Reihe klar sein, lehrreich, überzeugend, gut aufgebaut. Es handelt sich nicht darum, den Schülern zu schmeicheln oder den Lehrer herauszustreichen; es kommt allein an auf ernste Arbeit und unpersönliche Darlegung. Eine Konzession in diesem Punkte erscheint mir wie eine utilitaristische Niedrigkeit. Jedes Erschleichen, jedes Betören widerstrebt mir. All das heißt Sand in die Augen streuen, ist Koketterie und List. Ein Lehrer ist der Priester seiner Wissenschaft, ernst und würdig versieht er seinen Dienst."

Amiel leidet geradezu unter seinem Verantwortungsgefühl: „Verantwortlichkeit ist mein geheimer Albdruck." Er ist schüchtern vor der Welt und vor sich selbst. Und das legt sich über seine literarischen Arbeiten wie Mehltau. Er kennt sich genau, bis in alle Fasern: „Ich habe das Herz eines Kindes und einen subtilen, komplizierten, chamäleonartigen Geist . . . Lieben und Denken sind meine einzigen, anspruchsvollen und unausrottbaren Bedürfnisse." Er ist eine Natur wie Jacobi: er hat das Herz eines Christen und den Kopf eines Heiden. Er kann nicht wie sein Freund Scherer: Sich nehmen wie man ist, oder wie Goethe sich bescheiden: daß wir uns selbst Geheimnis sind und bleiben sollen. Sein Herz bietet dem Leben viel zu viel verwundbare Stellen. Er ist deshalb eine hingebungsbedürftige Natur. Aus diesem Bedürfnis sucht er auch Gott: „Notwendig ist uns ein Gott;" „um wahrhaft Frieden zu finden, muß man sich von einer höheren Macht geleitet fühlen, von einer Macht, die unsere Fehler verzeiht; man muß fühlen, daß man auf dem richtigen Wege ist, auf dem Punkte, auf dem Gott uns haben will, in unserer Ordnung."

Er will sich organisch fühlen im göttlichen Vorsehungsplan und ist manchmal in diesem Gefühle selig. Aber sein Verstand zerstört ihm immer das Glück, scheucht ihn auf, zerrt ihn von Problem zu Problem, wirft ihn bald in die Arme des Buddhismus und dann wieder in jene Schopenhauers. Dazwischen sucht er für Augenblicke Ruhe am Herzen des Heilandes, zittert aber zugleich vor dem neuen Anprall seiner Skepsis, die ihn fast an den Abgrund der Verzweiflung, zum Selbstmord treibt. Immer wieder gewinnt sein tief religiöses Wesen die Oberhand. Und in seiner letzten Krankheit ist er ruhig, ausgesöhnt mit seinem Schicksal, erhaben resigniert und schreibt kurz vor seinem Tode: „Zu verzichten und alles gutzuheißen fällt mir weniger schwer als anderen; denn ich will nichts. Ich wünschte nur, nicht zu leiden, aber hat nicht auch Jesus in Gethsemane um das gleiche gebeten, und wie er will ich hinzufügen: „Doch nicht mein Wille geschehe!" und warten."

Amiel hatte eine fast weibliche Art sich einzufühlen und mitzuempfinden bei allen und allem, so daß er manchmal meint: sein eigenes Wesen sei ohne bestimmte Individualität. Er sieht in „unabläßiger Selbstzucht den Charakter moderner Sittlichkeit", hat aber selbst an seinem Schicksal weder die eigenen

Digitized by Google

Kräfte kampferprobt noch sich ihm unterworfen. Am liebsten träumt er und läßt sich treiben. „Vergewaltige dich nicht selbst und ehre die schwankenden Gefühle in dir; es ist dein Leben und deine Natur; ein Weiserer als du hat sie gemacht. Gib dich nicht ganz hin dem Instinkt und dem Willen; der Instinkt ist eine Sirene, der Wille ein Depot."

Liegt ihm so nach mancher Seite „die allgemeine Ruhe des Buddhismus", „der selige Friede der Auflösung", so ist er doch wieder zu lebensdurstig, um im Quietismus ankern zu können. Er hat bisweilen ein wahnsinniges Verlangen nach dem Leben, eine heillose Sehnsucht nach Glück und ein glühendes Streben nach dem Ideal. Aber gerade dieses intensive Sichausgebenwollen, wozu anderseits die persönliche Energie und Ausdauer fehlen, treiben ihn, verbunden mit der Unzulänglichkeit der Welt, Schopenhauer in die Arme. Auch hier fühlt und erkennt er aber bald, daß dies System allgemeiner Begründung und Verpflichtung entbehrt.

Sein Unglück ist die Selbstzerfaserung, die die Aktivität lähmt und alle Kraft auf die Analyse verwendet. So wird er immer kritischer und wunder; er zerreibt sein Herz an den Felsenriffen seiner unerbittlichen Einsichten und kommt, wie Nietzsche, aus dem Mangel der Gesundheit und unter dem Druck persönlicher Weichheit zu deren höchstem Preis, sowie zur Verherrlichung und Bewunderung der Genie- und Gewaltnaturen: „Nur die schönen Exemplare der Gattung kann ich bewundern, große Männer, Genies, erhabene Charaktere, vornehme Seelen . . . Die einzigen Menschen, die den Namen Menschen verdienen, sind die Helden, die Genies, die Heiligen, die harmonischen kraftvollen, und in sich vollendeten Wesen."

Wir finden auch sonst theologische und philosophische Subtilitäten bei Amiel, die oft überraschend an Nietzsche erinnern; selbst den Typus des Übermenschen. Aber Amiel ist ungleich weniger destruktiv, ist innerlicher und viel religiöser. Er ist der Typus des modernen Menschen, der unter seinem Ich furchtbar leidet, in dessen Analyse das Heil sucht und nicht findet. Er entbehrt für sein glücksbedürftiges Wesen des Zieles und hat für sein Streben kein Zentrum, von dem aus er sich nach innen und außen in unablässiger Arbeit harmonisieren könnte; die Skepsis vergiftet sein Bestes. Zu ehrlich und weich, um in einer modernen Philosophie sein volles Genügen zu finden, fehlt ihm auch die sich ergebende Demut der vertrauensvollen Hingabe an Gott. Anderseits gewinnt er nie die kalte Resignation eines Goethe, der sich eben ins Unvermeidliche fügt.

Damit ist dies Werk in seinem innersten Werte bestimmt. Sprachkünstlerisch steht es auf weittragender Höhe; im einzelnen bietet es Erkenntnisse und Ergebnisse, die nur ein langes Leben tiefsten Sichversenkens in die menschliche Natur und Kultur gewähren kann.

Wie plastisch sind die Franzosen als Nation, in Wissenschaft, Dichtung und Kunst gezeichnet. Über einzelne Persönlichkeiten wie Chateaubriand, Frau v. Staël, Lamennais und Heine, V. Hugo, Goethe, Renan, Rousseau hören wir klassische Analysen. Über die Frauen, über Musik und Kritik, über Demokratie

Digitized by Google

und Ideale prägte Amiel wertvollste Sätze. Er empfindet und schildert ebenso treffend und impressionistisch die Natur — wie die Seelenzustände.

Für reife Geister eine Festtagsgabe, ist dies Buch Suchenden und Werdenden Wink und Warnungstafel zugleich. Es bietet das unerbittliche Selbstportrait eines weichen Skeptikers, der am Leben verblutet und dies Schicksal nur erträgt, weil er Gott besitzt — wenigstens besitzen will. Pp.

Aus Amiels Tagebüchern:

Notwendig ist nur eines: Gott besitzen. — Alle Sinne, alle Seelen- und Geisteskräfte, alle äußeren Mittel sind ebensoviele der Gottheit geöffnete Tore: ebensoviele Möglichkeiten, Gottes habhaft zu werden und ihn anzubeten. Mach dich los von allem, was du verlieren kannst; gib dich allein dem Ewigen hin und genieße alles übrige wie ein dir zum zeitweiligen Gebrauch überlassenes Darlehen. Anbeten, erkennen, empfangen, fühlen, geben, handeln: das ist deine Pflicht, dein Gesetz, dein Glück, dein Himmel. Komme, was kommen mag, selbst der Tod. Sei im Einklang mit dir selbst, lebe in Gemeinschaft mit Gott, laß dein Sein von der Allmacht lenken; du vermagst nichts gegen sie.

Das Gebet ist die stärkste Waffe der Religion. Wer nicht beten kann, weil er zweifelt, ob es ein Wesen gibt, das das Gebet empfängt und Segen spendet, ist furchtbar einsam und bitterarm.

Laß dem Mysterium in dir seinen Teil, durchackere dich nicht immer ganz mit der Pflugschar der Analyse, sondern wahre in deinem Herzen ein kleines Brachfeld für die Samenkörner, die die Winde dir zutragen und bewahre den vorüberziehenden Himmelsvögeln einen schattigen Winkel. Bereite in deiner Seele einen Platz dem Gaste, den du nicht erwartest, und einen Altar dem unbekannten Gotte. Und singt ein Vogel in deinem Garten, tritt nicht schnell heran, um ihn zu fangen und zu zähmen. Und fühlst du, daß etwas Neues in deinem Innern keimt, ein Gedanke, ein Gefühl, so komme nicht rasch mit neugierigem und frechem Blicke; schütze den jungen Keim mit Vergessen, umgib ihn mit Frieden, kürze seine Nacht nicht, laß ihn formen und wachsen. Jede Empfängnis, die heilige Schöpfung der Natur, sei verhüllt mit dreifachem Schleier: Keuschheit, Schweigen und Schatten.

Die öffentliche Meinung hat ihren Wert und ihre Macht: sie gegen sich haben, setzt uns herab bei unseren Freunden, schädigt bei der Gesamtheit. Der öffentlichen Meinung soll man nicht schmeicheln, nicht den Hof machen, aber sie auch nicht auf falsche Fährte lenken. Das erste ist gemein, das zweite unklug.

Der ursprüngliche Charakter wird vergebens von den späteren Anschwemmungen der Kultur und des Selbsterworbenen bedeckt, er kommt immer auf die Oberfläche, wenn die Zeit das von außen Hinzugekommene, Nebensächliche verbraucht hat. Ich gebe große sittliche Krisen zu, die die Seelen bisweilen aufwühlen, aber ich rechne nicht auf sie. Sie sind möglich, aber nicht wahrscheinlich. Zu Freunden muß man die wählen, die angeborene gute Eigenschaften haben und ihrer Veranlagung nach sittlich sind; sich verlassen auf hinzugekommene erborgte Kräfte heißt unfruchtbares Land anbauen. Das Risiko ist zu groß . . . Seelenverwandtschaft, begründet auf den Kultus desselben Ideals und der Vervollkommnung der Seelen ist die einzige, die Wert hat. Wahrhaft ist die Liebe, die den Menschen veredelt, das Herz stärkt,

Digitized by Google

das Leben heiligt. Das geliebte Wesen soll nicht Sphinx sein, sondern klarer Diamant; dann wachsen Bewunderung und Zuneigung, je mehr man sich kennt.

Viktor Hugos Unglück ist, daß der Effekt im Mittelpunkt seiner Ästhetik steht; daher stammen seine Übertreibungen, seine Emphase, sein theatralischer Trick, seine Willensanspannung bis zum Äußersten. Er ist ein großer Künstler, aber er läßt den Künstler keinen Augenblick vergessen; ein gefährliches Vorbild, denn er selbst umsegelt die Klippe des Grotesken nicht immer glücklich. Er schwankt zwischen dem Erhabenen und Abstoßenden, da er den harmonischen Eindruck des Schönen nicht geben kann. Natürlich haßt er Racine. — Welche philologische und literarische Kraft ist Viktor Hugo! Er beherrscht alle Mundarten unserer Sprache, den Künstlerjargon, die Sprache des Salons, der Börse, der Marine, des Krieges, der Philosophie, des Gefängnisses, des Archäologen, des Antiquars, des Kanalreinigers. Nichts ist ihm entgangen; jede historische Anekdote, jedes kulturhistorische Detail, alle Intimitäten des Vorder- und Hinterhauses sind ihm bekannt und vertraut. Er muß sein Paris von einem Ende bis zum anderen durchstöbert haben und kennt es so gut wie seine Tasche. Ein fabelhaftes Gedächtnis und eine kühne Phantasie! Er ist ein Geisterseher, der Herr seiner Träume bleibt, seine Opium- und Haschisch-Halluzinationen nach Gutdünken handhabt, ohne von ihnen genarrt zu werden, den Wahnsinn zum Haustier gezähmt hat und kalten Blutes den Albdruck reitet, Pegasus, den Hippogryphen und die Chimära. Es ist ein psychologisches Schauspiel interessantester Art. — Er hat sich dem Titanenhaften ergeben. In seinem Gold steckt immer Blei, in seinen Intuitionen Kindereien, in seinem Geist Wahnsinn. Er kann nicht einfach sein; wie eine Feuersbrunst erhellt er nur, indem er blendet. Mit einem Worte, er überrascht, aber man wird ungeduldig; er rüttelt auf, aber er quält. Die Hälfte oder zwei Drittel seiner Behauptungen sind immer verkehrt, und daraus entspringt das Unbehagen, in das er den Leser versetzt. Der große Dichter kann nicht frei werden vom Charlatan, der in ihm steckt. Ein Stich Voltairescher Ironie — und dies geschwollene Genie wäre zusammengeschrumpft, wäre größer geworden, indem es vernünftiger geworden wäre. Es ist ein nationales Unglück, daß Frankreichs größter Dichter seine Rolle nicht besser verstanden hat, daß er im Gegensatz zu den Propheten des Alten Testamentes, die aus Liebe gezüchtigt haben, systematisch und aus Hochmut seine Mitbürger beweihräuchert. Frankreich, es ist die Welt; Paris—Frankreich; Viktor Hugo—Paris. Sinkt anbetend nieder, Nationen!

Gestern ist mir Chateaubriand klar geworden, indem ich über Atala und René nachgedacht habe. Ein großer Künstler aber ein kleiner Mensch, ein ungeheures Talent aber ein noch ungeheuerer, von Ehrgeiz verzehrter Stolz, der nichts auf der Welt liebens- und bewundernswert gefunden hat als sein eigenes Ich, unermüdlich im Arbeiten, aller Dinge fähig, nur nicht der Aufopferung, der Entsagung und des Glaubens. Eifersüchtig auf den Erfolg, war er immer in der Opposition, um jeden ihm erwiesenen Dienst und jeden Ruhm eines dritten abzuleugnen. Parteigänger der Bourbonen unter Napoleon, Parlamentarier unter der Restauration, Republikaner unter der konstitutionellen Monarchie, verteidigt er das Christentum so lange Frankreich philosophisch ist und fällt von der Religion ab, da sie zur ernsthaften Macht wird. Das Geheimnis seiner Widersprüche ist unentwirrbar, es ist das Verlangen allein zu sein wie die Sonne, der verzehrende Durst nach Vergötterung, eine unheilbare, unersättliche Eitelkeit, die mit einer wilden Begehrlichkeit den Abscheu vor

Digitized by Google

allem, was teilen heißt, verbindet. Eine großartige Einbildungskraft, aber ein schlechter Charakter, ein großes Talent, aber ein kalter, herzloser Egoist, der um sich nichts duldet als Schmeichler und Sklaven. Trotz allem eine gequälte Seele und ein elendes Leben unter dem Nimbus des Ruhmes und der Lorbeerkrone.

Eifersüchtig und cholerisch im höchsten Grade ist Chateaubriand vom ersten Tage an erfüllt von Mißtrauen und vom Wunsche zu widersprechen, zu zertreten, zu siegen; allein aus diesem Motiv heraus handelt er. Chateaubriand feiert den Glanz der Vergangenheit, den Staub der Jahrhunderte, edle Trümmer vergangener Reiche. Immer die einstudierte Rolle, der vorgefaßte Entschluß, der Durst nach Ruhm, der Glaube auf Kommando; selten Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Herzenseinfalt. Immer kühle Gleichgültigkeit, die eine leidenschaftliche Vorliebe für die Wahrheit heuchelt; herrische Ruhmsucht, wo man Hingabe erwartet; immer der ehrgeizige Künstler; nie der Bürger, der Gläubige, der Mensch. Chateaubriand hat sein ganzes Leben posiert als gelangweilter Übermensch, der mitleidig über eine kleine Welt lächelt, aus Ekel nichts von ihr verlangt, während er ihr kraft seines Genies alles nehmen könnte. Er ist der Typus einer verhängnisvollen Rasse, der Vater einer unangenehmen Nachkommenschaft. — Aber zurück zu den beiden Büchern.

René scheint mir Atala sehr überlegen. Beide Novellen sind das Werk eines Talentes allerersten Ranges, aber Atala ist von vergänglicherer Schönheit.

Lamennais! Heine! zwei gequälte Seelen, die eine, die sich zu etwas anderem berufen wähnte, die andere vom Verlangen besessen, zu überraschen und zu mystifizieren. Dem einen hat es an gesundem Menschenverstand gefehlt, dem anderen an Ernst. Der Franzose war ein heftiger und absoluter Herrscher; der Deutsche ein spottender Mephistopheles, dem es vor dem Philisterium graute. Der Bretone war ganz Leidenschaft und Schmerz, der Hamburger ganz Phantasie und Bosheit. Keiner von beiden ist ein freier Geist, keiner hat sich ein natürliches Leben geschaffen. Beide sind infolge eines ersten Fehlers in einen endlosen Kampf mit der Welt eingetreten. Beide sind Empörernaturen. Sie haben nicht gekämpft für die gute Sache, für die unpersönliche Wahrheit; beide sind die Schildknappen ihres Hochmuts gewesen. Beide haben viel gelitten und sind einsam gestorben, verleumdet und verflucht. Beide waren große Begabungen, denen es an Einsicht fehlte, und die sich selbst und anderen mehr Böses als Gutes zugefügt haben. — Bedauernswerte Existenzen, die sich darin verausgaben, eine Herausforderung, ja selbst einen ersten Fehlgriff zeitlebens zu vertreten. Je größer die intellektuelle Begabung, um so gefährlicher ist es, sein Leben falsch zu beginnen und am unrechten Punkt einzusetzen.

Goethes Episteln und Epigramme, die ich heute gelesen habe, lassen mich kalt. Warum? Weil er wenig Seele hat. Seine Auffassung von Liebe, Religion, Pflicht und Patriotismus hat etwas Kleines und Verletzendes. Die flammende Hingabe bleibt aus. Hinter diesem so reichen und vielseitigen Talent steht eine geheime Herzenskälte und ein nur wenig verborgener Egoismus. Gewiß hat dieser Goethesche Egoismus das Gute, daß er die persönliche Freiheit achtet und jede Originalität bejaht, aber er hilft niemand auf Kosten des eigenen Selbst, sorgt sich um niemand und trägt niemandes Lasten mit; mit einem Worte, er unterdrückt das Mitleid, die große christliche Tugend. Die Vollendung liegt für Goethe nicht in der Liebe, sondern in der durchgebildeten Persönlichkeit. Sein Mittelpunkt ist Schönheit, nicht Sittlichkeit. Er kennt Heiligkeit nicht und hat sich vor dem furchtbaren Problem des Bösen ver-

Digitized by Google

schlossen. Spinozist vom Scheitel bis zur Sohle, glaubt er an persönliches Glück, nicht an Freiheit und Verantwortlichkeit. Er ist ein Grieche alten Schlages, unberührt von religiösem Zwiespalt. Er vertritt also einen Seelenzustand, der dem Christentum vorangeht oder ihm folgt, das, was die vorsichtigen Kritiker unserer Zeit modernen Geist nennen; dabei ist nur eine Tendenz dieses modernen Geistes erfaßt: der Kultus der Natur, denn Goethe hält sich fern von den sozialen und politischen Bestrebungen der andern. An den Enterbten, Schwachen, Unterdrückten nimmt er nicht mehr Anteil als die Natur . . . Der Zwiespalt unserer Zeit ist für Goethe und die Seinen nicht vorhanden. Kein Wunder: Taube Ohren überhören Dissonanzen. Wer die Stimme des Gewissens der Reue und der Selbstvorwürfe nicht vernimmt, der ahnt nicht einmal die Angst aller derer, die zwei Herren haben, zwei Gesetze, und zwei Welten untertan sind: Natur und Freiheit. Er hat seine Wahl getroffen. Aber die Menschheit kann sich keiner Stimme verschließen. In ihrem Weh erklingt der Schrei aller Qualen. Sie hört die Propheten der Natur, aber sie lauscht den Gläubigen; der Genuß lockt sie, aber die Hingabe reißt sie mit; sie weiß nicht mehr, ob sie das Kruzifix haßt oder anbetet.

Mozart ist die innere Freiheit, Beethoven der gewaltige Enthusiasmus. Daher macht uns der eine frei, der andere trägt uns über uns selbst hinaus. Ich glaube, die Verschiedenheit der beiden Meister nie so stark und mit soviel Intensität wie heute empfunden zu haben. Ihr inneres Leben lag klar vor meinem Blicke und ich habe bis auf den Grund zu lesen geglaubt.

Wer von beiden ist größer, Mozart oder Beethoven? Müssige Frage! Der eine ist harmonischer, der andere kolossaler. Mozart ist der Friede vollkommener Kunst, unmittelbare Schönheit; Beethoven ist das Erhabene, Grausen und Andacht, Schönheit im Kampf. Der eine gibt, wonach der andere Sehnsucht weckt. Mozart hat die klassische Reinheit des Lichtes und des blauen Ozeans, Beethoven die romantische Größe der Stürme in Luft und Wasser, und während Mozarts Seele die ätherischen Gipfel des Olymps zu bewohnen scheint, ersteigt Beethovens schaudernd die stürmische Kuppe eines Sinai. Segnen wir den einen wie den anderen. Jeder zeigt einen Augenblick des idealen Lebens. Jeder ist unser Wohltäter. So wollen wir beide lieben. — —

Ueber Neudrucke

Von Eugen Isolani

Wir leben in einer Zeit literarischer Ausgrabungen; selten sind so viele Neudrucke von Werken der Vergangenheit erschienen, als in unseren Tagen. Während man sonst sich zumeist darauf beschränkte, die Autoren, deren dreißigjährige Schutzfrist abgelaufen ist, in billigen Neudrucken zu liefern, veranstaltet man jetzt von allen möglichen literarischen Kuriositäten Neudrucke; nicht nur die Gesellschaft der Bibliophilen, Gesellschaft für Theatergeschichte ꝛc. ꝛc. veranstaltet solche Neudrucke; nein, eine ganze Anzahl von Verlegern und Literar-

Digitized by Google

historikern bemühen sich, Werke, die der Vergessenheit anheimgefallen sind, dieser durch Neuauflagen zu entreißen. Da es solche Ausgrabungen von sehr verschiedener Art sind und sich von mancherlei Seiten anschauen lassen, so sind wohl an diese literarische Zeiterscheinung auch ein paar allgemeine Worte zu knüpfen.

Vom rein materiellen Standpunkt werden die Autoren der Gegenwart zunächst dieses Aufblühen der Neudruck-Literatur nicht sonderlich freundlich begrüßen; sie müssen darin eine lästige Konkurrenz erblicken, die vielleicht allerdings mehr noch der Antiquariatsbuchhandel empfindet. Indessen, meine ich, ist wohl für beide Teile der Schaden nicht gar zu groß. Denn für die Dichter der Gegenwart läßt sich in diesem augenblicklichen Blühen der Neudruck-Ausgaben doch auch der Trost finden, daß es ein ungemein gesteigertes Interesse an den Erscheinungen der Literatur bekundet; und in der Tat brauchen wir uns in dieser Hinsicht zur Zeit wohl nicht zu beklagen in Deutschland. (? Red.)

Freilich kommt es eben auf die Art des Neudruckes an. Es ist zweifellos, daß die billigen Ausgaben der Werke Fritz Reuters und anderer beliebter Autoren, die jetzt auf den Büchermarkt geworfen werden, den Bücher-Konsum stark beeinträchtigen. Ich möchte dabei nur hier vorübergehend die Klassiker-Ausgaben des Max Hesse'schen Verlages in Leipzig erwähnen, der, bei großer Billigkeit, nicht nur an äußerer Ausstattung das Menschenmögliche leistet, sondern auch durch zweckentsprechende literarhistorisch-biographische Einleitungen und Anmerkungen der besten Kräfte seinen Ausgaben einen Sonderwert verleiht. Es ist zweifellos, daß solche Neudrucke, zumal sie eben auch Nachklassiker und spätere Dichter berücksichtigen, wie Hebbel, Stifter, Brinckman ꝛc. die Kaufkraft, soweit sie sich sonst auf moderne Autoren erstrecken würde, beeinträchtigen müssen.

Hiebei kann auch die Frage der dreißigjährigen literarischen Schutzfrist, die viel umstrittene, berührt werden. Einerseits ist zuweilen, z. B. von den Erben Richard Wagners, eine Verlängerung dieser Schutzfrist gewünscht worden; andererseits ist dieser Wunsch auch nicht selten allgemein aus Schriftstellerkreisen geäußert worden, sei es um den Nutzen an literarischen Werken für den Dichter und dessen Erben im allgemeinen zu erhöhen, sei es aber auch, um diese Konkurrenz billiger Ausgaben abzuschwächen.

Ich glaube, daß hier auch nur von Fall zu Fall geurteilt werden kann; der Genius und das starke Talent können eine fünfzigjährige Schutzfrist wohl vertragen. Für viele der mindergroßen Talente ist selbst die dreißigjährige Schutzfrist schon zu lang. Wie gering ist heute schon z. B. das Interesse, das man für viele der Gutzkow'schen Werke empfindet, wie weit sind sie dem Verständnis unserer Zeit entrückt! Wie viel näher würde dieser Autor dem deutschen Volke gestanden haben, wenn man bald nach seinem Tode seine Hauptwerke in billigen Ausgaben hätte beziehen können! Wenn am 1. Januar 1909 die Schutzfrist abgelaufen sein wird, wird vermutlich nur noch eine ganz kleine Auswahl seiner zahllosen Werke interessieren; dieses Interesse würde aber noch

Digitized by Google

mehr zusammengeschmolzen sein, wenn etwa die Schutzfrist erst 1929 abliefe. In der Literatur reiten die Toten furchtbar schnell; bei minderen Talenten wird noch ein kürzerer Zeitraum, als es dreißig Jahre sind, dazu genügen, sie vergessen zu lassen. Ich will nicht so unzart sein, Konjekturen dieser Art an Schriftstellern zu machen, die heute, unter uns lebend, im Vollbesitz ihrer Popularität sich befinden; aber ich möchte nur erinnern an verstorbene Autoren, die zu den beliebtesten ihrer Zeit gehörten, z. B. Scheffel, Ebers, Eckstein und viele andere mehr, deren Werke, wenn ihre Schutzfrist einst abläuft, nur in ganz vereinzelten Ausnahmen sich eines billigen Neudrucks erfreuen werden. Ständen der Veranstaltung von billigen Ausgaben ihrer Hauptwerke unmittelbar nach ihrem Tode oder noch zu ihren Lebzeiten nicht die Abmachungen mit den Verlegern und die diesen mehr als den Autoren nützende Schutzfrist im Wege, so könnte die Aufnahme solcher Werke in die mannigfachen billigen Ausgaben sie wohl noch Jahrzehnte hindurch vor dem Vergessen retten. Ich stelle es freilich dahin, ob dies im allgemeinen gut ist und meine, daß der Dichter, der nicht die dreißigjährige oder gar fünfzigjährige Schutzfrist überdauern kann, wert ist, der Vergessenheit anheimzufallen.

Daß solche Neuausgaben den Antiquarhandel beeinträchtigen, halte ich für zweifellos. Wenn man für 6 Mark den vollständigen Reuter erhalten kann, so kauft sich derjenige, dem es um den Genuß der Dichtungen Reuters zu tun ist, lieber den ganzen Reuter für diesen Preis, als einzelne seiner Schöpfungen antiquarisch, wenn es auch eine noch so seltene Ausgabe derselben ist. Nur der Bibliophile, der Sammler von Büchern, wird lieber auf jene ersten Ausgaben sein Augenmerk richten.

An die Adresse der Bibliophilen und Büchersammler richtet sich denn auch der Neudruck zahlreicher vergriffenen oder zum Teil vergriffenen Werke, Erstausgaben. So wird jetzt, anläßlich der Schillerfeier, ein Neudruck der ersten Räuber-Ausgabe veranstaltet. Der gewöhnliche Bücherleser wird den Wert eines solchen Neudruckes nicht, oder nicht vollständig nachempfinden können; das vermag nur der Bücherliebhaber, der Büchersammler, wenngleich es auch unter den Sammlern viele geben wird, denen ein Neudruck, den sich schließlich Jeder für einen verhältnismäßig kleinen Betrag beschaffen kann, nur eine geringe Freude bereitet, ja wohl gar einen Ärger, indem dieser Neudruck den Wert der wenigen noch vorhandenen wirklichen Erstdrucke herabzumindern bedroht. Freilich ist dies nur im geringen Maße der Fall, — zur Freude der Antiquare — denn der Büchersammler, der die genügenden Geldmittel besitzt, wird doch immer gern einen Erstdruck der Räuber für 75 Mark erwerben, wenn er auch den Faksimile-Neudruck schon besitzt. Höchstes Ziel des Sammlerstrebens geht doch immer dahin, das zusammenzutragen, was kein anderer besitzt. Wer erinnert sich nicht dabei der Anekdote von jenem berühmten Bibliophilen, der zu einem seltenen Buch, das er besaß, ein zweites gleiches Exemplar für einen hohen Preis erwarb, um es dann sofort zu verbrennen, damit das seine das einzige Exemplar der

Digitized by Google

Welt sei. Solche Neudrucke der ersten Ausgaben von poetischen Meisterwerken haben daher meist nur einen, wenn ich mich so ausdrücken darf, spielerischen Zweck illustrativer Art. Sie sind Anschauungsobjekte für den Bibliographen.

In eine ähnliche Kategorie fallen die Neudrücke literar-historischer Seltenheiten, wie der von Dr. S. Rahmer herausgegebene Neudruck des 1795 erschienenen Buches „Meine Geschichte eh' ich geboren wurde", oder den von Ernst Frensdorf herausgegebenen Neudruck des 1812 erschienenen Buches „Gottfried August Bürgers Ehestandsgeschichte" und ähnliche Werke. Das sind Gourmandisen für literarische Feinschmecker, manchmal nicht ohne pikanten Beigeschmack, der ihren Reiz auf das Publikum erhöhen soll, eigentlich aber auch ohne größeren ethischen Zweck, da bei manchen dieser Werke auch die Lektüre und mehr noch der Besitz derselben entbehrlich erscheint; es sind Kuriositäten, die für den Freund solcher Wert haben, kaum aber für die wissenschaftliche Forschung oder das große Publikum in Betracht kommen.

Dies ist nun aber bei zahlreichen anderen Neudrucken sehr wohl der Fall und soll es sein, wenn das üppige Inskrautschießen der Neudruckliteratur nicht nur oberflächliche Zwecke verfolgt.

Da ist z. B. die Kategorie der Neudrucke jener Werke, die in ihrer ursprünglichen Gestalt durch ihren Umfang und Form nicht leicht Allgemeingut der Gebildeten werden konnten. So gab Robert Kohlrausch einen Auszug aus Eduard Genast's „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers" heraus unter dem Titel „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit"[1]). Und als besonders klassisches Beispiel der in diese Kategorie von Neudrucken zählenden Bücher möchte ich das von Dr. Hans Landsberg herausgegebene: „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde"[2]) bezeichnen, das einen Auszug aus dem großen, drei Bände starken, 1834 erschienenen Werk gibt, das eben nicht für Jedermann erhältlich ist, und aus welchem der Herausgeber alles für Rahels Persönlichkeit um das Kulturleben der Zeit Wesentliche zu erhalten bestrebt gewesen ist, „unbekümmert um die augenfällige Interessantheit eines jeden Briefes?"

Eine andere nicht minder verdienstvolle Kategorie von Neudrucken sind die Erneuerung von Werken, die einzelnen wissenschaftlichen Kreisen für ihre Studienzwecke unerläßlich erscheinen; Werke, die aber längst vergriffen und im Antiquariatsbuchhandel auch schon zu den Seltenheiten gehören. Ich nenne als hierher gehörig die im Rahmen der Publikationen der „Gesellschaft für Theatergeschichte" von Paul Legband herausgegebene „Chronologie des deutschen Theaters von Christian Heinrich Schmidt", die als erster Versuch einer bis zum Jahre 1772 reichenden allgemeinen deutchsen Theatergeschichte dem Theatergeschichtsforscher ein unentbehrliches Quellenwerk ist.

Eine weitere Kategorie von Neudrucken wird durch eine neu eröffnete

[1]) Stuttgart, Robert Lutz.
[2]) Berlin, Leonhard Simion Nachf.

Digitized by Google

Sammlung eines Berliner Verlages geboten: „Das Museum“[1]). Herausgeber ist ebenfalls Dr. Hans Landsberg. Hält diese Sammlung, was der erste Band zu versprechen scheint, so wendet sich dieselbe jedenfalls an das größte, für Neudrucke empfängliche Publikum; denn in diesem „Museum“ soll augenscheinlich eine Reihe „literarischer Bildwerke“ vereinigt werden, die ein hohes literarhistorisches Interesse beanspruchen und dabei doch auch dem großen Lesepublikum lesenswert erscheinen müssen. Eröffnet wird die Sammlung durch „Schillers Flucht von Andreas Streicher“, eingeleitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen vom Herausgeber. Daß das klassische Denkmal der Freundschaft des opferwilligen Andreas Streicher für unseren großen Nationaldichter eines Neudrucks wert erscheint, bezeugt wohl die Tatsache, daß außer dem genannten Neudruck noch zwei andere desselben Werkes erschienen sind; daß diese bis zum Jahre 1785 reichende Biographie Schillers aus der Feder seines Freundes auch selbst für den Kenner des Lebens und Werdeganges Schillers durch die lebensvolle, intime und gemütliche Darstellung lesenswert ist, macht deren Neudrücke zu einer Bereicherung jeder Hausbibliothek; und das soll wohl der ganzen Anlage nach — auch in der soliden Ausstattung — das „Museum“ werden, nicht eine Sammlung für Bibliophilen, nicht für Einzelforscher, sondern für die Gesamtheit der Gebildeten, die in diesem literarischen „Museum“ den reichen Schatz von Seltenheiten vergangener Literaturperioden finden sollen, sobald diese Raritäten eben noch ein dauerndes und allgemeines Interesse beanspruchen dürfen.

Man sieht, daß die zahlreichen Schatzgräber, die in den tiefen Schacht der Literatur nach vergrabenem Metall suchen, um es bearbeitet und geprägt für unsere Zeit münzwertig zu machen, von gar verschiedenartigen Gesichtspunkten geleitet werden; daß ferner das echte Edelmetall stets seinen Wert, oder doch einen Wert behält und daß es stets durch die Schlacken, welche die Zeit da aufgeworfen, hindurch leuchtet. Wohl wäre es lehrreich für die Schaffenden der Gegenwartszeit, aus diesen Schätzen der Vergangenheit, welche die Neudruckliteratur uns beschert, die Merkmale zusammenzustellen, die einem Werke Ewigkeitsdauer zumeist verleihen, andererseits aber zu untersuchen, welche Zufälle sich vereinigten, um ein Werk, das einer ganzen Nation teuer sein mußte, wie z. B. das Schillerbuch Streichers, aus ihrem Gesichtskreis zeitweilig verschwinden zu lassen. Indessen haben dabei so vielerlei Zufälle und Unberechenbarkeiten mitgewirkt, daß Schlüsse und Folgerungen allgemeiner Art unmöglich sind. Im Großen und Ganzen können wir uns dieser Ausgrabungen wohl freuen. Mancher dieser Neudrucke ist auch für unsere Zeit nur von geringem Wert und seine Herausgabe lediglich eine Buchhändlerspekulation. Für das große Publikum, dem die Staatsbibliotheken nicht leicht zugängig sind, ist's aber erfreulich, daß ihm eine Anzahl der wichtigsten Werke der Vergangenheit dadurch erschlossen wird.

[1]) Berlin, Pan-Verlag.

Digitized by Google

Baumgartners „französische Literatur". „Die Stimmen aus Maria-Laach" machen bekanntlich Anspruch auf den Namen einer wissenschaftlichen Zeitschrift. Um so überraschender wirkt es, wenn sie umfangreiche Werke ihrer Mitarbeiter von Nicht-Fachleuten besprechen lassen, wie es in dem Referat Otto Pfülfs über den fünften Band der „Geschichte der Weltliteratur" von Alexander Baumgartner (5. Heft 1905 S. 572—581) geschieht. Man fragt sich zunächst, woher Pfülf, der sich durch einige Bücher über Mallinckrodt, Geissel, Canisius, Ketteler, Doß ꝛc. bekannt gemacht hat, die Berechtigung nimmt, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ein wissenschaftliches Buch über französische Literatur zu besprechen. Das mag im „Raphael" oder in der „Monika" angehen. Und selbst hiefür müßte wenigstens die formelle Darbietung besser stilisiert sein. Das Ganze ist nichts anderes als ein erweiterter Waschzettel. Durch solche Freundschaftsdienste wird das Vertrauen in die Objektivität katholischer Wissenschaft ernstlich gefährdet.

Otto Pfülf scheint den Band hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt der „anziehendsten Lektüre" (S. 576) betrachtet zu haben: „Überall wird er als anziehende und anregende Lektüre sich bewähren, reichen Genuß bringen, und mehr als Genuß" heißt es in dem Schluß-Absatz (S. 581). Und weiterhin: „Als echtes Kunstwerk (!) kann es (das Werk) nur bildend und veredelnd wirken auf jeden. In der formvollendeten Darstellung und kritischen Würdigung der gesamten Literatur eines hochbegabten und hochentwickelten Volkes gewährt es — worin jede echte Geistesbildung ihren Höhe- und Zielpunkt erkennt — eine vollendete Schule edlen und gesunden Geschmackes." Oder weiter oben: „Ein Werk liegt hier wieder einmal vor, schwer an geistigem Gehalt, durchdacht, durchlebt, durchgearbeitet und durchgefeilt von einem nicht nur reichen, sondern auch ausgereiften Geiste. Solche Werke sind leider selten geworden in unseren Tagen." Dann S. 579: „Alles ist gesund und männlich, kraftvoll und edel." S. 575: „Alles entfaltet sich wie in frischer freier Natur, fast mit spielender Anmut; stets im bunten Wechsel, stets neu anregend und erquickend, bieten farbenreiche Bilder, bald Wildwuchs, bald Blumengefilde, dem Auge sich dar und lösen sich ab." Spürt man da nicht den Hauch kritischen Geistes und unbestechlicher Wissenschaft? Krampfhaft bemüht sich Pfülf um klingende Superlative und schmückende Beiwörter, um die neun Seiten seines Referats mit Lob und Preis ausfüllen zu können. Allumfassender Blick, weise Beschränkung, vertrauenerweckende Sicherheit,

Digitized by Google

faszinierende Überlegenheit, überaus feines Gefühl, poetisches Mitaufleuchten, ein klarer, doch milder und richtig abwägender Blick (S. 573), die prächtigsten Analysen, das Sicherzielende und Maßvolle, die scharfblickende Charakterisierung, das feinfühlige Verständnis, das künstlerische Walten, die volle, literarische Gerechtigkeit, der sichere Blick, die sorgliche Hand (S. 574), der tiefdurchdachte, organische Aufbau, die künstlerische Vollendung, die hohe Auffassung (S. 575), die klare, übersichtliche Ordnung, angenehmste Abwechslung, der natürliche Fluß, die gewinnende Anmut, wahrhaft künstlerische Gestaltungskraft, Farbe und Leben, Geist und Wahrheit, Feingefühl künstlerischer Würdigung, Empfänglichkeit für das wahrhaft Poetische, Empfindungszartheit (S. 579), gesunde Ästhetik, allseitig gerechtes Urteil, Mark und Kraft, Einheitlichkeit und Klarheit (S. 580) — das ist eine Blütenlese, aus der Verfasser von Waschzetteln ein ganzes Jahr lang ihre stilistischen Bedürfnisse befriedigen können. Und doch machen die schönen Dinge alle zusammen höchstens einen besseren Feuilleton-Kritiker, aber noch keinen *ganzen* Literarhistoriker aus. Zwei Versehen Baumgartners — die Afrikanerin wird Verdi zugeschrieben, savetier wird mit Seifensieder übersetzt — veranlassen Pfülf zu der unverfrorenen Äußerung: „Sie ins Gewicht fallen lassen bei der Beurteilung, wäre das untrügliche Zeichen, daß zur Abschätzung eines solchen Werkes jeder Maßstab fehlt und damit jede Kompetenz." Es ist nicht ausgeschlossen, daß er damit auf die Besprechung von Dr. P. Vater in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" (Nr. 18. 4. Mai 1905) anspielt. Dr. Vater führt allerdings eine ziemliche Anzahl Versehen an, z. B. daß Baumgartner statt Spiegelfabrikant Verwalter eines Eisgeschäftes, statt Ordens-Provinzial Provinzler übersetzt, daß die biographischen Daten, wie die Publikationsjahre einzelner Werke vielfach unrichtig angegeben sind, daß der Index ungenau ausgeführt ist usw. Für einzelne Partien der *älteren* Geschichte hat Dr. Vater uneingeschränktes und gewiß auch begründetes Lob. Es sei dem Verfasser geglückt, „unendlich ausgedehnte und komplizierte Stoffgebiete klar und übersichtlich zusammenzufassen und mit gewinnender Frische zu veranschaulichen".

Man kann zwischen den Zeilen lesen, daß der Referent schwere Zweifel hegt, ob Baumgartner der Größe seiner Aufgabe gewachsen ist. In einer Entgegnung auf eine *anonyme*, kritiklos für Baumgartner eintretende Zuschrift (Wissensch. Beilage zur Germania, Nr. 23. 8. Juni 1905) spricht er es insoferne deutlich aus, als er die Besprechung Dr. Josef Hofmillers in der „Münchner Allgem. Zeitung" (Beilage Nr. 119) zustimmend zitiert, der aus diesen Befürchtungen kein Hehl macht. Da heißt es: Es ist „über die Kraft", *allein* eine Geschichte der Weltliteratur zu schreiben; Vorarbeiten, und seien sie noch so gut, können niemals die Autopsie ersetzen. Wir haben eine Menge tüchtiger Einzelliteraturgeschichten. Um mit ihnen allen in Wettbewerb zu treten, fehlt es Alexander Baumgartner an Zeit, an Kraft, an richtig gewonnener Stoffübersicht und vor allem an ausgesprochener literarhistorischer Begabung. Sein Unternehmen wäre nur dann interessant, wenn er selbst eine wirklich tiefe, kraftvolle und scharfe Kritikerindividualität wäre. Dann sähe man ihm Flüchtigkeiten nach, wenn auch nicht gerade solche Flüchtigkeiten, wie er sie sich erlaubt. Aber Baumgartner als Kritiker ist weder originell, noch fein, noch tief. Seine Raisonnements sind Dutzendraisonnements, seine Urteile alltäglich, seine Psychologie die eines überanstrengten Predigers, sein Stil trocken, unpersönlich und ausdruckslos. Zur Literaturgeschichte fehlt ihm der innere Beruf, fehlt ihm die *Liebe*. Er arbeitet

Digitized by Google

ad hoc, das eine Jahr orientalische, das andere griechische, das dritte moderne Literaturgeschichte. Dabei kann nichts gleichmäßig Brauchbares herauskommen."

Auf Zeitmangel lassen sich auch jedenfalls die Lücken in der neueren Literaturgeschichte zurückführen. Von Maupassant wird, wie Dr. Vater bemerkt, nicht ein einziges Werk genannt; Souvestre, Malot, Toepffer, Verne, Murger, Lanfrey, Maeterlinck, Capus, Courteline und zahlreiche andere fehlen vollständig. Die Inkonsequenz in der Bezeichnung der Zitate hebt Dr. Vater, die systematische Wiedergabe der Proben (bald französisch, bald deutsch, bald zahlreich, bald gänzlich fehlend) Vater wie Hofmiller mißbilligend hervor. Viel schärfer als der Referent der Germania, der nur der Stellung Baumgartners zur neueren Philosophie widerspricht und ihm sehr richtig den reinen wissenschaftlichen Forscherstandpunkt empfiehlt, betont Hofmiller die Unduldsamkeit des Buches. Joseph de Maistre erhält fast 20, Musset 1 Seite, Stendhal 1, Flaubert ¾ usw. Von Zola heißt es S. 696: „Über 35 Jahre hat er nicht nur Frankreich, sondern Europa mit seinen pornographischen Romanen überschwemmt, alles Große und Edle, alles Reine und Heilige, alles Schöne und Menschenwürdige recht eigentlich in den Kot gezogen, alles Gemeine und Erbärmliche, Gräßliche und Scheußliche, Lasterhafte und Bestialische, auf den Thron gehoben." Da fragt man mit Hofmiller: „Sollte man nicht guter Katholik, sogar Jesuit, und dennoch menschlich wägender und verstehend verzeihender Psychologe, gewissenhafter Historiker sein können?" Manchmal passiert es Baumgartner, daß er Bücher verdammt, die er nur empfehlen konnte, wenn er sie kennen würde; umgekehrt empfiehlt er S. 701 Barbey d'Aurévilly als Verfasser normanischer Erzählungen. Dazu stellt Hofmiller die Frage: „Hat er jemals die Diaboliques in der Hand gehabt, vor denen er sich bekreuzigen würde?" Ein paar sehr unpassende Stellen werden benützt, um Goethe mit unmotivierten Seitenhieben zu treffen. „Wie doppelt erheiternd wirkt es dann, wenn Pater Baumgartner als der „Goethe des Jesuitenordens" in einem süddeutschen Zentrumsorgan gefeiert wird!" Es geht eben nichts über einen guten Geschmack. Hieher gehört auch die Tatsache, daß der Inhalt der „Madame Bovary", des einzigen Werkes, das Baumgartner von Flaubert anführt, nach dem Gerichtsbeschluß vom Februar 1857 erzählt wird. Das alles ist nur ein kleiner Teil der Flüchtigkeiten und Ungerechtigkeiten, die Hofmiller anführt. Als die lesbarsten Abschnitte bezeichnet er die Ausführungen über Molière, Boileau, Voltaire, Diderot und Rousseau. Im übrigen verstehe es Baumgartner nicht im geringsten, einen Autor lebendig werden zu lassen: „eine beliebige Seite aus der Philothea charakterisiert Franz von Sales getreuer als Baumgartners Ausführungen." „Seine Autoren schauen alle einander ähnlich, einer so physiognomielos wie der andere; höchstens daß bei gewissen Autoren eine Warnungstafel steht." Für die innere Notwendigkeit einer Entwicklung habe er kein Gefühl, z. B. „die Revolution als wirtschaftliche Folge aufzufassen, fällt ihm nicht ein". „Nichts schädigt den Wert des Baumgartnerschen Werkes mehr, als die moralisierende Entrüstung an Stelle psychologischer Entdeckerfreude, an Stelle tiefgehender Darstellung ursächlicher Zusammenhänge." Das Betrübendste sei die Unduldsamkeit, und hauptsächlich sie veranlaßt Hofmiller zu dem herben Schlußurteil: „Wenn mit Recht als der Hauptvorzug des Herderschen Konversationslexikons gerühmt wird, daß seine Objektivität auf der Höhe seiner Gediegenheit stehe, so muß mit Bedauern von Baumgartners fünftem Bande gesagt werden, daß er weder gediegen gearbeitet noch objektiv gehalten ist."

Digitized by Google

Übrigens: ein Geschichtchen sei ob seiner Unglaublichkeit, mit Hofmillers Worten, noch nachgetragen: „Bossuet soll gegen den Vorwurf verteidigt werden, daß er nicht, wie es seine Pflicht als Beichtvater gebot, Ludwig XIV. energisch ermahnte, seine skandalöse Maitressenwirtschaft aufzugeben: „der König war wirklich religiös gesinnt, wenn er sich auch den Sklavenketten seiner Sinnlichkeit nicht zu entringen wußte." (Warum diese plötzliche verzeihende Milde?) „Es ist sehr fraglich, ob Bossuet oder ein anderer ihn durch kühnes Eingreifen zu entschiedener Lebensbesserung hätten bewegen können, oder ob ein solches den König nicht vollständig auf schiefe Bahn gedrängt hätte, zu noch weit größerem Schaden des Staates und der Kirche. Klugheit und Liebe rieten, es nicht zum äußersten kommen zu lassen." Schade, daß Johannes der Täufer sich nicht von Baumgartner zur „Klugheit und Liebe" raten lassen konnte; vielleicht wäre Herodes nicht „vollständig auf schiefe Bahn gedrängt" worden! Nein, Herr Baumgartner, das geht wirklich nicht: Seite 332 Pascals Jesuitenbriefe als eines der „nichtswürdigsten Pamphlete" zu bezeichnen, um 11 Seiten später mit solch probabilistischen Erwägungen zu jonglieren! Noch bezeichnender ist, was Baumgartner Bossuet vorwirft: „viel zu weitgehende Nachsicht und Teilnahme" den Jansenisten gegenüber. Ausgezeichnet! Auf der einen Seite Laxismus, auf der anderen Intoleranz: „eine viel zu weitgehende Nachsicht wird, Ludwig XIV. gegenüber geübt, beinahe zu einem Verdienste; abweichender Doktrin gegenüber angewandt, beinahe zu einem Verbrechen."

In der „Neuen Philologischen Rundschau" (Nr. 13) bringt E. Müller-Sondershausen im großen und ganzen dieselben Vorwürfe mit anderen Worten. Baumgartner frage immer zuerst: Wie stellt sich der Autor zu Christentum und Kirche? „Wer ihr nicht angehört, figuriert als warnendes Beispiel." „Den Feinden der Kirche gegenüber ist er Priester, der auf sein Recht pocht." In der Aufklärungsperiode geht die biographische Behandlung in ein Aufsuchen von Skandalen im Privatleben der ärgsten Aufklärer über. Je näher der Gegenwart, um so bittrer der Ton, um so schärfer die Ausfälle. „Die letzten Kapitel sind teils eine Beweihräucherung katholischer Größen strengster Observanz, teils eine fortgesetzte Beschimpfung aller, die nicht so sein wollen wie die Geistlichkeit. Der Ton ist meist der eines Leitartikels einer gesinnungstüchtigen ultramontanen Zeitung, der literarische Geschmack der, den irgend ein frommes Sonntagsblättchen entwickelt."

Der Schluß geht zu weit. Zumal, wenn man damit vergleicht, was Dr. Ekkehard (Lit. Beilage z. Köln. Volkszeitung Nr. 24) von Baumgartners „feinem ästhetischem Urteil" sagt. Allerdings führt Ekkehard gerade die Partie über Rabelais satirischen Roman als „Probe des ästhetischen Urteils und der frischen Darstellung" an, die Hofmiller entrüstet als Beweis der Unfähigkeit Baumgartners hinstellt, statt einer schiefen negativen Darstellung das Bezeichnende des Autors anschaulich zu machen. Aber trotzdem er sich den unvorsichtigen Ausspruch leistet: „Sicherlich ist keine wichtige literarische Erscheinung mit Stillschweigen übergangen", trotzdem er eine sehr zweifelhafte Empfehlung in dem Satze gibt: „Was er sagt, kann jedes Kind lesen", — findet auch er, daß man Zola nicht einfach als Pornographen abtun könne, daß man gegen Schluß des Werkes fast so etwas wie einer gewissen Eile begegne, die Darstellung zum Abschluß zu bringen, daß 11 Zeilen für Maupassant oder 1 Seite für die Symbolisten zu wenig und 5 Seiten Lob und Preis für Veuillot zu viel seien. „Man muß doch verlangen", meint er, „daß diese Richtungen (Realismus,

Digitized by Google

Naturalismus, Impressionismus, Symbolismus) in ihren sie bedingenden kulturhistorischen Faktoren, in ihrem Entwicklungsgange und ihrem Einfluß gebührend gewürdigt werden". Dagegen werde durch Bevorzugung der religiösen Poesie und der kirchlichen Schriftsteller leicht eine Verzeichnung des Bildes bewirkt.

Adolf Stern. Der Dresdener Literarhistoriker und Dichter Adolf Stern feierte am 14. Juni seinen 70. Geburtstag. Als er in die Literatur eintrat, standen sich, wie Adolf Bartels ausführt (Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, H. 9), Jungdeutsche und Neuromantiker gegenüber. Doch die Bekanntschaft mit Hebbel und Ludwig hob ihn bald über den Zwiespalt der Meinungen empor. Sie wurden für ihn bestimmend. Dabei lag der poetische Realismus Otto Ludwigs dem Mitteldeutschen näher als Hebbels herbere nordische Kunst und „immer hat der Literaturhistoriker an dem Satze festgehalten, daß die Dichtung aus dem Leben kommen müsse, aber er hat dann auch den ›schönen Schein des Lebens‹ von ihr verlangt." Bartels nennt es eine nicht hoch genug zu schätzende Tat Sterns, daß er in den 60er, und erst recht in den 70er und 80er Jahren, den Nachläufern Geibels und Scheffels, der Marlitt und Paul Lindau gegenüber, an Hebbel und Ludwig festhielt, auf Willibald Alexis und Eduard Mörike hinwies, Gottfried Keller und Theodor Fontane ihrer Bedeutung nach würdigte. Er hat damit „zu der immer mehr wachsenden Wertschätzung der großen deutschen Realisten den ersten Grund gelegt." Infolge eines „hervorragenden Scharfblicks für alles ästhetisch Bedeutende" ist er auch neueren Erscheinungen wie Hauptmann und Halbe sehr rasch gerecht geworden. „Wer ihn zu lesen versteht, findet auch da, wo er nur freundlich zu loben scheint, alle Bedenken zwischen den Zeilen." Bartels hält die Literaturgeschichtsschreiber in der Art Adolf Sterns für wichtiger als die Fachgelehrten und meint: „Nicht Wilhelm Scherer, Adolf Stern ist der einflußreichste deutsche Literaturhistoriker seit 1870 ... denn ihm verdanken wir eine große Anzahl erster Feststellungen literaturhistorischer Bewegungen und erster Profilierungen von Dichterköpfen, mit denen die Literaturwissenschaft weiter arbeiten muß." — Die Methode Sterns, die des ästhetischen Raisonnements aus der Anschauung heraus, sei manchen zu allgemein, zu unbestimmt; man klagt über das „bauschige Gewand seiner Darstellungen." Aber er gibt zuletzt doch den ganzen, lebendigen Dichter, „wenn man eben nur selber einige Anschauungskraft hat." Darauf, „daß er Dichtung und Dichter wirklich versteht und verstehen lehrt," beruht seine Bedeutung. „Und das kann er, weil er selbst Dichter ist. Eine epische Natur ist er auch als Beurteiler epischer Dichtung am bedeutendsten." — Stern ist „durchaus Kulturmensch, das Gesichtsfeld, das er überschaut, ist ganz unendlich weit." Er hat die alte humanistische Bildung Goethes und Schillers in sich aufgenommen, er lebte mit Hebbel, Ludwig und Keller, er verstand aber auch noch Hauptmann und Halbe „und ist infolge dieser Weite der ästhetischen Empfänglichkeit" „eine sehr notwendige Erscheinung unserer modernen deutschen Kultur." (H. 18).

Auch im „Kunstwart" äußert sich Bartels zu Sterns siebzigstem Geburtstag. Dort macht er einige Bemerkungen zu seinen Werken. In den 50er und 60er Jahren stand ihm seine eigene Dichtung im Vordergrunde. Das bedeutendste seiner Epen ist „Johannes Gutenberg." Seine geschichtlichen Romane und Novellen sind bedeutsam durch ihre „farbenfreudige Phantasie und ihre plastische Kraft." Der Stil der Novellen ist allerdings nicht immer unmittelbar und ursprünglich. „Aber es wäre

Digitized by Google

sehr unrecht, darüber Sterns Bildkraft und den oft leidenschaftlich bewegten Lebenshintergrund der Novellen und auch der beiden historischen Romane zu verkennen, von denen „Die letzten Humanisten" als Darstellung der Resignationsstimmung der siebziger und der beginnenden achtziger Jahre auch unmittelbare Zeitbedeutung haben." Sterns literaturhistorisches Hauptwerk ist die siebenbändige „Geschichte der neueren Literatur," neben Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" vielleicht „das bisher beste deutsche Werk zur Weltliteratur." „Der kleine „Grundriß der allgemeinen Literatur" ist das anerkannt geeignetste Werk zur Einführung in die Universalliteratur, während die „Deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" in den letzten Jahrzehnten für die Auffassung der neueren Literatur in weiteren Kreisen maßgebend geworden ist ... Am längsten dauern dürften von Stern aber doch seine zahlreichen Essays, die, wenn man sie einmal sammelte und chronologisch ordnete, so ziemlich den gesamten Umkreis der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts umschreiben würden." Das beste Werk Sterns ist nach Bartels die Biographie Otto Ludwigs, „in der er fast reine, künstlerisch abgerundete Darstellung gegeben hat."

Im „Türmer" (H. 9) erzählt Friedrich Bernt mit Wärme und Begeisterung, wie er zu Adolf Stern kam. Er berücksichtigt hauptsächlich den Dichter, von dem er eben jetzt bei Reclam ein Bändchen Novellistisches mit einer umfangreichen Einleitung herausgibt. Den biographischen Notizen, die er bringt, sei entnommen, daß Stern zweimal verheiratet war: in erster Ehe mit der Landschaftsmalerin Malvine Krause (gest. 1877), in zweiter mit der Pianistin Margarete Herr (gest. 1899), deren Persönlichkeit er in dem Buche „Margarete Stern, ein Künstlerinnenleben" (1901) schildert.

Schillerstiftung und Dichterpreise. Was Frau Nahida Lazarus im Juni-Hefte der „Deutschen Revue" zur Geschichte der Schillerstiftung veröffentlicht, gründet sich in der Hauptsache auf Mitteilungen ihres Gatten, des Völkerpsychologen Moritz Lazarus. Dieser hatte sich schon längere Jahre mit einem der späteren Schillerstiftung verwandten Plane getragen und ihn mit seinen Dresdener Genossen Julius Hammer, Gutzkow, Auerbach, H. Hettner, O. Ludwig u. a. während des Sommers 1853 wiederholt besprochen. Ludwigs entbehrungsreiche Schicksale und ähnliche andere verdichteten den Gedanken bei Julius Hammer und Lazarus zum Entschlusse und so wurde in dem Schriftstellerkreise, dem sie angehörten, der Boden für das Schiller-Komitee vorbereitet. Am fünfzigjährigem Todestage Schillers erschien ein Aufruf und am 1. Oktober desselben Jahres wurde die erste vorberatende Versammlung nach Dresden berufen. Der „alte Zabel," der Redakteur der „Nationalzeitung," und Lazarus vertraten Berlin. Aus Weimar kam der Maler Graf Stanislaus Kalckreuth, aus Frankfurt Ludwig Braunfels, aus Wien Leopold Kompert, aus Stuttgart Johann Georg Fischer. Dresden stellte u. a. Julius Hammer und den Präsidenten der Versammlung, den Staatsmann und Historiker von Wietersheim. Münchens Delegierter war der Schwiegersohn und Biograph Jean Pauls, der Kunsthistoriker Ernst Joachim Förster. Bei der Beratung setzte es Lazarus durch, daß die beabsichtigte Einschränkung auf Leistungen in der schönen Literatur wegfiel und dafür der weitere Begriff Nationalliteratur gesetzt wurde. Major Serre, nach dem die Dresdener Zweigstiftung benannt ist, kam auf den Einfall, eine Schillerlotterie zu veranstalten, die eine Zeitlang ganz Deutschland mit Pantoffeln, Stiefelknechten, Regenschirmen und anderen billigen Gewinnsten überschüttete. Sie war übrigens

Digitized by Google

sehr einträglich und hat das Bestehen der Stiftung erst sichergestellt, sodaß 1859 die offizielle Konstatierung erfolgen konnte. Beim 25jährigen Jubiläum hielt Lazarus, der damals Präsident des Berliner Zweigvereins war, am 10. November 1884 in Weimar und 12 Tage später in Berlin die Festrede. Beide sind unter dem Titel „Schiller und die Schillerstiftung" im Druck erschienen. (1884).

Seit 1869 hielt man an dem Prinzip fest, daß die Zuwendungen des Vereins nicht Unterstützungen, sondern Ehrensolde sind. In solchen Gaben sieht Joseph Ettlinger (Literarisches Echo Nr. 17 „Brauchen wir Dichterpreise?") einen Ersatz für unsere Dichterpreise. Der im Jahre 1859 durch den späteren Kaiser Wilhelm I. gegründete Schillerpreis hatte mit der vor vier Jahren erfolgten Statutenänderung aufgehört, „eine öffentliche Institution von kultureller Bedeutung zu sein: er war von jetzt an gleichbedeutend mit irgend einer Ordensauszeichnung und seine Verleihung nur noch eine Sache der kaiserlichen Privatschatulle." Im übrigen ist der Preis seit nahezu neun Jahren nicht mehr verteilt worden. Vor einiger Zeit kam unter den Goethe-Bünden der Gedanke auf, ihn durch einen „Volks-Schillerpreis" zu ersetzen, der, unabhängig von Fürstengunst, nur auf künstlerische Gesichtspunkte Rücksicht nehmen sollte. Das am 7. Mai bekannt gewordene Ergebnis — Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann und Richard Beer-Hoffmann erhielten je 1000 Mk. — war nicht vielmehr als ein Fiasko. „Ein Fiasko nicht so sehr für die Preisrichter, also für die deutsche Bühnendichtung."

„Wieder einmal wird durch dieses Ergebnis die hartnäckige Fabel aller verkannten Dramendichter widerlegt, daß nur die Indolenz und Mutlosigkeit der Theaterdirektoren oder die Faulheit der Dramaturgen an dem Mangel an guten Stücken schuld sei und daß sich unter den Tausenden von Manuskripten, die alljährlich — angeblich meist ungelesen — die Theaterkanzleien passieren, Hunderte oder doch wenigstens Dutzende von wertvollen Arbeiten befänden, deren sich nie ein Bühnenleiter annimmt. Wenn jetzt die Kommission des Volksschillerpreises unter der Unzahl der Eingänge auch nicht ein bisher unaufgeführtes Stück zur Preiskrönung einigermaßen geeignet fand, so spricht das Bände; denn hier kamen alle die geschäftlichen Rücksichten in Wegfall, die etwa einen Theaterdirektor bestimmen können, ein literarisch wertvolles Werk abzulehnen. Man kann es danach nur immer wieder für eine fromme Lüge erklären, wenn von Talenten gefabelt wird, die im Verborgenen bleiben müssen, weil ihnen Verbindungen und Protektionen bei den Machthabern des Theaters fehlen — derlei ist bei unseren heutigen Literaturverhältnissen, bei der allgemeinen Entdeckungssucht und der Neigung, jedes neue Talent um das Doppelte seiner Bedeutung zu überschätzen, einfach nicht mehr möglich. Heute ist jeder Tischlermeister, der Dramen schreibt, jeder Eisenbahnschaffner, der Gedichte verfertigt, im Handumdrehen für die Öffentlichkeit entdeckt: Wem will man da einreden, daß ernsthafte dramatische Talente unbeachtet verkümmern müssen in einer Zeit des allgemeinen dramatischen Notstands, wo jeder Leiter eines größeren Theaters heilfroh sein muß, wenn er eine halbwegs brauchbare Novität ausfindig macht!"

Mit diesem Ergebnis scheint Ettlinger der Beweis geliefert, daß Volksschillerpreis und königlich preußischer Schillerpreis gleich entbehrlich sind. „Preise, die an feste Termine oder Zeitabschnitte gebunden sind, können der lebendigen Dichtkunst nichts frommen . . . und nicht jedes dritte Jahr wird ein dramatisches Meisterwerk geboren, manchmal auch in sechs und zehn Jahren nicht. . . . Wohl aber könnte ich

Digitized by Google

mir denken, daß man einem dieser — oder anderer — Autoren den Preis für sein gesamtes bisheriges Schaffen und als Ermunterung für sein künftiges zuerkennte". Deshalb will Ettlinger einen Fonds für Dichter-Ehrengaben, der dazu benützt werden soll, Dichtern aller poetischen Waffengattungen in Anerkennung ihres Schaffens Preise zu stiften. Eine derartige Stiftung „sollte zunächst denen zustatten kommen, die bei allem ehrlichen Schaffen und Streben im Schatten zu stehen gezwungen sind, weil sie der großen Menge nichts zu sagen haben. — Staat und Behörden, Parlamente und Fürsten aber lasse man in jedem Falle besser aus dem Spiel, wenn es sich um die Förderung freischaffender Dichter und Schriftsteller handelt." Für den Fall, daß die vorgeschlagene Gründung nicht ausgeführt werden kann, empfiehlt Ettlinger der Deutschen Schiller-Stiftung sich nach dieser Richtung zu betätigen. Dabei scheint er sich über deren Ziele nicht ganz klar zu sein, was aber durch die Ausführungen des Zentralsekretärs der Stiftung, des Dr. Hans Hoffmann, im 18. Hefte des „Literarischen Echo" („Was ist, kann, soll die deutsche Schiller-Stiftung?") reichlich ausgeglichen wird. Wenn auch nach dem Grundstatut der Zweck des Vereins ist: „Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, das sie ihnen oder ihren nächst angehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter Lebenssorge (!) Hilfe und Beistand darbietet" und wenn auch ihre Mittel nicht reich genug sind, die Bedürfnisfrage ganz außer acht zu lassen, so hat sie doch sehr wohl das Recht, ganz aus eigenem Antrieb auch Ehrengaben größeren Stils in der Art des vielbesprochenen Schillerpreises zu verleihen."[1]) „Würde ihr nach dem Vorschlage des Herausgebers dieser Zeitschrift (Dr. Ettlinger) ein besonderes Kapital zur Seite gestellt mit der Maßgabe, Ehrengaben zu verleihen nach ausschließlich literarisch ästhetischer Rücksicht, sie würde es sicher mit Freuden tun — immer mit der leisen Hoffnung, daß ein reich geborener oder reich gewordener Empfänger einen Weg finden würde, die pekuniäre Seite der Ehrung anderswohin abzuleiten." — „Eines ist zu sagen: die Schiller-Stiftung verfährt durchaus nach dem trefflichen Gedanken Ettlingers, nicht ein einzelnes Werk, sondern die Gesamttätigkeit eines Dichters, das Werk, mit einem Preise zu krönen. Ich kann mit ihm nur von Herzen wünschen, daß auch der „Schillerpreis", wenn überhaupt, nur nach diesem Grundsatz verliehen würde."

Dr. Hoffmann gibt mit gutem Humor das Rezept zur Gründung eines Zweigvereins der Schiller-Stiftung an. Dazu genügt die Summe von 1500 Mk., deren Zinsen an die Weimarer Zentralkasse abzuführen sind. Weitere 1500 Mk. verleihen Stimmberechtigung in den Generalversammlungen, die alle fünf Jahre stattfinden, und die glücklichen Besitzer von 6000 Mk. dürfen ein Drittel der Zinsen für sich behalten und nach eigenem Ermessen, natürlich im Sinne der Satzungen, verwenden. „Souveräner Herr über Geben und Nichtgeben, Vielgeben oder Weniggeben ist das Siebengestirn des Verwaltungsrates; als literarischer Beirat ohne Stimme fungiert der Generalsekretär. . . Ein Vorschlagsrecht steht jedem vernunftbegabten Menschen zu."

M. Behr.

[1]) Siehe unter „Rundschau" S. 693.

Digitized by Google

Rundschau

Aus Bibliotheken und Büchervereinen. Es tauchen jetzt allmählich deren Rechenschaftsberichte und Statistiken aus dem Jahre 1904 auf. Wir entnehmen einigen die nachstehenden Auszüge, die auch weitere Kreise interessieren dürften.

Die Kongreßbibliothek zu Washington ist zugleich die Nationalbibliothek der Vereinigten Staaten. Die Bibliothek und das ihr unterstellte Copyright Office, einschließlich der Ausgaben für das Gebäude, erforderten insgesamt 802 000 Dollar, davon 323 000 für Gehälter, 101 000 für Vermehrung der Bibliothek, 45 000 für Mobiliar und Büchergestelle, 185 000 für Druckkosten und Einbände. Der Bestand am 30. Juni 1904 war: 1 800 000 Bände (ausschließlich der Law Library des Höchsten Gerichtshofes mit 96 000 Bänden), 121 000 Handschriften, 76 000 Pläne und Karten, 384 100 Musikalien, 158 000 Stiche und andere Kunstblätter. Der Zuwachs in der Druckschriftenabteilung betrug im vorletzten Jahre 88 000, im letzten Jahre 80 000 Bände und Broschüren; an Handschriften rund 17 000, in der Hauptsache wertvolles Material zur amerikanischen Geschichte. Eine Ergänzung der Kongreßbibliothek nach der populären Seite stellt die Public Library of the District of Columbia dar; sie hat über 70 000 Bücher und 40 000 eingeschriebene Leser. Sie verlieh im letzten Jahre 280 000 Bände. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat im Jahre 1904 2884 Volksbibliotheken mit 82 731 Bänden begründet und unterstützt; davon fallen auf Brandenburg 606 Bibliotheken mit 14 186 Bänden. Seit Anfang 1897 bis Ende 1904 hat die Gesellschaft an 10 197 Bibliotheken 336 754 Bände unentgeltlich abgegeben und dafür 320 000 Mk. verwendet. Die ihr schenkungsweise zugegangenen Bücher sind hier nicht mitgerechnet. Seit 1901 hat sie außerdem 1265 Wanderbibliotheken von je 50 Bänden errichtet. Die Gesellschaft gab bisher an Volksbibliotheken, die ihr als Mitglieder angehören, Bücher umsonst und gegen $^2/_3$ des Ladenpreises. Gegen Letzteres hat der Börsenverein Einsprache erhoben. Die Gesellschaft gibt nun bloß gegen Ladenpreis ab, dagegen mehr Freiexemplare als früher.

Der Polnische Volksverein in in Posen hat während 1904 128 Bibliotheken neugegründet, bereits bestehenden 23 000 Werke überwiesen und dafür 15 000 Mk. verwendet. Er plant eine große Anzahl Wanderbibliotheken, er hat dazu vorläufig ein Legat von 50 000 Mk.

Die österreichische Zentralbibliothek hat „höchst zufriedenstellend" gearbeitet: In Niederösterreich wurden über 80 000 Bände entlehnt. In 4 größeren und 24 kleineren Orten Kärntens wurden Bibliotheken gegründet. 11 Filialen verzeichnen einen Aufschwung, 4 sind ein wenig zurückgegangen. Der große Erfolg wird hauptsächlich dem Eifer und Geschick der Bibliothekarinnen zugeschrieben. In den Wiener Bibliotheken wurden 1 776 100 Bände entliehen. Man will nun, nach dem Vorbilde von Paris, wo jährlich 80 000 Notenentleihungen stattfinden, eine Zentrale für Musikalien errichten.

Alle diese Institute sind natürlich paritätisch. Es wäre sehr wichtig deren Kataloge kennen zu lernen und darauf hinzuwirken, daß auch die Catholica entsprechend vertreten sind. Wir könnten durch entsprechendes Bemühen in dieser Richtung oft mehr erreichen als durch eigene Bibliotheken — zumal an finanzschwachen Orten.

Mörike und der Kunstwart. Von Göschen, dem Verleger Mörikes, erschien

Digitized by Google

soeben eine zweibändige Volksausgabe des Dichters, da die Schutzfrist mit dem ersten Januar des nächsten Jahres abläuft. Der Kunstwart will aus diesem Anlaß eine eigene Ausgabe der sämtlichen Werke Mörikes in fünf Bänden veranstalten, die gediegene Ausstattung mit möglichst billigem Preise vereinigen und von Karl Fischer besorgt werden soll. Er wird den Text reiner und vollständiger geben, als es bisher möglich war und dann auch unbekannte oder schwer erreichbare Gedichte und Arbeiten Mörikes der Ausgabe einverleiben. Noten- und Bilderbeilagen werden den Text ergänzen, dem eine größere Einleitung Karl Fischers vorangehen soll. Sie wird, anschließend an das Leben des Dichters, seine Eigenart vornehmlich in der Lyrik erörtern. Jedem einzelnen Bande will der Herausgeber erläuternde Anmerkungen und eine Folge der verschiedenen Lesarten anschließen.

Frenssen. Der Verfasser des „Jörn Uhl" arbeitet zur Zeit an einem neuen Roman, der noch in diesem Jahre zum Abschluß kommen soll. Das Werk wird betitelt sein „Aus einer kleinen Stadt" und hat zum Schauplatz Schleswig-Holstein, die Heimat des Dichters. Für „Jörn Uhl" erhielt Frenssen insgesamt eine Viertelmillion Mark.

Das Vermögen der Schillerstiftung. Die deutsche Schillerstiftung verfügt jetzt über ein Gesamtvermögen von zwei Millionen Mark. Dazu kommt eine Summe von 250000 Mk., die der Schillerverband deutscher Frauen ihr aus Anlaß des 9. Mai überwies. Nach einer Aufstellung des Generalsekretärs Dr. Hans Hoffmann im „Literarischen Echo" gehören der Zentralkassa 600000 Mk. Fast noch einmal soviel besitzt der Dresdener Zweigverein, was von der großen Nationallotterie des Majors Serre im Jahre 1859 herrührt. Danach kommen Wien (150000 Mk.), Weimar (64000 Mk.), die vereinigten badischen Stiftungen (60000 Mk.), Berlin (58000 Mk.), Köln (56000 Mk.), Breslau (40000 Mk.), Stuttgart (33000 Mk.). — „Man sieht", bemerkt Hoffmann mit guter Laune, „Berlin schneidet, nach relativer Höhe bemessen, recht kümmerlich ab; dafür ist es aber auch die Stadt der Intelligenz und besitzt die meisten Denkmäler."

Hartlebens Nachlass. Aus Hartlebens Nachlaß ist das Komödienfragment „Diogenes" bereits im Druck erschienen (bei S. Fischer, Berlin). Außer einer Novellen- und Gedichtsammlung „In Schweiß gebadet erwachte ich" hinterließ der Dichter einen Einakter „Der Schatz", den er mit 20 Jahren schrieb, und Fragmente eines Romans, zu dem ihn Bierbaum angeregt hatte. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1904 gibt Aufschluß über Hartlebens Beziehungen zu Ellen Birr, ein weiteres stammt aus der Zeit der „Angele".

Schiller-Gaben. Die Deutsche Schiller-Stiftung hat aus Anlaß des hundertjährigen Todestages Schillers vier Ehrengaben an Isolde Kurz, Gustav Falke, Ferdinand von Saar und Karl Söhle überwiesen. Desgleichen hat die Stadt Dresden zum Schillertage drei Dichter-Ehrenpreise im Betrage von je 500 Mk. gestiftet, die den einheimischen Dichtern Robert Proelß (geb. 1821), Max Bewer (geb. 1861) und Max Alfred Vogel (geb. 1877) zuerkannt wurden. Vogel ist erst vor kurzem (1904) mit der Gedichtsammlung „Eine Liebe" hervorgetreten.

Der geschichtliche Kern von Hauffs „Lichtenstein" wurde durch Max Schuster in einem Band von 358 Seiten zum Gegenstand gründlichster Forschung gemacht (Stuttgart, Kohlhammer). — Daraus ergibt sich als absolut sicher: Hauff hat viele Gestalten seiner Phantasie entnommen. Wirklich historische Personen, insbesondere den vollständig weiß gewaschenen Herzog

Digitized by Google

Ulrich, hat er nach dem Geschmacke seines Walter Scott-Stils umgemodelt und nicht bloß selbstgeschaffene Sagen wie geschichtliche Tatsachen, sondern auch die Anschauung über Zeitalter und Menschen seiner romantischen und schwäbischen Tendenz zuliebe aufgeputzt. So hat diese Dichtung nicht nur auf die Vorstellungen des Volkes, selbst auf Geschichtswerke färbend gewirkt.

Tempora mutantur, et nos mutamur in illis? Joh. Georg Meusel hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein jedem Gelehrten noch heute bekanntes Gelehrtenlexikon herausgegeben: „Das gelehrte Teutschland", eine Art Kürschner im Stile jener Zeit. Zu der 4. Ausgabe seines Werkes, 1784 erschienen, macht er IV, 462 die Anmerkung: „Wie gering auch diesmal die Unterstützung von Seiten meiner katholischen teutschen Landsleute gewesen sei, wird jedem, der das Verzeichnis durchsehen mag, gleich in die Augen fallen. Unter 62 hier genannten litterarischen Kosmopoliten zähle ich — leider — nur fünf katholische. Gewisse Empfindungen und Reflexionen, die sich mir hiebey aufdrängen, weise ich mit Gewalt zurück, und bitte lieber dafür diese und andre wackere Männer, denen teutsche Litteratur am Herzen liegt, um geneigte Fortsetzung ihres wohlthätigen Beystandes . . ."

Ein erster Nachtrag zu der 4. Ausgabe erschien 1786.

Anmerkung: „Auch unter diesen 45 Patrioten sind nur 6 katholische. Traurig genug, daß noch immer so wenig litterarisches Einverständniß und Mitteilungsgeist unter diesen christlichen Glaubensgenossen herrschet! Wer sollte es wohl glauben, wenn ich es nicht mit Zuverlässigkeit bezeugen könnte, daß aus dem großen, weiten Wien, wo es Schriftsteller zu Hunderten giebt, mir nicht ein einziger Beytrag zugekommen ist — denn des Hrn. von Beris Büchlein: Die Wiener Autoren, ist mir so Fehler- und Mangelvoll geschildert worden, daß ich es nicht kaufen, geschweige benutzen mochte. — Und doch hör' ich bald da, bald dort über Unvollständigkeit der Artikel katholischer Schriftsteller klagen: wer aber anders ist Schuld daran, als sie selbst? Man halte einmahl das Betragen der Gelehrten in Berlin dagegen. Dort haben sich mehrere ehrwürdige, auf vielfache Art sehr beschäftigte Männer die Mühe nicht verdrießen (sic!) lassen, zahlreiche Beyträge eigenhändig niederzuschreiben und mitzuteilen. Ich hoffe für den zweyten Nachtrag, dem auch das topographische Register umgearbeitet beygefügt werden soll, mehr Willfährigkeit von Seiten katholischer Städte und Gegenden." (S. 775.)

Zweiter Nachtrag zu der 4. Ausgabe (1787), S. 545.

Anmerkung: „Und unter diesen 29 Patrioten nur ein einziger von der Katholischen Religion!!! Man vergleiche, wenn man will, die Anmerkung zum Verzeichnis der Beförderer des ersten Nachtrages."

Dritter Nachtrag zu der 4. Ausgabe (1788) S. IX:

„Aus den katholischen Gegenden Teutschlands bin ich doch bey Verfertigung dieses Nachtrages ein klein wenig eifriger unterstützt worden, nachdem ich im ersten und zweyten Nachtrag über den Mangel an Mittheilungsgeist unter unsern christlichen Glaubensgenossen, die wir Katholiken nennen, geseufzt hatte. Denn unter fünf und dreyßig am Ende dieses Nachtrags genannten Beförderern sind doch sechs von der katholischen Parthey: da hingegen beim zweyten Nachtrag unter 29 Beförderern nur ein einziger katholischer war. Meine Freude über diese Zunahme katholischer Patrioten ist nicht gering; und ich wünsche, daß ihre Zahl künftig noch größer werden möge. Zwar erregt ein Ungenannter in der allgemeinen Teutschen Bibliothek Zweifel dagegen: wir wollen indessen doch das Beste hoffen."

Digitized by Google

Vierter Nachtrag zu der 4. Ausgabe (1791) S. V:

„Daß man mich von Prag, Wien und andern katholischen Städten her hülflos gelassen hat, bedaure ich desto lebhafter, da man durch Zeitungen und andre Kanäle der Druckerpresse von den dort vorfallenden Veränderungen unter den Autoren lange nicht so viel erfährt, als etwa von Berlin oder andern protestantischen Städten und Gegenden, wo der litterarische Verkehr weit stärker ist . . . . Aber, so ist, so bleibt es immer fort! Die Gleichgültigkeit katholischer Glaubensgenossen in Rücksicht auf Litteratur, über die ich schon oft laut genug geklagt habe, ist, dieser Klagen ungeachtet, noch immer nicht in Eifer und Thätigkeit umgewändelt worden. Das Verzeichniß der Beförderer dieses Nachtrages beläuft sich während der drey, seit dem dritten Nachtrage verflossenen Jahre auf 36, und darunter sind nur 8 katholische Freunde. In Vergleichung mit den vorigen Nachträgen hätten wohl auch der Protestanten mehrere seyn können. Denn zum dritten Nachtrage, der nur nach Verlauf eines Jahres dem zweyten folgte, waren der Beförderer eben soviel — eigentlich 35 — Und darunter 5 katholische."

Fünften Nachtrags zweyte Abtheilung zu der 4. Ausgabe (1795) S. XVII:

„Aber nicht blos der Anonymität wegen, sondern auch wegen der Sorglosigkeit und Unwillfährigkeit, die in gewissen Gegenden Teutschlands, aller meiner Bitten und Vorstellungen ungeachtet, in Ansehung dieses höchst mühsamen Instituts, noch immer fortdauert. Dies trift, so wie ehedem, vorzüglich die katholischen Länder, Und fast scheint es, als wenn die Indolenz gegen ein Werk, das auf Religion gar keinen Bezug hat, mehr zu — als abnehme. Denn unter den 36 Freunden, die mich bey der Ausarbeitung des vierten Nachtrags unterstützten, waren 8 Katholiken, und jetzt zu folge des hinten angefügten Verzeichnisses, unter 59 nur 7. In die meisten Klöster scheint meine in der Vorrede zum IV. Nachtrag gethane Aeußerung gar nicht gedrungen zu seyn, am wenigsten in diejenigen der Herren Franciskaner und Kapuziner. Doch, was Wunder! Kennt man doch in mehreren katholischen Städten, wo sogar Universitäten sind, dieses nun beynahe seit dreyßig Jahren bestehende Litteraturwerk nicht einmahl: da hingegen in mancher protestantischen Stadt mehrere Exemplare angetroffen werden."

Digitized by Google

Kritische Umschau

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen

Leo XIII., dargestellt von **Martin Spahn.** München 1905, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 8°. 248 S. Mk. 4.—

Weltliche und geistliche Fürsten finden zu ihren Lebzeiten meist nur Biographen, die im hieratischen Stil arbeiten. Oft finden sie auch längere Zeit nach ihrem Tode den Biographen nicht, der den panegyrischen Ton der Heiligenlegenden und Schullesebücher verschmähend, seinen Helden nicht sofort in Gloriole vorstellt, sondern in seinem vielfach bedingten Werden verständlich zu machen sucht. Leo XIII. hat ihn überraschend schnell in Martin Spahn gefunden.

Wer die vor mehreren Jahren schon edierten Briefe Leos genauer durchblätterte, mußte sich verwundern, daß davon so wenig gesprochen und noch weniger verwendet wurde. Spahn hat sich natürlich diese reizvollen Dokumente nicht entgehen lassen. Nun lebt der junge Pecci vor uns auf, der Boden, auf dem er entsprossen, die Sonne und die Luft, in der er wuchs oder aufstrebte; ich meine Vater, Mutter, Landschaft, Lehrer, Familie und Religion. Die psychologische Feinarbeit, mit der hier beseelte Hände die Fäden zum Bilde der ersten 27 Jahre zusammenwoben, machen mir diesen ersten Teil zum liebsten des ganzen Buches. Die psychologische Analyse des Mannes ist sicher schwieriger gewesen; auch hier ist Pecci als Selbstdeuter seiner Entwicklung verwendet. Die Hirtenbriefe und Rundschreiben sind ja von anderen ebenfalls benützt und angerufen worden. Spahn versteht sie aber mit helleren Augen zu lesen. Er klebt nicht bloß einzelne Stellen als Etiketten und Beweisstellen auf anderswoher geholte und schon von vornweg feststehende Ansichten, er erliest sich erst aufs neue aus diesen Dokumenten den Mann und sieht scharf darauf, wo Übergänge sind, wo Wandlungen eintreten, wo Altes umgedreht und neue Ideen dazu ersonnen wurden. So ist es Spahn gelungen, die Bischofsjahre Peccis, die vielfach wie ein toter Punkt aus früheren Bildern von Leos Leben herausstarrten, als die Jahre darzustellen, in denen gerade der Meister heranreifte. Hier rang Pecci mit dem Problem, Kirche und Kultur. Er rang vergebens, solange er die Kultur in ihrer Besonderheit als Geistes- oder Wissenskultur ansah. Erst von ihrer Seite als Wirtschaftskultur angesehen, gelang es ihm, die gemeinsamen Beziehungen zwischen Kirche und Kultur zu finden und Richtlinien zu gegenseitig beeinflußtem Fortschreiten aufzudecken und anzugeben. Spahn meint, zur Bewältigung des Problems von Kirche und Geisteskultur habe Peccis einseitig formalistische Geistesbildung, wie er sie von den Jesuiten überkommen hatte, nicht ausgereicht. Das gebe ich zu, das ist aber nicht der einzige Grund.

Digitized by Google

Das alte Problem von Glauben und Wissen ist eben in sich ein viel mehr schwieriges, als das von Glauben und Handeln, es scheint mir gerade umso schwieriger zu werden, je mehr man weiß und je tiefer die Geistesbildung ist und für den Reichgebildetsten liegt oft unbewußt die Lösung, die sich ihm ergab, doch auf dem anderen Gebiete, nämlich auf dem der praktischen Vernunft. Nachdem Spahn eine so eindringende Untersuchung den Lehrjahren Peccis gewidmet hatte, konnte er die Frucht derselben auf kleinem Raume aufzeigen. Von Leo dem Papst sprechen nur 47 Seiten. Was sie aber alles sagen, findet man erst, wenn man sie öfters durchgeht und noch dazu zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ob Spahns Ansichten alle wohl begründet sind, bezweifle ich, so gern ich sie glauben möchte. Wenn Leos Einsichten über den modernen Staat so weitblickend und großzügig gewesen sind, wie Spahn meint, so ist doch verwunderlich, daß die Ordnung der römischen Frage nicht um eine Linie weiter kam. Und wenn hier Leos persönliche Herrschernatur zur Klippe wurde, so hätte das angedeutet werden sollen. Spahn sagt einmal und deutet mehrmals an, daß Leo „das Ganze des Menschheitswerdens" so tief erfaßt habe, daß er mit seinen reifsten Erkenntnissen des Alters weit über die Masse der Katholiken hinausgewachsen war; man habe ihn nicht mehr recht verstanden. Mir ist der Gedanke sympathisch, daß Leo zu jenen Großen zählt, die ihr Bestes und Letztes nicht für ihre Zeit, sondern für eine weitergeschrittene Zukunft erdacht und erlebt haben. Ich kann es auch wohl begreifen, daß man so etwas für Leo heute eigentlich nicht klipp und klar beweisen kann. Der von Spahn darum mehr gefühlsmäßig ausgesprochenen Ansicht gegenüber kann ich aber die ebenso geartete Meinung nicht zurückhalten, daß sich Spahn in die reiche herrliche Persönlichkeit Leos immer inniger hineinlebte und daß diese ihm zu einem programmatischen Ideal wurde, dem er auch von seinen persönlichsten Wünschen zuletzt einiges einwob. „Die Katholiken sollten ganze Männer werden, wie Leo von Jugend auf das Mannessein sich dachte: Menschen von „Herz und Nerven", arbeitsam und nach positiven Leistungen begierig, frisch und um sich schauend, voll Energie und Lust zu herrschen" (S. 244). Auch der schwierigen Frage nach Peccis religiösem Innenleben ist Spahn nicht aus dem Wege gegangen. Daß meine persönliche Ehrfurcht vor Leo nach dieser Seite durch die Lektüre der einschlägigen Partien nur erhöht wurde, will ich ebensowenig verhehlen als die Meinung, daß hier Spahn eine Reife in Erfassung schwieriger Seelenregungen bekundet, die noch verschiedene andere Perspektiven eröffnet. Freilich darf man nicht mit dem Maßstabe der germanischen Auffassung als der allein richtigen messen wollen. Wir haben vielleicht an Innigkeit den Romanen manches voraus, dafür fehlt uns leichter die Größe der Form und Linie in Bildern und im Leben.

Ein Biograph muß vor allem ein feiner Psychologe sein. Als solcher hat Spahn vieles Wertvolle aus der Seele und dem Werke seines Helden selbst herausgelesen. Er hat ihn aber auch in seine Zeit hineinzustellen verstanden. Mit wenig Strichen werden die wichtigsten Strömungen der Zeit gezeichnet. Einige zogen Pecci mit, nicht wenigen wies Pecci und Leo neue Bahnen. Spahn hat, wie ich schon aus Anlaß seines großen Kurfürsten sagte, die Augen, die Dinge zusammen zu sehen und die Hand, sie zusammenzubringen. Dadurch wird auch sein Leo wertvoll, um zu lernen wie die Dinge nicht bloß nacheinander kommen, sondern auseinander hervorgehen. Da mögen ja einmal Verbindungen gesehen werden, wo keine oder nicht so feste bestanden als man glaubte. Daran liegt aber nicht allzuviel. In den

Digitized by Google

Hauptpunkten scheinen mir die mannigfach verschlungenen Beziehungen Peccis zu seiner Zeit, besonders auch die der Wanderjahre richtig gesehen zu sein. Soll ich noch etwas über den Stil des Buches sagen? Es kommt äußerst selten vor, daß ein Mann, der etwas Neues und Gutes zu sagen hat, einen schlechten Stil schreibt. Spahn gehört nicht zu diesen Seltenheiten, das wissen wir schon von seinem großen Kurfürsten her. Hier ist sein Stil noch besser, flüssiger geworden; es ist auch für einen literarisch Anspruchsvollen ein Genuß, das Buch zu lesen. Thalhofer.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Erster Band 1799—1818. Leipzig 1904, Philipp Reclam jun. 597 S. kl. 8°. geb. Mk. 1.50.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter lag bisher nur in der Ausgabe von Dr. W. Riemer aus den Jahren 1832—34 vor, die 2858 Seiten umfaßt und selten geworden ist. Der darauf gestützte Neudruck hat zum Unterschiede jener Originalausgabe alle Briefe weggelassen, welche von Zelter an andere geschrieben oder an ihn von anderen gerichtet wurden, sowie sonstige Kleinigkeiten. Eine fernere Kürzung geschah durch Vereinigung mehrerer Briefe zu einem, wenn sorgfältige Prüfung ergab, daß sie wirklich zusammen abgesandt wurden. Durch dieses Verfahren hat sich die Zahl der Nummern von 855 auf 840 verringert.

Gewiß sind diese Briefe nicht lauter Perlen, sondern enthalten Alltägliches, Zeitliches, nur für den kleinen Kreis der Schreibenden und ihre Umgebung bestimmtes; aber wir wissen, von welcher Wichtigkeit das Verhältnis Goethes zu Zelter war, und daß dieses nicht treffender zu bestimmen ist, als durch die Beurteilung des Briefwechsels. Die eingebauten Glossen, Bemerkungen, Debatten, Urteile usw. sind dem Literaturhistoriker wie dem Literarfreunde von hohem Werte und führen binnen verhältnismäßig kurzer Zeit in den Geist Goetheschen Lebensanschauung ein.

So ist diese Publikation mit Freuden zu begrüßen und dies umsomehr, als sie im Rahmen einer ebenso trefflichen wie billigen Volksbibliothek geschieht, die heute die erste der Welt ist.

Für den bevorstehenden zweiten Band wäre es von besonderem Werte, wenn der Verlag sich entschließen könnte, ein das Ganze umfassendes Namen- und Sachregister beizufügen, das die Verwendbarkeit und damit den Wert der Publikation in großem Maße erhöhen würde.

B. Clemenz.

Heyse, Paul, Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. 5. Band. **Lyriker und Volksgesang.** Neue Folge. Stuttgart 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 471 S. Mk. 6.—.

Das germanische und das romanische Geistesleben stehen sich noch immer ziemlich fremd gegenüber. Trotz aller Hochzeitsreisenden und Kunstfreunde, die Italien jedes Jahr anzieht, ist die Kenntnis der neueren und neuesten italienischen Literatur in den gebildeten deutschen Kreisen eine relativ recht dürftige. Und ebenso dringen die Italiener nur arg sporadisch in das Verständnis und die Kenntnis der modernen deutschen Literatur ein. Doch bemüht man sich auf deutscher Seite immer noch mehr als bei unsern romanischen Dreibundsfreunden, in's Geistesleben des befreundeten Volkes einzudringen. Namentlich Heyse hat sehr viel in dieser Hinsicht geleistet. Nunmehr hat er noch einen starken 5. Band den bisherigen vier seiner „Italienischen Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" angefügt, der ebenso wie sein Vorgänger Übersetzungen lyrischer Gedichte und Volks-

Digitized by Google

lieder enthält. Hier sind besonders in jüngster Zeit berühmt gewordene frische und eigenartige weibliche Talente berücksichtigt worden, nämlich Viktoria Aganoor-Pompili, Ada Negri und Annie Vivanti. Die beiden Letzteren haben auch biographisch-literarische Einführungen in das Verständnis ihrer Dichtung erhalten. Von männlichen Dichtern haben namentlich G. G. Belli mit seinen scharfen Satiren und Invektiven gegen das päpstliche Rom und seine Vertreter enthaltenden Sonetten, G. Carducci, A. Fogazzaro und Cesare Rossi Beachtung gefunden. Die Übersetzungen verraten durchweg Heyses Versgewandtheit und sind wohl geeignet, ein Bild der heutigen italienischen Lyrik zu geben. Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit und relative Vollständigkeit erhebt Heyse nicht. Dr. Lohr.

Byrons Manfred, herausgegeben von **Dr. Ludwig Wüllner**. Leipzig, H. Seemann Nachf. Mk. 4.—.

Dr. Wüllner, als Sänger bekanntlich einer der besten Interpreten des **Schumann**schen „Manfred", hat sich bei dieser Neuausgabe der alten Übersetzung von Adolf Böttger bedient, jedoch manches darin nach der Gildemeisterschen Übertragung und den Übersetzungsfragmenten von Goethe und Heine, sowie der Ausgabe, welche der Komposition Robert Schumanns zugrunde liegt, geändert. In der prächtigen Vorrede zeigt Wüllner, wie tief er das Meisterwerk Byrons erfaßt hat. Und mit schlichten Worten weiß er auch den Leser in das Verständnis dieses — wie der Herausgeber richtig sagt — ewig modernen Gedichtes einzuführen. Schon wegen dieser geistvollen Einleitung verdient diese Neuausgabe angelegentlich empfohlen zu werden. Ausstattung und Buchschmuck (von Walter Thiemann) sind schöne, modern-künstlerische Leistungen.

Victor Fleischer.

Horaz. Ausgewählte Oden übertragen in deutsche Dichtung von **Joseph Ness**. Gießen, Roth. 8°. 36 S. 80 Pf.

Das Büchlein ist jedem zu empfehlen, der gern mal wissen möchte, wie unsere neuere „Metrik" einen Horaz zu mißhandeln imstande ist. Das Ding von Buch ist eine Versündigung an Horaz, nicht die Druckerschwärze wert. Man lese zuerst das Nachwort. Hat man sich durch dessen unbeholfenen, holperigen Stil durchgewühlt, „genieße" man die „Übersetzung", z. B. Angustam amice: „Not und Entbehrung willig auf sich nehmen, das soll ein jeder gesunde junge Mann im harten Heerdienst sich erlernen, sich selbst beherrschen, so wie auch sein Pferd, daß er mit seinem Speer sogar dem wilden Panther ein Schrecken werde und Wind und Wetter nicht achte und Furcht nicht und Schrecken." Das nennt der Verfasser „Deutsche Dichtung!!" So weit kommt man aber, wenn man sein Heil bei jenen Modernen sucht, die jedem Metrumzwang sich abhold zeigen und mit naiver Unverfrorenheit die Gerichte ihrer poetischen Garküche dem Publikum als höchste Manifestation der Poesie anpreisen. Solche Dinge kann man nicht scharf genug zurückweisen.

Siegburg. Oberlehrer Dr. Macke.

Bach, Dr. Joseph. **Jakob Balde**, ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Zu seinem 300jährigen Geburtsjubiläum. Freiburg 1904, Herder. 8°. 160 S. Mk. 4.— (Straßburger Theol. Studien VI. Bd., 3. und 4. Heft).

Der Titel des Werkes gibt seinen Anlaß wie seine Absicht ausführlich genug, fast zu ausführlich an; er könnte manchen auf den Gedanken bringen, es handle sich um eine Festschrift, wie deren so viele entstehen, wenn ein äußerer Anlaß gegeben ist. Der Name des Verfassers, wie die Sammlung, in der das Werk erschienen,

Digitized by Google

müssen allerdings eines besseren belehren. Sie lassen ein wissenschaftliches Werk erwarten; und das wird auch geboten. Das Werk schildert in vier großen Kapiteln Baldes Leben, Baldes Charakter, Baldes Werke, Baldes Ruhm und Nachleben. Mit großer Liebe und nicht minder großem Fleiße hat sich der gelehrte Verfasser in das Leben und Schaffen seines berühmten elsässischen Landsmannes versenkt und sein Bild scharf und klar herausgearbeitet. Daß ihm daran gelegen war, den religiösen Sänger und deutschen Patrioten vor allem zu schildern, entspricht nur dem Titel. Der Literaturhistoriker — ein Stand, dem nach einer Bemerkung auf S. 66 der Verfasser nicht sehr hold zu sein scheint — würde allerdings wünschen, daß der Dichter mehr in die historische Entwicklung der deutschen Dichtung hineingestellt wäre, der er doch trotz seiner horazischen Sprache angehört. Was S. 73 ff. gesagt ist, kann nicht recht genügen, noch weniger, was S. 116 f. über seine Stellung zu Opitz und den von ihm ausgehenden mächtigen Einflüssen beibringt. Über den Schlesier möchte ich nicht nur an der Hand Vilmars urteilen, wie es dort geschieht. Seit Vilmars Tagen hat man das 17. Jahrhundert denn doch besser verstehen gelernt. Der im Anschlusse daran (S. 119 Fußnote) erwähnte Aufsatz Ludwig Ansbachers in der „Eos" bietet übrigens nichts neues und lobt nach unserem Empfinden die deutschen Dichtungen Baldes wohl etwas über Verdienst. Das vierte Kapitel bringt manches bisher unbeachtete Material bei; doch scheint es mir, als ließe sich über die Beziehungen der Pegnitzschäfer zu seiner Dichtung noch mehr ausfindig machen trotz der S. 132 f. angeführten Bemerkung Knapps aus der Christoterpe, der allem Anschein nach ebenso wie der Verfasser des Buches selber in die Dichtung der Nürnberger nicht allzu tief eingedrungen sein dürfte. Hier könnte eine zweite Auflage, die hoffentlich recht bald kommt, manche Ergänzung finden. Sie wird jedenfalls auch ein Register erhalten, das jetzt vermißt wird. Sehr dankenswert sind die Beilagen, die u. a. eine kleine Auswahl (15 S.) aus Baldes Gedichten in trefflicher Übertragung bieten. Kommt so der böse Literaturhistoriker mit diesem Buche nicht völlig auf seine Rechnung, so wird dagegen ein jeder davon hoch befriedigt werden, der einfach seinen Balde kennen lernen will; und das ist kein kleines Verdienst.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Berthold, Otto, **Die Sage vom Doktor Heinrich Faust.** Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig 1902, Verlag von K. G. Th. Scheffer. 8°. XIII, 252 S.

Vorliegende Schrift ist nicht als eine wissenschaftlich angelegte Behandlung der Faustsage anzusehen und zu beurteilen, sondern bei ihr liegt der springende Punkt in dem pädagogischen Ziel, das sich der Verfasser steckte. Er will die schwierige, dem Volke wenig bekannte Faustsage, auf der die Goethesche Dichtung beruht und aus der sie herausgewachsen ist, Kindern erzählen und dieselben dadurch zum Verständnis der Goetheschen Dichtung in das Wesen der Faustsage einführen, wie er es im „Hauslehrer" getan hat. Zu diesem Zweck redet er auch nicht die Sprache des Gelehrten, sondern in kindlich einfacher naiver Sprache entwickelt er die verwickelte Sage; alles Unklare, Ungewöhnliche, der kindlichen Fassungskraft Fremdartige wird erklärt, zum Greifen deutlich, und die Sprache, das müssen wir gestehen, ist dieser Aufgabe gerecht geworden. Eine andere Frage ist aber, ob eine Vorbereitung zur Faustlektüre für das Alter von 13 bis 15 Jahren paßt und sich lohnt, und diese Frage läßt sich nicht so kurzweg entscheiden, da kommt es auf den Bildungsgang an, den ein Kind durchmachen soll. Zudem

Digitized by Google

ist der zweite Teil des Faust bei Goethe auch so verwickelter Natur, daß der Verfasser 140 Seiten zur Entwicklung der Sage nötig hat, und es ist die Goethesche Ausgestaltung derselben. Wir meinen nun, ein Kind hat Nötigeres zu tun, als sich in diesen Jahren durch die verwickelte Faustsage zu arbeiten mit all den hellenischen und helenischen Zutaten, die in der deutschen Faustsage wenig Boden haben. Bei alledem wollen wir diese Frage offen lassen und nicht entscheiden. Meinen also Eltern, ihre Kinder mit dem Goetheschen Faust bekannt machen zu müssen, so mögen sie ruhig zu diesem Buche greifen, in dem wir sonst nichts Anstößiges gefunden haben. Ein bischen mehr Belesenheit in der katholischen Dogmatik schadete aber dem Verfasser nicht, der da lehrt: „Wer aber so unvorbereitet stirbt — wie Gretchens Mutter — der muß nach katholischem Glauben, wenn er auch sonst fromm und gut gewesen ist, doch länger im Fegefeuer bleiben, ehe er in den Himmel kommt.“ Ein katholischer Katechismus kostet ungefähr 50 Pf. und der Besitz eines solchen würde manchen Nicht-Katholiken vor groben Schnitzern, auch nicht bös gemeinten, bewahren.

Siegburg. Dr. Macke.

Althochdeutsche Literatur mit Grammatik. Übersetzung und Erläuterungen von Prof. **Th. Schäffler.** Dritte neubearbeitete Auflage. Leipzig 1904, G. J. Göschens Verlag.

Auf die vorliegende Neubearbeitung dieses Bändchens hätte mehr Sorgfalt und Umsicht verwandt werden sollen, als tatsächlich darauf verwandt worden ist. Brannes althochdeutsches Lesebuch ist 1902 bereits in 5. Auflage erschienen. Da der Verfasser diese aber nicht kennt, ist ihm auch die gesamte neuere Literatur über das Hildebrantslied entgangen, so vor allem die Übersetzung von Busse in P.B.B. 26, die mit ihren Anmerkungen zum Besten gehört, was wir überhaupt über das Hildebrantslied besitzen. Behagels Heliandausgabe ist 1903 vermehrt mit den Bruchstücken der Genesis in 2. Auflage erschienen.

Von wenig heilsamem Einfluß ist Kögels althochdeutsche Literaturgeschichte auf das Büchlein gewesen. Sehr oft weiß der Verfasser dann nicht zwischen Kögels Hypothesen und in der Wissenschaft allgemein Anerkanntem zu scheiden. Ganz und gar unter Kögelschem Einfluß steht z. B. der Kommentar zum Hildebrantslied, dem Referent gar nicht beistimmen kann. Doch ist hier nicht der Platz, die Frage nach der Heimat des Hildebrantliedes zu behandeln.

Wenig erbaut bin ich auch von der Metrik in § 14, die wieder ganz von Kögel abhängt. Dabei ist aber auch Kögel mißverstanden worden. Einen Vers wie dar | bâ gi | stuon | tun umschreibt der Verfasser „mit Quantitätsbezeichnung“ – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑.

Sievers altgermanische Metrik hätte den Verfasser und auch den Leser des Büchleins wahrscheinlich besser über die Prinzipien des altgermanischen Versbaus aufgeklärt als Kögel. Es fehlt überhaupt jeder Hinweis auf Sievers epochemachendes Buch. Auf S. 14 sind einige Formen stehen geblieben, die der Verfasser schwerlich belegen könnte. Man würde sie für Druckfehler halten, wenn sie nicht schon ebenso falsch in der ersten Auflage stünden. S. 102 wird von Otfrid gesagt: „Ein Dichter ist Otfrid nicht, im Gegensatz zum Verfasser des Heliand, sondern ein gelehrter Theologe!“ Etwas sehr absprechend, teilweise auch schief.

Das Buch hinterläßt den Eindruck, als sei der Verfasser nicht dazugekommen, sich über die von ihm benutzten Kompendien und Hilfswerke hinaus ein eignes Urteil über die gegenwärtig schwebenden Fragen zu bilden. Nur die, die das wirklich können, sollten Bücher dieser Art schreiben.

München. Dr. Friedr. Wilhelm.

Digitized by Google

Neuer deutscher Kalender und Poetik auf das gemeine Jahr 1905 zu finden und zu kaufen um 60 gute Pfenning beim Verein „Heimat", Kaufbeuren, Schwaben.

Es ist hier nicht der Platz, auch jetzt nicht mehr die Zeit, Kalender anzuzeigen. Den Kalender als notwendiges Schreibtischmöbel hat sich ja längst jeder angeschafft. Dieser Kalender dient aber geruhigen Viertelstunden zu gemütlichem Zeitvertreib. Da sieht man denn eines der köstlichen Monatsbilder an oder die Holzschnitte mit unsern lieben alten Heiligen, liest ein stärkendes Bauernsprüchel oder kann auch nach den Stammzeichen schauen. Immer wird uns die echte schlichte Art des Zeichners Max Liebenwein und die treuliche des Dolmetschers Christian Frank ansprechen. Mit solcher Gabe mag man auch jetzt noch einem guten Freund eine Freude machen. Darum widmen wir den guten Kalendergesellen diese paar Worte post festum.

Thalhofer.

Schmidt, C. W., Das Wesen der Kunst abgeleitet und entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Leipzig 1904, Otto Wigand. 171 S. 8°. Mk. 3.60.

Mit der Voraussetzung, daß das Gefühlsleben das primäre sei, was in Kapitel 1 entwickelt und dem im ganzen zugestimmt werden kann, ist die fernere Bahn für das Buch gegeben. Die Frage, was Kunst sei, beantwortet sich dann so, daß man darunter stets die Darstellung von Gefühlsinhalten zu verstehen habe, und daß die Kunst in diesem Sinne das Korrelat der Wissenschaft sei, der das Gebiet des Denkens als Darstellungsmaterial zukomme. Indem Schmidt so auf die einfachste Weise von der Welt eine Menge Erklärungen und Fingerzeige gewinnt, sagt er im ganzen doch nur, an welcher Seite des Seelenlebens anzusetzen sei, ohne eine tiefere Bestimmung für das Wesen der Kunst zu gewinnen. Im Gegenteil, er verläßt dieses Gebiet alsbald und wendet sich folgenden Themen zu: Über moderne Kunst — das künstlerische Schaffen — die Technik der Kunst — Richtungen und Parteien in der Kunst — Wann kann man ein Kunstwerk verstehen? — der Zweck und die Bedeutung der Kunst.

Der Verfasser meint, jeder Erklärungsversuch sei subjektiv, und man hat den Eindruck, als ob er — entgegen dieser Anschauung — seinen Definitionen Objektivität beilege. Das mag hinsichtlich des Allgemeinen, wonach die Kunst als Ausdrucksform der Gefühle gilt, angenommen werden; aber die eigentliche Aufgabe, das Wesen der Kunst als eine allgemeine menschliche Leistung zu erklären, wird damit nicht gelöst. Im übrigen ist es nicht ohne Nutzen, das Buch zu lesen. B. C.

Roxwadowski, Dr. Jan von, Prof., **Wortbildung und Wortbedeutung.** Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 109 S. 8°. Mk. 3.—.

Eine Forscherarbeit von erfreulichem Reichtum der Ergebnisse wird uns hier vorgelegt. Eine größere Arbeit würde notwendig sein, diese auch nur einigermaßen erklärend wiederzugeben.

Auf dem Wege jahrelanger Einzelstudien ist der Verfasser zu dem Resultat gelangt, daß das Grundprinzip der Differenzierung die Sprachentwicklung beherrscht. Er weist dies nach an den Simplex, sowie an deren Verhältnis zu den Komposita, aufsteigend zu Wortgruppen. Für den sogenannten Bedeutungswandel der Substantiva, der im allgemeinen auf einem bedingten Identifikationsakt der Apperzeption beruht, führt er Wundts psychologische Theorie ergänzend, das Gesetz der Zweigliedrigkeit ein, die schließlich zur absoluten Selbständigkeit der Nora gelangt.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist sodann die Entwicklungslehre des Satzes. Die Indentifizierung des Substantivs mit einer geschlossenen Vorstellung erklärt entgegen den landläufigen Ansichten die Gliederung des Substantivs in einem einfachen Satz. Dann ist das Subjekt das identifizierte und das Prädikat das unterscheidende Glied der Vorstellung. In genetischer Weise werden hierauf auch Substantiv und Verbum auseinandergelegt und schließlich phonetische Vorgänge erörtert.

Das Buch ist ein wichtiger Schritt zur Sprach-Psychologie und erweckt gute Hoffnungen auf systematische Publikationen des Verfassers.

Liegnitz. B. Clemenz.

Lebensbilder hervorragender Katholiken des 19. Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet und herausgegeben von **J. J. Hansen**, Pfarrer. Dritter Band. Paderborn 1905, Bonifatiusdruckerei. VIII und 408 S. 8°. Mk. 4.— [5.—].

Aus der Sammlung Hansens kommen für die „Lit. W." naturgemäß zunächst nur die Lebensbilder eines Joseph v. Görres, Stolberg, Fr. v. Schlegel, einer Annette v. Droste-Hülshoff und Luise Hensel in Betracht. Neues bieten sie nicht, das ist auch gar nicht ihre Absicht, sie sind angenehm zu lesen und können gebildeten Katholiken als ein nützliches Korrigens im literarischen Streit der Weltanschauungen dienen. Die optimistische, allzu günstige Auffassung mancher Persönlichkeiten hätten wir wiederholt gerne vermißt, im Interesse größerer Wahrheit. J. G. B.

Theodor Körners Ausgewählte Werke, Mit Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift. Breslau, Verlag von Franz Goerlich. XII u. 612 S. 12°. In Leinen geb. Mk. 3.—.

Körner hat der Verehrer noch immer genug, wenn auch seine Überschätzung nach und nach schwindet. So kann man diese Ausgabe, die sich in handlicher Form und guter Ausstattung bietet, gut und gern empfehlen. Rosamunde und ein paar kleine Dramen, Der grüne Domino, Die Sühne fehlen — es will eben eine Ausgabe für die Jugend sein; und als solche wird sie ihren Zweck erfüllen und Freude wecken.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Schillers Werke. Auswahl. Mit einer Biographie und dem Bildnisse Schillers. Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 3.—.

Ein stattlicher Band in guter Ausstattung, zu Geschenkzwecken sehr geeignet, und dabei wirklich billig — das muß man dieser Auswahl nachrühmen, die Schöningh bietet. Über die Auswahl selber wird man immer ein bißchen zweierlei Meinung sein können. Daß ein Schiller ohne die Jugenddramen von den Räubern bis zu Don Carlos immer ein halber Schiller bleiben wird, braucht kaum erwähnt zu werden. Die übrigen Dramen vom Wallenstein bis zum Tell sind ungekürzt gegeben und mit knappen Anmerkungen erläutert. Auch die „Übersicht über Schillers Leben und Werke", die den Band einleitet, ist gut. Für die Auswahl der Gedichte ist zu bedauern, daß die Herausgeber den ersten Band der neuen Säkularausgabe Cottas nicht mehr benützen konnten oder wollten: er hätte gelehrt, den Gedichten eine schönere und eindrucksvollere Anordnung zu geben. Ich begrüße die Ausgabe, weil sie vielen, die sich nun einmal vor einem ganzen Klassiker fürchten, den liebenswürdigen Rhetoriker unter unsern Klassikern näher bringen wird.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Jos. Popp in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur
6. Jahrgang = 1. September 1905 = Heft 12

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten

An unsere Leser

Zu unserer großen Freude und Genugtuung hat das Programm, das wir bei Uebernahme der Redaktion den verehrlichen Lesern vorlegten, vielseitige Zustimmung gefunden; ja es fehlte nicht an eindringlicher Ermunterung, die eingeschlagene Richtung unentwegt zu verfolgen. Waren wir dazu auch von Anfang an entschlossen, so erhöhte es doch unsere Arbeitslust, so viele Weggenossen zu Freunden zu wissen. Auch wird der Verlag neue, größere Opfer für den Ausbau der „Literarischen Warte" bringen.

Vor allem war es unser Bemühen, zu dem bisherigen Stamm erprobter Mitarbeiter weitere Kräfte zu gewinnen, sodaß wir künftig für alle Sparten gediegenste Arbeiten in Aussicht stellen können. Eine höchst beachtenswerte Bereicherung erfährt der neue Jahrgang durch eine besondere Quartalsbeilage „Jugendbücherei", worin unter der Redaktion des hierfür wohl bewährten Herrn Dr. Thalhofer das überaus wichtige Gebiet der Jugendliteratur eine ständige und sachgemäße Pflege erfahren wird. Den Pädagogen und Eltern hoffen wir damit einen Führer zu bieten, für den wir des Dankes glauben sicher sein zu dürfen. Gerade dieser Literaturzweig wird von allzuviel Schundware, sowie von einer Auswahl bedroht, die unserer christlichen Auffassung widerstrebt. Hier tut also Auslese vor allem not. Die erste Nummer dieser „Jugendbücherei" liegt bereits diesem Hefte bei; im Oktober neueintretenden Abonnenten wird sie auf Wunsch gern gratis nachgeliefert.

An sonstigen Erweiterungen und Verbesserungen heben wir außer besonderen Rubriken für „Kunst" und „Musik" hervor: die Einführung einer besonderen Umschau „Aus der Literaturwelt", die in kleineren Notizen über Persönliches und Sachliches, das sich in Zeitungen verliert, Nachricht bringt. Allmonatlich soll auch eine „Bühnenschau" über das Wichtigste an Novitäten und deren Schicksal orientieren. Die „Kritische Umschau" wird noch mehr als bisher strenger Sonderung und Wertung dienen. Die Auslands-

Digitized by Google

Revuen suchen in periodischen Uebersichten uns mit der fremden Literatur in Verbindung zu erhalten.

Auch wird sich die „Literarische Warte“ mit Beginn des nächsten Jahrgangs in ganz neuem, von Künstlerhand entworfenen Gewande zeigen. Vignetten und Schlußstücke gleicher Art werden den Reiz und Wert der typographischen Ausstattung erhöhen.

Haben wir uns redlich bemüht, das Versprechen des Juliheftes: „der neue Jahrgang wird noch weitere Verbesserungen in Ausstattung und Inhalt anstreben“, der Verwirklichung nahezubringen, so glauben wir, auch von unseren Lesern ein kleines Opfer erwarten zu dürfen.

Unsere Zeitschrift, die, wie ein Vergleich mit anderen Revuen ergibt, unverhältnismäßig billig ist, wird vom neuen Jahrgang ab vierteljährlich 2 Mk. kosten. Dieser kleine Aufschlag, der in Rücksicht auf die genannten Verbesserungen und Erweiterungen durchaus keine eigentliche Preiserhöhung bedeutet, ist notwendig, wenn wir die angestrebten Ziele erreichen und behaupten wollen.

Unser Weihnachts-Ratgeber, der zunächst für den Kreis der Warte-Leser geschaffen wurde, erfährt — ohne Preiserhöhung — auch eine bedeutende Steigerung seiner Verwendbarkeit, indem wir manche Sparten noch mehr spezialisiert, für alle aber Fachmänner gewonnen haben, um die uns z. T. sogar fernstehende Kreise beneiden dürfen.

Wir möchten mit dem Danke für alle bisherige treue Gefolgschaft die dringende Bitte verbinden, auch für die Zukunft zu uns zu stehen und im Kreise der Bekannten neue Freunde zu werben. Es ist ja nicht so fast die Angelegenheit von Redaktion und Verlag, denen damit gedient wird, als

die Sache eines gemeinsamen katholischen Ideales,

dem wir in der heutigen Literatur und Kunst Achtung und Anerkennung erringen wollen.

München, im September 1905.

Redaktion und Verlag der „Literarischen Warte“.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte des neuen Jahrganges nennen wir:

W. Becker: Sören Kierkegaard.
H. Binder: Jeremias Gotthelf.
„ Sammelreferate über neueste Belletristik.
Dr. K. Domanig: Der Gral des Parzival.
Max Ebar: Betrachtungen über das deutsche Volkslied.
Freih. von Gleichen-Rußwurm: Der Essai.
O. Hauser: Das jüngere und jüngste Skandinavien.
Jakob Kneip: Die Lyrik der englischen Renaissance.
Dr. Wilh. Kosch: Die Persönlichkeit Adolf Pichlers.
Lor. Krapp: G. D'Annunzio.
Dr. Wilh. Naumann: Hebbels neue Wertung.
Dr. Joh. Ranftl: Neue Romane und Novellen.
Dr. P. Exped. Schmidt: Mittelalter und Renaissance in neuen Dramen.
Dr. L. Schuch: Zum 100 Geburtstag Ad. Stifters.
Dr. F. Schultz: Alte u. neue Romantik
H. Teibler: Hugo Wolff in seinen Briefen.
Dr. Fr. Wilhelm: Der Minnesang.

Digitized by Google

Die belgische Dichterplejade

Von Otto Hauser

(Schluß)

Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen Verhaeren, dem gewaltigen Rhapsoden, der selbst in seinen kühnsten Visionen niemals ganz den Boden der Wirklichkeit verläßt, und Charles van Lerberghe, dem ganz erdenfernen. Durch sein Drama Les Flaireurs ward er dichterisch der Vorläufer seines gleichaltrigen Freundes Maeterlinck (beide sind 1861 geboren). Bereits 1902 habe ich im Literaturblatt der „Neuen Freien Presse" (in der Nummer vom 23. März) die Beziehungen zwischen Lerberghes Dramolet von der schaurigen Todesahnung und den ersten Dramen Maeterlincks, namentlich dem „Eindringling" dargelegt, im selben Jahre noch in der „Nation" seinem Gesamtschaffen einen Essay gewidmet, neuerdings hat Maeterlinck selbst einen Artikel über Charles van Lerberghe (im Figaro) veröffentlicht und hiedurch auch in Deutschland für den völlig abseits lebenden und schaffenden Dichter Interesse erweckt. Außer dem Drama, wenige Seiten lang, haben wir noch zwei Versbücher von ihm: Entrevisions (1898) und La Chanson d'Ève (1904).

Les Flaireurs zeigen eine eigentümliche Mischung von Naturalismus und Symbolismus; in seinen Gedichten aber ist Lerberghe ganz Symbolist. Ich vergleiche die Bilder, die er sieht, mit jenen, die Puvis de Chavannes malte, aquarellenhaft blaß, viel blasser noch als Burne-Jones' Gemälde aus dem erträumten Griechenland, schön, aber nur das, niemals charakteristisch, eintönig, aber doch jedes voll von einem unendlichen Zauber, den keine Übersetzung, und sei es die vollendetste, wiederzugeben vermag. Van Lerberghes Traumwelt ist eine immer frühlingsgrüne Au, in der unirdisch zarte Frauen ein unbewußt sündloses Leben mehr träumen als leben. Le Jardin clos heißt bezeichnend eine der Abteilungen der Entrevisions und die Worte Hortus conclusus, fons signatus aus dem Hohenliede sind ihr Motto.

Bedeutender jedoch als gerade dieser Abschnitt, in dem wir übrigens den Vorklang der Chanson d'Ève sehen, sind die beiden anderen, Jeux et Songes und Sous le Portique überschrieben. Da schildert er, wie zwei Kinder mit dem Amorkinde spielen, von denen das eine taub, das andere blind ist: Das eine, „das ihn sieht im Schweigen", kann die Worte nur schauen, nur sehen, wie seine Lippen sich wellt — „Ist es ein Hauch, wie er Blumen schwellt?" —, das andre, „Das ihn hört im dunkeln":

Erlauscht wohl das Wort, doch sieht nicht funkeln
Die göttlichen Augen strahlendlicht
Des Unbekannten, der es spricht.
Seine Schönheit ist ihm in dunkler Seele
Ein Murmeln bloß auf ferner Flur
Wie Rosen- und Atlasflüstern nur,
Ein Meeresrauschen, ein Wasserklingen,
Wo fallende Perlen untergingen,
Ein Klang, der kaum erlauscht, zerrinnt. . . .

In anderen „Spielen" und „Träumen" schildert er die „Gleichen", Les Identiques, einander ähnlich wie Blume der Blume, die, einsam, in der Fülle ihrer

Digitized by Google

Liebe zusammenkamen und nun zu einer neuen Einsamkeit geworden, — und das „goldene Boot", das mit drei jungen Mädchen fernher aus dem Osten kommt: die Schwarze, die am Steuer sitzt, bringt uns auf rosigen Lippen „Mären so fremd und eigen — in ihrem Schweigen", die Braune, die das Segel hält, „bringt uns Engelgeberden zu — in ihrer Ruh", die Blonde, deren Locken in die Wogen sanken und in ihnen leuchten wie ein Morgenrot, bringt „unter dem Schatten der Lider — das Licht uns wieder". In einigen Stücken ist van Lerberghes Sprache von einer rührenden Einfalt. Ich kenne kein französisches Gedicht von so inniger Schönheit, wie seine Verse über das Glück:

Siehe, das Glück! Es kommt so still,
Man weiß es stets, wenn es kommen will.
Bereitet ist ihm der Tisch zum Mahl,
Die Abendlampe, der Festpokal.
O, wie schön sind des Glückes Schritte!
Es tritt wie ein Gott in unsre Mitte.
Mit Rosengewinden schmücket die Tür,
Daß es hier weile für und für!
Es blickt uns an so mild und groß,
Es spricht kein Wort, es lächelt bloß.
Hier ist Brot und hier ist Wein
Und die Gartenfrüchte hier sind dein.
Schweigender holder Wandersmann,
Bleib lang bei uns, wir flehn dich an.
Halte nur diese Nacht noch Rast,
Bleib bei uns, o lieber Gast!

La Chanson d'Ève — ein Canticum Evae, wenn man eine Übersetzung will — singt von der jungfräulichen Eva, die in der jungfräulichen Natur erwachte und lebt — nicht sowohl von Eva als der jungfräulichen Seele selbst:

Durch diese Pforte hier von Licht,
Mir aufgetan von meiner Hand,
Ich Erdenkind, wie finde ich
Wohl meinen Weg hinaus ins Land?
Nur halb erst ist sie aufgegangen,
Dunkel von Rosen noch verhangen.

Doch wie ich so mich fragen will,
Heben schon meine Arme still
(Und was ich tu, ich weiß es kaum,
Wie etwas, das man tut im Traum),
Heben, teilen den ganzen losen
Blütenvorhang von weißen Rosen.

Und siehe, blaß und mählich klar,
Von blauer Weite wunderbar,
Zwischen den Händen blüht hoch oben,
Wo sich mir teilt der dichte Strauch,
Des Himmels Riesenblume auf. . . .

Digitized by Google

Es sind stets nur wieder neue Seelenregungen, die hier ihre zartesten Worte, ihre goldensten Bilder finden. „Erste Worte" — „Die Versuchung" — „Der Sündenfall" — „Dämmerung" nennen sich die einzelnen Teile, aber es gibt keine weitere Handlung als sie in diesen Überschriften zum Ausdruck kommt. Maeterlinck sagt in seinem Aufsatz: „Die Chanson d'Ève ist vor allem ein Hymnus der Unschuld, der jungfräulichen Regungen, der Entdeckungen im Morgenlicht, der jugendlichen Heiterkeit; die Dichtung atmet fürwahr die märchenhafte Glückseligkeit eines Engels, der aus den Strahlen unserer göttlichen Stunden gebildet ist, jener Stunden, die niemand gelebt hat und die doch alle kennen, als hätten sie leben müssen." Et la beauté du monde attestait son enfance ist das Motto aus Alfred de Vigney, das der Dichter seinem Buch voranstellte. Ein Lerberghe-Heft, das die Brüsseler Zeitung La Roulotte herausgab, kündigt für die nächste Zeit eine dreiaktige Komödie in Prosa mit dem Titel: „Pan" an und die beiden Werke: Aventures merveilleuses du Prince de lynthie et de son serviteur Saturne und Rome mystique et païenne. Eine wertvolle Studie über ihn schrieb Albert Mockel (1904), als Dichter selbst von Bedeutung (Chantefable un peu naïve, (1891, und Clartés, 1901).

Von allen belgischen Dichtern, über die ich hier zusammenfassend spreche, ist nur der Name eines einzigen auch in weitere Kreise gedrungen, der Maurice Maeterlincks. Und ein seltsames Geschick hat es gewollt, daß auch er nicht durch seine am tiefsten persönlichen Werke, sondern durch das „Mantelstück" Monna Vanna eine Berühmtheit werden sollte. Als Lyriker ist er so gut wie unbekannt, und wo man ihn kennt, ziemlich umstritten. Serres chaudes (1889), sein Erstlingsbuch, verdankt seinen Ursprung, wie Verhaerens erste Trilogie, einer seelischen und körperlichen Krise. Ihre oft hervorgehobene Unverständlichkeit löst sich meines Erachtens am einfachsten durch die bloße Beachtung der angewendeten Versmaße. Die Gedichte im vers libre, der hier sogar den Reimschmuck entbehrt, bedeuten die stets wiederkehrenden Anfälle, die parnassianischen Stücke schildern Gesichte und Stimmungen in der Zeit, da der Schmerz gewichen ist. Man hat vielfach die Serres chaudes als den Gipfel der Unsinnigkeit bezeichnet, doch sehr mit Unrecht. Man braucht nur einigermaßen in die Gefühlswelt der modernen Belgier eingedrungen zu sein, um auch sie zu verstehen, denn sie gehören nicht zu jenen Gedichten, in denen der Dichter absichtlich oder aus irgend einem Kunstprinzip dunkel ist, wie es Mallarmé und sein belgischer Nachfolger André Fontainas so häufig sind, sondern sprechen nur unmittelbar und ohne sich bereits geläufiger Vorstellungen zu bedienen besondere Empfindungen in ihrer besonderen Art aus, darin Denkmale der individualistischen Kunst, der sie angehören. Sprechen andere nur von einer Gedankenflucht, so führt Maeterlinck die einzelnen Gedanken selbst an in jener scheinbaren Zusammenhangslosigkeit, wie sie auftauchen und schwinden.

In der Krisis solchermaßen:

Hospital! Hospital an der Gracht!
Hospital im Julimond!
Feuer brennt im Saal,
Doch draußen auf dem Kanal pfeifen die Dampfer!
(O kommt nur den Fenstern nicht zu nah!)
Emigranten, die einen Palast durchziehn!
Ich seh eine Jacht im Sturme!

Digitized by Google

Herden seh ich auf allen Schiffen!
(Besser, daß die Fenster geschlossen bleiben,
Man ist fast sicher vor draußen.)
Man denkt an ein Glashaus auf dem Schnee,
An den Kirchgang einer Wöchnerin an stürmischem Tag,
An Pflanzen über leinene Decken gestreut.
Ein Brand im Sonnenschein! . . .
Eine Lämmerherde überschreitet eine Eisenbrücke!
Und die Schafe von der Weide kommen traurig in den Saal!
Jetzt brennt die barmherzige Schwester die Lampen an,
Speise und Trank bringt sie den Kranken.
Sie schloß die Fenster auf die Gracht
Und alle die Türen im Mondenschein.

Man erkennt als Milieu deutlich ein „Bürgerspiechenhaus" in irgend einer belgischen Stadt. Zu der Diktion möchte ich auf jene „Traumfuge auf das Thema vom plötzlichen Tode" hinweisen, die man in Thomas de Quinceys The English Mailcoach findet, einer von den Abhandlungen und Erzählungen, die er seinen berühmten Confessions of an English Opium Eater folgen ließ.

Anders in den strophischen Gedichten, in denen er die Stimmungen der Accalmie wiedergiebt. Hier ist er ganz ruhig, aber ruhig aus Schwäche, und müde. Ennui ist das häufigste Wort in ihnen, aber auch die meisten anderen Worte wiederholen sich in anderer Verbindung immer wieder, so daß man von Variationen auf dasselbe Thema mit denselben Tönen sprechen kann. Die Vorstellungen sind hier nicht mehr so flüchtig, der Dichter vermag sie in ihren feineren Linien festzuhalten. Das Gedicht „Herzenspflanzen" ist gewissermaßen eine Summa ihrer aller und zugleich ihr bester Kommentar:

Unter müder Melancholie
Blaukristallener Glocke ragen
Meine Schmerzen voller Entsagen
Auf in wachsender Lethargie.

Symbole sind sie, regungslose,
Trübe Nymphäen meiner Lust,
Palmen der Wünsche meiner Brust,
Weiche Lianen, kalte Moose.

Nur eine Lilie, starr und bleich
Strebt aus ihnen himmelentgegen
Ohne ein leisestes Bewegen
Über der andern Schmerzesreich.

Wie ein Mond überstrahlt sie alle
Und in den lichten Schimmern weht
Ihr weißes mystisches Gebet
Stumm empor zum blauen Kristalle.

Bilder und Worte scheinen klar genug um jedes Mißverständnis auszuschließen. Sie sind es im Original nicht weniger als in der hier geradezu wortwörtlichen Über-

Digitized by Google

setzung. Nun möchte ich hier noch weiter bemerken, daß es überhaupt erst die Übersetzungen waren, die Maeterlinck bei so vielen in Verruf brachten. Nicht Dichter, — die allein einen Dichter übertragen können — sondern solche vom Handwerk bemächtigten sich seiner und übertrugen ihn, wie man einen „Roman aus dem Englischen" überträgt, ohne die Besonderheit seiner Sprache zu erkennen und nachzuempfinden. Maeterlinck ging von Shakespeare aus — Shakespeare pour marionettes — und er schreibt seine historischen Dramen von „Princeß Maleine" bis „Monna Vanna" in der Sprache Shaksperes, in den niedrigen Szenen Prosa, in den hohen Poesie; darum nennt er selbst seine Dramen „Gedichte". Aber die Franzosen kennen keinen Blankvers und sie übertragen ihn in eine besondere hohe Prosa — auch Viktor Hugo übertrug so Shaksperes Sonette — und es war nun Sache des Übersetzers, herauszufinden, wo Maeterlinck im Geiste in englischen Blankversen geschrieben hatte und diese Stellen in deutsche Jamben zu übertragen. Wie anders klingen die Wiederholungen in Versen als in der Prosa, in der sie so manieriert und unwahr erscheinen. Ich führe nur ein Bruchstück aus der Balkonszene in „Pelleas und Melisande", in der die beiden Liebenden von Golaud, des Pelleas Bruder und Melisandens Gemahl, überrascht werden, in einer solchen Jambenübertragung an. Melisande kämmt ihr Haar am Fenster und singt ein Lied. Da kommt Pelleas auf dem Rondengang vorüber. Er will morgen abreisen und bittet sie, sie möge ihm wenigstens dies eine Mal die Hand geben. Sie tut es erst, als er verspricht, mit seiner Abreise wieder zu warten, doch seine Lippen können Melisandens Hand nicht erreichen, und als sie sich noch tiefer herausbeugt, löst sich ihr Haar und überflutet ihn ganz.

Pelleas: O, was ist das?
Dein Haar, dein Haar! Es kommt zu mir herab! . . .
Dein ganzes Haar, o Melisande, sieh,
Dein ganzes Haar, es fließt herab auf mich! . . .
Ich faß' es mit den Händen, mit dem Munde
Erreich' ich es . . . ich halt es mit den Armen,
Ich schling' es um den Nacken mir . . . O nein,
Die Hände öffn' ich nimmer heute Nacht! . . .

Melisande: Laß mich! laß mich! du ziehst mich ja hinab! . . .

Pelleas: Nein, solches Haar, wie deines, Melisande,
Sah ich noch nie! Von oben kommt es nieder
Und überflutet doch mich bis ans Herz . . .
Bedeckt mich bis ans Knie . . . und ist so weich,
So weich, als käm's vom Himmel, und so dicht,
So dicht, — ich seh' den Himmel schon nicht mehr
Durch seine Strähne . . . Sieh, mit beiden Händen
Vermag ich nicht zu fassen mehr die Locken,
Bis auf die Weide hängen sie herab . . .
Und sieh, in meinen Händen leben sie
Wie kleine Vögel . . . und sie lieben mich,
Lieben mich mehr als du! . . .

Digitized by Google

Meliſande: Laß mich, o laß mich los! Wenn jemand käme!

Pelleas: Nein, heute Nacht geb' ich dich nicht mehr frei!
Meine Gefangne biſt du heute Nacht!
Die ganze Nacht, die ganze Nacht . . .

Und als dann Golaud auf dem Rondengang vorüberkommt, und ſich Meliſandens Haare verwickelt haben,

Golaud: Was macht ihr da?

Pelleas: Was ich hier mache? . . . Ich . . .

Golaud: Ihr ſeid nur Kinder!
Und, Meliſande, beug dich nicht ſo weit
Hinaus zum Fenſter, fällſt mir ſonſt hinab . . .
Wißt ihr, wie ſpät es iſt? — Faſt Mitternacht —
Und ſpielt nicht ſo im Dunkeln — Kinder ſeid ihr!
(gezwungen lachend)
Ja Kinder! . . . Solche Kinder . . .
(Mit Pelleas ab.)

Es darf nun, nachdem Maeterlincks Name in aller Munde war, vorausgeſetzt werden, daß ſeine Werke, die ja alle auch in deutſcher Sprache erſchienen, bekannt ſind, und Maeterlinck ſelbſt hat ſeinen Dramen ein Geleitwort gegeben (in der deutſchen Ausgabe der „Prinzeſſin Maleine“[1]), das wertvoller iſt als alles, was ein anderer über ihn ſchreiben könnte. Er führt darin ſeine Entwicklung bis zu dem Singſpieltexte „Blaubart und Ariane“ fort, der faſt alle Frauengeſtalten ſeiner früheren Stücke vereinte und durch Ariane, das mächtige Lebensprinzip, befreien ließ — ſie freilich begeben ſich in ihre Feſſeln zurück, die ſie unbewußt und darum willig trugen. Mit „Aglavaine und Selyſette“ begann dieſe Abkehr vom Tode, der in allen früheren Schöpfungen als oberſter Herr zu Throne ſitzt, „Monna Vanna“ war dann das erſte Werk dieſer neuen Periode, die nicht mehr aus dem Traum allein, ſondern auch aus dem Leben der Wirklichkeit ſchöpft. Man hat es Maeterlinck vielfach zum Vorwurfe gemacht, daß er mit „Monna Vanna“ und mit der noch ſpäteren „Joyzelle“ (1903) unter die eigentlichen Bühnenſchriftſteller ging, offenbar dadurch hiezu bewogen, daß ſeine Frau eine namhafte Schauſpielerin iſt. Nicht umſonſt aber widmete Maeterlinck eben dieſer Frau ſein philoſophiſches Befreiungswerk „Weisheit und Schickſal“ und ſo wird man nicht davon ſprechen dürfen, daß Maeterlinck ſich ſelber untreu ward. Zudem kann man ja an dem völlig anders gearteten Verhaeren eine ganz ähnliche Wandlung vom Peſſimismus zum Optimismus, wenn man es ziemlich banal bezeichnen will, beobachten. Daß Maeterlinck ein tiefer und echter Dichter, ein ernſter und edler Geiſt iſt, dem die eitle Tagesſenſation gewiß ferne liegt, bezeugen ſeine philoſophiſchen Schriften, bezeugt ſeine Beſchäftigung mit Novalis und Ruysbroek, die er überſetzte, und für einen größeren Leſerkreis das „Leben der Bienen“, das ich in ſeiner Wirkung mit Virgils „Georgica“ vergleichen möchte.

[1]) Jena 1902, Eugen Diederichs Verlag.

Digitized by Google

es wirkt so auf uns wie diese auf die Römer des augusteischen Alters gewirkt haben mußte, eine anima candida hat dieses wie jenes Werk geschrieben.

Als den letzten der sieben großen belgischen Dichter unserer Zeit nenne ich Max Elskamp (geb. 1862). Er nimmt eine ganz eigentümliche Stellung in der Lyrik seines Volkes ein. Schon als Metriker. Seine Verse zählen die Silben mit derselben Sorgfalt wie die Parnassianer, aber in den Reimen bedient er sich aller Freiheiten der extremsten Verslibristen. Max Elskamp ist Katholik, aber in der ganz besonderen flämischen Ausprägung. Wer die bedeutendere katholische Lyrik Deutschlands kennt und zu würdigen weiß, wird sich trotzdem von Max Elskamp zumeist sehr befremdet fühlen; aber auch wenn man von Verlaine kommt, bedarf es erst eines genaueren Eindringens, um die eigentümliche Schönheit seiner Gedichte durch ihre Fremdartigkeit hindurch zu erkennen. In Flandern selbst mag man sie indessen wohl ohne weiteres zu verstehen, da sich dort alle seine kaum andeutenden Worte natürlich mit Vorstellungen verbinden — der blaue Himmel über „rosigen" Häusern, die hundert Maste auf Kanälen und Grachten und auf dem Meer, alle die Luftstimmungen und der dunkle Zauber der alten flandrischen Kirchen, Prozessionen und Bittgänge und eine inbrünstige Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen, die dort in der Vorstellung noch ganz so leben, wie sie die alten Kirchenmeister vor Jahrhunderten malten. André Beaunier sagt über ihn: „Poète singulier qui à force d'art ou plutôt par une bizarre aptitude naturelle, réalise auprès de nous une œuvre d'il y a six siècles, dont l'archaïsme étonne, déconcerte et puis séduit par une sorte de grâce étrange et tourmentée". Gewiß erscheint uns sehr vieles bei Elskamp bizarr, andrerseits manches wieder bewußt naiv, geradezu spielerisch. Ich zitiere einige Strophen aus seinem Sammelbuche Louange de la Vie (1898), das alle früher erschienenen Zyklen vereinigt — eine Übersetzung scheint mir unmöglich —:

Et s'ébrouant
rouets rouant,
les rouets au matin des vieilles,
leur font s'éjouir les oreilles,
d'un bruit rouant
et s'ébrouant.

Brouet brouant
aux vieux Rouen,
arde pour les enfants aux langes,
en feu, la cuisine des anges,
d'aux vieux Rouen,
brouet brouant.

Fleuries, fleurant,
si bon fleurant,
aux autels, les femmes ont crainte
pour leur robes jaune-hyacinthe,
fleuries, fleurant,
si bon fleurant.

Donné-donnant,
les bons manants
comptent l'argent sur leurs doigts pauvres
pour quelques roses de Hanovre
données-donnant,
mortes-mourant.

Aber neben solchen Strophen, die oft nur um gewisser Wortkünste willen geschrieben scheinen, stehen seine „sechs Lieder des Bettelmanns" (Six Chansons de pauvre homme[1]), die, so echt flandrisch auch sie sind, doch in ihrer Einfalt überall verstanden werden können. Der Dichter sagt selbst, wie er dazu kam, sie aufzuschreiben:

[1]) Der ganze Zyklus ist in meiner „Belgischen Lyrik" (Großenhain, Baumert & Ronge) zu finden.

Digitized by Google

Ein Bettelmann trat ein bei mir,
Wie sie umher mit Lieder wandern,
Wenn Ostern schallt in unsrem Flandern
Mit Finken, Drosseln und Galandern,
Und seine Lieder sang er mir.

Und war so mild von Herzen mir
Bei seinen Reimen, seinen Worten,
Willkommen allen allerorten;
So mild von Herzen war es mir,
So mild von Glauben für und für.

Die Lieder nun, die er mir sang,
Wie meine Seele nimm sie warm,
Heil'ge Cäcilie, in den Arm;
O nimm sie an aus meiner Hand
Und nimm auch an mein Vaterland,

Wo Glocken klingen übers Land
Durch Bäume hin, die Blüten streuen,
Vor all den Menschen, die sich freuen,
Wo Glocken klingen übers Land
Zum Preis der Tage allesamt!

Und also in der ganzen Woche
Sing' ich, so gut mein Herz vermag,
Von all den Freuden Tag für Tag;
Hat doch in dieser ganzen Woche
Sein eigen Lied ein jeder Tag.

Ganz volkstümlich, köstlich naiv wie Bilder eines Bauernbreughel oder Teniers muten uns nun die Lieder an, alle von ganz echtem flandrischen Lokalkolorit:

Erstlich gesegnet und in Freud'
Ist Montag da, ihr lieben Leut'.

Unten hallender Meßgesang,
Oben festlicher Glockenklang . . .

Und ziehet all den Heil'gen dann
Die weißen Sonntagskleider an.

Sankt Arnold, der den Brauern gnadet,
Sucht ja seit früh schon, schweißgebadet,

Den heil'gen Judas überall
Und seine Schar zum Schlageball . . .

Wir, deren Herr Sebastian,
Wir ziehn hinaus auf frohen Plan

Und schießen gut und schießen glatt
Mit der Armbrust den Vogel ab,

Lassen Sankt Krispins Schar allein
Maulen im Eck bei schlechtem Wein.

Und so hat jeder der sechs Tage der Semaine, wie die Osterwoche in Flandern heißt, seinen besonderen Heiligen und sein Lied. Der Dienstag gilt der heiligen Blandina, der Schützerin der Mägde, der Mittwoch dem heiligen Maurus, an den sich die Gärtner wenden, und sie hatten sich wohl seiner Huld zu freuen:

Voll Licht und Glanz
Ist Flandern ganz
Bis weit dahin im Gartenhag,
Wie ihn der Gärtner träumen mag,
Voll Licht und Glanz
An diesem Tag.

Der Donnerstag gilt Sankt Petrus und den Seilern, der Freitag Sankt Christoph und den Schiffern; das Lied auf den Samstag schildert die Ruhe und Fröhlichkeit am Abend, wenn alles von dem Tagewerk der ganzen Woche heimkehrt und den morgigen Tag einen Sonntag weiß. So schließt sich der Ring der Tage. Für den Sonntag aber, an dem auch das Lied des Sängers ruht, nimmt der Dichter das Wort:

Digitized by Google

Und heute ist es Sonntag wieder
Und Morgenschein und Sonnaufgang
Und in den Gärten Vogelsang;
Ja, heute ist es Sonntag wieder.

Die Kinder gehn in Weiß vorüber,
Durch die Bäume am Straßenrand
Sieht man Flandern bis an den Strand,
Und Städte schimmern fern herüber.

Tag der Engel, da bist du wieder!
Mit seinen Schwalben Michael,
Mit seinen Schwingen Gabriel,
Sie blicken auf die Erde nieder.

Und hier auf Erden durch die Auen
Sehn sie wandeln Männer und Frauen
Und lebensfroh und voll Vertrauen
Lächelnd in blaue Weiten schauen.

Denn heute ist es Sonntag wieder
(Und nur der Müller schläft so lang),
Denn heute ist es Sonntag wieder,
Darum zu Ende ist mein Sang.

Diese Ausführungen sollen nicht geschlossen werden, ohne daß ich auch einiger anderer Dichter gedenke, die in Belgien einen guten Namen haben. Georges Eekhoud und Camille Lemonnier sind hervorragende Erzähler, Eekhoud auch Lyriker von selbständiger Farbe. André Fontainas, obwohl zu Brüssel geboren (1865), gehört seiner Kunst nach fast ganz zur französischen Literatur, die in ihm den bedeutendsten Schüler Mallarmés sieht; Fernand Séverin (geb. 1867) hat vor allem die Kindheit besungen und das in sanften melodischen Versen, denen man einen virgilischen Klang nachrühmen konnte; Grégoire le Roy (geb. 1862) könnte ein Doppelgänger van Lerberghes genannt werden, mit dem er die zarte Bildlichkeit und die Harmonie der Worte gemein hat; Valère Gille (geb. 1867) ist wie Albert Samain ein Erneuerer der klassischen Traditionen und wie er von dem Geiste der griechischen Anthologie befruchtet. In die jüngste Zeit fällt das Auftreten von Paul Gérardy, in seinen deutschen Versen ein Anhänger Stephan Georges, Georges Marlowe, Georges Rency; nicht unerwähnt bleibe, daß die hervorragende holländische Dichterin Hélène Swarth mit französischen Versen begann und durch diese auch zur belgisch-französischen Literatur gerechnet werden darf.

Viel Schönes entsteht Jahr für Jahr in Belgien, diesem außerordentlich kunstsinnigen Lande, dem wir im wesentlichen unsere ganze moderne Bewegung verdanken — denn Belgien übermittelte uns den Anstoß, der von England kam —, aber es dürfte kaum so bald eine Zeit kommen, da es sich mit einem Male so vieler großer Dichter rühmen kann, die jeder in seiner Art einen Gipfelpunkt bezeichnen. Es sind Namen von bleibender Bedeutung.

Digitized by Google

Gottfried Keller

Von Dr. Alois Wurm

(Schluß)

Damit müssen wir uns also abfinden: Gottfried Keller ist kein „moderner" Mensch und kein Realist. Es ist wichtig sowohl für die Erkenntnis seiner Persönlichkeit, als auch seiner Stellung in der literarischen Entwicklung, dies scharf herauszustellen. Aber freilich, um echter Dichter zu sein, ist es gar nicht von nöten, ein moderner Mensch und ein Realist zu sein. Das Geheimnis der unvergleichlichen Anziehungskraft der Erzeugnisse Kellers liegt ja in der liebenswürdigen Schönheit und der ruhigen Anschaulichkeit seiner nur ihm eigenen Welt. Der Leser, der sie genießt, findet sich dadurch in eine ganz einzigartige seelische Harmonie versetzt, die er fort und fort in ruhigen und großen Zügen durchgenießt. Eine ungemein wohltuende Wärme, die nicht strahlend, sondern mild und angenehm sich auswirkt, geht vom Herde der Kellerschen Poesie aus. Man wird nicht in heftig mitfühlende Erregung gebracht, es geht keine starke Seelenerschütterung in uns vor; nur ab und zu versetzt eine kleine einfach rührende Episode unsre Seele in leise Schwingungen, die in der allgemeinen Ruhe sanft weiterweben. Der Leser fühlt sich als unbeteiligte Person, als ruhig genießender Zuschauer, und, wenn man will, als junger Schüler, der mit sinnend in die Hand gestütztem Kinn und mit stillem Lächeln zu des Meisters Füßen sitzend seiner wunderbaren Rede lauscht.

Das ist die Wirkung Kellers. Es ist die vollendete und charakteristische Wirkung des Epikers. Denn wie kein zweiter versteht er es, den Leser in solcher Entfernung von den vorgeführten Ereignissen zu halten, daß dieser auf sie wie von einem erhabenen Sitze aus in aller Ruhe des Gemütes herabsehen kann. Keller erreicht dies durch den schon oben berührten leise dämpfenden feinen Schleier der Ironie, den er über die meisten seiner Werke ausbreitet. Dann durch die ruhige, objektiv klingende Sprache, die sich an der Sprache des Wilhelm Meister gebildet hat — der Sprache mit den ruhig abgetönten Worten, mit der edlen, die harten, trotzigen, zusammengeballten, leidenschaftlichen Ausdrücke vermeidenden Vornehmheit; der Sprache, die selbst das Schreckliche in einer milden Hülle zu bergen versteht; der Sprache mit der von oben her disponierenden und ruhig ordnenden Logik. Wie sehr Keller, besonders im Anfang seiner literarischen Tätigkeit im Banne des Goetheschen Sprachgeistes war, wird selbst eine einzige Periode aus dem ersten Teil des „Grünen Heinrich" jedem zeigen.

„Wie mir das Zusammenleben zwischen Brüdern ebenso fremd als beneidenswert ist und ich nicht begreife, wie solche meistens auseinanderweichen und ihre Freundschaft außerwärts suchen, so erscheint mir auch, ungeachtet ich es täglich sehe, das Verhältnis zwischen einem Vater und einem erwachsenen Sohn

Digitized by Google

um so neuer, unbegreiflicher und glückseliger, als ich Mühe habe, mir dasselbe auszumalen und das nie Erlebte zu vergegenwärtigen."

Die ebenmäßige Disposition der Periode, sowie die Wahl der edlen, wenig individuell gehaltenen Ausdrücke, überhaupt der objektive Ton des Ganzen erinnern einen ganz an Goethes Stil. Freilich zeigt sich bei dem Schweizer Dichter schon bald die immer mehr sich stärkende Neigung, das ruhige Gleichmaß dieser Sprache durch größere Kraft und lebendigere Farbtöne in ein bewegteres zu verwandeln. Man vergleiche ein Stück aus dem „Sinngedicht".

„Als Reinhart eine Weile in den tauigen Morgen hineingezogen, wo hier und da Sensen blinkten und frische Heuerinnen die Mahden auf den Wiesen ausbreiteten, kam er an eine lange und breite, sehr schöne Brücke, welche der Frühe wegen noch still und unbegangen war und wie ein leerer Saal in der Sonne lag. Am Eingange stand ein Zollhäuschen von zierlichem Holzwerk, von blühenden Winden bedeckt, und neben dem Häuschen klang ein klarer Brunnen, an welchem die Zöllnerstochter eben das Gesicht gewaschen hatte und sich die Haare kämmte. Als sie zu dem Reiter herantrat, um den Brückenzoll zu fordern, sah er, daß es ein schönes blasses Mädchen war, schlank von Wuchs, mit einem feinen, lustigen Gesicht und kecken Augen. Das offene braune Haar bedeckte die Schultern und den Rücken, und war, wie das Gesicht und die Hände feucht von dem frischen Quellwasser."

Viel weniger abgetönte Objektivität wird man hier finden und viel ausgeprägtere Individualität des Stils. Jedoch darf man bei Keller nicht von einer völlig regel- und gleichmäßigen Stilentwicklung sprechen. Manche, sogar recht frühe Stücke des „Grünen Heinrich", besonders die mit einer polemischen Note, tragen bereits in ziemlich hohem Grade individuellen Charakter. Andererseits ist der Ton ruhiger Objektivität, sowie der Gebrauch von Wörtern, die eine gewisse Vornehmheit, Würde oder Anmut an sich haben, dem Dichter stets verblieben. Auch der Bau größerer, aber ebenmäßiger und wohllautender Perioden gehört bis zuletzt zu seinen Stileigenheiten, wenn auch der Gebrauch kürzerer Sätze im Verlaufe der Entwicklung häufiger wird und in Kellers letztem Werk, dem „Martin Salander" ganz überhand nimmt. Die ruhige, durchaus unaufdringliche Eigenart des Kellerschen Stiles hat ihre Quelle in des Dichters innerstem Wesen. Das drängte ja nicht in impulsiver Weise nach außen, sondern lag in stiller Innerlichkeit am Grunde seiner Seele. Aber es war voll inneren Reichtums, der sich von selbst auch in seine Sprache ausgoß, und ihr Fülle und Farbe und Bewegung verlieh.

Zu dieser ruhig vollen Eigenart der Sprache kommt dann noch die in der nachchristlichen Literatur einzig dastehende Anschaulichkeit der Darstellung. Manche gibt es, die mit schärferem Meißel hantierten; manche, die mit glühenderen Farben oder in zarter hingehauchten Tönen malten; viele, die mit Bildern und Gleichnissen verschwenderischer waren als Keller; aber keinen, der so anschaulich bildete wie er. Das kommt zunächst daher, daß er, wo er schildern

Digitized by Google

will, gar nicht daran denkt, auf den Leser einwirken, ihm etwas Schönes oder Großartiges vorführen zu wollen. So wie er es sieht, gleichsam nur, um seinen Drang nach gestaltendem Schauen zu befriedigen, breitet er alles voll und ruhig hin, als ob es nur für ihn wäre. Darum hat alles, was er ausbreitet, eine ungemein klare und bestimmte Form; die Farben sind ebenfalls bestimmt und wohltuend verteilt; das Arrangement eines Ganzen, etwa einer Landschafts- oder Situationsschilderung ist so, daß alles ohne Mühe zu verfolgen und zu überblicken ist, und man nicht in Verwirrung gerät, ja oft ist es mit fein ausgebildetem Sinn für das Ebenmäßige veranstaltet. Es sei gestattet, die Schilderung der zwei pflügenden Bauern in „Romeo und Julia auf dem Dorf" hier wiederzugeben.

„Wenn sie, auf ein Hindernis stoßend, den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrasierten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuß um den anderen vorwärts, und keiner sprach ein Wort, außer, wenn er etwa dem Knechte, der die stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung; denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und aneinander vorüberkamen, so schlug dem, welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem anderen, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorn sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten beide ruhevoll, und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe aneinander vorbeizogen, still und langsam und sich mählich voneinander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen."

Das ist ein klassisches Stücklein, dem wohl aus Keller, aber sonst aus keines anderen Werken sich eine Parallele an die Seite stellen läßt. So schaute Keller allein an; das Ganze ist durchaus nicht realistisch gestaltet; es konnte nur durch die Kellersche Vorstellungskraft so dargestellt werden. Und doch liegt alles so klar und ruhig, so abgeschlossen und sicher, so gut verteilt und so ebenmäßig vor des Lesers Füßen, daß er mit stillem, innigem, heiterem Wohlgefallen sein Auge auf dem so einfachen und doch so wundersamen Bilde ruhen läßt.

Digitized by Google

Das ist eben Kellers Eigenart, das klare, warme, ruhige Schauen und Zuendeschauen einer Situation. Besonders das letztere. Genau besehen setzen sich seine meisten und besten Erzählungen beinahe aus lauter solchen so ruhevoll und zu Ende gesehenen Schilderungen von Einzelsituationen oder Einzelpersonen oder Einzeldingen zusammen. Analysieren wir ein kurzes Stücklein, etwa das „Tanzlegendchen".

Schilderung der Tanzleidenschaft des anmutvollen Jungfräuleins Musa; — das tanzende Jungfräulein, der entgegentanzende König David und die begleitenden musizierenden kleinen Engel; — die Unterredung zwischen Musa und dem König David, sein harter Vorschlag, auf Erden das Tanzen aufzugeben, um die ewige Seligkeit in einem unaufhörlichen Freudentanze zu verbringen; — die überirdische Tanzweise; — das Verschwinden des Königs David und das Wegflattern der Engel; — Musa in der Buße; — Musas wunderschönes Sterben; — Musas Empfang im Himmel; — das Fest im Himmel mit den neun Musen; — der Gesang der Musen und seine Wirkung.

Abgesehen von der Unterredung Davids mit dem Jungfräulein, die ihrerseits auch verschiedene Schilderungselemente enthält, wird die eigentliche Handlung nur durch einige kurze Sätze fortgeführt. Alles übrige — wir haben die Partien angegeben — sind abgerundete, mit Liebe und Sorgfalt durchgeführte Situationsbilder. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens ein Stücklein vorzuführen.

„Dazu ertönte eine Musik vom Chore her, weil ein halbes Dutzend kleiner Engel auf der Brüstung desselben stand oder saß, die dicken, runden Beinchen darüber hinunterhängen ließ und die verschiedenen Instrumente handhabte oder blies. Dabei waren die Knirpse ganz gemütlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebensoviel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierat auf dem Chorgeländer fanden; nur der Kleinste, ein pausbäckiger Pfeifenbläser, machte eine Ausnahme, indem er die Beine übereinander schlug und das Notenblatt mit den rosigen Zehen zu halten wußte. Auch war der am eifrigsten: die übrigen baumelten mit den Füßen, dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben derselben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spiels." Dazu der Abgang der kleinen Gesellschaft: „Die musizierenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in mutwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte."

In jedem solcher Schilderungskreise ist ein Stimmungszentrum, das sich nach allen Seiten bis an die Peripherie auswirkt. Ja diese Stimmung ist eigentlich die Seele jeder Situation und macht diese, man könnte fast sagen, zu einem kleinen einheitlichen Organismus. Häufig kann man solche kleine runde Schilderungen dnrchgenießen, auch wenn sie aus dem Zusammenhang herausgenommen sind. Die obigen Beispiele beweisen dies genugsam. Aus ihnen fühlt man auch heraus, daß die Stimmungskraft es ist, die da und dort einen

Digitized by Google

leisen Druck auf die Vorstellungskraft des Dichters übt, die dann ihrerseits in leichter Reaktion die wundervollsten Gebilde und die lebendigsten Züge schafft. Die sichere und lebendige Stimmung läßt den Dichter in der Tat die Fülle von kleinen Zügen finden, die alle so bestimmt und einheitlich wirken. Es ist, als ob die Stimmungsseele sich den schönsten Leib und die gesundesten Glieder schaffen wolle, damit sie sich mit freiestem Behagen nach allen Seiten dehnen und recken könne.

Es läßt sich nach alledem mit Recht erwarten, daß sich diese Fähigkeit, eine Stimmungsfülle über alles auszugießen, besonders glänzend bei der Schilderung landschaftlicher Situationen zeigen wird. In der Tat bedeutet Keller in der Geschichte der literarischen Landschaftsdarstellung den höchsten Punkt, der bis jetzt erreicht wurde. Die Griechen kommen hier als Konkurrenten selbst in den Erzeugnissen der alexandrinischen Epoche mit ihrem etwas gesteigerten Naturgefühl nicht in Betracht. Eher fordern einige moderne Namen zum Vergleich heraus. Man darf auch ruhig zugestehen, daß unser Storm oder etwa der Nordländer Jacobsen über einen ganz einzigartigen Stimmungszauber verfügen. Aber der klassische Landschafter, der Dichter der sonnenklaren, gemütsinnigen, einfach menschlichen Stimmung ist Keller. Ein paar Beispiele sind hinreichend, um den Leser hievon zu überzeugen.

„Die Fenster unserer Wohnstube gingen auf eine Menge kleiner Höfe hinaus, wie sie oft von einem Häuserviertel umschlossen werden und ein verborgenes behagliches Gesumme enthalten, welches man auf der Straße nicht ahnt. Den Tag über betrachtete ich stundenlang das innere häusliche Leben in diesen Höfen; die grünen Gärtchen in denselben schienen mir kleine Paradiese zu sein, wenn die Nachmittagssonne sie beleuchtete und die weiße Wäsche darin sanft flatterte, und wunderfremd und doch bekannt kamen mir die Leute vor, welche ich fern gesehen hatte, wenn sie plötzlich einmal in unserer Stube standen und mit der Mutter plauderten. Unser eigenes Höfchen enthielt zwischen hohen Mauern ein ganz kleines Stück Rasen mit zwei Vogelbeerbäumchen; ein nimmermüdes Brünnchen ergoß sich in ein ganz grün gewordenes Sandsteinbecken, und der enge Winkel ist kühl und fast schauerlich, ausgenommen im Sommer, wo die Sonne täglich einige Stunden lang darin ruht. Alsdann schimmert das verborgene Grün durch den dunkeln Hausflur so kokett auf die Gasse, wenn die Haustür aufgeht, daß den Vorübergehenden immer eine Art Gartenheimweh befällt. Im Herbste werden diese Sonnenblicke kürzer und milder, und wenn dann die Blätter an den zwei Bäumchen gelb und die Beeren brennendrot werden, die alten Mauern so wehmütig vergoldet sind und das Wässerlein einigen Silberglanz dazu gibt, so hat dieser kleine abgeschiedene Raum einen so wunderbar melancholischen Reiz, daß er dem Gemüte Genüge tut wie die weiteste Landschaft."

Was macht Keller aus so einem kleinen Fleckchen Erde! Ein Paradies, das wir lieben. Was macht er aus einem stillen Waldsee!

„Die holde Wildnis erweiterte sich und ließ mit einem Male den stillen,

Digitized by Google

dunkelblauen, mit Silber besprengten See sehen, der mit seiner friedevollen Umgebung im lautlosen Glanze eines Sonntagnachmittags ruhte . . . Unmittelbar über den obersten Pfahlreihen aber hing der reine tiefe Himmel, und dieser spiegelte sich in dem glatten Wasser, bis wo er durch den gelben Kornstreifen, die Kleefelder und den dahinter liegenden Wald, welche alle sich gänzlich unverändert auf den Kopf stellten, begrenzt wurde."

Alles ist mit Stimmung gesättigt, mit so einfacher, reiner, wahrer Stimmung, wie man sie in der Malerei etwa bei Kellers großem Landsmann Boecklin findet. Auch die Verwendung der bestimmten, vollen, satten Farben haben beide gemein. Keine Suche nach extraordinären, undefinierbaren Farbtönen. Keine Jagd nach besonders seltenen Naturzuständen. Auch darauf erstreckt sich die Ähnlichkeit, daß beide — Keller freilich noch mehr als Boecklin — mit Vorliebe die Natur in ihrer gehobenen, leuchtenden, frohen Verfassung sehen und darstellen. Welch bedeutende Rolle spielt bei Kellers Landschaften nur der Frühling, und eine wie geringe der Winter! Wie sehr überwiegen bei ihm die schönen, sonnigen Tage vor den trüben, regnerischen! Und was für einen Zauber üben seine Nächte aus! Und erst das Licht! Mann kann wohl ruhig behaupten, daß es keinen literarisch bedeutenden Schriftsteller gibt, der die Lichtwirkung so durchgehend verwendet und in Stimmung umgesetzt hätte wie Keller. Selbst da, wo, wie in der folgenden Stelle, ausdrücklich der Standpunkt des Beobachters eingenommen wird, wird die Stimmung lebendig.

„Die Sonnenstrahlen spielten durch das Laub auf dem Stamme [des gewaltigen Buchbaums], beleuchteten die markigen Züge und ließen sie wieder verschwinden, bald lächelte ein grauer Silberfleck, bald eine saftige Moosstelle aus dem Helldunkel, bald schwankte ein aus den Wurzeln sprossendes Zweiglein im Lichte, ein Reflex ließ auf der dunkelsten Schattenseite eine neue mit Flechten bezogene Linie entdecken, bis alles wieder verschwand und neuen Erscheinungen Raum gab, während der Baum in seiner Größe immer gleich ruhig dastand und in seinem Inneren ein geisterhaftes Flüstern vernehmen ließ."

Die Stimmungsmacht Kellers ist also in ihrer Fülle und Wärme, in ihrer Klarheit und Wahrheit unerreicht. Sie ist leichthin ausreichend, um nicht bloß kleinen Schilderungskreisen, sondern auch ganzen Erzählungen und Erzählungszyklen einen einheitlichen Stimmungscharakter zu verleihen. In allen Gruppen seiner Werke läßt sich dies verspüren. Das hindert nun keineswegs, daß der Mann, der so vollendete, beinahe organische Situationseinheiten schuf, keine erhebliche Stärke in der kräftigen und einheitlichen großen Komposition des Stoffes und der Handlung besitzt. Storm und sein Landsmann Konrad F. Meyer sind ihm hier überlegen. Erzählungen von energisch konzentrierender, alles Episodenhafte und Nebenwerk ausschließender Kraft hat der stimmungsmächtige Dichter überhaupt nicht geschaffen. Auch in den besten Stücken der „Züricher Novellen" wie dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", oder in den vorzüglichsten Nummern der Seldwyler Geschichten, als die ich „Romeo und Julia auf dem

Digitized by Google

Dorf" und „Die drei gerechten Kammmacher" nenne, ist Kellers Kompositionsweise eine losere. Seine Neigung zum Gegenständlichen verleitet ihn gar zu leicht, sich in dessen Schilderung auch da zu ergehen, wo dies ein Hemmnis für die Gesamtkomposition bedeutet. Ja, man darf ruhig sagen, daß eine Gesamtkomposition im strengen Sinn Keller bei Beginn des Schreibens häufig gar nicht vorlag. Ein ganz allgemeiner Plan in nicht sehr festen Umrissen mußte ja da sein. Aber dann setzte sich der Dichter hin, ließ seiner Phantasie die Zügel schießen, und ein Stück reihte sich ans andere. Eine Überarbeitung schweißte etwa die Teilstücke stärker zusammen, und die einheitliche Stimmung lag so wie so über dem Ganzen, weil sie ihn bei der Arbeit nie verlassen hatte. Kellers Stärke lag eben in der freispielenden, stimmungsvoll anschauenden Phantasie. Eine strenge, konzentrierende Komposition hätte ihre fröhliche Tätigkeit hemmen und zum Teil unterdrücken müssen. Wir müssen Keller dafür dankbar sein, daß er auf den ersten Vorzug verzichtete, um uns den ungleich köstlicheren zweiten nicht zu schmälern oder zu rauben. Freilich ist es fraglich, ob Keller auch beim besten Willen ein Meister der kräftigeren und einheitlicheren Komposition geworden wäre. Ich glaube, daß dazu eine größere, aktiver gerichtete Willensmacht gehört, als sie auch dem späteren Keller eigen war. Es ist ja nicht zu verkennen, daß mit steigendem Alter eine Besserung in der angegebenen Richtung erfolgte. Aber wer wird die Komposition „Martin Salanders" mustergültig finden? Selbst seine klassische Leistung, die „Sieben Legenden", zeichnet sich trotz der Kürze der einzelnen Stücke keineswegs durch einheitliche Ausgestaltung eines Gedankens oder einer Handlung aus. Man braucht diesen Mangel nicht zu beschönigen; Keller ist noch groß genug. Im Gegenteil, will man seine persönliche und dichterische Eigenart recht verstehen, leistet einem die Erkenntnis dieses Mankos die besten Dienste.

Es schadet auch nicht, wenn wir noch ein paar andere Mankos hinzufügen. Daß seine dramatische Ader nicht sehr kräftig war, wird man nach dem oben Gesagten leicht glauben. Aber man muß trotz des größten Wohlwollens auch zugestehen, daß seine lyrische Begabung allein ihm keinen Platz in der Galerie unserer bedeutenden Dichter gesichert hätte. Eher hätte man erwarten können, daß ihm der Lorbeer des epischen Dichters beschieden sei. Allein trotz mancher wackerer Strophen will es auch hier nicht zum Vollendeten gedeihen. Man hat den Eindruck, als ob er sich in der Gewandung des Epikers etwas behindert und infolgedessen unbehaglich fühle, wie der Hirtenknabe David in des Königs Rüstung. Die natürliche Freiheit und Leichtigkeit seines Schaffens und damit auch das Spiel seiner stimmungsvollen Phantasie, die uns sonst so sehr entzücken, treten in seinen epischen Gedichten verhältnismäßig selten hervor. Auch die Satire, wie er sie besonders im „Apotheker von Chamounix" übt, steht ihm durchaus nicht so wohl wie der ruhig köstliche Humor seiner meisten Prosaschriften. In der Balladendichtung macht sich der Mangel an kompositioneller Kraft recht fühlbar. Das alles zeigt, daß Kellers Gebiet, auf dem

Digitized by Google

er Geniales zu leisten vermochte, ein sehr genau begrenztes war. Ein Glück, daß nicht genialische Velleitäten oder hochstrebender Ehrgeiz ihn dauernd auf Abwege führten. Wie wohltuend hebt sich diese sichere Selbstbeschränkung von dem vielseitigen Treiben so mancher moderner Literaten ab, dessen Triebfeder im Grunde nur die Jagd nach dem Erfolge ist!

Wenn so die von der Seele durchdrungene Anschauungskraft Kellers Größe ausmacht, kann man erwarten, daß seine Denktätigkeit nicht auf eine ähnliche Höhe gelangt ist. Sie geht allerdings über das Durchschnittsniveau bedeutend hinaus, ist aber doch zu wenig kraftvoll und auch zu wenig geschult, um die in ihrem Gesichtskreis auftauchenden großen Probleme zu bewältigen. Am meisten quälte Keller das Gottesproblem. Im „grünen Heinrich" wird er immer und immer wieder darauf hingedrängt. Auch später hat es ihn nicht losgelassen. Aber seine Denkkraft war zu wenig scharf und konsequent, um es zu durchdringen und auf dem Wege der Logik darüber ins Reine zu kommen. So gelangte er schließlich bei einem recht unklaren Pantheismus an. Es ist schon oben bemerkt, daß man darin Kellers innerste Überzeugung nicht suchen darf. Sein Phantasie- und Gefühlsleben drängte ihn vielmehr mit einer beinahe unwiderstehlichen Gewalt zum persönlichen Gott hin. Dieser war es doch eigentlich, der sein praktisch-religiöses Leben beherrschte.

Ganz ähnlich war seine Stellung zum Christentum, speziell zur Person Christi, durchaus keine Folge von Denkschwierigkeiten, wenn er auch ab und zu von solchen redet. Er steht hier unter denselben Einflüssen, die für den ungebildeten Mann entscheidend sind. Das Gefühl der Sympathie oder Antipathie, das als Niederschlag einer unendlichen Zahl von oft ganz zufälligen, besonders durch individuelle Eigenschaften der Religionsvertreter hervorgerufenen Eindrücken zurückbleibt, ist das schlechthin bestimmende Prinzip. Bei Keller läßt es sich ganz gut verfolgen, wie er nach den Direktiven seiner Gefühlserfahrungen mit der überkommenen Lehre Zwinglis bricht und einem so ziemlich dogmenfreien Christentum zusteuert. Eine weitere Überzeugungskraft kann also dieser religiöse Standpunkt Kellers für niemand mit sich führen.

Kellers Stellung zum Katholizismus ist gleichfalls nicht das Ergebnis einer genauen Prüfung desselben. Sie spiegelt nur die Eindrücke wieder, welche der Dichter durch seinen Verkehr mit Katholiken, aber auch durch Beeinflußung seitens landläufiger Vorurteile erhielt. Auch das Bedürfnis nach einem ausgeprägten Gegensatze zu seinen eigenen religiösen Anschauungen wirkte, wie bei manchem anderen, so auch bei ihm bestimmend mit. So darf man sich nicht wundern, daß bei Keller die katholische Kirche als eine auf Aberglauben und Äußerlichkeiten und, soweit sie mit dem alten Christentum identisch ist, auf weltfremde und das Ich ertötende Askese angelegte Institution erscheint. So aufrichtig wir uns etwa an dem unvergleichlichen poetischen Reiz der „Sieben Legenden" freuen können, so muß doch ebenso bestimmt hervorgehoben werden, daß ihre satirische Richtung nicht in allweg aus der Wahrheit stammt. Immer-

Digitized by Google

hin darf man sagen, daß der Schweizer Dichter von jeder Gehässigkeit gegen den Katholizismus entfernt ist. Selbst in seiner Stellung gegen die Jesuiten wird man diese Eigenschaft nicht leicht finden, wenn er auch oft heftiger gegen sie auftritt und ihr Bild bei ihm genau ein Abdruck der Karikatur ist, wie sie in reformierten Kreisen typisch wurde.

Seine Moral ist in seiner gesetzten Zeit eine gut bürgerliche. In jüngeren Jahren lag er ab und zu im Bann modern freier Richtungen. Bekannt ist ja die Debatte, die sich an die Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorf" anknüpft. Man hat Keller auf Grund derselben zu einem Vertreter der „freien Liebe" gemacht. Aber Tendenz ist sie bei ihm nicht, wenn er auch unverkennbar mit einer romantisch idealen Auffassung ihrer Art sympathisiert. Zudem darf man ja nicht übersehen, daß es sich hier um eine vorübergehende Episode des Kellerschen Dichtens handelt. Sonst verherrlicht er ja in hohem Maße gerade die Ehe. Oben ist bereits angeführt, daß von ihm die moderne, aber eigentlich schon im Christentum grundgelegte Auffassung einer im eigenen Ich, im eignen Gewissen wurzelnde Persönlichkeitsmoral nie ganz verinnerlicht worden ist.

Das ist also der Mann, unter dessen Zeichen vielleicht die nächste literarische Zukunft stehen wird, trotzdem er nicht zu unseren großen Denkern zu zählen ist, trotzdem er keine tiefe, weite und einheitliche Weltanschauung besessen hat, trotzdem er kein moderner Mensch geworden ist. Aber er war der Mann mit der reichen, blühenden, duftenden Welt, mit der gesunden reinen Stimmungsmacht, mit der wunderbaren ruhevollen, form- und farbesinnigen Anschauung, mit dem köstlichen Humor und dem bei allem romantischen Drang überall hervordringenden Gefühl der Weltnähe; der Mann, welcher, ohne Realist zu sein, von der Realistik genügend hat, um ein in ihr genährtes Publikum nicht abzustoßen, und mehr als genug, um das neu aufsteigende Bedürfnis nach mehr Licht und Poesie zu befriedigen; der Mann, dessen Werk soviel Eigenart hat, daß kein Grieche und kein Deutscher, auch Goethe nicht, etwas ähnliches aufzuweisen hat, und doch soviel Klarheit und Einfachheit, daß jeder hineinschaut wie in einen klaren See. Wahrlich, die kommende Literatur steht unter keinem schlechten Schutzgeist, wenn es so kommt, wie wir ahnen.

Die christliche Kunst [1]

Ist ein Kunstblatt katholischer Richtung wünschenswert, und bedeutet das Entstehen eines solchen Blattes einen Gewinn? — also fragte ein A. St. in der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 136. 1904) und

[1] Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst, sowie für das gesamte Kunstleben. In Verbindung mit der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" herausgegeben von der „Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H." in München. Redaktion: Seb. Staudhamer. Jährlich 12 Hefte. Einzelpreis des Heftes Mk. 1.25.

Digitized by Google

bejahte die Frage. Hauptsächlich, weil im „Kunstwart", „der ersten Kunstzeitschrift Deutschlands", dessen Redakteur, „einer der geistig bedeutendsten Männer akatholischen Bekenntnisses unseres Vaterlandes", dafür eintrat. Trotz dieser unangebrachten Superlative haben sich der „Kunstwart" und sein Redakteur bisher über die „Christliche Kunst" ausgeschwiegen. Wir würden es am liebsten ebenso machen; denn es wäre am klügsten und rentabelsten: Schweigen ist Gold! Aber da das Geleitwort der neuen Zeitschrift selbst sagt: „Was ursprünglich nur eine Angelegenheit der »Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst« war, ist nun zu einer Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung geworden" (Heft 1 S. 7), wird das Reden zur Pflicht. Pflicht gegenüber einer systematischen Lobpreisung der eigenen Mitarbeiter; Pflicht der Beihilfe jener, die den Mut hatten, eine sachgemäße Kritik zu bieten; Pflicht hievon zu sprechen, weil deren Urteil totgeschwiegen zu werden droht.

Wenn wir in der Kunst vorwärts kommen wollen, dürfen wir so wenig wie in der Literatur den Durchschnitt, das Mittelmäßige, die Nachahmung und Nachempfindung als besonderen Hochstand, als reife und originale Leistung hinstellen. Wir machen uns damit vor den Außenstehenden nur lächerlich und kommen im eigenen Haus zur Herrschaft der Allzuvielen, die schlimmer ist als der Herrendespotismus eines gewalttätigen Großen.

Wenn wir im folgenden eine Übersicht der bisherigen Kritik und ein paar eigene Bemerkungen geben, so ist dies nach dem 9. Heft nicht verfrüht. Umsoweniger, wenn man bedenkt, daß die Freunde der Zeitschrift schon nach den ersten Heften einen siegbewußten Ton anschlugen, der komisch wirken müßte, wenn seine Absicht: in weitesten Kreisen Unerfahrener Stimmung zu machen, nicht so bedenklich wäre.

Ein Vorstandsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst", schrieb in der „Allgemeinen Rundschau" (I. Jahrg. Nr. 36) schon nach dem 2. Heft: „Indessen hat er (der Gegner der Zeitschrift) es nicht gewagt, am Gebotenen selber auch nur den leisesten Tadel verlautbaren zu lassen. Der Wurf ist somit gelungen, wir besitzen nun auch eine tüchtige, gehaltvolle Kunstzeitschrift, die mit ihrem Programm auf der Höhe steht. Freuen wir uns darüber und hoffen wir, daß den vielversprechenden Anfängen noch reichere Entwicklung und sorgsamer Ausbau folgen!"

Damit die Sache noch wirksamer werde, hieß es am Schluß: jeder müsse nun die Zeitschrift als eine Sache der Allgemeinheit erachten, wenn er „von persönlichen Interessen nicht abgelenkt ist." — Diesen letzteren Ton führte ein Mitarbeiter der Zeitschrift drei Wochen später im „Bayerischen Kurier" (Nr. 364, 1904) fort: „So kann man über die ersten Hefte eigentlich nur Gutes und Rühmliches sagen und kann nur wünschen, daß sich die »Christliche Kunst« unbeschadet dem kleinlichen Gezänke von ihrem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen lassen wird. Denen, die zum Nörgeln stets bereit sind, raten wir selbst, in Geduld einmal die Weitergestaltung des Blattes abzuwarten, ehe sie laut und tönend ihr vernichtendes Urteil in die Welt hinaus-

Digitized by Google

schreien. Ich glaube und hoffe, sie selber werden bald durch die Blätter belehrt werden, daß sie zu schwarz sehen und zu laut riefen und mahnten und klagten und zankten."

Die „Augsburger Postzeitung" brachte und bringt über jedes Heft ganze Feuilletons, ebenfalls meist von Mitarbeitern der Zeitschrift, die sich im Loben nicht genug tun können. Selbst die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 381, 1905) findet keinen anderen Referenten als Dr. Mader, der noch dazu seine seltsame Art, Hagelstanges Kritik im wesentlichen zu übergehen, wiederholen darf und sich selbst abschreibt (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 13, 1905). Im „Kirchenschmuck" (Nr. 5, 1905) schließt Dr. Lex, auf dem Kunstgebiet vollständiger Laie, weshalb ihm auch Dr. Hagelstanges Aussetzungen „unverständlich" bleiben, sein zwei Seiten langes Referat über nur zwei Hefte: „Solchen Reichtum unterrichtenden und erbauenden Inhalts in Wort und Bild liefern uns die zwei einzigen Hefte 6 und 7 dieser Zeitschrift für christliche Kunst."

Zu dieser intensiven Reklame kommt noch die immer wiederholte Zusendung der Hefte, wenn man das 1. Heft nicht retournierte. Was Wunder, wenn alle jene — und sie sind vorläufig die überwiegende Mehrzahl —, die von einer wirklich wertvollen Kunstzeitschrift keine Ahnung haben, der Neugründung sich stolz freuten. Sie merkten ja auch nicht, daß unsere Fachleute ihr Urteil und Vertrauen in das Unternehmen damit kundgaben, daß sie nicht mitarbeiten.

Sauer, Schneider, Hagelstange, Leitschuh, Neuwirth, Schroers u. a. bleiben ferne; Prof. Riehl überließ seinen Vortrag als ersten und zugleich letzten Beitrag. Statt dessen kann der „Literarische Handweiser" in Nr. 12 mitteilen: „Ein hochangesehener Gelehrter schreibt: Die Zeitschrift hat mich sehr enttäuscht; damit legen wir weder Ehre ein, noch dienen wir der Sache. Sie ist übereilt und verrät zu sehr die geschäftlich-handwerksmäßige Mache." Ein anderer klagt ebendort nach dem 4. Heft: „Es ist doch wahrlich ein Jammer, welche Öde bisher in diesem neugegründeten Organ herrscht, welche Senilität, welche Ziel- und Programmlosigkeit." Und wieder: „Ich habe bis jetzt textlich auch nicht einen Lichtstrahl finden können." Ein dritter Fachmann schreibt dem „Handweiser": „Ich bezweifle überhaupt, daß die »Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst« uns die unabhängige, über alle Fragen der Kunst orientierende Zeitschrift (abgesehen von der Qualität der Redaktion und der Mitarbeiterschaft, die sich ja heben könnte), zu geben vermag, weil sie das Prinzip, die christliche Künstlerschaft — worunter natürlich die in der »Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst« inkorporierte zu verstehen ist — materiell zu fördern sich als Hauptziel gesetzt hat, und — wie aus dem kritiklosen Artikel eines Primizianten über Andachtsbildchen hervorleuchtet — es als weitere Hauptaufgabe erkennt, für die Verlagsartikel der Gesellschaft für christliche Kunst Propaganda zu machen."

Prof. J. K. Robrecht endlich sagt in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" (Nr. 22, 1905):

Digitized by Google

„Wer das Programm der neuen Zeitschrift etwas genauer prüfte, mußte freilich bedenklich den Kopf schütteln. Denn was wollte man nicht alles auf den paar Seiten der Zeitschrift, die zudem noch reich illustriert werden sollte, dem kunstliebenden Leser bieten. Da ist kein Gebiet der christlichen Kunst, deren Begriff möglichst weit genommen wurde, über den das neue Blatt nicht orientieren wollte. Doch so ein den Mund vollnehmendes Programm nimmt man ja heutigen Tages nicht so ernst; wenn nur der Inhalt einer Zeitschrift ein klares Programm aufweist und hinter den rege gemachten Erwartungen nicht gerade allzuweit zurückbleibt, nimmt man die Marktschreierei gern mit in den Kauf. Und an Reklame hats die Gesellschaft gewiß nicht fehlen lassen. Wurden doch z. B. einem unserer geistlichen Bekannten, der mehrere Nebenämter bekleidet, infolge dieser verschiedenen Stellungen nicht weniger als drei Probenummern des ersten Heftes zugesandt. Wie steht es aber mit dem Inhalte der bisher erschienenen Hefte? Dilettanten und Kunstlaien ließen sich durch den prächtigen Illustrationsapparat einnehmen, und man konnte aus solchem Munde nicht selten Lob und Anerkennung hören, auch in Tages- und Unterhaltungsblättern wurde von Freunden ein Lobeshymnus auf das neue Unternehmen hineinbalanciert, die allein maßgebenden und urteilsfähigen Fachzeitschriften und Fachmänner schwiegen indes und schweigen annoch. Nur der unter seinem neuen Redakteur so frisch und fröhlich wieder aufblühende ›Literarische Handweiser‹ brachte eine eingehende Besprechung aus der Feder eines Fachmannes, des Konservators am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg Dr. Hagelstange.

„Bei aller Maßhaltung im Urteil und aller Anerkennung der wenigen vortrefflichen Eigenschaften der neuen Zeitschrift kommt Hagelstange doch schließlich zu dem Endurteil, daß sie eine Frühgeburt sei, „so gut wie keine einzige wissenschaftliche Autorität aus unserem Lager" unter ihren Mitarbeitern zähle, und in den meisten Artikeln von stichhaltiger Kritik „so gut wie nichts zu verspüren" sei; er macht dann noch verschiedene Vorschläge zur Verbesserung und Hebung der Zeitschrift. — Obgleich, oder vielmehr gerade weil ich dem neuen Unternehmen persönlich durchaus wohlwollend gegenüberstehe, atmete ich erleichtert auf, als ich dieses offene und gediegene Urteil gelesen, wenngleich ich in dem einen oder anderen untergeordneten Punkte mit Hagelstange nicht übereinstimme. Es wird diese Rezension eines Fachmannes — das war mein erster Gedanke — der Redaktion zwar nicht angenehm, aber doch sehr nützlich sein, indem sie sich gewiß nach mehr fachmännischen Mitarbeitern umsieht und ihren Lesern mehr ausgereifte und tiefgehende Aufsätze bietet und es nicht aus allen Löchern und Ecken hervorblicken läßt, daß vieles nur pro domo, nämlich ad maiorem gloriam der Gesellschaft für christliche Kunst gesagt ist.

„Indes was geschieht? Man greift zu einem recht eigentümlichen Mittel, das einem heute von manchen Verlagsfirmen allerdings nicht selten gebrauchten Kniff sehr ähnlich ist. Mitarbeiter, ja sogar ein Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christliche Kunst preisen in Zeitschriften und Zeitungen in den höchsten Tönen das neue Organ und benutzen dazu — ich traute meinen Augen nicht, als ich zum erstenmale diese Verdrehung las — das vernichtende Urteil von Hagelstange, indem sie die von ihm mit wohlwollender Milde hervorgehobenen guten Seiten der Zeitschrift wiederholen, die bemängelnden Ausführungen indes schlankweg unterdrücken, oder darüber mit einigen nichtssagenden Worten hinweggehen. Wir verstehen es, wenn Hagelstange es ablehnt, gegen eine solche Behandlung seiner Re-

Digitized by Google

zension Stellung zu nehmen, aber im Interesse der Zeitschrift selbst, die durch solche Machinationen in den Augen aller ihrer wissenschaftlichen Leser nur einbüßen kann, soll gegen eine solche Art und Weise, Kritiken zu behandeln oder vielmehr zu mißhandeln, Protest erhoben werden. Auch sind wir überzeugt, zahlreichen katholischen Kunstfreunden und Kunstschriftstellern aus der Seele zu sprechen, wenn wir mit Hagelstange wiederholen, daß die „Christliche Kunst" eine „Frühgeburt" ist und bis dahin auf ernste Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen kann. Will sich die neue Kunstzeitschrift unter wirklichen Kunstverständigen einen ausgedehnten Leserkreis erwerben, dann muß sie sich aus dem Banne gewisser Geister loswinden und namentlich bedeutendere Kräfte gewinnen, oder aber sie muß darauf verzichten, wissenschaftlich ernst genommen zu werden und sie möge auf ihr Programm setzen etwa wie das „Christliche Kunstblatt" für „Kirche, Schule und Haus".

Dazu möchten wir ergänzen, daß auf den Prospekten tatsächlich als besonderer Vorzug der Zeitschrift gerühmt wird, daß sie auch den Familientisch schmücken kann.

Aus der Kritik Dr. Hagelstanges, die über 8 Spalten des „Handweisers" (Nr. 2, 1905) füllt, geben wir folgende Auszüge.

Zunächst ist gegen den Titel zu sagen, das er unzulänglich ist; denn die Hefte bringen ja auch Landschaften, Porträts, Tierstücke usw., was mit „christlicher Kunst" nichts zu tun hat.

„Lediglich für die religiöse Kunst unserer Tage ein neues großes Organ zu gründen, wäre ja auch ebenso unnötig wie unpraktisch gewesen; denn das Dutzend wirklich bedeutender Künstler, die dieses Gebiet pflegen, reicht denn doch nicht aus, um aus ihren Werken Stoff für eine ganze Zeitschrift zu schöpfen..... Immerhin halte ich es für erstrebenswert, wenn man der religiösen Gegenwartskunst etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt, als das bislang geschehen ist. Nur muß es in der richtigen d. h. kritischen Weise geschehen; denn es kommt nicht darauf an, die religiöse Kunst unserer Zeit bekanntzumachen, sondern sie auf ein höheres Niveau zu heben. Das aber geschieht nur mit Hilfe einer ernsten und, wenn es sein muß, schneidenden und brennenden Kritik, von der übrigens nebenbei gesagt in den bis jetzt vorliegenden ersten vier Heften so gut wie gar nichts zu verspüren ist. Und doch hätte sich bei Besprechung der Regensburger Ausstellung (Heft 3) mehr als genügend Gelegenheit dazu geboten.

„Was wir brauchen, ist eine Zeitschrift, die das gesamte Kunstgebiet umfaßt, in all seinen Nüancierungen von der religiösen Kirchenkunst bis zur häuslichen Nutzkunst in allen seinen Zeitabstufungen vom Mittelalter bis in unsere Tage hinein. Eine solche Zeitschrift aber bedarf auch eines Titels, dem sich ein derartig vielseitiger Inhalt zwanglos unterordnet."

Dann wendet sich H. gegen das verunglückte Titelblatt. Dessen Schwäche sieht die Gesellschaft nun selbst ein; sie schrieb bereits die Konkurrenz eines neuen aus.

„Als Format hätte ich aus praktischen Gründen das größere der Zeitschrift für bildende Kunst vorgezogen. Da sich das aber nun kaum mehr ändern läßt, so wird es unumgänglich nötig sein, den Umfang der Hefte wesentlich zu verstärken; denn so erstickt ja das bißchen Text gänzlich unter den Abbildungen. Oder

Digitized by Google

legt man absichtlich auf die letzteren das Schwergewicht? Fast sollte man es glauben, wenn man in Staudhamers Eingangsworten den Satz zu lesen bekommt: „Die literarische Vertretung der Kunst in der Zeitschrift betrachten wir nicht als Selbstzweck, sondern als Dienst, als einen Liebesdienst gegen die Kunst.“ Sollte dieser Passus, der verschiedene Deutungen zuläßt, so gemeint sein, daß der Text lediglich als Begleitwort der Illustrationen anzusehen ist, so muß man gegen diese Auffassung ganz entschieden Stellung nehmen; denn eine Zeitschrift ist keine Bildermappe; bei ihr ist das Wort die Hauptsache, während die Illustration nur erläuternd hinzutritt. Daher sollte streng genommen keine einzige Abbildung in den Text gedruckt werden, deren Aufnahme nicht durch diesen motiviert ist. Am meisten scheint mir in dieser Beziehung im vierten Heft gesündigt zu sein, wo nicht weniger als fünfzehn Abbildungen von Arbeiten aus der Regensburger Ausstellung der D. G. f. chr. K. zu sehen sind, während der Text des Heftes gar nicht von dieser Ausstellung handelt. Die Bilder sind einfach zwischen anderweitigen Abhandlungen untergebracht; so z. B. auch zwischen einem Aufsatze über die große Berliner Kunstausstellung 1904, den man selbst zu illustrieren nicht für nötig befunden hat; jedenfalls weil man die Regensburger Kunstwerke den hier besprochenen an Wert und Bedeutung vorzog.

„Rein technisch betrachtet befriedigen die Abbildungen in ihrer großen Mehrzahl vollständig. Die Netz- und Strichätzungen sind fast durchweg gut, manche sogar vorzüglich zu nennen. Weniger Freude dagegen empfindet der Ästhet bei Betrachtung der farbigen Autotypien, die man doch lieber durch Gravüren ersetzen möge oder auch durch die sogen. Mezzotintos, deren erstes Auftreten in den Bongschen „Meisterwerken der Malerei“ einen unstreitbaren Siegeszug bedeutet. Unsere farbige Autotypie ist trotz aller nicht zu leugnenden Fortschritte immer noch nicht auf dem Standpunkte angelangt, daß sie sich rühmen dürfte, alle Nüancen der Farbe und des Lichts getreulich nachbilden zu können. Und so lange dies nicht der Fall ist, wird der Kunstkenner immer eine tadellose Gravüre vorziehen, weil diese vor jener den Vorzug der größeren Ehrlichkeit hat: sie will nicht mehr scheinen, als sie ist; aber was sie ist, das ist sie ganz und gut. Wenn man übrigens durchaus farbige Beilagen haben will, so soll man hie und da graphische Originalarbeiten in Lithographie, Holzschnitt oder Radierung bringen. An begabten Künstlern, die diese Gebiete pflegen, fehlt es doch in München wahrhaftig nicht. Mit dem jetzigen Usus breche man auf alle Fälle. Er ist einer Kunstzeitschrift nicht würdig, da er gar zu sehr an den Modus erinnert, der augenblicklich bei allen Familienblättern gang und gäbe ist. Daß auch die sonst so vorzügliche Zeitschrift für bildende Kunst dieser Illustrationsmethode huldigt, ist keine Entschuldigung. Jeder Kundige weiß, daß diese einzige Schwäche der Zeitschrift auf Kosten des Seemannschen Verlags geht.

„Inhaltlich ist, wie schon oben bemerkt, eine größere Reichhaltigkeit anzustreben, sowohl was die eigentlichen Abhandlungen anbelangt, als auch die in die Beilage aufgenommenen „Vermischten Nachrichten“. Für letztere empfiehlt es sich, stehende Unterabteilungen über Personalien, Sammlungs- und Ausstellungswesen, Preisausschreiben und Denkmäler einzurichten. Eine Rubrik, die uns über den Hauptinhalt der übrigen Kunstzeitschriften orientieren soll, ist zwar schon vorhanden, doch erscheint ihre ganze Anlage so einseitig, daß der Nutzen beinahe illusorisch wird. Es sind nämlich aus der stattlichen Zahl von Zeitschriften

Digitized by Google

nur herausgehoben: Archiv für christliche Kunst, Christliche Kunstblätter, Der Kunstfreund, Kirchenschmuck und Zeitschrift für christliche Kunst. Mit Ausnahme der Schnütgenschen Zeitschrift alles kleine belanglose Kunstblättchen, deren Aufzählung hoffentlich nicht lediglich darin ihren Grund hat, daß sie von katholischen Theologen redigiert werden. Es hat allerdings fast den Anschein; denn sonst hätte man doch zum wenigsten noch das in die gleiche Kategorie gehörige „Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus" anführen müssen, das vom heurigen (46.) Jahrgang an von dem Steinhausen-Biographen David Koch herausgegeben wird. Die bedeutendsten Zeitschriften bleiben ungenannt; so z. B. das Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, das Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen, das Repertorium für Kunstwissenschaft, die Graphischen Künste, die Zeitschrift für bildende Kunst, Die Kunst, Die Rheinlande, Der Kunstwart, Kunst und Künstler ꝛc. Aus diesen Zeitschriften die hauptsächlichsten Aufsätze zu repertorisieren, wäre aber schon aus dem Grunde von weit größerer Wichtigkeit, weil sie der Mehrzahl der Abonnenten nicht so leicht zugänglich sein dürften, wie jene kleineren Blättchen, die, da sie zum größten Teil Organe der Diözesanvereine sind, immerhin wenigstens von einer Reihe von Geistlichen gelesen werden, die als Mitglieder der D. G. f. chr. K. auch die neue Kunstzeitschrift beziehen. In einer Stadt wie München ist eine solche bibliographische Arbeit übrigens spielend zu leisten; es bedarf dazu nur eines allmonatlichen Besuches des vorzüglich eingerichteten Zeitschriftensaales der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

„Auch noch eine andere Rubrik der Beilage weist kleine Mängel auf, deren Abstellung erwünscht wäre. Ich meine die Abteilung, in der die bei der Redaktion eingelaufenen Schriften aufgeführt werden. Hier sollte insofern eine Korrektur eintreten, als nur solche Arbeiten Erwähnung finden, die sich mit künstlerischen und kunsthistorischen Fragen befassen. Romane und Musenalmanache gehören hier ebensowenig her, wie Bücher über unsere Taufnamen, Biographien von Bismarck und Papst Pius X. oder dogmatische Abhandlungen über die unbefleckte Empfängnis ꝛc.

„Von den im Hauptteil untergebrachten Aufsätzen verdienen hier nur besonders hervorgehoben zu werden.: Riehls flott-leichter, feiner Vortrag über Dürer, Felix Maders kunstgeschichtliche Notiz über verschiedene Loy Hering zuzuschreibende Epitaphien in Unterknöringen; ferner eine kulturgeschichtlich zweifellos recht interessante Abhandlung von Max Fürst über die gesellschaftliche und soziale Stellung der Künstler in ihrer geschichtlichen Entwicklung und endlich eine kurze, aber treffende Charakteristik Feuerbachscher Kunst von Conte Scapinelli. Auf die Ausstellungsreferate kann nicht weiter eingegangen werden; doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß der von Josef Käß über die Regensburger Ausstellung direkt kritiklos ist. Ich hebe das besonders hervor, weil es sich da gerade um dasjenige Gebiet handelt, dessen Pflege sich die Zeitschrift ganz besonders angelegen sein lassen will. Der hier eingeschlagene Weg, der über hätschelnde Lobsprüche und bewundernde Begeisterung führt, ist aber sicher nicht der richtige, um eine Hebung der religiösen Kunst unserer Zeit herbeizuführen. Pflicht einer ehrlichen, aufrichtigen Kritik ist es da, den Finger auf offene Wunden zu legen, damit den presthaften Stellen größere Aufmerksamkeit und Pflege geschenkt wird; sonst heilen sie nie und nimmer. Aber nicht genug, daß man die Leistungen gut und schön findet; nein, man glaubt auch selbst direkt minderwertige von ihnen in der Zeitschrift abbilden zu müssen. Da aber

Digitized by Google

der Raum einer Abhandlung kaum ausreicht, um die Fülle des Mittelgutes zu fassen, so verstreut man — was schon oben einmal gerügt ist — die Illustrationen auch noch über andere Hefte, und zwar zwischen Aufsätze, die mit keinem Worte auf sie bezugnehmen.

„Unter all den in den ersten vier Heften abgebildeten Arbeiten der Regensburger Ausstellung findet sich nur ein einziges großes, bedeutendes Kunstwerk: der Fries „Die vier letzten Dinge" von Josef Huber-Feldkirch (Heft 3).

„Damit wäre ich am Ende meines Referates angelangt, zu dem ich mich nach ergangener Einladung von seiten der Redaktion aus reiner Liebe zur Sache entschlossen habe, und von dem ich hoffe und wünsche, daß es zur Lösung dieser mir sehr am Herzen liegenden Frage mehr beitragen wird, als es die bis jetzt erschienenen Preßäußerungen vermögen, deren kritiklose Lobgesänge nicht die letzte Veranlassung waren, daß ich zur Feder griff. Mögen die vielen Ausstellungen, die ich zu machen mich verpflichtet glaubte, nicht als kleinliche Nörgeleien aufgefaßt, sondern als bescheidene Ratschläge hingenommen werden, die sich ein Fachmann erlaubte, der von dem ehrlichen Wunsche beseelt ist, daß die Zeitschrift eine inhaltlich und buchästhetisch durchaus mustergültige Publikation werden möge, die auf festen Füßen stehend ihren Platz in der vordersten Reihe der deutschen Kunstzeitschriften behauptet."

Dazu kommt allerneuestens in der „Literarischen Rundschau" (Nr. 8 vom 1. Aug.) Prof. Dr. Sauer mit folgender Kritik:

„Das vorliegende Organ kann gut werden, wenn der Herausgeber das Rezept des Hausmeisters bei der Hochzeit von Kana befolgt hat, der seine Gäste erst mit minderwertigem Wein traktierte. Vorläufig befinden wir uns in ihm noch auf dem Boden des Ungenügenden, und ob uns einmal auch der gute Wein darin kredenzt wird, das läßt sich schwer erraten, in jedem Falle darf der optimistische Ausblick nicht schon im Gesamturteil über die Leistungen des vorliegenden Jahrgangs verwertet werden. Unseres Erachtens leidet das ganze Unternehmen an einem Kapitalfehler: es ist nicht mit einem klaren, festen Programm vor das Publikum getreten, wodurch es seine Existenzberechtigung hätte erweisen können. Dem Titel nach sollte das Organ in den Dienst der christlichen Kunst gestellt sein, und da eine Fülle anderer Zeitschriften demselben Gegenstand, nur „in archäologisch-wissenschaftlicher Weise", schon dienten, mußte man vorwiegend eine Berücksichtigung der modernen Kunst erwarten, sei es im Sinne einer Kunsterziehung des Publikums, sei es in dem einer anregenden Förderung der Künstler und ihres Wirkens selbst. In dieser Einschränkung und festen Umgrenzung hätte man noch von einem Bedürfnis und einer Notwendigkeit reden können, und so, aber auch nur so, wäre zu erwarten gewesen, daß die Zerfahrenheit auf dem Gebiete moderner christlicher Kunst beseitigt werden konnte. Statt dessen aber werden wir schon im Programm und weit mehr noch in seiner Ausführung mit einem unklaren, schwächlichen Kompromiß abgespeist, der ein durch die Bedürfnisfrage durchaus nicht gefordertes Übergreifen auf die zwei soeben als ausgeschlossen bezeichneten Seiten, auf die der profanen Kunst und auf die archäologisch-historische Seite darstellt. Ja zieht man im Text wie auch im Illustrationsmaterial das darauf entfallende Quantum ab, so bleibt für das, was die Zeitschrift eigentlich pflegen sollte, ein Nichts (vgl. z. B. Heft 2 und 3) oder wenigstens ein verschwindend kleiner Prozentsatz übrig. Und auch darunter findet sich nicht ein Beitrag, der „zu Kunsterziehung und zu wahrer Kennerschaft" entfernt

Digitized by Google

nur verhelfen könnte. Der ausschlaggebende Programmpunkt, „jene Gebiete zu pflegen, die von den Kunstzeitschriften bisher nicht berücksichtigt wurden und nach der Weltanschauung ihrer Leiter nicht behandelt werden konnten", ist gänzlich bisher vergessen geblieben. Wir legen gewiß keinen allzu hohen Maßstab an, wir müssen aber offen gestehen: was die Zeitschrift in den bisherigen Nummern gebracht hat, konnte ruhig auch, soweit archäologisch-wissenschaftliche Materien in Frage standen, in den Spalten der „Zeitschrift für christliche Kunst", des „Archivs für christliche Kunst", des „Kirchenschmucks" und des „Kunstfreunds", oder noch weit eher — im Feuilleton irgend einer Tageszeitung stehen, auf dessen niederem Niveau sich leider die überwiegende Mehrzahl der Beiträge bewegt. Wir spenden gerne und mit Freuden der typographischen Ausstattung und dem Bildschmuck alle Anerkennung, beides steht auf der Höhe der Aufgabe; um so bedenklicher fällt dagegen der Inhalt ab. Und wenn schon „die literarische Vertretung der Kunst nur ein Liebesdienst gegen die Kunst" sein soll, dann zum wenigsten ein halbwegs erträglicher. Der Nachweis der Bedürfnisfrage enthält aber auch noch im Programm schon, mehr noch in der lauten, dem Unternehmen bisher zur Seite stehenden Reklame eine schwere Ungerechtigkeit gegen die älteren Schwestern der Zeitschrift; es ist durchaus unrichtig, daß diese älteren Organe die moderne christliche Kunst bisher ignoriert hätten; vielmehr muß die Berücksichtigung des jeweils Besten und Eigenartigen, des wirklich Wertvollen durch sie als viel glücklicher bezeichnet werden als jetzt die bazarartige Aufstapelung ungesichteter Ware, bei der jeder leitende, höhere Gesichtspunkt fehlt. So prinzipielle und die Kultur bleibend fördernde Auseinandersetzungen, wie sie der selbstlose, bescheidene Leiter des Grazer „Kirchenschmucks" vor Jahren um die Existenzberechtigung der Renaissance in der Kirche geführt hat, wird die „christliche Kunst" in dem jetzigen Geleise nie erzielen können.

„Ob und auf welchem Wege eine Sanierung der jetzigen Lage zu erwarten ist, kann ich nicht sagen. Ich stehe den Kreisen der Zeitschrift und den sie betreffenden Fragen viel zu fern, wie ich mich auch grundsätzlich nicht mit den persönlichen und geschäftlichen Diskussionen über das Organ näher beschäftigt habe. Mein Urteil erfolgt, völlig unabhängig davon auf Grund des mir vorliegenden Materials. Es will mir aber fast scheinen, als ob jene Diskussionen gewisse Vorurteile und ein Mißtrauen gegen das Unternehmen in weiten Kreisen zu begründen geeignet seien, so daß keine gedeihliche Einwirkung und Anregung aufs Publikum und andererseits natürlicherweise keine vorurteilsfreie, allseitige Orientierung über das ganze moderne Kunstschaffen christlichen Gepräges mehr erwartet werden kann. Um so größere Genugtuung soll es uns bereiten, wenn es den Leitern des Organs gelingt, mit Umsicht und Klugheit allen Schwierigkeiten zum Trotz über den jetzigen Zustand hinauszukommen."

Wir schließen uns all dem Vorausgehenden an und bemerken dazu: Es fehlen der Zeitschrift bedeutende Werke der christlichen Gegenwartskunst in Reproduktion und Besprechung fast ganz — und das mußte so kommen, weil man sich auf Beibehaltung der Mappe versteifte, die doch das Bessere bringen soll. Es fehlt alle christliche Kunst deutscher Lande, soweit ihre Meister nicht Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" sind. Es fehlt ganz und gar die christliche Kunst des Auslandes. Es fehlt

Digitized by Google

in der Auswahl der kunsthistorischen Aufsätze, außer dem Vortrag Riehls über Dürer und den Abhandlungen Halms über „Die heiligen Gräber des 18. Jahrhunderts", nahezu alles, was weitere Kreise interessieren könnte. Untersuchungen wie über das Altöttinger Portal gehören in strenge Fachorgane. Über moderne profane Kunst findet sich nichts von allgemein orientierender Bedeutung; als Ersatz müssen meist uncharakteristisch ausgewählte Autotypien dienen.

Die Redaktion steht dem reichen Bildermaterial rat- und hilflos gegenüber, statt es zur Einführung in Verständnis und Genuß der Originale zu verwenden.

Durchaus ungenügend ist die Auswahl wie die Besprechung der Kunstliteratur. Man sucht umsonst eine auch nur oberflächliche Kenntnis der einschlägigen Literatur; man vermißt vollständig ein eigenes Urteil. Was der Redakteur auf diesem Gebiet leistet, erhebt sich nicht über eine Paraphrase der betr. Waschzettel. Dabei wird den Verlagswerken Bruckmanns, der das Ganze druckt, eine besondere Aufmerksamkeit zuteil.

Man sucht auch umsonst irgendwelche Direktiven der Redaktion. Sie lebt nur von den zufälligen Gaben des einen oder anderen gutmütigen Kunstgelehrten, der hier seine Pulthüter absetzen darf.

Solange die Redaktion nicht in die Hände eines Fachmannes kommt, und solange das Ganze nicht aus der geschäftlichen Sphäre des Unternehmens an der Karlstraße loszureißen ist, harren die Urteilsfähigen umsonst auf eine katholische Kunstzeitschrift, die sich auch nur halbwegs mit den besseren akatholischen Revuen messen könnte.

Sind die Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" so bescheiden in ihren Ansprüchen, daß sie dergleichen als eine würdige Pflege ihrer Kunstinteressen gelten lassen, so ist das ihre Sache. Aber die deutschen Katholiken dürfen nicht derart selbstlos sein: Sie müssen mit ihrer Unterstützung warten, bis die Sache unterstützenswert ist. Dr. J. Popp.

Das letzte Märchen[1]

Was Paul Keller mit dieser seiner neuesten Schöpfung will, ergibt sich nicht mit voller Klarheit. Der Dichter hat dies wohl selbst dunkel gefühlt und deshalb eine Vorrede „An die Verwunderten" geschrieben. Er möchte kein Märchen im naiven Sinn geben, sondern das letzte, das späte Märchen, das Märchen des Ausklangs, das an der Grenze fast jenseits der Märchen steht. Er schildert einen späten Besuch des Märchenlandes, wie dies ein Mensch mit alten Augen und moderner Erkenntnis sieht. Er ist sich bewußt, daß er reflektiert, reflektieren will, reflektieren muß.

[1] Ein Idyll von Paul Keller. München 1905, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 368 S. 8°. Mk. 4.50 [5.50].

Digitized by Google

Solcher Vorwurf aber ist nicht dichterisch intuitiv erstanden, sondern erfunden im Sinn der Konstruktion. Deshalb muß Paul Keller auch eine Art Kommentar zum eigenen Werke geben. Dazu kommt als weiteres ästhetisches Bedenken, daß ein derartiger Zwitterzustand von naiver Schilderung — ich nenne dafür die in diesem Sinne durchaus geglückten Kapitel: Beim „Walddoktor", „Der Letzte der Sieben", „Rübezahls Grab" — und satyrischer Einkleidung von Gegenwartszuständen: Geschichte einer Zeitungsgründung, wie ihres weiteren Schicksales, im Leser notwendig ein Doppelgefühl hervorrufen muß, das die Empfindung der künstlerischen Einheit in uns verhindert. Entweder wir genießen als Kinder Märchen — und wer hätte sich dessen zu schämen, wenn sie naiv gedacht, empfunden und gestaltet sind wie jene der Gnauck-Kühne — oder wir erfreuen uns des satyrischen Widerspiels unserer eigenen Verhältnisse; aber beides zugleich führt zu keiner psychologischen Befriedigung.

Trotzdem wird jeder Leser, zumal wenn er die Dichtung mehr als einzelne Bilder an sich vorüberziehen läßt, viel Genuß an dem „Letzten Märchen" erleben. Partien wie „Beim Walddoktor", den wir aus eben dem Grunde nachstehend abdrucken, zeigen die ganze Eigenart der Kellerschen Muse, zeigen den geborenen Dichter und seine hervorragende Kunst des Erzählens, wie seinen schalkhaften, goldenen Humor. Pp.

Beim Walddoktor

Eines Tages begegnete mir der Waldarzt Dr. Schnugu und lud mich ein, ihn zu besuchen. Aber ich solle seinen Neffen Stimpekrex nicht mitbringen, denn er könne den kindischen Kerl nicht leiden.

„Er hat mich gestern aus dem Hause geworfen," sagte mir Stimpekrex lachend, als ich ihm die Begegnung mit seinem Oheim erzählte. „Ich gehe jetzt acht Tage lang nicht zu ihm; dann läßt er mich holen."

So machte ich mich allein auf den Weg zu Dr. Schnugu, und der alte Wegzeiger im Märchenwald wies mich zurecht. Ein sehr niedriges Holzhäuslein fand ich, auf dessen schrägem Dach das Moos wucherte. Rings um das Häuslein war ein Garten voller Kräuter, die ich nicht kannte. Der Zaun war verfallen, auch die Schutzwände eines alten Ziehbrunnens waren niedergebrochen. Melancholisch baumelte ein uralter Eimer über dem Wasserschachte. Die Haustür hing nur noch in einer Angel, die meisten Fensterscheiben waren zerschlagen oder sie waren schmutzig und von Spinnweben bedeckt. Das ganze Anwesen hatte etwas Hexenhaftes, Vernachlässigtes.

Dr. Schnugu empfing mich etwas knurrig. Er erlaube sonst nie während der Sprechstunde einen privaten Besuch, sagte er. Aber bei mir sei es etwas anderes. Ich solle in der „Zeitung" die Leute über manche Dinge belehren und müsse daher meine Studien machen. Ins Sprechzimmer dürfe ich nicht, aber ich könne mirs in seinem Privatzimmer bequem machen und durch das Guckloch schauen.

Das „Privatzimmer" war eine Höhle, in der sich ein invalider Tisch, ein maroder Stuhl und eine trostlose Holzpritsche in die Ehre des Mobiliars teilten.

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!"

Digitized by Google

Dies Wort, das der große Dante über die Tür seiner „Hölle“ schrieb, hatte hier ein Witzbold mit Bleistift an die Tür von Dr. Schnugus „Privatzimmer“ geschrieben.

Der Walddoktor machte ein grimmiges Gesicht, als er sah, daß ich es las.

„Verstehen Sie das?“ fragte er lauernd.

Ich nickte.

„Ihr, die ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung draußen!“ übersetzte ich.

Da wurde er puterrot im Gesicht.

„Das hat Stimpekrez angeschrieben — der Schweinigel! — Er wollte es auch an mein Sprechzimmer anschreiben, aber da —“

Er machte eine wilde Geberde und ging nach dem Nebenzimmer.

Ich schaute durchs Guckloch. Das „Sprechzimmer“ war ein großer Raum, in dem sich eine Anzahl von Schränken und Flaschen, Düten und Schachteln befand. Im übrigen auch nur ein Tisch und ein Stuhl, die denen des „Privatzimmers“ brüderlich ähnelten.

„Der nächste Patient!“ schrie Dr. Schnugu nach dem Wartezimmer hin.

Ein fetter Maulwurf wackelte ins Zimmer. Er schien asthmatisch zu sein, denn er blieb immer nach drei Schritten stehen und ächzte und stöhnte sehr jämmerlich.

„Ach — ach — ach, Herr Doktor —“

„Wo steckt's?“

„Im — im Bauche! Ich — ich bin gewiß vergiftet und muß sterben.“

„Zeigen!“

Der Doktor fiel über den Patienten her, warf ihn mit einem Ruck auf den Rücken und drückte und knetete ihm den Bauch, daß der Schwarzrock zum Steinerweichen stöhnte.

„Überfressen!“ stellte Dr. Schnugu nach der Untersuchung die Diagnose. „Vollständig überfressen! Wenn das so weiter geht, mein Lieber, sind Sie eines schönen Tages krepiert. Schmählich krepiert! Fressen Sie an einem Tage höchstens zweimal soviel, als Sie selber schwer sind! Nicht mehr! Oder der Teufel holt Sie! Und jetzt werden Sie die nächsten Tage nichts als Rhabarber fressen — verstanden? Dann wird's wieder gehen! Marsch!“

Der Maulwurf wandte noch ein, daß er eine so schwere Kur nicht aushalten würde und wurde daraufhin hinausgeworfen.

„Nächster Patient!“

Ein Füchslein spazierte herein. Es trug einen prächtigen, buschigen Fuchsschwanz zwischen den Zähnen und ließ ihn vor Dr. Schnugu niederfallen.

„Ich bin in eine Falle geraten“, sagte der Rotrock betrübt, „und hab ihn mir abgerissen. Mach ihn wieder an!“

Dr. Schnugu hob den Fuchsschwanz auf, hieb ihn dem Besitzer ein paarmal um die Ohren und zündete dann unter einem Kessel, auf dem „Lebensleim“ geschrieben stand, Feuer an. In den erhitzten Lebensleim tunkte er den Fuchsschwanz und befestigte ihn darauf mit einem geschickten Handgriff an seinem alten Platz. Der Fuchs machte einen schmerzlichen Satz bis an die Decke des Zimmers und war, ohne erst „Danke!“ zu sagen, binnen drei Sekunden mit seiner angeleimten Leibeszier verschwunden. Draußen hörte ich ihn noch einige Male mit großem Geheule um das Haus rasen.

Digitized by Google

„Der Nächste!"

Eine Frau trat ins Zimmer. Es war eine Else. Ich erkannte das an den grünlichen Augen und den bläulich schimmernden Haaren.

Die Else trug ein süßes, kleines Mädchen auf dem Arm.

„Es hat sich ein Füßchen vertreten, als es tanzte," sagte die Mutter traurig.

„O, o, ein Füßchen vertreten," klagte der Doktor. „Ein armes, süßes Füßchen!"

Er war plötzlich wie umgewandelt. Eine große Freundlichkeit war über ihn gekommen, und er versuchte sogar, ganz fein und mild zu sprechen, was allerdings mißlang, da ihm die Stimme überschnappte.

„Ein armes, gutes Füßchen," wiederholte er. „Wird der Onkel Doktor heilen, wird er ganz gut heilen! Wird gar nicht wehe tun! Gar nicht wehtun, du liebes Kindchen!"

Und er kitzelte die Kleine freundlich am Kinn. Das Elfenkind aber fürchtete sich vor dem bärtigen, häßlichen Gesicht, verzog das Mäulchen und fing an zu weinen.

„Aber süßes Kindchen wird doch nicht weinen! Wird doch nicht weinen, Goldherzchen! Ist ja der gute Onkel Doktor! Sieh doch, Herzchen, sieh doch!"

Und Dr. Schnugu fing an zu pfeifen und von einem Fuß auf den andern zu hüpfen, wobei er mit den Armen schlug wie ein Hampelmann.

Davor fürchtete sich das Elfenkind noch mehr und fing ein entsetztes Geschrei an. Und ich bestätige, daß es wirklich sehr schrecklich aussah, wie Dr. Schnugu tanzte.

„Machen wir schnell, liebe Frau! O, es ist furchtbar, einem so lieben Ding wehtun zu müssen."

Und er faßte den zierlichen Fuß, holte noch einmal tief Atem, ein paar Griffe, ein Schrei und alles war fertig.

„Nun noch einen Verband, dann ist's gut!"

Als er fertig war, ging eine tiefe Traurigkeit über Dr. Schnugus Gesicht.

„Es wird nicht lange mehr dauern, dann laufen die Kinder fort, wenn ich durch den Wald gehe, und rufen mir nach: ›Der Schinder!‹"

Die schöne Elfenfrau schüttelte die dunkeln Locken.

„O nein, alle haben den Dr. Schnugu gern, die Kleinen und die Großen."

Und sie ging auf den Arzt zu und küßte ihn auf den Mund.

„Ich danke," sagte sie und ging.

Dr. Schnugu stand wie die steinerne Bildsäule eines Waldgötzen. Er war wie erstarrt. Minutenlang stand er so, ohne sich zu regen; nur zweimal leckte er sich mit der Zunge kurz über die Lippen. Aber dann warf er einen verdrossenen Blick auf mein Guckloch, legte seine Stirn wieder in grimme Falten und schrie mit seiner allerbarschesten Stimme:

„Der nächste Patient!"

Eine junge Ratte kam sehr zierlichen Ganges hereingetänzelt. Sie klagte über Kopfschmerzen, Schwindelanfälle, Ohrensausen, Müdigkeit und sehr große, geistige Niedergeschlagenheit.

„Fräulein, zeigen Sie Ihr Zahnfleisch!" sagte Dr. Schnugu.

Das „Fräulein" hob verschämt ein wenig die Oberlippe, und Dr. Schnugu sagte:

„Sie haben die Bleichsucht, hochgradig die Bleichsucht! Viel frische Luft und gute Kost, das ist alles, was ich Ihnen anraten kann. Wo wohnen Ihre Eltern?"

Digitized by Google

„Ach, sie wohnen bei einem Fleischer. Aber es geht dort so gewöhnlich zu. Da hab ich mich separiert und bin zu einem Professor gezogen. Ich bin so mehr fürs Gebildete."

„So?! Und was haben Sie bei dem Professor für Kost?"

„Ach", sagte die Ratte, „ich habe seit drei Monaten nichts anderes mehr gegessen als Pergamentblätter."

Dr. Schnugu machte einen Luftsprung.

„Pergamentblätter! Urkunden! Vielleicht unersetzliche Urkunden! Die fressen Sie?"

Das Fräulein nickte bescheiden.

Dr. Schnugu raste im Zimmer auf und ab.

„Fräulein, Sie — Sie — Sie sind eine Gans!"

„Nein, eine Ratte!" sagte die junge Dame.

Da blieb der Doktor stehen, bohrte die Hände tief in die Taschen und stieß ein fürchterliches Gegrunze aus. Dann beruhigte er sich.

„Ich werd Ihnen mal was sagen! Eigentlich müßte Ihnen das Leder — — doch nein, das will ich nicht sagen! Ich will Ihnen sagen: Wenn Sie von einem Pergamentblatte nur noch eine einzige Ecke abbeißen, sind Sie hin! Hin, sage ich! Tot! Mausetot! Und alle Schnugus der Welt können Ihnen nicht mehr helfen. Ziehen Sie augenblicklich bei dem Professor aus! Zurück zu Ihren Eltern! Zum Fleischer! In gesunde Verhältnisse! Oder es ist alle mit Ihnen!"

Das Fräulein fing ein wenig an zu weinen, versprach aber zu folgen, machte einen zimperlichen Knix und ging.

„Nächster!"

Ein einäugiger, verwildert aussehender Mann erschien, der mir bekannt vorkam.

„Heißen?"

„Brumbu!"

„Stand und Gewerbe?"

„Räuber!"

„Ah ja, wirklich Brumbu, — richtig, richtig! Haben uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen. Wo steckt's denn?"

„Ich hab mir ein bißchen den linken Arm gequetscht."

Dr. Schnugu untersuchte den Patienten.

„Nein Freundchen, nicht gequetscht, sondern gebrochen. Sogar zweimal gebrochen! Wie ist Ihnen denn das passiert?"

„Ich wollte gestern abend bei Ihnen einbrechen, da fiel ich vom Dache, und da hab ich ihn mir gequetscht. Denn Ihr Dach ist sehr schlecht, Herr Doktor."

Schnugu war sehr überrascht.

„Bei mir wollten Sie einbrechen, Brumbu?" fragte er betroffen. „Erlauben Sie, da muß ich mal Ihren Kopf untersuchen, denn da müssen Sie doch eigentlich verrückt sein."

Der Räuber schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er treuherzig, „verrückt bin ich nicht. Ich hatte mir bloß den Magen verdorben, und da wollte ich mir eine Flasche Medizin stehlen."

Dr. Schnugu stieß einen schrillen Quieker aus.

„Eine Flasche Medizin! Eine Flasche Medizin! Und dann wohl die Flasche aufs Geratewohl aussaufen — was?! Brumbu! Kerl! Dämlack! Wenn Sie nun

Digitized by Google

eine falsche Flasche erwischt hätten! Eine giftige Flasche! Dreiviertel aller meiner Flaschen sind giftig! Ums Leben hätten Sie kommen können! Ums Leben hätten Sie ja kommen können!"

Der Doktor raufte sich jammernd die Haare, und der Räuber stand mit dummem Gesichte da. Nach langer Weile erst beruhigte sich Dr. Schnugu ein wenig. Er sah den Räuber bittend an und sagte in eindringlichstem Tone:

„Brumbu, mein lieber Brumbu, das Eine versprechen Sie mir: Wenn Sie wieder mal bei mir einbrechen wollen, stehlen Sie, was Sie wollen, stehlen Sie meinen alten Schafpelz oder stehlen Sie meinetwegen sogar meine Tabakspfeife, aber stehlen Sie keine Medizin."

Der Räuber versprach, sich darnach zu richten. Dann wurde er eingerichtet, geschient und verbunden. Während darauf der Doktor sein Verbandzeug zusammenpackte, empfahl sich Brumbu, nicht ohne die Tabakspfeife des Doktors mitgehen zu heißen.

Nun kamen wieder eine Anzahl Tiere: ein Regenwurm, dem durch einen Fußtritt das Hintervierte zerquetscht worden war; ein Dachs, der ein Fettherz hatte; eine Spinne, die an Drüsenverhärtung litt und dadurch sehr in ihren Berufsarbeiten behindert war; eine Schlange, die einen Giftzahn plombiert haben wollte, ihn aber ausgezogen bekam; ein eitler Hirschkäfer, der sich ein Horn abgestoßen hatte und sich „der Symmetrie halber" das andere amputieren lassen wollte; ein Igel, der sich die Stacheln schleifen ließ, und ein graues Kaninchen, das ein Haarfärbemittel wünschte.

Der Doktor behandelte alle diese Patienten mit großer Sorgfalt, alle in durchaus individueller Weise, alle mit seiner tiefen Erkenntnis und seiner starken Liebe.

Es kam auch noch viel Berg- und Waldvolk: die Männer kurz und verschlossen, meist scheu und unmutig, daß sie überhaupt krank seien, die Weiber mit vielem Jammern und einer breiten Ausführlichkeit. Manche bezahlten mit einem Goldklümplein, mit einem funkelnden Stein oder mit Geld. Dann schenkte allemal der Doktor dem nächsten Bergmann oder armen Moosweibchen, was er selbst zuvor erhalten hatte. Und da kam auch eine Denunziation vor.

„Herr Doktor," sagte eine Frau, „die Schnurrgrine, die so oft zu Ihnen kommt, ist eigentlich gar nicht krank. Sie wartet bloß allemal, bis ein Reicher bei Ihnen war, der bezahlt hat. Und dann geht gleich sie ins Sprechzimmer, damit sie das bekommt, was der Reiche Ihnen gegeben hat."

Der Doktor sagte grob, das Weib solle sich hinausscheren. Wenn er, der Doktor, so dumm sei, sich betrügen zu lassen, so sei das seine Privatangelegenheit.

Und die Warnerin wurde ungnädig entlassen.

* * *

Zu guter Letzt kam noch eine Patientin — Goldina, das Königskind.

Sie kam langsam, zögernd über die Schwelle. Ich sah, daß ihre Wangen blaß und ihre Augen gerötet waren vom Weinen. Auch der Doktor bemerkte das bald.

„Was ist, Kind, was ist?"

Sie blieb stehen und brach in einen Strom von Tränen aus.

„Goldina! Kind! Was ist Ihnen geschehen?"

Da lehnte sie den Kopf an seine Brust und weinte noch heftiger.

Digitized by Google

Er führte sie behutsam zu seinem Stuhle. Aber sie kniete vor ihm nieder und preßte die goldenen Locken an den Sammet seines schwarzen Mantels. Da setzte er sich selbst, und sie kniete vor ihm, und er streichelte ihr den Scheitel und gab ihr gütige Worte wie ein Vater.

„Ich kann es ja bloß Ihnen sagen, — bloß Ihnen, — das Herz tut mir ja so weh, — so sehr weh, — und ich bin so unglücklich, so sterbensunglücklich!"

Ein mildes Lächeln ging über das Gesicht des Alten.

„Hat er Sie gekränkt — der böse Prinz Juvento?"

Sie verbarg ihr Gesichtchen in tiefer Scham ganz in seinen Mantelfalten. Seine Stimme wurde ganz milde.

„Ich weiß es ja doch, Herzenskind! Schämen Sie sich nicht! Warum soll es Ihr alter Doktor Schnugu nicht wissen?"

Da richtete sie sich auf und schluchzte unter einem Strom von Tränen:

„Er — er hat eine Liebschaft mit der — der Angelika — mit der von droben, — mit der von den Menschen!"

Ich weiß nicht mehr, was der Doktor darauf sagte.

Es war mir, als habe mich ein Schuß getroffen. Ein kurzer, spitzer Schlag vor die Brust! Und es war, als ob mir alles Blut auf einmal nach dem Herzen geströmt und der Kopf ohne alles Leben sei.

Mit leeren, glasigen Augen schaute ich auf die beiden.

Ich sah, daß das junge Mädchen dem Alten einen Brief gab. Den Brief habe eine Kammerfrau bei Angelika gefunden. Es sei ein Liebesbrief des Prinzen Juvento. Er bestelle sie für eine bestimmte Stunde nach den königlichen Gärten.

Eine Weile stand ich noch da, ohne mich zu rühren, auch ohne etwas zu hören oder klar zu sehen. Dann wandte ich mich nach der Tür.

Ich wollte fortgehen. Weit fort von hier! Was sollte ich hier noch? Dem alten Manne danken, Abschied von ihm nehmen? Es war mir nicht nach Dank zumute. Und der Doktor hatte wohl auch meine Anwesenheit vergessen.

Wie das junge Ding dort drin weinte!

Es war nicht zum Anhören.

So trat ich durch die Tür hinaus in den Märchenwald. Langsam ging ich eine stille Pinien-Allee entlang.

Ich dachte nichts Heftiges, es war kein Zorn in mir. Ganz still war ich und müde.

Ein Elfenkind sprang mir in den Weg.

„Angelika!" rief es. „Angelika! Angelika!"

Ich sagte, es solle ganz still sein und nicht lärmen.

Wenn es ganz still und artig wäre, würde ich ihm Zucker schenken.

Digitized by Google

Johann Andreas Streicher

Ein Erinnerungsblatt an Schillers Fluchtgenossen von Stuttgart

Von Dr. A. Dreyer

Was Schiller in einem Briefe vom 25. Mai 1783 seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen gegenüber rühmt: „Ein groses, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihre Vollendung. Seien Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie beides haben", das paßt wohl am besten auf ihn selbst. Denn ihm fehlte weder die warmfühlende, empfängliche Seele, die „nach Anhänglichkeit, Freundschaft und Liebe dürstete" und nur „der Freundschaft und den Musen leben" wollte (Schillers Briefe von Jonas I, 230 und 184), noch der Freund, der mit ganzem Herzen sich an ihn anschloß — weder in der frühen Jugend noch im vorgeschrittenen Alter.

Von seinen Freunden in Lorch, Ludwigsburg und namentlich in Stuttgart entwirft ein interessantes Buch Julius Hartmanns: „Schillers Jugendfreunde"[1]) ebenso plastische wie reizvolle Bilder. Es ist eine stattliche Korona von jungen Genossen des Dichters, die der gewissenhafe Forscher an unserm Geiste vorüberziehen läßt, und erst durch ihn gewinnen Schillers Worte in einem Briefe an seine Schwester Christophine vom 19. Juni 1780 Farbe und Leben: „Ich habe viele Freunde in der academie, die mich sehr lieben."

An rührender Treue und bewundernswerter Opferwilligkeit überragt sie alle der wackere Johann Andreas Streicher, der einzige Genosse seines tiefsten Unglücks.

In unserer weitausblickenden Zeit, die so gerne mit „Wenn" und „Aber" operiert und die verschiedensten Möglichkeiten in Erwägung zieht, sind wohl die Fragen nicht unangebracht: Wäre Schiller überhaupt den drückenden Fesseln entronnen, wenn er nicht eine so hingebungsvolle Seele, wie Streicher gefunden hätte? Wie hätte er die seiner Flucht folgende entbehrungsreiche Zeit ohne diesen ertragen? Wer sich in dieses Kapitel der Leidensgeschichte unseres großes Dichters vertieft hat, wird dieselben kaum zu Ungunsten Streichers beantworten können.

Ein guter Stern führte den jungen, mittellosen 19jährigen Tonkünstler, einen Stuttgarter Steinhauerssohn, der nach des Vaters frühem Tode im Waisenhause erzogen wurde und sich aus eigener Kraft zu

[1]) Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

einem bedeutenden Klaviervirtuosen aufschwang, in die Akademie im November 1780, als eben in einer der Prüfungen ein junger Mediziner mit „rötlichen Haaren, gegeneinander sich neigenden Knien, schnellem Blinzeln der Augen, öfterm Lächeln während des Sprechens, mit schön geformter Nase und tiefem, kühnem Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einem der Professoren in einer lateinischen Disputation opponierte." (Palleske meint, es sei Professor Drücks Streitschrift „De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis" gewesen.)

Und als ein paar Monate später die „Räuber" die Herzen der Jugend entflammten, da brannte Streicher vor Begierde, den Dichter kennen zu lernen, und hatte die Freude, in ihm jenen Jüngling wieder zu erkennen, dessen erster Anblick einen so tiefen Eindruck in ihm zurückgelassen hatte.

Zwischen beiden erblühte bald ein inniger Freundschaftsbund, und „keine der idealen Freundschaften jener Zeit war idealeren Schwunges als die, welche Streicher seinem Schiller weihte" (Scherr Joh., Schiller und seine Zeit, 1859, S. 167). In der Tat steht die selbstlose Hingabe Streichers an den großen Freund fast einzig da in der Geschichte der Freundschaften. Und daß der Dichter diese schwärmerische Verehrung nicht nur mit rückhaltloser Zuneigung, sondern auch mit Beweisen höchsten Vertrauens vergalt, ist allbekannt. Keiner von allen Jugendfreunden wurde so tief in des Dichters ideales Streben und seine rosigen Zukunftshoffnungen, in seine bittern Sorgen und schweren Kämpfe eingeweiht als der goldtreue, verschwiegene Andreas, und um seinen Fluchtplan wußte außer seiner Mutter und Schwester niemand etwas, als eben dieser. Und was der träumerische, der Wirklichkeit abgewandte Dichter wollte, das setzte der brave, in der harten Schule des Lebens gestählte Streicher in die Tat um. In aller Stille traf er die Vorbereitungen zur heimlichen Abreise von Stuttgart; er drängte den Freund, der statt des Einpackens ein Seitenstück zu einer Ode von Klopstock dichtete, sanft und doch mit Entschiedenheit zur Eile; ja er erbot sich selbst zur Mitfahrt. Streicher hatte nämlich im Sinne, im Frühjahre 1783 bei dem Musikdirektor Karl Phil. Em. Bach in Hamburg, dem Sohne des großen Seb. Bach, Kompositionslehre zu studieren, wozu ihm Verwandte in Hamburg ihre Unterstützung zugesagt hatten.

Um den geliebten Freund begleiten zu können, wußte er seine Mutter zu überreden, daß sie jetzt schon die Einwilligung zur Reise nach

Digitized by Google

Hamburg gab, obgleich Streichers Barschaft nur 28 fl. betrug, während Schiller für seine Reise bloß 23 fl. beisammen hatte.

Die Erlebnisse der beiden Reisenden, die Stuttgart nicht unter ihren wahren Namen, sondern als Dr. Ritter und Dr. Wolf verließen, auf ihrer Fahrt und in Mannheim sind wiederholt in breitester Ausführlichkeit geschildert worden. Uns interressiert hier nur Streichers treue Fürsorge, die keinen Augenblick erlahmte und die dem enttäuschten und niedergedrückten Dichter tröstend zur Seite stand.

Als Schiller durch den Mißerfolg seiner Fiesko-Vorlesung in Mannheim vor Iffland, Meyer u. a. ganz niedergeschmettert war, da verstand der warmherzige Freund seinen gesunkenen Mut zu beleben. Und Meyers (des Theaterregisseurs) Urteil nach der Lektüre des Stückes, daß der Fiesko ein Meisterstück sei, überbrachte er ihm freudestrahlend und — ohne den Zusatz, daß nur Schillers schwäbische Aussprache und verwünschte Art der Deklamation alles verdorben habe.

Da der Dichter sich in Mannheim nicht mehr sicher fühlte und nach Frankfurt pilgerte, zog auch sein Intimus mit ihm und kehrte dann mit ihm wieder zurück nach Oggersheim.

Dort, in dem sehr bescheidenen Gasthaus zum Viehhoff, lebten die Freunde in einem höchst ärmlichen Zimmer, das nur ein Bett besaß, worein sie sich beide brüderlich teilten.

In seinem schon genannten Buche veröffentlicht Johann Scherr zwei Schiller-Streicher-Bilder. Auf dem ersten hält der getreue Pylades in einem Wäldchen (vor Frankfurt) Wacht über den vor Erschöpfung eingeschlafenen Freund. Das zweite Bild führt uns in das schlichte Quartier beider in Oggersheim. Streicher spielt Klavier, Schiller lauscht den lieblichen Tönen, die seine Phantasie mächtig beflügeln.

In Frankfurt „half die Armut der Armut"; eine kleine Geldsendung von Streichers Mutter, für diesen zur Reise nach Hamburg bestimmt, ermöglichte die Rückkehr beider nach Mannheim bzw. Oggersheim. Dort waren jedoch die Mittel des jungen Musikers bald erschöpft, sodaß er in Mannheim Klavierunterricht erteilen mußte. Schiller folgte indes der Einladung der Frau von Wolzogen nach Bauerbach. Bis Worms gab ihm der treue Andreas das Geleite. Die Trennung war für immer, die Freunde sahen sich nie wieder im Leben.

Von seinem neuen Asyl in Bauerbach veranlaßt Schiller den Buchhändler Schwan, sich seines zurückgebliebenen Kameraden anzunehmen. „Sie werden zu den grosen Verbindlichkeiten, die Sie mir bis jezo schon

Digitized by Google

auferlegten, noch die gröſeſte hinzufügen, wenn Sie meinen zurückgelaſſenen Freund und Landsmann in Ihren Schutz nehmen. Ich weis nicht ob er in Mannheim zu bleiben geſonnen iſt. Wenn Sie aber glauben, daß ihm ſolches angerathen werden kann, ſo unterſtüzen Sie ihn mit Ihrem Rath und Ihren Empfehlungen. Sie tun es mir." (Brief Schillers vom 8. Dezember 1782.)

Und in einem Briefe vom gleichen Tage empfiehlt er dem erprobten Freund: „Halten Sie ſich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meier und meine Freunde. Beſſer Sie bleiben aber nicht dort, und verfolgen ihren erſten Anſchlag, der mir immer der vernünftigſte ſchien."

Zur Ausführung des erſten Anſchlags, nämlich der Hamburger Reiſe, kam aber Streicher nicht mehr. Seine Biographen, vorab Konſtantin von Wurzbach, ſind darob ungehalten. Er ſelbſt hat ſich jedoch nie hierüber beklagt. Daß ſein ſchönes Talent unter Bachs Leitung ſich auf das beſte entwickelt hätte, läßt ſich kaum beſtreiten. Doch fand er auch in Mannheim bei der kurfürſtlichen Kapelle Zeit, ſich in ſeiner Kunſt weiter auszubilden.

Aus Bauerbach erhielt er nur noch einen Brief von Schiller (14. Januar 1783), worin ihm der Dichter u. a. ankündigt, daß ſein neues Trauerſpiel, Louiſe Millerin genannt, fertig ſei. Streicher hatte ja an dem Werden und allmählichen Wachſen dieſes Stückes regen Anteil genommen; ja es war ſozuſagen unter ſeinen Augen entſtanden.

Weit über ein Jahrzehnt ruht der briefliche Verkehr beider. Streicher überſiedelte nach mehrjährigem Aufenthalt in Mannheim nach München, wo er bald ein geſuchter Klavierlehrer wurde und ſich durch ſeine Kompoſitionen (ein Ballett, mehrere Klavierſonaten, Kantaten, Variationen) Anteil an einer muſikaliſchen Handlung zu verſchaffen wußte.

In Augsburg lernte er Nannette Stein, die 1769 geborene Tochter des berühmten Orgel- und Klavierfabrikanten Johann Andreas Stein kennen, die nach dem Tode des Vaters die Leitung des Geſchäftes in muſtergültiger Weiſe führte. 1794 reichte er ihr die Hand zum Bunde für das Leben und Nannette eröffnete nun in Wien mit ihren Brüdern eine große Pianoforte-Fabrik, während ihr Gatte zunächſt als Klavierlehrer bald einen geſchätzten Namen ſich erwarb.

Erſt im Alter von 40 Jahren nahm er ſeiner Gattin einen Teil der Geſchäftslaſt ab, doch blieb er nach wie vor ein außerordentlicher Förderer des muſikaliſchen Lebens der Kaiſerſtadt.

Digitized by Google

In seinen geräumigen Sälen versammelte sich im Winter eine erlesene Schar von berufenen Künstlern und musikliebenden Dilettanten und brachte klassische Tonwerke vorzüglich zu Gehör, und nach seiner Intention schlossen sich später die Musikfreunde Wiens zu einer achtunggebietenden Gesellschaft zusammen.

Als Mäcenas aufstrebender Talente, wie Karl Czernys, Franz Lachners u. a., genoß er einen ebenso bedeutenden Ruf wie als Reformator des evangelischen Kirchengesanges in der österreichischen Hauptstadt.

Den Rat Schillers, sich „zu dem Handwerksmäßigen seiner Kunst herabzulassen", hatte er redlich befolgt. Dabei leitete ihn stets reine Liebe zur Kunst. Über den Anforderungen des praktischen Lebens verlor er nie die Begeisterung für das Ideale, die ihn seines großen Jugendfreundes würdig machte. An diesen gedenkt er zeitlebens, und kaum fühlt er sich in Wien etwas heimisch, da berichtete er (16. August 1795) dem alten Freunde, der die Veranlassung seiner Entfernung von Stuttgart war, von seinem neuen Glücke.

Schiller ist von dieser seltenen Anhänglichkeit tief gerührt. „Ich kann Ihnen (schreibt er ihm am 9. Oktober 1795) auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unseres Zusammenseyns, und Ihre freundschaftliche Theilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig theurem Andenken bleiben wird."

Die Treue bewahrte Streicher seinem berühmten Landsmanne weit über das Grab hinaus; denn gegen Ende seines Lebens verfaßte er sein Buch „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785", das allerdings erst drei Jahre nach seinem Tode erschien und für die Schiller-Biographen eine reiche Fundgrube wurde. Palleske weiß das Werk nicht genug zu loben. „In dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein bezaubernder Hauch der Empfindung, daß man bei der Erzählung des Musikers einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer schönen Haydn'schen Sonate."

An Freunden war Schillers Leben nicht arm, und daß die Freundestreue kein leerer Wahn ist, das hat er an sich selber erfahren. Doch von allen, die seine Lebenspfade kreuzten, war der werktätigste, der selbstloseste und hingebendste „sein Befreier aus tiefster Not" — Johann Andreas Streicher.

Digitized by Google

Belletristik von gestern und heute

Besprochen von Hermann Binder

Es war einmal — ein arger literarischer Wildfang. Der mochte sich mit den schönen Büchern, die man ihm als Jungen in die Hand gab, nimmermehr zufrieden geben. Er suchte andere, neue, große, dicke und starke. Auch solche hätte er bei uns genug gefunden. Aber sie waren ihm und boten ihm nicht genug, nicht was er wollte. Drum wanderte er aus, über den Rhein, an die Seine, nach Paris und antichambrierte bei — Zola. Und als er sich von dessen Geist vollgesogen, dessen Handwerkszeug gekauft und gebrauchen gelernt, als er ihm, dem „Größten der Großen" in den achtziger Jahren, abgeguckt: wie er sich räuspert und wie er sich spuckt, ja wie sie sich in dessen Büchern spucken, im Kote wälzen, lieben und hassen, — da zog er wieder heim und schrieb drauf los. So wurde er einer der Hauptführer und -vertreter des krassen, dickstofflichen, naturalistischen Romans. Wir meinen natürlich den nun 59jährigen Münchener Schriftsteller Michael Georg Conrad, dessen vor 3/4 Jahren erschienener fränkischer Dorfroman „Der Herrgott am Grenzstein"[1]) kurz zu besprechen ist. Der Roman hat bereits eine kleine, aber gehaltvolle Debatte erregt. Oscar Bulle hat nämlich in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (1905 Nr. 24) über diesen Roman gesagt: „Conrad wollte einen ‚Dorfroman' schreiben und hat über ein zwar nach vieler Richtung hin recht interessantes, aber doch in seinen Grundzügen mit städtischer Kultur erfülltes Werk hervorgebracht". Erdgeruch scheine mit einer gewissen Absichtlichkeit hineingepumpt worden zu sein. Conrad replizierte in Nr. 30: In seinem Dorfroman werde ein ganzes Dorf auf die Beine gestellt, im Gegensatz zur uralten Romanschablone mit dem bewußten Helden und seinen Nebenfiguren. Dorfroman also: ein Stück volles Dorfleben, voller Dorfkultur. Von Hineinpumpen des Erdgeruchs sei gar keine Rede; denn dieses Dorf sei seine Heimat: „Es gibt keine Welt und keine Menschheit, die mir vertrauter wäre und die ich mit mehr Liebe schilderte."

Aus dem literarischen, unzufriedenen, schreienden Wildfang ist in diesem Buch ein ziemlich zahmer, darum recht erträglicher, interessanter Realist geworden mit manchem romantischen Einschlag. Es ist uns ganz und gar unmöglich, die volle Handlung des Romans, die vielen, vielen Einzelheiten, Personen und Geschehnisse — ein gutmütiger Pfarrer, ein bäuerlicher Geizhals, politische Wahlbewegung, Kirchweih und Erntefest, religiöse Streitereien mit der katholischen Nachbargemeinde, ein junger Lehrer, halb Flemmig (siehe „Flachsmann als Erzieher") halb Nietzscheaner und verschwommener, aber gleichwohl anziehender Kopf usw. — darzulegen und aufzuzählen. Dieser Lehrer, der vom Schriftsteller wohl als tragende Hauptperson gedacht wurde, ist dies aber nur

[1]) Berlin 1905, Otto Janke. 220 S. 8°. Mk. 5 —.

Digitized by Google

teilweise. Wir möchten jedoch nicht behaupten, daß Conrad nur lose Einzeldorfbilder aneinandergereiht hätte, skizzenhafte Genrebilder; nein, es ist ihm gelungen, nicht wenige hochdramatisch bewegte, psychologisch durchgeführte und sprachlich vorzüglich gehaltene Geschichten zu geben. Schließlich ersteht auch ein lebhaft nachhaltiger Gesamteindruck, da der Verfasser den Stoff wohl proportioniert, spannt und abspannt; wir haben uns freilich nicht wenige Stellen notiert, zu denen wir energisch den Kopf schütteln mußten. Einige allzu verschrobene, keck hingeworfene Meinungen läßt der Dichter im Buche selbst korrigieren; manche frech und frivol klingende Expektorationen hätten wir ihm gerne geschenkt. Seine einstige pfaffenfresserische Natur hat er noch nicht ganz verleugnet. Ist uns sonach dieser fränkische Dorfroman auch kein vollkünstlerisches Buch, so müssen wir es doch wegen seines Ernstes, seiner mitunter dramatischen Gestaltung, seiner urwüchsigen, kernigen Sprache, seiner innern Gesundheit zu den bedeutenderen Heimatkunstbüchern zählen.

„Am Grenzstein" kreuzen sich nicht bloß die Wege der zwei Nachbargemeinden, sondern auch die tiefsten politischen und religiösen und wirtschaftlichen Ansichten und Verhältnisse; in einem etwas engeren Sinn kann Emil Strauß seinen Roman „Kreuzungen" [1]) nennen, insofern er das Auf und Ab der Liebesneigungen, ihr allmähliches Erkalten nach stürmischer Leidenschaft, das leise, immer lebhafter wachsende Blühen einer neuen Liebe zur Darstellung bringt. Aus Ehrgefühl nimmt der Finanzpraktikant Hermann Anshelm die Elfriede, die er im letzten Herbst in aufwallender Liebe ein wenig kennen gelernt, in sein Haus auf; denn sie fühlt sich als Mutter von ihm. Es entwickelt sich ein anscheinend leidenschaftsloses Zusammenleben, „jenseits von Gut und Böse". Als das arme Kindlein in einer Frühgeburt zur Welt kommt, hat es den Anschein, als sollten die Herzen sich dauernd fesseln. Aber sie ist im Grunde ein ganz stolzes, von fast wahnsinniger Ichsucht eingenommenes Weib; er hat wohl diesem gesetzlosen Verhältnis zulieb seine amtliche Stellung aufgeben müssen und gern, ohne Bedenken sie zuletzt aufgegeben. Doch mit dem entschlafenen Kind entgleitet ihm auch vollends dieses Weib; es geht jetzt auch äußerlich von ihm, da es innerlich nie in dauernder Liebe ihm gehörte: „Mich wollte ich vom Leben das bißchen Schönheit und Freude, das ich im Leben sehe und finde, mir retten oder rauben, pflegen und mir schmecken lassen und weiter nichts. Nicht alles Blöde, Widrige auf meine Schultern nehmen und schleppen, bis mein Atem bricht! Ein Ekel ist mir Kind, Mann, Liebe, Ehe, alles!" Ein unheimliches Genußweib! Hermann bekommt schließlich sein Bäschen Klara, einen brillant gezeichneten, vom Leben zahm gemachten Backfisch, der im ganzen Roman immer munter und energisch, übermütig und lose vor unserem Blicke herläuft. Fein gezeichnet sind die Tante Ulrike und die Pflegeeltern der Klara. Die Sprache mutet wundervoll anheimelnd süddeutsch an. Der Roman ist sehr hoch zu stellen. Ein wehmütiges Bedauern beschleicht den christlich denkenden und fühlenden Leser

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. 342 S. 8°. Mk. 4.—.

Digitized by Google

darüber, wie alle Personen des Romans ohne jegliche überirdische Bedürfnisse ihren Weg sich in der irdischen Welt suchen.

Auch „Der Stürmer“ [1]) von Ewald Gerhard Seeliger ist so ein Wegsucher durch dieses Leben. Der Titel ist bezeichnend für diesen Willibald, dessen erste „Jugendzeit ein Bild voll Glanz und Glück, aber auch voll Pein und dunklem Drang war. Den Rahmen dazu bildete das bis an das Dach mit grünem Wein besponnene Vaterhaus. Und hinter dem Haus der große Garten mit den altersgrauen Obststämmen, die im Herbst voll schweren, lachenden Segens hingen. Dann kam der Anger mit Sträuchen und Bäumen, mit Hügeln und Tälern, mit Sandgruben und seltsamen Wasserläufen, die in Sümpfen entsprangen und endigten. Hier war seine eigentliche Heimat, hier durfte er ohne Zwang umherstreifen. Und das Vaterhaus war ihm nichts mehr als ein Unterschlupf für die Nacht und eine Stätte, wo er tagsüber seinen Hunger stillte.“ Er soll Pfarrer werden, das will er nicht; auch der Zwang eines Lehrers wird ihm auf die Dauer unerträglich; nach dem inspizierenden Schulrat wirft er à la Luther mit dem Tintenfaß. Und er bekommt seine Freiheit; sie bringt ihm viele Abwechslungen: Vom Pferdebahnkutscher, Kolporteur, Maschinenschmierer, Holzhauer, Redakteur eines Käseblättchens; vom ersten Held in einer Provinzschmiere, vom Kellner usw. bis herab zum nichtsnutzigen Vagabunden kommt er, bis ihn einmal der Schimpf eines riesig arbeitenden Mannes: „Haderlump!“ aufweckt. Der Verfasser führt ihn uns vor, bis er als Kulturretter eines Dorfes, wo er die Insassen von einem gewissenlosen Güteraufkäufer befreit, und als glücklicher Bräutigam in den holden Banden der Liebe zu einem reinen Mädchen vor uns dasteht. Man sieht: Lebensbilder genug, heitere und tragische; aber das eigentlich innere Leben und Werden, die Entwicklung des Stürmers müssen wir uns mehr denken als daß wir sie unterleben. Das Buch liest sich frisch, aber hie und da doch etwas hyperromantisch (freilich noch hyperromantischer mit parallelem Gedanken und Inhalt ist „Ein Sklave der Freiheit“ von Hillern). Die Bildersprache wirkt mitunter ermüdend und gekünstelt; wir lesen von dem „fröhlichen Tusch eines Kümmelrausches“ oder folgende Phrase (S. 78): „Wieder dachte er, kurz wie ein Blitz, an Maria (sein späteres beglückendes Weib!). Und plötzlich empfand er eine unbezähmbare Begierde, und leise tastend, als schämte er sich vor sich selber, schlich er an die Schranke seiner Ichsucht und späte hindurch. Da sah er rund herum Wüste und Sand und nackte Felsen; keine Blume, kein Strauch, kein schützendes Dach winkten ihm. Zum erstenmale erfaßte ihn das Gefühl der Trostlosigkeit; es schlug mit wuchtiger Hand an den schönen Bau seiner wohldurchdachten Philosophie, daß er krachend zerbrach; es zersprengte mit brechender Wucht die kristallhelle Schale seines gepanzerten Ichs, und Trümmer und Scherben stürzten zum Abgrund.“ Oho, das reißt einen förmlich mit!! Aber trotzdem hat uns auch dieses tüchtige Buch gezeigt, daß man ins volle Menschenleben greifen kann, ohne zynisch oder frivol zu werden.

[1]) Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 273 S. 8°. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Durchaus kein solcher energischer und charaktervoller „Stürmer" ist Rudolf Edenberg, der Titelheld im „Roman eines Seminaristen"[1]) von Domkapitular Matthias Höhler. Reichlich dick ist dieser Roman geraten, ohne daß das Interesse für den unsicheren Cantonisten, der aber schließlich doch noch seine Primiz feiern darf, sonderlich intim geworden wäre. Schon auf der Fahrt nach München schaut er dieser Klara Mayerhofen allzu tief in die Augen und wir wissen schon, ahnen es nicht bloß, daß diese Klara dem Herrn Rudolf viel zu schaffen machen wird. Da unterscheidet sich Höhler nicht von der Mache des Hofrats Arthur Achleitner; wenn er natürlich auch vielmehr ins Innere des schwankenden Theologiestudenten schauen läßt. Die Freunde des Rudolf wirken viel anziehender als er selbst; viel mehr hätten wir das eigentlich studentische Arbeiten und Treiben entwickelt gesehen; so wie hier sieht es einseitig aus, und die Tendenz, das Seminarstudium unter das theologische Universitätsstudium zu stellen, tritt allzu deutlich hervor. Dieser Rudolf ist kein Typus; dazu ist er gleich von Anfang an ein zu sentimentaler Liebesheld; die ganze Menge und große Mehrzahl tüchtiger Priester, die in Tübingen, Bonn usw. als studierende Theologen in Konvikten lebten, aber an den Universitätsvorlesungen verschiedener Art teilnahmen, sprechen gänzlich gegen die angeblich größeren Vorzüge des Seminarstudiums vor der theologischen Universitätsfakultät (vgl. in der „Lit. Beil. 1 z. Köln. Volksztg." Nr. 26 die neueste Feststellung des Standpunkts des Trident. Konzils durch Prof. Merkle, wonach das Konzil nicht gegen das Universitätsstudium der Theologen war). Die interessanten Besuche, die wir mit Edenberg im „Hotel" Fradin, im Gefängnis Saint-Lazare und bei der französischen Familie Mineau machen, zeigen, daß der Verfasser ein geschickter Schriftsteller ist, der für die nötige Abspannung und Abwechslung sorgt und darauf bedacht ist, die Umwandlung des Kandidaten allmählich vorzubereiten. Der Dialog ist gut. In der gesamten Führung der Romansprache vermißten wir nicht die Feile, aber doch die Feinheit; ein Dichter-Künstler ist Höhler nicht; „Der Erfolg des Mißerfolgs" von Sheehan steht viel höher. Trotz alledem wünschen wir dem Verfasser viele Leser, wenn wir auch feststellen müssen, daß sein Buch für die künstlerische katholisch-belletristische Literatur kein bedeutender Gewinn ist.

Ohne Weg scheint mitunter der Student des vorigen Romans zu sein. „Ohne Weg"[2]) betitelt sich eine von Heinr. Hauff übersetzte Novelle des Russen W. Weressajew, der in feinen Linien das Juanleben und -denken eines kranken Arztes schildert; krank ist er am Leib, krank an seiner Seele, denn er ist ein fin de siècle-Charakter, der sich aber doch im 2. Teil der Novelle aufrafft und während einer Choleraepidemie sich aufopfert. Das furchtbar abergläubische, fatalistische Wesen der Dorfleute dieser Krankheit gegenüber ist hinreißend geschildert. Alle Abwehrmaßregeln werden ihm illusorisch gemacht. Ergreifend wirkt die Entsagung des Arztes seiner geliebten Natascha gegenüber, der er eingestanden hat, daß er auf

[1]) Bonn 1905, P. Hanstein. 492 S. 8°. Mk. 3.50.
[2]) Berlin 1905, Dr. Franz Ledermann. 163 S. 2°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

sie verzichten muß, weil er unheilbar krank geworden. Ein feines Buch, von ganz anderer Art als Gorki und Genossen.

Um gleich in Rußland zu bleiben, so müssen wir wieder einmal auf den Alten von Jaßnaja Poljana, Leo N. Tolstoi, hinweisen; von ihm gibt Raphael Löwenfeld in künstlerisch eigenartiger, geschmackvoller Ausstattung sämtliche Werke heraus; uns lagen in den letzten Monaten Band 1 und 2 der 3. Serie, nämlich dichterische Schriften vor, betitelt: „Lebensstufen: Kindheit, Knabenalter und Jünglingsjahre“ [1]). Wer sehen will, was modernpsychologische epische Erzählkunst bedeutet, der muß es hier erkennen. Sind auch viele Einzelheiten in dem Leben dieses Nikolaj Iwenjew anscheinend einfach und gewöhnlich, mag sehr vieles darin auch in hundert andern Jugendleben vorkommen: es ist wunderbar anziehend, wie Tolstoi das alles erzählt, gestaltet; nichts scheint gekünstelt, nichts eingeschachtelt, manchmal dünkt einem manches zu breit, hie und da langweilig, aber es ist nicht ohne Kern und ohne Pointe; das ganze Familienleben dieser sogenannten besseren russischen Kreise kommt in typischen, voll lebendigen und lebenswahren Gestalten zur Darstellung: diese ehrwürdige Großmutter, der Papa, so geliebt in der Familie, aber so wenig daheim (man muß manches Bedenkliche im Leben dieses Papas vermuten), diese wundervollen Kinderszenen, und bei allem rücksichtslose Aufrichtigkeit in der Bloßstellung eigener und allgemeiner Fehler, das Studium, das Examen, manches unschuldige Liebesabenteuer usw. Wir geben am Schlusse dieses Artikels zwei Proben aus dem 1. Band, damit der Leser die fein-psychologische Ziselierkunst des russischen Dichterpatriarchen und Moralpropheten selber studiere; wir nehmen „Die Spiele“ und „Mascha“.

Gar schwerfällig und eckig nehmen sich hingegen die eben erschienenen Skizzen Karl Fischers: „Aus einem Arbeiterleben“ [2]) aus. Seine „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen“ haben großes Aufsehen erregt, vor allem wegen ihres Stoffes, der den Leser so ganz natürlich und tief in alle Arbeiterverhältnisse einführte. Diese Skizzen sind die überhaupt erste schriftstellerische Arbeit Fischers, Splitter und Späne aus der geistigen Werkstätte eines vielgeplagten, schwer handarbeitenden Mannes. „Die Ausgewiesene“ ist unwillkürlich eine blutige Satire auf die Bureaukratie: mit viel Ärger und Zorn erhält er im Polizeibureau endlich seinen Reisepaß, daß er auf die nächste Arbeitsstelle kommt. Das Geld zur Reise gibt ihm ein ganz unbekanntes Fräulein, das ebenfalls auf dem Polizeibureau sich befindet, um seinen — Ausweisungspaß entgegenzunehmen. Da er sehr eilig auf den Zug muß, kann er, obgleich er so lang wie möglich wartete, ihr nicht einmal mehr danken; und es drängt so sehr dazu sein Herze. Es fiel mir bald ein Vers, den einmal meine Tante vorgelesen hatte aus einem Buche, ein:

„Undank ist das größte Laster,
Das sagt immer unser Pastor.“

---

[1]) Jena 1905, Eugen Diederichs. 329 und 389 S⁰. Je Mk. 2.—.
[2]) Jena 1905, Eugen Diederichs. 143 S. 8⁰. Mk. 1.80.

Digitized by Google

„Im Hospital zu Kempen" ist wieder eine ausgezeichnete Skizze; er ist der einzige Protestant unter den lauter katholischen Kranken des katholischen Spitals. Sein Bericht ist furchtbar einfach, aber sehr beschämend für die katholischen kranken Arbeiter, die sich dem Beten, den Andachten, der hl. Messe entziehen, wo sie nur können; beim Essen sind sie immer da; er sagt — und dies ist der einzige nicht objektive Satz, den wir ihm gern geschenkt hätten, weil sein Inhalt aus der Schilderung selbst hervorgeht —: „Wiewohl sie alle katholisch waren, konnte ich doch nach und nach merken, daß sie kein Haar besser waren oder frömmer wie andere Leute." Von den 11 Skizzen ist nur eine, allerdings die längste, „Beim Bau des Stahlwerks", ganz langweilig. Die anderen tragen alle einen mehr oder minder starken, halb unbewußten, unwillkürlich ironisch-satirischen Stempel an sich; manchmal ists auch lachender Humor.

Brav, aber ohne jede literarische Note sind die 6 Skizzchen: „Was ist die Liebe?" Heiteres und Ernstes[1]) von M. von Friedrich. Der Waschzettel ist jämmerlich eingebildet. Ein einziges Skizzchen „Jakoba" ist gut; die übrigen sind arm an Gestalt und zum Teil schlecht deutsch; Zigarren figurieren darin immer als Giftnudeln!

Noch vier andere Skizzenbände haben wir erhalten, deren Form teilweise künstlerisch bedeutend ist. Der Inhalt von allen vier ist nicht bloß dekadent oder zynisch, sondern so liederlich und lüstern gemein, der Band aus einem österreichischen Verlag geradezu diabolisch unzüchtig, so daß wir alle vier dem Feuer übergaben. Solch ein Schund bleibe namenlos!

Alfred de Musset kannten wir bis an nur als einen der feinsten französischen Lyriker. Nun gibt Martin Hahn dessen Dichtungen in feiner Ausstattung und guter Übersetzung heraus; uns liegt der 3. Teil vor, die 4 Novellen: „Liebe und Liebe", „Emmelein", „Der Sohn des Tizian", „Friedrich und Bernerette"[2]). Ja, Liebe und Liebe: das ist der Anfang, der Tenor, das Ende, die Farbe, die Sprache, die Seele dieser psychologisch hochstehenden, feingearbeiteten Novellen. In der Form öfterer Anrede einer bekannten Dame gibt sie dieser Lyriker in allen Variationen; aber immer ist es Liebe zu Dritt, in Dreieck, durch und durch französisch, alles anscheinend so harmlos, so unschuldig, so innerlich notwendig, daß diese Liebesgeschichten den Leser schließlich moralisch gänzlich betäuben können: raffiniert zusammengestellte Opiate. Man müßte aber bei diesen Feinheiten und so selbstverständlich sich gebenden Freiheiten allmählich seelisch und sittlich krank werden, wenn man auf die Dauer solch süßes Gift unbewußt schlürfen würde.

Gesund, frisch und klar, innerlich befreiend, weil oft von einer köstlichen satirischen Grundstimmung, lesen sich alle 17 „Novellen und Novelletten"[3]) von Alexander Kielland, dem noch vor 15 Jahren weltberühmten nor-

[1]) Leipzig, Raimund Gerhard. 71 S. 12°. Mk. 1.50, viel zu teuer!
[2]) Goslar, F. A. Lattmann. 222 S. 8°. Mk. 3.—.
[3]) Berlin und Leipzig, Franz Wunder. 362 S. 12°. Mk. 3.—.

Digitized by Google

wegischen Erzähler. Er ist ein überlegener Geist, verfügt über eine seltene Empfänglichkeit für Eindrücke und über eine ebenso seltene Gabe, sie virtuos wiederzugeben; seine Satire übertreibt nicht, stößt auch nicht ab, darum ist sie genießbar wie jeder geistvolle Spott; aber noch mehr Gemüt und Humor finden wir in den mitunter tief ergreifenden Stücken. Seine Mädchenfiguren „Karen", „Else", seine Skizzen „Torfmoor" sind von wundervoller Gesamtstimmung; nur ein paar andere sind nichts Besonderes und wirken ein bischen langweilig. „Siesta" ist sehr treffend geschildert, nur das Auseinanderflattern befriedigt nicht; ebensowenig konnten wir verstehen, was die nachts 12 Uhr-Messe dabei zu tun hat; dumme Phrase ist: „Ein glücklicher Gott". Trotzdem empfehlen wir dieses gehaltreiche, prächtige Novellettenbuch eindringlich; wenig Nieten, viele Treffer!

Den Lesern der „Warte" brauchen wir natürlich nicht zu erklären, welche von den besprochenen Büchern zur Belletristik von gestern und zur Belletristik von heute gehören. Möge jeder wählen, was ihm zusagt, möge niemand einen Fehlgriff tun!

Proben aus Tolstois „Lebensstufen".

Spiele

Die Jagd war zu Ende. Die ganze Gesellschaft setzte sich im Kreise auf einen Teppich, den man im Schatten junger Birken ausgebreitet hatte. Gawrilo, der Küchenmeister, drückte das saftige Gras um sich her nieder, wischte die Teller ab und holte die in Blätter eingewickelten Pflaumen und Pfirsiche aus den Schachteln hervor. Durch die grünen Zweige der jungen Birken blickte die Sonne und bildete auf den Mustern des Teppichs, auf meinen Beinen und selbst auf dem kahlen, schweißperlenden Haupte Gawrilos schwankende Lichtkreise. Der leichte Wind, der meine Haare und mein in Schweiß gebadetes Gesicht berührte, wirkte auf mich sehr erfrischend.

Nachdem man uns mit Eis und Früchten versorgt hatte, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu tun, und trotz der heißen, sengenden Sonnenstrahlen standen wir auf und gingen spielen.

„Nun, was wollen wir spielen?" fragte Ljubotschka, des grellen Lichtes wegen mit den Augen blinzelnd, indem sie über den Rasen hüpfte. „Was meint ihr zu Robinson?"

„Nein, das ist langweilig," sagte Wolodja, der sich träge ins Gras gestreckt hatte und an einem Grashalm kaute; immer wieder Robinson! Wenn ihr unbedingt wollt, dann laßt uns lieber eine Laube bauen."

Wolodja wollte sich offenbar wichtig machen; wahrscheinlich war er stolz darauf, daß er auf einem Jagdpferd gekommen war und stellte sich sehr müde. Vielleicht auch hatte er schon zu viel Verstand und zu wenig Einbildungskraft, um sich am Robinson-Spiel recht zu ergötzen. Dieses Spiel bestand aus der Darstellung von Szenen aus dem schweizerischen Robinson, den wir kurz zuvor gelesen hatten.

„Nun, bitte . . . warum willst du uns nicht diese Freude machen?" drangen die Mädchen auf ihn ein. „Du kannst Karl, Ernst oder Vater sein, was du willst." sagte Katjenka, indem sie versuchte ihn am Ärmel aufzuheben.

Digitized by Google

„Wirklich, ich mag nicht; es ist langweilig!“ sagte Wolodja, sich dehnend und dabei selbstgefällig lächelnd.

„Dann wären wir besser zu Hause geblieben, wenn keiner spielen will,“ brachte Ljubotschka unter Tränen hervor.

Sie war eine rechte Heul-Liese.

„Nun denn, kommt; weine nur nicht, ich kann das nicht ausstehen.“

Wolodjas Herablassung machte uns wenig Vergnügen; sein faules und gelangweiltes Aussehen nahm vielmehr dem Spiele allen Reiz. Als wir auf der Erde saßen, um den Fischfang darzustellen, und aus allen Kräften zu Rudern begannen, saß Wolodja mit gekreuzten Armen und in einer Pose da, die der eines Fischers nicht im mindesten ähnlich war. Ich sagte ihm das; doch er erwiderte, daß wir durch unser Armschwenken weder etwas gewinnen noch verlieren und daß wir ja doch nicht vom Flecke kommen. Ich mußte ihm unwillkürlich recht geben. Als ich mit einem Stocke auf der Schulter auf die Jagd ging und dem Walde zuschritt, legte sich Wolodja auf den Rücken, streckte beide Hände unter seinem Kopf und sagte zu mir, auch er gehe ja zur Jagd. Solche Verstöße und derartige Bemerkungen kühlten unseren Spieleifer sehr ab und waren höchst unangenehm, um so mehr, als man eigentlich zugeben mußte, daß Wolodja vernünftig handelte.

Ich weiß ja selbst, daß man aus einem Stocke nicht schießen, geschweige denn einen Vogel töten kann. Es ist eben Spiel. Doch wenn man so will, so kann man auch auf Stühlen nicht reiten; und doch weiß Wolodja noch recht gut, glaube ich, wie wir an langen Winterabenden einen Lehnstuhl mit Tüchern bedeckten und daraus einen Wagen machten; der eine war Kutscher, der andere Lakai, die Mädchen in der Mitte, drei Stühle bildeten das Dreigespann (Troika), und dann fuhren wir los. Und wie viele verschiedene Abenteuer passierten auf unserer Fahrt, und wie fröhlich und wie schnell vergingen die Winterabende! . . . Nach heute zu urteilen, ist's mit dem Spiel vorbei.

„Aber wenn das Spiel aufhört, was bleibt dann? . . .“

Mascha

Aber auch nicht eine von den Veränderungen, die sich in meinen Anschauungen vollzogen, war von so großem Eindruck auf mich selbst, wie die, welche mich in einem unserer Mädchen nicht mehr den weiblichen Dienstboten sehen ließ, sondern das Weib, von welchem bis zu einem gewissen Grade meine Ruhe und mein Glück abhängen konnte.

Die ganze Zeit, die ich überhaupt zurückdenken kann, denke ich auch Mascha in unserem Hause, und doch habe ich ihr bis zu dem Zufall, der meine Anschauungen von ihr vollkommen verändert hat und den ich bald erwähnen werde, nie die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Mascha war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, als ich vierzehn zählte. Sie war sehr schön; aber ich fürchte mich sie zu beschreiben, ich fürchte, daß meine Einbildung mir wieder das bezaubernde trügerische Bild vorführen könnte, das sich zur Zeit meiner Liebesleidenschaft eingeprägt hat. Um nicht zu irren, will ich nur sagen, daß sie eine außerordentlich weiße Gesichtsfarbe hatte, üppig entwickelt und — ein Weib war; und ich war vierzehn Jahre alt.

In einem der Augenblicke, da man, das Buch in der Hand, im Zimmer auf und nieder geht und mit Absicht eine Diele überspringend nur immer auf die zweite

Digitized by Google

tritt oder irgend ein beliebiges Lied vor sich hinsummt oder sich damit beschäftigt, den Tischrand mit Tinte zu beschmieren, oder gedankenlos irgend einen Ausspruch hundertmal herzuplappern, mit einem Wort, in einem der Augenblicke, da die Vernunft die Arbeit einstellt, die Einbildungskraft die Oberhand gewinnt und Eindrücke sucht, verließ ich unser Unterrichtszimmer und ging hinunter auf den Treppenflur.

An der unteren Biegung der Treppe ging jemand in Schuhen hinauf. Selbstverständlich wollte ich gern wissen, wer das war; da plötzlich verstummte der Klang der Schritte, und ich hörte Maschas Stimme: „Nicht doch, was machen Sie denn, und wenn Marja Iwanowna kommt, — wird sie das gern sehen?"

„Sie kommt nicht," sagte Wolodjas Stimme im Flüstertone, und gleich darauf rauschte etwas, als hätte Wolodja sie festhalten wollen.

„O, wo wollen sie mit ihren Händen hin? Schämen Sie sich!" und Mascha lief in ihrem Umwurf, der nach der Seite gezerrt war und unter welchem ihr weißer voller Nacken hervorglänzte, an mir vorüber.

Ich kann kaum sagen, wie sehr mich diese Entdeckung in Erstaunen setzte, aber das Gefühl des Erstaunens machte sogleich einem Mitempfinden mit Wolodja Raum. Mich setzte nicht mehr seine Handlungsweise selbst in Erstaunen, sondern wie er dazu gekommen war, daß diese Handlung ein Genuß sei. Unwillkürlich wandelte mich die Lust an ihm nachzuahmen.

Ganze Stunden brachte ich bisweilen im Treppenflur zu, ohne etwas Bestimmtes zu denken, und horchte mit angespannter Aufmerksamkeit auf die leisesten Bewegungen, die sich oben vernehmen ließen; aber ich konnte es nie über mich gewinnen, Wolodja nachzuahmen, obgleich ich zu nichts auf der Welt solche Lust verspürte. Bisweilen horchte ich, das Ohr an die Tür gelegt, mit einem drückenden Gefühl des Neides und der Eifersucht auf das Treiben im Mädchenzimmer, und mir kam der Gedanke: wie würde ich mich ausnehmen, wenn ich hinaufginge und so wie Wolodja Mascha küssen wollte? was ich mit meiner breiten Nase und mit meinem struppigen Schopf sagen würde, wenn sie mich fragte, was ich wünsche? Ich hatte manchmal gehört, wie Mascha zu Wolodja sagte: „Eine Strafe Gottes! Was in aller Welt wollen Sie von mir, machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie ausgelassener Mensch . . . Warum kommt Nikolaj Petrowitsch nie hieher Dummheiten machen . . ." Sie wußte nicht, daß Nikolaj Petrowitsch unter der Treppe kauerte und alles auf der Welt hergegeben hätte, um an der Stelle des ausgelassenen Menschen zu sein.

Ich war schamhaft von Natur, aber meine Schamhaftigkeit wuchs noch durch die Überzeugung von meiner Häßlichkeit. Und ich bin überzeugt, daß nichts einen so niederschlagenden Einfluß auf die Richtung eines Menschen übt, wie sein Äußeres, und nicht so sehr das Äußere selbst, als die Überzeugung von dem anziehenden oder abstoßenden Eindruck, den es macht.

Ich war zu stolz, um mich an meine Lage zu gewöhnen, ich tröstete mich, wie der Fuchs, der sich einredete, daß die Trauben noch grün sind, d. h. ich bemühte mich alle Annehmlichkeiten zu verachten, die ein angenehmes Äußere verschaffen konnten, die in meinen Augen Wolodja genoß und um die ich ihn von ganzer Seele beneidete, und ich spannte alle Kräfte meines Verstandes und meiner Einbildung an, um in einer stolzen Zurückgezogenheit Genuß zu finden.

Digitized by Google

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Jeder Band Mk. 1.20 [2.—].

2. Band: **Gedichte II. Erzählungen.** Mit Einleitungen und Anmerkungen von **Eduard von der Hellen** und **Richard Weissenfels.** XXVIII und 426 S. 8°.

5. Band: **Wallenstein.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **Jakob Minor.** XL und 424 S.

8. Band: **Dramatischer Nachlass.** Bearbeitet von **Gustav Kettner.** XL und 364 S.

Die schönste Festgabe zum Schillerjubiläum, die Säkular-Ausgabe der Cottaschen Buchhandlung, ist pünktlich zum Jubiläumstage abgeschlossen worden. Ich freue mich noch einmal auf sie hinweisen zu können, indem ich die drei zuletzt erschienen Bände hier anzeige. Besser als alle die Festreden und Festschriften, die in diesen Monaten ins deutsche Volk hinausgegangen, wird sie des großen Dichters Gedächtnis nicht nur erhalten, sondern vertiefen und verklären. Einen trefflichen Stab hat der Leiter des ganzen Werkes, Eduard von der Hellen, um sich zu scharen verstanden, sodaß nur wenig an der ganzen Arbeit auszustellen ist.

Die eigene Arbeit von der Hellens erstreckte sich auf die Gedichte, von denen der zweite Band diejenigen gibt, die Schiller selber in keine seiner späteren Ausgaben aufgenommen sehn wollte: eine „Nachlese", die für uns heute von hohem Reize ist, weil sie uns den jungen Poeten in seiner ganzen Urwüchsigkeit vorführt. Die Xenien erscheinen hier gleichfalls, soweit sie nicht von Schiller selbst oder von Goethe in ihre späteren Ausgaben aufgenommen wurden. Ein sorgfältiger Kommentar begleitet sie in den zahlreichen Anmerkungen.

Weniger glücklich scheint mir Weißenfels in seiner Einleitung zu den Erzählungen namentlich zum „Geisterseher". Wie sich beim Don Karlos schon gezeigt, scheinen ihm „die Umtriebe katholischer Pfaffen" (S. XXIII), wie sie sich die Aufklärungszeit ausmalte, noch heute als historische Wahrheit zu gelten. Wie die Jesuiten, auch als der Orden gar nicht mehr bestand, als machthungrige Intriganten vorgeführt werden, könnte einen äußerst heiter stimmen, wäre nicht die ganze Erscheinung so traurig. Natürlich ist es für Herrn Weißenfels auch heute noch historische Tatsache, daß Clemens XIV. an Gift gestorben (S. 420). Solche historische Rückständigkeit sollte sich an dieser Stelle nicht finden. Auch Schillers eigenes Verhältnis zu dieser Arbeit scheint mir nicht hinreichend gewürdigt. Die Benützung der Studie Hansteins (Wie entstand Schillers

Digitized by Google

Geisterseher, Berlin 1903) wäre zu widerraten gewesen; denn in ihr „handelt es sich um einen bloßen Wahrscheinlichkeitsbeweis — man darf wohl hinzufügen, einen von der kühnsten und gewagtesten Art". (So R. Wörner im Literaturblatt für germ. und rom. Philologie 1904, Nr. 7, Sp. 232.) Einleitung und Anmerkungen zu den kleinen Erzählungen, bei denen keine Klippen dieser Art die Fahrt beengten, sind bedeutend besser.

Der Wallenstein war bei Jakob Minor natürlich in guten Händen. Die Entstehungsgeschichte zeichnet uns klar und deutlich die treffliche Einleitung; freilich sind wir auch hier besser unterrichtet als bei irgend einer anderen Arbeit Schillers. Die Anmerkungen sind sehr reichlich und ziehen Schritt für Schritt des Dichters Geschichte des Dreißigjährigen Krieges im 15. Bande bei, sicherlich ein sehr guter Gedanke; die Anmerkungen Festers aber scheinen nicht benützt zu sein, denn sonst könnte (S. 377) nicht neuerdings Tilly als Zerstörer Magdeburgs genannt sein, während Fester (S. 457) von „der jetzt allerseits verneinten Schuldfrage Tillys" spricht. Kleine Widersprüche dieser Art hätte wohl eigentlich die Oberleitung der Ausgabe ausmerzen sollen. Freilich kann uns solch ein kleiner Makel (wie auch ein Druckfehler: Nahab für Nahab) nicht die Freude am ganzen rauben. Namentlich sei hervorgehoben, daß Einwürfe von Otto Ludwig und anderen gegen Schillers Arbeit häufig beigezogen und klargestellt werden. Die Fäden des dramatischen Gewebes werden sorgfältig in ihren Verschlingungen verfolgt. Über den Charakter Buttlers, auf den jüngst eine interessante Studie im „Hochland" hinwies, kommt aber auch unser Kommentator nicht ganz ins Reine. Umso besser ist der Held selber ins Licht gestellt.

Für den dramatischen Nachlaß konnte kein geeigneterer Bearbeiter gefunden werden als Gustav Kettner, der über diese Fragmente schon vieles und gutes veröffentlicht, sie selber kritisch herausgegeben hat. Die Einleitung ordnet die Fragmente und Pläne, in einzelne Gruppen gegliedert, in den gesamten Entwicklungsgang des Dramatikers Schiller ein, während die Vorbemerkungen und begleitenden Kommentare bei den einzelnen Fragmenten den nötigen Apparat beibringen, der über Quellen und Anregungen die erforderlichen Aufschlüsse gibt. Es kann sich hier natürlich nur um eine Auswahl handeln. Auch ist es selbstverständlich, daß für den Abdruck an dieser Stelle nur die letzte, abgeschlossene Form in Frage kommen konnte; doch sind frühere Fassungen, wo dies angebracht und vorteilhaft erschien, in Fußnoten beigezogen worden. Dieser Band ist freilich wenig für das große Publikum geeignet; aber der Freund des Dichters, der sich inniger mit ihm bekannt machen will, ohne doch zum Spezialforscher zu werden — für den ist Goedekes kritische Ausgabe da, die durch die vorliegende in einigen Punkten ergänzt aber nicht überflüssig gemacht wird — der erhält hier einen Einblick in die dichterische Werkstatt von ganz eigenem Reize. Es ist schwer, einzelnes herauszuziehen; manches befremdet für den Augenblick, so, wenn sich Schiller in seinen Polizei- und Seedramenplänen doch recht sehr als Kind seiner Zeit vorstellt; aber wir sehen auch wieder, wie er sich darüber erhebt und in eisernem Ringen nach dem höchsten Kranze strebt. Der Demetrius wird deshalb immer ein tragisches Gefühl in uns wachrufen, weil er uns des Dichters Tod mitten im regsten Schaffen und Streben vor die Seele ruft.

Und mit diesem Gefühle schließe auch ich die Anzeige dieser im ganzen so prächtigen Ausgabe — möge sie als Jubiläumsgedenken in recht vieler Hände kommen!

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Digitized by Google

Scheid, Prof. Nik. S. J., **Schillers Jungfrau von Orleans.** Hat sie der Dichter in seiner „romantischen Tragödie" als Heilige dargestellt? (Frankf. Zeitgem. Broschüren XXIV. Heft 9.) Hamm i. W. 1905, Breer & Thiemann. 29 S. 8°. Mk. 0.50.

Das Schriftchen ist schon um deswillen interessant, weil es eine Reihe älterer, halb oder ganz vergessener Studien über die romantische Tragödie wieder ans Licht zieht, so die Arbeiten eines anonymen Benediktiners von Maria-Einsiedeln, des Jesuiten P. Stecher und des Frankfurter Schulmannes Veit Valentin. Auf des letzteren Ausführungen baut sich der Hauptsache nach auch diese Studie auf, die mit Geschick Schillers Balladen, zunächst den Kampf mit dem Drachen als Seitenstück beizieht. Im ersten Abschnitte wird der gegenwärtige Stand der Frage übergelegt, der im buntscheckigen Durcheinander der Ansichten ganz ergötzlich wirkt. Dann folgt ein Kapitel über „Schillers ideale Dichtungsweise" als Grundlage für den Hauptabschnitt; „Der Aufbau in der Tragödie: Die Jungfrau von Orleans". Hier wird die plötzlich aufflammende Liebe zu Lionel nicht als tragische Schuld, sondern als erste Folge der Schuld erklärt, die im Überschreiten der gottgesetzten Aufgabe in eigenwilliger Selbstüberhebung besteht. Wenn eine Hypothese soviel wert ist, wie sie beweist, dann muß man sagen, daß diese Darlegung viel für sich hat; denn der ganze Aufbau fügt sich in fest geschlossenem Bau zusammen. Nur möchte ich dann das zusammenfassende Schema im Endergebnis (IV. Abschnitt S. 28) dahin geändert sehen, daß dies Erwachen der Liebe zu Lionel schon das tragische Moment darstellt, nicht erst der Monolog zu Beginn des vierten Aktes. Die Frage, ob die Heldin als Heilige dargestellt ist, wird demnach entschieden bejaht, wobei der Begriff der Heiligen richtigerweise nicht kampflose Sündlosigkeit allein, sondern die Überwindung der Erdenschwachheit in mutvoller Buße darstellt. Und damit kann man nur einverstanden sein.

Die kleine Schrift, die große Kenntnis der einschlägigen Literatur verrät, ist aller Empfehlung wert.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Hansjakob H., **Reise-Erinnerungen.** Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 2. Aufl. 468 S. Mk. 4.80.

Müller Anton (Br. Willram); **Heliotrop, Skizzen und Bilder aus Italien.** Innsbruck, Vereinsbuchhandlung. 359 S. Mk. 4.—.

Oskar Bulle spricht sich über die Berechtigung von neuen Reisebeschreibungen in interessanter Weise in der Beil. zur Allg. Zeitung Nr. 48 vom 28. Febr. 1905 also aus: „Nur wer in rechter Weise zu reisen versteht, wird auch anziehend von seiner Reise zu reden oder zu schreiben imstande sein. Auf die Persönlichkeit kommt hier alles an; der Gegenstand, die durchreiste Lokalität trägt erst in zweiter Linie zur Erweckung des Interesses an der Schilderung bei. Denn nur wie sich das Geschaute und Erlebte in der Seele des Reisenden spiegelt, welche Spuren die fremden Eindrücke in seinem Geiste hinterlassen und zu welchen selbständigen, persönlichen Beobachtungen die an seinem Blick vorüberziehenden Erscheinungen geführt haben, nur der Durchgang durch das Medium einer frischen und eigenartigen Anschauung also erzeugt die Buntheit und Belebtheit des Gesamtbildes, auf denen jenes Interesse beruht . . . ."

Ohne Zweifel verdankt gerade Hansjakob seine unverminderte Beliebtheit und Anziehungskraft diesen durchaus richtigen psychologischen Momenten. Er ist freilich ein Medium, und was für eines! Darum mag man auch noch so oft den Kopf

Digitized by Google

schütteln ob seiner Gedankensparren und oft kuriosen, mitunter kindlichen Ein- und Ausfälle. Die Persönlichkeit des Verfassers schaut uns auf jeder Seite an und deshalb nimmt man ihn immer gern wieder in die Hand. Nach 30 Jahren folgen seine Reiseerinnerungen „In Frankreich" in 2. Auflage. Noch ist er nicht der elegische Weltschmerzler, auch nicht der ganz originale und eigensinnige Schriftsteller von heute; aber: ex unque leonem! Noch ergeht er sich in gewaltig breiten historischen, kultur- und kunstgeschichtlichen Ausholungen und Ausläufern; aber gleichwohl übertrifft das 30 Jahre alte Buch, das nur ein wenig retouchiert erscheint, viele Reisebeschreibungen vom Tage.

Bruder Willram ist ein Rhetor und auch Poet dazu. In kolossalem Dithyrambenton erklingt sein Lied vom Land, wo die Zitronen blühn; in glühenden Farben, die aber imstande sind, dem Leser den Blick zu blenden, ersteht durch des Tiroler Poeten Stift jenes Land, so reich an Geschichte und Kunst und Landschaft; künstlerisch hervorragend dünkt uns die Skizze „In der Stadt des Todes", in der er wirklich schafft d. h. die furchtbare Zerstörung Pompejis usw. vor unsern Augen hereinbrechen läßt; hier schildert und beschreibt er nicht bloß; wir wohnen vielmehr dem Treiben im Theater zu Pompeji an und schauen erschreckt zu, wie das entsetzliche Verhängnis auf die Masse und auf einzelne hereinfährt; das ist eine ganz bedeutende schriftstellerische Leistung; sonst wirkt aber die allzu häufige Dithyrambensprache des Buches fast ermüdend und übersättigend. Einige Übertreibungen und Unrichtigkeiten übersehen wir gern; wir empfehlen ihm auch einen viel spärlicheren Gebrauch des Relativwortes „welcher", das die Sätze oft geradezu schwer macht; auf Seite 117 stehen in 16 Zeilen 6 „welcher"! Durch seine flotte, lebhafte, persönliche Art darf sich „Heliotrop" mit gutem Recht in der bessern italienischen Reiseliteratur behaupten.

Altingen. Hermann Binder.

Hansjakob H., **Mein Grab.** Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1904, Ad. Bonz & Co. 167 S. Mk. 1.80.

Im Heliotrop Müllers stehen Feuerbüschel schwunghafter Beredsamkeit und poetischer Schilderungen; „Mein Grab" ist so wehmütig, tieftrauernd über die Eitelkeit der Eitelkeiten; aber durchaus wahrhaft klingen die Seufzer und tönen die Predigtworte des alten Herrn über die Nichtigkeit der Welt und ihrer Freuden. Aber wiederum: es ist die geschlossene Persönlichkeit des Freiburger Pfarrherrn, der wir nachziehen auf ihren Fahrten zu seinem werdenden Grab, hinter der wir immer gern stehn, lauschend, erschüttert, auch dann und wann ein wenig lächelnd über die wiederholt schon von ihm gehörten Klagen über alles Moderne; vom literarästhetischen Standpunkt mag man es bedauern, daß die Klagepredigt überwiegt; dem Apologeten und ernst denkenden Menschen kann es nur willkommen sein, wenn ein vielgelesener und überall gern gehörter Schriftsteller die tiefsten und eindringlichsten heiligen Wahrheiten seinen Freunden und Freundinnen immer wieder vor Augen hält.

Altingen. Hermann Binder.

Petzet, Erich. **Paul Heyse als Dramatiker.** Stuttgart u. Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G.m b.H. 103 S. 8°. Mk. 1.50.

Mit großem Fleiße und großer Liebe ist dies Büchlein geschrieben. Der Verfasser ist von der dichterischen Größe Heyses durchdrungen und kann entgegengesetzte Meinungen schwer begreifen. Manchen einseitigen Polemiken gegenüber hat er entschieden recht, ich denke z. B. an Bartels. — Aber trotzdem wirkt das Ganze nicht

Digitized by Google

überzeugend. Neben vorsichtigem Zugestehen dramatischer Schwächen sind die Vorzüge so energisch herausgehoben, daß man nicht selten das Gefühl hat, es geschehe hierin des Guten zuviel. Wer mit dem Theaterbetriebe nur einigermaßen vertraut ist, der weiß freilich, wie viele Erfolge künstlich gemacht, wie viele künstlich hintangehalten werden; schwer aber wird er sich einreden können, daß die Dramen eines Mannes, der Jahrzehnte hindurch einer der meistgelesensten und meistgefeiertsten Dichter Deutschlands war und für viele noch ist, eines Poeten, der eine große Gemeinde um sich geschart, lediglich aus Gründen, die außerhalb der Kunst liegen, der Bühne vorenthalten wurden. Alle äußeren Vorbedingungen wurden hier gegeben, und dennoch — — ich glaube, es werden sehr viele mit mir zusammenstimmen, wenn ich das Büchlein von Überschätzung des Dramatikers Heyse nicht völlig freizusprechen vermag. Als Übersicht über Heyses dramatisches Schaffen, die manch gute Bemerkung beibringt, freilich auch manch ernstem Einwurfe — wie bei Maria von Magdala — in eleganter Wendung ausweicht, verdient das kleine Buch Dank und Empfehlung.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Der gestiefelte Kater. Von **Gustav Falke.** Hamburg 1904, Alfred Janssen. 79 S. 8°. Mk. 3—.

Aus dem bekannten putzigen Märchen hat Gustav Falke ein köstliches Heldengedicht in Hexametern gestaltet, das in dem guten Lehrsatze endigt, jung und alt möge beherzigen „was man in Stiefeln erreicht, wenn man die Sohlen nicht schont." Mit einer behaglichen Lust an kleinen Zügen und Charakterbildchen ist die Rolle des Hinze erweitert und bedeutend lebendiger geraten, als das Original sie kennt. Man kann sagen, daß die ganze Geschichte vermenschlichter zu uns spricht. An Spott und treffender Weisheit fehlt es auch nicht; und jeder wird den breiten Ausschmückungen, die nirgends in toten Stellen oder ermüdenden Reflexionen stecken bleiben, mit heiterem Genusse folgen. Die Form ist meisterhaft bewältigt: es ist hiermit bewiesen, daß auch das modernste Deutsch willig dem antiken Metrum folgt, wenn ein echter Dichter und Sprachgestalter sich desselben bedienen will. Geht an manchen Stellen, z. B. wo von dem rebhuhnfreudigen Könige die Rede ist, der Ton etwas ins Bissige, Sarkastische, so ist meist glücklich das Humorvolle und Idyllische festgehalten worden, wie es sich für die übermütige Fabel schickt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Studien zur Theorie des Gleichklangs. (Studien zur Theorie des Reims II.) Ein Programm von Dr. phil **Alex. Ehrenfeld,** Privatdozenten an der Universität Zürich. Zürich 1904, Zürcher & Furrer. IV und 44 S. 8°.

Die vorstehende Arbeit ist eine Vorfrucht von eingehenden Studien auf dem Gebiete des Gleichklangs, die sich auf psychologischer Basis erheben. Der Verfasser weist darauf hin, daß sich Herder und Goethe mit der Entstehung des Reimes beschäftigten, während die Romantiker die Wirkung desselben auf das Publikum beobachteten. Der zukünftigen Forschung stellt er die Aufgabe: zu untersuchen, wie allgemein Menschliches und individuell Poetisches, Instinkt und Absicht, Originalität und Tradition durcheinander weben und Spieltrieb, Aufmerksamkeit und Übung eine künstliche Sprache, die Dichtersprache, bilden helfen. Wer sich auch nicht mit allen seinen Ausführungen identifizieren kann, muß doch gestehen, daß seine „Studien" reiche Anregungen bieten. A. D.

Digitized by Google

Goethes Harzreise im Winter. Eine literarische Studie von **A. Pfennings.** Münster (Westf.) 1904, Heinr. Schöningh. 105 S. Mk. 1.50.

Im 2. Bande der „Zahmen Xenien" (1823) verspottet Goethe die Kommentatoren, die ihn mit der mitunter höchst merkwürdigen Auslegung seiner Gedichte selber verblüffen machten. Kundige Führer und Erklärer sind uns freilich nötig, wenn wir einen großen Teil seiner Schöpfungen verstehen wollen. Manche persönliche Anklänge darin, die von den Zeitgenossen wohl erfaßt wurden, bleiben uns fremd, wenn uns nicht der Literarhistoriker Aufschluß hierüber gibt. So können wir auch „Die Harzreise im Winter" erst dann in den „stillen Zusammenhang seines Lebens" einreihen, wenn uns ihre Veranlassung klar wird.

Zwei Gründe bewogen den Dichter zu seiner widerlichen (29. November 1777) und vor jedermann verheimlichten Fahrt: seine Berufung als Mitglied der neueingesetzten Bergwerkskommission (14. Novbr. 1777) und das hiedurch entsprossene Verlangen, den Bergbau selber zu sehen; dann aber auch der lebhafte Wunsch, einen merkwürdigen jungen Mann kennen zu lernen, den Sohn des Oberhofpredigers Plessing in Wernigerode, der, von dem Wertherfieber ergriffen, Goethe seinen zerrissenen Gemütszustand in leidenschaftlichen Briefen offenbarte. Unerkannt — als Maler Weber aus Gotha — nahte er sich dem Unglücklichen, dem er keinen Trost bringen konnte, dann aber eilt er am Nordostabhange des Harzes hin und bestieg am 1. Dezember den Brocken. Die vorgenannte Ode wird das treue Spiegelbild seiner damaligen Stimmungen; das erhebende Bewußtsein seines Dichterberufes, der Gedanke an den unglücklichen Jüngling in Wernigerode, die Erinnerung an den Herzog Karl August und Frau von Stein: all das ist mit kunstvollen Fäden in einander verwoben und endet mit einer Apostrophe an den Brockengipfel. —

Wahrlich, nach der Lektüre dieser literarischen Studie von A. Pfennings, die sich auf reiches Quellenmaterial stützt, bietet „Goethes Harzreise im Winter" keine Rätsel und Geheimnisse mehr. A. D.

Fodl, Prof. Dr. Friedrich, **Zwei Schillerreden.** Leipzig und Wien 1905. Akademischer Verlag. 2. Aufl. 32 S. 8°.

Pol, H., Die Vorbedingungen zu einem richtigen Verständnis Friedrich Schillers. Festrede zur Erinnerung an Schillers 100-jährigen (!) Todestag, 9. Mai 1905. Groningen, P. Noordhoff. 24 S. 4°. Mk. 0,80.

Bei der volkstümlichen Schillerfeier des Wiener Volksbildungs-Vereins und bei der Schillerfeier der k. k. technischen Hochschule in Wien hat der Professor der Philosophie und Kulturgeschichte die beiden Reden gehalten. Begeistert ist ihre Form. Festreden im eigentlichen Sinne. Die erste gibt einen ganz kurzen Überblick über des Dichters Entwicklung und klingt aus in einen Preis der Harmonie, die Schiller als höchstes Lebensziel fordert. Der zweiten Gedankengang läßt sich schwer in kurze Worte fassen: von dem Künstler Schiller geht auch sie aus, um zum Lehrer des Lebens und der Bildung in ihm zu kommen. Manche Stellen klingen aber bedenklich, als ob sie nur Worte wären — und so soll über einzelne Wendungen, die man angreifen könnte, nichts weiter gesagt sein. Jedenfalls versteht man die in der Einleitung angedeutete Schwierigkeit, vor einem akademisch-studentischen Kreise von Schiller zu sprechen.

Die Festrede Pols ist außerhalb der Grenzen Deutschlands gehalten und, wie einige Druckversehen wahrscheinlich machen, auch gedruckt. Und schon um deswillen ist sie mit Freuden zu begrüßen. Sie verlangt mit Recht, daß man den ganzen Schiller, den Dichter, den Denker und den

Digitized by Google

Menschen zu verstehen suche, und zeichnet auf dieser Grundlage, allerdings in großen Zügen, ein ansprechendes Bild des großen Toten, eines „Erziehers zur Wahrheit", eines „Dichters von Gottes Gnaden". Eine schöne und warme Huldigung aus den Niederlanden.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Cossak, Margarete, Nordische Novellen. Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

In nordischen Ländern, an der skandinavischen und finnischen Küste nämlich, und auf Island, spielen, mit Ausnahme der letzten, nach Masuren verlegten, diese Erzählungen, die in der Entfaltung der meist auf seelischem Gebiet sich abspielenden Handlung die schon bewährte Darstellerin verraten. Die nordische Natur mit ihren großartigen Lichtreizen, ihrer abwechslungsarmen, aber um so eigenartigeren Flora und der stummen und doch so beredten Sprache ihrer eindrucksmächtigen Felsrücken und Wassermassen ist zweifelsohne treffend skizziert. Die hineingestellten Hauptpersonen aber sind teilweise gar keine Kinder des zum Schauplatz erwählten Landes oder doch keine typischen Vertreter seiner Bevölkerung, vielmehr naturalistische Ausnahme-Geschöpfe, der von ihnen durchlebte Konflikt also keine unter normalen Verhältnissen anziehende Seelenläuterung, sondern ein pathologischer Vorgang.

Die Liebe als „Krone des Lebens" spielt ihre Rolle in sämtlichen Erzählungen, die Wahl dieser Aufschrift als Gesamttitel ist also nicht Äußerlichkeit, sondern innerlich wohlbegründet, obschon nur der Ausgang der beiden ersten Novellen, nicht der der übrigen die Wahrheit jenes skandinavischen Liederwortes zu bestätigen scheint.

Wahner.

Mirow, L., Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern. Leipzig 1904, R. Wöpke. 144 S. 8°. Mk. 1.50.

Zweifellos sieht der Verfasser richtig, wenn er auch im neuen Jahrhundert eher eine zunehmende Begeisterung für den unerreichten Meister als das Gegenteil konstatiert. Besonders infolge des neuerschlossenen Requiems hat sein unsterblicher Name sich noch gehoben. Mirow möchte durch sein Büchlein zur Popularisierung der Mozartverehrung beitragen. Liebe für den Meister spricht aus jeder Zeile. Aber es ist keine ungerechte Vorliebe. Besonders beachtenswert erscheint uns das Vorwort (S. 5—24). Im Streben diesen „begabtesten und universellsten" aller Künstler in den Rahmen der musikalischen Entwicklung gebührend hereinzustellen, wird Mirow zu einem trefflichen Apologeten Mozarts. Er zerstreut manche Vorurteile über dessen Leben und Sterben, die selbst heutzutage noch nicht ganz überwunden sind. Die letzten tragischen Episoden des großen Musikers sind trotz des belletristischen Beiwerks historisch gut fundiert. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser durch seine empfehlenswerte Schrift den Kreis der Mozartfreunde erweitert.

Dr. Steinhauser.

Zur Beachtung! Mit diesem Hefte schließt der VI. Jahrgang der „Literarischen Warte". Wir ersuchen unsere verehrten Abonnenten, namentlich die Postabonnenten, freundlichst, ihre Abonnements umgehend zu erneuern, damit in der Zustellung keine Störung eintritt.

Der Verlag.

Herausgeber und Redakteur: Dr. Jos. Popp in München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064482126

Digitized by Google

Digitized by Google